Die Grenzboten

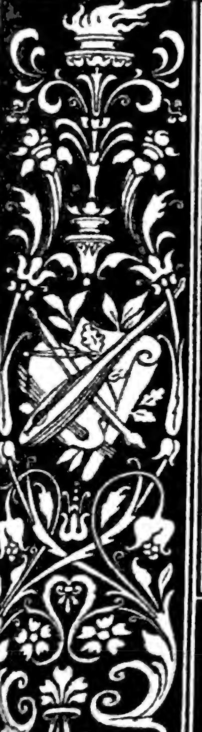
Nr.	Gouvernements usw.	Zahl der Wahlmänner von den Bauern 1905	Bauern 1907	Grundbesitzern 1905	Grundbesitzern 1907	Städtern 1905	Städtern 1907	im ganzen 1905	im ganzen 1907	Fabrik- und Bergarbeitern 1907	Für die zweite Reichsduma wurden gewählt: Polen	Sozialisten	Kadetten	Gemäßigte	Absolutisten
	I. Nord-Gebiet														
1	Archangelsk . . .	19	9	13	26	—	10	32	46	1	—	2	—	—	—
2	Olonetz	27	17	9	26	14	17	50	60	—	—	—	3	—	—
3	Wologda	46	19	21	42	13	24	80	85	—	—	4	1	—	—
4	Petersburg . . .	14	8	21	31	19	25	54	70	6	—	3	6	—	—
5	Nowgorod	31	16	45	55	16	25	92	98	2	—	1	—	4	1
6	Pskow	24	14	27	38	10	18	61	70	—	—	—	3	—	1
		161	83	136	218	72	119	369	429	9	—	10	13	4	2
	II. Nordost-Gebiet														
7	Wjatka	148	23	18	53	34	29	200	109	4	—	13	—	—	—
8	Perm	86	26	58	59	52	30	196	120	5	—	12	1	—	—
		234	49	76	112	86	59	396	229	9	—	25	1	—	—
	III. Ost-Gebiet														
9	Ufa	88	30	36	58	26	19	150	110	3	—	4	6	—	—
10	Orenburg	63	20	19	32	23	13	105	66	1	—	2	5	—	—
11	Ssamara	97	33	52	76	31	21	180	131	1	—	10	—	3	—
		248	83	107	166	80	53	435	307	5	—	16	11	3	—
	IV. Südost-Gebiet														
12	Astrachan	29	10	5	12	16	23	50	46	1	—	2	1	1	—
13	Dongebiet	93	31	47	79	37	29	177	142	3	—	3	9	—	—
		122	41	52	91	53	52	227	188	4	—	5	10	1	—
	V. Mittlere Wolga														
14	Nishn.-Nowgorod.	42	21	30	50	18	27	90	100	2	—	4	3	—	—
15	Kasan	98	33	23	50	18	32	139	117	2	—	5	2	3	—
16	Ssimbirsk	44	17	29	43	17	19	90	80	1	—	6	—	—	—
		184	71	82	143	53	78	319	297	5	—	15	5	3	—
	VI. Mittl. Schwarzerde-Gebiet														
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	—	6	—	—	—
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	—	11	—	—	—
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	—	9	1	2	—
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	—	4	3	5	—
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	—	9	1	—	1
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	—	7	4	—	—
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	—	—	5	3	1
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	—	—	1	2	3
25	Rjäsán	54	24	40	52	27	27	121	104	1	—	3	5	—	—
		561	234	384	558	229	253	1174	1064	19	—	49	20	12	5




Dei
Sub Numine
Viget







66. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 27

Ausgegeben am 4. Juli 1907

Inhalt



50 Pf. das Heft

6 Mark das Viertelj.

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

---

66. Jahrgang

Dritter Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1907

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1907. Drittes Vierteljahr

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär, Marine

Volkswirtschaft, Verkehr, Verwaltung, Rechtswesen, Unterrichtswesen, Kirchenwesen

Literatur und Kunst

Verschiednes

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literatur

Die mit einem * bezeichneten Bücher sind in einem größern Artikel behandelt oder erwähnt worden.



Amerikanische Stimmen zur zweiten Haager Konferenz

ie in Washington erscheinende Monatsschrift The Navy, die nicht nur den Marineinteressen gewidmet ist, sondern auch der Diskussion internationaler Fragen der auswärtigen Politik dient, bringt in ihrer Aprilnummer einige Artikel über die Themata, die auf der zweiten Haager Konferenz zur Erörterung kommen.

Deutschlands Stellung ist in einem von hohem politischem Scharfblick und von guter Fühlung mit den maßgebenden Kreisen Berlins zeugenden Briefe des Associated-Preß-Korrespondenten Mr. Elmer Roberts geschildert. Er beginnt mit Konstatierung der Tatsache, daß die deutsche Regierung der Erörterung von Abrüstungsvorschlägen auf der Haager Konferenz abgeneigt sei, und setzt die Gründe für diese Haltung auseinander, die in Amerika anscheinend nicht ganz verstanden werde. Mr. Roberts erwähnt, daß der Gegenstand sehr ernstlich von den Männern geprüft worden sei, die für die höhere auswärtige und militärische Politik der Regierung verantwortlich sind. Die Möglichkeit einer tatsächlichen Beschränkung der Rüstung sei von jedem Standpunkt aus geprüft worden, insbesondre, ob es möglich sei, die Kriegsvorbereitungen von den Ausgaben abhängig zu machen oder zu der Bevölkerung oder der Ausdehnung des Gebiets oder der nach sachverständigem Urteil relativ exponierten geographischen Lage eines Landes in ein Verhältnis zu bringen. Kein einziges dieser Prinzipien scheine der deutschen Regierung auf die verschiednen Situationen anwendbar zu sein, in denen sich die großen Mächte befinden. Aber selbst wenn man annähme, daß die Mächte imstande sein sollten, ein Abkommen auf Grund eines dieser Prinzipien oder durch eine Modifikation aller zustande zu bringen, so würde doch die wichtige Frage der Kontrolle über die Ausführung eines solchen Abkommens ungelöst bleiben.

Die Ausübung einer internationalen Oberaufsicht sei doch schwer vorstellbar. Wie könne eine Kontrolle bei dem gegenwärtigen Zustande der nationalen Meinung wirksam sein, wo sich die meisten Völker und Regierungen in ständigem Argwohn auf ihre Nachbarn zu befinden scheinen?

Die Ausführung eines solchen Abkommens müßte schließlich doch immer auf der bona fides der vertragschließenden Mächte beruhen. Gerade aber die bona fides sei nicht vorhanden, und in ihrem Fehlen liege die innere Ursache zu allen Rüstungen. Napoleon habe in dem Vertrage Frankreichs mit Preußen im Jahre 1807 die preußische Armee auf 42000 Mann begrenzt. Sechs Jahre darauf seien die Preußen trotzdem mit 200000 Mann ins Feld gerückt. Der Vertrag sei so abgefaßt gewesen, daß Scharnhorst, der leitende Geist der preußischen Armeereorganisation, imstande war, mit Hilfe eines technischen Kunstgriffs ungefähr fünfmal mehr als die stipulierte Maximalzahl auszubilden. Der vor einigen Jahren zwischen Argentinien und Chile abgeschlossene Vertrag zum Zwecke der Beschränkung von Kriegsschiffsneubauten habe Anlaß zu akuten Mißverständnissen gegeben. Bei der gegenwärtigen Empfindlichkeit des nationalen Fühlens würde aller Voraussicht nach jede vereinbarte Beschränkung den Keim für neue Gelegenheiten zu Mißtrauen in sich tragen. Die Bildung eines neuen Schützenklubs oder die Organisation einer Knabenschule zu einem Bataillon für körperliche Übungen würde dann wahrscheinlich genügen, die bona fides der Regierung in Zweifel zu ziehen, in deren Jurisdiktion der Zwischenfall stattgefunden hätte. Die Art, in der ein neues Handelsschiff konstruiert würde, jedes Anzeichen für seine Verwendbarkeit im Kriegsfalle würden zu Bedenken und Nachforschungen dienen.

Roberts schließt aus allen diesen Beispielen, daß ein Abkommen über eine Beschränkung der Rüstungen kaum zum Ziel führen könne, und meint, daß man lieber alles aufbieten solle, um die Hauptursache für die gegenwärtigen Rüstungen, nämlich den gegenseitigen Argwohn zu beseitigen. Dann würden auch die Rüstungen in entsprechender Weise und fast automatisch beschränkt werden können. Er zieht eine Analogie zwischen der Haltung der Mächte zueinander und der Gewohnheit von Männern eines primitiven Staates, immer bewaffnet zu gehn. In demselben Maße, wie das Zutrauen zueinander zunehme, und die Rechtspflege eine ständige Einrichtung werde, nehme auch das Waffentragen ab, und geradeso würde es im Leben der Staaten gehn.

Denselben Gedanken, den hier Mr. Roberts ausspricht, hat vor Jahren der Legationssekretär von Flöcher in seinem Buche über die völkerrechtliche Intervention*) geäußert. Es ist in der Tat zu hoffen, daß der allmähliche Ausbau des Völkerrechts dazu führen wird, die Kriege immer seltner zu machen. Daß die Kriege ganz beseitigt werden könnten, ist bei der Natur der Menschen aber ausgeschlossen.

Da die Haager Konferenz ein so weites Arbeitsfeld für die Ausdehnung der schon gemachten Anfänge zu einer humanern Gestaltung des Krieges und zu internationalen Schiedsgerichten biete, hält Mr. Roberts Deutschlands Weigerung

*) De l'Intervention en Droit International par A. de Floeckher. Paris, A. Pedone, 1896. S. 2 ff.

für gerechtfertigt, sich in eine Diskussion über ein Ideal einzulassen, das jenseits der Grenzen einer gegenwärtig möglichen Abmachung liegt. Außerdem sei allgemein bekannt, daß die britische Diplomatie niemals tätiger gegen Deutschland gewesen sei als während der letzten Monate. Ihr augenblickliches Ziel scheine zu sein, Italien vom Dreibunde loszulösen oder doch wenigstens zur Neutralität zu bewegen. Deutschland habe nur einen einzigen festen Freund im europäischen Staatensystem, Österreich, und von Deutschland eine Beschränkung seiner militärischen Streitkraft in diesem Zeitpunkt zu verlangen, sei gerade so, als ob man einen Mann, der hinter der Ecke seinen Feind zu treffen erwartet, aufforderе, seinen Revolver abzuliefern. Die englische Diplomatie und die englische Presse hätten ja vielleicht mit Erfolg im Auslande den Eindruck erweckt, daß Deutschland nur deshalb nicht die Rüstungsfrage zu diskutieren wünsche, weil es aggressive Absichten habe, aber das scheine doch weniger nachteilig zu sein, als an einer unaufrichtigen Debatte teilzunehmen, die doch resultatlos sei und außerdem die Zeit in Anspruch nehme, und die man viel nützlicher verwenden könne, um Mittel zu finden, die friedliche Lösung internationaler Streitigkeiten auszudehnen. Mr. Roberts ist jedoch überzeugt, daß die deutsche Regierung, wenn andre Mächte ein gerechtes und sicheres Schema für die Beschränkung der Rüstungen finden könnten, dieses sicher einer objektiven Prüfung unterziehn würde.

Die britische Regierung habe, wie man in Berlin annehme, zwei Hauptgründe, um auf eine Diskussion der Rüstungsfrage zu dringen: erstens würde Großbritannien, wenn durch einen Zufall die Mächte übereinkommen sollten, ihre Rüstungen einzustellen, zu einer ständigen Oberherrschaft zur See gelangen, und zweitens würde Großbritannien, wenn eine große Majorität von Staaten Verbesserungen für den Seekrieg geneigt sein sollten, wie der Neutralisierung des Privateigentums der Kriegführenden zur See, besser in der Lage sein, zu sagen, daß, da nun einmal keine Neigung vorhanden sei, die Rüstungen einzuschränken, der Seekrieg auch möglichst rücksichtslos gegen den Feind geführt werden müsse.

Nach Mr. Roberts Ansicht sollen viele einflußreiche Personen in Berlin den Standpunkt vertreten, daß Großbritanniens Abrüstungsvorschlag nicht so sehr gegen Deutschland wie gegen die Vereinigten Staaten gerichtet sei. Als Grund dafür werde angegeben, daß England eine dreimal so große Flotte als die Vereinigten Staaten habe, und daß die Union die einzige Macht in der Welt sei, die eine ebenso große Flotte wie Großbritannien bauen könne.

Mr. Roberts geht dann zur Erörterung der andern Fragen der Haager Konferenz über. Bekanntlich ist die Abrüstungsfrage in dem russischen Programm überhaupt nicht enthalten, sondern erst von England vorgeschlagen worden, das sich eben alles erlauben zu können glaubt, während es sonst im internationalen Verkehr üblich ist, daß der Staat, der zu einer Konferenz einlädt, allein die einzelnen Programmpunkte festsetzt.

Eine der Hauptkontroversen, die sich aus dem russisch-japanischen Kriege ergeben haben, ist die des Beginns der Feindseligkeiten. Das Vorgehen einer Regierung, die ohne Notifikation den Krieg begann, konnte vor dem russisch-japanischen Konflikt durch eine Reihe von Präzedenzfällen gerechtfertigt erscheinen. Die förmliche Kriegserklärung wurde als ein Überbleibsel aus der Zeit des Rittertums behandelt, wo die Herausforderung in zeremonieller Weise durch einen Herold in das Lager des Gegners gesandt wurde. Schon Hugo Grotius erklärte eine solche Formalität für überflüssig. Nach den Angaben des Oberst Maurice sollen hundertundzehn von hundertundzwanzig Kriegen in dem Zeitraum von 1700 bis 1870 ohne Kriegserklärung begonnen haben.

Nach der seltsamen Kriegseröffnung durch die Japaner hat die öffentliche Meinung der Welt die Frage auch einer erneuten Prüfung unterzogen und ist zu dem Resultat gekommen, daß der Beginn eines Krieges durch Überraschung unvereinbar sei mit der Rücksichtnahme, die ein Staat dem andern schulde. Mr. Roberts ist der Ansicht, daß Deutschlands Stellung deutlich zugunsten einer Kriegserklärung vor Beginn der Feindseligkeiten sei. Der schwierige Punkt sei der Zwischenraum, der zwischen der Erklärung und dem Angriff verstreichen müsse. Unmittelbar nach der Erklärung den Krieg zu beginnen würde auch eine Überraschung sein; während kein Staat gewillt sein würde, sich des Vorteils zu begeben, seine Kriegsbereitschaft schnell auszunutzen.

Die Legung von Seeminen, die im russisch-japanischen Kriege zum erstenmal in größerm Maßstab zur Anwendung gekommen sind, hat sich als überaus nachteilig für die Handelsschiffe erwiesen, die auch jetzt noch im Golf von Petschili durch losgerissene Seeminen gefährdet werden. Mr. Roberts meint, die Schwierigkeit liege darin, den Gebrauch von Seeminen auf gewissen belebten internationalen Handelswegen auszuschließen. Die deutsche Ansicht sei, daß die russische Praxis, wonach neutralen Regierungen notifiziert werde, in welchen Gewässern Minen verwandt würden, zu einem Grundsatz des Völkerrechts gemacht, und ferner, daß die kriegführenden Mächte verpflichtet werden müßten, alle festen und schwimmenden Minen sofort nach Aufhören des Krieges zu beseitigen. Die Umwandlung von Handelsschiffen in Kriegsschiffe wird ebenfalls im Haag behandelt werden. Diese Frage wurde aktuell, als die russischen Kriegsschiffe Petersburg und Smolensk von der freiwilligen Flotte im Schwarzen Meer die Dardanellen als Handelsschiffe passiert, dann aber auf hoher See die Kriegsflagge gehißt und das britische Schiff Malacca gekapert hatten. Der Protest Englands stützte sich darauf, daß diese Schiffe entweder Kriegsschiffe wären und als solche die Dardanellen nicht hätten passieren dürfen, oder wenn sie die Dardanellen als Handelsschiffe durchfahren hätten, nicht in Kriegsschiffe hätten umgewandelt werden dürfen.

Deutschland beabsichtigt, wie Mr. Roberts mitteilt, die Ansicht zu vertreten, daß in den Fällen, wo ein Handelsschiff in ein Kriegsschiff umgewandelt worden ist, ein solches Schiff während der ganzen Kriegsperiode ein Kriegs-

schiff bleiben muß, und daß es unzulässig sei, ein und dasselbe Schiff bald als Handelsschiff, bald als Kriegsschiff zu verwenden, je nachdem es vorteilhaft erscheinen möge.

Die Behandlung von Schiffen der kriegführenden Staaten in neutralen Häfen ist ebenfalls noch eine ungelöste Frage. Uneinigkeit herrscht insbesondre darüber, wie lange solche Schiffe in neutralen Häfen bleiben dürfen, bis zu welcher Ausdehnung sie bei Reparaturen unterstützt werden, und welches Quantum Kohlen sie erhalten dürfen. Frankreich handelte während des russisch-japanischen Krieges nach dem Grundsatz, daß ein neutraler Staat Kriegsschiffen einer kriegführenden Partei jede verlangte Hilfe gewähren dürfe, vorausgesetzt, daß die andre Partei genau in demselben Sinne behandelt würde, während Großbritannien den Hafen von Weiheiwei für die Schiffe beider Parteien schloß und in andern Häfen Ausbesserungen und Einnahme von Kohlen nur im beschränktesten Umfange gestattete.

Mr. Roberts gibt an, daß Deutschland hierüber klare Regeln herbeiführen wolle, damit die Neutralen soweit als möglich nicht in den Streit über die Interpretation dieser Frage hineingezogen werden können. Deutschland sei auch bereit, sein Einverständnis damit zu erklären, daß ein Unterschied gemacht werde zwischen Häfen, die nahe bei, und solchen, die weitab von dem Kriegstheater liegen.

Das Versenken von Seeschiffen, die als Prisen genommen worden sind, wird nach Mr. Roberts Ansicht eingeschränkt werden, wenn der deutsche Vorschlag angenommen würde, wonach das Versenken eines neutralen Schiffes nur unter außerordentlichen und genau bestimmten Umständen zulässig sein solle, und auch dann nur bei vollem Ersatz für Schiff und Ladung.

Der Begriff der Kriegskonterbande wird voraussichtlich zu großen Meinungsverschiedenheiten Anlaß geben. Mr. Roberts erwähnt, daß man in den Vereinigten Staaten über die russische Erklärung sehr erregt gewesen sei, wonach Lebensmittel, rohe Baumwolle, Alkohol, Naphtha und Kohlen für absolute Kriegskonterbande erklärt wurden, und daß auch Deutschland jetzt geneigt sei, mitzuwirken, daß die Artikel, die als Kriegskonterbande erklärt werden können, möglichst limitiert werden.

Zum Schluß bespricht Mr. Roberts den Schutz des Privateigentums der Kriegführenden zur See. Diese Frage bildete den wichtigsten Punkt des russischen Programms und ist von Großbritannien, dem sie sehr wenig gelegen kommt, geflissentlich in den Hintergrund zu drängen versucht worden. Schon auf der ersten Haager Konferenz stellte Mr. Andrew D. White, der damalige erste amerikanische Delegierte, einen Antrag, daß der Schutz, den das feindliche Privateigentum schon jetzt im Landkriege genießt, bis zu einem gewissen Grade auf den Seekrieg ausgedehnt werde, aber es kam trotz der Unterstützung Deutschlands zu keinem Beschluß, weil England und Frankreich opponierten. Die Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, bestehn nach Mr. Roberts Ansicht

darin, daß das Privateigentum zur See nur dann geschützt werden kann, wenn neue Bestimmungen getroffen werden über das Recht der Kriegsschiffe, die Handelsschiffe zu durchsuchen, und das Recht, Ladung oder einen Teil der Ladung als Kriegskonterbande oder wegen Blockadebruchs wegzunehmen.

Jedenfalls darf man aber nicht übersehen, daß die ganze amerikanische Marine in diesem Punkte andrer Meinung ist als die amerikanische Regierung, deren Standpunkt Mr. Roberts wiedergegeben hat, und schon jetzt in der Presse heftig dagegen protestiert, daß der Schutz des Privateigentums zur See auf der zweiten Haager Konferenz beschlossen werden solle.

Mr. Benjamin Baker, der sich in The Navy zum Sprachrohr der amerikanischen Marinekreise gemacht hat, führt in einem längern Artikel die Gründe aus, die dagegen sprechen. Auch Rear-Admiral Sperry, der amerikanische Marinevertreter auf der zweiten Haager Konferenz, hat sich in einem Interview ablehnend geäußert. Mr. Baker führt aus: der Seehandel sei eine der wichtigsten Einnahmequellen der kriegführenden Weltmächte und liefere der Nation nicht nur ein Einkommen in Gestalt von Einfuhrzöllen, sondern auch einen Wertzuwachs des Privateigentums, das den innern Steuern unterworfen sei. Die Fortdauer des Handels während des Krieges würde direkt und unfehlbar die Widerstandskraft des betreffenden Staates steigern. Es sei darum im Prinzip das klare Recht einer jeden Macht, ihrem Feinde den überseeischen Handel zu verbieten und dieses Verbot durch die Wegnahme feindlicher Schiffe wirksam zu machen, da hierdurch die Fähigkeit des Feindes, den Krieg fortzusetzen, herabgesetzt werde. Die Vereinigten Staaten hätten nur einen geringen Außenhandel unter eigner Flagge und könnten darum in einem Seekriege nur wenig geschädigt werden. Dagegen könnte die amerikanische Flotte in einem Kriege mit Großbritannien den britischen Handelsschiffen und Ladungen sicher einen enormen Schaden zufügen.

Viel wichtiger würde aber die Ausübung dieses Rechts im Falle eines Krieges mit Japan sein. Die insulare Lage Japans und die Tatsache, daß die Haupthandelsroute nach den japanischen Inseln von den amerikanischen Flottenstationen auf den Philippinen, auf Hawai und an der Küste des Stillen Ozeans überwacht werden könnte, würde die Zerstörung des japanischen Handels zu einer wertvollen Kriegsmaßregel machen. Ein Krieg zwischen Japan und den Vereinigten Staaten sei ja in den nächsten Jahren nicht zu erwarten, aber das Verhältnis Japans und Chinas werde mit Sicherheit dermaleinst zu einer Kette von Kriegen führen, an denen auch die Vereinigten Staaten teilnehmen müßten.

Die Frage, ob der Krieg in Zukunft humaner gestaltet werden würde als bisher, habe mit dem Schutze des Privateigentums zur See nichts zu tun. Inhuman sei es, dem Feinde die Augen auszustechen oder Verwundete zu quälen, aber man könne es doch nicht unhuman nennen, Privatgelder zu beschlagnahmen und dadurch dem feindlichen Staat Einnahmequellen zu entziehen.

Die Wegnahme von Privateigentum zur See sei sogar insofern human zu nennen, als den Bürgern des feindlichen Staates auf diese Weise die Last des Krieges in Dollarn und Cents vor Augen geführt und ein Boden für eine öffentliche Stimmung gegen die Fortsetzung des Krieges bereitet werde.

Es wird abgewartet werden müssen, wie sich die amerikanischen Vertreter auf der zweiten Haager Konferenz äußern, und welche Erklärungen sie bei der Schlußkonferenz abgeben werden. Auch auf der Marokkokonferenz in Algeciras hat die amerikanische Regierung trotz ihrer wohlwollenden Unterstützung Deutschlands im Schlußprotokoll den Vorbehalt gemacht, daß sie, indem sie den Reglements und den Erklärungen der Konferenz durch Unterzeichnung der Generalakte und des Zusatzprotokolls beitrete, und indem sie in deren Anwendung auf amerikanische Bürger und Interessen in Marokko einwillige, keinerlei Verpflichtung oder Verantwortung übernehme, die für die Ausführung der genannten Reglements und Erklärungen nötig sein könnten.

Überdies hat Präsident Roosevelt in seiner letzten Botschaft an den Kongreß die Neigung zu erkennen gegeben, die Haager Konferenz für amerikanische Zwecke auszunutzen, und emphatisch erklärt, im Haag würden zum erstenmal alle amerikanischen Republiken als gleichberechtigte souveräne Staaten vertreten sein, und damit werde die Welt formell und endgiltig die Deklaration annehmen, daß kein Teil des amerikanischen Kontinents der Kolonisation unterworfen werden dürfe.

Es kann überhaupt nicht eindringlich genug vor der Idee gewarnt werden, daß die deutsch-amerikanische Annäherung in absehbarer Zeit zu irgendeiner Art von Allianz führen könne, denn einerseits werden die Vereinigten Staaten ihr vorteilhaftes Lavieren zwischen Großbritannien und Deutschland so leicht nicht aufgeben, und andrerseits sind die amerikanischen Sympathien für uns noch nicht so groß, wie man es in Berlin gern glauben möchte. Die Deutsch-Amerikaner in der Union tragen allerdings wesentlich zu einer innern Vertiefung der deutsch-amerikanischen Annäherung bei, aber zunächst sind sie doch Amerikaner und werden als solche fühlen und handeln. Ein solches Gefühl wird schon durch die Formen in ihnen geweckt, in denen sich ihre Aufnahme als amerikanische Bürger vollzieht. Es heißt nämlich im:

Act of Congress concerning naturalization. Sec. 2165:

I. He shall declare, on oath, before . . . two years at least prior to his admission that it is bona fide his intention to become a citizen of the U. St. and to renounce for ever all allegiance and fidelity to any foreign prince, potentate, state or sovereignty of which the alien may be at the time a citizen or subject.

II. He shall, at the time of his application to be admitted, declare, on oath before . . . that he will support the constitution of the U. St. and that he absolutely and entirely renounces and abjures all allegiance and fidelity to every foreign prince, potentate, state

or sovereignty, and, particularly, by name, to the prince, potentate, state or sovereignty of which he was before a citizen or subject; which proceedings shall be recorded by the court.

Die ganze angelsächsische Bevölkerung der Vereinigten Staaten aber ist an sich deutsch-feindlich, und ein großer Teil der übrigen Bevölkerung ist uns unfreundlich gesinnt, weil das Deutsche Reich eine Monarchie ist. Roosevelts deutschfreundliche Politik findet deshalb durch die Unterströmungen der öffentlichen Meinung des eignen Landes eine gewisse Grenze, und wenn es auch sicher zu sein scheint, daß er selbst oder sein Kandidat Mr. Taft das nächstemal zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt werden wird, so werden wir doch gut tun, bis auf weiteres keine zu hochgespannten Hoffnungen zu hegen, sondern uns auch fernerhin mit der erfreulichen Tatsache zu begnügen, daß sich die Vereinigten Staaten von Amerika an keinen internationalen Intriguen gegen uns beteiligen und uns so wohlwollend gesinnt sind, wie es ihnen eben die natürliche Rücksicht auf ihre eignen Interessen erlaubt.



Frankreichs Allianzversuche 1868 bis 1870

1



Wie weit war der Plan einer Tripelallianz gediehen, den Napoleon der Dritte im Hinblick auf einen künftigen Krieg gegen Preußen betrieb, und aus welchen Gründen ist der Plan gescheitert, sodaß der Kaiser ohne die gesuchten Bundesgenossen in den für ihn und sein Land so verhängnisvollen Krieg hineinstürzte? Diese Fragen sind noch nicht endgiltig beantwortet. Noch ist die historische Forschung nicht zu sichern Ergebnissen gelangt. Gerade das Dunkel, das zum Teil die Verhandlungen bedeckt, reizt aber zu immer neuen Versuchen, der Wahrheit näher und näher zu kommen. Die Verhandlungen sind damals zum großen Teil nur mündlich und im strengsten Geheimnis geführt worden; nur wenig Personen waren dabei tätig oder eingeweiht. Und die Beteiligten hatten entweder keine Ursache, nachher das Schweigen zu brechen, oder wenn sie es taten, sei es herausgefordert oder von freien Stücken, so lag ihnen weniger daran, einen unparteiischen und zusammenhängenden Beitrag zur Geschichte zu geben, als vielmehr den eignen Anteil in ein günstiges Licht zu setzen, sich zu verteidigen und zu rechtfertigen. In dieser Weise sind im Laufe der Zeit, seitdem der Herzog von Gramont zu Anfang des Jahres 1873, veranlaßt durch die von Thiers vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß vorgebrachten Anklagen, den Schleier zu lüften begann, wichtige Enthüllungen gemacht worden, hinüber und herüber, Urkunden sind ans Licht gezogen worden, die manche Aufklärung

gebracht, vieles noch im Zweifel gelassen haben. Die Urkunden selbst waren in einer diplomatischen Sprache abgefaßt, die das letzte Wort zurückhielt, bestimmten Verpflichtungen auswich, immer noch einen Ausweg offen ließ. So konnten sie verschieden ausgelegt werden, sie dienten eher dazu, den Streit anzufachen, als ihn zu entscheiden, sie wurden der Ausgangspunkt für widersprechende Auffassungen.

Was von französischer Seite kam, verriet fast durchweg die Absicht, das Allianzwerk als nahezu fertig, so gut wie abgeschlossen darzustellen. Damit konnte man entweder die kaiserliche Regierung entlasten, die in gutem Glauben war und darauf vertrauen konnte, im Kriege nicht allein gelassen zu werden. Es konnte aber ebensogut zu Angriffen auf Napoleon und seine Räte benützt werden: diese brauchten nur mit beiden Händen nach den Allianzen zu greifen, die sich ihnen willig darboten, sie trugen selbst die Schuld, wenn die Bundesgenossen versagten, sie selbst stießen in ihrer Verblendung die ihnen entgegengebrachte Hilfe zurück. Beide Teile suchten aus den Akten heraus, was sie für ihre Zwecke brauchen konnten. Sowohl die Anhänger als die Gegner des Kaiserreichs hatten somit ein Interesse daran, den Abschluß der Bündnisse als möglichst gesichert darzustellen. Umgekehrt waren die Österreicher bemüht, nach dem Ausgang des Krieges ihre Hände in Unschuld zu waschen und den Nachweis zu führen, daß sie niemals dem Kaiser Hoffnung zu einer wirksamen Kriegshilfe gemacht hätten, ihm vielmehr alle Illusion zu benehmen, ihn vom Kriege zurückzuhalten beflissen gewesen seien. Am schweigsamsten waren die Italiener. Sie hielten es für das klügste, was vergangen war, vergangen sein zu lassen, und was sie wußten, für sich zu behalten.

Aber auch in der deutschen Wissenschaft, die sich ohne Nebenrücksichten um die Erforschung der Wahrheit bemüht, stehn sich die Ansichten schroff gegenüber. Sybel ist in der „Begründung des Deutschen Reiches“ (1894) bei der Erzählung dieser Vorgänge wesentlich den bis jetzt nur handschriftlich vorhandnen Denkwürdigkeiten des österreichischen Diplomaten Grafen Vitzthum gefolgt, der als Intimus des Grafen Beust einer der Hauptbeteiligten bei den geheimen Verhandlungen war. Auf Grund dieser Autorität kam er zu dem Ergebnis, daß vor dem Kriege wohl freundschaftliche Besprechungen zwischen den drei Mächten stattgefunden haben, und daß die Zusicherung gemeinsamen diplomatischen Vorgehns ausgetauscht worden sei, daß aber die Gesinnung aller Mächte eine durchaus friedliche gewesen sei, und daß auch die Reise des Erzherzogs Albrecht nach Paris im Frühjahr 1870 bloß die Möglichkeit eines irgend einmal denkbaren Krieges im Auge gehabt habe, ohne daß irgendeine offensive Absicht dabei im Spiele war. Erst die spanische Thronfrage habe plötzlich den Krieg herbeigeführt, aber auch nach dem Kriegsausbruch habe Beust seine Friedenspolitik fortgesetzt und, anstatt dem Kaiser zu Hilfe zu kommen, einen Neutralitätsbund mit Italien abgeschlossen, wodurch auch dieses vom Eintritt in den Krieg abgehalten wurde. Wenn Gramont behauptete, Frankreich sei nach den Verabredungen

berechtigt gewesen, auf Österreichs und Italiens Beistand zu rechnen, so sei das eitel Phantasie, eitel Flunkerei gewesen.

Dieser Ansicht hat sich im wesentlichen Herr von Petersdorff angeschlossen, während Oncken und Delbrück aus dem bis jetzt vorliegenden Material eine ganz entgegengesetzte Auffassung gewonnen haben. Nach ihnen hat Napoleon mit großer Berechnung den Krieg vorbereitet und Bundesgenossen dafür zu gewinnen gesucht, er hat auch bei Österreich und Italien den besten Willen dazu gefunden, und die Verabredungen sind bis zu dem Punkte geführt worden, wo der Kaiser die absolute Gewißheit zu haben glaubte, in jedem Augenblick das Bündnis vollends zum Abschluß bringen zu können. Die militärischen Verhandlungen, die der Erzherzog Albrecht im Frühjahr 1870 in Paris und dann der General Lebrun in Wien führten, hatten einen Angriffskrieg zum Zweck, der für das Frühjahr 1871 in Aussicht genommen war. Der nach dem plötzlichen Kriegsausbruch zwischen Österreich und Italien vereinbarte Neutralitätsvertrag sollte die Vorstufe zu einem aktiven Kriegsbündnis sein, und nur die raschen Schläge, die anfangs August von den deutschen Heeren geführt wurden, verhinderten die Ausführung des vereinbarten Kriegsplans.

Eine erneute sorgfältige Prüfung des bis jetzt zutage gekommnen Materials hat Professor W. Busch in Tübingen vorgenommen (1900) und ist dabei zu Ergebnissen gelangt, die eine Art Mittelweg sind zwischen diesen sich schroff widersprechenden Ansichten. Nach Busch hat allerdings Kaiser Napoleon ein Kriegsbündnis mit Österreich und Italien betrieben, und beide Mächte haben es auch am guten Willen nicht fehlen lassen, nur suchte Beust den Losbruch möglichst hinauszuziehn, weil Österreich mit innern Schwierigkeiten zu kämpfen hatte und nichts weniger als kriegsbereit war, auch den Wunsch hatte, daß zum Anlaß des Kriegs nicht eine Frage nationaldeutscher Politik gemacht würde. Als das eigentliche Hindernis für den Abschluß des Dreibunds erwies sich aber die römische Frage: die Italiener verlangten den Abzug der Franzosen aus dem Römischen, was der Kaiser, beeinflußt von seiner klerikalen Umgebung, verweigerte. Diese Verhandlungen endigten mit den Briefen, die im September 1869 zwischen den drei Monarchen gewechselt wurden, und die nur ein Scheinabschluß waren, eher einen Rückzug bedeuteten, als daß sie ernsthafte Verbindlichkeiten begründet hätten. Auch den militärischen Besprechungen, die im Frühjahr 1870 in Paris und in Wien stattfanden, mißt Busch geringe Bedeutung bei, sie seien ohne aggressive Absicht lediglich akademischer Art gewesen. Als dann die Hohenzollernkandidatur für den spanischen Thron plötzlich die Welt überraschte, habe Beust seine retardierende Politik fortgesetzt, dringend zum Frieden geraten und eine tätige Kooperation verweigert. Anders aber, nachdem der Krieg entschieden war. Jetzt habe er in Anknüpfung an die frühern Besprechungen seine Hilfe zugesagt und zunächst, um Zeit für die Rüstungen zu gewinnen, mit Italien den Neutralitätsvertrag abgeschlossen, der den Dreibund vorbereiten sollte, inzwischen das Hindernis der römischen Frage zu beseitigen versucht, und nur

die raschen Siege der deutschen Heere hätten die Verwirklichung des Kriegsbündnisses vereitelt. Es ist vor allem Buschens Verdienst, gezeigt zu haben, wie wichtig es ist, die einzelnen Abschnitte dieser diplomatischen Sisyphusarbeit zeitlich auseinanderzuhalten und zugleich den Geheimverkehr der Hauptverschwornen und den offiziellen Verkehr der Kabinette möglichst zu unterscheiden. In der Verfolgung des Bündnisplans treten deutlich als gesonderte Abschnitte hervor: die Allianzverhandlungen von 1868 und 1869, die militärischen Sendungen des Erzherzogs Albrecht und des Generals Lebrun im Frühjahr 1870, dann die Verhandlungen vom 6. bis 15. Juli d. J., endlich die, die sich von der kriegerischen Entscheidung noch bis in den August hineinzogen.

Wieder ein andres Gesicht gewinnt das heimlich gewobne Werk in der neuesten französischen Darstellung. Rome et Napoleon III, so betitelt sich ein kürzlich erschienenes Werk, das den Professor an der Universität von Paris E. Bourgeois und einen seiner Schüler, E. Clermont, zu Verfassern hat. (Paris, A. Colin, 1907.) Schon der Titel zeigt, daß hier weiter ausgeholt wird. Es ist die römische Frage, die hier in den Mittelpunkt gestellt und auch zum Angelpunkt der Bündnisverhandlungen gemacht wird. Rom, die weltliche Papstmacht, ist zweimal für Frankreich zum Verhängnis geworden. Louis Napoleon hat, indem er 1849 den Papst nach Rom zurückführte, sich den Weg zum Kaiserthron gebahnt, und er hat diesen Thron wieder verloren, weil er 1870 den Italienern Rom vorenthielt und damit den Abschluß eines Bündnisses vereitelte, das ihm so gut wie sicher war, und das möglicherweise dem Krieg eine andre Wendung gegeben hätte. Bourgeois, von dem dieser Teil des Buches herrührt (Clermont behandelt die römische Expedition von 1849), hat das urkundliche Material geschickt zusammengestellt, auch um einiges neue aus den Pariser Archiven bereichert. Scheinbar ohne Lücken reiht er ein Datum an das andre und gelangt zu dem Schlußergebnis, daß alles für die Bündnisse vorbereitet war, daß Napoleon nur zuzugreifen brauchte, daß er nur das eine Wort auszusprechen hatte, das die Italiener von ihm verlangten, daß er aber dieses Wort verweigerte und sich damit um die Frucht der gepflognen Verhandlungen brachte. Dem Kaiser und seinen Räten wird es zum schweren Vorwurf gemacht, daß sie sich in den Krieg stürzten ohne die Allianzen, die sie doch haben konnten, wenn sich nicht die Rücksicht auf die Erhaltung der weltlichen Papstmacht wie ein lähmendes Gespenst dazwischengestellt hätte.

Daß die römische Frage wirklich bei den Bündnisverhandlungen eine große Rolle gespielt hat und für sie ein Stein des Anstoßes geworden ist, wird auch in den andern Darstellungen nicht verkannt: hier ist diese Tatsache mit besondrer Schärfe und Folgerichtigkeit nachgewiesen worden. Aber auch mit einer Einseitigkeit, die das Gesamtbild der Vorgänge verschiebt. Es ist doch nicht die römische Frage allein, an der die Bündnispläne gescheitert sind. Die Teilnahme Italiens war von der Teilnahme Österreichs abhängig, wie umgekehrt. Bei dem gespannten Verhältnis, das zwischen Österreich und Italien bestand,

war es ausgeschlossen, daß der eine Staat ein Bündnis einging, in das nicht auch der andre einbezogen wurde. Die napoleonische Politik erkannte richtig, daß sie, um deren gegenseitiges Mißtrauen aufzuheben, beide zugleich für sich gewinnen mußte. Dadurch wurde freilich die Allianzverhandlung verwickelter. Es waren mannigfaltigere Interessen in Einklang zu bringen. War an dem einen Ende die Sache geglückt, so konnte am andern der Faden wieder abreißen. Man hat aber durchweg den Eindruck, daß der Schwerpunkt der ganzen von Napoleon eingeleiteten Aktion im Verhältnis zu Österreich lag. Der Freundschaft wie der Kriegslust Viktor Emanuels war der Kaiser sicher, und den Widerstand, den der König voraussichtlich im eignen Lande fand, konnte man jederzeit, noch im letzten Augenblick — so hoffte man wenigstens —, durch Zugeständnisse oder Vertröstungen in der römischen Frage überwinden. Die Hauptsache war, zu wissen, wie man in Wien die Eröffnungen aufnehmen würde, die auf eine gemeinsame Politik gegen das plötzlich zu so unerwünschter Stärke gelangte Preußen zielten.

In Frankreich ist die Schlacht bei Königgrätz wie eine eigne Niederlage empfunden worden. Der Kaiser sah sich in seinen Berechnungen getäuscht, seine Vermittlung beim Friedensschluß war abgelehnt worden, nichts von dem erhofften Gewinn war ihm zugefallen, und so sah er sich gegenüber seinem eignen Volke bloßgestellt, das, wie die erhitzten Reden im Gesetzgebenden Körper zeigten, ebenfalls die preußischen Siege als eine Demütigung empfand und sich von den Wortführern leicht in eine Stimmung bringen ließ, die sich bis zu dem Ruf: Rache für Sadowa! steigerte. Rache für Sadowa — oder zum mindesten ein quos ego! an Preußen, wenn es sich über die Bestimmungen des Prager Friedens hinwegsetzen und trunken von seinen Erfolgen die Hand über den Main hinüberstrecken wollte. Damit ergab sich von selbst eine Interessengemeinschaft mit Wien, wo Königgrätz den gleichen Stachel eingedrückt hatte. Wie man in Wien damals dachte, das sagte ja beredter als alles andre die Berufung des Herrn von Beust zum Kanzler des Reichs. Der in den deutschen Fragen als zähester und intrigantester Gegner Preußens bewährte Staatsmann an der Spitze der österreichischen Monarchie, das war ein Programm, das laut für sich selber sprach. Wollte man aber weitere Fortschritte der deutschen Einheit verhindern, so war keine Zeit zu verlieren. Der abermalige Mißerfolg, den der Kaiser Napoleon in der Luxemburger Frage erlitt, war um so schmerzhafter, als zugleich die Bündnisverträge zwischen dem Norddeutschen Bunde und den süddeutschen Staaten bekannt gemacht wurden.

Binnen zwei Jahren, meinte Thiers, werde sich Österreich wieder so weit erholt haben, daß man gemeinsame Hand anlegen könne, den Ehrgeiz Preußens zu zügeln. Vorerst galt es für Österreich, um freie Hand zu gewinnen, noch zwei Bedingungen zu erledigen, die Aussöhnung mit Ungarn und die Sicherstellung gegen Italien. Jene gelang durch die dualistische Einrichtung der Monarchie, diese war die Aufgabe Napoleons, dem es nicht allzuschwer wurde,

ein freundliches Verhältnis zwischen den alten Gegnern herzustellen. Die Abtretung Veneziens hatte das Haupthindernis einer Verständigung aus dem Wege geräumt. Was die Italiener weiter begehrten, die Gewinnung der Hauptstadt Rom, das hing vom Wohlwollen des Kaisers Napoleon ab. Noch eben waren sie die glücklichen Verbündeten Preußens gewesen, doch der ältere Verbündete war Napoleon, und daß seit Mentana die Franzosen wieder als die Wächter des Papstes in Rom standen, schärfte den Italienern von neuem das Bewußtsein ihrer Abhängigkeit vom Kaiser ein. Sie waren, wenn sie ihr Ziel erreichen wollten, an dessen Politik enger gebunden als je. So waren die Bedingungen zu einer Tripelallianz gegeben, die gegen das Werk von 1866, zum mindesten gegen eine Ausdehnung, gegen die Vollendung dieses Werkes gerichtet war. Man hat mit Recht in dieser Situation die Einleitung zu einer Kriegsverschwörung erblickt, „ähnlich derjenigen, die dem Siebenjährigen Krieg vorangegangen ist". Bis zum Abschluß bindender Verträge war freilich noch ein weiter Weg.

Zum erstenmal scheint während der Luxemburger Krisis der Kaiser Napoleon wegen einer Offensivallianz in Wien angeklopft zu haben, ein plumper Versuch, den Beust rundweg zurückwies, jedoch ohne damit die Anknüpfung enger Beziehungen zu Frankreich überhaupt abzuweisen. Dann gab die Salzburger Zusammenkunft im August 1867 zu einem Meinungsaustausch Anlaß, wobei, ohne daß es zu förmlichen Abmachungen kam, Übereinstimmung darüber festgestellt wurde, daß an den Bestimmungen des Prager Friedens festgehalten und die Überschreitung der Mainlinie nicht gestattet werden solle. Der Besuch Napoleons in Salzburg wurde im Oktober von Franz Joseph in Paris erwidert. Auf der Rückreise verabschiedete sich der österreichische Kaiser in Straßburg von dem dort kommandierenden General Ducrot nach einem Gespräch über die Gemeinsamkeit der beiderseitigen Interessen mit den Worten: „Wie Sie, hoffe ich, daß wir eines Tages zusammen marschieren werden." War einmal eine Übereinstimmung in wichtigen europäischen Fragen festgestellt, so führte das von selbst zu dem weitern, wenn auch zunächst noch ganz allgemeinen Gedanken einer künftigen Waffenbrüderschaft.

Im Juli des folgenden Jahres tat der Kaiser Napoleon einen weitern Schritt. Er regte durch den österreichischen Botschafter, den Fürsten Metternich, eine gemeinschaftliche Interpellation an Preußen wegen der Versuche zur Überschreitung der Mainlinie an. Abermals wich Beust aus, mit der Begründung, daß jede Drohung gegen Deutschland nur um so sicherer die süddeutschen Staaten in die Arme Preußens treiben würde. Er schlug dafür vor, der Kaiser möge eine allgemeine Abrüstung in Anregung bringen, falls Preußen eine befriedigende Erklärung über die Aufrechterhaltung der Bestimmungen des Prager Friedens gebe. Es war derselbe Gedanke, nur in abgeschwächter Form, fand aber nicht den Beifall des Kaisers. Jeder Verlockung zu einer Offensivpolitik gegen Preußen wich Beust sorgfältig aus, aber er fuhr fort, das engste Einvernehmen

mit dem Tuilerienhof zu pflegen, während er jede Annäherung an den Norddeutschen Bund vermied. Ein Zeichen zunehmender Intimität mit Paris war es, daß Beust in diesen Tagen einen seiner nächststehenden Mitarbeiter aus der sächsischen Zeit, den Grafen von Vitzthum-Eckstädt, zum Gesandten im nahen Brüssel machte, um neben dem Botschafter noch einen Mann seines besondern Vertrauens für Geheimbesprechungen am Kaiserhofe zu haben. Zunächst hatte dieser die Aufgabe, die kaiserliche Regierung zur Geduld zu ermahnen, von gewagten Schritten zurückzuhalten. „Für jetzt", erklärte Vitzthum, sei an einen Eintritt Österreichs in die Aktion nicht zu denken.

Das Jahr ging nicht zu Ende, ohne dem Kaiser Napoleon eine neue Enttäuschung zu bereiten. Sein Plan, die belgischen Eisenbahnen in den Besitz einer französischen Gesellschaft zu bringen, scheiterte an dem Widerstande der belgischen Regierung. Der Kaiser war über diesen abermaligen Mißerfolg, der natürlich auf preußische Einflüsterung zurückgeführt wurde, in hohem Grade erbittert, und lauter wurde der Ruf, daß Frankreichs Ehre und Ansehen einer gründlichen Reparation bedürften. Zu Anfang des Jahres 1869 sagte Marschall Niel zu dem ihn besuchenden General Lebrun: „Wir werden den Krieg haben, wir müssen ihn haben, nicht später als im Jahre 1871." Er fügte aber hinzu, daß er einen Krieg ohne Verbündete für aussichtslos halte. Dies ist die erste Spur davon, daß der Krieg von denen, die ihn für unvermeidlich hielten, für 1871 in Aussicht genommen wurde.

Indessen waren die Verhandlungen mit Italien wegen der römischen Frage, die durch den Bruch der Septemberkonvention unterbrochen worden waren, wieder aufgenommen worden, und im Frühjahr 1869 nahmen die Umrisse einer Tripelallianz festere Gestalt an. Nur wenige Personen waren im Geheimnis. Von seiten des Kaisers wurde sein Staatsminister Rouher, der „Vizekaiser", mit der Führung der Verhandlungen betraut, an denen von seiten Österreichs der Fürst Metternich, der Hausfreund der Tuilerien, und der Graf Vitzthum, von seiten des Königs von Italien der Militärattaché Graf Vimercati und erst in einem spätern Stadium der Gesandte Nigra teilnahmen. Zunächst kam es zu einem vorläufigen Einverständnis mit Italien, zu einem Vorentwurf, der einen defensiven Charakter haben sollte, aber bezeichnenderweise schon Bestimmungen über die in einem möglichen Kriege zu machende Beute enthielt: Italien verlangte eine kleine Abtretung an der französischen, eine größere an der Tiroler Grenze, wofür Österreich durch den Wiedererwerb seiner Stellung in Deutschland oder durch Schlesien entschädigt werden sollte. Es scheint, daß die heikle römische Frage in diesem Vorentwurf aus dem Spiele gelassen wurde. Nun fragte sich, wie die Österreicher die Einladung zu einem Dreibund aufnehmen würden. Vorsichtig wie immer wiesen sie die ersten Vorschläge als unannehmbar zurück. Es sollte alles vermieden werden, was der Übereinkunft einen offensiven Charakter geben konnte. Vitzthum reiste im März nach Wien, um sich genauere Weisungen zu holen, und brachte einen Gegenvorschlag zurück,

der auf ein reines Schutzbündnis hinauskam: die drei Mächte sollten sich gegenseitig ihren Besitzstand garantieren und in allen Fragen diplomatisch zusammengehn; für den Fall eines Krieges behielt sich Österreich ausdrücklich die Neutralität für dessen Dauer vor.

Als nun im April endlich die gemeinsamen Beratungen begannen, zeigte sich sofort, daß Rouher die von ihm mit eigner Hand geschriebnen Vorentwürfe, die eine Defensiv- und Offensivallianz zum Gegenstand hatten und schon Bestimmungen für die Kriegführung und für die Ausnützung des Sieges enthielten, beiseite legen mußte. Die Österreicher ließen sich nicht von ihrem Standpunkt abdrängen, und Rouher blieb nichts übrig, als sich diesem anzubequemen. Eine Schwierigkeit erhob sich aber noch von seiten der Italiener. Menabrea, der nicht als Ministerpräsident, aber als Generaladjutant des Königs ins Vertrauen gezogen worden war, stellte jetzt die Forderung, daß die Franzosen gemäß dem Septembervertrag von 1864 den Kirchenstaat räumen und sich ebenso zum Grundsatz der Nichteinmischung bekennen sollten, wie Napoleon nach dem Frieden von Villafranca von Österreich verlangt hatte. Auch diese Schwierigkeit wurde überwunden. Menabrea, dem viel am Zustandekommen der Allianz lag, war mit der einfachen Wiederherstellung des Septembervertrags zufrieden, kraft dessen sich die Italiener verpflichteten, nach dem Abzug der Franzosen einen Angriff auf Rom weder zu unternehmen noch zu dulden, und er gab sich sogar zufrieden, als der Kaiser einen Termin für die Abberufung seiner Truppen anzusetzen sich weigerte und diesen von der Gewährleistung der Sicherheit des Papstes abhängig zu machen erklärte. Ende Mai brachte Vimercati aus Florenz, der damaligen Hauptstadt Italiens, die Einwilligung des Königs zu diesen Zugeständnissen. Die Tripelallianz gemäß dem österreichischen Vorschlag schien fertig. „Die einzige wahre Schwierigkeit, telegraphierte Vitzthum am 4. Juni an Beust, war die römische Frage. Wir haben sie durch Geduld überwunden.“ Sie war jedoch erst fertig im geheimen Rat der Unterhändler. Nun, wo es sich um die Ausfertigung eines Staatsvertrags handelte, mußten auch die Kabinette zur Mitwissenschaft und zur Mitwirkung gezogen werden, jetzt erst erfuhren die italienischen Minister von der bisher höchst vertraulich behandelten Sache, und von ihrer Seite erhob sich nun ein ernstlicher und nicht zu besiegender Widerstand. Nicht zufrieden mit dem magern Zugeständnis in der römischen Frage, kamen sie auf den ersten Vorschlag Menabreas zurück: Räumung Roms durch die Franzosen und Erklärung der Nichteinmischung in die römischen Dinge. Auch verlangten sie, daß das Werk von 1866 nicht angetastet, die deutsche Einheit nicht zerstört werden dürfe. Wie freilich diese Bedingung, die den Finanzminister Sella zum Urheber hatte, mit den bekannten Absichten der Hauptbeteiligten vereinbar war, das blieb ein Geheimnis. Der Kaiser war über die Hartnäckigkeit, womit die Regierung Viktor Emanuels die Hand nach Rom ausstreckte, in hohem Grad aufgebracht. Seine klerikale Umgebung hätte niemals ein solches Zurückweichen vor der italienischen Revolution geduldet. Durch den

Minister des Auswärtigen, Marquis von Lavalette, ließ er erklären, daß die Forderungen der Italiener unannehmbar, und daß die Verhandlungen suspendiert seien; sie würden von Frankreich wieder aufgenommen werden, wenn sie einen bessern Erfolg versprächen. „So blieb, sagt W. Busch, der Entwurf zum Dreibund unvollzogen, er war einzig an der römischen Frage gescheitert.“

Es folgte eine Stockung, eine Sommerpause. In diese Zeit fällt eine schwere Erkrankung des Kaisers, fallen auch die Neuwahlen zum Gesetzgebenden Körper, deren Ausfall den Kaiser zu einer Änderung der Verfassung in liberalem Sinn vermochte. Sobald sich der Kaiser wieder erholt hatte, im September, wurde zwar nicht die offizielle Verhandlung zwischen den Regierungen, aber der geheime Schriftwechsel zwischen den drei Höfen noch einmal aufgenommen. Die bisherigen Verabredungen sollten zu einem gewissen Abschluß gebracht, und soweit sie zu einem Ergebnis geführt hatten, sollte dieses gesichert werden, als Grundlage für eine künftige Verfolgung des Allianzgedankens. Für den Augenblick hatte es ja keine Eile. Niemand dachte an eine unmittelbar bevorstehende kriegerische Entwicklung. Um aber das Einvernehmen den Einwendungen der Gegner, die es in den Ministerien zu Wien und zu Florenz gefunden hatte, zu entziehn, beschränkte man sich darauf, die gegenseitigen Verpflichtungen in Briefen niederzulegen, die zwischen den drei Souveränen ausgetauscht wurden. Mit diesen Monarchenbriefen fand das erste Stadium der Allianzverhandlung seinen Abschluß.

Welches war der Inhalt dieser streng geheim gehaltnen Briefe? Es liegt auf der Hand, daß sie sich im allgemeinen auf der Linie des Vorschlags halten mußten, den Österreich für die Basis des Dreibunds gemacht hatte, denn auf dieser Basis waren alle drei Mächte bereit gewesen, das Bündnis abzuschließen, wenn nicht die Aufwerfung der römischen Frage dazwischen gekommen wäre. Beust sagt in seinen Denkwürdigkeiten über diese Briefe: Das Einvernehmen hatte einen defensiven und vollkommen friedlichen Charakter. In allen diplomatischen Fragen sollte eine gemeinsame Politik stattfinden. Die einzige Verpflichtung, die daraus folgte, bestand in dem gegenseitigen Versprechen, sich mit einer dritten Macht nicht ohne Wissen der andern ins Benehmen zu setzen. Das klingt unschuldig genug. Man ist aber über den Inhalt der Monarchenbriefe jetzt näher unterrichtet, seitdem wenigstens einer davon, der des Königs Viktor Emanuel an den Kaiser Napoleon, vor kurzem ans Licht gekommen ist, und da dieser Brief meines Wissens in deutschen Publikationen noch nicht aufgenommen ist, möge er hier im Wortlaut folgen.

Mein Herr Bruder,

Ich danke Eurer Majestät für den Beweis von Vertrauen, den Sie mir durch die Mitteilung der Betrachtungen gewährten, die Ihnen durch den gegenwärtigen Zustand Europas eingegeben sind. Die Unsicherheit, die allerwärts herrscht und an der Dauerhaftigkeit des Friedens zweifeln läßt, die Besorgnis vor Ereignissen, die das Gleichgewicht Europas stören könnten, sind geeignet, die Souveräne ernstlich zu beschäftigen, und ich finde es sehr natürlich, daß die, die eine Interessen-

gemeinschaft haben, sich zu verständigen suchen, um unter diesen ernsten Umständen gemeinsam zu handeln. Ich kann somit der Idee einer Tripelallianz zwischen Frankreich, Österreich und Italien nur zustimmen, deren Vereinigung für unberechtigte Ansprüche eine mächtige Schranke bilden und so dazu beitragen wird, den Frieden Europas auf festere Grundlagen zu stellen. Italien hat nicht vergessen, was es dem beständigen Wohlwollen Eurer Majestät verdankt, und wenn wir heute der Macht, gegen die wir so lange gekämpft, eine befreundete Hand entgegenstrecken können, so sind wir dafür vornehmlich der Hilfe Dank schuldig, die uns die französischen Waffen in den Unabhängigkeitskriegen geleistet, und dem Rückhalt, den wir beständig bei Eurer Majestät gefunden haben. Ich bin glücklich, daß dieser Umstand mir Anlaß gibt, meine Dankbarkeit gegen Eure Majestät zu beweisen, während er zugleich Gelegenheit zur Vollziehung eines Aktes gibt, dessen Folgen für die Geschicke Europas nur vorteilhaft sein können. Ich hätte gewünscht, daß der Vertrag, der die Allianz besiegeln soll, rasch hätte zum Abschluß gebracht werden können, allein ich begreife einerseits, daß infolge der in die Verfassung Frankreichs eingeführten Veränderungen Eure Majestät veranlaßt ist, die Stipulationen desselben zu verschieben, während ich meinerseits eine förmliche Verpflichtung in dieser Hinsicht nicht übernehmen könnte, bevor die Konvention vom 15. September 1864, bezüglich der Staaten des Heiligen Stuhls, von neuem beiderseits ihre vollständige Ausführung gefunden hat. Ungeduldig sehe ich dem Augenblick entgegen, wo unsre Verabredungen definitiv sein werden. Inzwischen bitte ich Eure Majestät, die Versicherung meiner Gefühle hoher Achtung und aufrichtiger Freundschaft entgegenzunehmen, mit denen ich bin

Eurer Kaiserlichen Majestät ergebner Bruder

Viktor Emanuel.

Der Wortlaut dieses Briefes stimmt doch wenig mit dem überein, was Beust als Inhalt der Monarchenschreiben angibt. Es sieht aus, als ob die vom österreichischen Reichskanzler genannten Punkte vielmehr den Inhalt eines Protokolls bildeten, das zwischen den Kabinetten ausgetauscht wurde, sodaß die Monarchenbriefe eine Art geheimen Kommentars zu diesem Protokoll wären. Jedenfalls verraten sie deutlicher, worauf es bei den Bündnisplänen abgesehen war. Zwar der Brief des Kaisers von Österreich an den Kaiser Napoleon ist nicht bekannt. Der entthronte Kaiser nahm ihn unter seinen geheimen Papieren mit nach Chislehurst, und dort will ihn nebst einem Vertragsentwurf mit Korrekturen von der Hand Franz Josephs der Prinz Napoleon im Jahre 1872 gesehen haben: „Das Ganze ließ über die guten Absichten des Herrn von Beust für uns keinen Zweifel." Beim Tode Napolons des Dritten waren diese Papiere verschwunden. Beust konnte später versichern: wenn der Entwurf einer von den drei Souveränen zu unterzeichnenden Erklärung existiert hat, so ist er von keinem derselben unterschrieben worden. Eine andre Frage ist, ob die zwischen ihnen gewechselten Briefe, wie vorsichtig immer gefaßt, nicht eine moralische Verpflichtung enthielten. Emil Ollivier sagte von ihnen einfach: „Der Kaiser von Österreich und der König von Italien hatten sich durch eigenhändige Briefe verbindlich gemacht, dem Kaiser im Fall eines Kriegs gegen Preußen zu Hilfe zu kommen." Und ebenso der Prinz Napoleon: „Die Briefe waren wichtig, weil sie eintretendenfalls gegenseitige Unterstützung verhießen, ohne diese

genau zu formulieren." Diese Zeugnisse sind nicht ganz einwandfrei. Um so mehr muß das des Herrn von Beust gelten. Wir werden sehen, wie Beust selber eines Tages die aus den Briefen folgende moralische Verpflichtung anerkannte. Und der in Viktor Emanuels Brief ausgedrückte Zweifel an der Festigkeit des Friedens, der Hinweis auf das Unbefriedigende des gegenwärtigen Zustandes, auf die Notwendigkeit, unberechtigten Ansprüchen entgegenzutreten und den Frieden Europas auf festere Grundlagen zu stellen, ging doch über den Rahmen eines bloß defensiven Bündnisses unzweifelhaft hinaus. Der Kaiser hatte persönliche Zusicherungen erhalten, die er jeden Augenblick — erforderlichenfalls durch Einräumungen in der römischen Frage — imstande war, zu einem bindenden Vertrag zu verdichten. Vorläufig genügte ihm dies. Er hatte seine Absichten nicht aufgegeben, aber sie waren bei seinem schwankenden Charakter, und da in der politischen Lage kein Grund zu raschem Zugreifen lag, noch zu keinem festen Entschluß gediehen. Im November sagte er zum General Lebrun: „Man wird das Bündnis Italiens als gewiß, das Österreichs als moralisch, wo nicht tatsächlich gesichert betrachten dürfen."



Die Privilegien der Reichs- und Landtagsmitglieder

Von R. Werner



Das neunzehnte Jahrhundert hat den meisten Staaten den Konstitutionalismus gebracht, d. h. die Verfassungsform, die dem Volk eine aktive Stellung im Staatsleben gibt, ihm eine Teilnahme an der Staatswillensbildung gewährt. Nachdem Sachsen-Weimar im Jahre 1816 und Bayern im Jahre 1818 vorangegangen waren, erhielten Sachsen am 4. September 1831 und Preußen am 31. Januar 1850 ihre „Verfassungsurkunden", mit denen die in Preußen ja schon durch die Stein-Hardenbergischen Reformen angestrebte Aufnahme einer „Repräsentation des Volkes" in den Staatsorganismus erfolgt war. So wird das deutsche Volk durch die Landesboten in den Landtagen und durch die Reichsboten im Reichstag zur Kundgebung des Volkswillens vertreten. Jedoch Volksvertreter im technischen Sinne des Wortes sind die Reichs- und Landtagsmitglieder nicht; denn ein Vertreter ist als solcher gebunden durch die Weisungen seines Auftraggebers. Das ist aber bei jenen nicht der Fall: „Die Mitglieder beider Kammern sind Vertreter des ganzen Volkes. Sie stimmen nach ihrer freien Überzeugung und sind an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden" (Art. 83 der Verfassungsurkunde für den preußischen Staat) — „Die Abgeordneten haben eine Instruktion von ihren Kommittenten nicht anzunehmen, sondern nur ihrer eignen Überzeugung zu folgen" (§ 81 Absatz 1 Satz 2 der Verfassungs-

urkunde des Königreichs Sachsen) — „Die Mitglieder des Reichstags sind Vertreter des gesamten Volkes und an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden“ (Art. 29 der Verfassung des Deutschen Reichs).

Es gilt also allgemein die Unabhängigkeit der Abgeordneten bei der Ausübung ihres „Berufs“. Die sächsische Verfassung bezeichnet in § 78 die „Berufs“pflichten der Stände in wohl allgemeingiltiger Weise: „Die Stände sind das gesetzmäßige Organ der Gesamtheit der Staatsbürger und Untertanen und als solches berufen, deren auf der Verfassung beruhende Rechte in dem durch selbige bestimmten Verhältnis zur Staatsregierung geltend zu machen und das unzertrennliche Wohl des Königs und des Landes, mit treuer Anhänglichkeit an die Grundsätze der Verfassung, möglichst zu befördern.“

Nur die Verfassung ist demnach den Abgeordneten eine Schranke in ihrer „Berufs“tätigkeit. Im übrigen sollen sie diese unabhängig ausüben dürfen, durch kein mandat impératif, durch keinen Fraktionsbeschluß gebunden und in dieser Hinsicht ihren Wählern wie überhaupt ihrer Partei gegenüber unverantwortlich. Zu dieser internen Unverantwortlichkeit haben aber Reichsverfassung und Strafgesetzbuch noch eine überaus weitgehende Immunität der Parlamentsmitglieder nach außen gesellt.

Vor dem Infrafttreten des deutschen Reichsstrafgesetzbuchs (15. Mai 1871) bestand partikularrechtlich teils (z. B. in Sachsen) die Möglichkeit, die Abgeordneten wegen ihrer bei der Ausübung ihres Berufs getanen deliktischen Äußerungen strafgerichtlich zu verfolgen, teils fehlte diese Möglichkeit, wie z. B. in Preußen und Bayern. Eine einheitliche Regelung erfuhr diese Materie durch das deutsche Reichsstrafgesetzbuch und die Reichsverfassung. Das erstere sagt in § 11: „Kein Mitglied eines Landtags oder einer Kammer eines zum Reich gehörigen Staats darf außerhalb der Versammlung, zu welcher das Mitglied gehört, wegen seiner Abstimmung oder wegen der in Ausübung seines Berufs getanen Äußerung zur Verantwortung gezogen werden.“ Mit Bezug auf den Reichstag bestimmt die Reichsverfassung durch Artikel 30: „Kein Mitglied des Reichstages darf zu irgend einer Zeit wegen seiner Abstimmung oder wegen der in Ausübung seines Berufes getanen Äußerungen gerichtlich oder disziplinarisch verfolgt oder sonst außerhalb der Versammlung zur Verantwortung gezogen werden.“

Somit hat also das Gesetz die Mitglieder beider Kammern und des Reichstags der Verantwortung für ihre Wortdelikte entzogen, die sie bei der Ausübung ihres Berufs begehn, und zwar jeder Verantwortung; denn weder dem Reichstag noch den Landtagen steht eine wirkliche Strafgewalt über ihre Mitglieder zu. Das berechtigte Bedürfnis nach einer solchen äußerte sich im Jahre 1879, als ein Gesetzentwurf, betreffend die Strafgewalt des Reichstags über seine Mitglieder, dem Reichstag, allerdings erfolglos, vorgelegt wurde, und es wird gegenwärtig in keiner Weise durch die meist ganz geringfügige Disziplinargewalt befriedigt, unter der die Parlamentsmitglieder stehn. Sie

beschränkt sich gewöhnlich (z. B. im Reichstag) auf den Ordnungsruf und die „Eventualität“ der Wortentziehung. Diese erfolgt gemäß § 46 der Geschäftsordnung für den Reichstag bei dem dritten Ordnungsruf durch Beschluß des versammelten Hauses. Der sehr seltne Fall des dreimaligen Ordnungsrufs und die dadurch praktisch gegebne Möglichkeit der Wortentziehung gehören ja der neusten Geschichte des Reichsparlaments an. Die letzte Folge der Beleidigungen des Abgeordneten Ledebour war aber, daß der Abgeordnete Kämpf, der den Antrag auf Wortentziehung gestellt hatte, sein Amt als zweiter Vizepräsident des Reichstags niederlegte, weil das Haus gegen Ledebour nicht auf Wortentziehung erkannt hat.

Das Privileg der Unverantwortlichkeit gilt gegenwärtig für alle Abgeordneten. Somit also nicht für die Mitglieder des Bundesrats, der Ministerien, der hanseatischen Senate, wohl aber für die Mitglieder des Landesausschusses von Elsaß-Lothringen (v. Liszt, Lehrbuch des Strafrechts, S. 113, bestritten von G. Meyer, Staatsrecht, S. 441). Unter jener Unverantwortlichkeit ist nicht nur die strafrechtliche, sondern auch die auf Schadensersatzansprüche bezügliche zu verstehn. Daß jedoch das Privileg der Straffreiheit eine besonders große und nicht ungefährliche Tragweite hat, ist nicht zu verkennen, denn jede von dem Abgeordneten bei der Ausübung seines Berufs durch Wort oder Handlung getane Äußerung ist der kriminellen Verfolgung entzogen. So sind die Abgeordneten gesetzlich durch die Immunität gedeckt für alle Beleidigungen, sogar die schwersten Verleumdungen. Aber die Äußerungen der Parlamentsmitglieder können deliktischen Charakter noch andrer Art tragen. Man denke beispielsweise an § 92, 3 des Strafgesetzbuchs: „Wer vorsätzlich ein ihm von seiten des Deutschen Reichs oder von einem Bundesstaat aufgetragenes Staatsgeschäft mit einer anderen Regierung zum Nachteil dessen führt, der ihm den Auftrag erteilt hat, wird mit Zuchthaus nicht unter zwei Jahren bestraft.“ Dieses sogenannten diplomatischen Landesverrats kann sich ein Abgeordneter der Regierung seines Bundesstaats gegenüber sehr wohl schuldig machen, wenn diese sein Auftraggeber war. Ebenso ist es denkbar, daß in den Äußerungen ein Geheimnisverrat enthalten ist oder, und das ist die gefährlichste Möglichkeit, eine „Aufforderung zum Ungehorsam gegen Gesetze oder rechtsgiltige Verordnungen usw.“, ganz abgesehen von dem Fall, daß sich der Abgeordnete zu einer Aufforderung zum Hochverrat (Angriff auf den Bestand des Staats, insbesondre dessen Oberhaupt) hinreißen läßt.

Und alle diese Fälle werden von dem parlamentarischen Privileg der Straffreiheit getroffen! Wehrlose Objekte der unerhörtesten Angriffe wird es ja solange geben, wie ungebildete Menschen für den guten Ton einer gesetzgebenden Versammlung kein Verständnis haben, und solange der Mut dieser Menschen sich nur in dem mutwilligen Mißbrauch der Unverantwortlichkeit äußert. Daß das Privileg der Immunität, die Zeugnispflicht der Abgeordneten für solche Äußerungen unberührt läßt, ist unbestritten.

Neben dem Opfer nun, das die Rechtsordnung in genanntem Privileg mit Rücksicht auf die konstitutionelle Bildung des Staatswillens gebracht hat, ist eine Reihe von Privilegien der Abgeordneten gegenüber den Justizbehörden zu nennen, wodurch den Parlamentsmitgliedern eine ungehinderte Berufstätigkeit gesichert sein soll. Die Mitglieder einer gesetzgebenden Versammlung sind während der Sitzungsperiode und ihres Aufenthalts am Ort der Versammlung an diesem Ort (als Zeugen oder Sachverständige) zu vernehmen. Außerhalb dieses Ortes sich vernehmen zu lassen, dürfen sie ohne Genehmigung des Reichstags oder der Kammer nicht genötigt werden (Zivilprozeßordnung § 382, 402 und Strafprozeßordnung § 49 und 72). Ferner sind die Abgeordneten befugt, die Berufung zum Amt eines Schöffen oder Geschwornen oder eines Beisitzers eines Seeamts abzulehnen (Gerichtsverfassung § 35 und 85 — Gesetz betreffend Untersuchung von Seeunfällen vom 27. Juli 1877 § 10). Als besonders wichtiges kommt zu diesen Privilegien noch die Exemtion von der Haft. „Ohne Genehmigung des Reichstages kann kein Mitglied desselben während der Sitzungsperiode wegen einer mit Strafe bedrohten Handlung zur Untersuchung gezogen oder verhaftet werden, außer, wenn es bei Ausübung der Tat oder im Laufe des nächstfolgenden Tages ergriffen wird" (Reichsverfassung, Artikel 31, Absatz 1). Dasselbe Privileg gilt auch mit Bezug auf die Landtagsmitglieder. Dagegen ist die Eröffnung eines Strafprozesses gegen sie nur vereinzelt (z. B. in Preußen) von der Genehmigung der Kammer abhängig gemacht.

Jedoch findet natürlich Artikel 31 auf die Festnahme eines Reichstagsmitgliedes oder Landtagsabgeordneten zum Zweck der Vollstreckung einer rechtskräftig erkannten Strafe keine Anwendung. Ferner: „Auf Verlangen des Reichstages wird jedes Strafverfahren gegen ein Mitglied desselben und jede Untersuchungs- und Zivilhaft für die Dauer der Sitzungsperiode aufgehoben" (Artikel 31, Absatz 3). Dies gilt auch wieder mit für die Landtagsmitglieder. Derselbe Artikel bestimmt schließlich, daß die Genehmigung des Reichstags (auszudehnen auch auf die Landtage) bei einer Verhaftung eines Mitgliedes wegen Schulden erforderlich ist. Bei den Haftprivilegien ist noch zu betonen, daß sie nach deutschem Recht für die „Sitzungsperiode" gelten, und es besteht Streit darüber, ob die „Sitzungsperiode" auch während der Vertagungsfrist fortwährt. Die herrschende Ansicht (z. B. bei Laband, Deutsches Reichsstaatsrecht, Seite 79, Anmerkung 2) bejaht diese Frage, während die gegenteilige Meinung (besonders vertreten von Professor Binding, Leipzig) das Privileg gemäß seiner ratio auf die Zeit der unvertagten Session beschränkt und nur auf die Mitglieder von Kommissionen, die während der Vertagung arbeiten.

Zum Schluß sei noch eine zugunsten der Mitglieder von gesetzgebenden Versammlungen bestehende Schutzvorschrift des Strafgesetzbuchs erwähnt: „Wer ein Mitglied einer gesetzgebenden Versammlung durch Gewalt oder durch Bedrohung mit einer strafbaren Handlung verhindert, sich an den Ort der Versammlung

zu begeben oder zu stimmen, wird mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren oder mit Festungshaft von gleicher Dauer bestraft."

Es ist unleugbar, daß der Grundgedanke, auf dem alle diese Privilegien fußen: eine im Interesse von Volk und Verfassung zu wahrende parlamentarische „Freiheit", durchaus würdig ist. Es wird aber einem gesunden Konstitutionalismus nie zum Schaden gereichen, wenn einem zügellosen Mißbrauch von Ehrenprivilegien von vornherein gesetzlich vorgebeugt wird; die Strafrechtsreform wird auch an dieser überaus bedeutsamen Frage nicht untätig vorübergehn können.



Zum Ursprung des Märchens

Von Paul Arfert in Halberstadt



Die Frage nach dem Ursprung des Märchens ist noch unbeantwortet geblieben und wird es vermutlich bleiben. Versuchen wir über die Entstehung des Märchens literarisch und historisch ins reine zu kommen und verfolgen wir die Märchen bei den einzelnen Völkern bis auf die frühesten nachweisbaren Aufzeichnungen, so endigen wir immer bei vollständig ausgebildeten Erzählungen, die auf eine lange vorhergehende Entwicklung, die im Dunkel der vorgeschichtlichen Zeit begraben liegt, zurückweisen. Bei den europäischen Völkern gehn die direkten Märchenaufzeichnungen bis in das dreizehnte Jahrhundert zurück, einzelne typische Märchenzüge dagegen kann man schon in den mythischen und heroischen Dichtungen nachweisen, so bei den nordischen Germanen in der Edda, bei den irischen Kelten gar im sechsten Jahrhundert, jedoch waren diese Völker damals schon weit entfernt von primitiven Zuständen. Um mehr als tausend Jahre weiter zurück führt uns das griechische Altertum, wo uns Herodot im fünften Jahrhundert v. Chr. das bekannte Märchen vom Meisterdieb überliefert hat. Aber schon die Odyssee ist voll von Märchenzügen, während sich in der Ilias Andeutungen über das Jasonmärchen finden. Wir kommen damit in die Zeit von 1000 bis 900 v. Chr., aber wiederum handelt es sich hier nicht um primitive Gestaltungen des Märchens.

In die fernsten Zeiten geschichtlicher Dämmerung gelangen wir, wenn wir die orientalische Überlieferung nach Märchen und Märchenzügen durchforschen. Die älteste bekannte indische Märchensammlung des Orients gehört dem vierten Jahrhundert n. Chr. an, wie weit aber die einzelnen Märchen in frühere Zeiten zurückreichen, läßt sich nicht feststellen, wir haben aber insofern einen Anhalt, als wir wissen, daß im Rigveda einzelne Märchenzüge auftauchen, damit kommen wir in die Zeit von vor 500 v. Chr., aber immer noch nicht zu einer Periode mit so ursprünglichen Zuständen, in der man sich die

erste Entstehung des Märchens zu denken hat. Nicht anders steht es mit den Märchenzügen in der babylonischen Literatur, im Gilgameschepos und in der Sargonsage. Hier wird die Datierung unsicher, aber jedenfalls sind diese Erzählungen auf dem Boden einer vollständig ausgebildeten höhern Kultur erwachsen. Das alterälteste vorhandne Märchen führt uns nach Ägypten, es ist das Märchen von Batu und Anepu, das in der vorliegenden Form etwa vierzehnhundert Jahre vor dem Beginn unsrer Zeitrechnung niedergeschrieben ist. Aber niemand kann ermessen, wie weit es in unbekannte Zeiten zurückreicht. Auch dieses älteste Märchen ist kein primitives, sondern zeigt dieselben typischen Züge wie die Märchen der neuesten Zeit. Das Ergebnis dieser literarischen Untersuchung ist also nur das, daß wir feststellen können, daß in der fernsten uns zugänglichen Zeit ausgebildete Märchen existiert haben, daß also der Ursprung und die erste Entwicklung dieser Erzählungen in die vorgeschichtliche Zeit hineinreichen, in die kein Menschenauge einzudringen vermag.

Da liegt es nun nahe, sich zu den Naturvölkern zu wenden und zu versuchen, ob man bei ihnen bessere Auskunft bekommt. Hier zeigt sich nun zunächst, daß das Märchen nicht eine den Europäern, oder allgemeiner gesprochen, den gebildeten Völkern eigentümliche Dichtungsart ist, sondern die neuere Forschung hat fast bei allen Wilden, deren traditionelle Überlieferungen zugänglich geworden sind, Märchen gefunden und aufgezeichnet. Dabei zeigte sich überraschenderweise, daß diese Märchen durchweg dieselben charakteristischen Züge tragen wie die der zivilisierten Völker. Zum Teil beruht dieser Umstand offenbar auf direkter Übertragung durch die Europäer, so, wenn bei den Einwohnern Brasiliens dieselben Märchen erzählt werden wie in Spanien, zum Teil jedoch kann man es aus den Berichten von Entdeckern und Missionaren aus dem siebzehnten und dem achtzehnten Jahrhundert nachweisen, daß viele wilde Völker vor der ersten geschichtlichen Berührung mit Europäern schon Märchen hatten. Am wichtigsten für die Frage nach der Entstehung des Märchens sind natürlich solche Erzählungen, die unzweifelhaft einheimisch sind. Aber alle diese Materialien liefern uns keine direkte Auskunft über die Entstehung des Märchens, denn von keinem kann man feststellen, wie lange es bei dem betreffenden Volke erzählt worden ist, und welche Wandlungen es durchgemacht hat. Wir haben eben nur fertige Märchen vor uns, und wir verfügen über keinerlei Mittel, festzustellen, ob in irgendeinem Märchen eines auf niedriger Stufe stehenden Volkes eine Neuschöpfung vorliegt, die ein gewisses Analogon zu der Urschöpfung der europäischen Märchen bieten könnte. Wir können die Erzählungen der Naturvölker nicht weiter zurückverfolgen als etwa zwei oder höchstens drei Jahrhunderte. So ist auch hier das Material zu geringfügig, als daß es unmittelbaren Aufschluß über die Entstehung des Märchens bieten könnte; doch ist die Tatsache, daß das Märchenmaterial der wilden Völker eine so enge Verwandtschaft zeigt mit dem des internationalen Erzählungsschatzes, von nicht geringer Bedeutung für die Untersuchung über

den Ursprung des Märchens, denn aus dieser Verwandtschaft geht hervor, daß die Schlüsse, die wir aus dem Studium der Märchen primitiver Völker ziehn, mutatis mutandis auch für die der zivilisierten Völker gelten; und es ist klar, daß uns eine Untersuchung der primitiven Märchen näher zu dem Ursprung dieser Dichtungsgattung führen wird, als die Durchforschung der Märchen der Kulturvölker.

Im folgenden soll nun der Versuch gemacht werden, durch eine kurze Prüfung des geistigen Zustandes der wilden Völker Anhaltspunkte zu gewinnen, von denen aus man dann einige Richtungslinien, die für die Entwicklung des Märchens etwa maßgebend gewesen sein mögen, ziehn könnte.

1

Der heutige Stand der Märchenforschung berechtigt uns zu der Annahme, daß das Märchen als ein der ganzen Menschheit eigentümlicher Besitz, ein naturnotwendiges Produkt in der Entwicklung der einzelnen Völker und Stämme angesehen werden muß, und daß es auf gewissen, überall gleichen Anlagen des menschlichen Denkens und Fühlens, wie sie sich der Natur und den gesellschaftlichen Einrichtungen gegenüber äußern, beruht. Es versteht sich von selbst, daß der äußere und der innere Lebenszustand eines Volkes eine gewisse Höhe erreicht haben muß, ehe aus ihm ein literarisches Erzeugnis, wie es das Märchen ist, erwachsen konnte. Stämme, deren geistiges Leben noch unentwickelt ist, oder die zu vegetierendem Dasein hinabgesunken sind, vermögen keine geordneten Erzählungen hervorzubringen. Voraussetzung für die Entstehung der Märchenerzählung ist eine gewisse gesellschaftliche Organisation, eine Stammesgliederung, in der vor allem das Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander in irgendeiner Form der Ehe normiert sein muß, die ein Besitzrecht des Gatten auf sein Weib gewährleistet, denn die Märchen der Naturvölker zeigen, daß hier eine bedeutende Quelle für Erzählungsstoffe fließt. Die Verwandtschaftsverhältnisse müssen traditionell festgelegt worden sein, denn das Verhältnis der Kinder zu den Eltern, der Brüder zu den Schwestern ist eine wichtige Grundlage für die Handlung des Märchens. Im allgemeinen kann man sagen, daß ein Anlaß zu einer erzählenden Darstellung gegeben ist, sobald ein durch die Sitte geheiligtes Verhältnis gestört wird, denn ein häufiges Thema der primitiven Märchen ist die Trübung eines Familienverhältnisses und dessen Wiederherstellung. Daraus folgt, daß sich innerhalb der Stammesorganisation eine gewisse Summe von Sitten und Gebräuchen festgesetzt haben muß, die dann in der Märchenhandlung zur Geltung kommen. Den Anstoß zu einer Erzählung gibt nicht die ungestörte Beobachtung dieser Sitten und Gebräuche, sondern ihre Störung. Das religiöse Leben muß eine gewisse Stufe der Entwicklung erreicht haben, denn wie sich später herausstellen wird, spielen die religiösen Anschauungen eine bedeutende Rolle im Märchen.

Das Leben des Naturmenschen beschränkt sich — ganz allgemein genommen — auf die Gewinnung des Lebensunterhalts aus der Natur, auf den Verkehr mit den Stammesgenossen und den Nachbarstämmen (im freundlichen und im feindlichen Sinne) und auf das Hinbringen der Zeit durch unterhaltende Tätigkeit. Diese ganze Lebenstätigkeit der Wilden ist nun durchzogen und getragen von der Beobachtung einer langen Kette traditioneller, auf religiösem Untergrund beruhender Sitten und Bräuche, die seinem Leben erst den objektiven, vom Willen und Belieben des Einzelnen unabhängigen Inhalt geben. Jagd, Siedlung, Verkehr, Ackerbau, Krieg, ja die täglichen gewohnten Verrichtungen, mehr noch die einzelnen Lebensphasen: Geburt, Namengebung, Weihen, Krankheit, Tod geben in ihren eng umschriebnen Formen Bestandteile für die der Unterhaltung gewidmeten Erzählungen des primitiven Menschen ab. Ohne diese auf abergläubischen Bräuchen beruhenden Tatsachen können wir uns eine reichere, lebendigere Entfaltung des Unterhaltungsbedürfnisses nicht denken. Eine weitere Grundbedingung für die Entstehung des Märchens ist eine gewisse Differenzierung der Masse, die den Stamm bildet. So finden wir ja auf untersten Stufen schon mindestens eine formale Scheidung zwischen Ältern und Jüngern, Mächtigern und Schwächern, Regierern und Regierten, vielleicht gehört auch schon den frühesten Stufen der Entwicklung die Totemgliederung an, die für die Erzählungen der Wilden in bezug auf die Rolle, die die Tierwelt spielt, von besondrer Bedeutung ist.

Nach dieser allgemeinen Skizzierung des gesellschaftlichen Untergrundes, auf dem das Märchen erwachsen ist, wenden wir uns zu der nicht minder wichtigen Vorfrage: Wie steht es überhaupt mit dem Erzählungsbedürfnis des Wilden? Unter den der Unterhaltung gewidmeten Lebensäußerungen des Naturmenschen spielt die Erzählung eine hervorragende Rolle. Zur Erzählung treibt es ihn mit elementarem Zwang, er ist Erzähler aus Naturtrieb. Er erzählt von seinen Erlebnissen, er fabuliert über die Entstehung der Erde, der Sonne, der Sterne, über gewisse Bäume und Tiere, er zerbricht sich den Kopf über den Tod, und was herauskommt, ist immer eine Erzählung. Der Trieb zum Erzählen zieht so ziemlich alles, was in seinen Gesichtskreis eintritt und irgendwelchen stofflichen Reiz hat, in seinen Bann. Der Mensch auf niedern Entwicklungsstufen scheut, um sein Erzählungsbedürfnis zu befriedigen, nicht vor der Profanierung seiner höchsten göttlichen Mächte zurück, indem er eine Chronik von Erzählungen um sie webt, die nicht immer mit ihren sonstigen religiösen Empfindungen in Einklang stehn. So setzt die ganze geschichtliche und religiöse Tradition, über die ein primitives, schriftloses Volk verfügt, diesen elementaren Trieb zur Erzählung voraus. Selbstverständlich ist es immer nur das besonders begabte Individuum, das tatsächlich erzählt, und es ist zu beachten, daß obwohl fast überall Personen beiderlei Geschlechts an der Bewahrung und der Überlieferung des traditionellen Erzählungsschatzes beteiligt sind, die Männer die eigentlichen Erfinder sind. Für die Stoffwahl und den allgemeinen Charakter

des Märchens wie der übrigen Zweige der erzählenden Volksliteratur ist das männliche Geschlecht maßgebend. Das Märchen gibt, im ganzen genommen, die Welt wieder, wie sie von Männeraugen geschaut wird.

Der Wilde erzählt mit außerordentlicher Beweglichkeit und mit starker, innerer Teilnahme, die sich in der reichlichen Verwendung der Gebärde, die damit ein inhärenter Bestandteil der Erzählung wird, kundgibt. Ferner ist zu beachten, daß der Wilde meist vor einem größern Hörerkreis erzählt. James Macdonald berichtet von den Bantu: „Wenn sich die Männer am Abend um das Hüttenfeuer versammeln, darf nie der Geschichtenerzähler fehlen. Er wird da von seinen eignen Heldentaten erzählen, seinen Liebeserlebnissen, Raubtaten und nicht vergessen, Beweise anzuführen für seine Stärke und Ausdauer; von hier aus schwebt er hinüber in die Regionen des Märchens oder der Fabel, um die Stunden der Langeweile zu vertreiben. Bei einigen ist das Geschichtenerzählen geradezu eine Art schöner Kunst, ich hätte fast gesagt, exakter Wissenschaft geworden.“ Eine andre Beobachtung mögen uns die Eskimo liefern. „Die Eskimo sitzen in den langen Winternächten an den Ufern der Hudsonsbai; bei schlechtem Wetter, wenn sie nicht hinauskönnen, sitzen sie in der Hütte und lauschen den alten Männern, die erzählen, was sie gehört und gesehen haben. Sie verfügen über einen großen Schatz von Erzählungen, und die alten Frauen tragen Geschichten vor von den Menschen vergangner Tage, Geschichten, die allein auf dem Gedächtnis beruhn, oft untermischt mit Rezitationen, die offenbar dem eigentlichen Faden der Erzählung fremd sind. Die jüngern Mitglieder der Versammlung sitzen mit glänzenden Augen da, die ihr lebhaftes Interesse an der Erzählung bekunden. Bis tief in die Nacht hinein hört man den summenden Ton des Erzählers vergangner Ereignisse, bis die Zuhörer einer nach dem andern in der Stellung, die sie zuletzt eingenommen haben, einnicken.“ Schließlich noch ein Beispiel aus einem andern Teile der Welt. In Kaiser-Wilhelmsland lagern die eingebornen Papuas Nachts um ein Feuer und lauschen mit gespannter Aufmerksamkeit dem Märchenerzähler. So könnte man noch lange fortfahren, aus allen Gegenden der Erde Beispiele beizubringen, die beweisen, daß das Geschichtenerzählen und -hören ein wahres Lebensbedürfnis für den Wilden ist. Man wird auf jeden Fall gut tun, das Erzählungsbedürfnis und die Erzählungsfähigkeit der Primitiven nicht zu unterschätzen.

Wir haben also auf der einen Seite primitive Menschen mit ausgeprägtem Erzählungsbedürfnis, auf der andern Seite eine Anzahl von Erzählungsformen, die ein Spezifisches an sich tragen, das ihnen einen ganz bestimmten Charakter gegenüber den höhern Erzählungsformen gebildeter Völker verleiht. Da ist zunächst die rein individuelle Form, die Icherzählung, die bei wilden Völkern aber auch leicht einen allgemeinen Charakter annimmt. Sie stellt den Bericht eines Einzelnen über ein wirklich erlebtes oder doch als solches hingestelltes Ereignis: das Abenteuer auf der Jagd oder auf dem Fischfang, die Heldentaten

im Kriege, Liebesabenteuer, Begegnisse auf der Botenfahrt usw. dar. Leider versäumen es die Ethnologen und die Forschungsreisenden durchweg, uns mit diesen für die Erforschung der Erzählungsart und -kunst der Naturmenschen so überaus wichtigen individuellen Erzeugnissen des Erzählungstriebes bekannt zu machen. Eine zweite allgemein verbreitete Gruppe bildet die ätiologische Sage, durch die der Naturmensch sein Kausalitätsbedürfnis zu befriedigen trachtet. Hierbei ist zu beachten, daß der Wilde die Fragen, die irgendein Naturereignis in ihm anregt, nie durch eine kurze präzise Antwort, sondern immer durch eine längere oder kürzere Geschichte beantwortet. Eine andre Gruppe bilden die Stammessagen und die Erzählungen mythologischen Charakters, schließlich das Märchen.

Alle diese Gattungen sind untereinander verwandt, berühren sich stofflich vielfach, denn sie beruhn alle auf dem nicht sehr umfassenden Denk- und Erfahrungskreise des Wilden. Will man also näheres über die Entstehung der einzelnen Erzählungsarten wissen, so ergibt sich die Notwendigkeit, das Denken des primitiven Menschen vorher zu untersuchen. Theoretisch genommen müßte man eigentlich ein genaues Bild des gesamten primitiven Lebens entworfen haben, ehe man sich daran machen könnte, das Herauswachsen der Märchenerzählungen aus diesem Boden zu ergründen. Man müßte alle sozialen Einrichtungen und Gebräuche — mindestens soweit sie sich in den Erzählungen widerspiegeln — untersucht haben, man müßte das ganze Geistesleben des Naturmenschen bis auf seine Wurzeln bloßgelegt haben, nämlich seine Denkfähigkeit im allgemeinen, seine Denkäußerungen im besondern, seine Logik, sein Verhältnis zur Welt der Wirklichkeit; man müßte die einzelnen Seelenkräfte analysiert haben, besonders die Phantasie; erst wenn wir so eine genaue und tiefgehende Einsicht in das gesamte primitive Wesen — das äußere und das innere — gewonnen haben, können wir hoffen, aus dem Leben und Denken des Wilden die Entstehungsursachen und -bedingungen seiner literarischen Produkte zu verstehn. Soweit ist die Forschung noch nicht, und hier in den Grenzen dieser Abhandlung kann es nur darauf ankommen, die Hauptzüge der primitiven Geistesstruktur, soweit sie zu der Tätigkeit des Erfindens und Erzählens von Geschichten Beziehung haben, darzulegen. Haben wir festgestellt, wie der Primitive denkt, so können wir daraus abnehmen, wie er erzählt, und wissen wir, welche Grenzen seinem Erzählungstriebe gesteckt sind, und unter welchen Bedingungen er sich äußert, so können wir hoffen, über die einzelnen Elemente, die das Märchen bilden, Klarheit zu gewinnen, zu ergründen, woher sie stammen, und wie sie sich verbinden.

2

Zunächst muß festgestellt werden, daß dem Wilden jeder Wirklichkeitssinn fehlt. Es wird dem Europäer nicht leicht, sich immer vor Augen zu halten, daß die Wirklichkeit so ziemlich aus dem Denken des Naturmenschen ausgemerzt ist. Das Leben und das Denken des Wilden sind eingesponnen in ein

illusionistisches Netz geistiger Beziehungen. Er kann nicht essen und trinken, nicht fischen und jagen, nicht reden und denken, ohne im Banne abergläubischer Vorstellungen zu sein. Speisereste sind gefährliche Dinge, Geister belauern ihn auf Schritt und Tritt. Durch hundert Gebräuche und Maßregeln muß er seine Seele, die sich oft vom Körper trennt und auf eigne Faust umherfliegt, schützen. Der Feind im Kriege hört nicht auf gefährlich zu sein, wenn er tot am Boden liegt, seine erzürnte Seele vermag dem Unachtsamen zu schaden. Alle Lebensphasen: Geburt, Namengebung, Beschneidung, Menstruation, Jünglingsweihen, Tod sind von einem dichten Maschenwerk illusionistischer Vorstellungen umgeben. Der Wilde lebt in einer Lebensstimmung, in der Gefühltes und Gedachtes, Wahres und Erdichtetes bunt durcheinander gemischt sind. Hieraus ergibt sich, daß der Grundcharakter der Erzählungen des Wilden ein illusionistischer sein muß.

Zweitens: Dem Wilden fehlt durchaus das Sonderungsvermögen. Er vermag nicht das Wesentliche vom Unwesentlichen, Empfundnes nicht von verstandesmäßig Gedachtem zu unterscheiden. Die Begriffe rinnen ihm bunt durcheinander; nur ein einziges Maß hat er zu ihrer Scheidung, das, das ihm die mehr oder minder bewußte Beobachtung des eignen Innern an die Hand gibt. Nicht leicht vermag der primitive Mensch den Namen vom Ding, das Bild von dem dargestellten Gegenstande zu sondern. So ist er außerstande, Grenzlinien zwischen sich und den Tieren, auch wohl gar zwischen den Pflanzen und den unbelebten Dingen — dem Wesen nach — zu ziehn. Alle haben, seiner Anschauung nach, einen Körper und eine Seele wie er selber. Einem Buschmann konnte auf keine Weise durch einen Missionar der Unterschied zwischen Mensch und Tier klar gemacht werden. Er meinte, ein Büffel könnte ebensogut Pfeil und Bogen handhaben wie der Mensch, wenn er nur welche hätte. Es ist durchaus nicht unerhört, daß der Wilde in vollem Ernst Menschen für Tiere und Tiere für Menschen im allerbuchstäblichsten Sinne hält. Es ist, wie der schottische Anthropologe Andrew Lang sagt: a nebulous and confused frame of mind to which all things, animate or inanimate, human, animal, vegetable, or inorganic, seem on the same level of life, passion, and reason.

Die Denktätigkeit des Wilden heftet sich mit aller Energie an die zunächstliegende Idee. Sein ganzes kausales Denken wird durch die Zusammenordnung nahe aneinanderliegender Ideen regiert. Wenn eine ansteckende Krankheit ausgebrochen ist, wird ein Boot ausgerüstet und mit verschiednen Vorräten versehen. Bei dem ersten Landwinde wird der Krankheitsdämon freundlichst eingeladen, Platz in dem Boote zu nehmen, und ebenso freundlich aufgefordert, niemals wiederzukehren. Dann wird es abgestoßen, und wie es mit dem Winde verschwindet, ist die Krankheit fortgetragen. Der Tapir ist langsam und schwerfällig, folglich ißt der Creekindianer kein Tapirfleisch, sondern bevorzugt das Fleisch von Vögeln, schnellem Wild und Fischen. Die Beweglichkeit dieser Tiere, so glaubt er, geht in ihn über. Dabei darf man jedoch nicht vergessen,

daß für den Wilden Ideen assoziierbar sind, die uns weit auseinander zu liegen scheinen. Unbekümmert um Möglichkeit und Unmöglichkeit — in unserm Sinne — bringt der Wilde die heterogensten Dinge zusammen. So muß uns das Denken des Primitiven recht phantastisch erscheinen, noch mehr natürlich müssen es seine Erzählungen.

Der Kausalitätsdrang des natürlichen Menschen ist stark entwickelt. Wo nicht gerade eine starke Degeneration vorliegt, haben fast alle Reisenden die lebhafte Wißbegierde der Wilden feststellen können. So stark aber an sich das Streben nach Erkenntnis der Ursachen ist, so wenig ist jedoch das langsame, geduldige Suchen, das vorsichtige Fortschreiten zu der Ursache der Erscheinung seine Sache. Für die Frage nach dem Warum hat er die Antwort gleich bei der Hand. Er ist mit seinem kausalen Denken bald am Ende, weil er nur so viel über die Dinge und ihr Wesen auszusagen vermag, als er von seinem eignen Wesen und seinen persönlichen Erfahrungen zu schließen imstande ist. Dazu kommt, daß das kausale Denken des Wilden immer durch die Unterströmung des Willens beeinflußt wird. Die nächsten Beziehungen des Menschen zu der Natur stellen seine Wünsche her. Die Fidschiinsulaner binden, wenn sie noch einen weiten Weg nach Hause haben, Binsen zu einem Büschel ineinander, um durch diese Verflechtung die Sonne zu hindern, unterzugehn. Wenn sich ein Mohu in Neuguinea verspätet, so macht er eine Schlinge aus Schnur, blickt hindurch nach der Sonne und schlingt dann den Faden zu einem Knoten zusammen, wobei er ruft: „Warte, bis ich zu Hause bin, dann will ich dir das Fett eines Schweines opfern."

Aus diesen leider nur zu kurz gekennzeichneten Eigentümlichkeiten des primitiven Denkens ergeben sich einige allgemeingiltige, bei allen primitiven Völkern wiederkehrende Vorstellungskreise, die man ungefähr so zusammenfassen könnte: 1. Alle Erscheinungen der Natur, belebte oder unbelebte, faßt der Wilde als persönliches Wesen. 2. Infolgedessen schafft er um sich und über sich ein Reich von übernatürlichen Wesen: Seelen, Geister, Dämonen, Götter. 3. Der Naturmensch zieht keine festen Grenzlinien zwischen sich und der umgebenden Welt. 4. Er steht deshalb in verwandtschaftlich nahem Verhältnis zu den Tieren. 5. Er glaubt an die Verwandlung des Menschen in Tiere, Pflanzen, Dinge, Sterne. 6. Das Zauberwesen nimmt eine zentrale Stellung in seinem Denken ein.

In dieser geistigen Atmosphäre lebt und webt der primitive Mensch bei Tag und bei Nacht. Im Traumleben kehren die Anschauungen des wachen Bewußtseins in bunterer Folge wieder. Wenn nun der Wilde einen Vorgang erzählen will, so mischen sich diese Vorstellungen, die wir als übernatürlich empfinden, mit dem Zwange der Notwendigkeit ein. Auch wo er Selbsterlebnisse wiedergibt, erzählt er von Zauberei und Begegnissen mit übernatürlichen Wesen. Ein Beispiel möge das zeigen. Ein Australier erzählt nach dem Bericht seines Vaters, daß dieser einst ins Schilf gegangen sei, um Enten zu fangen. Plötzlich hörte er ein Geräusch wie vom Schwirren einer Wurfkeule.

Er fühlt sich von einem unsichtbaren Wesen umschlungen, ringt mit ihm, und endlich gelingt es ihm, sich unter einem Aufschrei von der Umklammerung des Geistes freizumachen. Hier haben wir eins von den vielen Beispielen, wie ein persönliches Erlebnis — ein Krankheitsanfall auf der Jagd — unter dem Einfluß der illusionistischen Weltanschauung zu einem übernatürlichen Erlebnis und der Bericht darüber zu einer phantastischen Erzählung wird. Ferner erzählt der Wilde von seinen Beziehungen zu Tieren, die er wie Menschen auftreten läßt, er berichtet von Verwandlungen, von Zaubermanipulationen, mit denen er durch Raum und Zeit hindurch auf entfernte Objekte eine unmittelbare Wirkung ausübt. Er spricht von Sonne, Mond und Sternen wie von seinesgleichen. Und wenn er etwas erzählt, so geschieht es in springender, nur das Wichtige heraushebender Weise, ohne Rücksicht auf Möglichkeit und Unmöglichkeit, unbekümmert um die Motivierung. Mit einem Wort, wir haben hier alles beisammen, was das Wesen des Märchens ausmacht. Das, was den Hauptinhalt des Märchens darstellt, das Wunder, das übernatürlich Phantastische, im Dasein des Wilden ist es ein realer Bestandteil seiner Lebensanschauungen, und das, was wir als die Technik der Märchen betrachten, die sprunghafte Darstellung, die sich nur an die Hauptpunkte der Ereignisse hält, den Mangel an Motivierung und an Folgerichtigkeit, hat seine Wurzel in der rudimentären Erzählungsweise des primitiven Menschen. Das Märchen oder die Weise zu erzählen, die wir als märchenhaft bezeichnen, ist ein in der spezifischen Weltanschauung und Denkstruktur des Primitiven begründetes Phänomen. Nur der primitive Mensch konnte das Märchen, oder um es vorsichtiger auszudrücken, die Bausteine liefern, aus denen spätere Entwicklungsstufen kunstreichere, technisch vollendetere Märchenerzählungen schufen. Denn das muß besonders betont werden, daß die Märchen der Wilden inhaltlich sowohl wie technisch ärmlicher, unzusammenhängender, willkürlicher sind als unsre Volksmärchen.

Diese Ableitung unsrer Märchen aus der primitiven Urzeit der einzelnen märchenerzählenden Völker ist natürlich nur dann beweiskräftig, wenn sich beweisen läßt, daß tatsächlich der Hauptinhalt unsers Volksmärchens auf primitive Zustände zurückgeht. Diese Forderung hat nun die heutige Märchenforschung ziemlich lückenlos erfüllt. Ich kann mich an dieser Stelle nur auf die Heraushebung einiger besonders interessanter Beispiele beschränken. Wer mehr davon zu erfahren wünscht, sei auf den vortrefflichen Aufsatz von Fr. von der Leyen: „Zur Entstehung des Märchens" in den letzten beiden Bänden (Bd. 113 und 114) des Archivs für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen verwiesen.





Montenegro und das dalmatische Küstenland

Von A. Lingke in Dresden



Die Bocche von Cattaro sind eine umfängliche, in das Land hinein sich erstreckende, vielfach geweitete Bucht, viermal so groß als der Vierwaldstätter See, und an ihren Ufern umsäumt von zahlreichen Ortschaften und Burgen, einstigen Zeugen gewaltiger Kriegszüge und mannhafter Verteidigung, da Türken, Russen, Franzosen und Österreicher abwechselnd um den Besitz der Bocche kämpften. In der ersten Bucht von Topla liegt von größern Ortschaften Castelnuovo mit alten Mauern und Forts vor uns. Wir fahren am östlichen Ufer der Halbinsel Lustica (Luštica) hin, deren mäßig hohe Berglehnen bis zur Höhe mit frischem Grün, aus dem hier und da auch ein Kirchlein herausschaut, bedeckt sind, während am jenseitigen Ufer über die grünen Gelände der Monte Dobrastiza (Dobrštak) als nackte Felsspitze emporragt. Näher treten die Küsten zusammen, und wir gelangen durch den Kanal von Kombur in die große Bai von Teodo. Vor Biskuca liegt regungslos ein Geschwader von fünf österreichischen Kriegsschiffen, in gleichmäßigen Abständen parallel zueinander verankert. Unsre Ceres steuert wieder nördlich durch den engen Kanal, die sogenannte Catene (Ketten), da hier früher die Einfahrt in die innere Bocche durch Ketten abgesperrt wurde.

Die Landschaft ist überreich an Naturschönheiten, und das Auge vermag die vielen neuen und überraschenden Bilder kaum zu fassen. Zur Linken die Bucht von Morinje und das Becken von Risano mit einer großartigen Gebirgswelt, der durch den Aufstand übelberüchtigten Krivošcije, im Hintergrunde, deren kahle, von der Sonne gebleichte Bergkuppen jetzt durch kleine Forts gekrönt sind. Keinesfalls eine beneidenswerte Garnison, diese hundert Mann mit einem Offizier, die im Sommer ziemlich, im Winter gänzlich von allem Verkehr abgeschnitten sind, während die Bora den ganzen kleinen Ameisenhaufen aus seiner Höhe von etwa tausend Metern wegzufegen droht. Vor uns liegen zwei winzige Inselchen: San Giorgio mit einem alten Kloster und Madonna dello Scalpello mit einer vielbesuchten Wallfahrtskirche, dahinter Perasto mit der alten Bergfestung Santa Croce darüber. Endlich gegen vier Uhr Nachmittags kommt am äußersten Ende, nachdem wir in den eigentlichen herrlichen weiten Golf von Cattaro eingelaufen sind und Stolivo, Perzagno und Dobrota mit ihren alten Marmorpalästen passiert haben, unser heutiges Ziel Cattaro in Sicht. Der erste Anblick ist überraschend. Der Reisende hat die belebte Riva vor sich, die landeinwärts von der Stadtmauer eingefaßt ist. Während man von der Stadt selbst fast nichts sieht, türmen sich hinter ihr gewaltige Bergmassen empor, die langersehnte Czernagora, die schwarzen Berge von Montenegro, an deren Felsrändern die zweiundsiebzig Serpentinen der Straße Cattaro—Cetinje emporkriechen, und — oft über schwindelnden Abgründen — die Befestigungen des Forts S. Giovanni hängen.

Boot an Boot fliegt zu uns heran, die Riva wimmelt von Menschen, und bald begrüßen uns die Zivil- und Militärbehörden von Cattaro an Bord.

Der Dampfer legt an, und nachdem wir uns durch die Schar der Händler, die Steine, Münzen, Gürtel und sonstige Raritäten feilbieten, durchgewunden haben, betreten wir durch die Porta della Marina die Stadt selbst und kommen zunächst auf den gut gepflasterten Marktplatz mit der Hauptwache. Die Stadt hat, wie überall im Süden, enge und winklige Gäßchen und bietet wenig Sehenswertes, desto mehr interessierten uns die verschiednen Trachten der einzelnen Montenegriner, schwarze Kappe mit Goldstickerei, schwarze lange Joppe oder weißer Mantel (Gunj), die Ärmel und Achseln mit roter und die rote Weste (Dzamadan) mit goldner Borte benäht, dunkelblaue oder weiße Kniehosen und weiße Gamaschen. Der Handscharhandel, auf den wir uns sofort begaben, fiel schlecht aus, nirgends war eine solche Waffe preiswert zu haben, und 80 bis 120 Gulden waren für ein mit Steinen besetztes Stück kein seltner Preis. Die Damen kauften originelle Handstickereien; Angebote von Tschibuks im Preise von $2^1/_2$ bis 20 Gulden wurden abgeschlagen, endlich gelang es mir, bei einem Spengler eine alte Tscherkessenflinte an das Tageslicht zu bringen, die ich nach längerm Hin- und Herreden erhandelte und sofort an Bord in Sicherheit schaffte.

Trotz dem uns zu Ehren auf der Marina stattfindenden großen Militärkonzerte suchte heute verhältnismäßig alles zeitig das Lager auf, da man am nächsten Morgen die große Landtour nach Cetinje, der Haupt- und Residenzstadt von Montenegro, vorhatte. Kaum war die Sonne in der herrlichsten Klarheit am Himmel emporgestiegen, als wir auch schon in fünfzehn Carrozzis immer eine hinter der andern abfuhren. Anfangs ging es südlich langsam bergan, bis wir in die schon erwähnte hochinteressante Straße einbogen und nun die zweiundsiebzig Serpentinen wie landesüblich in solchem Trab hinaufjagten, daß wir das zupito, zupito (schnell, schnell!) der hinterher fahrenden Kutscher bei scharfen Biegungen und an schwindelnden Abgründen mehr als einmal durch ein energisches pomalo, pomalo (langsam, langsam!) unterbrechen mußten. Eine Stunde später sind wir schon am Hotel Trinità, einem kleinen Weinhause, passieren dann das mächtige Fort Gorazda und steigen nun immer mehr und mehr und immer steiler bergan. Wir schauen über den das letzte Fort tragenden Bergrücken hinweg in die Bai von Teodo hinab, das Auge schweift von Fels zu Fels, von Hügel zu Hügel, von Bucht zu Bucht hinunter zu den grün umsäumten Bocche, und während wir uns noch an der neuen üppigen Flora erfreuen, blitzt bald über alle vorliegenden Bergrücken der Eingang zu den Bocche und die blaue Adria selbst zu uns herüber. Oft setzt die Straße über Wildbäche, die aus dunkler Schlucht hervorbrechen, bis wir in einer Höhe von 904 Metern die durch eine Zeile viereckiger Pflastersteine quer über die Straße markierte Grenze von Montenegro passieren, von einem montenegrinischen Hirten, der die Struka, das montenegrinische Plaid, über den Schultern, die lange Flinte im Arm und den Revolver im Gürtel hatte, ernsthaft gemustert. Einen weitern befremdlichen Anblick bieten die montenegrinischen Händler, die nach Cattaro hinabziehen. Die Männer sitzen zu Pferde und rauchen aus ihren Tschibuks, während die Weiber schwer belastet nebenherschreiten. An der Stelle, wo von links her der alte Saumpfad von Cattaro einmündet, senkt sich die Straße, und bald begrüßt uns zur Rechten der schneebedeckte Lovćen. Wir sind in Njeguši, das, ungefähr auf der Hälfte des Weges und als die einzige Zwischenstation nach Cetinje, in weitem ödem Felskessel liegt. In dem primitiven Einkehrhaus begrüßt uns eine hierher verschlagne Tirolerin. Der Wirt, ein schneeweißer Montenegriner, bringt uns Schafkäse und vino nero, der aber so nach Bockhamt schmeckt, daß er kaum mit Kognak hinunterzuschlucken ist. Nicht

weit vom Einkehrhaus entfernt liegt die Sommerresidenz des Fürsten, an den grünen Fensterläden kenntlich, und dessen Geburtshaus; paradiesisch primitiv aber sind die innern Einrichtungen der sonstigen kleinen Häuser. Endlich geht die Fahrt weiter, und gegen Mittag erreichten wir die Paßhöhe von Krivačko-Zdrijelo. Hier bietet sich unserm schon verwöhnten Auge ein so großartig aufgebautes und eigentümlich erhabnes Bild, daß ich um dessenwillen allein gern nochmals die Reise machen möchte. Wir stehn auf der Paßscheide in öder Karstlandschaft, nur hier und da schauen wie grüne Augen kleine Felder aus dem Boden der Dolinen herauf, und eine trümmerbedeckte Felseneinöde bildet den Vordergrund zu den sich am Horizont in vollständigem Halbkreis aufbauenden, schnee- und eisbedeckten Gebirgen Albaniens, die sich in blauweißem Mantel vom tiefblauen Himmel abheben und fast in der Mitte den alle überragenden, 2606 Meter hohen Dormitor auf ihren Schultern tragen, während im Osten, uns zur Rechten, die glitzernde Fläche des Skutarisees aus der Türkei zu uns herüberblendet. Das Bild tritt so urplötzlich und unvermittelt vor unsre Augen, daß man stundenlang seine großartige Erhabenheit auf sich wirken lassen möchte. Die Troikas sind jedoch neu bespannt worden, und in schneller Fahrt jagt nun unser jämmerliches Vehikel die vielen schlangenartigen Windungen der Straße hinab, bald sehen wir den grünen Talkessel von Cetinje mit seiner einzigen Straße ziegelbedachter Häuser, fahren zuerst am Kirchhof, auf dem zahlreiche Kämpfer der letzten Türkenkriege ihre Ruhe gefunden haben, vorüber und gelangen gerade zur Mittagstunde bei glühender Hitze in Cetinje an, der Hauptstadt von Montenegro. Zunächst wurde der Posthalter vom Essen weggeholt, und bald wimmelten sämtliche Räume des Postamts von uns fremden Gästen, da nicht nur jeder eine oder mehrere Kollektionen von Briefmarken kaufen, sondern auch Grüße nach der Heimat schreiben wollte. Dann verfügten wir uns nach dem einzigen „Hotel" der Stadt, das gute Unterkunft bieten sollte, namentlich wenn es nicht regnet, und dessen Wirt Vuco Vuletitsch es vortrefflich verstand, uns eine reichliche Mahlzeit vorzusetzen. Auch Pilsener Bier, dreizehntel Liter zu zwölf Kreuzern, gab es hier, und vino da pasto, der aus großen Krügen und Flaschen verschenkt wurde, konnte sich jeder nach Belieben selbst nehmen.

Cetinje ist eigentlich kaum etwas andres als ein großes Dorf mit einer Hauptstraße und zwei Seitengassen, es sind deshalb zu seiner Besichtigung keine besondern Anordnungen nötig. Zuerst wenden wir uns zum Konak, einer ein Stockwerk über die Mauern herausschauenden Villa, deren Parterre die Regierungs-, Sitzungs- und Dienerzimmer birgt, während der Fürst den ersten Stock bewohnt. Die Kaserne liegt schrägüber, und wir bewundern die aller Monate wechselnde vierzig Mann starke Leibgarde des Fürsten. Jeder Mann in Montenegro ist vom fünfzehnten bis zum fünfzigsten Jahre dienst- und übungspflichtig, und es macht einen unangenehmen Eindruck, uns von den langen, ernsten, grüngekleideten Gestalten, deren jede einen geladnen Zehnmillimeterrevolver im Gürtel trägt und auch bereitwillig entladet, um die Schnellfeuerung zu zeigen, ziemlich mißtrauisch betrachtet zu sehen. Hier am freien Platze steht auch die mächtige Ulme, unter der der Fürst noch vor nicht zu langer Zeit persönlich Recht sprach, während ihm jetzt sein Minister dabei behilflich ist. Die Justiz ist sehr stramm; Mord oder Raub an Fremden wird mit dem Tode bestraft, Diebstahl mit Kettentragen. Das Kloster ist ebenfalls befestigt. Gegenüber dem Palais des Fürsten liegt der Konak des Kronprinzen Danielo. Zu erwähnen ist noch das Arsenal mit zahlreichen Trophäen, unter

denen nicht die geringste ein einbalsamierter Paschakopf aus einem der vielen Türkenkriege ist. Bei einem Filigranarbeiter wollte ich noch einen wunderbar schönen krummen Säbel einhandeln, doch stellte es sich heraus, daß es der des Kronprinzen war, der hier gerade repariert wurde, und so mußte ich auf das Objekt leider verzichten.

Der Montenegriner ist nüchtern und ernst, wie die ihn umgebende Natur; nur eins tut er, als mit seinem Nationalstolz unvereinbar, nicht gern, nämlich arbeiten und noch viel weniger Lasten tragen oder gar, und sogar als Fremdenführer, seine Flinte zu Hause lassen. In Montenegro arbeiten die Frauen und pflegen sich die Männer, gerade umgekehrt wie bei uns. Am Abend gegen zehn Uhr langten wir todmüde in Cattaro wieder an, auch der Schimmel an unsrer Carrozza war noch lebendig, aber in traurigem Zustande, denn das arme Tier war total blutig geprügelt.

Am nächsten Morgen lichtet die Ceres die Anker, und wir fahren unter Musikbegleitung und unter dem Zusammenströmen der ganzen Bevölkerung von der Riva ab, die nördliche Seite der Bocche hinauf, an Perasto und Risano mit seinen drei Forts vorbei, der Heimat wieder zu. Das Schiff fährt nach Verlassen der Bocche weiter ab vom Lande; wir sehen die Sonne hinter der Insel Meleda versinken und genießen in vollen Zügen die köstliche Abendluft des Südens, können uns aber nur einer kurzen Nachtruhe erfreuen, denn schon um drei Uhr Morgens kommt die Insel Lesina in Sicht, an der wir halb sechs Uhr früh ausbooten. Alte verfallne Paläste, ein großer Marktplatz mit alter Loggia, alles versunkne Pracht. Das beste Fleckchen haben noch die Franziskanermönche inne, zu deren Kloster und Kirche wir durch eine Allee von Johannisbrotbäumen gelangen. Wir beneiden fast die freundlichen Patres um ihr idyllisches Plätzchen; sie zeigen uns auch zum Schluß noch mit großem Behagen den Stolz ihres Klosters, das im Refektorium hängende Heilige Abendmahl von Matteo Rosselli. Vor der Abfahrt von Lesina wurde wieder ein kleiner Markt in Dattelpalmzweigen, Opuntienblättern, Agaven, Fischköpfen, grünen Olivenstöcken usw. abgehalten, dann dampfen wir weiter nach der kleinen Insel Busi, um deren blaue Grotte, die die blaue Grotte von Capri noch übertreffen soll, zu besuchen. Bald sahen wir Männer und Frauen, kleine Kinder im Arm, an den fast senkrechten, schwammartig durchlöcherten Kalkfelsen oft rückwärts herabklettern, um unsrer Einfahrt zuzuschauen. Der Eingang zur Grotte ist niedrig, und das Boot sucht bei sinkender Welle in die Grotte zu schlüpfen. Das innere Lichtbild ist bezaubernd; helles Sonnenlicht durchleuchtet vom Grunde aus das tiefblaue Wasser, während durch Stock oder Hände hervorgerufnes Spritzen die Tropfen gleich geschmolznem Silber zurückfallen läßt. Der Besuch der 31 Meter langen und 15 bis 17 Meter breiten Grotte dauert etwa eine Stunde; bald sind wir wieder an der äußern Schiffstreppe auf Deck geklettert und fahren nun Mittags zwölf Uhr bei einer tropischen Hitze in die Bucht und den Hafen von Lissa ein, hinter und über dem sich der Ort, von einigen riesigen Dattelpalmen überragt, aufbaut. Lissa ist österreichischer Kriegshafen und bekannt durch die Seeschlacht vom 20. Juli 1866 zwischen der österreichischen Flotte unter Tegetthoff und der italienischen unter Persano, in der Tegetthoff durch das Admiralschiff Ferdinand Max den italienischen Panzer Rè d'Italia in Grund rammte, und in der außerdem der Palestro der Italiener in die Luft flog. 1182 Kanonen ließen an diesem Tage ihre donnernde Stimme auf dem Meere von Lissa erschallen. Auf einer in den Hafen von Lissa vorspringenden Landzunge erhebt sich im katholischen Friedhofe das mit

einem Löwen geschmückte Denkmal der in der Schlacht gefallnen Seeleute; es ist von Ketten und Kanonen der österreichischen Schiffe umgeben und trägt auf der Vorderseite die Inschrift:

Den in der Seeschlacht bei Lissa am 20. Juli 1866
für Kaiser und Reich Gefallenen.
In frommen Andenken
Die Waffengefährten

und auf der Rückseite in Relief die Darstellung des Sinkens des Rè d'Italia.

Am Nachmittag dampfen wir weiter, setzen mehr und mehr von der Küste ab und fahren in früher Morgenstunde in den großen an der Südspitze von Istrien liegenden österreichischen Kriegshafen von Pola ein. Über der Stadt ragen die Zitadelle und die gut erhaltne mächtige Ruine des römischen Amphitheaters empor. Wir legen direkt am Kai an und werden bald von österreichischen Seeoffizieren, die uns in liebenswürdigster Weise als Führer durch das Seearsenal, die großen Werften, Docks und zur Besichtigung des Panzers Kaiser Max begleiten, herzlich begrüßt. Wir durchstreifen das Schiff von oben bis unten und sind erstaunt über die kolossale Armierung und die technischen Einrichtungen dieses schwimmenden Kolosses. Von Monte Zaro, auf dem ein hydrographisches Amt und die Sternwarte liegen, hat man eine prächtige Aussicht auf Hafen und Stadt; dann besuchen wir noch den Tempel des Augustus und der Roma, den Triumphbogen des Sergius und das schon erwähnte Amphitheater, das 20000 bis 25000 Personen faßte, und gehn wieder an Bord. Wir dampfen, immer noch bei prächtigem Sonnenschein, der Westküste von Istrien entlang an Rovigno, Parenzo, Cittanuova, Pirano, Capodistria, herrlichen Küstenlandschaften mit Buchten, Flecken und kleinen Kirchlein vorüber, und bald liegt Triest vor uns, sich ausbreitend bis auf die Höhen des Karstes. Am Molo San Carlo legen wir an, mit kurzen aber herzlichen Abschiedsworten löst sich die Gesellschaft, die auf der Ceres 648 Seemeilen zurückgelegt hat, auf, und wir schlafen in dem komfortabeln Hotel garni an der Piazza grande zum erstenmal seit zehn Tagen wieder auf festem Boden.

Die Kaffeehäuser an der Piazza grande, viel luxuriöser als bei uns zu Lande ausgestattet, breiten sich mit ihren Tischen und Stühlen ebenso wie in Venedig über einen großen Teil des Platzes selbst aus, eine Einrichtung, die unsre Verkehrspolizei jedenfalls zur gelinden Verzweiflung brächte. Die einzelnen Sehenswürdigkeiten der großen Handelsstadt an der Adria aufzuzählen möchte hier zu weit führen, erwähnt sei nur der Fischmarkt in und an der Markthalle: Scambris, Seespinnen mit ihrem roten Eiernest, Hummer, Krebse, Schildkröten — große für 12 Kreuzer —, die auf unsern Wunsch schnell, nach unsern Begriffen aber etwas grausam geschlachtet werden — man bedient sich dazu des Hammers, der Zange und eines Meißels —, liegen und kriechen in buntem Durcheinander vor uns. In großen Massen werden kleine Tintenfische gekauft, eine Düte voll dieser schwarzen Masse kostet 3 Kreuzer.

Ein Einspänner bringt uns in einer Stunde nach Miramar, dem ehemaligen Eigentum des Kaisers Maximilian von Mexiko. Wir durchwandern hier die kostbaren, mit Raritäten, Kriegs- und Jagdtrophäen geschmückten Zimmer, der herrlichen Aussicht über das Meer nicht müde werdend, und ergehen uns dann in dem üppigen, allerhand Pflanzen des Südens bergenden Parke. Wir durchschreiten Lorbeer- und Zypressenhaine, Gruppen von mannshohen Eriken, wohlriechende Pikrosporum, Laurustinus, Juniperus, Oliven, Oleander, Myrte, Bambus, Rosmarin, Feigen, Magnolien, Kirschlorbeer,

Dracänen, Rhododendron, japanischen Quitten. Alles gedeiht hier in freiem Lande in ungeahnter Pracht und Üppigkeit, umschlungen von Efeu und tausendfach blühenden Schlingrosen. Die ganze Besitzung hat 12 Millionen Gulden gekostet und fordert jährlich 26000 Gulden zur Unterhaltung.

Ein weiterer Besuch von Triest aus gilt den Katarakten und Höhlen von St. Canzian, die man in zwanzig Minuten erreicht. Sie gehören zu den großartigsten Naturbildern ihrer Art und sind höchst sehenswert. Durch eine hundert Meter hohe Felswand dringt die Reka in ein Labyrinth von Klippen ein, bildet in der großen Doline einen schönen Wasserfall und erscheint dann nach einem etwa dreißig Kilometer langen Lauf bei S. Giovanni wieder, worauf sie sich gleich in das Meer ergießt. Wir engagieren einen Führer, kaufen die nötigen Beleuchtungsgegenstände und steigen auf gebahntem Zickzackwege in die an den Wänden von üppigem Grün bedeckte große Doline hinab, in der sich unter der Tomasinibrücke der Rekafall in prächtigem Bogen zur Tiefe stürzt. Bald dringen wir in einen engen und feuchten Gang ein, brennen Lichter an und befinden uns nun auf einer Kanzel, der Oblasser Warte, in finsterer Klamm, aus deren Hintergrund die Reka tosend und wirbelnd an uns vorbeischäumt und dem großen Wasserfall zueilt. In der Tominzhöhle haben wir Gelegenheit, uns aus dem Schwemmlehm eigenhändig einige Knochen des Höhlenbären auszuhacken, gehn dann über den in die steile Wand eingehauenen Plenkersteig und Pazzeweg zu der Schmidlgrotte, die am Grunde der Doline liegt, und in deren Mitte ein großer, grüner Efeubusch an einer einzelnen Ranke, einer Ampel gleich, herabhängt. Hier liegen Boote, Flöße, Taue, Haken usw. für weitere Entdeckungsfahrten aufbewahrt. Wir setzen unsre Fackeln in Brand, folgen nun unterirdisch der Reka und gelangen zunächst zu der Brunnengrotte, so benannt nach den vielen von Tropfstein terrassenförmig übereinander aufgebauten Becken, die sich beim Fackelschein in blendender Weiße zeigen. Weiter zum Rudolfsdom, einer großartigen Felsenhalle, deren Kuppel von unserm Lichtschein kaum erreicht wird. Der Führer zeigt uns durch das Riesenfenster die hier glatte, von ihm beleuchtete Wasserfläche, und wir dringen über die Teufelsbrücke noch bis zum Belvedere vor, von wo wir ein auf einem Schwimmer befestigtes Licht dem unbekannten Orkus zutreiben lassen. Interessant, höchst interessant müssen die Forschungstouren der Herren Entdecker sein, nach denen die einzelnen Punkte auch meist benannt sind. Oft muß man unter einer von oben bis ziemlich an die Wasserfläche reichenden Querwand, flach mit dem Bauche auf dem Floße liegend, wegschwimmen, sodaß das Floß noch unter Wasser gedrückt wird, wobei die vorn angebrachte Laterne verlöscht. Prächtige Tropfsteingebilde, in der Ferne rauschende Wasserfälle und verhallende Akkorde der menschlichen Stimme in den unterirdischen unbekannten Räumen regen Herz und Hand zu neuer Erforschung an, wenn auch den kühnen Eindringlingen manchmal stundenlang der Rückweg versperrt bleibt, da die Reka inzwischen durch plötzlichen Gewitterregen in kurzer Zeit fußhoch steigt, und so das Fallen des Wassers erst wieder abgewartet werden muß. Wir kehren zurück nach Divača, übernachten hier und besuchen am zweiten Pfingstfeiertag das große Grottenfest in Adelsberg, wobei die Adelsberger Grotte außer dem elektrischen Licht noch von mehreren tausend Lichtern und Lämpchen erleuchtet ist. Ein recht lebhaftes Treiben herrscht in dem in grüner Karstebne eingebetteten Adelsberg. Tausende von Menschen sind herbeigeströmt, Verkaufsstände und Trinkzelte sind allerorten aufgebaut. Um drei Uhr Nachmittags wird die Grotte geöffnet. Ein bequemer breiter Pfad führt ein wenig geneigt

bergab, bald sind Auge und Ohr gefesselt von dem feenhaften Anblick der über die rauschende Poik führenden illuminierten Brücke. Es ist ein eigentümliches, fast märchenhaftes Bild: im hochgewölbten Dom schreitet man dahin, das Wasser, das der Finsternis entspringt und nach kurzem Lauf auf der andern Seite im Dunkel verschwindet, rauscht, rings um uns die staunende Menge, und dazu die grotesken Felsgebilde, die als Stalaktiten von der Decke herabhängen oder als Stalagmiten vom Boden emporwachsen. Bergauf, bergab geht die Wanderung, bald schallt ferne Musik zu uns herüber, und wir betreten den großen Tanzsaal, worin zwei Musikkorps ihre lustigen Weisen ertönen lassen, alles, was sich nicht am Bier labt, zum Tanz auf dem Kiesboden einladend. In geradezu musterhafter Ordnung bewegt sich der Menschenstrom immer nur in einer bestimmten Richtung, und so treffen wir nach zweieinhalbstündiger Wanderung wieder auf der Erdoberfläche ein. Um sieben Uhr gedachten wir nach Venedig abzureisen. Eine Festung konnte jedoch nicht ärger belagert sein als der Bahnhof in Adelsberg. Nachdem wir den lebensgefährlichen Versuch gemacht hatten, die einzige Billettkasse von vorn zu nehmen, umgingen wir sie und drangen zum Entsetzen des Billetteurs und Inspektors von hinten direkt in das Bureau ein, nicht eher von der Stelle weichend, als bis wir unsre Billetts hatten. Hinter uns wurde auch die Hintertür zugemacht. Wohl fünfmal pfiff unser Zug ab, ohne fortzufahren, und es ist ein Wunder zu nennen, daß bei diesem Durcheinander von Menschen und Bahnzügen kein Unglück geschah. Die Nacht war bitterkalt, die Coupés vollgepfropft, und dabei hatten wir die Aussicht auf eine zwölfstündige Fahrt. In Görz ist kurzer Aufenthalt, endlich tagt der Morgen, wir fahren an grünen Weingärten, in denen sich die Rebe von Pfahl zu Pfahl, von Baum zu Baum schlingt — es ist der sogenannte Pergola- oder Laubenbau —, vorüber und über die nördliche Lagune auf der 3800 Meter langen Eisenbahnbrücke in den Bahnhof von Venedig ein. Bald sitzen wir wohlgemut in einer der vielen von zwei Gondolieren stehend geruderten Wasserdroschken, die uns zum Hotel Bauer-Grünwald bringt. Nach drei glücklich verlebten Tagen brachte uns der Dampfer Archiduchessa Carlotta nach Triest zurück, von wo aus wir mit dem Schnellzug die Heimreise über Wien nach dem Norden antraten.



Der Prediger in Nöten

Von Thomas Hardy

1. Wie sein Schnupfen kuriert wurde



Infolge eines Zwischenfalls mußte der Prediger der Wesleygemeinde seine Ankunft aufschieben, und ein junger Mann kam vorübergehend zu seiner Vertretung. Am 13. Januar 1837 war es, als dieser junge Geistliche, Herr Stockdale, seinen bescheidnen Einzug ins Dorf hielt, niemand bekannt und fast von niemand gesehen. Doch nachdem die Einwohner, die sich das Ansehen gaben, mit ihm in Verbindung zu stehn, ihn näher kennen gelernt hatten, waren sie mit dem Stellvertreter ganz wohl zufrieden, obschon er bisher kaum ausreichende Charakterfestigkeit erworben haben konnte, den hundertundvierzig reinblütigen Methodisten, die um jene Zeit in Nieder-Moynton lebten, das Gewissen zu festigen. Obendrein sollte er auch noch

der Mischrasse, die Morgens in die Kirche und Abends, oder wenn Teeabend war, in die Kapelle ging. Stecken und Stab sein — das waren alles in allem hundertundzehn Seelen mehr, den Küster auch noch mit eingerechnet, besonders zur Winterszeit, wenn der anglikanische Vikar der Dunkelheit wegen nicht nachsehen konnte, wer um sieben Uhr die Straße hinaufging — worum er sich freilich, wenn man gerecht sein will, niemals kümmerte.

Infolge dieses Durcheinanders der Bekenntnisse entstand unter dem Landadel, der ein wenig schwer von Begriffen war, die berühmte Streitfrage über die Bevölkerungsziffer von Nieder-Moynton: wie es zugehn könne, daß ein Kirchspiel mit dreihundert mündigen, strengen Bekennern der bischöflichen Kirche und beinahe zweihundertsechzig majorennen Nonkonformisten alles in allem knapp vierhundertundvierzig Erwachsne zählte?

Da der junge Mann eine angenehme Persönlichkeit war, so zeigten sich die Mitglieder der Gemeinde, mit denen er in Berührung kam, einstweilen geneigt, die ernstere Frage seiner ausreichenden Befähigung beiseite zu schieben. Man sagt, daß er damals einen freundlichen Blick hatte, in dem jedoch keine Spur von Leichtfertigkeit war, dazu gelocktes Haar, einen hohen Wuchs — kurz, er war ein sehr liebenswerter Jüngling, der seine weiblichen Zuhörer für sich gewann, sobald sie ihn sahen und hörten, und von dem sie sehr bald sagten: Warum haben wir das nicht gewußt, ehe er kam! Dann hätten wir ihn freundlicher empfangen!

Tatsache war: sie und die übrige Gemeinde von Nieder-Moynton erwarteten in dem Bewußtsein, daß er nur aushilfsweise gewählt worden war, weder von seiner Person noch von seiner Lehre etwas Bemerkenswertes, und deshalb war ihnen sein Kommen fast so gleichgiltig, als wenn sie die eifrigsten Kirchgänger im ganzen Lande gewesen wären, und er ihr ordinierter, für sie angestellter Pfarrer. Als Stockdale den Fuß ins Dorf setzte, hatte darum niemand eine Wohnung für ihn besorgt, und obschon er sich auf der Reise einen argen Schnupfen geholt hatte, mußte er wohl oder übel selber Umschau halten. Auf seine Nachfrage erfuhr er, daß die einzig mögliche Wohngelegenheit im Dorfe am obern Ende der Straße im Hause einer Frau Lizzy Newberry zu finden war.

Ein halbwüchsiger Junge gab ihm diese Auskunft, worauf ihn Stockdale fragte, wer diese Frau Newberry sei.

Der Knabe erwiderte, sie sei eine Witwe, die keinen Mann hätte, weil der tot wäre. Herr Newberry, fügte er hinzu, sei ganz wohlhabend gewesen, ein Farmer, aber er wäre an der Auszehrung gestorben. Was Frau Newberrys religiöse Meinung betraf, so erfuhr Stockdale, daß sie zu den Wetterwendischen gehörte und sowohl die Kirche als die Kapelle besuchte.

Ich werde dahin gehn, sagte Stockdale in dem Gefühl, daß er nicht besser wählen konnte, weil kein Quartier bei einem strenggläubigen Methodisten vorhanden war.

Sie ist ein bißchen wunderlich und will keine Beamten oder Pfarrer und Pfarrersfreunde und solche Leute haben, sagte der Junge unsicher.

O, das kann ein gutes Zeichen sein, ich werde mal hingehn. Oder nein, spring du mal hinauf und frag sie erst, ob sie ein Zimmer für mich hätte. Ich muß noch ein paar Besuche in einer andern Angelegenheit machen. Du triffst mich da unten beim Krämer.

Nach einer Viertelstunde kam der Junge zurück mit dem Bescheide, daß Frau Newberry nichts dagegen hätte, ihn aufzunehmen, worauf Stockdale hinging. Das Haus war von einer Hecke umgeben und schien geräumig und bequem. Er sah eine ältliche Frau, mit der er verabredete, noch an demselben Abend zu kommen,

da kein Wirtshaus am Ort war, und er sobald als möglich eine feste Wohnung haben wollte.

Das Dorf war der lokale Mittelpunkt, von wo aus er sogleich die verschiednen kleinen Kapellen der Umgegend aufzusuchen hatte. Er schickte also sein Gepäck vom Krämer zu Frau Newberry herauf und begab sich am Abend in sein einstweiliges Heim.

Da er nun dort wohnte, hielt Stockdale es für überflüssig, anzuklopfen, und bei seinem leisen Eintreten hatte er das Vergnügen, jemand mit leichten Tritten wie eine Maus in den hintern Teil des Hauses forthuschen zu hören. Er ging in die Wohnstube, wie das Vorderzimmer genannt wurde, obwohl sein Steinfußboden nur ungenügend vom Teppich bedeckt wurde, und unter den Möbeln sandbestreute kahle Stellen blieben. Dennoch machte das Zimmer einen warmen, traulichen Eindruck. Hell flackerte der Feuerschein auf den gebauchten Formen der Tischbeine, spielte auf Messingknöpfen und Klinken und breitete sich in voller Glut über die untere Fläche des Kaminsimses. Ein geräumiger, roßhaargepolsterter Armstuhl, mit unzähligen Reihen von Messingnägeln verziert, war seitwärts neben den Kamin gerückt. Teegerät stand auf dem Tisch, der Deckel des Teetopfes war offen, und eine kleine Klingel war genau auf die Stelle gelegt worden, nach der jemand, der im Lehnstuhl saß, instinktiv die Hand ausstrecken mochte.

Stockdale, der nach kurzem Umschauen soweit nichts gegen das Zimmer einzuwenden hatte, nahm Platz und setzte die Klingel in Bewegung. Ein kleines Mädchen schlüpfte darauf hinein und brühte ihm Tee auf. Sie heiße Martha Sara und wohne da draußen, sagte sie, wobei sie mit dem Kopf die Richtung der Straße und des Dorfes im allgemeinen bezeichnete. Ehe Stockdale viel von seinem Mahl gegessen hatte, klopfte es an der Tür hinter ihm, und auf sein Herein veranlaßte ihn das Rascheln eines Frauenkleides den Kopf zu drehen. Er erblickte eine schöne, überaus ebenmäßig gewachsne junge Frau mit dunkelm Haar, breiter Stirn, deren schöne Wölbung auf Verstand deutete, Augen, die ihn durchwärmten, ehe ers wußte, und einem Munde, der für alle Kenner schon an und für sich ein liebliches Gemälde war.

Kann ich Ihnen noch irgend etwas andres zum Tee besorgen? fragte sie, ein paar Schritte vortretend, während ihre Züge lebendig spielten und ihre Hand die Tür bei der Kante hin und her bewegte.

Nichts, danke sehr, sagte Stockdale, der weniger an seine Antwort als daran dachte, in welcher Beziehung zum Hause sie stehn mochte.

Ganz gewiß nicht? sagte die junge Frau, augenscheinlich im Bewußtsein, daß seine Antwort nicht überlegt war.

Er sah gewissenhaft nach dem Teegerät und fand alles vollzählig. Ganz gewiß nicht, Fräulein Newberry, sagte er.

Frau Newberry, gab sie zurück. Lizzy Newberry, früher Lizzy Simpkins.

O, ich bitte um Entschuldigung, Frau Newberry. Ehe er Gelegenheit gehabt, mehr zu sagen, hatte sie das Zimmer verlassen.

Stockdale blieb in Zweifeln zurück, bis Martha Sara den Tisch abräumen kam. Wem gehört dieses Haus, mein kleines Hausmütterchen? fragte er.

Frau Lizzy Newberry, Herr Prediger.

Dann ist die alte Dame, die ich heut Nachmittag sah, nicht Frau Newberry?

Nein, das ist Frau Newberrys Mutter. Die jetzt eben zu Ihnen reinkam, war Frau Newberry, weil sie sehen wollte, ob Sie hübsch wären.

Später, am Abend, als Stockdale eben mit dem Abendbrot anfangen wollte, trat sie wieder ein. Ich komme selbst, Herr Stockdale, sagte sie. In Anerkennung

dieser Ehre stand der Geistliche auf. Ich fürchte, die kleine Martha kann sich nicht verständlich ausdrücken. Was wollen Sie zu Abend essen? Kalter Kaninchenbraten ist da und ein ganzer Schinken.

Stockdale antwortete, er könne mit diesen Speisen recht gut auskommen, und es wurde gedeckt. Er hatte noch keine Scheibe abgeschnitten, als es wieder tapp-tapp an die Tür klopfte. Der Prediger hatte schon diesen besondern Rhythmus als von den Fingern seiner entzückenden Wirtin herrührend unterscheiden gelernt, und seinem Schicksal verfallen, schluckte der junge Mann den ersten Bissen mit einem Blick erwartungsvoller Sanftmut hinunter.

Wir haben auch ein Küken, Herr Stockdale — ich habe ganz vergessen, es Ihnen zu sagen. Vielleicht wünschen Sie, daß Martha Sara es bringt?

Stockdale hatte es in der Kunst, ein junger Mann zu sein, weit genug gebracht, um ihr zu antworten, er wolle das Küken nicht haben, wenn sie es nicht selbst brächte. Aber als es heraus war, errötete er über die kecke Galanterie seiner Worte, die für einen ernsten Mann, einen Geistlichen vielleicht ein wenig zu weit gingen. Nach drei Minuten erschien das Küken, doch zu seiner großen Überraschung nur in den Händen Martha Saras. Stockdale war enttäuscht, was vielleicht auch beabsichtigt gewesen war.

Er war mit dem Abendbrot fertig und ahnte nicht im geringsten, daß er Frau Newberry an diesem Abend noch zu sehen bekommen würde, als sie wie vorher klopfte und eintrat. Stockdales befriedigter Blick sagte ihr, daß sie durch ihr Nichterscheinen, als sie erwartet wurde, nichts verloren hatte. Der Schnupfen, an dem der junge Herr litt, war im Laufe des Abends schlimmer geworden, und ehe sie noch ein Wort gesprochen hatte, wurde er von heftigem Niesen befallen, das zu unterdrücken ihm unmöglich war.

Frau Newberry sah sehr mitleidig aus. Ihr Schnupfen ist zum Abend aber schlimm geworden, Herr Stockdale.

Stockdale erwiderte, er sei recht lästig.

Und ich denke so — fügte sie mutwillig hinzu und sah auf das wenig einladende Glas Wasser auf dem Tisch, das der Geistliche, ein Gegner des Alkohols, trinken wollte.

Ja, Frau Newberry?

Ich denke, Sie sollten etwas trinken, was Ihnen heilsamer ist als das kalte Zeug da.

Ja, sagte Stockdale und sah das Glas an, da kein Wirtshaus hier am Ort ist, und man im Dorf auch nichts Besseres bekommt, so wird dies genügen müssen.

Worauf sie entgegnete: Es gibt etwas Besseres, gar nicht weit ab, wenn auch nicht gerade im Hause. Ich meine wirklich, Sie müssen es versuchen, Sie könnten sonst krank werden. Ja, Sie sollen es auch, Herr Stockdale. Sie hob den Finger, als sie sah, daß er reden wollte. Fragen Sie nicht, was es ist; warten Sie, und Sie werden sehen.

Lizzy ging hinaus, und Stockdale wartete in angenehmer Stimmung. Sie kehrte gleich darauf in Hut und Mantel zurück und sagte: Es tut mir schrecklich leid, aber Sie müssen mir helfen, es zu holen. Mutter ist zu Bett. Wollen Sie sich ordentlich einwickeln und mitkommen und bitte den Becher da mitbringen?

Stockdale, ein einsamer junger Mensch, den es seit Wochen nach jemand verlangt hatte, dem er seine überschüssige Teilnahme, seine Zuneigung schenken könnte, war mit Freuden bereit, mit ihr zu gehn. Er folgte seiner Führerin durch die Hintertür in den Garten, dann in den Grund, wo eine Mauer die Grenze

bildete. Sie war niedrig, und auf ihrer andern Seite unterschied Stockdale im nächtlichen Schatten mehrere graue Grabsteine und die Umrisse von Kirchendach und Turm.

So ist es ganz leicht hinaufzukommen, sagte sie und stieg auf eine Bank, die dicht an der Mauer stand; dann setzte sie den Fuß oben auf die Steine und sprang hinunter nach der andern Seite, wo der Erdboden höher lag, wie es bei Kirchhöfen oft der Fall ist. Stockdale tat dasselbe und folgte ihr im Dunkeln über den unebnen Grund bis zur Turmtür, die sie, nachdem beide eingetreten waren, leise hinter ihnen schloß.

Sie können doch ein Geheimnis bewahren? fragte sie mit melodischer Stimme.

Wie ein eiserner Kasten! versicherte er voll Inbrunst.

Darauf holte sie unter ihrem Mantel eine kleine brennende Laterne hervor, die der Prediger bisher gar nicht bemerkt hatte. Das Licht zeigte ihnen, daß sie dicht an der Chortreppe standen, unter deren Stufen ein Haufen Gerümpel aller Art lag, verwitterte Verschalungen, Kirchenstühle, Holztäfelungen, Dielenteile, die von Zeit zu Zeit von ihrem ursprünglichen Platz im Gebäude entfernt und durch neue ersetzt worden waren.

Vielleicht ziehen Sie ein paar von diesen Brettern weg? sagte sie, die Laterne über ihrem Kopf haltend, um ihm besser zu leuchten. Oder wollen Sie die Laterne nehmen? Dann bringe ich sie beiseite.

O, ich kann schon, sagte der junge Pfarrer und tat, wie sie angeordnet hatte. Zu seiner Überraschung kam dabei eine Reihe kleiner Fässer mit hölzernen Reifen zum Vorschein, jedes Faß ungefähr so groß wie die Nabe eines schweren Wagenrades. Als sie freigelegt waren, heftete Lizzy die Augen auf ihn, als wenn sie gespannt wäre, was er nun sagen würde.

Sie wissen, was das ist? fragte sie, da er nicht sprach.

Ja, Fässer, sagte Stockdale einfach. Er kam aus dem Binnenlande, war der Sohn hochachtbarer Eltern und einzig und allein für den geistlichen Beruf erzogen; deshalb gab dieser Anblick keinem andern Gedanken Folge, als daß solche Gegenstände da waren.

Ganz recht, es sind Fässer, sagte sie in absichtlich harmlosem Ton, der nicht ganz frei von Ironie war.

Stockdale sah sie mit plötzlichem Zweifel an. Doch nicht geschmuggelte Spirituosen? fragte er.

Ja, sagte sie. Es sind Rumfässer, die durch Zufall in der Nacht von Frankreich herübergekommen sind.

In Nieder=Moynton und Umgebung lächelte man um jene Zeit über das Vergehen, das die Außenwelt ungesetzlich nannte, und diese kleinen Schnaps= und Branntweinfäßchen waren den Einheimischen so gut bekannt wie Kohlrüben. So schien Stockdales unschuldsvolle Verständnislosigkeit und sodann, nachdem er das finstere Geheimnis erraten hatte, sein erschrockner Blick Lizzy zuerst lächerlich zu berühren, sie dann aber in Verlegenheit zu setzen, da sie doch einen guten Eindruck auf ihn zu machen wünschte.

Einige Leute schmuggeln hier noch, sagte sie in sanftem, entschuldigendem Ton. Seit Generationen ists bei ihnen Sitte gewesen, und sie denken sich nichts schlimmes dabei. Wollen Sie nun eins der Fässer herüberrollen?

Was soll damit geschehen? fragte der Prediger.

Wir wollen ein bißchen abzapfen, um Ihren Schnupfen zu kurieren, antwortete sie. 's ist solch verflixt starkes Zeug, daß ein Schnupfen im Nu davor Reißaus nimmt. O, es ist alles in Ordnung, wir dürfen davon nehmen. Ich kann haben,

was ich will, der Besitzer der Fässer sagt so. Ich hätte ein paar im Hause haben sollen, dann brauchte ich Ihnen nicht soviel Mühe zu machen; aber ich trinke selbst nichts, und da vergesse ich denn, welche zurück zu behalten.

Ich vermute, Sie dürfen davon nehmen, damit Sie nicht verraten, wo das Versteck ist?

Ach nein, das gerade nicht; aber ich kann davon holen, wenn ich es brauche. Greifen Sie nur zu.

Ich will, Ihnen zu Gefallen, weil Sie dazu berechtigt sind, murmelte der Prediger. Und obwohl er mit seiner Rolle nicht ganz einverstanden war, rollte er eins der Tönnchen aus dem Winkel in die Mitte des Raumes.

Wie wünschen Sie, daß ich es herauskriege, vielleicht mit einem Nagelbohrer?

Nein, ich werde es Ihnen zeigen, sagte seine interessante Gefährtin und hielt ihm mit der andern Hand einen Schusterpfriemen und einen Hammer hin.

So etwas darf man nie mit einem Bohrer tun, weil Holzstaub nach innen fällt, und daran merken die Käufer, daß das Faß angezapft worden ist. Ein Pfriem macht keinen Staub, und die Öffnung schließt sich nachher beinah ganz. Treiben Sie einen der Reifen zurück.

Stockdale nahm den Hammer und tat es.

Nun machen Sie das Loch auf dem Streifen, wo der Reifen gesessen hat.

Er machte das Loch, wie sie geheißen hatte.

Es will nichts herauskommen, sagte er.

O doch, es wird, sagte sie. Nehmen Sie das Fäßchen zwischen die Knie und drücken Sie gegen die Boden. Ich werde den Becher unterhalten.

Stockdale gehorchte, und infolge des Druckes auf das Faß, das dünnwandig zu sein schien, spritzte der Rum in einem Strahl heraus. Als der Becher gefüllt war, hörte er auf zu drücken, worauf der Abfluß sofort versiegte.

Jetzt müssen wir das Tönnchen mit Wasser auffüllen, sagte Lizzy, sonst gluckst es beim Transport wie vierzig Hennen und verrät, daß es nicht voll ist.

Aber Sie sagen doch, Sie dürfen davon nehmen?

Ja, die Schmuggler; aber die Käufer dürfen nicht wissen, daß die Schmuggler auf ihre Kosten mildtätig gewesen sind.

Ich verstehe, sagte Stockdale unsicher. Die Ehrlichkeit dieses Verfahrens erscheint mir mehr als fragwürdig.

Auf ihre Anordnung hielt er das Tönnchen mit der Öffnung nach oben, und während er abwechselnd drückte und nachließ, holte sie eine mit Wasser gefüllte Flasche heraus, nahm einen Mund voll nach dem andern und filtrierte diese allmählich ins Fäßchen, indem sie ihre reizenden Lippen an das Loch legte, wo die Flüssigkeit beim jedesmaligen Aufhören des Druckes aufgesaugt wurde. Als es wieder gefüllt war, verschloß er die Öffnung, trieb den Reifen an Ort und Stelle und versteckte das Faß wieder unter dem Gerümpel wie vorher.

Haben die Schmuggler keine Angst, daß Sies weitersagen? fragte er, als sie über den Kirchhof zurückgingen.

O nein; davor haben sie keine Angst. Das könnte ich gar nicht.

Man hat Sie in eine sehr unangenehme Lage gebracht, sagte Stockdale nachdrücklich. Als ehrlicher Mensch müssen Sie natürlich manchmal fühlen, daß es Ihre Pflicht wäre, Anzeige zu machen — wirklich, das müssen Sie.

Ach, ich habe das nie für meine Pflicht gehalten; und außerdem hat mein erster Mann — sie stockte etwas verwirrt. Stockdale war so harmlos und unerfahren, daß er nicht sogleich wußte, warum sie innehielt. Schließlich begriff er aber, daß ihr die Worte unversehens entschlüpft waren, und daß keine Frau zufällig

von ihrem „ersten Mann“ gesprochen haben würde, wenn sie nicht ziemlich oft an einen zweiten gedacht hätte. Er hatte Mitgefühl mit ihrer Verlegenheit und ließ ihr Zeit, sich zu fassen und fortzufahren. Mein Mann, sagte sie in gesetztem Ton, wußte von ihrem Treiben, ebenso mein Vater, und sie bewahrten das Geheimnis. Ich kann in der Tat niemand anzeigen.

Ich sehe, wie schwierig es ist, fuhr er fort, nach Art eines Mannes, der tief in die Moral der Dinge eindringt. Und es ist sehr hart, daß Sie zwischen Ihren Erinnerungen und Ihrem Gewissen hin und her geworfen und gemartert werden. Ich hoffe inständig, Frau Newberry, daß Sie bald einen Ausweg aus dieser unangenehmen Lage finden werden.

Augenblicklich sehe ich keinen, murmelte sie.

Mittlerweile waren sie über die Mauer geklettert und wieder ins Haus gegangen, worauf sie ihm ein Glas und heißes Wasser brachte und ihn seinen Betrachtungen überließ. Er sah ihrer entschwindenden Gestalt nach und fragte sich, ob er als achtbarer Mann, als Geistlicher und leuchtendes Licht — wenn auch nur von der Qualität der Dreierkerzen — in solchem Tun ganz gerechtfertigt wäre. Ein Niesen entschied die Frage. Nachdem das feurige Getränk durch den Zusatz einer zwei- bis dreifachen Menge Wasser verdünnt worden war, fand er darin eine der angenehmsten Kuren für Schnupfen, die er je kennen gelernt hatte, besonders da es in der kalten Jahreszeit war.

So saß Stockdale wohl zwanzig Minuten lang im Lehnstuhl, nippend und nachdenkend, bis schließlich die Dinge ein freundlicheres Ansehen bekamen, und er den Morgen herbeisehnte, wo er Frau Newberry wiedersehen würde. Dabei fühlte er, daß dieses Morgen im chronologischen Sinne zwar nicht weit, aber für seine Gefühle doch sehr fern war, und darum ging er ruhelos im Zimmer auf und ab. Da fiel sein Blick auf ein Sticktuch unter Glas und Rahmen, auf dem, von einem fortlaufenden aus Tannenbäumen und Pfauen gebildeten Ornament umgeben, der folgende niedliche Vers eingestickt war:

Blüh'nder Rosen Duft entzückt,
Weil ich leb, wird dies gestickt.
Welke Rosen duften noch,
Wenn ich sterb, so bleibt dies doch.

Lizzy Simpkins. Fürchte Gott. Ehre den König.
Elf Jahre alt.

Das ist ihres, sagte er für sich. Himmel, wie gern mag ich diesen Namen!

Ehe er fertig war, darüber nachzudenken, daß von Abigail bis Zenobia kein andrer Name so gut für seine junge Wirtin gepaßt haben würde, klopfte es wieder tapptapp an die Tür. Der Prediger fuhr zusammen, als ihr Gesicht noch einmal zum Vorschein kam; dabei sah es so gleichmütig aus, daß der schärfste Beobachter nicht hätte behaupten können, sie sei gekommen, um mit ihren verführerischen Augen seine Gefühle in Aufregung zu bringen.

Wünschen Sie Feuer in Ihrem Zimmer, Herr Stockdale, weil Sie doch so erkältet sind?

Der Prediger, den sein Gewissen noch ein wenig plagte, weil er ihr geholfen hatte, den Rum zu verwässern, sah hier ein Mittel zur Selbstkasteiung. Nein, ich danke Ihnen, sagte er bestimmt; es ist nicht notwendig. Ich bin von klein an nicht daran gewöhnt, und man darf sich nicht zu sehr gehn lassen.

Dann will ich nicht darauf bestehen, sagte sie und verschwand zu seiner Enttäuschung sogleich.

Er zerbrach sich den Kopf, ob seine Weigerung sie geärgert hätte, und wünschte, er hätte sich für das Feuer entschieden, selbst wenn ihn die Hitze aus dem Bett getrieben und seine Selbstsucht für ein Dutzend Tage gefährdet haben würde. Jedoch tröstete er sich mit der Vorstellung, daß er unter demselben Dach mit Lizzy sei, für einen Liebenden in der Tat ein seltener Trost. Wenn er den Begriff Mieter poetisch auffaßte, war er ihr Gast; und morgen würde er sie ganz gewiß wiedersehen.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Die Lage nach dem Ministerwechsel.)

Wie es nicht anders sein kann, bewegen sich alle politischen Erörterungen jetzt hauptsächlich in Betrachtungen über den Ministerwechsel im Reich und in Preußen. Über die Bedeutung dieses Personenwechsels kann natürlich nirgends ein Zweifel bestehen. Fürst Bülow hat die vollständige Einheitlichkeit und Stetigkeit seiner Politik und seinen festen Entschluß, auf dem eingeschlagnen Wege bleiben zu wollen, bekundet und ist überall richtig verstanden worden, auch da, wo man sich die größte Mühe gibt, den Anschein zu erwecken, als habe man ihn nicht verstanden.

Ist man über die Bedeutung dieser Entscheidungen klar, so wird man auch bei der Frage nach ihrer Notwendigkeit auf einen ganz bestimmten Standpunkt verwiesen sein. Politische Maßregeln lassen sich nicht nach allgemeinen Erwägungen, sondern nur nach ihrem bestimmten Zweck beurteilen. Darum kann man es schmerzlich bedauern, daß ein so ausgezeichneter Staatsmann wie Graf Posadowsky seiner bisherigen Tätigkeit entzogen worden ist, und doch dabei vollkommen würdigen, daß Fürst Bülow nicht anders handeln konnte, wenn er nicht die Grundlagen seiner Politik schwer gefährden wollte. Wie man diese Politik selbst bewertet, ist Ansichtssache. Wir verkennen ihre Schwierigkeiten und bedenklichen Seiten nicht, und doch meinen wir, daß sie gegenwärtig die einzig mögliche ist. Ein leitender Staatsmann in einem Verfassungsstaate kann nicht ohne weiteres in einem Sinne regieren, der im Parlament nur durch eine Minderheit gestützt werden würde. Er kann das am allerwenigsten bei Beginn seiner Amtsführung, wenn er nicht — wie einst Bismarck — ganz besondre moralische Momente für sich hat, die sogar einen Verfassungskonflikt rechtfertigen. Es gehört aber auch ein Bismarck dazu, einen solchen Konflikt durchzukämpfen, und vielleicht hätte auch er es nicht gekonnt oder — richtiger gesagt — überhaupt gar nicht versucht, wenn damals nicht der preußische Liberalismus den schweren Fehler gemacht hätte, die geschichtliche Stellung des preußischen Königtums und die sich daraus ergebenden Folgerungen für den preußischen Volksgeist gänzlich zu verkennen, und wenn Bismarck nicht in seiner genialen Weise vorausgesehen hätte, daß gerade auf der Erhaltung dieser Momente der Erfolg für die Zukunft ruhte. Die weitere Politik Bismarcks nach der Erkämpfung der deutschen Einheit lehrt, daß auch er die Voraussetzungen eines Konflikts nicht wieder für gegeben hielt. Er hat die parlamentarischen Mehrheiten und Möglichkeiten respektiert und war der erste, der sich mit dem Zentrum verständigte, als die politischen Verhältnisse es erlaubten und die parlamentarischen es forderten.

Fürst Bülow war bei der Machtstellung, die das Zentrum im Reichstage gewonnen hatte, darauf angewiesen, mit einer Mehrheit zu rechnen, deren bedeutendster Bestandteil das Zentrum war. Er selbst sah sich einer Reihe von

gesetzgeberischen Aufgaben gegenüber, die er sich nicht aus freier Wahl gestellt hatte, sondern deren Lösung durch die Umstände in seine Hand gelegt worden war. Er hat diese Aufgaben mit Hilfe der ihm gegebnen Reichstagsmehrheit gelöst, nicht ohne die Mithilfe des Zentrums durch kleine Geschenke, die bekanntlich die Freundschaft erhalten, zu erkaufen. Dann aber mußte er darauf bedacht sein, das Reichsschiff in einem festen Kurs zu steuern, für den er selbst die Verantwortung übernehmen konnte. Danach sehnten sich die besten Kräfte im Reich; es war die Bedingung künftigen Vertrauens. Bis dahin hatte man seine Geschicklichkeit erkannt und gerühmt, aber das rechte Vertrauen war noch ausgeblieben. Zwei Klagen waren es hauptsächlich, die für einen großen Bruchteil der nationalgesinnten Deutschen als Hindernis dazwischen standen. Die eine Klage beruhte darauf, daß das Verhältnis des Reichskanzlers zum Zentrum gründlich mißverstanden wurde. Auf Schwäche und persönliche Vorliebe wurde zurückgeführt, was in Wahrheit der Forderung praktischer Staatszwecke entsprungen war. Die zweite Klage, die dem Reichskanzler seine Tätigkeit erschwerte, ist durch die Schlagworte „Zickzackkurs“ und „persönliches Regiment“ bezeichnet. Man wollte damit sagen, daß man die scheinbare Programm- und Prinzipienlosigkeit schwer empfand und sie darauf zurückführen zu können glaubte, daß der Reichskanzler gegenüber der starken Persönlichkeit des Kaisers nicht die normale Stellung eines verantwortlichen Staatsmanns habe, sondern sich einem stets wechselnden persönlichen Willen anpassen, infolgedessen auch allerlei unberechenbare Einflüsse neben sich dulden müsse. Wir wollen hier nicht darauf eingehen, worin der Irrtum und Fehler dieser weitverbreiteten Anschauung steckte. Wir stellen hier nur ihr Vorhandensein fest, und zwar ihr Vorhandensein in Kreisen, deren willige und vertrauensvolle Unterstützung und Mitarbeit der Kanzler auf die Dauer nicht entbehren konnte.

Fürst Bülow konnte, ja mußte bei der Natur der ihm obliegenden Aufgaben diese Klagen lange Zeit über sich ergehen lassen, ohne ihnen durch die Tat zu begegnen. Dann aber kam die Zeit, wo er handeln mußte, wenn er nicht auf die Bezeichnung eines Staatsmanns dauernd verzichten wollte. Er mußte der lähmenden Verstimmung der nationalen Kreise über den immer stärker triumphierenden Ultramontanismus ein Ende machen, und er mußte ferner zeigen, daß er nach wie vor der Vertrauensmann des Kaisers und der verantwortliche Leiter einer einheitlichen und entschlossen auf ein Ziel gerichteten Politik sei. Das waren die beiden nächsten Aufgaben, die es zu lösen galt.

Wie die erste gelöst worden ist, zeigt die Reichstagsauflösung. Man streitet sich noch immer darum, ob Fürst Bülow auf den Bruch mit dem Zentrum lange hingearbeitet oder ob er nur die ihm durch fremdes Verdienst gebotne Gelegenheit ergriffen hat. Auch hier wird wohl, wie es beim Staatsmann und Feldherrn die Regel ist, die Wahrheit in der Mitte liegen: es ist nicht alles Zufall, was als Zufall erscheint, aber auch nicht alles Berechnung. Der Entschluß für eine bestimmte Richtung war gefaßt, aber unter den verschiednen Möglichkeiten der Ausführung wurde ruhig auf die gewartet, die durch die Gelegenheit als die günstigste geboten wurde. Wenn man aber auch annimmt, daß diese Gelegenheit den Reichskanzler selbst überraschte, so wird damit sein Verdienst kaum verkleinert. Denn das entschlossene Zufassen bedeutete in diesem Augenblick immer noch sehr viel; es zeigte sich darin jener Zusammenklang der eignen berechnenden Überlegung mit dem allgemeinen Volksempfinden, der den echten Staatsmann kennzeichnet. Wer dieses intuitive Erfassen des rechten Augenblicks versteht, behält in der Staatskunst fast immer Recht, auch gegenüber einer sonst viel tiefer dringenden, intellektuellen Erfassung der politischen Probleme. Das darf man bei Beurteilung des Konflikts Bülow—Posadowsky nicht vergessen.

Nun galt es, die zweite der beiden Aufgaben zu lösen, die für den Reichskanzler nach unsrer Meinung eine Notwendigkeit waren. Dies um so mehr, als das Zentrum nach seiner Niederlage sehr richtig erkannt hatte, daß die ganze Reichstagsauflösung vergeblich bleiben werde, so lange er nicht auch den andern Teil seines Plans verwirklicht hatte, das heißt den Beweis geliefert hatte, daß er der wirkliche und alleinige Führer auf dem angekündigten Wege sei und die Zustimmung des Kaisers für sich habe. Für den Fürsten Bülow gestaltete sich die Lage geradezu gefährlich, wenn er auf halbem Wege stehn blieb. Denn die erbitterten Gegner hatten mit Scharfblick die beiden schwachen Punkte erkannt, gegen die sie ihr Geschütz richten konnten. Der eine schwache Punkt war die Schwierigkeit, den bisherigen Kurs in der Sozialpolitik ohne das Zentrum beizubehalten, der andre lag in dem Verhältnis der Reichspolitik zur preußischen. Hier waren allerdings Schwierigkeiten zu überwinden, die aber keine unübersteiglichen Hindernisse waren, sobald nur der Reichskanzler einen entschiednen Beweis seiner vollen Entschlossenheit in dieser Richtung lieferte. Das Zentrum jedoch benutzte jedes kleine Symptom, um Zweifel an dieser Entschlossenheit zu erregen und zu befestigen.

Unter solchen Umständen geschah es, daß der Hauptträger der Sozialpolitik des Reichs, Graf Posadowsky, leider bei verschiednen Gelegenheiten allzu deutlich merken ließ, daß er der neuen Parteikonstellation in kritischer Stimmung gegenüberstand, wie es denn bekannt genug war, daß er die Reichstagsauflösung nicht gebilligt und von den Neuwahlen nichts erwartet hatte. Nun hätte sich Graf Posadowsky, der über die Grundsätze seiner Sozialpolitik mit dem Reichskanzler nach wie vor einig war, gewiß trotz mancher Bedenken in die Lage gefunden, aber er wurde bei der Eigentümlichkeit der Umstände, ohne es zu wollen und zum Teil wohl auch ohne es zu wissen, das Werkzeug und die Hoffnung einer Fronde gegen die neue Blockpolitik. Sorgfältig wurden in den Zeitungen alle kleinen Abweichungen seiner Anschauungen registriert, um daraus zu beweisen, daß Fürst Bülow seine Politik gar nicht durchführen könne, weil sich Graf Posadowsky doch stets auf das Zentrum stützen müsse. Wie weit Gegner des Fürsten Bülow außerdem noch in der Stille und hinter den Kulissen geschäftig waren, den Gegensatz der beiden Staatsmänner größer erscheinen zu lassen, als er wirklich war, und politische Kreise glauben zu machen, Graf Posadowsky könne vielleicht den Fürsten Bülow ersetzen, entzieht sich der öffentlichen Beurteilung und Nachprüfung. Tatsache ist nur, daß sich dem Fürsten Bülow allmählich die Überzeugung aufdrängen mußte, daß der Rücktritt des Grafen Posadowsky eine der Voraussetzungen sei, wenn er der Welt beweisen wollte, daß er die Zügel wirklich in der Hand habe.

Dazu kam der Mißklang zwischen Reichspolitik und preußischer Politik, den die Liberalen mit wachsender Unruhe, die Klerikalen mit Spott und Hohn vermerkten. Hier lag die schwerste Gefahr für die Blockpolitik, und im preußischen Ministerium saß ein Mann, der für diese Gefahr völlig unempfindlich schien. Das Auftreten des Herrn von Studt im Abgeordnetenhause wurde von den Liberalen, — wenn auch wohl nicht ganz mit Recht — dahin gedeutet, als wolle er sie in einem Sinne provozieren, der die Blockpolitik direkt durchkreuzen, ihre Festigkeit mindestens stark in Frage stellen mußte. So galt der Minister als Träger einer Politik, die mit der im Reich eingeschlagnen Richtung schlechterdings unvereinbar war. Es war überdies allgemein bekannt, daß sich gerade Herr von Studt der besondern persönlichen Wertschätzung des Monarchen erfreute.

Hiernach waren für den Fürsten Bülow die Erfordernisse der Lage gegeben. Nur die Entlassung der beiden Minister konnte eine Klärung bringen, wie er sie brauchte. Nur ein Ministerwechsel, der die persönliche Entscheidung des Königs enthielt, konnte zugleich den unumstößlichen Beweis liefern, daß die Politik des Kanzlers

zugleich die des Monarchen war. Der Reichskanzler hat diesen Sieg über seine Gegner erfochten. Graf Posadowsky und Herr von Studt sind gegangen, und dem Nachfolger des Staatssekretärs, dem bisherigen Minister des Innern, Herrn von Bethmann-Hollweg, ist das Vizepräsidium des preußischen Staatsministeriums übertragen worden. Deutlicher konnte die Absicht dieser Entscheidungen nicht gezeigt werden. Fürst Bülow steht jetzt an der Spitze eines preußischen Staatsministeriums, das durchaus homogen seine Politik zu unterstützen geneigt ist, und der Vizepräsident dieses Ministeriums, in Preußen ohne Portefeuille, ist zugleich der Leiter des wichtigsten Reichsamts, mit dessen Staatssekretariat die allgemeine Stellvertretung des Reichskanzlers verbunden ist. Damit ist die Grundlage hergestellt, die Fürst Bülow brauchte, und die er erstrebt hat.

Die Parteien urteilen natürlich von ihrem Standpunkt aus anders. Sie fragen, was sie von den neuen Männern im Sinne ihrer besondern Bestrebungen zu erwarten haben. Die Konservativen können der ganzen Sachlage nach keine besondre Unzufriedenheit zeigen; sie müssen sich an die Tatsache halten, daß die neuen Minister, die alle keine ausgesprochnen Parteimänner sind, im allgemeinen von einer konservativen Anschauungsweise ausgehn. Freilich trauern sie Herrn von Studt aufrichtig nach, aber sie müssen abwarten, wie sich sein Nachfolger, Minister Holle, mit den besondern Fragen, die ihnen am Herzen liegen, abfinden wird. Auch das Zentrum kann gegen die neuen Männer nichts Wesentliches vorbringen, es kann nur den Weggang ihrer Vorgänger möglichst für sich ausnutzen, und so sieht es denn gegenwärtig nach der klerikalen Presse beinahe so aus, als sei Graf Posadowsky ein echter und rechter Zentrumsmann gewesen, eine Auffassung, die nicht nur für den ausgeschiednen Minister selbst, sondern auch für die ganze politische Welt, soweit sie sich noch nicht das Denken abgewöhnt hat, höchlich überraschend sein muß.

Bleibt noch die Stellung der Liberalen. Man sollte meinen, der Liberalismus müßte erkennen, daß der Ministerwechsel ihm einen Weg bahnt, seine Lebensfähigkeit und Überzeugungskraft aufs neue zu zeigen. Dazu gehört freilich, daß man aus einem großen Zusammenhange heraus die Richtung einer Entwicklung zu erkennen vermag. Und tatsächlich sehen wir, daß die Liberalen, die diese Fähigkeit haben, zufrieden sind und sich bereit zeigen, in Zukunft ihre Kräfte nach Möglichkeit einzusetzen, um ein liberales Regiment vorzubereiten. Daneben stehn freilich noch die Schattierungen des Liberalismus, die nur zu vergleichen vermögen, ob die Ansichten der neuen Männer mit dem Parteikatechismus übereinstimmen, und danach ihr Urteil sprechen. Für sie steht es natürlich fest, daß der Rücktritt des Grafen Posadowsky die Abkehr von einer freiheitlichen Sozialpolitik bedeutet, und daß im übrigen alles beim alten bleibt, weil die neuen Mitglieder des Ministeriums „konservativ" seien. Solchen Meinungen gegenüber bemerkte ein freisinniges, gut nationales Blatt mit Recht, daß es lieber eine liberale Politik durch konservative Minister gemacht sähe, als eine konservative Politik, zu der sich liberale Minister gezwungen sähen. Ein teilweise liberales Ministerium würde jetzt nur Verwirrung schaffen und die Voraussetzungen der Blockpolitik zerstören. Nicht um eine liberale Schwenkung, sondern um Festhalten der Blockpolitik handelt es sich. Diese aber ist nur möglich, wenn zwar die konservative Grundrichtung beibehalten wird, aber die starre Einseitigkeit einer verbitternden, rückständigen, von Mißtrauen auf die sich regenden neuen Kräfte erfüllten Regierungsweise vermieden wird, bestimmte, wohl erfüllbare Forderungen der Liberalen Berücksichtigung finden. Dieses Zurückdrängen der Strömungen, die im Volke mit einem viel gemißbrauchten Schlagwort als „Reaktion" empfunden werden — ein Zurückdrängen, das durchaus noch im Rahmen eines vernünftigen Konservatismus liegt —, ist allerdings die Bedingung für das Zusammenwirken der Liberalen mit den Konservativen in allen den Fragen,

die die Ausschaltung der antinationalen Elemente wünschenswert machen. Darum kann die Blockpolitik ohne praktische Zugeständnisse an den Liberalismus keinen Bestand haben. Darin liegt eine starke Garantie für die Liberalen, die sich zur ehrlichen Mitarbeit an dieser Politik entschließen. Sie ist zugleich eine gute Schule für die Partei, die nur auf diesem Wege dazu kommen kann, ohne Preisgabe ihrer Überzeugungen sich von ihrer Neigung zum Doktrinarismus zu kurieren und den Weg aus der alten Scheuklappen- und Philisterpolitik früherer Tage zu einem kräftigen, vorurteilslosen, mit Freiheitsbedürfnis und Individualismus wohl vereinbaren Staats- und Nationalgefühl zu finden. Hier eröffnet sich gerade dem Liberalismus die Aussicht auf eine große Zukunft und auf Wiedergeburt und Erstarkung.

Esperantisten und Indogermanisten. Ein starker Vorstoß ist neuerdings gegen die so wagemutig organisierende und agitierende Idee der künstlichen Hilfssprache des Esperanto gemacht worden, und zwar von einer Seite, die man als die Antipodin jener Idee bezeichnen kann, von zwei Hauptvertretern der indogermanischen Sprachforschung (K. Brugmann und A. Leskien, Zur Kritik der künstlichen Weltsprachen. Straßburg, Trübner, 1907. 38 S. 80 Pf.). Antipoden muß man sie nennen, insofern sie rückwärts gewandt an der Erschließung älterer gemeinsamer Sprachformen und Sprachstufen theoretisch arbeiten, während die Esperantisten vorwärts gewandt an der Herbeiführung einer jüngern gemeinsamen Sprachform praktisch arbeiten. Vergangenheit und Zukunft, Theorie und Praxis stehen sich also hier schroff gegenüber. Kein Wunder daher, daß der historische Sprachforscher den unhistorischen Sprachmacher und seine Bestrebungen rundweg ablehnt, was Brugmann für die Idee der Weltsprachen im allgemeinen (S. 5—29), Leskien für das Esperanto im besondern (S. 30—38) tut. Es kann auch nicht anders sein: der streng historische Sprachforscher hat es nur mit der Vergangenheit zu tun, selbst die Gegenwart ist ihm nur Mittel zum Zweck der Kontrolle der historischen Entwicklung, die Zukunft der Sprache aber läßt ihn vollends kalt. Für ihn genügt es, daß das Esperanto etwas Unorganisches ist, um es als etwas Unmögliches zu bezeichnen: es gibt nur gewordne, keine gemachten Sprachen.

Es gibt also zwischen beiden Anschauungen keine Versöhnung, und doch scheint manchen eine solche denkbar zu sein: die Esperantisten tun im Grunde dasselbe nach der einen Richtung, was die Indogermanisten — wenigstens früher — nach der andern taten: wie diese aus den ältesten Formen der indogermanischen Sprachen eine gemeinsame indogermanische Grundsprache konstruierten, so konstruieren die Esperantisten aus den jüngsten Formen derselben Sprachen eine gemeinsame internationale Kompromißsprache, und wenn dies den verschiednen Vertretern der Weltsprachidee bisher nicht gelungen ist, so mögen sie sich damit trösten, daß ihren Antipoden die Erfüllung ihres Ideals auch nicht beschieden war: es gibt so viel indogermanische „Grundsprachen“, wie es Forscher gab, die sich mit ihrer Auffindung beschäftigten. Hier können die Esperantisten von den Fehlern der Indogermanisten lernen.

Eine weitere Verständigung wäre möglich, wenn sich die Sprachforscher entschließen würden, die Ergebnisse aus den Sprachzuständen der Vergangenheit auf die der Zukunft anzuwenden. Hier hätte für den Indogermanisten, der das ausdrücklich ablehnt, der allgemeine Sprachpsychologe einzutreten, dessen Aufgabe es ist, die großen psychischen Grundgesetze zu finden, die für die Sprachentwicklung maßgebend sind, und diese für die Schaffung einer allgemeinen Zukunftssprache fruchtbar zu machen. Besonders scheinen mir diejenigen Sprachpsychologen für die Entscheidung

der Frage, ob eine allgemeine Zukunftsmischsprache möglich sei, geeignet zu sein, die sich mit den sogenannten Kreolensprachen beschäftigen, d. h. solchen, die nicht durch organische, sondern durch unorganische Vorgänge entstanden sind. Darum scheint es mir auch kein Zufall zu sein, daß sich unter den zünftigen Sprachforschern, die für eine Weltsprache eintraten, gerade ein solcher befand, der besonders die Kreolensprachen studiert hat, nämlich H. Schuchardt. Warum studieren also die Esperantisten nicht die Kreolensprachen, ehe sie ins Blaue hinein ihren neuen babylonischen Turm bauen?

Nach einer dritten Richtung hin wäre ein Verständnis möglich, wenn die Indogermanisten sowohl wie die maßvollen unter den Esperantisten bedächten, daß es sich nicht um eine wirkliche organische Sprache handelt, sondern um ein Hilfsmittel zur praktischen Verständigung. Brugmann betrachtet, wie aus einem Satze Seite 27 oben hervorgeht, das Esperanto so, als wolle es eine Sprache sein, die mit den bestehenden Sprachen konkurrieren wolle. An dieser Auffassung sind freilich die Esperantisten selbst schuld durch die Torheit, mit der sie Werke der dichterischen Phantasie auf „esperantisch“ wiedergeben zu können meinen. Gegen solche Verkennungen der innern Seite des Sprachlebens wendet sich Brugmann mit vollem Recht und läßt das Esperanto nur gelten für den schriftlichen Verkehr in gewissen engern Sphären, wie im Handel, also jedenfalls nur da, wo es sich um rein verstandesmäßige Mitteilungen handelt.

Das so in sein Recht eingesetzte, aber auch in seine Schranken verwiesene Esperanto nähme also zu den wirklichen Sprachen eine ähnliche Stellung ein wie die Stenographie zur historischen Schrift; es wird ein Notbehelf sein wie diese und ebenso der beständigen Verbesserung und Vereinfachung bedürftig wie diese. Ebensowenig wie Stolze und Gabelsberger in ihren Systemen etwas unverbrüchlich Giltiges und Festbestehendes geschaffen haben, ebensowenig gilt dies auch für die Weltsprachsysteme der Herren Schleyer und Zamenhof. Es mag zugegeben werden, daß dieser sein System viel geschickter aufgebaut hat, entsprechend dem logischen Prinzip möglichster Regelmäßigkeit und daher möglichst leichter Erlernbarkeit. Über diese ist nun freilich Leskien andrer Meinung (S. 37f.), und er hat durchaus Recht, wenn er verschiedne Bildungen als überflüssig und manche geradezu als verdreht bezeichnet, zum Beispiel padrino für Mutter. An diesem Beispiel kann man sich übrigens gut die Stärken und die Schwächen des Systems klar machen; Logik und Psychologie liegen hier miteinander im Konflikt: rein logisch ist padrino vortrefflich entsprechend dem Prinzip möglichst weniger Stammbildungen und möglichst vieler Suffixbildungen. Zamenhof schließt offenbar so: im Latein haben wir filius — filia; im Griechischen ἀδελφός — ἀδελφή, also warum soll das Esperanto nicht bilden: padro — padrino? Der Fehler liegt aber hier im Psychologischen, wie Leskien mit Recht hervorhebt (S. 34); denn es gibt keine Sprache und kann keine geben, die die Mutter als eine Nuancierung des Vaters auffaßt. Hier liegen die — psychologischen und praktischen — Schwächen des Systems deutlich zutage; denn nur ein Mensch, der weder Sprachgefühl noch Sprachkenntnisse hat, kann mit dem Wort padrino den Begriff „Mutter“ verbinden, und nur der ganz mechanisch Lernende wäre dazu imstande. Wollen sich aber die Esperantisten auf diese stützen? — Sie wollen möglichst praktisch sein; das ist aber nur der, der sich nicht einer Doktrin zuliebe von dem Natürlichen entfernt. Die Sprachmittel kann man vereinfachen, aber nicht auf Kosten des Sprachgefühls. Manche Weltsprachler scheinen übrigens schon bescheidner zu werden. So ist es immerhin zu beachten, daß sich ein Philologe (E. Beermann) gegen das willkürliche Mischmasch des Esperanto gewandt hat, aber nicht nur theoretisch und negativ, sondern praktisch und positiv in seinem Novilatin (Leipzig, 1907), worin er aus romanischen Mitteln eine allgemeine

Zukunftssprache konstruiert. Man wird sich aber nicht wundern dürfen, wenn diesem Versuch demnächst ein Novigerman entgegengestellt wird, und wenn dieses im wesentlichen einer schon existierenden Sprache gleicht, dem Englischen. K. D.

Warum nur heiratet unsre Tochter nicht? Eine Studie für Töchtermütter. Ein angehender Fünfziger, der nebenbei glücklicher Ehemann und Vater, aber nicht Tochtervater ist, bekommt obige Frage schon hier und da zu hören. Nicht von den schlimmsten, sondern von guten, treuen, um das Wohl einer oft wirklich liebenswerten Tochter besorgten Müttern, die darüber mit dem Verfasser einig sind, daß eine gute Ehe nicht das einzige, aber das höchste und reinste Glück für ein junges Mädchen ist. Nur von solchen Müttern und solchen Töchtern wollen wir sprechen. Die Töchter sollen ausscheiden, die durch arge Charakterfehler oder durch Mangel an Erziehung von vornherein jeden feiner Empfindenden abstoßen, und auch die Mütter sollen hier ausscheiden, die durch Schroffheit, Unliebenswürdigkeit, Geiz oder den Fluch der Lächerlichkeit den jungen Freier ihrer Tochter abschrecken. Der werdende Freier, der das Mädchen schon liebgewann (vielleicht, weil er es ohne die Mutter an fremdem Orte kennen lernte), läßt sich auch durch dergleichen Mängel von Rechts wegen nicht mehr abschrecken.

Bei solcher Begrenzung des Kreises der Mütter und der Töchter wird auf obige Frage meist die Antwort laut: „Einfach, weil sie kein Geld hat. Schlimm genug, aber es ist so."

Gemach, gemach! Verfasser kennt liebenswürdige, wohlerzogne, wohlhabende und kluge junge Damen, die auch in ihrem Aussehen keinen Wettbewerb zu scheuen brauchten, deren Familie, der ersten Gesellschaft angehörend, in keiner Hinsicht und in keinem Gliede zu bemängeln ist, aus deren Schwesternkreise gleichwohl nicht eine geheiratet hat. Und er kennt mehr als eine Familie, deren Töchter zwar die übrigen obengenannten Eigenschaften auch hatten, aber arm waren wie die Kirchenmäuse, so arm, daß sie zum Teil nicht einmal eine Aussteuer erhalten konnten, und die dessenungeachtet sämtlich, ohne Ausnahme, und zwar in frischester Jugendblüte, im Brautkranze prangten. Das Geld allein tuts also wohl doch nicht. Wo blieben denn auch die — nach Behauptung erster Autoritäten nicht nur nicht ausgestorbnen, sondern in Zunahme begriffnen — einzigen Söhne reicher Familien? Sie heiraten — Gott sei Dank! — doch nicht alle erst nach Empfang genügender Auskunft über den Vermögensstand des Schwiegervaters. Der unbegüterte junge Mann verfährt mit Recht nach dem Worte: „Nicht nach Geld, aber auch nicht ohne Geld"; bei dem reichen erweitert sich der Kreis der wählbaren jungen Damen in großem Maße, und der Kluge wird hierin einen weitern Vorteil seines Reichtums sehen.

Wo also liegt der Grund? Überwiegende Heiratsunlust der jüngern männlichen Generation? Verfasser hat den Eindruck, als ob, wie in manchen andern Dingen, so auch hierin seit einigen Jahren eine Wendung zum Bessern eingetreten wäre. Nicht mehr so häufig hört man am Biertisch, im Junggesellenkreise Äußerungen, die materiellen Sinn und Hang zum Wohlleben als Grund der Ehescheu erkennen lassen, und der Prozentsatz der verheirateten Männer scheint mir auch in den Kreisen der ersten Gesellschaft wieder zuzunehmen.

Nicht nur, ja nicht einmal hauptsächlich wegen der im Weibe vermuteten prophetischen Gabe wurde es von den wildesten Völkern des Altertums verehrt; seine Herzensgüte, seine Liebenswürdigkeit schuf ihm bei den Starken Verehrung. Diese Eigenschaften bilden den Grundzug des weiblichen Seelenlebens; sie sind sozusagen die Scheidemünze, in der das junge Mädchen die Zinsen seines großen, noch unangebrochnen Kapitals an Liebe im Alltagsleben ausgibt, bis der große Tag kommt, an dem auch das Kapital selbst angegriffen und flüssig gemacht wird

und werden muß. Der Kundige aber weiß schon vorher nach den Zinsen das Kapital zu berechnen, und solche Berechnung ist erlaubt und wird häufig geübt.

Nach den eingangs erwähnten Qualitäten des Verfassers wird man ihm glauben, daß er diese Betrachtung ohne eignes Interesse, aber aus warm mitfühlendem Herzen anstellt. Wer gern Seelenregungen (und deren Erfolg: die Schicksale) seiner Mitmenschen beobachtet und prüfend wägt, dem liegt auch nahe, sich — und andern! — die oben gestellte Frage zu beantworten.

Welcher Zug war also den jungen Mädchen gemeinsam, die trotz Armut frühzeitig glückliche Ehefrauen wurden, was fehlte denen, die trotz Wohlhabenheit, ja Reichtums ehelos blieben? Ein gemeinsamer Zug war jenen eigen: sie wollten gern heiraten. Bitte, keine Empörung, aber auch nicht die Entgegnung: das wollten diese auch, das will im Grunde jedes junge Mädchen. Gewiß, aber nicht so ernstlich, nicht so gleichmäßig, nicht so, ich möchte sagen: unbewußt zielsicher. In diesem Punkte glaube ich den Lehren Ralph Waldo Trines und der andern Neudenker, daß stetig und still, aber ernstlich gehegter Wunsch den Erfolg verbürgt.

Nicht als ob die zuerst erwähnten jungen Mädchen etwa heiratswütig gewesen wären. Nichts weniger als das. Aber steter Wunsch und Gedanke prägt sich im Wesen und Sinn aus, und ihr ganzes Wesen in all seiner harmlosen, liebenswerten Natürlichkeit zeigte, daß sie es als das Gegebne ansahen, dermaleinst zu heiraten. Nichts von der Affektation mancher jungen Damen, die da tun, als sei es unter ihrer Menschenwürde, zu erwarten, ob ein Mann sie zur Gattin begehren werde. Dabei eine verständige Begrenzung ihrer Wünsche. Sie sahen sich, wenn ich so sagen darf, nur in ihrem Kreise um, nicht über, nicht unter ihrem Stande, und warteten nicht auf einen Märchenprinzen. Aber die Liebe läßt sich doch nicht gebieten! In ihren ersten Anfängen doch. Principiis obsta. Wem aber solche Moral allzu hausbacken scheint, dem sage ich, daß ich die große und starke Liebe, die auf den ersten Blick kommt, und die über alle Standesunterschiede hinweghebt, keineswegs leugne. Aber sie kommt jäh und unvermutet wie der einschlagende Blitz, und erwarten darf man sie nicht.

Und die jungen Damen der zweiten Kategorie? Auch sie hegten den bewußten Schicksalswunsch, aber Laune oder der Gedanke an einen andern, geringern, aber gegenwärtigen Wunsch hindert die Erfüllung des erstern. Ein hübsches, verwöhntes junges Mädchen hatte einen in jeder Hinsicht annehmbaren Freier, den sie vielleicht nicht gerade schwärmerisch liebte, aber achtete und im Verkehr offenkundig bevorzugte. Er engagierte sie, in der festen Absicht, sich zu erklären, zu einem Sitztanz. An seinem ganzen Wesen mußte sie merken, daß die Entscheidung bevorstand. Da, gerade als er sprechen will, kommt einer der besten Walzertänzer der Stadt und bittet sie um einen Tanz. Sie kann nicht widerstehen — und der Freier verzichtet. Wie konnte er noch glauben, daß ihr etwas an ihm gelegen sei? Das junge Mädchen der ersten Kategorie hätte das nicht getan. Sie hätte gewußt, den kleinen Wunsch dem größern zu opfern, und wäre eine glückliche Frau geworden.

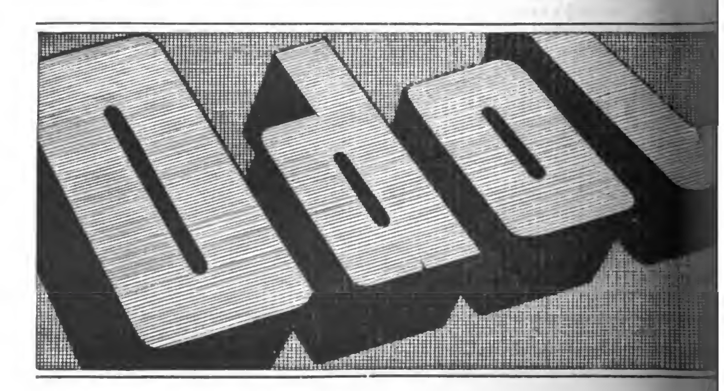
Nicht selten geht es so, und der stille Beobachter könnte wohl mancher Mutter auf die den Titel bildende Frage ausreichende Antwort geben. Des Wunsches Stetigkeit hatte gefehlt, allzuviel Eventualwünsche waren vorhanden.

Doch genug! Die staete, die, wenn ich nicht irre, Walter von der Vogelweide den Deutschen nachrühmt, wünsche ich allen liebenswerten Mägdelein, auf daß sie, wenn die Zeit gekommen ist, ebenso liebenswerte und geliebte Frauen werden.

K. v. H.

Meyers Kleines Konversations-Lexikon. Siebente, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage in sechs Bänden. Mehr als 130000 Artikel und Nachweise mit etwa 520 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie etwa 100 Textbeilagen. Erster

Band A bis Cambrics. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1906. Die sechste Auflage des kleinen Meyerschen Konversations-Lexikons bestand nur aus drei Bänden; daß es nicht möglich war, die reichen Schätze der Wissenschaft, der Technik, der Literatur und Kunst in diesem Umfange einigermaßen befriedigend darzustellen, ist klar. Das dreibändige Werk konnte nur ein unzulänglicher Notbehelf sein. Der Verlag hat sich deshalb veranlaßt gesehen, den Stoff ganz neu, in erweiterter Form zu bearbeiten und in sechs Bänden unterzubringen, sodaß hiermit ein vortrefflicher Ersatz für das große zwanzigbändige Werk geboten wird. Die Aufgabe, die Massen in dieser Form zu bewältigen, ohne in einen abgerissenen Telegrammstil zu geraten, ist vortrefflich gelöst worden. In den Artikeln sind oft größere Gebiete des Wissens anschaulich, erschöpfend und in populärer Darstellung behandelt worden; in den technologischen finden wir nicht nur die Maschinen und Apparate erklärt, sondern auch die Prozesse in fesselnder Darstellung geschildert. Von großem Werte sind die statistischen Übersichten über Handel, Verkehr, Heerwesen, Bevölkerung usw. Und jeder Zeitungsleser wird in den Artikeln über die Fragen und Probleme der modernen Kultur, der Politik und der wirtschaftlichen Kämpfe zuverlässige Führer und gediegne Berater finden. Die Ausstattung ist musterhaft, die Aufnahme von kunstvollen Reproduktionen ausgezeichneter Gemälde in Autotypien ist eine Bereicherung, die wesentlich dazu beitragen wird, dem Werke einen großen Abnehmerkreis zu sichern. Als Beispiel einer kurzen und doch faßbaren Erklärung diene folgendes: Autotypie (griech. Tonätzung), photographisches Reproduktionsverfahren für Halbtonoriginale, bei dem das Bild durch Vorschalten eines sogenannten Rasters, d. h. eines auf Glas eingeritzten Netzes undurchsichtiger Linien, vor der photographischen Platte in einzelne Punkte zerlegt wird. Bei Kopieren des Rasternegativs auf eine mit lichtempfindlicher Emaille überzogne Zink- oder Kupferplatte und folgendem Ätzen bleiben die Punkte stehn und bilden eine Hochdruckplatte (s. auch Hochätzung). Die ersten Versuche machte Talbot (1852). Zu hoher Leistungsfähigkeit wurde das Verfahren durch Meisenbach in München (1882), Angerer und Göschl in Wien und Oves in Nordamerika ausgebildet. Vgl. Cronenberg, Die Praxis der Autotypie (Düsseldorf, 1895); Albert, Verschiedene Reproduktionsverfahren (Halle, 1900).





Die Grenzboten



66. Jahrgang

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

Nr. 28

Ausgegeben am 11. Juli 1907

Inhalt

50 Pf. das Heft



6 Mark das Viertelj.



Über Machtfragen



Spät und aus wirren Stürmen ist vor vier Jahrzehnten das Deutsche Reich entsprossen mit einer Schnelligkeit und Herrlichkeit, die das Volk mit einem Rausche der Begeisterung erfüllte. Aber Goethe sagt schon in Wilhelm Meisters Lehrjahren: „Das Geschehene hat auf die Gemüter der meisten eine unwiderstehliche Gewalt, und was uns unmöglich schien, nimmt sogleich, als es geschehen ist, neben dem Gemeinen seinen Platz ein." Nur zu rasch ist der Rausch der Begeisterung verflogen, die jüngere Generation hat ihn überhaupt nicht erlebt, die Mehrzahl der ältern hat nur einen Jugendeindruck davon, und die Zahl der Sechzigjährigen und darüber, die persönlich mitgetan und mitgelitten haben, nimmt rasch ab. Was vorher gewesen ist, wissen nur noch wenige aus bewußtem Erlebnis, die jetzt Lebenden nehmen das Reich als etwas Selbstverständliches hin, an dem man sogar schon oben und unten ein wenig wackeln könne. Die Tiefe einer großen Glücksempfindung über den ersten Frühlingsreiz des Reichs haben sie nicht empfunden, und darum bestehn sie nicht immer die mannigfachen Prüfungen, die an das Vaterland herantreten, und bei denen wir zu beweisen haben, ob unsre politische Erkenntnis jener Höhe des Glücks gewachsen ist, mit der die Vorsehung unser Volk gesegnet hat. Wäre es sonst möglich, daß die öffentliche Stimmung seit Jahren zwischen einer gewissen Prahlerei und dann wieder einer starken Nervosität gegenüber dem Auslande, zwischen Hurrastimmung und Reichsverdrossenheit hin und her pendelt? Die Pflicht der ernsten Tagesarbeit ist an uns herangetreten, den blühenden Baum, den die Anstrengung unsrer eignen Väter in einem öde erscheinenden Boden gepflanzt hat, vor Stürmen und andern Gefahren zu behüten und ihn sorgsam zu pflegen, damit er die erhofften Früchte bringe; denn ohne Pflege trägt kein Fruchtbaum, man darf ihn auch nicht verwildern lassen oder nach Belieben daran herumschnitteln. Man muß sein Wesen kennen und ihn nach dieser Erkenntnis, nicht aber nach Lehrmeinungen behandeln. Das Deutsche Reich ist eben ein ganz besondrer Baum, der nach deutscher Weise behandelt werden muß und weder einen französischen,

englischen noch russischen Zuschnitt verträgt, aber von seinem ersten Gärtner, dem Altreichskanzler, richtig gepflanzt worden ist.

Es ist der geschichtlich sehr verspätete Versuch, unserm Volke die Form der politischen Macht zu verleihen, ohne die in Zukunft selbständige Staaten mit eigner Kultur überhaupt nicht bestehn können. Der Versuch ist bis heute geglückt. Aber Moltke sagte schon am 16. Februar 1874 im deutschen Reichstage: „Ein großes weltgeschichtliches Ereignis, wie die Wiederaufrichtung des Reiches, vollzieht sich kaum in einer kurzen Spanne Zeit. Was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen haben, das mögen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen wird. Darüber, meine Herren, dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben; wir haben seit unsern glücklichen Kriegen an Achtung überall, an Liebe nirgends gewonnen." Das halbe Jahrhundert ist noch nicht um, aber ein Blick über unsre Grenzen zeigt, wie richtig Moltke prophezeit hat. Er schloß seine Rede mit den Sätzen: „Ich hoffe, wir werden eine Reihe von Jahren nicht nur Frieden halten, sondern auch Frieden gebieten; vielleicht überzeugt sich dann die Welt, daß ein mächtiges Deutschland in der Mitte Europas die größte Bürgschaft ist für den Frieden von Europa. Aber, meine Herren, um Frieden zu gebieten, müssen wir zum Kriege gerüstet sein." Und am 14. April ergänzte er, daß er „auch jetzt sicher glaube, daß ein starkes Deutschland in Mitte Europas die größte Bürgschaft für den Frieden ist. Aber, meine Herren, ein starkes Deutschland!" Eine weitere Ergänzung gab er in seiner Rede vom 10. März 1886: „Aber, meine Herren, eine solche Politik läßt sich nur durchführen gestützt auf ein starkes und kriegsbereites Heer. Fehlte dieses gewaltige Triebrad in der Staatsmaschine, so würde sie stocken. Die Noten unsers Auswärtigen Amts würden des rechten Gewichts entbehren. Die Armee, meine Herren, ist das Fundament gewesen, auf dem eine solche Politik des Friedens sich hat aufbauen lassen, die Armee ist es, die den diplomatischen Noten Nachdruck und Rückhalt gewährt; aber nur so lange, wie sie auch wirklich bereit und imstande ist, da einzutreten, wo der friedliche Zweck nicht erreicht werden kann."

Es sind seitdem mehr als dreiunddreißig Jahre vergangen, vieles hat sich während dieser Zeit geändert, aber die Worte gelten heute noch, und ihre Richtigkeit wird vielleicht in unsern Tagen schon in weitern Kreisen anerkannt als damals, wo mancher hergebrachte Doktrinarismus noch nicht durch die geschichtliche Erfahrung geläutert worden war. Jedenfalls hat das Verständnis für Machtfragen inzwischen ziemlich gewonnen, während zu jener Zeit die Meinung hingenommen wurde, Moltke habe „als Militär" nicht anders sprechen können. Und doch sind die Geschicke der Völker stets und zu allen Zeiten endgiltig nicht etwa von den Kabinetten oder auf den Rednerbühnen, sondern auf den Schlachtfeldern entschieden worden. Gerade die Entstehungsgeschichte der beiden jüngsten Großstaaten Europas beweist das von neuem. Trotz eifriger Bemühungen war es der europäischen Diplomatie nicht gelungen, die Bildung

eines nationalen Staats in Deutschland und in Italien zu hindern, ebensowenig aber hatten die tiefgehendsten Volksbewegungen, Agitationen, nationale Vereine, Beschlüsse und Vaterlandslieder mehr bewirken können, als die Gemüter vorzubereiten. Erst als die militärische Entscheidung gefallen war, stand der Nationalstaat im Handumdrehen fix und fertig da, etwas anders vielleicht, als ihn die nationalen Bestrebungen gedacht hatten, aber jedenfalls mächtiger. Daß Italien dabei aus den deutschen Erfolgen einen größern Vorteil gezogen hat als aus den eignen, ändert an der Tatsache nichts. Was hätte aber die größte Staatskunst Bismarcks vermocht, wenn die Entscheidungen auf dem Schlachtfeld nicht so unwiderstehlich ausgefallen wären? Die Einmischung des Auslands stand 1866 wie 1870 vor der Tür und wäre nicht ausgeblieben, wenn man dem siegreichen Heere etwas Ebenbürtiges entgegenzustellen vermocht hätte. Daß Bismarck die gegebne militärische Lage zugleich mit sorglicher Rücksichtnahme auf die Zukunft wie im übrigen rücksichtslos ausgenützt hat, bleibt sein unvergängliches Verdienst, aber die militärischen Entscheidungen gaben ihm erst die feste Grundlage, auch für die weitere Zukunft, solange ihre Nachwirkung anhielt.

Diese unerbittliche Tatsache wird in sichern Friedenszeiten leicht und gern wieder vergessen, aber kein Volk hat es öfter und bitterer bereuen müssen, sie vergessen zu haben, als gerade das deutsche. Mit Abrüstung und dergleichen hätten wir weder ein Deutsches Reich errungen, noch würden wir es erhalten können, denn wir sind wegen unsrer geographischen Lage zu vielen im Wege. Es wird auch auf die Dauer nicht gelingen, weltbewegende Fragen, die noch auf der Tagesordnung stehn, ausschließlich mit friedlichen Noten zu lösen. Diese Noten werden überhaupt nur bewertet nach dem militärischen Nachdruck, der zu ihrer Unterstützung angewandt werden könnte; ob sie gerecht und sachlich begründet sind, steht erst in zweiter Linie. Gewalt geht vor Recht, sagt schon das Sprichwort; jedenfalls gibt es ohne Macht kein Recht. Auch im bürgerlichen Leben nicht, nur wird dabei die Macht des Staats angerufen. Ohne sie würde sich kein Mensch der richterlichen Entscheidung fügen, die ja doch nur begehrt wird, weil im jeweiligen Falle die Anschauungen über das Recht verschieden sind. In internationalen Fragen ist Recht ohne Macht überhaupt ein inhaltsleeres Gebilde. Was würde uns das uralte geschichtliche Recht auf die Reichslande nützen, wenn es nicht durch unsre Armee gewährleistet würde? Die Abrüstler und Pazifisten würden uns nicht dazu verhelfen, heute nicht und in aller Zukunft auch nicht. Gerade wie in den Jahren, die auf den letzten großen deutschen Krieg folgten, ist die Erhaltung des Friedenszustandes auch heute noch wesentlich von dem Grade der Achtung bedingt, den das deutsche Heer und der leitende deutsche Staatsmann den Nachbarn einzuflößen vermögen. Wegen unsers guten Rechts tut uns ebensowenig jemand einen Gefallen wie um unsrer „schönen Augen“ willen. Wie Moltke zutreffend bemerkte, ist nur auf der Grundlage der kriegerischen Erfolge und aus Furcht vor der Schärfe des deutschen Schwerts

hauptsächlich die bisherige Friedenspolitik dem Auslande gegenüber möglich gewesen. „Man muß handeln können, wie man will, um zu handeln, wie man soll“, sagte schon Zachariä vor siebzig Jahren in seinen „Vierzig Büchern vom Staate“. Eine ernsthafte Friedenspolitik kann man nur treiben, wenn man in der Lage ist, den Friedensstörer nachdrücklich zur Rechenschaft zu ziehn, und das kann nur der Mächtige. Die Friedenspolitik Mindermächtiger ist nur ein politischer Zustand, keine politische Handlung. Internationale Fragen und Entscheidungen, die gesamteuropäische und auch außereuropäische Verhältnisse und Lebensfragen betreffen, treten gegenwärtig bei regelmäßigem Verlauf der Dinge an die mittlern und kleinern Staaten gar nicht mehr heran, seit die Zugehörigkeit zum internationalen Areopag von dem Besitz einer großen Wehrmacht abhängig geworden ist. Goethe sagte am 23. August 1827 zum Kanzler von Müller: „Was ist Kultur andres als ein höherer Begriff von politischen und militärischen Verhältnissen? Auf die Kunst, sich in der Welt zu betragen und nach Erfordern dreinzuschlagen, kommt es an bei den Nationen.“

Daß die Bedingungen des Deutschen Reichsbestandes und die Aufgaben der deutschen Entwicklung einfacher seien als die unsrer Nachbarn, hat noch niemand behauptet, im Gegenteil gilt es als ausgemacht, daß die Schwierigkeiten unsrer internationalen Lage viel größer als in England, Frankreich und Italien sind und höchstens mit denen Österreich-Ungarns verglichen werden können. Hierin liegt auch mehr als in der ehemaligen Jahrhunderte dauernden politischen Zusammengehörigkeit der wahre Grund des engen Bündnisses beider Staaten. Daß die vorherrschende Stellung, die das Deutsche Reich noch immer im europäischen Konzert einnimmt, von der Mehrzahl der Mitwirkenden als eine Anomalie angesehn wird, die nächstens wieder zu beseitigen sei, sagen uns Russen und Franzosen, Polen und nach Rußland schielende West- und Südslawen alle Tage. Nicht der bewährte Wille, den Frieden aufrecht erhalten zu wollen, und politische Freundschaftsbeweise gewährleisten den friedlichen Zustand unter den Nationen, sondern die großen Heere und Flotten, die den Einsatz beim Bruch der freundschaftlichen Beziehungen für beide Teile allzuhoch erscheinen lassen. Darum entbehrt jede Politik, die sich nicht auf ein starkes Heer stützen kann, eine Politik, hinter der nicht der klar erkennbare Wille der Nation steht, unter allen Umständen militärisch stark bleiben zu wollen, ihres wirksamsten, weil gefürchtetsten Mittels dem Auslande gegenüber. Nur was die eigne Macht und Arbeit eines Volks gewinnt und verteidigt, bleibt sein dauernder Besitz, alle Vorteile, die bloß die Gunst des Augenblicks gewährt, fallen bei nächster Gelegenheit wieder andern zu. Außerdem bleibt es eine unumstößliche Wahrheit, daß eine Summe, die ein Volk nicht übrig hat, um zur Wahrung seiner nationalen Güter stark zu bleiben, ihm bei der nächsten Gelegenheit von einem siegreichen Feinde um das Zehnfache als Kriegsbeute abgenommen wird.

Für Leute, die die Begebenheiten der Geschichte und die Fragen der Politik nüchtern und praktisch beurteilen, sind das alles nur Binsenwahrheiten; sie können

aber wegen der vielen andern, die die Geschichte mit ihren Lehrmeinungen messen und die Politik nach ihren Gefühlen geführt sehen möchten, nicht oft genug ausgesprochen werden. In Deutschland ist sogar in den mit höherer Bildung ausgestatteten Schichten das Verständnis für die Machtfragen der modernen Politik allgemein nicht so weit ausgebildet, daß es bei Anwendung der durch die Verfassung dem Volk verliehenen Befugnisse nützlich zur Geltung käme. Wegen aller durchgreifenden Heeresfragen hat der Reichstag aufgelöst werden müssen. Die Parlamente andrer Staaten brauchen nicht erst durch bedrohliche Volksbewegungen bewogen zu werden, die unentbehrlichen Mittel für die nationale Wehrkraft zu bewilligen. Man darf sich dann aber nicht wundern, wenn die Achtung vor einer Nation sinkt, die doch schließlich für die Taten ihrer Erwählten verantwortlich ist, wenn diese zur Bewilligung des in andern Staaten Selbstverständlichen erst durch das Äußerste gezwungen werden müssen. Solche Selbstherabsetzung in der Achtung des Auslands kann auch der bedeutendste Staatsmann nicht wieder gut machen; man braucht die Schuld also gar nicht darauf zu schieben, daß kein Bismarck mehr da ist. Flotten und Heere stampft man nicht aus der Erde, die müssen in langer Friedensarbeit mühsam geschaffen werden. So war es 1866: militärisch, finanziell und diplomatisch war alles sorgsam vorbereitet worden, ohne daß das Ausland viel davon bemerkt hatte. Dann gelang das große Werk überraschend schnell und über alle Erwartung hinaus. Freilich hatte das preußische Abgeordnetenhaus auch den heftigsten Widerstand geleistet, aber der dadurch hervorgerufne Lärm trug glücklicherweise nur dazu bei, daß sich das Ausland über die durchschlagende Kraft des im stillen Geschaffnen täuschte. Unter den neuern Umständen ist das Reich viel weniger zu einer gleichüberraschenden Machtentfaltung imstande. Bei einem Parlament, wie es das Reich gewöhnlich hat, und bei einer Wählerschaft, die kein besseres zu wünschen scheint, denn sonst würde sie anders wählen, läßt sich nicht mehr still und sachlich arbeiten. Hat man nicht wegen der Truppenstärke für Südwestafrika den letzten Reichstag auflösen müssen? Was nicht mit allen Hilfsmitteln der öffentlichen Agitation eingeleitet wird, fällt bei unsrer Fraktionswirtschaft unter den Tisch. Nur mächtige Wellenschläge der Begeisterung, des Einigkeitsgefühls und des allgemeinen Unwillens haben bedeutungslose Parlamente in respektable Versammlungen umgewandelt — bis zur nächsten Wahl.

Man hat doch sogar für die notwendige Weltpolitik erst das Endziel programmatisch aufstellen müssen, um auch nur nach und nach von widerwilligen Parteien kärgliche Bewilligungen zu erreichen. Noch heute machen sich Meinungen breit, als habe Deutschland die Wahl, ob es eine europäische Großmacht bleiben oder erst eine sogenannte Weltmacht werden wolle. Die Sache liegt aber doch ganz anders. Wir sind durch den Zwang der Verhältnisse, und nicht etwa durch eine kaiserliche Laune oder dergleichen, zur Weltmacht geworden, und es handelt sich in der Gegenwart nur noch darum, ob wir die Machtmittel aufbringen und erhalten wollen, die diese Stellung für die Zukunft sichern.

Davon steht leider in allen Parteikatechismen nichts, und darum mußte an die im deutschen Volk schlummernde, aber niemals gänzlich erloschne Sehnsucht nach Seegeltung appelliert werden. Man hat dabei freilich mit in den Kauf nehmen müssen, daß das Ausland dadurch aufmerksam geworden ist und daraus zwar keinen triftigen Grund, aber doch einen Vorwand gezogen hat, sich gegen Deutschland zusammenzuschließen. Dafür will man nun auch wieder in unzähligen Zeitungsartikeln und Parteireden den Kaiser verantwortlich machen. Aber wäre denn überhaupt etwas erreicht worden, wenn er nicht gewissermaßen als Heerrufer aufgetreten, wenn er nicht durch eingehende Privatarbeiten über die Flotte dem höchst mangelhaften Machtverständnis der Auserwählten des Volks zu Hilfe gekommen wäre? „Ein großes Volk hat Leidenschaften vonnöten, um in die starke und anhaltende Bewegung gesetzt zu werden, die zu seinem politischen Leben erfordert wird", sagte Wieland im „Goldnen Spiegel". Ein politisches Ideal, dessen Verwirklichung, wenn auch nur in ferner Zeit, als erreichbar hingestellt wird, gibt erst die werbende Kraft. Nicht umsonst hat die Sozialdemokratie mit ihrem gänzlich unerfüllbaren „Zukunftsstaat" gegenüber den alten Parteien einen so großen Einfluß auf die Wähler ausgeübt. Und die deutsche Geltung zur See, die deutsche Weltmacht sind nicht einmal ein chimärischer Zukunftsstaat, sie sind schon da, es gilt nur, sie zu erhalten und zu entwickeln. Der Sinn dafür ist auch dem deutschen Volke nicht fremd.

Zu einer Zeit, wo man noch mit idealer Phantasie, aber nicht mit den verschnörkelten Parteimeinungen unsrer Tage an die nationalen Fragen herantrat, auf dem deutschen Reichstage in Frankfurt, traf Radowitz die Stimmung der damals Versammelten, die wirklich eine Auswahl der Gebildetsten des deutschen Volks darstellten, am 3. Juni 1848 mit den Worten: „Wir wollen die Einheit Deutschlands gründen. Es gibt kein Zeichen für diese Einheit, das in dem Maße innerhalb Deutschlands und außerhalb Deutschlands diesen Beschluß verkündet, als die Schaffung einer deutschen Flotte. Die Schaffung der Flotte ist nicht bloß eine militärische Frage, eine kommerzielle Frage: sie ist im höchsten Grade eine nationale Frage." In gleichem Sinne sprachen alle Redner der verschiednen Parteirichtungen, und es zeugt von dem tiefen Verständnis aller über den notwendigen Zusammenhang der künftigen Seemachtstellung mit der Bildung eines Deutschen Reichs überhaupt, daß das Flottengesetz das einzige war, das in Frankfurt nahezu einstimmig Annahme gefunden hat. Goethe läßt den Faust, der unbefriedigt aus der antiken Welt und der mittelalterlichen Romantik zurückgekehrt ist, als selbstschöpferischen Kolonisator und Beherrscher des Meeres sterben. „Dein hoher Sinn, der Deinem Fleiß erwarb des Meers, der Erde Preis", sagt ihm Mephistopheles, und Faust stirbt befriedigt: „Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Äonen untergehn." Herwegh sang in den politisch müden vierziger Jahren von der zukünftigen deutschen Seeherrschaft: „Es wird geschehn! Sobald die Stunde ersehnter Freiheit für uns schlägt, ein Fürst den deutschen Purpur trägt", und er grüßte den deutschen

Kaiser der Zukunft: „Wie dich die Lande anerkennen, soll auch das Meer dein Lehen sein!" Sie hatten in der Seele des deutschen Volks gelesen, das nicht bloß aus Neugierde für die Übersee begeistert war und heute noch der Kolonialpolitik und der Flotte mit größerer Wärme gegenübersteht, als die Parteiweisen meinen. Die schlichten Erzählungen unsrer Chinakrieger, südwestafrikanischen Mitkämpfer und Matrosen finden in den noch gesunden Volksschichten mehr Anklang als die künstlichsten Parteireden. Das haben die letzten Reichstagswahlen bewiesen. Die Flotte ist sogar populärer als das Heer, das doch Unvergleichliches geleistet hat. Es ist das Verdienst der leitenden Männer im Reiche, daß sie an diese kräftige Strömung im Volk appelliert haben, Deutschland ist dadurch um einen gewaltigen Ruck vorwärts gekommen. Das deutsche Volk will seinen „Platz an der Sonne" behaupten, und darum wird es gelingen. Damit wird auch der Parteijammer überwunden werden, an dem Deutschland krankt, wenn auch nicht auf einmal.

Die Entstehung und die erste Blüte der Hansa wie die Ausbreitung des Deutschtums im Osten fielen zusammen mit der Größe des deutschen Kaisertums im Mittelalter. Jetzt ist Deutschland wieder ein Staat, eine Großmacht geworden. Geeinigt durch die glorreichen Siege des Heeres, das immer daheim die Basis schützen wird, darf es sich nun auch auf die Meere wagen. Man scheint aber wirklich in gewissen Parteikreisen noch der Meinung zu sein, daß das Ausland den Deutschen den freien Wettbewerb auf dem Weltmarkt ungehindert und ohne Kampf gönnen würde, selbst wenn sie nicht einmal den Willen und das Ehrgefühl hätten, den einmal erworbnen Kolonialbesitz festzuhalten. Canning rief seinen Briten zu: „Die Zeit und der Zufall können nichts für die tun, die für sich selbst nichts tun wollen. Sogar die Vorsehung kann kaum ein Volk retten, das sich nicht darauf gefaßt macht, selbst seine eigne Sicherheit zu erkämpfen." Das deutsche Sprichwort: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!" drückt das wohl noch kürzer aus, wird aber nicht immer beachtet. Die Existenz Deutschlands steht und fällt mit der Unabhängigkeit seiner auswärtigen Politik von den Wechselfällen des parlamentarischen Lebens und mit dem Bestande einer starken Wehrmacht. Es muß ein Militärstaat bleiben oder hört überhaupt auf, ein Staat zu sein. Das Elend der „Reichsarmee" hat das erste deutsche Kaiserreich zugrunde gerichtet. England ist ein Inselreich, das des Schutzes eines stehenden Heeres nie bedurfte und seit acht Jahrhunderten keinen feindlichen Einfall erlitten hat; dort mag man vielleicht anders darüber denken, aber für Deutschland gibt es nur die eine Möglichkeit, stark zu bleiben; dann hat es Frieden. Es leidet eben unter dem unvermeidlichen Lose eines erst vor wenig Jahrzehnten in den ersten Rang der Großmächte eingetretnen Reiches, das auch unter guten Freunden noch Neider findet. Seine wirtschaftliche Tätigkeit bringt es in enge Berührung mit andern Nationen, zwischen denen es einen Platz suchen und ihn behaupten muß. Die zunehmende Verstimmung im Auslande zeigt noch mehr als die Statistiken, daß Deutschland in Industrie, Handel und Schiffahrt

auf dem Weltmarkte in stetem Aufsteigen begriffen ist. Seine Wehrmacht ist aber nicht in gleichem Maße entwickelt worden.

Man ist sich in weiten Kreisen der Bevölkerung nicht hinreichend klar darüber, in welchem Maße sich die Machtverhältnisse seit dreißig Jahren verschoben haben, man verschließt sich der Erkenntnis, daß Deutschland nicht mehr als alleinige Macht mit der allgemeinen Wehrpflicht allen Nachbarn weit überlegen gegenübersteht. So war es in den großen Entscheidungsjahren 1866 und 1870, aber es ist nicht mehr so. Alle die großen Vorteile, die damals Deutschland seiner Überlegenheit der Zahl an Truppen und Geschützen, der raschen und planmäßigen Mobilisierung, der musterhaften Kriegsvorbereitung, der festen Organisation der Truppen der zweiten Linie und des Ersatzwesens verdankte, haben sich inzwischen die großen Nachbarstaaten auch angeeignet, und es ist ihnen meist in hohem Maße gelungen. Daß Deutschland bei einem Zukunftskriege hinter der feindlichen Hauptarmee nur auf eilig zusammengeraffte Gambettasche Truppenbildungen treffen würde, ist gänzlich ausgeschlossen. Die allgemeine Wehrpflicht ist überall durchgeführt worden, und Frankreich namentlich hat dabei Anstrengungen gemacht, die die deutschen weit überboten. Ende der achtziger Jahre war Frankreich sogar schon stärker an ausgebildeten Mannschaften als Deutschland, was zu dem bekannten Boulangerrummel führte. Erst seit der Einführung der zweijährigen Dienstzeit und der Vermehrung der deutschen Regimenter hat der Wettlauf um die Truppenzahl aufgehört, und das deutsche Heer nimmt entsprechend der Überzahl der Bevölkerung wieder den ihm gebührenden Vorrang in der Truppenziffer ein. Eine Überlegenheit, wie sie 1870 bestand, ist aber keineswegs erreicht worden und würde nicht einmal erreicht werden, wenn Deutschland mit der gleichen Schärfe rekrutieren wollte wie Frankreich. Das ist auch nicht nötig, da die einfache Überlegenheit genügt, und da Deutschland nur verteidigen und nichts erobern will. Wie weit es in den andern Kriegsvorbereitungen von andern Mächten eingeholt oder gar überboten worden ist, entzieht sich der öffentlichen Kenntnis. So unvorbereitet und unfertig wie 1870 werden aber Deutschlands Gegner in keinem Falle wieder sein. Daß die Franzosen vor zwei Jahren bei der plötzlichen Zuspitzung der marokkanischen Frage eine außerordentliche Ausgabe von mehr als 200 Millionen für Heeresbedürfnisse machen mußten, läßt allerdings den Schluß zu, daß Deutschland noch einen größern Vorsprung hat. Aber eine Überlegenheit in dem Maße, wie sie Deutschland infolge der allgemeinen Wehrpflicht noch vor dreißig Jahren hatte, besteht nicht mehr. Das ist eine Tatsache, die auch in den politischen Beziehungen und Verhältnissen zum Ausdruck kommen muß. Trotz allem ist aber Deutschland immer noch der mächtigste Militärstaat, den niemand ungestraft anzugreifen wagen wird, in kontinentalen Angelegenheiten nimmt es darum noch genau die Stellung ein wie zu den Zeiten Bismarcks.

Das hat sich deutlich bei der marokkanischen Frage gezeigt. Infolge Delcassés Versuch einer geflissentlichen Beiseiteschiebung Deutschlands war eine Lage

eingetreten, die eine Kriegsandeutung notwendig erscheinen ließ. Von dem früher üblichen Mittel einer Mobilmachung mußte abgesehn werden, denn eine solche zieht nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht unbedingt den Kriegsausbruch nach sich; man schritt darum zu dem andern gebräuchlichen Mittel einer Flaggendemonstration, und zwar sogleich mit Anwendung der Kaiserstandarte bei dem Besuch in Tanger. Das war sehr praktisch, denn es war billiger als eine Flottendemonstration, entzog die Geschwader ihren Übungen nicht und war nicht mißzuverstehen. Die Franzosen ließen auch sofort Delcassé fallen und bequemten sich auch trotz ihrer Anlehnung an England nach langen Verhandlungen zu der von Deutschland geforderten Konferenz über Marokko. Dieser diplomatische Erfolg beruhte unstreitig auf dem Schwergewicht unsrer Heeresmacht, deren Kriegsschauplatz abzugeben sich Frankreich scheute trotz der sagenhaften 100000 Mann, die irgend jemand in England zugesagt haben sollte. Die deutsche Armee ist demnach in der Lage, Deutschland ebenso wie früher vor jedem Landkriege zu sichern, und darauf beruht die Stärke der deutschen Diplomatie in Europa, und das hat sich also seit Bismarcks Zeiten nicht geändert. Wenn aber die Konferenz von Algeciras in ihren Endergebnissen nicht dem Erfolg der deutschen Diplomatie bei ihrer Einberufung entsprach, so lag das eben an Einflüssen, die die deutsche Armee nicht zu fürchten brauchen. Es ist hier nicht am Platze, die Möglichkeiten zu erörtern, die Deutschland wegen seiner Schwäche zur See noch jeden Augenblick zu befürchten hat. So viel ist aber klar, daß die Konferenz von Algericas einen ganz andern Ausgang genommen hätte, ja daß es überhaupt nicht einmal zu einer marokkanischen Frage gekommen wäre, wenn Deutschland zur See ebenso mächtig gewesen wäre wie zu Lande. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß so mancher, von der öffentlichen Meinung übel gedeutete Vorgang in unsrer auswärtigen Politik seine Erklärung und dadurch auch seine Rechtfertigung in diesen Machtverhältnissen findet, die um so mehr hervortreten, seitdem sich unsre Politik infolge unsrer eignen Entwicklung wie infolge der geänderten Weltlage nicht mehr auf die Fragen des Weltteils beschränken kann, sondern zur Weltpolitik geworden ist. In dieser fallen aber die Entscheidungen zunächst zur See, und auf dieser nimmt Deutschland wohl eine geachtete, aber keineswegs eine so mächtige Stellung ein wie zu Lande. Die von vielen Seiten bekrittelte Zurückhaltung der neuern deutschen Politik schreibt sich darum durchaus nicht vom Fehlen eines Bismarcks her, sondern liegt einfach in den Machtverhältnissen. Man darf eben in der Politik nur verlangen, was man im Notfall auch durchsetzen kann. Das hat Frankreich 1870 schmerzlich genug erfahren müssen.

Hierher gehört auch ein politischer Vorgang, der vor nicht langer Zeit der deutschen Presse so stark auf die Nerven gefallen war, daß sie sich in ganz auffälligen Kleinmütigkeiten erging. Das sind die Reisen des britischen Monarchen. König Eduard, der eben nicht nach dem überlieferten Standpunkte der deutschen Witzblätter zu betrachten ist, hat es nicht nur verstanden, seit der Thron-

besteigung seinen heimischen Berufspolitikern die eigentliche Leitung der Politik aus der Hand zu nehmen, sondern seiner persönlichen Geschicklichkeit ist es auch gelungen, mit überraschender Schnelligkeit England aus seiner splendid isolation herauszuführen, die die schikanöse Torypolitik geschaffen hatte, und bei deren Lobpreisung die englischen Blätter bemüht gewesen waren, aus der Not eine Tugend zu machen. Es ist nun in Deutschland vielfach mit Unbehagen aufgenommen worden, daß diese Politik, namentlich infolge des englisch-französischen Abkommens, eine deutschfeindliche Spitze bekommen hatte, aber man wird zugeben müssen, daß sie im britischen Interesse liegt und nicht einmal durch eine dauernde Absicht hervorgerufen worden zu sein braucht, Intriguen gegen Deutschland zu schmieden. Es lag am wenigsten ein Grund vor, die Begegnungen von Cartagena und Gaeta nervös aufzufassen. Ähnliche Zusammenkünfte hat doch Kaiser Wilhelm oft genug herbeigeführt, und die sind gerade von Zeitungen, die letzthin so nervös taten, damals als bedeutungslose Fürstenbegegnungen auszulegen versucht worden. Warum nun gerade die des englischen Königs so viel bedeutsamer sein sollten, ist schwer einzusehen. König Eduard gilt gewiß mit Recht als der erste Gentleman seines Landes, aber gerade Franzosen sagen vom Kaiser Wilhelm, er wisse die Leute geradezu zu berücken. Sollte König Eduard noch mehr vermögen? Die Sache ist einfach die, daß England durch die Bemühungen seines Königs den Platz einnimmt, den eine ungeschickte Politik verscherzt hatte. Heute handelt es sich nicht mehr allein um Kontinentalfragen, sondern auch um die Weltpolitik, bei der hauptsächlich die Seestreitkräfte in Betracht kommen. England ist doch unbestritten die erste Seemacht, die darum nicht geringer wird, weil seine Landmacht, nach europäischen Verhältnissen gemessen, auffällig klein ist. Es ist deshalb kein Wunder und noch weniger eine Drohung gegen Deutschland, wenn sich in Aussicht auf Entscheidungen über Welthändel die anlehnungsbedürftigen Staaten der ersten Seemacht nähern und selbst mit ihr in ein enges Verhältnis zu treten versuchen, sobald sie nur will. Das ergibt sich einfach aus den Machtverhältnissen. Deutschland steht zu Lande an der Spitze des Dreibundes, England führt zur See; das könnte auch Bismarck nicht ändern.

Man muß sich eben in Deutschland an die bestehenden Machtverhältnisse und ihre Folgen zu gewöhnen suchen. Eine Gefahr liegt in diesen Verhältnissen für uns nicht, wenn wir sie nicht heraufbeschwören, was ausgeschlossen ist. Zu Lande ist Deutschland unangreifbar wegen seines Heeres und seiner Bündnisse; seine im Vergleich mit England noch schwache Flotte ist so anerkannt tüchtig an Material und Mannschaft, daß sie auch einer überlegnen Seestreitmacht einen sehr nachdrücklichen Widerstand leisten würde. Das weiß man auch in England, das mit gutem Bedacht seit einem Jahrhundert keinen Krieg mit einer größern Seemacht geführt hat. Man weiß auch dort ganz gut, daß das deutsche Volk selbst in der nächsten Generation noch kein ebenbürtiger Gegner der britischen Weltmacht zur See sein wird. Man darf sich nur in Deutschland

keiner falschen Illusion hingeben, muß dafür aber mit allen Kräften danach streben, die deutsche Flotte auf einer Höhe zu erhalten, die auch dem starken Gegner seinen Einsatz bei einem Vergewaltigungsversuche zu groß erscheinen läßt. Darauf beruht der Weltfriede, namentlich für Europa. Wenn im verflossenen Jahre in England, in den Vereinigten Staaten und in Japan betont worden ist, daß die Flotten in der bisherigen Stärke erhalten, d. h. erneuert werden müßten, so dürfte der Grund dafür weniger in der Rücksicht auf den nötigen Schutz der erweiterten Handelsbeziehungen zu suchen sein als vielmehr in dem Ausblick auf die Möglichkeiten der Weltlage, deren Entscheidungen zur See ausgekämpft werden müßten. Für jeden, der zu sehen versteht, verspricht das englisch-japanische Bündnis keine ewige Dauer. England könnte dann leicht in die Lage kommen, daß ihm die Unterstützung Deutschlands in Ostasien nicht unangenehm wäre; denn beide haben dort gleiche Interessen. Es würde schon aus diesem Grunde praktisch unklug sein, wenn England den Versuch unternehmen wollte, die deutsche Flotte zu vernichten.



Nochmals der höhere Verwaltungsdienst in Preußen

1



Wie sich aus meiner frühern Darstellung in den Grenzboten (1906, Heft 6 und 7) ergibt, war es in Preußen im vorigen Jahrhundert schon recht bald dahin gekommen, daß sich in der Verwaltung überall, in den Zentral- wie in den Provinzial- und den Kreisbehörden in steigendem Umfang ein verderblicher Dilettantismus oder sagen wir in ehrlichem Deutsch: ein verderbliches Pfuscher- und Stümpertum breit machen konnte, das verkörpert wurde durch vollständige Laien auf dem Gebiete der Verwaltung, durch einseitige Privatrechtsjuristen und durch ungenügend ausgebildete Verwaltungsbeamte, denen namentlich die für sie unerläßliche persönliche Anschauung vom praktischen Leben immer mehr abhanden gekommen war.

Jede Neuordnung des Verwaltungsdienstes, an die man endlich nach langem Zögern Mitte der siebziger Jahre heranging, hätte also dieses Pfuscher- und Stümpertum rücksichtslos hinwegräumen müssen. Aber das Gesetz von 1879, das die Reform bringen sollte, hat umgekehrt die bestehenden Mißstände fast für ein weiteres Menschenalter geradezu gesetzlich festgelegt. Indem es nur für wenige Stellen, zu denen die leitenden nicht gehörten, eine besondre Vorbildung forderte, gestattete es auch weiterhin, gerade in die wichtigsten Stellen des höhern Verwaltungsdienstes Laien hineinzunehmen. Vollends seine Bestimmungen über die Aufnahme von Juristen in die Ver-

waltung standen theoretisch in einem ganz vollkommnen Widerspruch mit dem Zweck und dem sonstigen Inhalt des Gesetzes und stellten praktisch eine Schraube ohne Ende dar, die fortgesetzt daran arbeitete, der Verwaltung weit über den Bedarf hinaus Juristen zuzuführen, auch wenn es dabei überall mit rechten Dingen zuging. Ferner sorgte das Gesetz keineswegs für eine genügende Ausbildung der eigentlichen Verwaltungsbeamten, wie jetzt alle Welt zugibt; namentlich tat es nichts dafür, diesen die verlorne Kenntnis des praktischen Lebens wiederzugeben.

Als besonders schädlich erwies sich aber in der Folge, daß man im Anschluß an die bisherige Ordnung die Entscheidung über die Personalangelegenheiten der höhern Beamten der Verwaltung unten den etwa drei Dutzend Regierungspräsidenten, oben den Ministern des Innern und der Finanzen oder eigentlich dem Minister des Innern und seinem Personalienrat*) weiter beließ. Die unausbleibliche unmittelbare Folge dieser Versäumnis war, daß eine einheitliche, planmäßige, nur von Rücksichten auf die Verwaltung selbst geleitete Personalienpolitik weiter unmöglich wurde, und daß statt dessen allerhand Zufälligkeiten in diesen Sachen den Ausschlag gaben: Herkunft und Namen, verwandtschaftliche Verhältnisse, Konfession, Landsmannschaft, Schul- und Universitätsfreundschaften, Korpsbeziehungen, sonstige Beziehungen zu einflußreichen Persönlichkeiten inner- und außerhalb der Verwaltung, wobei auch das Ewig-Weibliche eine Rolle spielte, oder schließlich der Zufall schlechthin. Besonders schlimm wirkte von allen diesen unberechtigten Einflüssen natürlich die parlamentarische Patronage, die sich ja auch bei uns herausgebildet hat.**)

Die ganze Laufbahn des Verwaltungsbeamten wurde nun vom Zufall bestimmt: seine Annahme als Referendar oder Justitiar, seine Verwendung in bestimmten, besonders gesuchten Dezernaten oder bevorzugten Stellungen, die Verleihung von Auszeichnungen außer der Reihe, vor allem natürlich die Beförderung in Landratsstellen oder in andre höhere Stellen oder die Einberufung in Zentralbehörden, aber leider auch die Erfüllung bescheidner persönlicher Wünsche, wie etwa die Entscheidung über Versetzungsgesuche. Es ist keine Übertreibung, daß in den letzten Jahrzehnten keiner ohne die Hilfe solcher Zufälligkeiten in die Verwaltung hineingekommen ist oder darin außerhalb der sogenannten Ochsentour etwas erreicht hat. Die hervorragendsten Fähigkeiten, die ausgezeichnetsten Kenntnisse, Erfahrungen und Leistungen, mit einem Wort die größte Tüchtigkeit reichten nicht aus, das Fehlen solcher zufälliger Beziehungen zu ersetzen. So erwuchs allmählich ein unerhörter Nepotismus. Hierauf näher einzugehn, muß ich mir aus leicht begreiflichen

*) Vgl. über den ausschlaggebenden Einfluß dieses Beamten in Personalangelegenheiten Professor Schmoller, Stenographische Berichte des Herrenhauses 1902/03, S. 189.

**) Vgl. über den Umfang der parlamentarischen Patronage und ihre Einwirkung auf die Personalverhältnisse Professor Schmoller, Stenographische Berichte des Herrenhauses 1902/03, S. 189 f.

Gründen versagen. Übrigens sind diese Dinge ja auch genugsam bekannt. Sie sind oft in der Presse und in den Parlamenten behandelt worden, besonders lebhaft im Zusammenhang mit den schon erwähnten Gesetzentwürfen von 1903 und 1905, aber auch sonst, und bekanntlich ist der Entwurf von 1903 gerade an dieser Frage gescheitert. Man hat bei den Erörterungen allerdings oft darin geirrt, daß man alle diese unerfreulichen Erscheinungen auf gewisse persönliche Verhältnisse zurückführte. Schuld daran war vielmehr nur die ungeeignete Organisation der Personalienverwaltung, und auch der gründlichste Personenwechsel allein hätte an der Sache selbst nichts geändert. Höchstens würde der Nepotismus andern Bevölkerungskreisen zugute gekommen sein, aber auch das ist nicht sicher.

Auf den Verwaltungsdienst hat diese ganze Entwicklung geradezu verheerend gewirkt. Aus äußern Gründen kann ich nur einiges hervorheben, das sich allenfalls in der Öffentlichkeit erörtern läßt. Vor allem ging in der Beamtenschaft mit der äußern Einheit auch die innere verloren. Schon die verschiedne Vorbildung mußte dazu beitragen. Aus Laien, Juristen und Verwaltungsbeamten von Beruf ließ sich keine Einheit bilden, deren einzelne Angehörige sich mit derselben Lebendigkeit als Berufsgenossen fühlten und behandelten. Und die Vorbildung war leider nicht das einzige, das die höhern Beamten der Verwaltung äußerlich und innerlich trennte. So wurden denn zwischen ihnen Schranken der verschiedensten Art aufgerichtet, die die persönlichen Beziehungen, zum Beispiel den geselligen Verkehr, ebenso wie das dienstliche Zusammenarbeiten, oft genug auf das schwerste schädigten.

Schlimmer war, daß zahlreichen Verwaltungsbeamten, zu denen wahrlich nicht die schlechtesten ihres Berufs gehörten, die Dienst- und Arbeitsfreudigkeit genommen wurde, ohne die gerade in der Verwaltung ein gedeihliches Wirken nicht möglich ist, indem sie unnötigerweise in ihrem berechtigten Selbstgefühl verletzt, in ihrem Ehrgeiz gekränkt, in ihren Hoffnungen getäuscht und materiell geschädigt wurden. Schon daß Außenseiter, wie Laien und Juristen, die Stellen besetzten, die für die Verwaltungsbeamten bestimmt waren, oder daß bei der Auswahl aus den eignen Reihen nicht die Tüchtigkeit, sondern der Zufall entschied, mußte dies bewirken. Dazu kamen aber noch allerhand bedauerliche Nebenumstände, zum Beispiel jener Mangel an Stetigkeit in den Grundsätzen für die Behandlung der Personalangelegenheiten, den ich früher erwähnt habe. Diese Grundsätze wechselten nicht nur mit jedem neuen Minister des Innern, auch derselbe Minister verwarf plötzlich das, was er bis dahin vielfältig geübt hatte. Übel war auch, daß sich in Personalangelegenheiten häufig eine Nebenregierung einzelner Stellen geltend machte, denen ein Einfluß auf diese Dinge verfassungsmäßig nicht zustand. Man hatte manchmal den Eindruck, als ob die allein verantwortliche Stelle dieser Nebenregierung gegenüber auf eine eigne Personalienpolitik vollständig verzichtet habe. Für die Beamten hatte dies zunächst die unerfreuliche Folge, daß sie gänzlich von

dem Wohlwollen, dem Verständnis, der Urteilsfähigkeit, der Fürsorge und dem Grade des Einflusses ihrer jeweiligen unmittelbaren Vorgesetzten abhängig wurden. Was das unter Umständen bedeuten konnte, läßt sich zum Beispiel daraus ersehen, daß ein Präsident der Merseburger Regierung in den vierzehn Jahren seiner Amtstätigkeit keinen seiner Beamten zur Beförderung vorgeschlagen hat, obwohl sie nach dem Zeugnis seines Amtsnachfolgers alle eine solche verdient hätten. Als sie dann schließlich in diesem Nachfolger einen Präsidenten erhielten, der für seine Untergebnen zu sorgen bereit und imstande war, hatten die meisten ein Lebensalter erreicht, wo sie keine Aussichten mehr hatten, befördert zu werden!*) So wirkte also jene Nebenregierung vor allem ganz ungleichmäßig; gelegentlich artete sie in die reinste Willkür aus.

Als geradezu unerträglich mußte aber endlich die Art und Weise empfunden werden, wie die Juristen in der Verwaltung bevorzugt wurden. Ich habe früher erwähnt, daß die Bestimmungen des Gesetzes von 1879 über die Aufnahme der Juristen in die Verwaltung dem Zweck und Sinn dieses Gesetzes zuwider von selbst zu einer übermäßigen Vermehrung der Juristen im Verwaltungsdienst führen mußten, auch wenn es dabei überall mit rechten Dingen zuging. Das genügte aber vielen Vorgesetzten nicht, wobei namentlich der Umstand mitwirkte, daß so viele Beamte in den leitenden Stellungen des Verwaltungsdienstes aus der Justiz hervorgegangen waren. Man beschäftigte also per nefas, wie der Minister von Hammerstein in diesem Zusammenhang einmal sagte, gegen Gesetz und Recht, wie ich sage, häufig Juristen von vornherein oder doch, bevor sie die Befähigung für die höhere Verwaltung erworben hatten, auch in Verwaltungsdezernaten und steigerte so künstlich den Bedarf an Justitiaren. Oft waren dies Dezernate, die selbst ein geschulter Verwaltungsbeamter nicht ohne weiteres zu erhalten pflegt, weil sie ein reiferes Urteil und eine gewisse praktische Erfahrung in Verwaltungssachen voraussetzen, wie etwa das Polizeidezernat. In solchen Fällen trat dann zu der materiellen Schädigung der Verwaltungsbeamten noch die Kränkung. Noch verletzender mußte aber für die Verwaltungsbeamten sein, daß man Juristen aus Spezialverwaltungen zu dem durchsichtigen, gelegentlich auch offen ausgesprochnen Zweck in die allgemeine Verwaltung herübernahm, ihnen hier die Gelegenheit zum Weiterkommen zu verschaffen, die sie in ihrer bisherigen Laufbahn wegen Mangel an höhern Stellen oder aus andern Gründen nicht hatten. So wurden bisher die in der Verwaltung der direkten Steuern tätigen Juristen fast ausnahmslos und zwar häufig recht bald in die allgemeine Verwaltung versetzt und darin zum Teil schon weiter befördert. Einer dieser Herren wurde sogar nach kurzer einseitiger Tätigkeit als Justitiar und Verwaltungsgerichtsdirektor über den Kopf eines Verwaltungsbeamten hinweg Stellvertreter des

*) v. Diest, Aus dem Leben eines Glücklichen, S. 457.

Präsidenten einer der größten und schwierigsten Regierungen im Westen der Monarchie. Ein besonders starkes Stück dieser Art war, daß man vor etwa zwei Jahren einen Konsistorialrat unmittelbar aus dieser Stellung heraus zum Abteilungsdirigenten an einer westlichen Regierung machte, obwohl er die Befähigung für diese Stellung nicht hatte. Dieser Fall bedeutete also geradezu eine Gesetzesverletzung. Ein andres Bild: Als vor Jahresfrist die Behörden für die Leitung des Baues der neuen Schiffahrtskanäle eingerichtet wurden, besetzte man die sämtlichen Verwaltungsstellen daran mit Juristen. Zwei von diesen Herren, die beide noch recht jung waren, erhielten den Titel und den Rang eines Oberregierungsrats und die Zulage eines Stellvertreters eines Regierungspräsidenten. Auch die andern Beamten erhielten allerhand Vorteile — außerdem natürlich eine befriedigende selbständige Tätigkeit. Ein sachlicher Grund für diese auffallende Bevorzugung des Juristentums ist nicht erkennbar; sie ist vielmehr offenbar nur ein Beispiel jener früher geschilderten Nebenregierung.

Welchen Umfang der Mitbewerb der Juristen bei der Besetzung der höhern Stellen in der Verwaltung angenommen hat, habe ich in meinem ersten Artikel für das Oberverwaltungsgericht und die Stellen der Verwaltungsgerichtsdirektoren zahlenmäßig gezeigt*); hier einige weitere Zahlen. Von den 129 Oberregierungsräten, die es im Herbst 1905 in der allgemeinen Verwaltung gab, waren mindestens 71 (55 vom Hundert) Juristen, wahrscheinlich aber noch vier bis fünf mehr. Daß diese überwiegende Besetzung einer Stelle, die den Verwaltungsbeamten vorbehalten sein sollte, mit Juristen nicht eine Nachwirkung jener Zeit war, wo es keinen Verwaltungsnachwuchs gab, zeigt die Entwicklung der letzten Jahre. Denn unter den 76 Oberregierungsräten, die in den sechs Jahren vom 1. Oktober 1900 bis zum 30. September 1906 neu ernannt worden sind, waren 24 (31,5 vom Hundert) Juristen, also sicherlich weit mehr, als der Gesamtzahl der Juristen unter den Beamten der Verwaltung, die in der Zeit nach dem Inkrafttreten des Gesetzes von 1879 in den allgemeinen Verwaltungsdienst eingetreten sind, entsprach. In den einzelnen Jahren schwankte der Anteil der Juristen an den Beförderungen zum Oberregierungsrat zwischen 14,2 vom Hundert (1905/06) und 61,5 vom Hundert (1903/04). Ähnlich überwogen nach dem Staatshandbuch für 1904 damals in den Zentralbehörden der allgemeinen Verwaltung die Juristen über die Verwaltungsbeamten. Es waren von den 94 Unterstaatssekretären, Ministerialdirektoren und etatsmäßigen Räten bei diesen Behörden, die nicht Techniker waren, mindestens 53 (56,4 vom Hundert) Juristen und höchstens 41 Verwaltungsbeamte. Das Kultusministerium hatte fast nur Juristen (17 : 4), auch das Finanzministerium hatte sehr viele (14 : 6). Unter den fünfzehn Unterstaatssekretären und Ministerialdirektoren waren nicht weniger als elf (73,3 vom Hundert) Juristen und nur vier Verwaltungsbeamte.

---

*) Grenzboten 1903, Heft 5, S. 268, Anmerkung.

Nur fünf von sämtlichen Juristen (9 vom Hundert der Juristen) hatten als ehemalige Landräte Fühlung mit dem praktischen Leben gehabt, während von den Verwaltungsbeamten 19 (46,3 vom Hundert der Verwaltungsbeamten) Landräte gewesen waren. Von den Juristen waren zwei als Assessoren in die Zentralbehörde eingetreten, einer davon ist jetzt Unterstaatssekretär!*) Außer diesen beiden Assessoren waren noch weitere fünf Juristen unmittelbar aus der Justiz, also nicht durch eine Stellung in der Verwaltung in die Zentralbehörde gekommen; einer von ihnen ist jetzt Dirigent einer gerade praktisch sehr schwierigen Verwaltungsabteilung. Um diese Zahlen richtig zu verstehn, muß man überall festhalten, daß wohl keiner dieser Herren ausschließlich als Justitiar tätig war, daß aber die meisten nur in Verwaltungssachen arbeiteten. Nur ein paar Beispiele aus dem Gebiet, das uns hier beschäftigt. Bis vor wenigen Jahren war fast ein halbes Menschenalter ein Jurist Personalienrat im Ministerium des Innern. Ein andrer Jurist war Kommissar des Finanzministeriums für die Verhandlungen über den Entwurf von 1903. Da er unmittelbar aus dem Kammergericht in das Ministerium gekommen war, so kann er nicht einmal die bescheidensten Vorstellungen von der praktischen Verwaltung gehabt haben. Das wird ihn aber nicht gehindert haben, maßgebend über die Ausbildung der zukünftigen Verwaltungsbeamten zu urteilen. Auch bei den Verhandlungen über den Entwurf von 1905 war der eine der beiden Vertreter des Finanzministeriums ein Jurist, der vor seinem Übertritt in das Ministerium ganze zwei und ein halbes Jahr an einer Regierung und an einem Oberpräsidium gearbeitet hatte, das heißt, von der Verwaltung höchstens einen kleinen Ausschnitt der Verwaltung am grünen Tisch kennen gelernt hatte. Mit andern Worten, nicht einmal über die Ausbildung unsers Nachwuchses durften wir unter uns beraten und beschließen! Ist das nicht hahnebüchen?

Das Verletzendste aber für die Verwaltungsbeamten war, daß alle diese Bevorzugungen einer Beamtenklasse zufielen, denen die berufensten Vertreter der Regierung selbst bei zahlreichen Gelegenheiten feierlichst bescheinigt hatten, daß sie für die Verwaltung gänzlich ungeeignet und unbrauchbar sei.

Ich meine, wer alles dies ehrlich und vorurteilsfrei betrachtet, wird sich nicht wundern, daß in der Tat gerade unter den tüchtigern Verwaltungsbeamten in den letzten Jahren eine Niedergeschlagenheit und eine Hoffnungslosigkeit herrschten, die ihre Dienstfreudigkeit und damit Leistungsfähigkeit unmöglich günstig beeinflussen konnten. Treitschke verlangt vom Staatsmann neben der Kraft des Willens einen massiven Ehrgeiz, eine leidenschaftliche Freude am Erfolg. An einer andern Stelle weist er darauf hin, daß nach einer alten Erfahrung mit dem Stande, dem man den höchsten Ehrgeiz nehme, immer

*) Überhaupt waren als Assessoren in die Zentralbehörden gekommen 16 (17 vom Hundert der Gesamtzahl), nämlich 12 Räte, 2 Ministerialdirektoren und 2 Unterstaatssekretäre. Also vier — fast ein Viertel — der leitenden Beamten der Zentralbehörden hatten ihre Laufbahn am grünen Tisch, fern vom praktischen Leben, zurückgelegt.

eine capitis deminutio vorgehe. Er fragt, was wohl aus unserm Offizierkorps würde, wenn man die Generale aus einem andern Stande nehme; ob es dann nicht anders würde?*) Nun, alles dieses gilt doch wohl auch vom Verwaltungsbeamten. Wie kann ein Verwaltungsbeamter Gedeihliches leisten ohne Ehrgeiz, ohne Freude am Erfolg? Aber wie kann er sich diese Grundlagen einer ersprießlichen Tätigkeit erhalten, wenn die Früchte, der Erfolg seiner Arbeit andern zugute kommen, wenn ihm Außenseiter in den Weg treten und ihm so den höchsten Ehrgeiz nehmen — die Aussicht, einmal an höherer Stelle eine ausgedehntere Tätigkeit zu entfalten? Muß mit ihm da nicht auch alles anders werden?

Eine dritte schlimme Nachwirkung der früher geschilderten Verhältnisse war, daß sich innerhalb der Verwaltung eine bedenkliche Schwäche der Auffassung, des Willens, des Entschlusses und des Handelns zeigte. Für derbe Charaktere, für Männer, die zu raschem und durchgreifendem Handeln, zum rücksichtslosen Einsetzen der eignen Meinung und Persönlichkeit fähig sind, wie sie Friedrich Wilhelm der Erste geschaffen hat, für Regierende mit einem festen Willen, einer festen Hand, die auch einmal ein kategorisches Nein sagen können, wie sie der Herzog von Trachenberg in seiner geistreichen Plauderei über die Kunst des Regierens verlangt hat, für Leute endlich, die scharf bis zur Grobheit sein können, wie sie jüngst eine angesehene Leipziger Zeitung forderte, war schon lange kein Platz mehr in der preußischen Verwaltung. Im Gegenteil, keiner wagte mehr selbst unter gewöhnlichen Verhältnissen nach oben oder nach unten seine Meinung frei zu sagen oder einmal fest durchzugreifen, natürlich erst recht dann nicht, wenn er erwarten mußte, damit irgendwo anzustoßen. Wer aber solche ketzerische Neigungen hatte und zu erkennen gab, kam gar bald in den Ruf eines unbrauchbaren, mindestens unbequemen Menschen oder schwierigen Untergebenen, der möglichst zurückgedrängt und verhindert werden müsse, diese unerwünschten Neigungen zu betätigen. Gewöhnlich war es dann auch mit seiner weitern Laufbahn vorbei. Psychologisch ist das alles ja leicht zu erklären. Aber gerade darum war diese Entwicklung der Ausdruck eines innern Schwächezustands, ähnlich dem, der in Frankreich nach den neuern Forschungen**) eine der Hauptursachen der großen Revolution war, oder dem, der bei uns mit zu dem Zusammenbruch von 1806 geführt hat. Wer die neuern Darstellungen dieser Zeit liest, zum Beispiel das bekannte Buch des Generals von der Goltz, findet auf Schritt und Tritt Ähnlichkeiten mit den Zuständen innerhalb der Verwaltung in den letzten Jahren, die erschrecken müssen. Ich halte gerade diese Schwäche für ein besonders bedenkliches Zeichen der Zeit.

*) Politik, Bd. 1, S. 66; Bd. 2, S. 138. 139.

**) Grenzboten 1906, Heft 31. 32. S. 240. 289.

* * *

Seit dem 1. September 1906 ist das Gesetz von 1879 ersetzt durch ein Gesetz vom 10. August 1906, das aus dem Entwurf von 1905 hervorgegangen ist. Das neue Gesetz sollte im allgemeinen nur die Ausbildung der Regierungsreferendare und die zweite Prüfung neu ordnen. In Wirklichkeit hat es aber diese Enthaltsamkeit gar nicht geübt, sondern eine ganze Reihe von Bestimmungen getroffen, die viel weiter gehn und dahin führen müssen, daß manche der größten Mißstände des bisherigen Zustands nicht nur erhalten bleiben, sondern noch verschärft werden.

Dahin gehört vor allem, daß das Gesetz dem Laientum zu den schon vorhandnen eine neue Einbruchspforte eröffnet hat, indem es die Minister des Innern und der Finanzen ermächtigte, Landräte, die eine mindestens fünfjährige Dienstzeit in dieser Stellung zurückgelegt haben, als befähigt für den höhern Verwaltungsdienst zu erklären. Diese Bestimmung ist bei den Kommissionsberatungen über den Entwurf von 1903 in diesen hineingebracht und aus ihm von der Regierung in den Entwurf von 1905 hinüber genommen worden. Sie war ursprünglich das Ergebnis eines kleinen artigen Kuhhandels. Praktisch bedeutet sie, daß nunmehr jeder, der einmal fünf Jahre Landrat war, ohne Rücksicht auf seine Vorbildung, also vielleicht ein ehemaliger Offizier mit dem Fähnrichexamen, Regierungsrat, Oberregierungsrat und Oberpräsidialrat werden kann — vorausgesetzt, daß er die nötigen „Beziehungen" hat. Damit sind also nunmehr glücklich sämtliche Verwaltungsstellen dem Laien zugänglich geworden, und wiederum ist damit ausgesprochen worden, daß jeder Laie gerade gut genug für die Verwaltung ist.

Auf einer ähnlichen Grundlage sind die neuen Bestimmungen über die Übernahme von Juristen in die Verwaltung erwachsen. Sie bedeuten einen weitern schweren Schlag für die Verwaltungsbeamten und die Verwaltung. Wer seit zehn Jahren Gerichtsassessor war, kann jetzt ohne weiteres in jede Verwaltungsstelle übernommen werden. Nach dem Vorgang mit dem Konsistorialrat, den ich früher erwähnt habe, werden wir also nächstens erleben, daß irgendein Amts- oder Landgerichtsrat — wohlverstanden nur einer mit guten „Beziehungen", etwa ein Abgeordneter — zum Verwaltungsgerichtsdirektor oder Oberregierungsrat ernannt wird, um, wie die Begründung des Entwurfs von 1903 so wunderbar schön sagte, „das Personal der Verwaltung durch tüchtige und für den Verwaltungsdienst als geeignet erkannte Beamtenkräfte mit juristischer Durchbildung in fruchtbringender Weise zu ergänzen". Und warum auch nicht! Würde er doch in seiner zehnjährigen Tätigkeit als Justizbeamter ganz zweifellos ausgezeichnete Gelegenheit gehabt haben, sich „als für den Verwaltungsdienst geeignet" zu zeigen! Wer das Unglück hat, noch nicht zehn Jahre Gerichtsassessor zu sein, muß noch eine Probezeit überstehen, bevor ihm die Befähigung für die höhere Verwaltung zuerkannt werden kann. Aber man ist gnädig gewesen; man hat die Probezeit von drei Jahren auf ein Jahr verkürzt. Und außerdem kann sie nunmehr bei jedweder Verwaltungs-

behörde in jedem beliebigen Verwaltungszweig abgeleistet werden. Früher waren bekanntlich nur wenig Behörden mit diesem Vorrecht begnadet. In Zukunft brauchen sich also zum Beispiel die Herren aus der Verwaltung der direkten Steuern nicht mehr erst einige Jahre als Justitiarien oder Verwaltungsgerichtsdirektoren zu bemühen, sie können jetzt gleich Vertreter eines Regierungspräsidenten werden. Noch mehr bevorzugt sind aber die Juristen aus andern deutschen Bundesstaaten und aus Elsaß-Lothringen — wie sich auch gehört, denn diese Staaten eröffnen ja auch den preußischen Justiz- und Verwaltungsbeamten mit der größten Freude ihre besten Verwaltungsstellen. Diese „Kollegen" können ohne irgendwelche Beschränkung in jede Verwaltungsstelle übernommen werden. Wartezeit, die vorherige Ableistung einer zehnjährigen Dienstzeit und dergleichen unnötige Dinge bestehen für sie nicht. Es kann zum Beispiel jetzt ein Rechtsanwalt aus einem süddeutschen Bundesstaat ohne weiteres einem Oberpräsidium zugeteilt und dort von vornherein ausschließlich in reinen Verwaltungssachen beschäftigt werden — natürlich immer vorausgesetzt, daß er etwa in der Wahl seines Vaters und dieser in der Wahl seines Korps besonders vorsichtig war —, während er sich bisher bedauerlicherweise trotz solchen schönen „Beziehungen" erst einige Jahre in einem Justitiariat abquälen mußte. Wie man sieht, handelt es sich hier um eine höchst erstaunliche Sache. Ein Herrenhausmitglied wollte diese Bestimmungen deshalb auch gestrichen wissen. Auf die geheimnisvolle Andeutung, daß dies politisch bedenklich sei, verzichtete der Herr jedoch wieder darauf. Nun, wer einigermaßen mit unsern Verhältnissen bekannt ist, wird auch ohne die Hilfe der höhern Politik den Zusammenhang verstehen.



Vorländers Kant—Schiller—Goethe



Michel Bréal, der verdiente Sprachforscher und Generalinspektor des höhern Unterrichtswesens in Frankreich, erzählte einst dem Philosophen Lazarus: „Da bekomme ich neulich ein dickes Buch von einem deutschen Gymnasiallehrer aus Gumbinnen oder Meseritz oder dergleichen, eine außerordentlich wertvolle Forschung zur Geschichte der lateinischen Sprache. Wenn in Lyon oder Montpellier ein Franzose derartiges zustande gebracht hätte, dann wäre es doch selbstverständlich für ihn und alle Franzosen, die davon erfahren, daß er nach Paris kommt und früher oder später Mitglied der Akademie wird. Der deutsche Gymnasiallehrer aber ist schon zufrieden, wenn er nur sein dickes Buch vor sich sieht, und wird vermutlich bis an sein seliges Lebensende in Meseritz oder Gumbinnen sitzen bleiben!" Es ist diese völkerpsychologische Bemerkung ein feines Kompliment für die Tüchtigkeit des deutschen Lehrerstandes und seinen idealistischen Zug,

und sie kam mir unwillkürlich ins Gedächtnis, als ich mit dem Gefühle lebhaften Dankes die Lektüre von Professor Karl Vorländers neuestem Werke: Kant—Schiller—Goethe*) beendet hatte. Der Verfasser ist der Gelehrtenwelt als hervorragender Kantforscher vertraut; seine vor vier Jahren erschienene „Geschichte der Philosophie“ füllt glücklich die Lücke aus zwischen den bis dahin vorhandnen umfänglichen Werken und kleinen Kompendien und dürfte berufen sein, Studenten und Freunden der Philosophie zum Führer zu werden. Das Interesse aller Gebildeten aber darf sein Kant — Schiller — Goethe beanspruchen, eine Sammlung von Aufsätzen über das Verhältnis unsrer beiden großen klassischen Dichter zu dem klassischen deutschen Philosophen. Diese Aufsätze blieben in weitern Kreisen fast unbeachtet, denn sie erschienen in philosophischen Zeitschriften. Um so reicher wird sicher der Erfolg des Buches sein, das übrigens in seiner Geschlossenheit nicht an einen Sammelband erinnert, und dessen Klarheit sich in der Erörterung philosophischer Fragen ebenso bewährt wie in dem Aufbau des weitschichtigen historischen Materials.

Der Titel des Werkes ist zu bescheiden; es bildet überhaupt ein lehrreiches Bild der philosophischen Entwicklung der beiden Dichterfreunde, die sich in Kant fanden, zu dem Schiller, sein begeisterter und kritischer Schüler, Goethe führte. Für Kant—Schiller fehlte es nicht an verdienstlichen Vorarbeiten; anders für Goethe, dessen Beziehungen zur Philosophie durch einen Zeitraum von weit über sechzig Jahren Vorländer zum erstenmal im Zusammenhange dargestellt hat. Die Reihenfolge Kant—Schiller—Goethe ist eine kontinuierliche. Trotz der Verschiedenheit von Kants und Goethes Natur lassen sich Kantische und Goethische Elemente in ein und derselben Weltanschauung vereinigen: Schiller ist das Bindeglied zwischen beiden.

Es kann kein interessanteres Schauspiel geben, als einen Einblick in eine geistige Werkstätte zu tun. Vorländers höchst anregendes Buch gewährt dies in vielfacher Beziehung. Wir erkennen, wie Schiller Philosoph geworden ist; Körner führt ihn auf Kant, aber die beiden Freunde vertauschen bald die Rollen, und Schiller redet als Kantianer. Mit der Wendung zur Philosophie, so bekennt er, hat er einen völlig neuen Menschen angezogen. Wir sehen, wie Schiller Kants Wirken verfolgt, die Sittenlehre des Philosophen tief erfaßt und mit „Anmut und Würde“ seinen ersten Exkurs in das philosophische Feld macht, einem Werke, das ungemein wichtig für die Kenntnis Schillers und das Verständnis seiner Werke ist.

Der Dichter verleugnet sich auch im Philosophen nicht; es ist bezeichnend, daß er zunächst die Kritik der Urteilskraft studiert; mit demselben Eifer erfaßt er kritisch das systematische Hauptwerk des ethischen Rigorismus. Kant stellte die Ethik auf sich selbst, wie ja auch seine Untersuchungen über theoretische Erkenntnis in der Kritik der reinen Vernunft die Empirie wesentlich einschränkten.

*) XIV und 294 Seiten Großoktav. Leipzig, Dürr, 1907. Preis gebunden 6 Mark.

Die historische Betrachtung, die der ohne alle Rücksicht auf Erfahrung gebildeten Kantischen Ethik entgegensteht, lag auch Schiller fern; er huldigt, wie Vorländer lichtvoll zeigt, methodisch völlig der rigoristischen Lehre seines Meisters, erachtet aber eine Ergänzung der reinen Ethik nach der Seite des Gefühls hin für nötig. Wilhelm von Humboldt, Schillers erster und bedeutendster Jünger, hatte recht, wenn er in des Freundes moralischen Ansichten das recht verstandne Moralsystem der kritischen Philosophie sah. Auch das Verständnis Schillers insbesondre als Dramatiker wird uns erst recht erschlossen aus seinem Verhältnis zu Kants Ethik, dessen „poetischer, aber doch echter Jünger der Dichter der sittlichen Gesinnung, der moralischen Erhebung und Vertiefung war. Er ist es zumeist, der den Zug der Sittlichkeit zum Ganzen hin dramatisch gestaltet hat; ans Vaterland, ans teure, sich anzuschließen, den sittlichen Beruf im Wollen für die Gesamtheit zu erfüllen, das ist die Begeisterung, aus welcher seine Dichtung stammt und welche sie erzeugt." Lazarus, der diese Worte bei einer Schillerfeier gesprochen hat, hat in seinen „pädagogischen Briefen" auf die Eigentümlichkeit unsrer klassischen Periode hingewiesen, daß sich alle die großen Dichter, die sie eben zu einer klassischen erhoben, zugleich unmittelbar mit dem Gedanken der Erziehung, mit den wichtigsten Angelegenheiten menschlicher Entwicklung beschäftigt haben. Lessing und Schiller, Goethe und Jean Paul haben am Werke der Erziehung des Volkes unmittelbar gearbeitet: Schiller in den Briefen über ästhetische Erziehung, der schönsten Frucht seiner philosophischen Studien, die alle Vorzüge der Jugend und des reifern Alters trägt. In ihnen behandelt er den Gedanken von der Möglichkeit und der Notwendigkeit der Menschen durch die Schönheit, ein heute wieder aktuell gewordnes Thema, das Lazarus zuerst und zwar in seiner Doktorschrift De educatione aesthetica (1849) wieder aufnahm, und für das er in Wort und Tat vielfach eingetreten ist. „Ganz auf Kantischer Grundlage, sagt er in einer seiner Schillerreden, führt hier Schiller seinen Bau auf. Und wenn von dem ganzen kunstvollen Bau in der Folge kein Stein auf dem andern bleibt; für denjenigen, der ähnliche Gegenstände philosophisch betrachtet, werden auch die Quadern hinreichen, um wieder einen neuen Bau aufzurichten, so reich an idealen treffenden Bemerkungen, an einer solchen Erhebung edelster menschlicher Gesinnung und Gesittung, daß auch, was so nur zerstreut ist, ein Wertvollstes für alle Zeiten bleibt. Wir finden hier die höchste Schätzung der Kunst und des Schönen, welche bis dahin in einem Menschengeiste gedacht, in einem Menschenherzen empfunden worden ist. Schiller teilt ihr die große Aufgabe zu, den Bruch der Menschheit zu heilen, den Riß im Gemüte eines jeden auszufüllen, das Bruchstück Mensch, welches er wäre ohne die Schönheit, zu einem Ganzen zu machen. Unermüdlich ist er in Aufzählung der Gegensätze, denen Geist und Gemüt unterworfen sind. Hier Harmonie zu schaffen, Vereinigung herzustellen, das sei die Aufgabe des Schönen, und darum hänge alle wahrhafte Entwicklung und Harmonie unter den Menschen ab von der ästhetischen Erziehung."

Auch über Goethes philosophische Entwicklung seien nur einige Hauptpunkte und Sätze aus Vorländers gründlichen Forschungen herausgegriffen. Diese begründen, wie gesagt, die erste umfassende Darstellung von Goethes Beziehungen zur Philosophie und namentlich zu Kant. Sie sind ganz anders gestaltet als die Schillers. Goethe trat in kein Schulverhältnis, er schrieb keine philosophische Abhandlung und fühlte nicht den Beruf zum philosophischen Systematiker. Eine besondre Schwierigkeit für Vorländer lag in der Unvollständigkeit des Quellenmaterials. In drei Perioden zeichnet er uns Goethes Entwicklungsgang. Wir sehen, wie trotz der Bekanntschaft mit Herder in der ersten Periode, nämlich vor seiner Verbindung mit Schiller (1794), Kant noch keinen bemerkbaren Einfluß auf ihn übt. Er hatte sich allerdings schon Anfang 1789 zu Kant gewandt. Als er 1788 aus Italien heimkehrte, fand er Jena voll von Kants Philosophie, und es drängte ihn, zu ihr Stellung zu nehmen. Zu ihrem eindringlichen Studium hatte er jedoch nicht genug Ausdauer und Geduld, und es stand immer etwas Fremdartiges zwischen ihm und Kant. Er ist philosophisch abhängig von Herder, und beide sind Verehrer Spinozas. Solange Herder ihn beeinflußt, bleibt er Schiller und Kant fern.

Reinholds begeisterte Briefe über die Kantische Philosophie bereiteten den Umschwung in Goethe vor. Die Kritik der Urteilskraft verbreitete ihm helles Licht über sein bisheriges Schaffen, Tun und Denken. In ihr fand er die gesuchte philosophische Fundamentierung; die Hauptgedanken dieses Werkes fand er seinem Denken analog, freilich faßte er sie nach seiner besondern Weise auf. Seit Kant bei Goethe Fuß gefaßt hat, ist von Spinoza lange nicht mehr die Rede. Schiller brachte ihm die ersehnte Versöhnung mit der Philosophie, und diese half den Bund unsrer beiden größten Dichter begründen, während vorher gerade Schillers Begeisterung für die Kantische Philosophie ein inneres Verhältnis zwischen ihnen nicht hatte aufkommen lassen. Erst die bekannte Begegnung in Jena in der Naturforschenden Gesellschaft (Sommer 1794) brachte sie einander näher, als reife Männer schon, aber „mit um so größerem Gewinne, schreibt Schiller, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben". Sie rechneten von da eine neue Periode. Goethe war, was Philosophie anlangt, der Empfangende, Schiller führte ihn in das Verständnis des kritischen Idealismus ein. Dessen ästhetische Briefe erregen sein höchstes Entzücken und atmen doch Kantische Grundsätze. Die fortschreitende Beschäftigung Goethes mit Kant ist gleichbedeutend mit der Entfremdung von Herder und dem Zusammenwachsen mit Schiller, in dessen Auffassung er sich Kants Philosophie zu eigen machte, ohne daß sich Goethe jedoch, wie es Schiller getan hatte, gründlich in die Einzelheiten eines philosophischen Systems vertieft hätte. Niemals hat er sich einem Philosophen von Fach ganz ergeben, niemals sich in die Fesseln eines Systems eingesponnen. Er nahm sich, wie Schiller ihm einmal schreibt, von seinen Ideen nur das, was seinen Anschauungen zusagte. Der beste Beweis dafür, daß Goethes „anschauende

Natur" keine Feindin wahrer Philosophie war, ist gerade die vertraute Freundschaft mit Schiller, die durch den von diesem ihm nahe gebrachten Kantischen Kritizismus belebt und gestärkt wurde. Durch Schiller wurde Goethe Philosoph mit Bewußtsein; vorher war er es, ohne es zu wissen. Schiller war der Mentor, der den philosophischen Dämmerungszustand Goethes gelichtet, ihm die Philosophie zu einem notwendigen Bestandteil seines Ich gemacht hat. Seit der Bekanntschaft mit Schiller zählt er die Philosophie ganz anders als vorher zu den Gegenständen seines Interesses und Studiums.

Gegen Kant eiferte der ganze Herdersche Kreis, nicht am wenigsten Herder selbst, dessen gehässiger Ton Goethe abstoßen mußte; auch Jean Paul, der alte Klopstock, Dalberg, Vater Gleim und andre fallen gegen ihn aus, und mit der Feindschaft gegen Kant ist die gegen Schiller und Goethe verwachsen. Die Xenien zeigen, daß die beiden Dioskuren mit dem Königsberger Weisen dieselben Gegner haben. Es ist keineswegs ein erquickliches, aber ein ungemein plastisches, ja dramatisches Bild des geistigen Lebens jener Zeit, das in jener Fehde an uns vorüberzieht.*)

Nach Schillers Tode trat Goethes Beschäftigung mit der Philosophie zurück, und es blieb nur das philosophische Interesse. Von einer vertrautern Beschäftigung mit philosophischen Problemen, wie sie durch die Freundschaft und den innigen Geistesaustausch mit Schiller in ihm wachgerufen worden war, ist nach dessen Tode nicht viel mehr zu merken. Auch hier gibt Vorländer interessante Ausblicke auf das Geistesleben der ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts: Hegel und Steffens, Fichte, Schelling und Schopenhauer treten uns vor Augen. Jacobi führt Goethe wieder zu seiner alten Liebe, zu Spinoza, zurück, dem er nun aber, wie überhaupt philosophischen Systemen, dank der durch Schiller vermittelten Einführung in die kritische Philosophie ein besseres Verständnis entgegenbringt.

Das Verhalten unsrer beiden größten Dichter zur Philosophie: Goethes, der nach seinem eignen Bekenntnis bei den mannigfaltigen Richtungen seines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben konnte, und Schillers, der Kants Schüler geworden war, ist für ihr Verständnis überaus wichtig. Wir finden bei Goethe tiefen Einfluß des kritischen Idealismus einerseits, immer wiederkehrendes Ablenken und eigenartige Auffassungsweise andrerseits, die auf dem unverlierbaren Gegensatz zwischen der anschauenden, immer zum Ganzen hinstrebenden Natur des Dichters und der zergliedernden Strenge des Philosophen beruhen, dem kritische Scheidung immer das erste Erfordernis bleibt. „Schiller,

*) Kurz nach dem Vorländerschen Werke ist in demselben Verlage ein Buch erschienen, das in dem Streite zwischen Herder und Kant warm Herders Sache vertritt und ein wertvolles Gegenstück oder auch eine Ergänzung zu „Kant—Schiller—Goethe" bietet: Herders und Kants Ästhetik von Günther Jacoby. Der Verfasser bringt sein Werturteil über die Kalligone und die Kritik der Urteilskraft gewissermaßen schon im Titel durch Herders Voranstellung zum Ausdruck.

so sagte Goethe, pflegte mir immer das Studium der Kantischen Philosophie zu widerraten: Kant könne mir nichts geben. Er selbst dagegen studierte ihn eifrig, und ich habe ihn auch studiert, und zwar nicht ohne Gewinn."

Vervollständigt wird das Bild Kant—Schiller—Goethe durch die Darstellung der freilich dürftigen persönlichen Beziehungen beider Dichter zu dem Philosophen und dessen, was sie ihm waren oder vielmehr nicht waren. Dem großen Kunsttheoretiker fehlte es an poetischem Gefühl. Er hat unsre beiden Dichterheroen nicht geschätzt. Goethe wußte, daß Kant nie Notiz von ihm genommen hat. Er, der so tief in das Wesen des dichterischen Genies eingedrungen ist, der das Fundament der klassischen Ästhetik gelegt hat, der unsre großen Dichter nachlebten, wurde den beiden Männern nicht gerecht! Ihre Werke erschienen, als ihn selbst die eigne Geistesarbeit in Anspruch nahm und später die Schwäche des Alters befiel. Es hat etwas Tragisches, daß ihm der Genuß an ihren Schöpfungen versagt blieb, daß er die Genugtuung nicht empfand, zu deren Reife beigetragen zu haben. Er hat sie kaum gekannt, noch weniger gewürdigt.

Vorländers Werk ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Literatur sowohl als der Philosophie in der bedeutungsvollsten Periode deutschen Geisteslebens. Die Form, in die er seine Forschungen gegossen hat, macht sie nicht nur zu einem Besitz der Gelehrten, sondern die weitesten Kreise der Gebildeten können sich ihrer erfreuen und aus ihnen genußvolle Belehrung schöpfen.

Meißen Alfred Leicht

Zum Ursprung des Märchens

Von Paul Arfert in Halberstadt

2

m die Tatsache, daß die redenden Tiere des Märchens unmittelbar auf die Anschauungen und das Verhältnis des primitiven Menschen zu den Tieren zurückgehen, brauchen wir nicht die wissenschaftliche Forschung herbeizuziehn. Darüber wird sich jeder, der nur eine bessere Reisebeschreibung gelesen hat, ohne Mühe selbst überzeugen können. Verborgner liegen jedoch die Beziehungen auf andern Gebieten des primitiven Glaubens.

Die älteste Religionsform des Menschen ist der Seelenglaube, wenn wir von dem sicher voranimistischen Zauberglauben absehen. Der Seelenglaube durchdringt und bestimmt das ganze Leben und Denken des primitiven Menschen. Es ist deshalb kein Wunder, daß ein sehr starker Bruchteil des Übernatürlichen im Märchen mit dem primitiven Seelenglauben in direktem Zusammenhang steht. Viele Märchenzüge haben sich unmittelbar aus ihm entwickelt. Der Naturmensch denkt sich die Seele gern als ein spannlanges Männchen, das leibhaftige

aber verkleinerte und verfeinerte Ebenbild des Menschen. Weil es nun ein Grunddogma der natürlichen Religion ist, daß sich die Seele frei von dem Körper lösen und ungebunden umherschweifen könne, wann es ihr beliebt, besonders aber im Schlaf, so fabelte man wohl schon früh von den Erlebnissen des winzigen Seelenmännchens außerhalb des Gefängnisses des Leibes. Hier haben wir die Wurzel der Däumlingsmärchen. Man dachte sich auch die Seele als Vogel, frei in der Natur umherfliegend. Das ist die Erklärung für den hilfreichen Vogel auf dem Baume, der aus dem Grabe der Mutter wächst (Aschenbrödel). Dieses Vögelchen ist nichts andres als die Seele der toten rechten Mutter. In dem Märchenkreise von der untergeschobnen Braut erscheint die getötete rechte Braut als Ente in der Küche, denn die Seele hatte im Augenblick des Todes den Leib als Vogel verlassen. Ebenso weit verbreitet ist der Glaube, daß die Seele Schlangengestalt hat. Wir werden dabei an das Motiv erinnert, daß ein Kind zusammen mit der am Herde gehegten und mit Milch gefütterten Hausschlange aufwächst. Verläßt diese das Haus oder stirbt sie gar, dann welkt das Kind dahin.

Das Dogma von der außerkörperlichen Seele hat auch dem schönen Märchenzuge das Leben gegeben, wonach das Leben des ausziehenden Helden an das Wachstum und Gedeihen eines Baumes geknüpft ist, oder einem andern Motive, wonach die getötete oder die verwandelte Braut als Blume in das Zimmer des Helden gebracht wird, und wie sie alltäglich zu bestimmter Stunde aus der Blume in wahrer Gestalt schlüpft, das Zimmer reinigt und ordnet oder von den aufgetragnen Speisen nippt.

Die Seele oder ein Teil davon manifestiert sich auch in gewissen Teilen des Körpers, so vor allem in den Haaren. Hier ist die Wurzel des bekannten Simsonthemas. Der Held verliert alle Kraft, sobald ihm die Haare geschoren werden. Auch im Speichel ruht ein Teil der Seelenkraft, darum weiß ein gewiß uralter Märchenzug von dem Speichel zu erzählen, den die aus der Haft des Zauberers entfliehende Heldin auf der Schwelle zurückläßt, damit er für sie antworte. Blut aber ist ein ganz besondrer Saft. In ihm ruht die Seelenkraft unmittelbar, denn mit dem ausströmenden Blute fließt auch das Leben aus dem Leibe. Wie das Blut deshalb die Quelle von außerordentlich mannigfaltigem Aberglauben geworden ist, so auch von vielen Erzählungsmotiven. Die Mutter gibt dem in die Fremde reisenden Kinde drei Blutstropfen mit, die so unmittelbar die schützende Macht der Mutterseele mit sich führen, daß sie in Augenblicken der Gefahr zu reden und zu warnen beginnen. (Falada oder die Gänsemagd.) Der Wilde sieht nichts Ungereimtes darin, daß ein Mensch imstande sein kann, seine Seele aus dem Leibe zu ziehn (der Sinn des Totemglaubens ist wahrscheinlich der, daß bei den Weihen der Kandidat seine Seele aus dem Körper nimmt und sie in den Leib des Totemtieres überleitet, dafür aber die Seele des Tieres in sich aufnimmt), um sie irgendwo sicher aufzubewahren. So erklärt sich das über die ganze Erde verbreitete Motiv von der

eingeschachtelten Seele des Riesen oder des Dämons, der unsterblich ist, solange der Held nicht den Zugang zu der fünf- und mehrfach eingeschachtelten Seele findet.

Als der Gipfel der Märchenphantastik wird dem Märchenleser die Fahrt des Helden in das Wunderland erscheinen, wo er nach Überwindung furchtbarer Gefahren einen Wundergegenstand erkämpft. Erst gilt es, einen weiten, schwierigen, pfadlosen Weg zurückzulegen, von dem Ziel trennt den Helden ein breites Wasser, über das eine sonderbare Brücke führt, oder über das ein Fährmann den Helden widerwillig rudert. Am Eingang des Wunderlandes halten grimmige Tiere Wache, oder ein auf- oder zuschlagendes Tor macht den Eintritt schwierig. Die Schwierigkeiten häufen sich, je näher der kühne Eindringling dem Zentrum kommt, wo sich das Wunderding oder eine wunderschöne Jungfrau befindet. Es gelingt ihm, alle Widerstände zu überwinden, aber noch auf dem Rückwege entrinnt er nur mit Mühe dem Geschick, auf ewig in dem Land eingeschlossen zu werden; das zuschlagende Tor schlägt dem Davoneilenden einen Teil der Ferse ab. Hier ist jedoch nichts von willkürlich ausgesonnener Phantastik. Das Märchen gibt Zug um Zug die Reise der Seele ins Jenseits wieder, wie sie sich der Wilde ausmalt. Die Schotten geben dem Toten Schuhe mit, weil der Weg der Seele über eine große mit Dornen und Pfriemenkraut bewachsne Heide geht. Nach allgemeinem deutschem — und ähnlich schon antikem — Volksglauben findet der Tote, wenn er im Leben Brot an die Armen gegeben hat, nach dem Tode Brot bereit, das er dem vor dem Tore des Seelenlandes wachehaltenden Hunde in den Rachen werfen muß. Der überfahrende Fährmann findet sich nicht nur in dem modernen und dem mittelalterlichen Volksglauben und in der antiken Mythologie, sondern auch bei höhern und niedern unzivilisierten Völkern. Die Azteken gaben ihren Toten Pässe mit, mit deren Hilfe sie auf der Seelenfahrt durch alle Stationen hindurchgelangten. Während sie den ersten Paß in den Sarg legten, riefen sie dem Gestorbnen zu: „Mit diesem wirst du zwischen den Bergen hindurchkommen, die sich aneinanderstoßen." (Hier haben wir etwas, das dem auf- und zuschlagenden Tor entspricht.) Nach einer Überlieferung der Indianer des Algonkinkreises kommt der Held auf der Fahrt in das Jenseits an den Rand des Himmels, der in gewissen Zwischenräumen auf die Erde aufschlägt. Nur mit genauer Not gelangt er hindurch. Wenn nach dem Glauben der Tschoktahindianer die Seele in das Jenseits will, so muß sie über einen Fluß voll stinkender Fische und toter Kröten. Über ihn gelangt man auf einem schlüpfrigen Balken. Die Bakwiri in Kamerun glauben, daß bevor die Seele in die Unterwelt kommt, sie auf einem Baumstamm über eine tiefe Schlucht wandern muß, worin der Mukasse (der böse Geist) haust, der die Seelen herunterzuziehn trachtet. Hat nun jemand Angst, so packt ihn der Mukasse am Unterkiefer und renkt ihn ihm aus; hat aber der Wandrer keine Furcht, so faßt ihn schließlich der Dämon selbst bei der Hand und leitet ihn hinüber. (Dem furchtlosen Märchenhelden öffnen sich von selbst

die Tore, die wachehaltenden Ungeheuer tun ihm nichts zuleide usw.) Diese Beispiele, die man unbeschränkt vermehren könnte, zeigen wohl zur Genüge, wie aus uralten Anschauungen über die Reise der Seele in das Totenland die Erzählung von der Fahrt des Helden in das Märchenwunderland erwachsen ist. Wollen wir diese Anschauungen der primitiven Menschen nun noch weiter auf ihren Ursprung zurückverfolgen, so stoßen wir auf Traumerfahrungen. Im Traum oder im Rausch der Ekstase glauben besonders dazu disponierte Individuen, vor allem also die professionellen Zauberer, in das Seelenland eingedrungen zu sein, und was sich ihnen im Traum oder in der Ekstase offenbart hat, erzählen sie nachher den staunend lauschenden Zuhörern. Es ist geradezu ein Teil der praktischen Zauberkunst, von Zeit zu Zeit die Seele in das Jenseits zu schicken, wobei Personen, die geheime Dinge oder die Zukunft zu erfahren wünschen, dem Zauberer Fragen mitgeben, die er sich von den Seelen im Jenseits beantworten lassen soll. Von solchen Fahrten der Medizinmänner in das Seelenland weiß die ethnologische Forschung viele interessante Berichte anzuführen. Man sieht leicht, daß hier der Keim zu der Märchenerzählung liegt, in der der Held in die Hölle zum Teufel fährt und von ihm Antworten auf Fragen, die ihm unterwegs mitgegeben worden sind, erhält.

Auch die einfachen, kindlichen Anschauungen des Wilden über die Natur — die primitive Naturmythologie — kehren im Märchen wieder. Der Urmensch dachte sich das Himmelsgewölbe als ein festes Gewebe, das wohl ein besonders geschickter Mann einmal besteigen konnte. Viele Märchen wissen davon zu erzählen, wie der Jüngling oder die Jungfrau zu der Sonne oder zu dem Mond emporsteigt, um sich von ihnen Rat oder Hilfe zu holen. Der Glasberg des Märchens ist nichts andres als die blaue Himmelskuppel. Sonne, Mond und Sterne gelten auf der ganzen Welt als persönliche Wesen. Die Sonne wird vielfach als alte Frau aufgefaßt oder als grausames männliches Wesen, das seine eignen mit dem Mond erzeugten Kinder, die Sterne, verfolgt, um sie zu fressen. Hieraus wird nun verständlich, wie im Märchen erzählt werden kann, daß die Jungfrau, als sie zur Sonne wandert, nicht eben freundlich empfangen wird; die Sonne wittert Menschenfleisch und freut sich auf die unverhoffte Beute. Im Monde glauben so ziemlich alle Völker der Erde ein menschliches Wesen zu sehen, meist eine Frau, die da oben spinnt oder Gewänder webt. Diese Anschauung hat den Anlaß zu dem Thema gegeben, daß die Heldin von dem freundlichen Monde drei wunderschöne Kleider erhält. Wenn der Mond eine goldne Henne mit sechs goldnen Küchlein schenkt, so ist damit das Siebengestirn gemeint.

Das Zauberwesen des Märchens geht in seiner Gesamtheit auf die uralten primitiven Zaubervorstellungen zurück. Die Haupteigenschaft, die die Wilden dem Zauberer zuschreiben, ist die Fähigkeit, seine Seele mit Leichtigkeit aus dem Körper zu lösen und sie entweder auf die Wanderschaft zu schicken, bis ins Jenseits hinein, oder sie in andre Menschen oder in Tiere einfahren zu lassen. Das letzte ist die Fähigkeit der Selbstverwandlung, die auch den Zauberern im

Märchen zukommt. Schritt für Schritt kann man die Verzauberung des Märchenhelden in Tiere auf den primitiven Glauben vom Übergange der menschlichen Seele in Tierleiber zurückleiten. Das Grunddogma der Zauberkunst lautet: Da der Leib mit allem, was an ihm ist, eine innerlich untrennbare Einheit bildet, so ist jedes einzelne Teilchen des Körpers der Lebenskraft teilhaftig, auch nachdem es vom Körper losgelöst worden ist. Was einer also mit einem Körperteilchen eines Menschen, sei es mit einem Haare, einem Zahn, einem Nagelabschnitt, ja sogar mit der Fußspur vornimmt, das spürt der Besitzer, auch wenn er weit entfernt sein sollte. Diese urälteste Zauberanschauung wirkt noch lebendig in dem Märchenzuge nach, wonach der Held ein Haar, eine Feder oder eine Schuppe von einem hilfreichen Tier erhält mit der Anweisung, dieses Teilchen im Augenblicke der Not zu verbrennen, um durch diese Manipulation das Tier augenblicklich herbeizurufen.

Auch rein gesellschaftliche Einrichtungen aus der primitiven Vorzeit der Völker (die ja allerdings immer mit religiösen Anschauungen durchtränkt sind) hat das Märchen bewahrt. Bei den meisten Völkern herrscht der Brauch, daß bei den Mädchenweihen die Jungfrau eine gewisse Zeit in einem dunkeln abgeschlossenen Raum, in den kein Sonnenstrahl dringen darf, eingekerkert gehalten wird. Man wird dabei an den bekannten Märchenzug erinnert, daß ein König seine Tochter auf Grund einer schlimmen Prophezeiung bis zum vierzehnten Jahre (also bis zur Zeit der Mannbarkeit) in einen Turm einschließt (Danaemotiv). Trifft ein Sonnenstrahl eine Jungfrau, der es prophezeit worden ist, daß sie sich vor der Sonne hüten solle, so wird das Mädchen in ein Tier verwandelt. Dieses Motiv findet sich häufig in dem Märchenkreise von der untergeschobnen Braut. Überhaupt spielen die primitiven Tabuvorschriften eine bedeutende Rolle in Märchen, worauf hier jedoch nicht weiter eingegangen werden kann.

Die wenigen hier angeführten Beispiele müssen genügen, zu zeigen, daß der Stoff, aus dem unsre Märchen bestehn, aus dem Leben, den Naturanschauungen und den abergläubischen Vorstellungen der Urzeit der märchenerzählenden Völker gewonnen worden ist. Das, was uns märchenhaft im eigentlichen Sinne, d. h. übernatürlich und auf der Tätigkeit der Phantasie beruhend erscheint, war früher einmal wirklich lebendige Weltanschauung, fest geglaubte Lebenserfahrung. Wir verstehn nun, daß die Menschen der Vorzeit, wenn sie eine besonders interessante Begebenheit erzählen wollten, im Banne dieser religiösen Vorstellungen und der Zauberanschauungen stehend, gar nicht anders erzählen konnten, als daß sich fortwährend diese übernatürlichen Bestandteile ihrer täglichen Erfahrungen in ihre Vorstellungen eindrängten. Erfinden konnte der Naturmensch nicht selbsttätig, sondern nur verbinden, und was er verband, waren die ihm geläufigen Erscheinungen und Vorgänge des täglichen gesellschaftlichen Lebens mit jenen Bestandteilen seiner illusionistischen Weltanschauung.

Um einen klarern Einblick in diesen Prozeß zu gewinnen, müssen wir einmal versuchen, uns im Geiste zu einer abendlichen Unterhaltung einer wilden Dorfgemeinschaft zu versetzen und an der Hand der Berichte von Forschungsreisenden und einiger konkreter Beispiele von primitiven Märchen ermitteln, was dort etwa erzählt werden mag. Des Abends versammeln sich die Männer im Gemeinschaftshause oder am Dorffeuer, und die professionellen Erzähler oder besonders begabte Stammesmitglieder erzählen abwechselnd. Wir sehen hier ab von den Stammessagen und den ätiologischen Sagen und beschränken uns nur auf märchenhafte Erzählungen. Der eine erzählt von einem Manne, der auf die Jagd ging und im Walde ein Rencontre mit einem Baumdämonen hatte. Ein andrer erzählt, wie eine Frau, die zum Wasserschöpfen an einen Teich gegangen sei, eine schreckhafte Begegnung mit dem Dämon des Teiches gehabt habe. Ein dritter erzählt, wie eine Frau auf wunderbare, unnatürliche Weise schwanger geworden sei und ein mit besondern Kräften begabtes Kind zur Welt gebracht habe. Ein vierter unterhält die Gesellschaft mit der Geschichte eines Jünglings, der von einem großen Tiere verschluckt worden sei, sich aber mit dem Messer einen Weg aus dem Leibe des Ungeheuers gebahnt habe. Dieser verwendet dabei die gewiß allen Hörern bekannte mythische Fabel vom Sonnenheros, der von dem Ungeheuer Nacht verschluckt, am Morgen aber aus der dunkeln Haft entlassen wird. Ein vierter berichtet von einem Häuptlingssohne, der auf eine gefährliche Werbung bei einem fern wohnenden Häuptling ausgezogen sei, wie er nach harter Arbeit die Braut errungen habe, die ihm aber alsbald auf geheimnisvolle Weise entschwunden oder geraubt worden sei, und wie er sie schließlich nach vielen Mühen und mit Aufbietung seiner ganzen Zauberkunst oder mit Hilfe eines Zauberers wiedererrungen habe. Zauberer werden gern erzählen, wie sie in der Ekstase in das Seelenland gewandert seien, und was für Schrecknisse und Gefahren sie auf dem Wege zu bestehn gehabt haben. Vielleicht wird später diese Geschichte auf einen besonders mutigen und zauberkundigen Häuptlingssohn übertragen oder — bei seeanwohnenden Stämmen — auf einen Mann, der beim Fischen in seinem Boote von widrigen Winden auf eine ferne Insel verschlagen worden war und erst nach monatelanger Abwesenheit zurückkehrte. Beliebt ist das Thema von Verwandlungen und Entwandlungen. Häufig wird es auch wohl in der Urzeit vorgekommen sein, wie es noch jetzt bei den Wilden der Fall ist, daß ein Erzähler, der besonders lebhaft zu träumen pflegte, seine Träume zum besten gab. Die Erfahrungen des Traumes haben bekanntlich für den primitiven Menschen dieselbe Realität wie die Erfahrungen des wachen Zustandes. Einer hat vielleicht von einem nächtlichen Kampf mit einem Unholde geträumt, der ihn mit dem Tode bedrohte, wenn er ein aufgegebnes Rätsel nicht zu lösen vermochte. Solche Träume weiter und weiter erzählt, mußten bald zu Märchen oder märchenhaften Erzählungen anwachsen. Im Mittelpunkt aller dieser Erzählungen steht — das ist sehr beachtenswert — immer ein Kampf in irgendeiner Form,

ein Überwinden von Widerständen. Das Denken und das Fühlen des Naturmenschen ist ganz erfüllt von der Idee des Kampfes. Der ganze Inhalt seines Lebens ist, wie er instinktiv fühlt, ein Kampf, sei es gegen die natürlichen Widerstände, sei es gegen die Welt der unsichtbaren bösen Mächte, die seine eigne Einbildungskraft geschaffen hat. Und überall, wohin er in der Natur sieht, gewahrt er, daß alles Leben und Bestehn ein Ringen um die Existenz ist, in der Tierwelt, in der Vegetation und in den täglichen Phänomenen der Natur. Es ist kein Wunder, daß dieses tägliche Erleben, wenn auch unbewußt, sein Denken beeinflußt und sich in seinen Erzählungen widerspiegelt. Hier haben wir die Erklärung für die Tatsache, daß die zentrale Idee im Abenteuermärchen ebenso wie in der stoffverwandten Heldensage das Überwinden von Widerständen ist.

Die kurzen Proben der Erzählungsstoffe, wie sie hier angeführt worden sind, zeigen alle eine ursprüngliche Verbindung eines natürlichen Vorgangs mit übernatürlichen Bestandteilen. Ihnen mag nun noch eine ausgeführtere märchenhafte Erzählung der Papuas auf Neu-Guinea folgen. Ich wähle mit Absicht eine ganz unscheinbare Geschichte, worin der Märchencharakter erst im Werden begriffen ist. Zum Verständnis sei vorausgeschickt, daß nach dem Glauben der Papuas die Augen der Sitz der Seele sind. „Ein selbstsüchtiger Mann pflegte sich überall, wo eine Schmauserei stattfand, einzustellen. Er bekam auch jedesmal sein Teil mit. Aber damit begab er sich nicht zu seiner Familie, sondern setzte sich in den Wald und verzehrte alles allein, daheim vorgebend, er hätte nichts erhalten. Frau und Kinder erfuhren jedoch bald den wirklichen Tatbestand. Wenn er nun mit seinem Essen allein war, hatte er die Gewohnheit, beide Augen herauszunehmen und sie von sich zu werfen (offenbar eine Tabuhandlung; mit den Augen tat er also die Seele von sich), und rief sie nach Beendigung des Mahles wieder zu sich. Als er nun einmal wieder das eine Auge gegen die Mündung des Baches, an dem er ruhte, das andre flußaufwärts geworfen hatte, nahmen seine beiden Söhne diese auf und eilten damit in das Dorf zurück, wo sie sie in eine Schale mit Wasser legten. Der Selbstsüchtige rief nun wie gewöhnlich seine Augen, aber diesesmal ohne Erfolg, und nun tappte er, überall anstoßend, nach seinem Hause und wälzte sich davor auf dem Boden, wehklagend um seinen unersetzlichen Verlust. Erst nachdem er seine Selbstsucht zugestanden und Besserung gelobt hatte, gab ihm die Familie am Abend die Augen zurück."

Wir haben hier also im Kern einen einfachen Vorgang, wie er sich jeden Tag in dem Gesellschaftsleben der Papuas ereignen konnte, erweitert jedoch durch einen Zug, der uns wunderbar, märchenhaft dünkt, der aber auf dem Seelenglauben dieses Volkes beruht, und der sich anderswo zu einem fruchtbaren vielverwandten Motiv, dem von den ausgestochnen Augen, die durch wunderbare Geschenke wiedergewonnen werden, entwickelte.

Fassen wir nun noch einmal das Ergebnis der vorstehenden Betrachtungen in Kürze zusammen, so können wir über die Entstehung des Märchens etwa

folgendes aussagen: Die primitiven Urväter der Kulturvölker waren, ebenso wie die heutigen Wilden, sobald sie eine gewisse Stufe des Gemeinschaftslebens erreicht hatten, fabelfrohe Menschen, die es über alles liebten, die Zeit mit Geschichtenerzählen hinzubringen. Die Beschränktheit ihrer unentwickelten Geistesanlagen brachte es mit sich, daß sie nicht zusammenhängende, motivierte Erzählungen, sondern formlose sprunghafte Geschichten hervorbrachten. Was den Stoff anlangt, so hielten sie sich dabei entweder an ihre Träume oder an einfache Erlebnisse des täglichen Lebens, besonders an solche, die den gewöhnlichen, durch Sitte und Brauch vorgeschriebnen Verhältnissen zuwiderliefen und dadurch einen besonders interessanten Gegenstand darboten; vor allem fühlten sie sich durch solche Geschehnisse angezogen, die in irgendeiner Weise einen Kampf darstellten. Weil nun das ganze Denken des primitiven Menschen durchdrungen ist von abergläubischen Vorstellungen jeder Art, drängte sich die mannigfaltige Ideenmasse ihres religiösen Glaubens, besonders die Anschauungen über die Seele und ihr Leben sowie über die unsichtbare Welt übernatürlicher Geister und Dämonen, über die Natur und schließlich über das Zauberwesen in ihre Erzählungen ein. Wenn sie erzählten, so vermischte sich von selbst Natürliches mit Übernatürlichem, rannen ihnen beide Reiche entsprechend ihrem allgemeinen Unvermögen, verschiedne Vorstellungen voneinander zu sondern, in ein untrennbares Ganzes zusammen. So entstanden formlose Geschichten, die wesentlich illusionistischen, oder wie wir es von unserm Standpunkt bezeichnen, märchenhaften Charakter tragen, und die sich überall ähnlich sein mußten, weil die allgemeine Gleichheit der menschlichen Anlagen überall nicht nur zu ähnlichen Gesellschaftsformen, sondern auch zu überraschend gleichartigen religiösen Vorstellungen und auf Grund dieser beiden Faktoren zu ähnlichen Erzählungen führte. Diese Geschichten sind nun die Keime zu den kunstvollern Märchenerzählungen, die einer spätern Stufe angehören.

Diese Hypothese scheint mir die natürlichste und einfachste zu sein und darum den Vorzug vor solchen zu verdienen, die mehr oder minder künstlich den Ursprung der Märchen nicht aus dem Wesen und dem Zustande der Erzähler, sondern aus andern vielleicht ursprünglichern Geisteserzeugnissen der primitiven Zeit ableiten. So wurde versucht, das Märchen aus der Zauberhandlung oder vielmehr aus dem diese begleitenden Zauberspruch, sofern er sich in der Form einer symbolischen Erzählung kundgibt, abzuleiten, oder aus unverstandnen Riten, die später durch eine hinzugedichtete Erzählung erklärt oder gerechtfertigt werden sollten. Man kann unbedenklich zugestehn, daß sich in spätern Stadien der Entwicklung auch aus Zaubersprüchen oder Riten märchenhafte Erzählungen entwickelt haben können, und man muß dabei beachten, daß zur Erklärung der Kultgebräuche meist uralte bekannte und verbreitete Erzählungsstoffe verwandt wurden. Auch mag hier und da ein alter Mythus zu einem Märchen herabgesunken sein. Ich habe schon das Beispiel von dem Mythus des Sonnenheros und dem Ungeheuer Nacht angeführt. Die schöne tiefsinnige

Mythologie der Polynesier kehrt bei den tieferstehenden Melanesiern in märchenhafter Form wieder. Ja es ist nicht ausgeschlossen, daß Märchen in neuerer Zeit entstanden sind. Ein besonders begabter, erfindungsreicher Mann mag auf Grund der vorhandnen Märchenbestandteile ein wesentlich neues, kunstreiches Geschichtchen zusammengedacht haben, das dann seinen Weg durch die Welt angetreten hat. Aber im Prinzip muß an der — jetzt übrigens von den meisten Märchenforschern anerkannten — Tatsache festgehalten werden, daß die Märchen in ihren Wurzeln und Keimen ein Erzeugnis der primitiven Vorzeit sind. Ich betone jedoch noch einmal, daß wir uns diese märchenhaften Urgeschichten nicht als fertige kunstvolle Märchenerzählungen vorstellen dürfen, sondern als kürzere oder längere Geschichten mit mehr oder minder bedeutendem mythisch-religiösem Einschlag, Rudimente, aus denen sich später kunstgerechtere Formen der Erzählungskunst entwickelten. Und hier liegt nun die eigentliche Schwierigkeit des Problems. Wir haben einerseits fertige ausgebildete Erzählungen vor uns mit durchaus spezifischem Charakter, unsre Volksmärchen; andrerseits können wir die Anfänge dieser Erzählungsgattung aus den primitiven Einzelheiten, die in unsern Märchen klar zutage liegen, erschließen, über das aber, was dazwischen liegt, über die lange, lange Zeit der Entwicklung, die unsre Volksmärchen von den Erzählungskeimen der Urzeit trennt, wissen wir nichts.



Einige Tage im Gebiet Ferghana

Reiseerinnerungen von H. Toepfer



m vier Uhr Nachmittags führte uns der Zug aus der Station Ssamarkand heraus unter der Höhe mit dem Denkmal der Schlacht am 13. Mai 1868 entlang, dann über den tief eingewühlten Hauptaryk Obi-Ssiab hinweg, dessen mehrere Meter hohe senkrechte Ränder die Schichtung des Lößbodens überraschend deutlich zeigen. Bald erreichten wir den Serafschan, in dessen felsigen Talrand die Bahn eingeschnitten ist. Ein eigentümliches Bauwerk ist die sogenannte Brücke des Tamerlan; es stammt aus der Zeit der Scheibaniden, steht, zum Teil erhalten, mit zwei rechtwinklig zueinander angesetzten Gewölbebogen im Flusse: man hält es für die Reste eines die Strömung und die Wasserabgabe regulierenden Wasserwerks. Bald dahinter überschreitet unser Zug die auch für Fuhrwerk brauchbare Brücke über den Serafschan und steigt allmählich zum Ssansar hinan, der in einer Höhe von 860 Metern über dem Meere überstiegen wird. Jenseits Miljutinskaja tritt der Schienenweg in das Tal des Ssansar und windet sich durch das Tor des Tamerlan, eine Felsenenge, in deren einer Wand über zwei prahlenden arabischen Inschriften auf kupferner Tafel der russische Doppeladler prangt und die wenigen Worte:

Nikolai II. befahl im Jahre 1895: Die Eisenbahn wird gebaut.
Im Jahre 1898 war sein Wille zur Tat geworden —

die Selbstherrlichkeit des Zaren vor Augen zu führen haben.

Es war Nacht, als wir in die Station Tschernjajewo in der Hungersteppe einliefen, jene Station, von der die Bahn nach Ferghana abzweigt. Wie man auch fährt, dort ist immer ein langer, langweiliger Aufenthalt. Ein ungemütliches, unappetitliches, durch Lampenqualm verrußtes und verräuchertes Wartezimmer voll Menschen und Tiere, das die Nowoje Wremja in einem Eingesandt in seinem ganzen Jammer noch nicht genügend zu schildern vermocht hatte, nahm uns auf, bis der Stationsvorsteher ohne Aufforderung und ohne Trinkgeld uns einen für Andishan bestimmten Wagen öffnen ließ, sodaß wir uns für den Rest der Nacht gemütlich einrichten konnten.

Als wir erwachten, waren wir im Lande Ferghana, in der von hohen Randgebirgen umrahmten Tallandschaft des obern Ssyr-Darja, dem besten Teil der russischen Besitzungen in Asien. Seines Wertes wohl bewußt haben sich die Einwohner von jeher kräftig ihrer Haut gewehrt und um ihr Land gestritten. Alexander der Große hatte bei Ura tjube gegen die Bergvölker von Ferghana eine heiße Schlacht zu bestehn und gründete nahe am Ausgang des Ssyr-Darja-Tales eine Zwingburg, die Alexandreia eschate, das heute durch seine Seidenraupenzucht bekannte Chodshent. Mehrfach, sogar noch im Jahre 1898 in Andishan, versuchten die Einwohner, die durch die Russen gebrachte Umwälzung der Besitzverhältnisse rückgängig zu machen.

Vielerlei offenbart die sechzehn Stunden währende, 330 Kilometer lange Fahrt bis Andishan, wenn man nur ein wenig Glück mit dem Wetter hat. Uns fehlte es daran. Das südliche Gebirge, die Ausläufer der Alaikette, der Wasserscheide zwischen Ssyr-Darja und Serafschan waren mit dichten Wolkenvorhängen zugezogen und ließen wenig von ihren energischen Formen erkennen. Sogar Schneegestöber verdarb gänzlich unzeitgemäß das letzte bißchen Aussicht und ließ zunächst nur den Blick frei auf die Abwechslung zwischen Steppe und Steinwüste, der jahrtausendealten Ablagerung der von Strom, Flüssen und Bächen aus dem Gebirge zu Tal beförderten Massen. Hier und da erhebt sich ein Grabhügel aus der Fläche der Talsohle. Allmählich aber mehrt sich die Zahl der mit reichlicher Bewachsung umgebnen Anwesen. Die Dörfer werden zahlreicher, weisen aber immer die charakteristische Lehmfarbe in den Häusern, die Ställe eine primitive Konstruktion aus Holz und Lehmschlag auf; ihre Südseite ist offen. Hohe Lehmmauern deuten auf die Notwendigkeit, für den Schutz des Eigentums selber zu sorgen. Die Lage der russischen Kolonisten mag, wo sie vereinzelter unter den Sartischen Khokandzen sitzen, nicht immer erfreulich sein. Die Dörfer in der Nähe der Stationen, die ihre Namen meist von frühern Generalgouverneuren oder Gebietschefs entlehnt haben, entsenden ihre Frauen an die Züge, um Früchte und landwirtschaftliche Produkte zu verkaufen. Es ist ein wahrer Segen, denn da der Restaurationswagen fehlt, hätte eine Hungersnot bei uns ausbrechen können.

Schon vor Poßjetowka haben reichbewässerte Felder der Gegend an der Bahn ein andres Gepräge gegeben, nicht ohne daß gelegentlich wieder einmal ein kleiner Rückfall kommt. An Wasser fehlt es nicht. Das Gefälle, das die kleinen Wasseradern haben, kommt der Wasserwirtschaft zugute. Bei Khokand schneidet die Eisenbahn sogar hoch geführte Aryks, die die terrassiert angelegten Felder reichlich versehen. Hier bedarf es nicht mühsamen Schöpfens und Begießens, wie in Buchara, sondern es wird das Rieselwasser in engen Schlangenwindungen durch die schwach talwärts geneigten, schmalen Felder geführt. Wir sehen schon, daß die Baumwollenkultur und der Reisbau hier

eine richtige Heimstätte gefunden haben. Wenn auch die von den Bergen niederströmenden Schmelzwasser nicht zur Erwärmung beitragen, und die Schneeluft von den Bergen her jetzt noch im März die Frühjahrsentwicklung der Pflanzenwelt hemmt, das können wir uns klar machen, daß in dieser durch die Gebirge völlig vor rauhen Winden geschützten Landschaft eine sieghafte Sommerwärme die Nutzpflanzen der subtropischen Klimate auf dem fruchtbaren Lößboden bei dem reichlichen Wasserzufluß zu großartiger Entwicklung bringt. Und wenn wir es nicht wüßten, würden die großen Baumwollenballen auf den Stationen Gortschakow und Fedshenko darüber Aufklärung gegeben haben. In den Kreisen Margelan und Andishan, wo die Landwirtschaft am weitesten fortgeschritten ist, waren im Jahre 1900 mit Baumwolle etwa 47000 und 86000 Hektar bebaut worden.

Die entsprechenden Zahlen für Weizen sind 46000 und 23000, für Hirse 22000 und 6000, für Reis 2800 und 35000 Hektar. Dabei sind landwirtschaftliche Großbetriebe fast gar nicht vorhanden, und gelten Flächen von 22 Hektar schon als größere Güter, während solche von $3\frac{1}{2}$ Hektar als Durchschnitt auf eine Familie von fünf bis sechs Köpfen zu rechnen sind. Diese Zahlen sind ein recht gesundes Zeichen dafür, daß ein sehr großer Teil der Bevölkerung*) an der Bodenausnutzung beteiligt ist. Jedoch die Baumwollenkultur, für die Ferghana das gegebne Land ist, und die in den zentralasiatischen Besitzungen Rußlands bis zur völligen Deckung des eignen Marktbedürfnisses wird gesteigert werden, hat ihre zwei Seiten. Andre Zweige der Landwirtschaft sind in Ferghana viel weniger ausgebildet. So die Viehzucht, die durch Einfuhr aus den Nachbargebieten ergänzt werden muß, so auch Gartenbau, Obst- und Weinkultur, für die die klimatischen Bedingungen ebenfalls ausgezeichnet sind, sodaß sie ganz andre Erträge liefern könnten, als es tatsächlich geschieht; so endlich die Seidenzucht, die noch viel größere Mengen ausführen könnte.

Unleugbar hat die wirtschaftliche Erschließung des Gebiets durch die Eisenbahn einen mächtigen Anstoß bekommen. Wenn sich nun jetzt die in der Nähe der Gebietshauptstadt Margelan bei Tschimion erschlossenen Naphthaquellen wirklich auf die Dauer ergiebig erweisen, so ist damit eine weitere Bedingung für die Entwicklung Ferghanas gegeben, insofern die Fabrikindustrie zu den billigen Wasserkräften ein weiteres billiges Betriebsmittel am Ort gewinnt. Und da auch andre Bodenschätze in den das fruchtbare Land umgebenden Gebirgen voraussichtlich gehoben werden können — Reste früherer Montanindustrie deuten darauf —, eröffnet sich die Aussicht, daß es in jeder Beziehung zu einem wertvollen Besitztum, einem wirklichen Edelstein in der Krone des Zaren wird.

Vorläufig fehlt noch einiges daran. Wenigstens äußerte sich ein russischer Ingenieuroffizier, der Gehilfe des Chefs der „Ingenieurdistanz", womit man ungefähr einen Baubezirk meint, nicht übermäßig befriedigt über seine dienstliche Stellung und die Lebensverhältnisse, unter denen er gezwungen ist, einige Jahre auszuhalten. Es sind immerhin kleine russische Kolonien, wenige gebildete Menschen, wenig Familien, die in ziemlich großer Entfernung voneinander verstreut sind. Urlaub wird nicht gern gegeben; besonders fühlbar

*) Die Bevölkerung zählte im ganzen im Jahre 1905 1837500 Einwohner auf annähernd 93000 Quadratkilometern. Sie brachte $5\frac{1}{2}$ Millionen Rubel an Staatssteuern, Landschafts- und Gemeindeabgaben auf.

wurde dies in der Zeit des russisch-japanischen Krieges, in der alle verfügbaren Kräfte an die Front gezogen waren und die merkbare Spannung in Innerasien die verbleibenden festzuhalten nötigte. In unsrer Unterhaltung spielte die eben in Mukden gefallne Entscheidung eine große Rolle. Wie der Russe derartige Interpellationen überhaupt liebt, so legte der Kapitän uns die kitzlige Frage vor, wie wir über die Kriegführung dort draußen dächten. Kitzlig, denn man darf dem Fragesteller gegenüber in Fragen seiner Heimat nicht allzu kritisch sein — er liebt, sich selbst und sein Land herabzusetzen, hört es aber nicht gern bestätigt.

Der Bahnbau macht im Unter- und Oberbau, wenn auch der Strecke nur eine geringe Belastung zugemutet wird, einen recht soliden Eindruck. Die zahlreichen Brücken und Durchlässe sind schon Eisenkonstruktionen. Nur das Geleisedreieck, mittels dessen die Gebietshauptstadt Neu-Margelan an den Hauptstrang angeschlossen ist, ist eine vorsindflutliche ungeschickte Anlage, deren Befahrung durch die durchlaufenden Züge zu langweiligen Fahr- und Rangiermanövern nötigt und Zeitverlust verursacht. Auf diese Weise wird aber auch der nicht unbeträchtliche Lokalverkehr zwischen der Russenstadt Neu-Margelan und der Eingebornenstadt Alt-Margelan sowie deren nahegelegnen industriellen Betriebsstätten bewältigt.

Erst auf der nächsten Station merkten wir, daß unserm Zuge ein Dienstwagen angehängt worden war. Er sah aus wie ein ehemaliger Güterwagen und beherbergte keinen Geringern als den neu ernannten Militärgouverneur und Gebietschef von Ferghana. Auf sämtlichen Bahnhöfen, auch einer Halbstation waren zu seiner Begrüßung Abordnungen der Gemeinden aufgebaut und wurden durch den örtlichen Polizeigewaltigen mit Hilfe eines Dolmetschers vorgestellt. Die Gemeinde- und Ortsvorsteher — eine Gemeinde besteht immer aus mehreren Orten oder Niederlassungen — waren in Landestracht, mit Säbel, Amtsgürtel und Amtskette angetan, trugen auch Orden auf dem Chalat und sahen sehr feierlich und würdig aus. Unter den miterschienenen Volksgenossen allerdings tauchten einige verwegne Gesichter auf, denen man nicht immer das Beste zutrauen würde. Die Chalate strahlten in allen Farben des Regenbogens und noch einigen, doch waren rote und braune bevorzugt. Als Kopfbedeckung wurde meist die kleine, sartische Mütze getragen.

Sobald der Zug in eine Station eingeschlichen war — denn Einfahren konnte man das langsame Tempo nicht nennen —, wurde der Gouverneur aus seinem fahrenden Palast herausgehoben. Für die Komik dieses Verfahrens hatten die Abordnungen anscheinend kein Verständnis, oder sie wußten ihr Gesicht meisterhaft zu beherrschen. Sie erstarben in tiefer, demütiger Verbeugung; der Gemeindevorsteher überreichte mit einer Ansprache einen riesigen Teller mit Salz und Brot, der im Wagen verschwand und für ein paar Familien gereicht hätte. Dann antwortete der General mit einigen sehr kurzen, sehr nichtssagenden Worten seinen hochbeglückten Untertanen, die mit einer unverständlichen Maulsalve quittierten.

Noch feierlicher gings in Andishan selber zu. Hier war der Bahnhof mit Teppichen und Blumen geschmückt und mit einer zahlreichen Menge von Turbanträgern und Russen besetzt. Dahinter hielt eine Anzahl berittner Volksgenossen, Gendarmen und die Meldereiter des in Andishan stehenden Schützenbataillons aufgesessen. Man war ungemein höflich zu uns und brachte uns mit polizeilicher Hilfe durch das Gedränge, sodaß wir mit der Annahme

nicht fehl gehn konnten, daß wir überall angemeldet waren. Die Freundlichkeit und Fürsorge hätte sich übrigens dreist noch etwas weiter erstrecken dürfen, denn wir mußten unter Begießung aus den Schleusen des Himmels ziemlich lange durch den trost- und grundlosen Schlamm des Bahnhofsplatzes waten, ehe wir eine freie Droschke fanden. Die Honoratioren hatten beinahe sämtliche mit Beschlag belegt. Günstig waren die Auspizien eben nicht. Das Haus Nomera Witte war das einzig mögliche, aber beileibe kein prunkvolles Unterkommen. Und die Aussichten, weiterzureisen etwa mittels einer Mondscheinpromenade zu Pferde oder mit der Post am andern Tage, wurden unter der Mithilfe des Wirts zu Grabe getragen. Es wäre im Schlamm der von mehrtägigem Regen aufgeweichten Straßen nicht möglich gewesen, in der zur Verfügung stehenden Zeit nach Osch und zurück zu gelangen. Als am andern Morgen ein unaufhörlich rieselndes Gemisch von Regen und Schnee auch die letzte Möglichkeit nahm, von der nächsten Poststation aus einen Blick auf die Gebirge zu erhaschen, mußten wir uns schweren Herzens zur Umkehr entschließen. Aber die Stunden bis zum Abendzug sollten wenigstens trotz Jupiter pluvius nicht ungenutzt vorübergehn.

Andishan, das vorläufige Ende der Eisenbahn, ist nur noch 48 Kilometer von Osch entfernt, dem klimatischen Luftkurort auf der Grenze zwischen Tal und Gebirge, dem eigentlichen Ausgangspunkt für die Reisen nach dem Pamir und nach Kaschgar. Wenn sich auch eine fahrbare Straße ohne allzugroße Geländeschwierigkeiten durch ungezählte, in malerischer Unordnung verstreute Anwesen, Kukuruz-, Hirse- und Baumwollenfelder dahin windet, so übernimmt doch der Karawanenverkehr viele Güter für Kaschgarien schon in Andishan, um alsdann von Osch aus zumeist den Weg über den Terek-dawan-Paß und die Grenzfestung Irkeschtam zu verfolgen. Begreiflich, daß die Eisenbahnendstation zur Bewältigung der Güteraus- und -einfuhr über eine nicht unbeträchtliche Geleiseentwicklung verfügen muß, ganz abgesehen davon, daß sie als Station eines Hauptmarktes für Rohbaumwolle für deren Massenabtransport aufzukommen hat. Außerdem sind für den Eisenbahnbetrieb ein Materialiendepot, eine Reparaturwerkstätte und ein Naphthatank für etwa 5000 Zentner Inhalt vorhanden. Freilich, die üblich gute Ausstattung und Ordnung auf den Bahnhöfen der mittelasiatischen Eisenbahn hat eine starke Einbuße erlitten dadurch, daß die Folgen des großen Erdbebens vom 16. Dezember 1902 noch nicht beseitigt sind. Der Wasserturm sieht aus wie ein betrunkner Student aus den Fliegenden Blättern: das Obergeschoß und Dach hängt schräg auf dem Unterbau. Das Stationsgebäude ist ein Trümmerhaufen und wird durch einen provisorischen Fachwerkschuppen ersetzt, der die heimtückische Attacke der Mutter Erde besser überstanden hat, aber alles andre eher ist als ein Empfangsgebäude. Etwas mehr amerikanische Energie wäre hier zu wünschen, aber freilich, der Russe ist in Ideen „großzügig", in der ersten Ausführung genial, in der Fiskalität schlimmer als unsre Oberrechnungskammer und im Schlendrian unbezwinglich.

Die Stadt Andishan ist eine der ältesten Niederlassungen Mittelasiens. Von den arabischen Geographen Andukan genannt, gewann sie ihre größte Bedeutung unter der Herrschaft des berühmten Sultan Babur, des Gründers des indischen Großmogulreiches, als Hauptstadt von Ferghana. Bezeichnenderweise nennen die Chinesen die Kaufleute aus der ganzen Landschaft immer noch Andishaner. Im Khokandfeldzug 1875/76 wurde die Stadt erst nach wiederholtem Angriff durch Skobeljeff in erbittertem Häuser- und Straßen-

kampf genommen, und erst damit war die Unterwerfung des Khanats Khokand Tatsache geworden. Unter russischem Zepter entwickelte sich die Stadt sehr vorteilhaft. Der schon erwähnte Aufstand im Jahre 1898 wurde ohne schädliche Folgen durch die anerkennenswerte Energie der schwachen Garnison im Keime erstickt. Schon vor fünf Jahren wurden fast 50000 Einwohner, darunter freilich nur 800 Russen, 450 Juden und 100 Abkömmlinge andrer Nationen gezählt.

Scharf sind der russische und der Eingebornenstadtteil geschieden durch einen Prospekt von mindestens 80 Meter Breite mit chaussierter Fahrbahn in der Mitte, Sommerwegen, Aryks und Seitenalleen, deren weißstämmige vier Baumreihen merkwürdig stark und gleichmäßig, ob absichtlich? — nach der Außenseite geneigt sind. Die andern Straßen der Russenstadt zeigten ebenfalls die auffällige, stadtsäckelschädigende Breite und regelmäßige Anordnung aller russischen Neuschöpfungen in Zentralasien. Ganz charakteristisch war der Schmutz. Es war tatsächlich nicht möglich zu gehn. Wir mußten uns an Häusern und Grabenkanten hindrücken, als wir zu der am entferntesten Ende gelegnen Post strebten, und einen Wagen nehmen, um über die Straße zu kommen. Vollends unmöglich war jeder Verkehr über den breiten Basarplatz, der sich zu einem Schlammmeer von einer Tiefe bis zum Wagenboden umgewandelt hatte. Deshalb kann es nicht wundernehmen, daß die Bäume an den Fahrstraßen bis zum Ästeansatz mit einer Schlammkruste bedeckt waren, uud daß wir trotz Verdeck und ländlich üblicher Schmutzleder von großer Breite manches abbekamen. Da mögen sich die hohen Zweiräderarben mit ihrer halbkreisförmigen, vielfach bunt beschlagnen und bemalten Überdachung allerdings empfehlen, so hart sie auch stoßen. Es verkehrten ihrer sehr viele auf den Straßen, aber auch Karawanen strebten von auswärts kommend zum Basar, Bahnhof und zu den Handelshäusern. Meist waren es nur kleinere Kamelzüge. Der Kara-kesch, der Saumtiertreiber war eine seltnere Erscheinung, denn es ist für ihn lohnender, die kleinen Packlasten, die seine paar Tiere bewältigen können, erst am Fuße des Gebirges, also in Osch von Fahrzeugen zu übernehmen. Auf den fahrbaren Wegen kann er damit und mit den Kamellasten nicht konkurrieren. An der schmalen Brücke, auf der der Prospekt einen der vom Kara-darja ausgehenden Aryks überschreitet, staut sich der Verkehr; zu beiden Seiten breitet sich der Aryk teichartig aus und wird als Pferdeschwemme benutzt. Recht einfache Gartenhäuser verschließen ihr Inneres durch die übliche graue fensterlose Lehmmauer gegen die Straße. Weiter südlich sind Baumwollenfabriken und andre Etablissements beiderseits vorhanden und in der üblichen Weise über riesige Höfe in einstöckigen Bauwerken verstreut. Einen Vorzug haben die Hauptstraßen, elektrische Beleuchtung, leider allerdings Glühlampen an sehr hohem Mast in weiter Entfernung voneinander. Wenn nun auch trotz billiger Wasserkräfte die sich auf etwa 100000 Rubel belaufenden Einnahmen bei den vielen sonstigen Kulturaufgaben der Stadtverwaltung die Beleuchtung nicht allzu glänzend einzurichten gestattet haben, der Umstand, daß sich die A. E.-G. darin betätigt hat, bürgt für das gute Funktionieren und ist für uns Deutsche eine sehr erfreuliche Tatsache. Ohne die Baumwollenindustrie, die Bedürfnisse der Fabriken und großen Lager wäre übrigens das elektrische Licht ein frommer Wunsch geblieben. Wenn die Fabriken auch keineswegs auf der Höhe der in Beiram Ali stehn, sind sie doch leistungsfähig und auf Vergrößerung des Betriebes berechnet — anders wäre die Verschwendung fruchtbaren Bodens zu ihren

Höfen nicht zu erklären. Überall waren ältere Reinigungsmaschinen, Handpressen und Handbeförderung üblich. Aus den Kernen wird wie dort ein Öl hergestellt, das aber nur bei den unverwöhnten Eingebornen Gnade findet. Die Kernreste werden als Brennmaterial in den Fabriken verwandt und verkauft. Fast durchweg war die nach der Ernte im September begonnene Kampagne vorüber, aber noch lagerten große Vorräte unter Schuppen und im Freien, was übrigens nicht schaden soll.

Der Basar in Andishan steht weit hinter den Märkten der andern großen Städte zurück. Die offnen Holzbaracken waren der Jahreszeit wenig angemessen. Die schmalen Steige an ihnen boten wenig Raum für schau- und kauflustige Mengen. Und das sonst so anziehende Getriebe fehlte völlig, vielleicht weil die Witterung es unmöglich machte. Vornehmlich versorgt der Basar die Bevölkerung der reichen Gegend mit den Artikeln ihres schon anspruchsvoll gewordnen Bedarfs, neben den landwirtschaftlichen Gebrauchsgegenständen zum Beispiel mit Singerschen Nähmaschinen. Moskauer Manufakturen wurden stark vertrieben, und auch unter den anscheinend dem örtlichen Geschmack entsprechenden Seidenwaren waren viele Erzeugnisse europäischer Fabriken. Was aus China kommt, wird gleich auf den Khokander Basar gebracht, der sich infolgedessen des berechtigten Rufes erfreut, an Bedeutung nur hinter dem Bucharischen zu stehn und in Seidenwaren diesen sogar zu übertreffen. Viel Getreide- und Futtermagazine weisen darauf hin, daß sich die Landwirtschaft wegen des Übergangs zum Baumwollenbau nicht selber ernähren kann. Die Teebuden, die sonst ganz orientalisch nur mit Teppichen belegte, überdachte Holzbühnen darstellen, haben doch schon den russischen Ssamowar zur Heißwasserbereitung angenommen. Unter den fremden Herrgottskindern fallen die bezopften moschusduftenden Söhne des Reiches der Mitte unter der fast ausschließlich sartischen Bevölkerung auf. Eine Menge faulenzende Subjekte treiben sich herum, die die Stadtverwaltung zu mancherlei nützlicher Beschäftigung heranziehen könnte.

An Aufgaben würde es nicht fehlen. Andishan ist eine Gartenstadt. Sie verlangt nur bei einer gewissen Wasserarmut eine geregelte Wasserwirtschaft und Kulturenpflege. Was der Boden bringen könnte, zeigen einzelne Straßenbilder und einzelne Gärten, in denen nach dem Erdbeben zunächst die Mittel gefehlt haben, die Fülle des Wachstums zu bändigen, zeigt auch das dichte Buschwerk auf dem Square, in dem die Ssergiuskirche sehr hübsch gelegen ist. Eine andre sehr nützliche Arbeit wäre die Beseitigung der Erdbebenruinen, die übrigens eine ganz wunderbare Launenhaftigkeit der in Aufruhr gekommnen Naturkräfte offenbaren. Da steht zum Beispiel eine wacklige Mauer heil neben baulich fest erscheinenden Resten eines Hauses, da zeugen die stehngebliebnen Öfen auf dem Fußboden einer auseinandergefallnen Wohnung von verschwundner Pracht. Glücklich überstanden hat die Katastrophe die Ssergiuskirche und die Hauptmoschee, die nur einige Risse davongetragen hat. Sonst sind der auf tektonische Ursachen, Schiebungen im Tien-schan und Hindukusch, zurückzuführenden Katastrophe eine Unmasse der leichtgebauten Häuser und Medresen der Eingebornen zum Opfer gefallen und 4500 Menschen in den Kreisen Andishan und Margelan dabei umgekommen.

Die mancherlei stummen Zeugen boten uns natürlich Veranlassung, ein wenig über das Naturereignis herumzuhören. Der Stationsvorsteher hatte Zeit genug, es recht lebendig zu schildern. Schon einen Monat vorher hatten sich Erdbewegungen bemerkbar gemacht. Am 3. (16.) Dezember 1902 um

8 Uhr Morgens kam bei trübem, windstillem Wetter der erste heftige Stoß und dann eine Stunde später ein 6 bis 7 Sekunden langes heftiges Schütteln, das alles durcheinanderwarf. Man hatte das Gefühl einer tiefen Ohnmacht und sah zum Bewußtsein gekommen mit Schrecken das Bild der Zerstörung. Weil sich die Hauptbewegung aber durch einen Stoß angekündigt hatte, und viele Menschen sich trotz leichten Frostes infolgedessen auf der Straße aufhielten, ist die Zahl der Opfer noch in den oben angegebnen Grenzen geblieben. Wenn auch das Zentrum in unbewohnter Gegend zu suchen ist, die Wirkung muß doch grauenerregend gewesen sein, durchaus geeignet, daran zu erinnern, daß der dunkeln Mächte Gewalt dem Menschen ungestraft keine paradiesische Fruchtbarkeit gönnt.

Die Ansichtspostkartenindustrie hat sich der Folgen der Erscheinung bemächtigt; eine Stargarder Firma vertreibt die Kartenbilder und illustriert auf ihre Weise die neue Wahrheit, daß der deutsche Unternehmungsgeist heute überall zu finden ist. Die russische Post hat während des Krieges zugunsten des Roten Kreuzes die Postkartennarrheit auszuschlachten versucht und selber alle möglichen Ansichtskarten mit sibirischen Luxus- und Sanitätszügen, Kriegsszenen und Volkstypenbildern abzusetzen versucht. Man war auf der — militärisch bewachten — Post in Andishan so liebenswürdig, daß wir gern ein Scherflein zu dem guten Zweck beitrugen und ein paar Sätze der um ein paar Kopeken verteuerten Kriegsmarken kauften, deren Preisaufschläge ebenfalls dem Roten Kreuz zugeführt werden sollten.

Das unleidliche Wetter setzte schließlich trotz dem besten Willen unserm Tätigkeitstrieb in Andishan selber häßliche Schranken. So vertrauten wir uns denn schon dem gemischten Abendzug mit der Absicht an, während einer halbtägigen Fahrtunterbrechung auch Khokand einen Besuch abzustatten. Der Stationsvorsteher hatte uns zwar ein geschlossenes Abteil besorgt, aber die Quadratur des Zirkels ist nicht schwerer als der Versuch, in einem zweitklassigen Abteil für vier Personen Ruhe in ausgestrecktem Zustande für fünf zu beschaffen, besonders wenn man in der dumpfen Luft des geheizten Abteils zu ersticken meint und bei einem Lüftungsversuch erschrocken vor dem Dunst zurückprallt, der aus dem nachbarlichen Durchgangsraum des Wagens entgegenquillt. Der Russe nennt solche Luft „so zusammengepreßt, daß man ein Beil daran aufhängen kann“.

Etwa gegen zwei Uhr Nachts waren wir in Khokand. Der Versuch einer Fortsetzung der begonnenen kümmerlichen Nachtruhe auf dem Bahnhof scheiterte am Restaurateur und Vorstand. Es half nichts, wir mußten einen Wagen nehmen und in das empfohlne Hotel Rossija fahren, denn der Weg war weit. Aber er war eben und trocken, und unser bisheriger Begleiter, das Wetterglück, hatte sich wieder eingestellt. Ein paar Bassermannsche Gestalten biwakierten sogar an irgendeiner Straßenecke um ein kleines Feuer. Das war vielleicht poetisch, die Regelung unsrer Unterkunftsfrage jedoch schauderhafteste Prosa. Denn die Gostinniza Rossija war nur eine von zwei unglaublich schmutzigen Kellnern bediente, ursprünglich gar nicht schlechte Filiale. Mühselig schleppten wir mit einem Kellner drei Betten — zwei Reisegefährten hatten in Sehnsucht nach Taschkent ungewandterweise die Fahrt dahin fortgesetzt — in ein Zimmer mit unverhüllten Fenstern zusammen, um uns durch Schlaf für einen letzten ausgiebigen Basarbesuch zu stärken. Das Erwachen war freilich übel, der Versuch, ein Frühstück herzustellen, ein verunglücktes Unternehmen — nur der Ssamowar tat seine Schuldigkeit.

Khokand ist die größte, zugleich die wirtschaftlich bedeutendste und die besteingerichtete Stadt in Ferghana. Die große Hauptstraße, der Rosenbachprospekt, kann sich immerhin sehen lassen, und der zum Bahnhof führende rechtwinklig anstoßende Skobeljeffprospekt hat auch seine Zukunft. Der Rosenbachprospekt führt an einem kleinen Park mit alten Bäumen vorüber zum mächtig ausgedehnten Urdaplatz, an dem der Palast des letzten Khans von Khokand gelegen ist. Erst 1870 vollendet, ist er ein Bild mangelnder menschlicher Voraussicht, wie wenig andre. Denn der letzte Khan versäumte die Gelegenheit, mit Rußland einen ehrenvollen Frieden zu schließen. Als der General von Kaufmann 1875 heranmarschierte, war es zu spät. Der Khan erhielt Orenburg als Wohnsitz angewiesen und hat dort das ihm belassene Vermögen vergeudet. Von seinen Frauen leben noch einige in Dürftigkeit; sein Sohn dient als Beamter für besondre Aufträge beim Generalgouverneur von Turkestan in Taschkent. Der stolze Palast aber, der seine Hauptfront nach Osten kehrt, ist dem Kreistruppenchef als Wohnung und als Depot zugewiesen.

Die lange steinerne Rampe führt von dem Hof der ehemals von hoher Mauer umschlossenen Residenz in das erste Stockwerk zu einer Terrasse, die mitsamt dem Hauptbau auf einem mächtigen Fundament aufgebaut ist. Der große Mittelportalteil zeigt über dem Eingang den Kielbogen, die Front kleinere Alkoven mit ebensolcher Bogenform. Zwei Mittel- und zwei Ecktürme gliedern die horizontale Zinnenkrönung des Bauwerks, das auf eine gewisse Entfernung mit der Mosaikbekleidung der verschiedenfarbig glasierten kleinen Ziegeln und der Verzierung der Türme einen ebenso stattlichen wie prächtigen Eindruck macht. Freilich in der Nähe verliert der Bau. Da ist nichts von der kunstvollen Arbeit der Portale von Schach-Sindah vorhanden. Vollends im Innern, in dem frühern, jetzt zu einer orthodoxen Kapelle umgewandelten Thronsaal mißfallen dem Beschauer höchlichst die ungeschickten in schreienden Farben aufgestrichnen Muster und die Alabasterverzierungen. Nichts, rein gar nichts Bemerkenswertes in Baustil und künstlerischer Durchbildung bietet dieser Palast, ein Emporkömmling unter den Denkmälern einer vornehmen und dabei doch reichen von wirklichen Herrschern geförderten Baukunst.

Wir waren unbefangen genug gewesen, mit einer exerzierenden Abteilung in den Hof zu gehn und bei den dort stehenden Offizieren um die Erlaubnis zur Besichtigung des Palastes zu bitten. Sie wurde gern gewährt, und sogar die Privatwohnung des Truppenchefs wurde durch den zur Führung bestimmten Offizier gezeigt. Daran schloß sich ein Gang durch das Offizierkasino, in dessen durchaus nach der Vorschrift eingerichteten Sälen die Bilder der verschiednen Generalgouverneure, Gouverneure und Konquistadoren aufgereiht waren. Die rund um den Palast und die Ssobranije stehenden alten Bäume bildeten eigentlich den schönsten Schmuck des Ganzen. In dieser Beziehung, d. h. durch die Abwechslung von Bauwerken, Häusern, Mauern und Läden mit uralten Kairagatschbäumen und mit Gärten ist Khokand überhaupt ausgezeichnet. Seine ehemals ausgedehnten starken Mauern sind zum Teil gefallen, und nichts hemmt mehr die vorauszusehende weitere Entwicklung, als die nicht ganz günstigen sanitären Verhältnisse. Der Fluß Ssoch, der eine Masse Wasser vom Gebirge herabführt, speist zwanzig Hauptkanäle und durch diese ein fächerartiges Arykſystem, das die tief gelegnen Striche feucht zu halten und die Abwässer und Unreinlichkeiten aufzunehmen hat. Diese

Feuchtigkeit, hoher Grundwasserstand und starke Sommerwärme machen Khokand zu einem schlimmen Malarianest.

Die 87000 Einwohner (nach der Feststellung des Jahres 1900) sind größtenteils Sarten (fast 76000). Aber auch Tadshiken, Kaschgarzen, Juden sind stärker vertreten, und der Handel hat neben den Abkömmlingen der andern innerasiatischen Völker eine nicht unbeträchtliche russische Kolonie (2600 Köpfe) zusammengeführt. An der Kreuzung der uralten Völkerwander- und Verkehrsstraße aus dem Tarymbecken nach dem westlichen Turkestan mit mehreren süd-nördlichen Verbindungen gelegen, mußte Khokand ein wichtiger Handelsplatz werden, wo die Erzeugnisse des Landes ihren Absatz finden. Darum ist der Basar sehr belebt und ebenso von den Händlern aus dem Osten wie aus Rußland besucht. Unter ihrem Einfluß hat der Handel andre Formen angenommen als in Buchara. Das Geschäft hat manches von dem freundschaftlichen Austausch von Ware gegen Geld verloren. Mit Pfiffigkeit und Geschäftskniffen jeder Art sucht man einander zu übervorteilen, preiswert kaufen ist sehr viel schwerer.

Der Basar ist viel geräumiger, die Straßen sind breiter und wenn auch überdeckt, nicht so kellerartig als in Buchara. Alles ist neuer, frischer, von der am Registan gelegnen blitzblanken, ockergelb glänzenden Medrese Malad-Khan im ungefähren Stil der Tilla-Kari in Ssamarkand an bis zu den gar nicht so weit entfernten Grabstätten. Der genannten Medrese fast gegenüber sind europäische Handelshäuser entstanden, und in den Kaufreihen sind ganze Striche russisch oder in jüdischen Händen. Die Vielfältigkeit der zum Verkauf stehenden Waren scheint größer als auf dem Basar in Buchara, in dem mehr orientalische Erzeugnisse, weniger europäische verhandelt werden. Mir hatten es die Gelbgießer angetan, die in ihren Läden gossen, hämmerten, ziselierten, feilten und polierten, auch mit Emaille arbeiteten und sehr schöne Platten, Teller und Gefäße zum Verkauf stellten. Der berühmte Seidenhandel hat dagegen weniger Eindruck hinterlassen. Es ist ja auch vornehmlich der Großhandel, der sich damit befaßt. Tee, Zucker, vor allem aber Baumwolle, deren Bearbeitung zwanzig Fabriken in der Stadt und Umgegend übernehmen, endlich Manufakturen sind die übrigen Artikel, mit denen große Häuser von gutem Namen Ein- und Ausfuhrhandel treiben, und die hauptsächlich vom August an zahlreiche Handeltreibende in Khokand vereinigen. Filialen der Reichsbank, Russisch-Chinesischen und Moskauer internationalen Bank sind mit einem Jahresumsatz von hundert Millionen Rubel an diesem Handel beteiligt; die großen Transportgesellschaften wie Nadjeshda, Kaukasus und Merkur verdienen dabei beträchtlich. Anscheinend auf den starken Fremdenverkehr sind die ganz vorzüglichen Phaethons zugeschnitten, deren Kutscher mit großer Geschicklichkeit durch das Gewühl steuern. Immerhin berührt es etwas fremdartig, die bunt kostümierten Asiaten in den modischen Wagen zu sehen. Der Fremdenverkehr und starke Zuspruch auf dem Basar zeitigt als Eigentümlichkeit die Bereitstellung von Bänken vor einzelnen Läden, namentlich solchen, in denen weibliche Bedarfsartikel feilgehalten werden. Die Frauen haben sich nämlich so weit emanzipiert, daß sie sich, allerdings unter dem Roßhaarschleier, mehr ins öffentliche Leben wagen; sogar weibliche Verkäuferinnen in sartischer Tracht waren in ein paar Exemplaren vorhanden.

Alles in allem machte Khokand einen freundlichen Eindruck. Auch ein Spaziergang durch eine Anzahl Straßen, zu dem der Sonnenschein herausforderte, konnte ihn nur verstärken. Zwar die grauen Lehmmauern gleichen

denen in Buchara. Auch hier öffnet sich kein Fenster auf die Straßen; nur schmale Türen schlagen gelegentlich auf und gestatten einen flüchtigen Einblick in einen Gartenhof, auf die Hallen unter den übergebauten flachen Dächern. Eine Straße gleicht der andern, und diese Gleichheit erschwert die Orientierung so sehr, daß man sich bei der Ausdehnung der Stadt auf 23 Quadratkilometer sehr wohl verlaufen kann, da aus den engen Straßen kein Orientierungspunkt zu erblicken ist; auch der berühmte Hinrichtungsturm für Ehebrecherinnen hinter der Registan-Medrese ist nicht allzuweit zu sehen, und andre bedeutende Bauwerke von historischem Wert sind wenig vertreten.

Befriedigt wird man nach mehrstündigem Basarbesuch an den vielen Teestuben, auch den in den Ssoch gebauten, an den Bäcker- und Fleischerläden vorüber dem Mittagessen im Grand Hotel zustreben. Lucus a non lucendo. Groß ist es nicht und Hotel eigentlich auch nicht. Mangelnde Übereinstimmung zwischen Besitzer und Polizei nötigt den Durstigen, noch nicht auf das Blaue Kreuz eingeschwornen Gast zum sehnigen Braten den Apanagenwein aus Tassen zu trinken und die Flasche unter den Tisch zu stellen. Unser noch nicht gestilltes Sehnen des seit einigen Tagen nicht verwöhnten Magens ließ sich aber in einer Konditorei einigermaßen befriedigen. Eine gewisse Verwunderung werden die Portionen wohl erweckt haben, die wir dort vertilgten. Mit dieser Grundlage ließen sich selbst die zwei Stunden Aufenthalt in Tschernjajewo ertragen, wo wir nach sechsstündiger Fahrt wieder den Zug wechseln mußten. Dank einiger Verspätung kamen wir am folgenden Morgen zu nicht allzu früher Stunde in Taschkent an.

Die Hungersteppe mit ihren interessanten Bewässerungsanlagen, durch die ein ausgedehntes Kolonisationsgebiet gewonnen werden soll, und die Brücke über den Ssyr-Darja haben wir freilich verschlafen und leider auch der geschichtlich seit den Zeiten des Kyros und seiner großen Feindin Tomira so interessanten Gegend kaum das gebührende Verständnis entgegengebracht.



Der Prediger in Nöten

Von Thomas Hardy

(Fortsetzung)



Der Morgen kam. Stockdale stand früh auf; sein Schnupfen war ganz weg. Nie in seinem Leben hatte er so die Frühstückszeit herbeigesehnt wie an diesem Tage, und Punkt acht Uhr trat er, nach einem kurzen Spaziergang, auf dem er die nächste Umgebung rekognosziert hatte, wieder in seine Zimmertür. Das Frühstück ging vorüber, Martha Sara bediente, aber niemand ließ sich sehen, um wie am Abend vorher zu fragen, ob er noch weitere Wünsche hätte, die zu erfüllen man versuchen könnte. Er war enttäuscht und ging aus, in der Hoffnung, Lizzy beim Mittagessen zu sehen. Die Mittagszeit kam; er setzte sich zu Tisch, speiste, zögerte eine volle Stunde, obwohl zwei neue Lehrer an der Kapellentür nach Verabredung auf ihn warteten. Es hatte keinen Zweck, sich noch länger aufzuhalten; so ging er langsam das Gäßchen hinunter, gutes Muts bei dem Gedanken, daß er sie schließlich am Abend sehen würde, und daß sie vielleicht wieder das nette Faßanzapfen im

benachbarten Kirchturm unternehmen würden. Er beschloß, diesmal die Moral zu retten, nämlich hartnäckig darauf zu bestehen, daß kein Wasser nachgefüllt würde, wenn das Tönnchen auch gluckste wie sämtliche Hennen in der ganzen Christenheit. Daß es immerhin eine sonderbare Geschichte blieb, war eine nicht zu beschönigende Tatsache; und ein Schatten ging über sein Gesicht bei dem Gedanken, daß er für diese Angelegenheit mehr Interesse hatte als für die Pflichten seines Amtes.

Jedoch nahm der sinkende Tag seine Reue mit weg. Die Nacht kam und sein Tee und Abendessen; aber keine Lizzy Newberry und keine süßen Versuchungen. Endlich konnte es der Prediger nicht länger aushalten und sagte zu der drolligen Kleinen, die ihn bediente: Wo ist denn heute Frau Newberry? wobei er ihr wohlweislich einen Groschen gab.

Hat zu tun, sagte Martha.

Es ist doch nichts passiert? fragte er und gab ihr einen zweiten Groschen; noch mehr Münzen derselben Art ließ er dabei sehen.

O nein — ganz und gar nichts! sagte sie in überstürzter Zutraulichkeit. Ihr passiert nie was. Sie ist nur oben in ihrem Bett, wies so manchmal ihre Art ist.

Da er ein junger Mann von Ehre war, wollte er nicht weiter fragen und nahm an, daß Lizzy arges Kopfweh oder sonst ein leichtes Unwohlsein haben müsse, obgleich das Kind das Gegenteil behauptet hatte. Unzufrieden ging er zu Bett; sogar die alte Frau Simpkins hatte sich nicht blicken lassen. Gestern Abend sagte ich, ich würde sie morgen sehen, überlegte er; aber es sollte nicht sein.

Am folgenden Tage hatte er besseres oder schlimmeres Glück; er begegnete ihr Morgens unten an der Treppe und wurde tagsüber mit ein paar Besuchen beglückt — der eine bezweckte freundliche Nachfrage in bezug auf seine Bequemlichkeit, wie am ersten Abend, und beim zweitenmal stellte sie einen Strauß Winterveilchen auf seinen Tisch mit dem Versprechen, sie zu erneuern, sobald sie welkten. Bei diesen Gelegenheiten war etwas in ihrem Lächeln, das zeigte, wie sie sich des Eindrucks, den sie machte, bewußt war, obwohl zugegeben werden muß, daß es eher ein belustigtes als pläneschmiedendes Bewußtwerden war, und daß mehr Stolz als Eitelkeit darin lag.

Was Stockdale betrifft, so erkannte er sein unbegrenztes Talent, auf Abwege zu geraten, recht deutlich und hegte den Wunsch, daß den Nonkonformisten Schutzheilige nicht versagt wären. Anderthalb Stunden lang hütete er gewissenhaft Zunge und Augen, dann fand er, es hätte keinen Zweck, weiter zu kämpfen, und ergab sich in sein Schicksal. In einem Monat wird der andre Geistliche hier sein, sagte er vor sich hin, als er am Feuer saß. Dann bin ich auf und davon, und sie kann meinen Geist nicht mehr irreleiten!... Und dann, werde ich denn immer für mich allein leben? Nein! Wenn meine zwei Probejahre um sind, werde ich ein wohlausgestattetes Wohnhaus haben mit einer lackierten Tür und Messingklingel. Und dann geh ich schnurstracks zurück zu ihr und frag sie gerade heraus — sobald der letzte Teller im Schrank steht!

So verlebte der junge Stockdale zwei unruhvolle Wochen, während welcher Zeit alle Begebenheiten viel schneller vorüber huschten, als es seit Beginn der Geschichtschreibung jemals geschehen ist. An einem Tage sah er den Gegenstand seiner Zuneigung mehrmals, am folgenden gar nicht. Er traf sie, wenn er es am wenigsten erwartete, und verfehlte sie, wenn Winke und Andeutungen, wo sie zu einer bestimmten Stunde sein würde, fast einer Verabredung nahe kamen. Diese leichte Koketterie war in Anbetracht, daß sie so dicht beieinander wohnten, wohl ganz angemessen, und Stockdale nahm sie, so philosophisch er konnte, mit in den Kauf. Da er in ihrem Hause war, konnte sie, nachdem sie ihn mehrfach durch ihre

Abwesenheit geärgert und enttäuscht hatte, ihn leicht zurückgewinnen, indem sie ihn mit kleinen Aufmerksamkeiten umgab, die sie als Wirtin ihm recht wohl erweisen konnte. Wenn er den halben Tag lang im Hause geblieben war, um sie zu sehen, und nach der Entdeckung, daß sie sich nicht sehen lassen wollte, davongestürmt war und sich den ödesten, nassesten Weg gesucht hatte, den er entdecken konnte, stellte sie am Abend das Gleichgewicht wieder her mit einem: Ich habe gedacht, es müsse von Ihrem Schlafzimmerfenster her Nachts ziehen, Herr Stockdale, und da habe ich heut Nachmittag, während Sie aus waren, dickere Vorhänge angemacht; oder: Ich habe Sie heut Morgen wieder zweimal niesen hören, Herr Stockdale. Verlassen Sie sich darauf, der Schnupfen ist noch nicht gut. Ganz gewiß nicht, ich habe immerzu daran denken müssen. Und heute Abend werde ich Ihnen Warmbier machen.

Manchmal fand er beim Nachhausekommen sein Wohnzimmer umgeräumt, Stühle dorthin gerückt, wo der Tisch gestanden, und den Tisch selbst geschmückt mit den wenigen frischen Blumen und Blättern, deren man um diese Jahreszeit habhaft werden konnte; alles, um dem Zimmer ein neues, frisches Ansehen zu geben. Zuweilen stand sie draußen vor dem Hause auf einem Stuhl und suchte einen Zweig der Monatsrose festzunageln, den der Winterwind losgerissen hatte; natürlich kam er sofort, ihr zu helfen, und ihre Hände berührten sich beim Zureichen der Blechstreifen und Nägel. Auf diese Weise wurden sie nach einem Mißverständnis wieder Freunde. Sie murmelte bei solchen Gelegenheiten eine liebenswürdige kleine Abbitte, daß sie ihn wieder bemühen müsse, worauf er dann gerade heraus antwortete, er würde noch hundertmal mehr für sie tun, sofern sie es verlangte.

2. Wie er zwei andre Männer sah

Da nun die Dinge so im Fluß waren, wurde Stockdale, an einem bewölkten Abend in seinem Zimmer sitzend, einigermaßen überrascht, einen leisen Wortwechsel zwischen ihr und jemand an der Tür zu hören. Es war beinahe dunkel, doch die Läden waren noch nicht geschlossen, und die Kerzen noch nicht angezündet. Stockdale fühlte sich versucht, den Kopf nach dem Fenster zu drehen. Er sah vor der Tür einen jungen Mann in weißlichem Anzug und erkannte nach einigem Besinnen in ihm den stämmigen und recht ansehnlichen Müller, der weiter unten wohnte. Seine Stimme war bald gedämpft, bald lauter und erreichte hin und wieder den Tonfall bringender Bitte; doch von den Worten konnte Stockdale nicht das geringste verstehen.

Ehe das Zwiegespräch beendet war, wurde des Predigers Aufmerksamkeit durch einen zweiten Zwischenfall erregt. Gegenüber von Lizzys Hause stand eine Gruppe Lorbeerbüsche, die einen dichten, ununterbrochnen Schatten warfen. Einer der Zweige schwankte jetzt gegen den hellen Hintergrund des Himmels, der Kopf eines Mannes lugte hervor und verharrte bewegungslos. Die Unterhaltung an der Tür schien ihn ebenfalls sehr zu interessieren, und augenscheinlich war er da, um aufzupassen und zu lauschen. Hätte Stockdale zu Lizzy in irgendwelcher andern Beziehung als der eines Liebenden gestanden, so hätte er hinausgehn und untersuchen können, was dies zu bedeuten hätte. Doch da er bisher ohne Vorrechte war, konnte er nichts tun, als aufstehen und sich im Feuerschein zeigen, worauf der Horcher verschwand, und Lizzy und der Müller leiser sprachen.

Stockdale wurde durch den Vorfall so beunruhigt, daß er, sobald der Müller gegangen war, sagte: Frau Newberry, wissen Sie auch, daß Sie eben beobachtet wurden, und daß man Ihr Gespräch belauscht hat?

Wann? fragte sie.

Als Sie mit dem Müller sprachen. Aus dem Lorbeergebüsch guckte ein Mann heraus, so eifersüchtig, als wenn er Sie fressen wollte.

Sie zeigte sich betroffner, als das unbedeutende Vorkommnis zu rechtfertigen schien, und er fügte hinzu: Vielleicht sprachen Sie über etwas, das niemand hören sollte?

Ich besprach nur etwas Geschäftliches, sagte sie.

Lizzy, seien Sie offen! rief der junge Mann. Wenn es nur Geschäftliches war, weshalb sollte dann jemand Sie belauschen wollen?

Sie sah ihn neugierig an. Was glauben Sie denn, daß es sonst sein könnte?

Nun — das einzige Gespräch zwischen jungen Leuten, das einen Horcher amüsieren kann.

Ach so! sagte sie und lächelte trotz ihrer Unruhe. Ja, mein Vetter Owlett hat mir hin und wieder vom Heiraten gesprochen, das ist wahr; aber jetzt eben hat er nichts davon gesagt. Ich wünschte von ganzem Herzen, er hätte es getan. Es wäre viel weniger ernst für mich gewesen.

O, Frau Newberry!

'S ist wahr. Nicht daß ich ihm Ja und Amen sagen würde — deshalb natürlich nicht. Ich wünschte es aus andern Gründen. Nur gut, daß Sie mir von dem Horcher gesagt haben, Herr Stockdale. Es war eine rechtzeitige Warnung, und daraufhin muß ich meinen Vetter noch einmal sehen.

Gehn Sie aber nicht weg, ehe ich gesprochen habe, sagte der Prediger. Es soll im Nu heraus sein, ich will nicht länger hinter dem Berge halten. Lassen Sie es Ja oder Nein zwischen uns sein, bitte, bitte! Er hielt ihr die Hand hin, in die sie die ihrige freimütig hineinlegte, jedoch ohne zu sprechen.

Sie meinen Ja damit? fragte er, nachdem er ein Weilchen gewartet hatte.

Sie mögen mein Schatz sein, wenn Sie wollen.

Warum sagen Sie nicht gleich, daß Sie auf mich warten wollen, bis ich ein Heim habe und zurückkommen kann, um Sie zu heiraten?

Weil ich an — an etwas andres denke, sagte sie verlegen. Es kommt alles so auf einmal, und ich muß eins nach dem andern ins reine bringen.

Können Sie mir auf alle Fälle, liebe Lizzy, versichern, daß Sie dem Müller nicht gestatten wollen, über andre als geschäftliche Dinge mit Ihnen zu reden? Haben Sie ihn nie geradezu ermutigt?

Sie parierte die Frage, indem sie sagte: Sehen Sie mal, er und seine Kameraden haben sich daran gewöhnt, ihre Sachen manchmal auf meinem Grund und Boden unterzubringen, und weil ich es ihm nicht abgeschlagen habe, ist er ein bißchen dreist.

Ihre Sachen — was für Sachen?

Fässer — die nennt man hier Sachen.

Aber warum, meine liebe Lizzy, warum verbieten Sie 's ihm nicht?

Das kann ich nicht gut.

Sie sind zu schüchtern. Es ist unehrenhaft von ihm, Sie in dieser Weise zu beeinflussen und Ihren guten Ruf durch seine Schmugglertricks in Gefahr zu bringen. Versprechen Sie mir, wenn er wieder seine Fässer hierher bringen will, dann lassen Sie sie mich mitten auf die Straße rollen.

Sie schüttelte den Kopf. Das würde ich gar nicht wagen, die Nachbarn so zu beleidigen, sagte sie, ich würde nichts derartiges tun; da käme ja der arme Owlett in die Hände der Zollbeamten.

Stockdale seufzte und sagte, er hielte das für eine falsche Großmut, wenn sie soweit ginge, denen beizustehn, die den König um seine rechtmäßige Steuer betrögen. Wollen Sie mir jedenfalls erlauben, daß ich ihn in seiner Eigenschaft als Freier Ihnen vom Halse halte und ihm kurz und gut sage, daß Sie nicht für ihn sind?

Bitte, jetzt nicht, sagte sie. Ich will meine alten Nachbarn nicht beleidigen. Es ist Owlett nicht allein, den es trifft.

Das ist aber zu arg, sagte Stockdale ungeduldig.

Auf meine Ehre, ich will ihn in seinem Werben nicht ermutigen, entgegnete Lizzy ernst. Ein verständiger Mann wird damit zufrieden sein.

Nun — ich bins auch, sagte Stockdale, und sein Gesicht hellte sich auf.

3. Der geheimnisvolle Überzieher

Stockdale fing nunmehr an, in den Lebensgewohnheiten seiner hübschen Wirtin einen merkwürdigen Zug wahrzunehmen, den er zwar zufällig bemerkt, über den er aber bisher kaum recht nachgedacht hatte. Es war eine sonderbare Unregelmäßigkeit in der Zeit ihres Aufstehns. Ein oder zwei Wochen lang war sie einigermaßen pünktlich und erschien ein paar Minuten vor halb acht unten im Hause. Dann plötzlich war sie nicht vor zwölf Uhr Mittags sichtbar, und zwar drei bis vier Tage hintereinander. Zweimal hatte er den sichern Beweis, daß sie ihr Zimmer erst um halb vier Nachmittags verlassen hatte. An dem Tage, wo ihm diese außergewöhnlich späte Stunde zum zweitenmal auffiel, hatte er besonders gewünscht, mit ihr über seine Zukunftspläne zu beraten, und wie immer schloß er daraus, daß sie eine Erkältung, Kopfschmerzen oder dergleichen hätte, falls sie nicht etwa unsichtbar blieb, um einer Begegnung oder einem Gespräch mit ihm aus dem Wege zu gehn, was er jedoch kaum glauben konnte. Die frühere Vermutung wurde jedoch ein paar Tage später widerlegt, indem sie, als von Gesundheit die Rede war, unschuldig sagte, sie hätte seit dem vergangnen Januar nie einen Augenblick Übelkeit, Kopfschmerz oder irgendeine Art Krankheit gehabt.

Das freut mich, zu hören, sagte er. Ich dachte ganz das Gegenteil.

Wie? Sehe ich denn kränklich aus? fragte sie, ihm ihr Gesicht zuwendend, um ihm zu zeigen, daß sie sehen und eine solche Vermutung nur einen Augenblick festhalten eine Unmöglichkeit war.

Durchaus nicht; ich meinte nur, weil Sie manchmal gezwungen sind, den größten Teil des Tages Ihr Zimmer zu hüten.

O, das — hat nichts zu bedeuten, murmelte sie mit einem Blick, den man kalt nennen konnte, und den er am wenigsten gern bei ihr sah. Es ist nur Schläfrigkeit, Herr Stockdale.

Nicht möglich!

Gewiß, wie ich Ihnen sage. Wenn ich bis halb vier in meinem Zimmer bleibe, dann können Sie sicher sein, daß ich bis drei Uhr fest geschlafen habe, sonst bliebe ich nicht oben.

Das ist schrecklich, sagte Stockdale und dachte an die unheilvolle Wirkung solches Sichgehnlassens auf den Haushalt eines Geistlichen, falls eine alltägliche Gewohnheit daraus würde.

Aber, fuhr sie fort, seine guten, vorsorglichen Gedanken erratend, es geschieht nur, wenn ich die ganze Nacht gewacht habe. Manchmal komme ich nicht vor fünf oder sechs Uhr Morgens zum Schlafen.

O, das ist dann etwas andres, sagte Stockdale. Schlaflosigkeit in so beunruhigend hohem Grade ist wirklich eine Krankheit. Haben Sie mit einem Arzt darüber gesprochen?

O nein — das ist nicht nötig — es ist alles ganz natürlich bei mir. Und ohne eine weitere Bemerkung ging sie weg.

Stockdale hätte lange warten können, die wahre Ursache ihrer Schlaflosigkeit zu erfahren, wenn er nicht zufällig in einer dunkeln Nacht in seinem Schlafzimmer gesessen hätte, Notizen für eine Predigt zusammenstellend, was ihn noch für eine

beträchtliche Zeit, nachdem sich die Hausgenossen zurückgezogen hatten, beschäftigte. Er ging nicht vor ein Uhr zu Bett. Ehe er eingeschlafen war, hörte er ein Klopfen an der vordern Haustür, erst etwas zaghaft, dann lauter. Keiner meldete sich; es klopfte wieder. Da auch jetzt noch im Hause alles still blieb, stieg Stockdale aus dem Bett, trat an sein Fenster, von dem er die Tür sehen konnte, öffnete es und fragte, wer da wäre.

Eine junge, weibliche Stimme antwortete, daß es Susanne Wallis wäre; sie wollte fragen, ob Frau Newberry ihr etwas Senf für ein Pflaster geben könne, ihr Vater litte so sehr an Atemnot.

Da der Prediger weder Klingel noch Diener hatte, war er gezwungen, selbst zu handeln. Ich werde Frau Newberry rufen, sagte er. Er zog sich oberflächlich an, ging den Gang hinunter und klopfte an Lizzys Tür. Sie meldete sich nicht, und an ihre seltsamen Gewohnheiten beim Schlafen denkend, trommelte er beharrlich gegen die Tür. Plötzlich öffnete sie sich infolge seines Klopfens weit, woran er erkannte, daß sie nur leise angelehnt gewesen war. Da seine Stimme nun genügend durchdringen konnte, klopfte er nicht weiter, sondern sagte klar und deutlich: Frau Newberry, Sie werden gewünscht.

Im Zimmer war es mäuschenstill; kein Atmen, kein Rascheln in der fernsten Ecke. Stockdale schrie jetzt geradezu zur offnen Tür hinein: Frau Newberry! — auch jetzt keine Antwort, nicht die geringste Bewegung drinnen. Darauf hörte er im gegenüberliegenden Zimmer, wo Lizzys Mutter schlief, ein Geräusch, als wenn sie von seinem Rufen, das bei Lizzy vergeblich gewesen war, aufgewacht wäre und sich nun hastig ankleidete. Stockdale schloß leise die Tür des Zimmers der jungen Frau und ging auf die andre zu, die von Frau Simpkins geöffnet wurde, noch ehe er davor stand. Sie war in ihrem gewöhnlichen Anzug und hatte ein Licht in der Hand.

Was will denn die Person? fragte sie erschrocken.

Stockdale wiederholte des Mädchens Bitte und fügte ernsthaft hinzu: Ich kann Frau Newberry nicht wecken.

Es tut nichts, sagte ihre Mutter. Ich kann ebenso gut wie meine Tochter dem Mädchen geben, was es haben will. Damit verließ sie das Zimmer und ging nach unten.

Stockdale zog sich nach seinem eignen Gemach zurück, sagte jedoch, als wenn er sichs besser überlegt hätte, vom Treppenabsatz zu Frau Simpkins: Ich hoffe, Frau Newberry ist nichts passiert, daß ich sie nicht wecken konnte.

O nein, sagte die alte Dame hastig. Ganz und gar nichts.

Aber der Prediger war noch nicht befriedigt. Möchten Sie nicht einmal nachsehen? sagte er. Ich würde sehr viel ruhiger sein.

Frau Simpkins kehrte auf der Treppe um, ging in ihrer Tochter Zimmer und kam fast in demselben Augenblick wieder heraus. Lizzy fehlt durchaus nichts, sagte sie. Sie ging darauf wieder hinab, um die Wartende zufriedenzustellen, die sich, sobald sie das Licht gesehen, ruhig verhalten hatte.

Stockdale ging in sein Zimmer und legte sich wieder hin. Er hörte, wie Lizzys Mutter die Vordertür öffnete, um das Mädchen einzulassen, und wie beide miteinander flüsterten, als sie nach dem Vorratsschrank gingen, um das verlangte Mittel zu holen. Das Mädchen ging wieder, die Tür wurde verriegelt, Frau Simpkins kam nach oben, und dann wurde es im Hause wieder ganz still. Doch der Prediger schlief nicht ein. Er konnte einen sonderbaren Argwohn nicht loswerden, der ihn um so mehr quälte, als er, wenn begründet, das unerklärlichste war, was ihm bisher vorgekommen. Daß Lizzy Newberry in ihrem Schlafzimmer gewesen, als er an ihrer Tür Lärm schlug, konnte er sich nicht einreden, obwohl

er gehört hatte, daß sie zur gewöhnlichen Zeit heraufgekommen, in ihr Zimmer gegangen war und sich ganz wie sonst eingeschlossen hatte. Dennoch sprachen alle Gründe dagegen, daß sie anderswo sein könnte, sodaß er gezwungen war, auf die unwahrscheinliche Annahme eines festen Schlafes zurückzugreifen; und doch hatte er zwischen seinem Rufen und Klopfen, das die Siebenschläfer aufgeweckt haben würde, keinen Atemzug und nicht die geringste Bewegung gehört.

Ehe er zu einem abschließenden Urteil gekommen war, schlief er selbst ein und erwachte erst, als es Tag war. In der Frühe, vor seinem bei schönem Wetter üblichen Morgenspaziergang der aufgehenden Sonne entgegen, sah er nichts von Frau Newberry; aber da dies durchaus nichts ungewöhnliches war, beachtete er es nicht weiter. Um die Frühstückszeit wußte er, daß sie nicht weitab war, denn er hörte sie in der Küche, obwohl er sie nicht zu sehen bekam, da dieser Raum seinen Blicken immer streng entzogen wurde. Sie sprach, traf Anordnungen und wirtschaftete mit Töpfen und Blechlöffeln in so alltäglicher Weise, daß er keine Veranlassung sah, sich noch weiter fruchtlos den Kopf zu zerbrechen.

Der Geistliche litt unter diesem Grübeln, und seine freien Predigten wurden dadurch auch nicht besser. Schon sagte er oftmals auf der Kanzel Römer statt Korinther und suchte Lieder mit sonderbar kniffligem Versmaß heraus, die bisher immer überschlagen worden waren, weil die Gemeinde keine dafür passende Melodie finden konnte. Er beschloß endlich, die Angelegenheit, sobald die paar Wochen seines Aufenthalts zu Ende gingen, zur Entscheidung zu bringen und sich durch eine definitive Verlobung zu binden, die er ja dann nachher nötigenfalls mit Muße bereuen konnte.

Mit diesem Ziel vor Augen lud er sie am späten Nachmittag nach ihrem geheimnisvollen Schlaf zu einem gemeinschaftlichen Spaziergang ein, kurz vor Einbruch der Dunkelheit, damit sie unbemerkt heimkehren konnten. Sie willigte ein, und so gingen sie eine Stiege hinunter in einen schattigen Fußweg, der für den Anlaß geeignet war. Doch trotz ihrer beiderseitigen Bemühungen waren sie nicht imstande, ihren Spaziergang besonders vergnüglich zu gestalten. Sie war etwas blasser als sonst und wandte manchmal den Kopf ab.

Lizzy, sagte Stockdale vorwurfsvoll, nachdem sie ein weites Stück stillschweigend zurückgelegt hatten.

Ja, sagte sie.

Sie gähnten eben — meine Gesellschaft scheint Ihnen viel wert zu sein! Er deutete es so, aber tatsächlich überlegte er, ob ihr Gähnen mehr mit körperlicher Müdigkeit von der Nacht als mit augenblicklicher Langeweile zu tun haben könnte. Lizzy bat um Entschuldigung, gab zu, daß sie etwas müde sei, was ihm Anlaß zu einer direkten Frage über diesen Punkt geboten hätte. Aber sie zu stellen, ließ seine Bescheidenheit nicht zu, und er entschloß sich unruhig, zu warten.

Der Monat Februar verging, und das Wetter wechselte zwischen Frost und Tau, Regen und Hagel, Ostwinden und Nordweststürmen. In den gepflügten Feldern zeigten sich die tiefen Stellen als Wasserlachen, die von den höhern zusammengelaufen waren und nicht Zeit zum Einsickern gefunden hatten. Die Vögel fingen an lebendig zu werden, und eine einzelne Drossel kam jeden Abend kurz vor Sonnenuntergang hervor und sang hoffnungsvoll auf der großen Ulme dicht bei Frau Newberrys Haus. An Stelle der eisigen Winde und des brüchigen Erdreichs war morastige Nässe getreten, die noch unangenehmer war als der Frost. Aber sie deutete auf den kommenden Frühling und gehörte deshalb zu den Unannehmlichkeiten, die sich ertragen lassen.

Stockdale war wenigstens ein halb Dutzend mal bemüht gewesen, mit Lizzy ins reine zu kommen; aber das Geheimnis ihrer augenscheinlichen Abwesenheit in

jener Nacht, als die Nachbarin gekommen war, sowie ihre sonderbare Manier, zu ungewöhnlichen Zeiten im Bett zu liegen, hielt ihn immer zurück, wenn er mit der Sprache heraus wollte. So gingen sie nebeneinander her, als ungewiß Verlobte, und eins erkannte seinen Anspruch auf das andre kaum recht an. Stockdale redete sich ein, daß sein Zögern in dem noch immer hinausgeschobnen Kommen des angestellten Geistlichen begründet wäre, wodurch seine eigne Abreise verschoben und in seiner Werbung keine Eile notwendig sei. Doch vielleicht war es auch nur seine Vorsicht, die sich wieder zu behaupten anfing und ihm sagte, er müsse erst einen klarern Begriff von Lizzy haben, ehe er das große Bündnis seines Lebens mit ihr schlösse. Sie ihrerseits schien immer bereit, sich in der Angelegenheit weiter treiben zu lassen, als er bisher versucht hatte; aber sie war nichtsdestoweniger unabhängig, und zwar in einem Grade, der eines viel wankelmütigern Mannes Leidenschaft vor dem Erkalten bewahrt haben würde.

Am Abend des ersten März ging er in der Dämmerung zufällig in sein Schlafzimmer und sah auf einem Stuhl einen Überzieher, Hut und ein paar Beinkleider liegen. Da er sich nicht erinnerte, etwas von seinen Kleidern dort gelassen zu haben, ging er hin und untersuchte sie, soweit es ihm im Zwielicht möglich war, und fand, daß sie ihm nicht gehörten. Er stand einen Augenblick still, um zu überlegen, wie sie dahin gekommen sein könnten. Er war der einzige männliche Hausbewohner; und doch waren dies nicht seine Sachen, wenn er sich nicht etwa geirrt hatte. Nein, sie gehörten ihm nicht. Er rief Martha Sara.

Wie kommen diese Sachen in mein Zimmer? fragte er und warf die strittigen Gegenstände auf den Fußboden.

Martha sagte, Frau Newberry hätte sie ihr zum Ausbürsten gegeben, und sie hätte sie hier heraufgebracht im Glauben, sie gehörten Herrn Stockdale, weil doch sonst kein Herr hier wohnte.

So! sagte Stockdale. Nun trag sie hinunter zur Frau und sag ihr, es wären ein paar Kleidungsstücke, die ich hier gefunden hätte, und von denen ich nichts wüßte.

Da die Tür offen blieb, hörte er das Gespräch unten mit an. Wie dumm! sagte Frau Newberry in verlegnem Ton. Hab ich dir etwa gesagt, Martha Sara, du sollst sie in Herrn Stockdales Zimmer tragen?

Ich dachte, es wären seine, weil sie so schmutzig waren, sagte Martha kleinlaut.

Du hättest sie auf dem Kleiderbügel lassen sollen, sagte die Hausfrau streng. Sie ging mit den Sachen über dem Arm die Treppe hinauf, schritt schnell an Stockdales Zimmer vorüber und warf sie ungestüm in einen Wandschrank am Ende des Ganges. Damit war der Zwischenfall abgetan und das Haus wieder ruhig.

Im Hause einer Witwe solche Kleidungsstücke anzutreffen, wäre nicht auffallend gewesen, sofern sie sauber waren oder auch von Motten zerfressen, verdrückt oder muffig vom langen Liegen; daß sie aber eben erst mit Schmutz bespritzt gewesen, quälte Stockdale sehr. Wenn ein junger Pastor im Espenstadium seiner Liebe steht und ihn die geringsten Kleinigkeiten beunruhigen, wirkt eine so unerklärliche Tatsache äußerst aufregend. Um jene Zeit jedoch passierte nichts weiter; aber er wurde wachsam, zu allerlei Mutmaßungen geneigt und konnte die Sache nicht vergessen.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Deutschland und Frankreich. Der neue Nationalverein. Zum Petersprozeß.)

Der neue Dreibund der Westmächte scheint wirklich ein viel harmloseres Gesicht zu haben, als viele zuerst geglaubt haben und — andre glauben machen wollten. In der Erkenntnis, im östlichen Teil des Atlantischen Ozeans und im westlichen Mittelmeer gewisse gemeinsame Interessen zu haben, sind England, Frankreich und Spanien übereingekommen, sich gegenseitig Garantien zu geben, daß sie bei der Wahrung ihrer Interessen aufeinander Rücksicht nehmen wollen. Wenn dieser Vertrag wirklich eine Spitze gegen eine außerhalb des Bundes stehende Macht kehren sollte, dann müßte er als ein Versuch mit untauglichen Mitteln bezeichnet werden. Es ist deshalb der Gedanke aufgetaucht, daß die einzelnen Abkommen zwischen den drei Mächten vielleicht geheime Paragraphen enthalten könnten. Das wird nun freilich von den beteiligten Regierungen in Abrede gestellt, und — was mehr sagen will — sehr gewichtige sachliche Gründe sprechen dagegen. Wahrscheinlich besagen diese Verständigungen auch wirklich nicht mehr, als in ihrem veröffentlichten Wortlaut zu lesen ist, eine Politik, deren Inhalt und Zweck hier schon früher auseinandergesetzt worden ist. Aber sensationsbedürftige, chauvinistische Unruhestifter in den drei Ländern haben allerhand Phantasien in diese Beziehungen hineingetragen und sie dadurch den ruhigen Politikern verdächtig gemacht. Ihrem Wortlaute nach durchaus vernünftig, verständlich und berechtigt, gewinnen diese Abmachungen erst durch die phantastischen Glossen der deutschfeindlichen Kreise den Charakter des bluff. Für das Deutsche Reich, das friedlich seinen Weg geht, aber dabei freilich sein Pulver trocken hält, kann das ziemlich gleichgiltig sein; die deutschfeindlichen Heißsporne schädigen damit nur die Interessen ihrer eignen Länder, von denen sie die Aufmerksamkeit ablenken, um der Welt den Glauben an eine Politik der Abenteuer und der Hinterhaltigkeit beizubringen.

Es scheint, als ob jetzt die Verträge, Bündnisse und Verständigungen kein Ende nehmen wollten. Aber schließlich muß eben das an der Bedeutung dieser vielen Abmachungen Zweifel hervorrufen. Und allmählich scheint man auch in England erkannt zu haben, daß die Vielgeschäftigkeit, die die britische Politik dabei entwickelt hat, ein Fehler gewesen ist. Und daraus ergibt sich auch die Notwendigkeit, der Allerweltsfreundschaft die deutschfeindliche Spitze zu nehmen. Daß die Eindrücke der englischen Journalistenfahrt nach Deutschland den Wünschen der britischen Regierung entgegenkommen, ist ein angenehmes Zusammentreffen. Dies und der Umstand, daß man im westlichen Mittelmeer und im Atlantischen Ozean glücklich ins reine gekommen ist, wird aller Wahrscheinlichkeit nach einen günstigen Einfluß auf die deutsch-englischen Beziehungen ausüben.

England ist jedoch zugleich von der geheimen Sorge beseelt, daß die neue Freundschaft mit Deutschland in Frankreich Verstimmungen erwecken könnte. Das berührt aber einen sehr wichtigen Punkt in dem politischen Programm Großbritanniens. Es will seine guten Beziehungen zu Frankreich nicht gefährden lassen, und niemand wird leugnen können, daß die britische Regierung von ihrem Standpunkt aus kaum anders handeln könnte. So taucht denn gerade in England der Gedanke auf, man müsse Frankreich und Deutschland miteinander aussöhnen. Mit der Tendenz könnten wir sehr einverstanden sein, nur ist es leider unmöglich, an die Ausführung in absehbarer Zeit zu denken. Eben jetzt hat sich das deutlich gezeigt.

Einer der auswärtigen Gäste während der Kieler Woche war nämlich Herr Etienne, der frühere französische Kriegsminister und jetzige Vizepräsident der Deputiertenkammer. Er wurde, wie sich das bei einer solchen Gelegenheit von selbst

versteht, mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt. Noch mehr aber, er wurde dem Kaiser vorgestellt und hatte mit ihm zwei lange Unterredungen, über deren Inhalt sich natürlich nur Vermutungen aufstellen lassen. Herr Etienne selbst hat durchaus die Diskretion gewahrt und nur vertraulich an die Persönlichkeiten berichtet, denen er Rechenschaft schuldig war, nämlich an den Präsidenten der Republik, an den Ministerpräsidenten und den Minister des Auswärtigen. Im übrigen hat er nur angedeutet, das Gespräch habe sich um alle möglichen Fragen von Bedeutung gedreht, sei aber doch gänzlich unpolitischen Charakters gewesen. Das versteht sich eigentlich von selbst, denn Herr Etienne weilte als Privatmann in Deutschland, und zum Überfluß wurde ihm diese Eigenschaft auch von Frankreich aus in einer wenig freundlichen Weise bescheinigt. Immerhin ist die Stellung des Herrn Etienne in Frankreich derart, daß seine Ansichten und Eindrücke ins Gewicht fallen, und so wurden seine Anwesenheit in Kiel und seine Unterhaltungen mit dem Kaiser in Wahrheit sehr beachtet, um so mehr, als Herr Etienne auch noch einen Abstecher nach Berlin machte und vom Fürsten Bülow mit derselben Auszeichnung wie in Kiel empfangen wurde. Dergleichen Unterredungen haben, auch wenn sie zu einem bestimmten politischen Zweck veranstaltet werden, natürlich nur den Charakter unverbindlicher Vorbesprechungen, aber sie schienen dem französischen Staatsmann doch von Bedeutung für die Beziehungen der beiden Völker zu sein.

Es ist in der letzten Zeit viel von einer Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich in kolonialen und überseeischen Fragen die Rede gewesen. Diese Politik hat ja auch Fürst Bismarck eine Weile zu treiben gesucht, als er sich mit Jules Ferry verständigte, aber die Franzosen haben das damals sehr übel genommen. Das war freilich zu einer Zeit, wo der Revanchegedanke noch ganz im Vordergrunde stand. Seitdem ist ja die revanchelustige Stimmung in Frankreich stark zurückgedrängt worden, aber sie ist noch keineswegs erloschen und bricht jedesmal hervor, wenn von Deutschland aus der Anschein erweckt wird, als rechne und warte man bei uns auf die französische Freundschaft. Nach den ersten Berichten der französischen Presse über Etiennes Erlebnisse in Kiel hatten sich einige deutsche Blätter etwas zu weit vorgewagt und ihrer Hoffnung auf eine französische Annäherung Ausdruck gegeben, anstatt sich mit der Bemerkung zu begnügen, daß wir unsrerseits keinen Groll gegen Frankreich hegen, freundschaftliche Schritte von dort also gern vermerken und erwidern, aber auch keine Ursache haben, um die französische Freundschaft zu werben. Aber schon dieser geringfügige Versuch von deutscher Seite, sich etwas herzlicher zu Frankreich zu stellen, fand ein eigentümliches, nervöses Echo in einem angesehenen französischen Blatt. Schon das Auftauchen des Gedankens, als könnten Deutsche und Franzosen in absehbarer Zeit Freunde sein, wurde mit bemerkenswerter Schroffheit zurückgewiesen. Man wird sich das zur Lehre dienen lassen. Unsre Beziehungen zu Frankreich können durchaus korrekt, friedlich und wohlwollend sein, aber noch für lange Zeit werden wir nicht darüber hinaus irgendwelche freundschaftliche Gesinnung von unsern westlichen Nachbarn erwarten dürfen.

Während unsre auswärtigen Beziehungen noch immer Anlaß zu vielen Erörterungen geben, wird im Innern an dem Versuch weitergearbeitet, die Blockpolitik zu stärken und zu befestigen. Noch gibt es eine Hochflut von angeblichen Enthüllungen und Kommentaren zu dem Ministerwechsel. Immer neue Einzelheiten werden beizubringen versucht, wobei vor allem das Mißtrauen zutage tritt, als könne mit dem Rücktritt des Grafen Posadowsky eine Kursänderung an der Sozialpolitik beabsichtigt sein. Es liegen jedoch die bündigsten Versicherungen vor, daß das nicht der Fall sein wird, und jede Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der bisherige Kurs beibehalten werden wird.

Eine neue politische Organisation müssen wir übrigens hier noch erwähnen, den kürzlich gegründeten „Nationalverein für das liberale Deutschland“, der in Heidelberg dieser Tage seine erste Hauptversammlung abgehalten hat. Die Neugründung stellt sich als ein Versuch dar, die nachgerade mythisch gewordne „große liberale Partei“ endlich ins Leben treten zu lassen. Aber es wird diesmal ebensowenig glücken wie sonst, weil innere Gründe dagegen sprechen. Auch der große, historische Name wird diesen neuen Nationalverein nicht retten. Der alte Nationalverein sammelte einstmals die Elemente des deutschen Liberalismus, die nicht in doktrinärer Verranntheit stecken geblieben waren, die so viel Staatsgefühl hatten, um praktisch an den nationalen Zielen mitarbeiten zu können. Der neue Nationalverein scheint eher die umgekehrte Tendenz zu haben, mit Hilfe der alten Formeln des Liberalismus den Schein einer Einheit herzustellen, die praktisch gar nicht existieren kann. Die Heidelberger Verhandlungen zeigen, daß eine wirkliche Klarheit über die Stellung des Liberalismus zum Sozialismus nicht erreicht worden ist. Das ist aber gegenwärtig die Hauptfrage für die weitere Entwicklung des Liberalismus. Deshalb verhält sich die nationalliberale Partei, besonders in Norddeutschland, völlig ablehnend gegen den neuen Verein. Die süddeutsche Demokratie dagegen sucht die Anlehnung der gesamten Linken an die Sozialdemokratie herbeizuführen. Bei so starken Verschiedenheiten in den Grundsätzen ist das dauernde Zusammenhalten der Vereinigung schwerlich möglich.

Eine große Erregung der Gemüter hat der Münchner Petersprozeß gebracht. Ob aber in dieser Frage schon das letzte Wort gesprochen worden ist? Es sieht nicht danach aus. Noch bestehen Unklarheiten darüber, wie die Mitglieder der Disziplinarkammer und des Disziplinarhofs eigentlich zu ihrem Urteilsspruch gekommen sind. Es ist behauptet worden, daß in diesem Disziplinarverfahren geheime Akten vorhanden seien, die für die Motive des Urteils den Schlüssel enthalten. Nach den Zeugenaussagen, die jetzt in dem Münchner Prozeß zutage gekommen sind, kann man sich eigentlich keine rechte Vorstellung machen, welche besondern, noch unbekannten Tatsachen etwa geeignet sein könnten, das Urteil der öffentlichen Meinung über den Fall Peters umzustoßen. In dem letzten Prozeß sind die härtesten Urteile über die Richter in dem Disziplinarverfahren gefällt worden. Es ließe sich also wohl rechtfertigen, wenn jetzt aus dem Material, das den beiden Disziplinarurteilen zugrunde gelegen hat, kein Geheimnis mehr gemacht würde. Daß die Richter in diesem Disziplinarverfahren korrekt verfahren haben, wird man einstweilen glauben können, aber auffallend bleibt es, daß sie anscheinend ohne die Zeugen zu hören ihr Urteil gefällt haben. Mit dem Tatbestande, den die Münchner Zeugenaussagen ergeben haben, sind die Urteile schwer vereinbar.

Die schwierige Frage, ob Dr. Peters richtig gehandelt hat, als er die bekannten Hinrichtungen vollziehen ließ, wird, wie es scheint, viel zu sehr von allgemeinen Gesichtspunkten der Negerbehandlungsfrage beurteilt. Man kann sich denken, daß jemand prinzipiell eine sehr humane Behandlung der Neger vertritt und in der geordneten Verwaltung eines Schutzgebiets oder auch bei Forschungsreisen praktisch zur Anwendung bringt und sich dabei doch in einer so eigentümlichen Lage, wie Dr. Peters auf seiner Emin-Pascha-Expedition, gelegentlich hart zeigen muß.

Der Münchner Prozeß hat sicherlich manches an Dr. Peters begangne Unrecht gut gemacht und eine richtige Würdigung seiner Persönlichkeit angebahnt, aber es bleiben noch viele Fragen übrig, und es wäre im Interesse sowohl des Dr. Peters als auch der kolonialen Sache, wenn eine vollständige Aufklärung nach den Akten des Disziplinarverfahrens erfolgte.



Die Grenzboten

66. Jahrgang

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

Nr. 29

Ausgegeben am 18. Juli 1907

Inhalt

50 Pf. das Heft

Fr. Wilh. Grunow Leipzig

6 Mark das Viertelj.



Die moderne chinesische Armee



Nicht mit Unrecht beobachtet man in Europa sorgfältig die militärische Entwicklung, die das chinesische Reich an der Seite des japanischen Nachbarn allmählich nimmt, denn die Freundschaft dieser beiden Mächte im Fernen Osten könnte im Laufe der Zeit der Lage in Ostasien eine völlig neue Gestalt geben trotz aller Verträge und Bündnisse, die den status quo in Ostasien garantiert haben. Es ist aber nicht leicht, sich ein ganz zuverlässiges Bild von dem wirklichen Stande des heutigen Heerwesens in China zu machen, da von dorther, wohl nicht ohne Absicht, sehr viel unrichtige Mitteilungen verbreitet und namentlich über die Fortschritte der Neuorganisation der Armee falsche Zahlenangaben ausgestreut werden.

Um sich nun ein zutreffendes Bild von dem auch heute noch recht komplizierten Heerwesen in China und von den zur Landesverteidigung verwendbaren Truppen zu verschaffen, tut man am besten, wenn man zwischen der alten und der neuen Armee streng unterscheidet und jede für sich der Kritik unterzieht. Zur alten Armee gehören, abgesehen von dem mongolischen Landsturm und der tibetanischen Miliz, die hier außer Betracht bleiben können, die „Mandschu- oder Bannertruppen" und die „Truppen der grünen Fahne" oder „Provinzialtruppen". Die Bannertruppen, ursprünglich die Nachkommen der ehemaligen Invasionsarmee der Mandschus aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, sind zwar eine Kriegerkaste geblieben und stehn auch heute noch unter den Befehlen der kaiserlichen Gouverneure, haben aber im Laufe der Zeit durch Aufnahme von Mongolen und Chinesen die Reinheit der Rasse und damit viel von ihrem frühern kriegerischen Geiste verloren.

Wenn auch mit der Auflösung der Bannertruppen bereits begonnen worden ist, und wenn sie nach und nach ganz durchgeführt werden wird, so dürfte darüber doch noch einige Zeit vergehen. Man darf deshalb diese Truppen vorderhand noch nicht ganz außer Betracht lassen, weshalb hier eine kurze Charakteristik über sie folgen mag.

Eingeteilt werden die Bannertruppen in acht Korps, von denen die drei ersten (gelbes, rotgelbes und weißes Banner) ausschließlich aus Mongolen und Tataren gebildet werden und unter andern die Kaiserliche Garde formieren; sie stehn auch theoretisch unter dem direkten Befehl des Kaisers im Gegensatz zu den fünf andern Bannerkorps (weiß-rot, rot, rot-weiß, blau und blau-rot), die zum Patronat der Prinzen des Kaiserlichen Hauses gehören.

Die acht Banner gliedern sich in 25 Divisionen von ganz ungleicher Stärke. Die 1. Division, die Kaiserliche Garde, ist 3000 Mann (Infanterie und Kavallerie) stark und wird von 25 Mandarinen erster und zweiter Stufe sowie von drei Prinzen befehligt, die zu ihrer Unterstützung und Ausführung ihrer Befehle 1000 Subalternoffiziere zur Seite haben. Der Vorzug der Gardedivision vor den andern Divisionen besteht unter anderm darin, daß sie ihr eignes Strafgesetzbuch hat. Die geringste Strafe besteht in hundert Stockschlägen, die schwerste in „langsamem Tode“ wegen Landesverrat oder Achtungsverletzung gegen den Kaiser.

Die 2. bis 10. Division der Bannertruppen gehören zur Besatzung der Provinz Petschili. Ihre genaue Stärke läßt sich kaum feststellen. In den Frontrapporten, die gelegentlich der aller drei Jahre abzuhaltenden Paraden vorgelegt werden, sind 150000 Mann aufgeführt. In Wirklichkeit kann man jedoch höchstens 80000 Mann zählen, da einzelne Divisionen durch Deserteure, Kranke usw. große Abgänge haben.

Auch die Stärke der Divisionen 11 bis 25 ist ganz verschieden. Die 12. Division in Schantung zum Beispiel ist insgesamt 3000 Köpfe stark, während die 24. Division, die vor der Ankunft der Russen in der Mandschurei stand, mit 30000 Mann die Höchstzahl erreicht. Der 25. Division ist die Bewachung der Kaiserlichen Gräber in den Provinzen anvertraut. Zusammen sollen die fünfzehn Divisionen etwa 100000 Mann aufbringen.

Ebenso ungleich wie die Stärke der einzelnen Divisionen der Bannertruppen ist auch ihre Zusammensetzung nach Waffengattungen. So besteht z. B. die zweite Division nur aus Infanterie, die dritte zur Hälfte aus Infanterie und Kavallerie, die vierte ebenfalls aus Infanterie und Kavallerie und dazu noch aus einigen zwanzig Batterien, die sechste bildet nur Fußartilleristen aus, und der siebenten ist die Exekutivstrafgewalt übertragen.

Obgleich ohne feste militärische Organisation, verfügen die Bannertruppen doch über Reserven, die zu Kriegsdiensten herangezogen werden. Eine Kontrolle über sie wird seitens der Ortsbehörden geführt, indem sie von sämtlichen Familienangehörigen von Geschlecht zu Geschlecht genaue Listen anlegen und für die Ausbildung der in diese Listen eingetragnen Leute Sorge tragen, je nachdem Zeit und Mittel dazu vorhanden sind.

Weit schlechter als mit diesen Bannertruppen des alten Heeres ist es mit den Provinzialtruppen bestellt, die als Reste einer um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts geschaffnen stehenden Armee anzusehen sind. Sie sind über

die achtzehn Zentralprovinzen des chinesischen Reiches sowie über Chinesisch-Turkestan und den Bezirk von Peking verteilt und stehen unter den Befehlen und zur freien Verfügung der betreffenden Generalgouverneure. Über die tatsächliche Stärke dieser Truppen lassen sich genaue Zahlen nicht aufstellen: angeblich sollen 400000 Mann vorhanden sein, doch steht fest, daß die Provinzialverwaltungen die hohen Ziffern deswegen angeben, damit sie der Regierung in Peking einen möglichst hohen Betrag für ihren Unterhalt in Rechnung stellen können, der dann zum großen Teil wieder ihren eignen Taschen zugute kommt. Militärischen Wert hatten diese Truppen als Ganzes bisher nicht, und ihrer Bestimmung, „zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung im Lande beizutragen", kamen sie so gut wie gar nicht nach, sodaß auch ihre allmähliche Auflösung beschlossene Sache ist.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die Mehrzahl der genannten Heeresteile keinen Anspruch auf eine kriegsbrauchbare Truppe nach modernen Begriffen erheben kann, und daß darum eine ganz neue Armee auf moderner Basis geschaffen werden mußte, wenn das militärische Ansehen des Reiches der Mitte irgendwelche Bedeutung gewinnen wollte. Zur Lösung dieser schwierigen Aufgabe wurde im Jahre 1901 der alte Li-Hung-Tschang berufen, der sich schon oft als Retter in der Not bewährt hatte, und dessen Einfluß es auch früher schon gelungen war, die ersten deutschen Instrukteure für die Ausbildung des chinesischen Heeres zu gewinnen. Unter solcher Leitung wurden nach und nach aus den besten Elementen der Banner- und der Provinzialtruppen zwei Armeen formiert, die unter der Bezeichnung Peiyang-Armee (in der Provinz Petschili) und Hupei-Armee (in der Provinz Hupei am Mittellauf des Jangtse) den Kern des heutigen chinesischen Heeres bilden und bestimmt sind, die Wehrkraft des Landes einer neuen Blütezeit entgegenzuführen. Li-Hung-Tschang hat die Vollendung seines Werkes nicht erlebt, denn er starb, als es die ersten Früchte zu tragen anfing, und Zucht und Ordnung in die Reihen der neu zusammengestellten Truppen kamen.

Von allen Nachfolgern dieses großen Staatsmannes hat Yuan-schikai, der, nachdem er eine Zeit lang in Ungnade gefallen war, jetzt wieder der Höchstkommandierende der chinesischen Truppen in der Provinz Petschili ist, das Werk Li-Hung-Tschangs mit Eifer und Verständnis fortgesetzt, und reiche Erfolge sind nicht ausgeblieben.

Schwierigkeiten, die Heeresorganisation schnell durchzuführen, macht der Umstand, daß in China die allgemeine Wehrpflicht noch nicht eingeführt ist und die Truppen nur angeworben werden. Infolge der guten Besoldung ist der Andrang zwar sehr groß, aber im Gegensatz zu früher wird heute nicht jeder Mann angenommen, sondern nur gesunde kräftige Leute vom besten Ruf, für die das Heimatdorf Bürgschaft zu leisten hat, kommen für die Anwerbung in Frage. Auch wird einige Kenntnis im Lesen und Schreiben verlangt. Die Provinzen Honan und Shantung liefern die meisten und besten Rekruten. Der

Neuangeworbne muß sich verpflichten, drei Jahre aktiv bei der Fahne zu dienen, dann wird er zur Reserve entlassen, in der er sieben Jahre bleibt, und erhält als Reservist eine monatliche Pension von einem Taël, die er sich aus der Kreiskasse seines Wohnsitzes unter Vorlegung seiner Dienstpapiere abzuholen hat. So kennt die Regierung stets den Aufenthalt aller Reservisten und kann sie im Bedarfsfalle leicht einziehen.

Was den Offiziersersatz anlangt, so hat er in letzter Zeit bedeutende Änderungen erfahren, die, allmählich durchgeführt, gute Resultate zeitigen und auf die Kriegstüchtigkeit des Heeres vorteilhaft einwirken können.

Früher, noch bis zum Jahre 1900, war der Ersatz der in der Front stehenden Offiziere höchst mangelhaft. Man bevorzugte Tschi-jen-Bannerleute zu den Stellen als Vorgesetzte, die eine Reihe von Jahren dem Heere angehört hatten, sich nichts besondres zuschulden kommen ließen und in Besitz einer kleinen Summe Geldes gelangt waren, die genügte, um eine „Stelle“ zu erhalten. Sie brauchten weder schreiben noch lesen zu können und hatten bei ihren Prüfungen nur eine gewisse Fertigkeit in einigen praktisch-militärischen Übungen nachzuweisen, die einer ganz alten Zeit entstammten. Die Examina, in Peking oder in den Provinzialhauptstädten abgehalten, bestanden früher:

1. im Bogenspannen (kung),
2. im Säbelfechten ohne Gegner (dao),
3. im Steinheben und -stoßen (schi),
4. im Bogenschießen zu Pferde (ma dien),
5. im Bogenschießen zu Fuß (pu dien).

Hierbei hatte der zu Prüfende nur eine gewisse, durch Übung erlangte Körperkraft und etwas Geschicklichkeit zu zeigen, theoretische Fragen kamen nicht zur Erörterung.

Waren diese Exerzitien bestanden, und die nötige Summe Geldes in die richtigen Hände geflossen, so wurde der Geprüfte Offizier (wu-guan) und hatte sich weitern Prüfungen zu unterwerfen oder mußte sich im Kampfe auszeichnen, wenn er befördert werden wollte.

Nach den letzthin erlassenen Edikten des Kaisers und den neuen Vorschriften des Kriegsministeriums, das mit allem Eifer und mit tatkräftiger japanischer Unterstützung Reorganisationen durchführt, sind die Bedingungen, deren Erfüllung zum Offizier befähigt, andre geworden. Der Offizieraspirant muß aus guter Familie sein, gutes körperliches Ebenmaß und die nötigen Kräfte haben, um Anstrengungen ertragen zu können; ihm soll so viel Selbstbeherrschung anerzogen sein, daß er Entbehrungen, die der Krieg mit sich bringt, erträgt und seinen Untergebnen ein tüchtiges Vorbild bleibt.

Es ist nicht notwendig, daß er schon in den Reihen des Heeres gedient hat, er muß aber die obengenannten Fähigkeiten nachweisen, um in eine Militärschule eintreten zu können. In diesen Militärschulen, von denen es bis jetzt je eine in zwanzig Provinzen mit zusammen mehr als fünftausend Zöglingen

gibt, wird auf die wissenschaftliche Ausbildung Hauptwert gelegt, die praktische aber nicht vernachlässigt; sie entsprechen in mancher Hinsicht unsern Kadettenkorps, ohne jedoch die hier erreichten Resultate zu zeitigen. Mit dem zwanzigsten Lebensjahre durchschnittlich betritt der Offizieraspirant die Militärschule, wo zunächst nur einige Fertigkeit im Lesen und Schreiben von ihm verlangt wird. Die theoretische Ausbildung geht mit der praktischen Hand in Hand. Im ersten Jahre wird mit den einfachsten Grundsätzen der Waffen- und Schießlehre, mit der Erklärung des modernen Gewehrs begonnen und praktische Übungen im Schießen mit dem Infanteriegewehr vorgenommen. Der Schüler wird ferner in die ersten Grundsätze des Planzeichnens eingeweiht, das in den höhern Klassen zur Geländelehre heranwächst. Auch im Rechnen, Lesen und Schreiben wird er geübt.

In den Vorschriften wird besonders hervorgehoben, daß sich die Schüler eine umfassende Kenntnis von Geschichte und Geographie aneignen sollen, und zwar nicht nur ihres Heimatlandes, sondern der europäischen Mächte, die eine besondre Rolle auf der Welttribüne spielen, sei es in bezug auf ihre Leistungen auf dem Kriegsgebiet, in der Politik oder in Handel und Industrie. Merkwürdigerweise fällt das Studium fremder Sprachen in dem Lehrplan weg, und man kann wohl vermuten, daß es dem eignen Fleiß und der Neigung des Schülers überlassen bleibt, sich wenigstens in einer Fremdsprache auszubilden. Schließlich bestehen die praktischen Übungen im täglichen Exerzieren mit und ohne Gewehr, in Felddienst, Turnen, Freiübungen und im Schießen. Hierbei ist das japanische Exerzierreglement zugrunde gelegt, das sich bekanntlich auf dem deutschen aufbaut. Lehrer und Exerziermeister sind fast ausschließlich Japaner. Am Schluß eines jeden Jahres wird eine Art Tentamen (sche-kao) abgelegt, je nach dessen Ausfall der Schüler in eine höhere Klasse versetzt wird. Wenn er sich durch besonders hervorragende Kenntnisse auszeichnet, bekommt er außerdem eine Geldprämie, die aber acht bis zehn Taëls nicht übersteigt.

Sind die sämtlichen Klassen absolviert, und ist das Schulexamen gut bestanden worden, so hat der Schüler Anwartschaft auf eine Offizierstelle, wird zum Offizier (wu-guan) befördert und nach einem dreimonatigen Urlaub in die Front eingestellt.

Mit diesem System ist seit kurzer Zeit der Anfang gemacht worden, man hofft, es werde sich mehr und mehr auswachsen und befestigen und mit der Zeit einen guten Ersatz an Offizieren schaffen.

Für die weitere Fortbildung der aus den Militärschulen hervorgegangnen Offiziere ist kürzlich in Peking eine Militärakademie errichtet worden. Neben dieser Akademie gibt es noch eine besondre Schule für Strategie und Taktik in der Hauptstadt, an der seit dem Mai 1905 japanische Instrukteure tätig sind.

Außer der Militärakademie und Strategieschule ist vom Armeereorganisationsdepartement noch die Errichtung einer Militärschule in Peking zum ausschließlichen Besuch durch den chinesischen Adel in Aussicht genommen. Die Kaiserinregentin hat aus ihrer Schatulle 50000 Taëls zu diesem Zweck hergegeben,

und als Vorbild für diese Schule soll die Adelsschule in Tokio genommen werden. Die nähern Bestimmungen sind abgefaßt und unterliegen zurzeit noch der Prüfung des Vizepräsidenten des Armeedepartements Hsu=Chih=chang. Nachdem auf diese Weise innerhalb eines verhältnismäßig kurzen Zeitraums drei Militärerziehungsanstalten in Peking entstanden sind, rechnet man schon jetzt in chinesischen Heereskreisen mit der Möglichkeit der baldigen Gründung von Bezirksmilitärvorbereitungsschulen, einer Zentralmilitärvorbereitungsschule, von Artillerie= und Ingenieurschulen und einer Militärmusikschule.

Über die Heranbildung des Offiziersersatzes, den Stand des heutigen Militärerziehungs= und Bildungswesens in China und vor allen Dingen über die Ausbildung der Truppe kann man aber nicht hinweggehn, ohne nicht der tätigen Teilnahme zu gedenken, die deutsche Instruktionsoffiziere unter großen Schwierigkeiten daran gehabt, und wenn auch nur in beschränktem Umfange, auch heute noch haben.

Besonders Mitte der siebziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts wurden die ersten Instrukteure eingestellt; ihre Zahl wuchs rasch, und bald waren sie sowohl in Nord=, Mittel= wie in Südchina tätig.

Der für China unglückliche Krieg in Tonking machte den militärreformatorischen Bestrebungen der südlichen Provinzen ein Ende, da ein Sondervertrag mit Frankreich andre europäische Offiziere als französische als Instrukteure anzustellen untersagte. Später gelang es allerdings auch Rußland, sich dieselben Vorteile in bezug auf die Provinz Petschili zu sichern.

Die höchste Zahl deutscher Instruktionsoffiziere war in den neunziger Jahren in China tätig, und es ist nicht zuviel gesagt, daß mit ihrer Hilfe die Grundlage eines brauchbaren Heerwesens geschaffen worden ist. Man schwang sich in jener Zeit dazu auf, eine Lehrtruppe in Woosung zu formieren, bei der fast sämtliche Offizierstellen durch deutsche Offiziere besetzt wurden.

Erst vor zwei Jahren ist der deutsche Militärinstrukteur im Norden ganz verschwunden, und auch an allen übrigen Plätzen kann er sich nur mit Mühe gegen den geschlossenen japanischen Ansturm halten. Heute sind nur noch an drei Militärschulen Deutsche angestellt, und zwar in Wuchang drei, in Nanking, in Tsinanfu zwei (davon ein Österreicher), außerdem befinden sich noch einige Herren in Arsenalen und Pulverfabriken in Stellung.

Die Kontrakte dieser Instrukteure sind mit den Provinzialregimentern abgeschlossen worden und laufen drei Jahre. Werden sie nach Ablauf dieser Zeit nicht erneuert, so gilt das Verhältnis als gelöst. Was die Gehalte anlangt, so haben sie sich in Wuchang und Nanking auf 1000 Mark monatlich gestellt, im Norden dagegen und in Tsinanfu sind sie bis auf 700 Mark heruntergegangen. Zu dem baren Gelde treten noch einige Entschädigungen, wie freie Wohnung, hier und dort Reitpferde und Dienstpersonal.

Die Anstellung dieses Lehrpersonals erfolgt fast ausschließlich an Militärschulen — nicht in Lagern —, und der zu erteilende Unterricht erstreckt sich

auf den praktischen Dienst und die Militärwissenschaften. In allem muß mit den einfachsten Dingen begonnen werden, da meist jede Vorkenntnis fehlt, und die Anschauungen von Grund auf einer Korrektur bedürfen. Häufig werden den Lehrern große Schwierigkeiten von ihren Vorgesetzten in den Weg gelegt. Am schlimmsten soll es sein, wenn sich hohe Beamte, die nie in ihrem Leben militärische Stellungen bekleidet haben, bemüßigt finden, Befehle und Anordnungen zu erlassen, die allen Grundsätzen der Kriegskunst und militärischer Disziplin zuwiderlaufen. Oft soll es auch vorkommen, daß hohe und höchste Zivilbeamte wie Oberrichter, Salztaotai u. a. Paraden und Besichtigungen abhalten oder gar im Nebenamt die Stellung höherer Truppenkommandeure bekleiden.

Der Kursus auf einer Militärschule dauert nach einer Verordnung der Zentralregierung vier Jahre, doch wird diese Zeitdauer nicht streng innegehalten, da es sowohl solche Zöglinge gibt, die acht und mehr Jahre eine Militärschule besuchen, als auch solche, die durch Protektion erst kurz vor der Entlassung Aufnahme finden. Eine Lebensaltersgrenze zur Aufnahme in die Schule ist nicht vorgeschrieben, und so kommt es, daß neben jungen Leuten von sechzehn Jahren auch solche von sechsundvierzig und darüber dem Unterricht folgen.

Wenn nach erfolgter Heeresreorganisation auch die Verhältnisse besser werden mögen, so ist es bis jetzt doch Tatsache gewesen, daß nach absolvierter Schule nur ein geringer Prozentsatz (10 bis 12) aller Aspiranten auf eine Anstellung im Provinzheere rechnen konnte. Dadurch verlieren die Militärschulen natürlich an Bedeutung, und die aufgewandte Mühe der Lehrer muß verloren gehn, wenn die Mehrzahl der für den Militärberuf bestimmten und darin ausgebildeten Zöglinge nach beendeter Lehrzeit nicht in der Armee unterkommen kann. Aber auch das wird vielleicht anders werden, wenn erst die Reform der Militärschulen festen Fuß gefaßt haben wird.

Was die Art der Lehrmethode in theoretischer Hinsicht anlangt, so ist sie nicht leicht zu nennen, denn es müssen zum Beispiel die vorzutragenden Reglements Wort für Wort ins Chinesische übersetzt und dann an die Klassentafeln geschrieben werden, von denen es die Schüler in ihre Hefte übertragen und dann auswendig lernen. Erschwert wird der Unterricht auch durch den Umstand, daß einschlägige chinesische Bücher meist fehlen oder noch nicht allgemein vorhanden sind, sodaß jedes Wort, wenn es gelernt werden soll, zuvor auf die Tafel gezeichnet werden muß. Auf diese Weise geht natürlich viel Zeit verloren, und Fortschritte werden nur langsam gemacht.

In praktischer Beziehung sind die Resultate besser und mitunter auch ohne so viel Schwierigkeiten zu erreichen, wie sie in der Schulstube bestehn. Ein interessanter Bericht über eine kürzlich in der Militärschule in Tsinanfu abgehaltne Besichtigung beweist dies und ist zugleich lehrreich für die Übereinstimmung, die in der Ausbildung auf den Militärschulen und in den Truppenlagern herrscht.

Das Sanitätswesen im chinesischen Heere liegt noch sehr im argen; europäisch ausgebildete Ärzte befinden sich nur bei der ersten Division in Yungpingfu und in Paotingfu, wo auch schon ein großes Militärlazarett erbaut worden ist. Eine Schule zur Heranbildung von Ärzten, die zurzeit unter französischer Leitung steht, ist in Tientsin begründet worden.

Einen Generalstab in unserm Sinne kennt die chinesische Armee bis jetzt noch nicht, doch sind dahingehende Schritte vom Generalgouverneur Yuan-schikai schon eingeleitet worden, und auch die in Peking begründete Militärakademie soll dazu dienen, eine Art Generalstabsvorbildungsschule zu werden.

Was nun die Neuorganisation der Truppe anlangt, von der eingangs die Rede war, so sollen nach einem kaiserlichen Reskript vom Jahre 1902 bis zum Jahre 1922 insgesamt 36 Divisionen neu aufgestellt werden. Davon sind bis jetzt gebildet worden:

1. Division (Mandschus) Paotingfu (wird bald nördlich von Peking verlegt).
2. Division Yungpingfu (bei Schan-hai kwan).
3. Division Paotingfu.
4. Division Machang (südlich von Tientsin).
5. Division Tsinanfu (Schantung).
6. Division, südlich von Peking im Jagdpark.

Diese sechs Divisionen sowie die 29. gemischte Brigade in der Provinz Honan und die südlich von Peking im Jagdpark stehende schwache Brigade (ebenfalls Honantruppen und ohne Nummer) bilden die Nord- oder Peiyangarmee unter Yuan-schikai.

Die Südarmee wird in den Provinzen Kiang su, Anhui, Kiang si gebildet. Es sind davon bis jetzt vorhanden eine gemischte Brigade der 7. Division und der 9. Division sowie je eine gemischte Brigade (noch ohne Nummer) in den Provinzen Kiang su, Anhui und Kiang si. Die 8. Division und eine gemischte Brigade der 11. Division stehen in Wutschang. Ferner steht je eine gemischte Brigade in den Provinzen Hunan und Tsche kiang, eine gemischte Brigade der 10. Division in der Provinz Fu kien und eine gemischte Brigade in Canton.

Jede der vollzähligen Divisionen setzt sich aus 2 Infanteriebrigaden zu je 2 Regimentern zu 3 Bataillonen, 1 Kavallerieregiment zu 3 Eskadronen, 1 Artillerieregiment zu 3 Abteilungen zu je 3 Batterien zu 4 und 6 Geschützen, 1 Pionier- und 1 Trainbataillon zusammen; diese Truppen erreichen eine etatsmäßige Stärke von 9650 Mann. Rechnet man dazu noch einen Troß von 140 Mann an Pferdewärtern, Köchen usw., die in China nicht in den Stand der Regimenter mit eingerechnet werden, so zählt jede Division auf Friedensfuß etwa 1100 Mann. Die noch nicht vollzähligen Divisionen mit eingerechnet, beläuft sich die Friedensstärke des stehenden chinesischen Heeres gegenwärtig auf etwa 100000 Mann.

In der wichtigen Frage der Bewaffnung geht das Bestreben der Heeresleitung augenscheinlich dahin, das Heer einheitlich zu bewaffnen. Bei der Infanterie ist das Ziel fast schon erreicht, denn sieben der neuen Divisionen sind

mit deutschen Mausergewehren und Karabinern Modell 88 ausgerüstet, nur die 1. und die 9. Division führen zurzeit noch das Meidji- oder 30-Jahr-Gewehr von 6,5 Millimeter Kaliber, mit dem gegenwärtig die japanische Armee bewaffnet ist. Die Prüfungskommission soll sich aber jetzt endgiltig für das Mausergewehr entschieden haben, sodaß auch die 1. und die 9. Division schon alsbald mit dieser Waffe versehen sein werden. Bei der Artillerie hat sich eine einheitliche Bewaffnung bisher nicht durchführen lassen. Neben modernen Geschützen finden sich bei einzelnen Divisionen noch alte Modelle verschiedner Herkunft aus den siebziger und achtziger Jahren. Der hauptsächlichste Hinderungsgrund an der Gleichmäßigkeit der artilleristischen Ausrüstung ist der Umstand, daß die Artillerieprüfungskommission noch keine Wahl eines bestimmten Geschützmodells getroffen hat. In Frage steht Material von Krupp, von Schneider-Creuzot und aus Japan. Ganz besondre Anstrengungen macht Japan, seine durch den Krieg mit Rußland stark angegriffnen Kanonen in China anzubringen, um sich dann von diesem Erlös neues Material in Deutschland zu kaufen. Bei einem in Wuchang abgehaltnen Probeschießen haben sich jedoch diese Geschütze augenscheinlich schlecht bewährt. Aus einem uns darüber vorliegenden Bericht geht hervor, daß, obwohl an diesem Schießen ausschließlich Japaner unter Leitung eines japanischen Oberstleutnants vom Hanyanger Arsenal teilnahmen und absichtlich kein Chinese an die Geschütze gelassen wurde, kein einziger Treffer gemacht wurde. Auch die abgelagerten japanischen Geschosse scheinen nichts zu taugen, da bei der Schießübung von zwanzig Granaten elf nicht krepierten; die Kartusche und die Pulverladung waren nur angesengt. Da auch die französischen Geschütze, angeblich ihres komplizierten Mechanismus wegen, der Prüfungskommission chinesischer Sachverständiger nicht gefallen sollen, so dürfte die deutsche Industrie wohl die meiste Aussicht haben, mit größern Geschützbestellungen bedacht zu werden.

Es muß übrigens zur Kennzeichnung der Fortschritte, die China in militärischer Hinsicht macht, am Schluß noch hinzugefügt werden, daß der Staat fortgesetzt an der Arbeit ist, seine eignen Waffenarsenale zu vergrößern und zu verbessern, vermutlich, um mit der Zeit in dieser Hinsicht zu völliger Unabhängigkeit vom Auslande zu gelangen.

Große Arsenale sind zurzeit in China an folgenden Plätzen:

1. Hanyang in der Provinz Hupei,
2. Nanking in der Provinz Kiang su,
3. Kianghan bei Schanghai in der Provinz Kiang si,
4. Futschou in der Provinz Fu kien,
5. Canton in der Provinz Kwangtung.

Von diesen Waffenplätzen steht Hanyang am höchsten in Ansehen, da es am besten mit Material und Personal ausgestattet ist und in seinen Leistungen andauernd Fortschritte macht. Neben einem großen Dampfhammer, zwei Hochöfen, Bessemer- und Martinstahlwerk sind hier eine Geschützdreherei, eine

Gewehrfabrik und eine Metallpatronenfabrik vorhanden, und 1100 Arbeiter sind gegenwärtig beschäftigt, die zahlreichen Aufträge auf den Gebieten der Waffenausrüstung auszuführen.

An Handfeuerwaffen wird hier das deutsche Gewehr Modell 98 ohne Laufmantel hergestellt. Während es jedoch in frühern Jahren nur möglich war, 15 Stück täglich anzufertigen, können jetzt, nachdem im Vorjahre die Zahl der Maschinen durch Ankäufe in Deutschland ergänzt und vermehrt worden ist, deren 25 abgeliefert werden. Die Leistung könnte 50 sein, soll aber nur 35 betragen. Von Patronen stellt die Fabrik täglich 20000 Stück her. Auch das Geschützarsenal ist in reger Tätigkeit und hat sich seit Beginn dieses Jahres sehr wesentlich vervollkommnet. In der Hauptsache werden 3,7- und 5,7-Zentimeter-Schnellfeuergeschütze gebaut mit dem Erfolg, daß in jedem Monat etwa 15 Stück zur Ablieferung gelangen.

Auch die Arsenale in Canton und Schanghai erfreuen sich guten Rufes. Allerdings heißt es jetzt mit Bestimmtheit, man wolle diese waffentechnischen Anlagen schon demnächst verlegen, und zwar das Cantoner Arsenal den Westfluß hinauf nach Wuchou und das von Schanghai nach Ping-hsiang in der Provinz Kiang si. Als Grund für diese immerhin sehr kostspieligen Projekte wird angeführt, daß für die Fabriken im Innern des Landes mehr Schutz und Sicherheit vorhanden sei als nahe an der Küste, wo sie feindlichen Angriffen ausgesetzt seien und im Kriegsfalle möglicherweise ihre Tätigkeit ganz einstellen müßten.

Ganz besondre Schwierigkeiten scheint die Absicht der Verlegung des Arsenals von Kiangnan bei Schanghai gemacht zu haben. Hier war der Vorschlag des Vizekönigs Chang-Chih-tung zunächst dahin gegangen, eine neue Anlage in Wanchih, etwa zwanzig Meilen von dem großen Hafen Wuhu, in der Provinz Anhiu liegend, in großem Stil auszuführen. Eine nähere Besichtigung jedoch, die der Vizekönig mit seinem benachbarten Kollegen, dem Vizekönig Wai-Kuang-tao von der Provinz Liang-Kiang, an Ort und Stelle vornahm, überzeugte ihn von den ungünstigen Aussichten seines Projekts und führte zugleich zur Wahl von Ping-hsiang in der Provinz King si. Entscheidend für diesen Entschluß soll auch gewesen sein, daß Ping-hsiang nicht nur von der Natur aus sehr leicht verteidigungsfähig ist, sondern auch so liegt, daß es, nach Ansicht chinesischer Ingenieure, durch einige künstliche Werke zu einer uneinnehmbaren Feste ausgebaut werden kann. Auch finden sich hier die wertvollen Kohlenminen von Sheng-Kung-pao, die unter europäischer Leitung stehen, und ferner führt eine Eisenbahn nach der Provinz Hunan, mit direkter Verbindung nach dem Flußgebiet des Yangtse.

Außer den beiden für Canton und Kiangnan vorgeschlagnen Neuanlagen von Wuchou und Ping-hsiang sind aber noch eine Anzahl andrer großer Arsenale im Bau und in mehr oder weniger vorgeschrittner Vollendung.

Das größte dieser Arsenale befindet sich in Tetschou am Kaiserkanal in der Provinz Schantung. Es verdankt sein Entstehen dem Vizekönig Yuan-schikai, der hier ein großes Etablissement zur Herstellung von Gewehren und Geschützen

nebst der dazugehörenden Munition schaffen will. Hierfür liegt Tetschou ganz besonders günstig, denn der Kaiserkanal vermittelt eine gute Verbindung sowohl nach Norden wie nach Süden, und ferner ist beabsichtigt, die Eisenbahn Tientsin–Tsi=nan=fu über Tetschou gehn zu lassen. Die für das Arsenal in Tetschou bestimmten Gebäude, die im vergangnen Winter schon nahezu vollendet waren, sind inzwischen fertig worden. Infolgedessen konnte auch schon mit der Aufstellung der Maschinen begonnen werden, von denen ein Teil aus dem ehemaligen Arsenal von Tientsin stammt.

Neben Tetschou sind von nennenswerten, im Bau begriffnen Arsenalen noch aufzuführen: das Arsenal von Nantschang=fu in der Provinz Kiang su, das von Tschang=sha=fu in der Provinz Hunan und das von Tscheng=tu=fu in der Provinz Szetchouan. Von diesen drei Anlagen ist die zuletzt genannte am weitesten vorgeschritten und mit Maschinen teilweise schon ausgestattet.

Um vollzählig in der Aufzählung der chinesischen Waffenarsenale zu sein, müssen außer den großen Plätzen auch die wichtigsten der kleinern genannt werden, da nach zuverlässigen Nachrichten auch in ihnen zurzeit ein sehr reger Betrieb herrscht. Es sind dies die Arsenale von Kaiteng=fu in der Provinz Hunan, von Hsi=an=fu in Shassi und Kweitschou in der Provinz Kweitschou, von Lokou bei Tsi=nan=fu in der Provinz Schantung und Tay=yüan=fu in der Provinz Schansi.

Die in der Mandschurei liegenden Arsenale von Mukden, Kirin und Tsi=tsi=kar sind seit dem Jahre 1900 nicht mehr in Betrieb.



Frankreichs Allianzversuche 1868 bis 1870

2



Wie war nun bis dahin die Haltung Österreichs, die Haltung seines leitenden Staatsmannes gewesen? Er hatte, von gleichen Gefühlen über den Aufschwung Preußens erregt, den Eröffnungen des Kaisers Napoleon sein Ohr geliehen, aber er war jeder bestimmten Verpflichtung ausgewichen. Er hatte sich zu einer gemeinsamen Politik bereit erklärt, aber zugleich im Fall eines Krieges ausdrücklich die Neutralität Österreichs vorbehalten. Er war zum Zustandekommen eines Dreibunds behilflich, aber aus dessen Bestimmungen entfernte er sorgfältig jeden Schein aggressiver Absichten. Er ließ sich in die Erörterungen von Plänen ein, deren Durchführung unzweifelhaft den Krieg bedeutete, aber er hütete sich, einen Pakt zu unterschreiben, der seinen freien Willen vorzeitig gebunden hätte: „für jetzt" war die tätige Mitwirkung Österreichs nicht zu haben. Und nun, wenn sich die österreichische Politik nicht von dieser Linie abdrängen ließe, wie war ihre Wirkung auf die über Sadowa brütenden

Gedanken des Kaisers Napoleon? War sie geeignet, ihn in kriegerischen Absichten zu bestärken oder diese zu dämpfen? Ihm jede Aussicht auf eine tätige Allianz zu benehmen oder ihm diese doch immer als möglich, ja wahrscheinlich erscheinen zu lassen? Hier liegt das Problem. Nicht Österreich trug die Schuld, daß der erste Entwurf eines Bündnisvertrags unvollzogen blieb, der, wie unbestimmt immer sein Inhalt war, doch die drei Mächte in einem gemeinsamen, kaum verborgnen Ziel vereinigte. Man wird zugeben, daß diese Politik zum mindesten zweideutig gewesen ist. War sie friedlich gemeint, so konnte sie auch anders verstanden werden. Beust selbst hat später seine unverbrüchliche Friedensliebe beteuert. Sein Bestreben sei gewesen, dem Kaiser Napoleon jede Illusion zu benehmen und ihn dadurch von einer kriegerischen Politik zurückzuhalten, und Sybel wie auch Busch sind geneigt, ihm Glauben zu schenken: Beust habe nur deswegen den Faden nicht abreißen lassen, um Napoleon den Dritten an die österreichische Friedenspolitik zu binden, und dies sei ihm auch gelungen, denn die Monarchenbriefe seien ein Rückzug von der Allianzpolitik gewesen, das Bündnisprojekt sei zunächst ganz fallen gelassen worden. Nun ist ohne weiteres einzuräumen, daß auf seiten Österreichs starke Gründe in die Wagschale einer friedlichen Politik fielen: die Abneigung der Ungarn gegen die Rückkehr eines österreichischen Präsidialgesandten an den deutschen Bundestag, wie die Abneigung der Deutschösterreicher gegen einen Krieg mit dem stammverwandten Deutschland, vor allem aber die Notwendigkeit, nach der Erschütterung des Jahres 1866 die Kräfte der Monarchie wieder zu sammeln und das Heer in einen bessern Stand zu versetzen. Man versteht also vollkommen, daß Beust einer kriegerischen Entscheidung für die nächste Zeit mit allen Kräften vorbeugen wollte, aber es beweist dies noch nichts für seine aufrichtige Friedensliebe. Er konnte die Einwilligung zu einem Kriegsbündnis so lange als möglich hinausziehn, gerade um dessen Erfolg um so besser zu sichern. Beusts Freund, der hessische Minister von Dalwigk, der es wissen konnte, sagte im Oktober 1868 in Straßburg zum General Ducrot: „Mein Freund von Beust glaubt, daß der Krieg allein Österreich wieder emporbringen kann, aber er will noch warten, da er meint, Österreich gewinne von der Zeit mehr Vorteil als Preußen.“ Daß in Wien eine einflußreiche Partei zum Krieg drängte, ist doch unzweifelhaft, und schließlich, was bedeutete überhaupt die Erhebung Beusts zum Lenker des Kaiserstaats, wenn nicht die Absicht der Vergeltung für Königgrätz? Und was bedeutete der Allianzvertrag, der allerdings ununterschrieben in den Kabinetten lag, was bedeutete er andres, als daß sich die Genossen zu einer gemeinsamen Politik mit Napoleon dem Dritten verbanden, dessen Absichten nach den ersten Aufforderungen zu einer Defensiv- und Offensivallianz nicht zweifelhaft waren? Daß trotz der bis jetzt konsequent festgehaltnen Friedenspolitik in Wien noch ganz andre Gedankengänge verfolgt wurden, beweist der Besuch, den der Erzherzog Albrecht im März und April 1870 in Paris machte.

Über die militärischen Verabredungen, die der Sieger von Custoza in Paris einleitete, und die dann im Juni durch den General Lebrun in Wien fortgesetzt

wurden, hat dieser in seinen Souvenirs Mitteilungen gemacht, denen nicht widersprochen worden ist. Es ist hiernach ein förmlicher Kriegsplan gegen Preußen vereinbart und bis in seine Einzelheiten durchgesprochen worden, und die Frage ist bloß die: war dies eine rein akademische Beschäftigung, wobei man nur den irgend einmal möglichen Ausbruch eines Krieges in Rechnung nahm, oder war es die Vorbereitung für eine sicher und in bestimmter Frist in Aussicht genommne Aktion? Der Erzherzog schlug einen raschen Frühjahrsfeldzug vor, den Frankreich mit dem Einbruch in Süddeutschland eröffnen sollte. Österreich bei seiner langsamern Mobilmachung sollte sechs Wochen später in Aktion treten, in der Gegend von Nürnberg würde sich die französische Hauptarmee mit den heranrückenden Österreichern und Italienern vereinigen, worauf in den Ebenen Sachsens die Hauptschlacht geschlagen würde. Dieser Plan war aber nicht im Sinne des Kaisers und seiner militärischen Ratgeber. In einem Kriegsrat, den er am 19. Mai mit dem Kriegsminister Leboeuf und den Generalen Frossard, Lebrun und Jarras hielt, wurde einmütig festgestellt, daß man von Österreich und von Italien nicht bloß gleichzeitige Mobilisierung, sondern auch gleichzeitige Kriegserklärung und gleichzeitigen Beginn der Operationen als conditio sine qua non verlangen müsse. Diese Weisung nahm der General Lebrun mit, der am 6. Juni in Wien ankam, und der hier zwar die lebhaftesten Sympathien für Frankreich antraf, aber zugleich auf starke Einwendungen gegen den von ihm überbrachten Plan stieß. In fünf Konferenzen, die er mit dem Erzherzog hatte, wurden die Einzelheiten einer Militärkonvention besprochen, die Grundbedingung Napoleons aber, die gleichzeitige Eröffnung der Feindseligkeiten, bestimmt zurückgewiesen, und als Lebrun am 14. Juni vom Kaiser Franz Joseph in Laxenburg empfangen wurde, erklärte dieser ausdrücklich, daß er den Frieden wolle, die innere wie die äußere Lage seines Reiches nötige ihn zu einer Friedenspolitik, und nur gezwungen würde er sich zum Krieg entschließen können. Würde er zugleich mit Frankreich den Krieg erklären, so wäre dies Wasser auf die Mühle Preußens, denn es würde dadurch das Nationalgefühl in ganz Deutschland und in Österreich selbst aufgereizt werden, und nur dann könnte er gemeinsame Sache mit Napoleon machen, wenn dieser mit seiner Armee nicht als Feind, sondern als Befreier in Süddeutschland erschiene.

Man ersieht aus diesem Bericht des Generals Lebrun, wie, je mehr es mit der Verschwörung ernst wurde, um so mehr sich die österreichischen Staatsleiter der schweren Verantwortlichkeit eines kriegerischen Entschlusses bewußt wurden, und wie sich wenigstens der Kaiser mit dem äußersten Widerstreben in eine Politik hineinziehn ließ, deren Folgen sich schwer berechnen ließen. Aber man wird doch nicht sagen können, daß die mehrtägigen Konferenzen über einen gemeinsamen Feldzug gegen Preußen lediglich eine akademische Bedeutung gehabt hätten. Auf österreichischer Seite wies man die Aufforderung zu einer kriegerischen Mitwirkung nicht rundweg zurück, man machte diese nur von ganz bestimmten Bedingungen abhängig, und Lebrun wurde nicht mit allgemeinen Versicherungen des guten Willens und „lebhaftester Sympathie“ abgespeist, sondern

er konnte dem Kaiser Napoleon ausgearbeitete Entwürfe des Erzherzogs Albrecht überbringen. Diese Vorschläge fanden allerdings nicht den Beifall des Kaisers Napoleon, der nach den vorausgegangnen Verhandlungen auf ein größeres Entgegenkommen gerechnet hatte. Eine Einigung ist nicht zustande gekommen, die militärischen Besprechungen sind nicht durch einen Pakt besiegelt worden. War doch der Kaiser selbst vermöge seiner natürlichen Scheu und Unentschlossenheit noch weit davon entfernt, mit geradem Blick auf eine kriegerische Entscheidung loszusteuern. Aber die Frage ist die, ob die Ergebnislosigkeit der Sendung Lebruns von der Art war, daß sie dem Kaiser die Hoffnung auf Österreichs Mitwirkung überhaupt benehmen mußte. Darüber war kein Zweifel, daß die Zusage gleichzeitigen Losschlagens von Österreich nicht zu erlangen war. Aber die paar Wochen bis zur Vollendung der österreichischen Rüstungen dachte man sich doch mit französischen Siegen ausgefüllt. Sogar in Deutschland war man überwiegend der Meinung, daß im Fall eines Krieges im Anfang den französischen Waffen das Glück lächeln würde. Kamen dann die Österreicher sechs Wochen später, so war es immer noch Zeit, mit ihrer Hilfe die entscheidenden Schläge zu führen. Und so konnte auch die andre Bedingung, hinter der sich der Kaiser Franz Joseph verschanzt hatte, kaum als ein unübersteigliches Hindernis erscheinen. War es denn damals so gar undenkbar, daß die französischen Heere in Süddeutschland als Befreier aufgenommen wurden? War nicht die Haltung der süddeutschen Regierungen so, daß sie in Frankreich die Meinung erwecken konnte, die Allianzverträge, die sie an Preußen banden, seien ihnen wider Willen aufgezwungen, und sie harrten nur auf den Erlöser, der sie von diesem Joch befreie? Und die Gesinnung der Bevölkerung, war sie eine andre? Am lautesten vernehmlich machten sich doch die Demokraten in Württemberg und die Patrioten in Bayern, die auch in den Kammern das große Wort führten. Und hörte man damals nicht die schimpfliche Losung: Lieber französisch als preußisch? So viel ist gewiß: gelang den Franzosen der beabsichtigte rasche Einbruch in Süddeutschland, so wurde die politische Haltung der vom Norden abgetrennten Staaten auf eine schwere Probe gestellt. Wenn also der Kaiser von Österreich den Abfall Süddeutschlands zur Bedingung des Eintritts in den Krieg machte, so mußte dies damals, im Jahre 1869, nicht als eine unerfüllbare Forderung erscheinen. Jedenfalls sah der General Lebrun, wenn er auch kein unterschriebnes Abkommen mitbrachte, seine Sendung keineswegs als gescheitert an. Er war des Glaubens, nach den militärischen Verabredungen hänge es nur noch an der Diplomatie, das Schutz- und Trutzbündnis der drei Mächte vollends zum Abschluß zu bringen. „Niemals kam mir der Gedanke, daß der Kaiser nicht auf diplomatischem Wege das Werk vollendet hätte, das ich mit dem Erzherzog Albrecht eingeleitet hatte."

Bis dahin war also das Ergebnis der Verhandlungen dieses: die Tripelallianz war vorbereitet, aber sie war nicht zum Abschluß gekommen, teils wegen der Forderungen Italiens in der römischen Frage, teils wegen der Zögerungspolitik Österreichs, das bindende Verpflichtungen ablehnte und im Falle des

Kriegs erst den Beginn der französischen Operationen abwarten wollte, zum Teil auch wegen der Scheu des Kaisers Napoleon, auf folgenschwere Entscheidungen das letzte Siegel zu drücken. Aber man hatte sich doch über eine gemeinsame Politik verständigt, die Preußen am Main festhalten wollte, man war sich bewußt, daß diese Politik zum Kriege führen konnte, ja führen mußte, und man hatte deshalb militärische Verhandlungen gepflogen, einen gemeinsamen Kriegsplan zwar nicht festgestellt, aber erwogen und bis ins einzelne durchgesprochen. Und zwar hatte man dabei, aller Wahrscheinlichkeit nach, den Ausbruch des Krieges im Frühjahr 1871 ins Auge gefaßt.

An diesem Punkt erhebt sich eine neue, nicht leicht zu entscheidende Streitfrage, deshalb schwer zu entscheiden, weil es doch im wesentlichen mündliche Besprechungen waren, in denen diese Dinge behandelt wurden. Auch hier stehn sich Delbrück und Oncken auf der einen Seite, auf der andern Sybel, dem auch Busch folgt, gegenüber. Nach Lebrun bestand nämlich der Erzherzog Albrecht auf einem Frühjahrsfeldzug: Frankreich, Österreich und Italien sollten sich bereithalten, um gemeinschaftlich in einem Feldzug im Frühjahr, dans une campagne de printemps in Aktion treten zu können. Vielleicht ist der Ausdruck mit Absicht zweideutig gewählt. Man kann ihn so verstehn: es sei, wenn es irgend einmal zum Kriege komme, dafür die Frühjahrszeit als die für die Verbündeten günstigste zu wählen; oder aber die Meinung war die, daß der Krieg im nächsten Frühjahr zum Ausbruch kommen solle. Für die erste Annahme wird der Umstand ins Feld geführt, daß der Erzherzog Albrecht in Paris einmal zu französischen Offizieren sagte, Österreich brauche noch ein bis zwei Jahre bis zur Vollendung seiner neuen Heeresorganisation. Schlagend ist jedoch dieses Argument schon deshalb nicht, weil die österreichische Bedingung, wie sie der Erzherzog den Franzosen gegenüber formulierte, dahin lautete, daß der Befehl zur Mobilisierung zugleich von allen drei Mächten erfolgen solle, daß Österreich aber, das sechs Wochen zu seiner Rüstung brauche, dementsprechend später als Frankreich in die Aktion treten würde. Von einer längern und unbestimmten Fristerstreckung ist hier nicht die Rede, wie ja auch später bei den Verhandlungen im Juli Österreich seinen Eintritt in die Aktion für September in Aussicht stellte. Das Entscheidende scheint doch dies zu sein, daß überhaupt schon über eine Militärkonvention verhandelt wurde. Politische Vereinbarungen können mit langer Frist getroffen werden; anders, wenn es sich einmal um eine Militärkonvention handelt, bei der doch vorauszusetzen ist, daß eine bestimmte, nicht allzu kurze bemessene Frist in Aussicht genommen ist. Es ist deshalb mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß bei den militärischen Verabredungen mit einem Feldzug im nächsten Frühjahr, im Frühjahr 1871, gerechnet worden ist.





Naturwissenschaft und Theismus

1

Seitdem ich (im vorjährigen 46. und 47. Heft) über den gegenwärtigen Stand der Biologie nach Eduard von Hartmann berichtet habe, ist mir wieder mancherlei zugegangen, das um so mehr Berücksichtigung fordert, weil die Herrenhausrede des Professors Reinke dem Gegenstande das Interesse der Politiker zugewandt hat. Dr. Theodor Simon, Pastor an St. Lukas in Berlin, beweist in einer scharfsinnigen Untersuchung des Begriffs der Entwicklung (Entwicklung und Offenbarung. Berlin, Trowitzsch & Sohn, 1907), daß die Entwicklung, für die heutzutage ein halbgebildetes Publikum unter der Führung einiger Biologen schwärmt, gar keine Entwicklung ist, und daß dieser Begriff mit der naturwissenschaftlichen Methode gar nicht gewonnen werden kann. Entwicklung ist kein naturwissenschaftlicher, sondern ein historischer Begriff. Sie setzt eine von innen treibende Kraft voraus und besteht in der von dieser Kraft erzeugten Bewegung nach einem Ziele hin. Die Naturwissenschaft nun geht darauf aus, die unendliche Vielheit und Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu vereinfachen, sie nach einem Gesetz von einem letzten Einfachen abzuleiten, „das gleichgiltig gegen alle Qualität, doch alle Verschiedenheiten der Natur durch bloße rechnerisch konstruierbare Zusammensetzung erklären ließe". In einem ihrer Spezialgebiete, in der Mechanik, ist dieses Ideal der Naturwissenschaft schon verwirklicht. Die Mechanik „sieht ab von allen qualitativen Verschiedenheiten der Körperwelt und behandelt sie nur unter einem allgemeinen Gesichtspunkt: als Masse. ... Die Gesamtheit der Natur einer ausschließlich mechanischen Erklärung zu unterwerfen, ist das letzte Ziel und höchste Ideal der Naturwissenschaft, derjenigen Wissenschaft, die von Anfang an die Betrachtung der Welt in Rücksicht auf das Allgemeine war." So kennt die Optik eigentlich keine Farben mehr, sondern nur noch Ätherwellen von verschiedner Schwingungsdauer. Das Anschauliche, das Individuelle wird verbannt. Gerade dieses aber ist der Gegenstand der historischen Betrachtung, die aus der Masse der Erscheinungen das Wertvolle heraushebt und dessen Entwicklung verfolgt, während die naturwissenschaftliche Erklärung eine Methode ist, „der Wirklichkeit berechnend Herr zu werden". Sie fragt nicht nach Wert, Ziel und Zweck, nicht nach dem warum? und wozu?, sondern nur nach dem Kausalzusammenhange, nach der Ursachenverkettung, nicht nach Gründen. Es gibt keinen „streng

naturwissenschaftlichen" Entwicklungsbegriff, wie ein Theologe ihn annimmt, gegen den Simon polemisiert; „sondern dieser Begriff tritt nur da auf, wo ein geschichtliches Interesse sich regt, und der einheitliche Kausalzusammenhang der Natur ist gleichgiltig gegen jedes Besondre, dessen Entwicklung zu betrachten allein einen Sinn hat. Unter dem Gesichtspunkte des einheitlichen Kausalzusammenhangs zerfließt die ganze Welt in ein nach allen Richtungen wahllos gehendes, in keiner Weise abgegrenztes Geschehen." Deshalb sehen sich die Biologen, die den Zweck leugnen und trotzdem ihre Lehre eine Entwicklungslehre nennen, zur Inkonsequenz genötigt. „Haeckel, der geharnischte Kämpfer gegen den Zweckgedanken, der nicht müde wird, zu betonen, daß in der Entwicklungslehre nur der Mechanismus das Wort habe, spielt fröhlich mit teleologischen Begriffen und ahnt nicht, wie sehr er seinen Monismus durchlöchert, wie weit in seinem mechanisch-monistischen Gebäude die Türen für den dualistischen Fremdling Zweck offen stehn. Haeckel redet unbedenklich von Stufenleitern, höhern und niedern Stufen, nennt zum Beispiel das Auge einen höchst vollkommnen Apparat gegenüber dem Pigmentfleck, der bei niedern Wesen das Sehorgan vertritt. Mitten in die Sätze hinein, in denen er die Teleologie bekämpft, geraten ihm eine Menge ausgesprochen teleologischer Begriffe: „Wie die natürliche Züchtung nach allen Richtungen planlos wirkend eine allmähliche Vervollkommnung langsam herbeiführt, aber erst nach vielen vergeblichen Versuchen zuletzt etwas halbwegs zweckmäßiges erreicht. ... Wir erblicken in der stufenweise aufsteigenden Entwicklung des Menschen aus den niedern Wirbeltieren den höchsten Triumph der Menschennatur über die gesamte übrige Natur. Wir sind stolz darauf, unsre niedern tierischen Vorfahren so unendlich überflügelt zu haben, und entnehmen daraus die tröstliche Gewißheit, daß auch in Zukunft das Menschengeschlecht im großen und ganzen die ruhmvolle Bahn fortschreitender Entwicklung verfolgen und immer höhere Stufen geistiger Vollkommenheit erklimmen wird. Aufsteigen, fortschreiten, Stufen, Stolz, doch wohl auf eine Leistung, nämlich auf die Annäherung an das Ziel der Vollkommenheit, was kann man noch mehr verlangen? ... Es tritt immer deutlicher hervor, daß der einzige haltbare Entwicklungsbegriff der ist, der schon herrschend gewesen war, ehe die Versuche auftauchten, alles, auch diesen Begriff, lediglich naturwissenschaftlichen, mechanischen Erklärungsprinzipien zu unterwerfen. Der Entwicklungsbegriff der idealistischen deutschen Philosophie ist es, auf den wir zurückkommen müssen, wenn wir überhaupt von Entwicklung reden wollen." Das ist richtig. Aber Simon faßt den Begriff „naturwissenschaftlich" zu eng. Seine Definition paßt nur auf die mathematischen Naturwissenschaften, also auf die Physik und Chemie. (Auf die Astronomie, die ebenfalls zu den mathematischen gehört, schon nicht mehr.) Den beschreibenden Naturwissenschaften, die es mit lauter Individuen und Qualitäten zu tun haben, der Botanik, der Zoologie, der Mineralogie, der Geographie kann man doch den Namen Naturwissenschaften nicht verweigern; die Biologie aber ist eben eine

historische Naturwissenschaft, und darum darf, ja muß in ihr von Entwicklung die Rede sein. Es gibt also verschiedne Arten von Naturwissenschaft und demnach nicht eine, sondern verschiedne naturwissenschaftliche Methoden. Der Fehler der antiteleologischen Biologen besteht darin, daß sie den Zweckbegriff auszuschalten versuchen, den die Entwicklung voraussetzt (der Zweck ist, wie Simon richtig sagt, der Grund jeder Reihe von Erscheinungen, causa finalis nannten ihn darum die Scholastiker), und daß sie die organischen Wesen lediglich durch Anstöße von außen umbilden lassen, während deren Entwicklung eine wirkliche Entwicklung ist, das heißt Auswicklung, Auseinanderfaltung des in den Keim Eingewickelten, die Struktur und Gestalt des fertigen Organismus, die der ihm innewohnende Drang nach dem ihm eignen Gesetz hervortreibt. Der zweite Teil von Simons Schrift, der zeigt, wie der Entwicklungsbegriff auf die Offenbarung angewandt werden könne, ist theologischer Natur und berührt unser Thema nicht.

Einen sehr originellen Denker lernen wir aus dem Buche kennen: Der göttliche Ursprung des Menschen und sein Beweis durch die Evolution und Psychologie von Thomson Jay Hudson. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Eduard Hermann. (Leipzig, Arwed Strauch, ohne Jahreszahl.) Dieser Amerikaner nimmt die Darstellung Haeckels in seiner Anthropogenie als richtig an und beweist eben daraus den göttlichen Ursprung des Menschen. Seine Psychologie wird von den deutschen Fachmännern wahrscheinlich schon deswegen abgelehnt oder ignoriert werden, weil er zu ihrer Begründung angebliche Tatsachen aus dem Gebiete des Okkultismus heranzieht. Ich glaube jedoch, er hätte auch ohne diese bedenklichen Stützen auskommen können. Er unterscheidet das objektive und das subjektive Ego. Die Bezeichnung Ego finde ich unpassend, weil er diese beiden Bestandteile der Psyche auch in den Tieren bis zu den allerniedrigsten annimmt, die doch kein Ich haben. Wir wollen das also lieber objektiven und subjektiven Intellekt nennen. Der objektive ist der induzierende, das, was wir gewöhnlich den Verstand nennen, reiner kalter Intellekt ohne Gefühl, und ist an das Gehirn gebunden, kann ohne dieses Organ nicht vorkommen. Der subjektive (auch die beiden Eigenschaftswörter objektiv und subjektiv bezeichnen nicht das, was gemeint ist; man müßte sagen: der diskursive und der intuitive Intellekt) ist der intuitive Intellekt und äußert sich als Instinkt. Er ist mit Gefühl verbunden. Der vom Gehirn abhängige diskursive Intellekt verschwindet, wenn das Gehirn zerfällt; der intuitive kann dieses Geschick nicht erleiden, da ja eben sein Dasein und seine Tätigkeit nicht an das Gehirn gebunden sind, wie an dem Verhalten der hirnlosen niedern Tiere und solcher höherer Tiere gezeigt wird, denen man das Hirn herausgenommen hat. Er lebt also nach dem Tode des Menschen fort. Der intuitive Intellekt war schon den allerersten Lebewesen verliehen. Er genügte ihnen nicht, als sie das gleichförmige Element, das Wasser, verließen und in eine Umgebung gerieten, die eine große Mannigfaltigkeit von Lebensbedingungen

enthielt. Dort mußten sie ein Gehirn ausbilden, das sie befähigte, zu unterscheiden und zu wählen. Die beiden primären Instinkte sind der Selbsterhaltungstrieb und der Trieb zur Fortentwicklung; zu ihm gehört der Zeugungstrieb. Der erste ist egoistischer, der zweite altruistischer Natur. Sekundäre Instinkte entstehn aus überlegten Handlungen durch deren oftmalige Wiederholung und Einübung (das bekannteste Beispiel dafür ist das Klavierspiel des Virtuosen, der blitzschnell die richtigen Tasten instinktiv trifft). Der diskursive Intellekt erzieht den intuitiven durch Suggestion bis zum vollendeten Altruismus. Der Beweis, den Hudson zu liefern verspricht, lautet nun in Kürze folgendermaßen. Wie die Biologie lehrt, können wir keine andern leiblichen und seelischen Eigenschaften und Kräfte haben als ererbte. In unserm Urahn muß der Anlage nach alles enthalten gewesen sein, was wir besitzen. Unser Urahn ist die Monere (das von Haeckel beschriebne strukturlose Protoplasmaklümpchen, das noch tiefer steht als die Urzelle, denn diese ist organisiert. Andre Naturforscher bestreiten die Existenz der Monere, Hudson glaubt daran). In der Tat besitzt das niedrigste Lebewesen die Kenntnis von allem, was zu seiner Erhaltung notwendig ist, und die Fähigkeit, es sich anzueignen, eine Kenntnis und Fähigkeit, die, potenziert gedacht, göttliche Allwissenheit und Allmacht ist. (Wer sich der wunderbaren Leistungen der Zelle erinnert, wie sie Hartmann beschrieben hat, der wird gestehn, daß sie mit menschlichem Wissen und Können verglichen schon an sich, ohne Potenzierung, als Betätigungen eines göttlichen Wissens und Könnens erscheinen.) Warum macht nun Haeckel, der die Vererbung durch eine lange Ahnenreihe bis zur Monere zurückgeführt hat, bei dieser Halt? Warum fordert er an dieser Stelle einen Bruch mit dem Naturgesetz, nach dem auch die Monere ihre Eigenschaften und Fähigkeiten geerbt haben muß? Weil es nur ein Wesen gibt, von dem sie die Monere geerbt, empfangen haben kann, nämlich Gott, und weil Haeckel dessen Existenz um keinen Preis zugeben will. Darum schließt er an dieser Stelle das Naturgesetz aus und dekretiert: die Monere ist durch Urzeugung entstanden. Dieser Beweis ist, wie man sieht, nur eine neue Form für den alten Gedanken, daß aus nichts — nichts entstehn kann, und daß darum die psychischen und die Lebenserscheinungen einem lebendigen, einem geistigen Quell entsprungen sein müssen. Hudsons Psychologie aber fällt im wesentlichen mit Hartmanns Lehre vom Unbewußten zusammen. Dieses vollziehe nicht allein ohne unser Wissen alle Verrichtungen, die zur Erhaltung unsers leiblichen Lebens gehören, und die uns die Wahrnehmung der Außenwelt durch die Sinnesorgane vermitteln, sondern von ihm empfingen wir auch unsre Inspirationen und die Antriebe zum bewußten Handeln. Diese Wirkungen des „Unbewußten“ bekunden nun die denkbar höchste Intelligenz, und ich bin mit Hudson der Ansicht, daß unbewußte Intelligenz eine contradictio in adjecto und völlig undenkbar sei. Daß das, was auf diesem Gebiete geschieht, uns unbewußt bleibt, kann ja nicht bestritten werden. Hartmann gesteht ein, es ließe sich denken,

daß das, was ohne unser Bewußtsein in uns geschieht, von einem bewußten Wesen gewirkt werde, aber er gibt das nicht zu: die höchste Intelligenz soll und muß nun einmal unbewußt sein. Hier entsteht nun die Frage: bewirkt die höchste Intelligenz die Lebenserscheinungen unmittelbar in den lebenden Wesen, sodaß diese nur Schauplätze und Organe oder Werkstätten seiner Wirksamkeit, seiner immerwährenden Schöpfertätigkeit sind, oder hat ihnen der Schöpfer relative Selbständigkeit und die Fähigkeit verliehen, ihr Leben selbst zu erhalten? Nur im zweiten Falle kann von einer Fortdauer des „subjektiven Ego" nach dem Zerfall seines Leibes die Rede sein. Hudson setzt das voraus, ohne es zu begründen.

Einiges aus dem Gedankenschatz andrer Forscher mitzuteilen, macht uns Dr. E. Dennert bequem, der in seinem neusten Buche: Die Weltanschauung des modernen Naturforschers (Stuttgart, Max Kielmann, 1907) die Ansichten von sieben Gelehrten kritisch darstellt. Wir nehmen die beiden Engländer zuerst vor. Über den einen haben wir schon im fünften Heft des Jahrgangs 1900 der Grenzboten berichtet. Der Biolog George John Romanes, ein Schüler von Darwin, der ihn mit seiner Freundschaft beehrte, war ursprünglich gläubiger Christ, verlor aber den Glauben, ähnlich wie Darwin selbst, durch die Betrachtung der Leiden der Geschöpfe. Er nahm Darwins Theorie vollständig an und kam dem Monismus Haeckels nahe, ohne dessen unwissenschaftliche metaphysische Folgerungen zu ziehen. Er schreibt unter anderm: „Die natürliche Ursächlichkeit kann nicht dazu verwendet werden, sich selbst zu erklären, und die bloße Erhaltung der Kraft kann, selbst wenn sie zur Erklärung einzelner Fälle einer natürlichen Folgenreihe genügte, kein zureichender Grund für die allgegenwärtige und ewige Leitung der Kraft bei dem Aufbau und der Erhaltung der Weltordnung sein. Durch kein logisches Kunststück können wir uns dem Schluß entziehen, daß diese Weltordnung einem sie ergänzenden Prinzip den Ursprung verdanken muß, und daß dieses Prinzip geistiger Natur sein muß. Wenigstens aber muß zugegeben werden, daß wir die Weltordnung unter keinem andern Gesichtspunkt begreifen können, und daß, wenn irgendeine besondre Anpassung in der organischen Natur auf die Tätigkeit eines solchen geistigen Prinzips hinweist, die Gesamtsumme aller Anpassungen im Universum dies in noch unvergleichlich höherm Maße tun muß." Himmelweit entfernt war er von dem fanatischen Hasse Haeckels und seiner Jünger gegen das Christentum. Den christlichen Glauben schätzte er als ein Gut, das aufgeben zu müssen ihm Schmerz bereitete. „Von allen Seiten, ausgenommen von törichter Unwissenheit und niedriger Gemeinheit, wird es anerkannt, daß die vom Christentum im Menschenleben hervorgerufne Umwälzung mit keiner andern erreicht wird. ... Was hat die ganze Naturwissenschaft oder die ganze Philosophie für das Denken des Menschen getan, das sich mit dem einen Satze: Gott ist die Liebe, vergleichen ließe? ... Nur einem Menschen, der jeder geistigen Empfindung bar ist, kann das Christentum nicht als die großartigste

Darstellung des Schönen, des Erhabnen und alles dessen erscheinen, was sich an unsre geistliche Natur wendet.“ In seinen letzten Lebensjahren hat Romanes einige seiner theoretischen Bedenken gegen das Christentum aufgegeben und sich mit ihm wieder ausgesöhnt.

Sir Alfred Russel Wallace, der bekannte Freund Darwins, der die Grundgedanken ihrer beiderseitigen Theorie schon vor Darwin in einer Abhandlung dargelegt hat, ist, wie die gelehrte Welt zu ihrer Überraschung vor drei Jahren erfahren hat, Vertreter nicht zwar der geozentrischen aber der anthropozentrischen Weltansicht. Er begründet sie in dem 1904 veröffentlichten Buche: Des Menschen Stellung im Weltall (deutsch von F. Heinemann, Berlin, Vitaverlag). In seiner Untersuchung der Zahl, Natur und Stellung der Gestirne und der Bedingungen für die Existenz organischer Wesen gelangt er zu folgenden Ergebnissen. „Alle diese Beweisketten laufen in dem Hinweis auf die Wahrscheinlichkeit zusammen, daß unsre Erde der einzige bewohnte Planet unsers Sonnensystems ist; ferner ist aber auch die Vorstellung weder unfaßbar noch auch nur unwahrscheinlich, daß zur Hervorbringung einer Welt, die zur Entwicklung organischen Lebens und besonders des Menschen geeignet sein sollte, ein ungeheures und kompliziertes Universum unbedingt notwendig war.“ Die Beweise werden in folgenden Sätzen kurz zusammengefaßt: „1. Das ungeheure gestirnte Weltall bildet eine große Einheit. Bei aller wundervollen Mannigfaltigkeit in Anordnung und Verteilung der Sterne und Nebel zeigt es eine großartige Symmetrie, die auf ein einziges, zusammengehörige Teile umfassendes System hinweist. 2. Diese Ansicht wird durch Erscheinungen unterstützt, die darauf deuten, daß die Zahl der Sterne eine endliche ist. 3. Wir befinden uns mit unserm Sonnensystem nahezu im Zentrum und in der mittlern Ebene des Milchstraßenringes. Sowohl die Materie des Weltalls wie auch seine physikalischen und chemischen Gesetze zeigen eine nahezu vollkommne Gleichförmigkeit. Diese Tatsache macht es zur Gewißheit, daß überall dort, wo organisches Leben besteht oder sich entwickeln soll, sehr ähnliche, wenn nicht gleiche Vorbedingungen herrschen müssen [wie auf unsrer Erde]. 5. Die Myriaden von Lebensformen verlangen, um bestehn zu können, sehr verwickelte, zarte Bedingungen. 6. Zu den absolut unentbehrlichen Bedingungen gehören: Sonnenlicht und Wärme, das auf der Erde und in der Luft gleichmäßig verteilte Wasser, genügende Dichtheit und geeignete Zusammensetzung der Atmosphäre, der Wechsel von Licht und Dunkelheit [dieser fehlt z. B. auf dem Planeten Venus]. 7. Auf der Erde sind diese Bedingungen in sehr verwickeltem Gefüge und genauer Abmessung vorhanden, und zwar so, daß sie fast unverändert während der gewaltigen Zeiträume bestehn blieben, die zur Entwicklung des Lebens nötig waren. Diese Bedingungen sind so mannigfaltig und hängen von so ausnahmsweisen physikalischen Verhältnissen ab, daß es höchst unwahrscheinlich ist, daß sie alle zusammen noch einmal im Weltall vorkommen sollten. Diese Vorbedingungen sind: a) Eine gewisse Entfernung des Planeten von der

Sonne. b) Eine bestimmte Masse des Planeten. c) Die schräge Stellung der Achse. d) Das Vorwiegen des Wassers. e) Die Verteilung von Wasser und Land. f) Die Beständigkeit dieser Verteilung. g) Die genügende Dichtigkeit und geeignete Zusammensetzung der Atmosphäre. h) Ein günstiger Gehalt von Staub in der Luft. i) Die Luftelektrizität. 8. Diese verwickelten Bedingungen zeigt sonst kein Planet unsers Sonnensystems, dagegen zeigt jeder eine Eigentümlichkeit, die ihn zur Wiege des Lebens ungeeignet macht. 9. Nur bei sehr wenigen Sternen ist es möglich, daß sie lebentragende Planeten besitzen, aber daß bei diesen dann alle Bedingungen [für die Erzeugung höhern Lebens] so wie bei der Erde zusammentreffen, ist höchst unwahrscheinlich. 10. Die Strahlungen der Sterne haben vielleicht eine wichtige Bedeutung für die Entwicklung des Lebens auf der Erde. Durch die Anordnung des gestirnten Universums ist eine große Stabilität gewährleistet, und unser Sonnensystem befindet sich dort, wo am ersten eine ruhige und lange andauernde Entwicklung möglich war und ist. Das wichtigste Ergebnis der ganzen Arbeit ist nun aber, daß der Mensch als der Gipfel des bewußten Lebens sich in dem ganzen ungeheuern Weltall nur hier auf der Erde entwickelt hat und entwickeln konnte. Beweise dagegen, ja auch nur irgendwelche Gründe, die es unwahrscheinlich machten, gibt es nicht. Ist es so, nun, dann ist das Universum zu dem einzigen Zweck entstanden, daß hier auf der Erde Menschen werden könnten, zahllose Scharen lebender, vernünftiger, mit Sittlichkeit und Geist ausgestatteter Wesen mit unbegrenzten Lebens- und Glücksmöglichkeiten. Ist das unsinniger, als daß man komplizierte Maschinen herstellt, um winzige Stecknadeln, Dinge von ganz geringem Wert, herzustellen?" Gehirnschwund infolge hohen Alters, wird Haeckel dekretiert haben, falls er das Buch gelesen hat; das vermutet auch Dennert. Dieselbe Diagnose hat ja Haeckel gewonnen bei Kant, K. E. von Baer, Virchow und Wundt.

Dann macht uns Dennert mit zwei deutschen Forschern bekannt, die, religiöser Vorurteile unverdächtig, den materialistischen Monismus bekämpfen. Der Physiologe Verworn meint, die Hypothese seines hochverehrten Lehrers und Freundes Haeckel, daß „Plastidule" (kleinste organische Massen) beseelt seien, scheine ihm die Forderung, die der Naturforscher stellen müsse, nicht ganz zu erfüllen. Denn sie trage ja nur den Dualismus von Körper und Geist oder Seele in die kleinsten Weltelemente hinein, anstatt ihn aufzuheben; eine wirklich monistische Erklärung dagegen, wie sie von der Naturforschung gefordert werde, müsse „die Dinge in hypothesenfreier Weise auf ein einziges bekanntes Prinzip" zurückführen. Dieser Satz enthält zwar einen dreifachen Irrtum, denn erstens ist es nicht die Naturwissenschaft, sondern die Philosophie, die das fordert. Die Naturwissenschaft hat keine andre Aufgabe, als die materielle Welt, ihre Erscheinungen und Veränderungen richtig zu beschreiben, ihre Kausalzusammenhänge aufzudecken und die Gesetze zu ergründen, nach denen die verschiednen Arten von Veränderungen verlaufen. Zweitens vermag sie nicht einmal diese Aufgabe

ohne Hypothesen zu lösen. Die Physik und Chemie, die exakte Wissenschaften sind, was die Biologie nicht ist, und deren Ergebnisse darum viel fester stehen, als die der Biologie jemals stehn werden, haben ihre bewunderungswürdigen technischen Leistungen vollbracht mit Hilfe von lauter hypothetischen Wesen, deren wirkliche Existenz durch die Erfahrung nicht nachgewiesen werden kann: Äther, Atome, Moleküle, Elektronen, Jonen. Wie könnte da die Philosophie ihre die Wirklichkeit überschreitende Aufgabe, die letzten Gründe und den innersten Zusammenhang der Wirklichkeit aufzuspüren, hypothesenfrei lösen? Endlich fordert die philosophische Vernunft zwar die Zurückführung der Erscheinungen auf einen letzten Grund (und außer dem hypothetischen Wesen, das die Religion Gott nennt, ist bis jetzt kein solcher gefunden worden), nicht dagegen die Zurückführung aller innerweltlichen Substanzen auf eine Substanz. Wie sich die Philosophie den Zusammenhang etwaiger verschiedner Substanzen mit der Weltursache oder dem Weltgrunde denken will, das ist ihre Sache; die Naturwissenschaft hat, wenn sie verschiedne Substanzen oder Erscheinungen, die auf verschiedne Substanzen deuten, vorfindet, diese Tatsache einfach anzuerkennen. Sie strebt nach Vereinfachung, das ist richtig, und es wäre ein philosophischer Gewinn — ob auch einer für die Praxis, der die Naturwissenschaften zunächst zu dienen haben, kann man im voraus nicht wissen —, wenn es der Chemie gelänge, ihre Elemente, deren Zahl sich durch Entdeckung neuer immer noch mehrt, auf eins zurückzuführen; aber solange es nicht gelingt, hat sie die Vielheit der Elemente einfach anzuerkennen. Also Verworn hat zwar dreifach Unrecht, aber Haeckel gegenüber, der sich einbildet, den Geist aus der Materie erklärt und so den materialistischen Monismus verwirklicht zu haben, hat er entschieden Recht, und es ist ihm unbedingt beizupflichten, wenn er schreibt: „Man muß radikaler vorgehn und die ganze materialistische Anschauung bis auf die Grundlage hinab preisgeben, wenn man zu einer monistischen Weltanschauung gelangen will." Er konstruiert darum seinen Psychomonismus. „Der Gegensatz zwischen Körperwelt und Psyche existiert in Wirklichkeit gar nicht; denn die ganze Körperwelt ist nur Inhalt der Psyche. Es gibt überhaupt nur Eins, das ist der reiche Inhalt der Psyche." Nun, das haben andre Leute, wie Leibniz, Fichte, Hegel und Lotze, vor ihm schon gesagt. Während es nur stumpfsinnigen Burschen von schwacher Denkkraft einfallen kann, den Geist aus der Materie heraus destillieren zu wollen, drängt sich dem wirklichen Denker die Tatsache auf, daß sein eigner Bewußtseinsinhalt das einzige ist, von dessen Vorhandensein er wirklich überzeugt sein muß, und für den ersten Augenblick erscheint es ihm nicht undenkbar, daß die gesamte Außenwelt nur sein Traum sei. Bei genauerer Überlegung findet er dann freilich, daß sich sein waches Leben von einem Traume deutlich unterscheidet, daß seinem Bewußtsein der wechselnde Inhalt von außen aufgedrängt wird — daß dieser von draußen kommt, bezweifelt er am wenigsten, wenn er eine Ohrfeige kriegt —, und daß der regelmäßige, gesetzmäßige Ablauf gewisser Reihen von Erscheinungen, die ganz unabhängig von ihm und oft sehr gegen seinen Willen

eintreten, auf eine Außenwelt hindeuten, die unabhängig ist von seinem Bewußtsein, die anders geordnet ist als seine Innenwelt, und aus der der Inhalt seines Bewußtseins stammt. Beide Tatsachen: daß unsre Innenwelt das uns allein Bekannte und für uns Gewisse ist, die Ursache unsrer Wahrnehmungen aber draußen liegen muß, hat Kant mit dem uns unbekannten Ding an sich ausgedrückt. Nachdem dann die Physik zur Auflösung der Materie in Atome fortgeschritten war, hat Lotze diese Atome als immaterielle Kraftzentren beschrieben. Die Aufgabe, den Materialismus zu beseitigen, ist also seit einem halben Jahrhundert auf das befriedigendste gelöst, und Verworn hätte sich seinen neuen Lösungsversuch, der seinem Namen alle Ehre macht, lieber sparen sollen. Er ist nämlich gleich den meisten heutigen Naturforschern von der Angst besessen, an die Unsterblichkeit seiner Seele und dann am Ende gar an Gott glauben zu müssen, wenn er dieser Seele die Existenz einräumt, und darum benutzt er seinen Psychomonismus zunächst dazu, die Psyche totzuschlagen. „Nicht eine Seele wohnt im menschlichen Körper, nicht ein Mensch ist Sitz von Empfindungen, sondern ein Mensch ist ein Komplex von Empfindungen, für andre sowohl wie für sich selbst, er besteht aus Empfindungen.“ Hat der Mann wirklich ein so schwaches Daseinsgefühl, daß er aufrichtig auf die Ehre zu verzichten vermag, der Denker seiner Gedanken, der Täter seiner Taten, der Verfasser seiner Werke und der Erfinder seines Psychomonismus zu sein? Und wird er sich fügen, wenn ihm ein Raubmörder das Messer an die Kehle setzt und auf seine Klage oder den Ausbruch seines Unwillens erwidert: Wie kannst du dich auflehnen wollen? Du existierst ja gar nicht. Du bist ja nur ein Komplex, und diesen Komplex bin ich eben jetzt im Begriff zu lösen. Die Aussicht auf die Auflösung findet übrigens Verworn sogar erfreulich, natürlich nicht im Sinne des Apostels Paulus, der aufgelöst und bei Christus zu sein wünschte. Sondern er findet seine Ansicht darum „tröstlich“, weil nach ihr mit dem Tode alles aus sei für uns, da der Tod die Verknüpfung der Empfindungen löse. Die Empfindungen, Gedanken und Gefühle aber (die Hypothese kennt eigentlich nur Empfindungen, das ist Wahrnehmungen; Gedanken und Gefühle werden ihnen hier auf einmal beigesellt, wohl weil sie sich eben nicht leugnen lassen) „leben weiter über das vergängliche Individuum hinaus in andern Individuen, überall da, wo die gleichen Komplexe von Bedingungen existieren. Sie pflanzen sich fort von Individuum zu Individuum, von Generation zu Generation, von Volk zu Volk. Sie wirken und weben am ewigen Webstuhl der Seele. [Kann sich unter dieser Phrase jemand etwas vorstellen? Wie gut läßt es sich dagegen vorstellen, daß der Erdgeist am Webstuhl der Zeit der Gottheit lebendiges Kleid wirke.] Sie arbeiten an der Geschichte des menschlichen Geistes. [Wie kommt der auf einmal hinein? Wer, was ist er?] So leben wir [vielmehr die Bestandteile des Komplexes, auf den das persönliche Pronomen nicht angewandt werden darf] alle nach dem Tode weiter als Glieder in der großen, zusammenhängenden Kette geistiger Entwicklung.“ Dennert bemerkt dazu: „Welch ein großartiger Trost! Nach mir

wird noch weiter »blau« und »hart« und »kalt« empfunden werden; die Empfindungen, der Inhalt der Psyche, sind ja ewig." Und ich füge die Bemerkung hinzu, daß man schon sehr gelehrt sein muß, um sich Empfindungen ohne ein empfindendes Wesen, ohne ein Subjekt, das sie hat, vorstellen zu können; Empfindungen, die im Weltall herumschweben und sich mitunter zu Komplexen verbinden, weil gewisse Komplexe äußerer Bedingungen entstehen, welche Bedingungen, zum Beispiel organische Zellen, aber selbst nichts andres sind als Empfindungen einer nicht vorhandnen Psyche.

Der andre Gegner des Materialismus ist der große Chemiker Ostwald. Er verwirft die Materie und die mechanistische Auffassung der Natur auch in der vergeistigten Form, die beiden Lotze gegeben hat, und will nur die verschiednen Energieformen als das einzig Wirkliche gelten lassen. Ob mit seiner Hypothese, von der er glaubt, daß sie keine Hypothese, sondern nur Beschreibung der Wirklichkeit sei, die Physik besser wird arbeiten können, als sie bisher mit der Atomhypothese gearbeitet hat, das werden die Physiker zu entscheiden haben. Uns geht das hier weiter nichts an. Außer der entschiednen Verwerfung jeder Form des Materialismus ist für uns nur die Art und Weise interessant, wie sich Ostwald über die Organismen äußert. Auch die Lebenserscheinungen sind nach ihm Energievorgänge; aber während das unorganische Gebilde nur solche Energieänderungen erfährt, die aus seiner und der Umgebung Beschaffenheit folgen, Wasser zum Beispiel sich ganz passiv verhält, wenn es durch den Temperaturwechsel in Eis und dann wieder in Wasser zurückverwandelt wird, behauptet sich das Lebewesen seiner Umgebung zum Trotz. Die Organismen „haben die Fähigkeit, sich der Energievorräte selbsttätig zu bemächtigen, deren sie zur Aufrechterhaltung ihres stationären Zustandes bedürfen. Sie sind einer Lampe zu vergleichen, die sich das Öl, das sie braucht, auf irgendeine Weise immer wieder neu beschafft." Ostwald will das Leben dadurch, daß er es als das Ergebnis eines Stromes chemischer Energie auffaßt, noch nicht erklärt haben, glaubt aber, daß es die fortschreitende Chemie mit der Zeit werde erklären können, und lehnt darum den Vitalismus ab. Doch gesteht er nach einer Darstellung des energetischen Haushalts der Organismen, er habe die Lebenserscheinungen so behandelt, als ob im Organismus „ein denkender, urteilender und insbesondre vorsorgender Geist von der Art des menschlichen" säße, der „anscheinend auf Grund einer sehr tiefen Kenntnis der chemischen und physikalischen Gesetze die Einrichtungen so trifft, daß die Ergebnisse dem Organismus einen möglichst dauernden Bestand und eine möglichst vorteilhafte Vermehrung sichern". Er stellt fest, daß der Zweckbegriff keineswegs unwissenschaftlich ist, daß wir berechtigt sind, ihn anzuwenden, und daß er sich zwar noch nicht in der unorganischen, wohl aber in der organischen Welt aufdrängt. Der Annahme, daß eine höhere menschenähnliche Intelligenz die Organismen geschaffen habe, stünden allerdings große Schwierigkeiten im Wege. Dennert bemerkt, Ostwald nenne diese angeblichen Schwierigkeiten nicht; sie möchten sich wohl auf eine beschränken, darauf nämlich, daß

man auf dem Wege solcher Betrachtungen wieder zu dem fatalen Gottesbegriff zurückgelange, den man loswerden will.

H. Driesch ist ein junger Zoologe, der uns von Dennert damit empfohlen wird, daß ihn Haeckel als „unzurechnungsfähigen Sophisten" abgetan hat. Er hat als der erste die von verschiednen Vorgängern ausgesprochnen vitalistischen Gedanken zur Ausarbeitung eines vitalistischen Systems auf der Grundlage der modernsten Forschungsergebnisse verwandt. Sein vernichtendes Urteil über den Darwinismus habe ich in dem ersten der eingangs erwähnten Artikel über Hartmanns letztes Buch S. 368 angeführt. Mit jedem unverschrobnen Beobachter sieht er das Kennzeichen des Organischen in der es durchwaltenden Zweckmäßigkeit, die sich in der Harmonie (Zusammenpassung der Teile, der Organe und ihrer Funktionen) und in der Regulation betätigt. Unter dieser versteht er die Wahrung des normalen Zustandes und seine Wiederherstellung nach innern oder äußern Störungen. Am auffälligsten sind die Regulationen nach einer allergröbsten Störung, zu denen die niedern Tiere fähig sind, die nicht allein gleich den höhern ihre Wunden verheilen, sondern auch abgeschnittne Körperteile wieder wachsen lassen. Weil diese Neubildung aller Körperteile, auch des Kopfes, nach dem Durchschneiden des Tieres an beliebigen Körperstellen, und nicht bloß von der Wundfläche, sondern auch von nicht verletzten Stellen des Körpers aus vorkommt, schwindet die an sich schwer denkbare Möglichkeit, den Organismus als Maschine aufzufassen, vollständig. Man könnte sich allenfalls den Organismus als eine bis ins Märchenhafte zusammengesetzte und verwickelte Maschine vorstellen und außerdem an jeder Stelle seines Leibes eine kleine Maschine angebracht denken, die in Tätigkeit träte, so oft das ihr benachbarte Teilchen des Organismus abgerissen würde, und die dieses aus dem ihr gelieferten Material wieder herstellte — aber nicht mehr; denn die Maschine leistet immer nur das eine, das zu leisten sie eingerichtet ist. Doch viele niedere Tiere stellen die abgeschnittnen Glieder, ja den abgeschnittnen größern Teil ihres Leibes von den verschiedensten Stellen aus wieder her. Das wäre, wie Driesch zeigt, nur möglich, wenn der Organismus eine unendliche Anzahl unendlich komplizierter Maschinen enthielte, in deren jeder die Bedingungen für die Herstellung des ganzen Organismus enthalten sein müßten.

Dennert behandelt auch Haeckel und Reinke. Den zweiten lassen wir nächstens selbst reden, und bei dieser Gelegenheit kommen wir auch noch einmal auf Haeckel zu sprechen. Für diesmal sei darum nur mitgeteilt, wie Dennert auf die im Titel seines Buches liegende Frage antwortet. Die Musterung der vorgeführten Forscher zeigt, daß es „die Weltanschauung des modernen Naturforschers" nicht gibt. Die Forscher haben nicht einmal ein gemeinsames oder übereinstimmendes Weltbild. Der eine stellt sich die Welt vor als einen körperlichen Mechanismus, der andre als ein Gewebe tätiger Energien, der dritte als einen Komplex psychischer Elemente. Und wenn sich die Naturforscher einmal über das Weltbild einigen sollten, so könnten auf dieses eine Bild noch immer die verschiedensten

Anschauungen gebaut werden. Die Entscheidung in der Alternative namentlich, ob man sich die Welt durch Zufall entstanden oder von einem allmächtigen, intelligenten Wesen geschaffen denken soll, hängt nicht von dem Maße oder der Art naturwissenschaftlicher Erkenntnisse ab, sondern von Herzensbedürfnissen und Neigungen. Allerdings stellt uns die heutige Naturerkenntnis eine solche Fülle der wunderbarsten Zweckmäßigkeiten vor Augen, daß es ungemein schwierig ist, die Vernunft zum Schweigen zu bringen, die den zwecksetzenden und nach Zwecken waltenden Ordner des Weltalls fordert. Daß jedoch auch dieses Schwierige geleistet werden kann, das sehen wir ja täglich an Haeckel und seinen Jüngern.



Ferdinand Brunetière

Von M. J. Minckwitz

er das Lebenswerk des am 10. Dezember 1906 im achtundfünfzigsten Lebensjahre verstorbnen Schriftstellers Ferdinand Brunetière einer genauern Prüfung unterzieht, fühlt sich nicht wenig betroffen von dem Mangel an Einheitlichkeit, der innerhalb dieser nicht allzuweit ausgedehnten Lebens- und Arbeitsfrist zutage tritt. Man wird nicht leicht eine zweite Persönlichkeit nennen können, deren Ansichten eine gleiche Fülle von Paradoxen und Widersprüchen anhaften. Auch in Brunetière ist die ruhige Lebensanschauung, die große Denker früherer Jahrhunderte auszuzeichnen pflegte, der modernen Unrast zum Opfer gefallen. Die geistige Hast der Neuzeit zieht leider immer schlimmere Folgen nach sich, insbesondre verwickelt sie produktive Schriftsteller in Widersprüche, deren spezieller Ursprung sich oft nicht genau bestimmen läßt. Gewiß spielen dabei nicht an letzter Stelle auch Gedächtnisfehler mit, die vorübergehender Erschöpfung zuzuschreiben sind, aber der Nachweis andrer Motive ist doch nur mit großer Behutsamkeit zu erbringen. Bei Brunetière bedarf es einer besonders gewissenhaften Sichtung auftauchender Probleme, wenn man seine anscheinenden Schwankungen und Schwenkungen enträtseln will. Handelt es sich bei diesem rastlos strebenden Forscher doch vor allem nicht um Charakterschwäche oder um wenig ehrenvolle Zugeständnisse an den krankhaften Ehrgeiz, für dessen Befriedigung das heutige Frankreich die trefflich ironisierende Bezeichnung arrivisme in Aufnahme gebracht hat. Diesen Vorwurf könnten nicht einmal die erbitterten Gegner des unermüdlichen Kämpfers erheben. Auch die hochmoderne Form seiner Publikationen ist wohl eher den Verhältnissen als ihm selbst zur Last zu legen. Vorlesungen, die neue Theorien in akademischen Kreisen verbreiten sollten, Vorträge, die im Inlande und im Auslande bei einer zahlreichen, bunt (nicht bloß nach Geschlechtern) gemischten Zuhörerschaft Anklang fanden, kritische Beurteilungen von wichtigen Neuigkeiten auf dem

Büchermarkt, oft nur das Produkt weniger Stunden intensiver Lektüre, all diese Früchte wechselnder Anspannung der Geisteskräfte drängen in die Öffentlichkeit, bisweilen in einer Form, der ohne Schuld des Autors die letzte Feile fehlt. Es gibt ja auch Sammelbände, in denen Schriftsteller eine Auswahl von Essais und kürzern Aufsätzen, die der Entstehung nach zeitlich und räumlich weit auseinander liegen, schützend zu bergen suchen, damit kostbare, bisher vereinzelte Körner nicht schließlich doch noch mit der Spreu nach allen Richtungen verfliegen. Solche Sammelbände nötigen eigentlich zur Revision und Selbstkorrektur, aber auch diese Pflicht wird im Drange neuer Pläne häufig vernachlässigt.

Brunetières Sammelbände unterscheiden sich nun allerdings von andern ähnlichen Veröffentlichungen durch den schwerwiegenden Umstand, daß er nur nahe verwandte Stoffe, oder doch solche, die ein Kausalnexus in der Behandlung zu verbinden scheint, zusammengruppierte und zwischen der Entstehungszeit und der Drucklegung, unter Umständen dem Neudruck seiner Schriften keine allzu lange Frist verstreichen ließ. Für dieses dem Autor günstiger liegende Verfahren genügt die Anführung von zwei Beispielen: seine 1890 veröffentlichte Evolution des Genres dans l'Histoire de la Littérature gibt den revidierten Inhalt von zehn Vorlesungen wieder, die Brunetière im November und Dezember 1889 in der Ecole Normale Supérieure gehalten hatte; seine später gesammelten Discours de Combat, von denen die erste Serie 1900, die zweite 1903 erschien, umfassen den ebenfalls kurzen Zeitraum von 1896 bis 1902. Jedenfalls wird schon aus diesen wenigen Daten klar, daß die Hauptzahlen dieser zusammengetragnen geistigen Rubriken noch als ziemlich frische Einträge im Hirn des Denkers haften mußten.

Will man sich durch die zahlreichen Seitensprünge dieses originellen Geistes nicht in der Erkenntnis der von ihm beschrittnen Hauptbahnen irreführen lassen, so muß man zunächst mehrere kleinere Steine des Anstoßes wegräumen. In einem am 18. Januar 1902 in Freiburg in der Schweiz gehaltnen Vortrag über: L'Œuvre critique de Taine plädiert Brunetière unbewußt für sich, indem er von kleinen Gebrechen spricht, die bei der Gesamtbeurteilung eines Autors nicht allzu schwer in die Wagschale fallen sollten. Er sieht nicht ein, warum dem Gesamtwerk Taines allerlei Widersprüche nachgesagt werden: Je ne parle pas, vous m'entendez bien, de ces contradictions de détail auxquelles nous sommes tous exposés, qui n'atteignent pas le fond des choses, et dont rien n'est plus présomptueux que de vouloir à tout prix éviter le reproche, parce qu'on ne l'évite en général qu'aux dépens de la vérité. Es kommt nun freilich sehr viel darauf an, was man unter contradictions de détail verstehen soll und will. Es wird ja zum Beispiel sicherlich Literarhistoriker geben, die dem Literarhistoriker Brunetière Nachsicht angedeihen lassen, wenn er 1882 in einer polemischen Schrift über die Sprachforschung der Gegenwart mit Bezug auf die französische Literatur im Mittelalter zur Verteidigung der französischen Renaissance einen Ausspruch

Du Bellays zitiert, den er acht Jahre später als zu schwer verständlich zurückweist. Wenn er sich ursprünglich über den jugendfrischen Wagemut der Plejade freut, die alle strebsamen Dichter aufforderte, sich die Werke des klassischen Altertums so völlig zu eigen zu machen, daß sie förmlich in Fleisch und Blut übergingen, fast zwei Jahrzehnte später aber die betreffende Stelle des poetischen Manifestes der Plejade nochmals genauer im ursprünglichen Wortlaut zitiert, jedoch mit dem übellaunigen Zusatz: Mais comment y réussira-t-on? C'est ce qu'il a négligé de dire, et c'était cependant la seule chose qui nous importât. Wer böswillig ist, könnte sogar noch einen Schritt weitergehn und Äußerungen zum Vergleich heranziehen, die 1904 in der unvollendet gebliebnen Histoire de la Littérature française classique ebenfalls der Plejade gewidmet sind. Aber schließlich ließe sich hier wie bei hundert andern Fällen der Vorwurf der Inkonsequenz durch den Einwand entkräften, daß die durch unausgesetzte Übung gesteigerte kritische Schärfe allmählich und im stillen Wandlungen des Geschmacks und des Urteils herbeigeführt hat, die dann plötzlich unvermittelt zutage treten. Jedenfalls hat sich Brunetière aber in der Beurteilung eines Zweiges der literarhistorischen und sprachlichen Forschung, der Arbeit der französischen Mediovisten, in einen schroffen Widerspruch verwickelt, der tief zu beklagen ist. Allem Anschein nach hatte wohl die etwas aufdringliche Ruhmredigkeit Léon Gautiers seine leidenschaftliche Kampflust so stark angeregt, daß sie zu Gereiztheit und Gehässigkeit ausartete. Der bei diesem Anlaß unverhüllt hervortretende Groll steht mit Brunetières sonstiger vornehmen Haltung in recht grellem Widerspruch. Da er sich überdies bei dieser Gelegenheit auf ein Terrain wagte, das er kaum oberflächlich sondiert hatte, war es vielleicht gerade diese Unsicherheit, die ihn zur Wahl von wenig loyalen Waffen verführte. Heute fragt man sich vergebens, welchen Zweck er eigentlich verfolgte, als er wahrhaft treue Hüter der Wissenschaft, insbesondre die unermüdlichen Schatzgräber auf altfranzösischem Gebiete mit Kränkung förmlich überschüttete. Diese erbitterte Kriegserklärung an die mittelalterliche Sprachforschung arbeitete nicht mit logischen Gründen, sondern mit zersetzendem Spott, dem glücklicherweise die überstarke persönliche Färbung die Spitze abbrach. Für den unparteiischen Beobachter schnellte der giftige, ohne berechtigte Veranlassung abgedrückte Pfeil auf die Brust des überreizten Schützen zurück. Vielleicht war es auch die Reue über dieses Unrecht, die Brunetière am 12. März 1903 die Worte diktierte, mit denen er den edelsten Pfleger der französischen mittelalterlichen Literatur, Gaston Paris, im Namen der Académie Française zur letzten Ruhestätte geleitete. Wer den Inhalt dieses discours funèbre mit den Äußerungen vom Jahre 1882 vergleicht, verfällt in ein berechtigtes Staunen über diese radikale Wandlung des Urteils. Sie läßt sich nur konstatieren, aber nicht beschönigen. Es steht bloß fest, daß sie von echter, redlicher Regung diktiert scheint: der Evolutionist Brunetière aber hat weise gehandelt, gerade die weihevolle Stätte des Todes zum Anlaß seines feierlichen, wenn auch indirekten Widerrufs zu wählen.

Der Literarhistoriker Brunetière hat etwas von einem Irrlicht an sich, der Kritiker und Moralist steht ungleich höher. Denn der Kritiker hat sich nicht ausschließlich auf literarischem Gebiet bewegt, und der Moralist brachte allen ethischen Fragen der Zeit nicht bloß warmes Interesse entgegen, sondern bekundete als beredter Theoretiker eine erstaunliche Hilfsbereitschaft im Kampfe gegen Kulturschäden, die er mit untrüglichem Blick aufzudecken verstand. Diese intensive Geistesrichtung des übereifrigen Professors an der Ecole Normale beweist, daß er nicht zum Fachgelehrten prädestiniert war. Deshalb belebt er auch alle Gebiete, die er betritt, mit einem frischen Hauche. In wohlüberlegten und berechneten Abständen nahm er einen bewunderungswürdigen Aufstieg zu den höchsten Höhen des Geistes und eröffnete mit echt divinatorischer Begabung mannigfache Ausblicke auf die Kulturentwicklung der Menschheit. Einige Phasen dieser Denkreise zu verfolgen ist ungemein lehrreich. Sie heben an mit dem eigenartigen Gedanken, der die Evolution des Genres dans l'Histoire de la Littérature (1890) ins Leben rief. Der angehende Vierziger steckte sich hier ein kühnes Ziel, das der Zeit zu weit vorauseilte. Mitten im ersten Anlauf aber brach er ab, weil sein ehrlicher Sinn auf Hindernisse stieß, die ihm noch rechtzeitig die Augen öffneten. Denn es ist nicht so einfach, die Methoden der Naturwissenschaften ohne weiteres auf andre Geistesgebiete zu verpflanzen, sich die Produkte der Literaturen nach Prinzipien eingeordnet und etikettiert vorzustellen, die dem Zoologen oder dem Botaniker bei ihren Klassifizierungen unentbehrliche Dienste leisten. Vor den letzten Konsequenzen, die zu ziehen waren, um Ideen Darwins und Haeckels fruchtbringend auf die Kritik literarischer Erzeugnisse wirken zu lassen, ist Brunetière zurückgeschreckt. Aber er hat eine neue Perspektive eröffnet für jüngere, wagelustige Generationen. Auch ist ihm die Vorstufe seiner Betrachtung, die Skizzierung einer Geschichte der französischen literarischen Kritik in einigen Hauptzügen geglückt. Zugleich erscheinen die wichtigsten, längst abgegrenzten Perioden der französischen Literatur in eine neue Beleuchtung gerückt. Am klarsten beleuchtet ist das neunzehnte Jahrhundert. Hier ist der Stoff vereinfacht oder vielmehr an einzelne machtvolle Persönlichkeiten angegliedert, weil sich das Kritikeramt in Frankreich offenkundig zum ausfüllenden Hauptberuf starker Intelligenzen ausgebildet hat. Madame de Staël und Chateaubriand bilden den notwendigen Übergang zu den kritischen Herrscherzeiten eines Villemain, eines Sainte-Beuve, eines Taine, denen sich Brunetière mit stolzem Selbstbewußtsein und aus eigner Machtvollkommenheit als Thronerbe im Reiche der Kritik anschließt. Spötter haben behauptet, für die Namenfolge: Sainte-Beuve, Taine, Brunetière sei nach Brunetières eigner Ansicht jeder Zuwachs der Zukunft ausgeschaltet gewesen. Doch das heißt zu weit gehn. Brunetière hielt sich nur mit Recht für einen kühnen Entdecker, dessen Kraft von dem persönlich errungnen Horizont vollständig, ja über Gebühr in Anspruch genommen war. Denn von allen Seiten beleuchtete, bespürte, betastete er die wesentlichsten Gewinne der kritischen Forschung seit 1550. Sein

genialer Blick vereinigte nur das Wesentliche zu einer Skizze, zugleich aber wandte er sich mit einer glänzenden Rechtfertigung an die Detailforscher, von denen er wohl wußte, daß sie von vornherein jeden kühnen Aufflug mit dem Stempel der Ungenauigkeit und Oberflächlichkeit brandmarken möchten: Ne nous défions pas des ideés générales: ce sont elles qui font progresser la science. Je ne m'intéresse guère aux récifs de corail, et peu de choses en soi me seraient plus indifférentes que les éponges calcaires. Mais je sais que la Monographie des éponges calcaires est de Haeckel, et je me rappelle que Darwin, tout en observant les récifs de corail, méditait son Origine des espèces. Voilà ce qui m'importe, et voilà ce qui m'intéresse.

Brunetière weist die unverdiente Geringschätzung zurück, womit so viele auf die idées générales herabschauen. Solche Ideen dürfen seiner Ansicht nach sogar verfrüht, willkürlich, bisweilen falsch sein. Ihr Zweck aber ist Staunen zu wecken, zum Widerspruch zu reizen und zum Ausgangspunkt neuer Untersuchungen zu werden. Sie sollen angesichts großer Probleme jene Aufregung der Geister heraufbeschwören, die als Bedingung jeglichen Fortschritts und weiterer Entdeckungen vorhanden sein muß. Sie ausschließen, heißt der Wissenschaft den Sauerteig entziehen, dem Unterricht den Lebensnerv unterbinden, denn wir sind nicht nur verpflichtet, künftigen Generationen Wissen zu übermitteln, sondern ihnen die Mittel selbst an die Hand zu geben, wie dieses Wissen weiter zu fördern ist. Kalte Gelehrsamkeit setzt uns höchstens in den Stand, rauhe Steine zu behauen und brauchbares Material aus dem Rohzustand zu glätten. Ein solches nützliches Nebenverdienst aber wird durch das Hauptverdienst des Baumeisters überstrahlt. Dieser Satz hat für alle Wissensgebiete Geltung. Aus diesem Grunde darf eine wirklich wertvolle Literaturgeschichte auch nicht aus einer bloßen Aneinanderreihung von Monographien bestehen, auch wenn das schwache Band der Chronologie von einer zur andern führt, deshalb soll der Wust unermüdlich zutage geförderter Nebendokumente nicht in kundiger Hand überwuchern, und interessante Betrachtungen soziologischen und andern Wertes sollen nicht über die Hauptfassade des eigentlichen Baues hinaus verlängert werden. Denn die Bedeutung und der eigentliche Kern des Wesens der Literatur ist und bleibt rein künstlerischer Art. Längst wären die Dichter wie alle andern Künstler es müde geworden, zu schaffen und zu wirken, wenn ihnen keine höhere Aufgabe zuerkannt würde, als den Seelenzustand ihrer Zeitgenossen zu spiegeln, über ihr Zeitalter nüchtern Bericht zu erstatten. La réalisation de la beauté, voilà où ils ont tendu; et quiconque prétend les juger sur ses tendances à lui, plutôt que sur les leurs, je ne sais pas ce qu'il fait, mais ce n'est pas de la critique. Der Kritiker kann nicht genug Wissensschätze erringen, il doit avoir fait le tour des idées. Aber eines muß ihm angeboren sein, die Sympathie, das Kunstverständnis. Diese angeborne Begabung führt zur Selbstprüfung, damit nicht unbewußt zuviel von seiner persönlichen Eigenart in seine Eindrücke und Urteilsbegründungen einschleicht. Auch der Überschwenglichkeit der Sympathie

ist Einhalt zu gebieten, um der Gerechtigkeit und Wahrheit treu zu bleiben. Vieles ist zu bedenken. Denn so sicher es Farbenblinde gibt, so sicher gibt es auch Unempfängliche, denen gewisse Seiten der Kunst vollständig entgehen, ein Mangel, den sie selbst fühlen und begreifen lernen sollten. Man begreift, daß der Verfasser der Evolution des Genres schon früher der Autor des Roman Naturaliste (1884) geworden ist.

In der Evolution des Genres setzte gelegentlich ein Tastversuch des Moralisten Brunetière ein. In dem hauptsächlich Taine gewidmeten Schlußkapitel tauchte schon die schwierige Frage nach dem Verhältnis von Kunst und Moral auf, die 1898 in einem Vortrag für die Société des Conférences ausführliche Behandlung erfuhr. Das Thema: L'Art et la Morale schwindet nicht mehr so leicht von der Tagesordnung. Es fragt sich, ob Brunetière Originelles dazu geäußert hat. Kleinlich und prüde äußerte er sich selbstverständlich nirgends. Er brachte auch keine praktischen Mittel in Vorschlag, wie den durch Kunstwerke hervorgerufnen sittlichen Schäden abzuhelfen sei. Jedoch hielt er an der Ansicht fest, daß vollendete Kunstschöpfungen unter Umständen zu starksinnliche Regungen wachrufen können, und zwar erstens, wenn ihre forme séductive zu ausgeprägt ist, zweitens, wenn die Wiedergabe der Natur buchstäblich treu ausfällt. Der Künstler soll nicht außer acht lassen, daß die Ausübung seiner Kunst einer sozialen Verpflichtung gleichkommt, zu deren strengen Erfüllung sein Gewissen mahnt. Alle wahre Kunst wirkt als starke Macht neben der Religion und neben der Wissenschaft, und in einem wohlgeordneten Staate hat sie diesen andern wichtigen Kräften das Gleichgewicht zu halten. Es ist nicht Sache des Künstlers oder des Schriftstellers, das Amt eines Moralpredigers auszuüben, aber auch nicht sein gutes Recht, nach Art von Nietzsches Übermenschen Zucht und Sitte als lästige Fessel von sich abzustreifen. Über das Künstlertum soll keine religiöse Autorität als Aufsichtsbehörde eingesetzt werden, denn die Geschichte des Papsttums im Mittelalter hat uns zur Genüge über die Vorzüge sowie auch über die Gefahren der Theokratie aufgeklärt. Mit andern Worten, der Künstler selbst ist moralisch verpflichtet, dem „Ausleben“ seiner Individualität bestimmte Hemmungen aufzuerlegen. Geschieht dies nicht, so wird es dahin kommen, daß sich in seinen Schöpfungen, auch als unbewußte Reflexe, rein tierische Instinkte statt seelischer Regungen spiegeln, daß der Geschmack der großen Menge nicht geläutert und nicht erzogen wird. Wird der Künstler sich seiner hohen Mission bewußt, so wird er die Selbsterziehung folglich als eine wichtige Aufgabe seines Lebens betrachten. Denn das künstlerische Können allein reicht nicht aus.

Wer diese letzte Konsequenz aus Brunetières Betrachtung zieht, folgt ihm unmerklich auf ein angrenzendes Gebiet, zu einem Thema, das er 1895 ebenso streng logisch unter dem Titel Education et Instruction in der Revue des deux Mondes behandelte. Mit Recht wurde der Artikel auch als Broschüre

in Umlauf gesetzt. In dieser Denkschrift legte Brunetière den Finger auf einen Krebsschaden der Neuzeit. Die Rücksichtslosigkeit des erschwerten Daseinskampfes breitet ihre düstern Schatten schon mehr und mehr über die Kinderzeit, das Schulalter, unsern ganzen Bildungsgang. Jeder wird ermahnt, vorwärts zu streben, möglichst der Erste zu sein, Wissen zu erwerben, um eine Stellung zu erringen. Die Pflege des Verstandes absorbiert alle Aufmerksamkeit und Kraft, Herz und Gemüt bleiben unentwickelt, denn Güte ist ja keine Eigenschaft, die zu einer glänzenden Laufbahn verhilft. Wenn es irgend angeht, wird der Verstand in die dürren Fächer eines Spezialwissens hineingedrillt, um den Wettbewerb mit andern aufnehmen und aushalten zu können. Wer täte dem Rennen und Hasten wohl Einhalt? Die Mitglieder der höchsten Unterrichtskommissionen überbieten sich ja gegenseitig nur an Forderungen, die Lehrprogramme immer komplizierter zu gestalten, teils als eifersüchtige Vertreter der ihnen obliegenden Disziplinen, teils in der versteckten Absicht, einen Teil der allzu zahlreichen Stellenbewerber durch verschärfte Bedingungen abzuschrecken. Man fühlt die bestehenden Mißstände und will den Universitäten Lehrstühle für Pädagogik einfügen, ohne sich zuvor darüber klar geworden zu sein, was auf diesen Kathedern zu „lehren not tut“. Die Neuzeit unterrichtet zu viel und erzieht zu wenig. Der einseitig geübte Verstand übt an allen Grundfesten des Staates Kritik, weigert den Gehorsam, erkennt keine Autoritäten an und verschließt sich der Erkenntnis, daß es Pflichten gegen unsre Mitmenschen gibt, daß die ins Schrankenlose wachsenden Begierden und Wünsche alle Disziplinierung eines edlern Menschentums lockern. Allenthalben zeigt sich das Schreckgespenst der Anarchie, in wechselnder Gestalt als Frucht des Ungehorsams. Plastische, grauenerweckende Form hat sie in der Hand politischer Wahnwitziger angenommen. Offner und geheimer aber wühlt sie auf allen Gebieten des Lebens und unterhöhlt alles, was die Tradition geheiligt hatte. Brunetière sucht ihr Wirken in den Erzeugnissen der naturalistischen Kunst, in dem Dünkel einer übertriebnen Pflege der Wissenschaft und in dem Rütteln an der Autorität der Kirche. Zu diesem Ideenkreis gehört sein viel genannter und viel beanstandeter Artikel aus dem Jahre 1895 Après une Visite au Vatican. Über ein Jahrzehnt hat sich über dem Groll gelagert, den seine angeblich feindselige Haltung gegenüber den Vertretern der Wissenschaft entfachte. Wer die Streitschrift heute liest, wird milder urteilen. Wenn Brunetière das Verhältnis von Religion und Wissenschaft auf Grund seiner eignen Lebenserfahrung charakterisiert, wird er nicht ungerecht. Er begegnet sich sogar mit dem eifrigen Wunsche Renans, der beide Gebiete als „unabhängiges Nebeneinander“ aufgefaßt haben wollte. Auch Brunetière erklärt: Il n'appartient pas plus à la science d'infirmer ou de fortifier les preuves de la religion, qu'il n'appartient à la religion de nier ou de discuter les lois de la pesanteur ou les acquisitions de l'égyptologie. Chacune d'elles à son royaume à part.

Die römisch-katholische Kirche kann sich keine festere Stütze und keinen bessern Hüter ihrer Interessen wünschen. Seine reichen Wissensschätze, seine scharfe Denkkraft hat ihn nirgends mit der Kirchenlehre in Konflikt verwickelt. Als er 1902 in einem Vortrag: Le Progrès religieux (in Florenz) die Starrheit des Dogmas in Abrede stellte, sprach er aus der vollen Überzeugung eines redlichen Denkers heraus, der selbst den anscheinend toten Buchstabenglauben fruchtbringend in Bewegung gesetzt hat. Unerschrocken weist er seinem Lieblingsschriftsteller Bossuet Anklänge an Calvins Institution chrétienne nach. offenherzig widmet er dem Genfer Reformator das redliche Apostelwort: oportet haereses esse. Er hatte immer den Mut seiner Überzeugung. Nebenbuhlerschaft, Neid, Sophismus blieben seiner Seele fern. Frankreich aber hat in der schweren Krisis seines Kulturkampfes einen treuen Sohn verloren, dessen redliche Stimme im Kampfe der Parteien verhallte. Viele haben ihm nicht vergessen, daß er der Ligue de la Patrie française beigetreten war; er selbst hatte die neue Ära, die nach dem Tode Leos des Dreizehnten im Vatikan angebrochen ist, nicht mehr verstanden. Die versöhnliche Milde der Kirche, auf die er bis kurz vor seinem Tode hoffte, war sein letzter — Trugschluß.

Sein stark entwickeltes Nationalgefühl (nicht Nationaleitelkeit) tritt am schönsten zutage in einer kritischen Anzeige vom Jahre 1900, die den Titel L'Ame américaine trägt. Die Vaterlandsfreunde aller Nationen könnten von ihm lernen, wenn er einsichtsvoll äußert, daß ein Herd, von dem geistiger und insbesondre moralischer Einfluß ausgehn soll, um so mehr Wärme ausstrahlen wird, je intensiver seine Flamme unterhalten wird. C'est pourquoi, en Amérique, ou ailleurs, si nous voulons que la langue et l'esprit français se répandent, ne nous préoccupons tant des moyens de les répandre au dehors que de les maintenir eux-mêmes, et en France, dans le sens de leur tradition.



Zum Ursprung des Märchens

Von Paul Arfert in Halberstadt

3



Wenn im folgenden einige Andeutungen über die ersten Entwicklungsstadien des Märchens gegeben werden, so kann es sich dabei nur um Möglichkeiten handeln, und zwar um Möglichkeiten, die nur aus gewissen innern Tendenzen des Märchens erschlossen werden können. Über die äußerlichen Entwicklungsgesetze kann ich hier nur einige kurze Bemerkungen vorausschicken. Als den ursprünglichen Kern der Märchen haben wir kürzere, formlose Geschichtchen voraus-

gesetzt, so wie sie sich noch heute bei tiefstehenden Völkern vorfinden. Nun ist es das Grundgesetz aller epischen Poesie, daß sie nach Verlängerung strebt. Das ist ein ganz natürliches Gesetz der oralen Erzählungsliteratur. Jeder Erzähler will möglichst lange am Worte bleiben. Daher ist wohl das nächste, was sich mit einer Geschichte ereignet, wenn sie wiedererzählt wird, daß sie gedehnt wird. Das geschieht nun, da es dem Naturmenschen an der Erfindungsgabe mangelt, entweder durch mehr oder minder geschickte Wiederholung oder durch unbeholfne Zusammenfügung zweier und mehrerer Geschichten, die irgendwelche Berührungspunkte miteinander haben. Solcher schließlich endlos langen Erzählungen könnte man eine Menge aus der primitiven Literatur anführen. Hier finden wir also schon ein grundlegendes Gesetz aller Märchenliteratur, die Kompilation, auf der ersten Entwicklungsstufe vor. Die Vereinigung von zwei Motiven in eine Erzählung mag nun zunächst innerhalb der Dorfgemeinde vor sich gegangen sein. Je weitere Verbindungen aber ein Stamm hat, desto mehr rinnen die Geschichten zusammen. Da bringt der Botenläufer neue Stoffe von einem Nachbarstamm mit, an dessen Männerversammlung er teilgenommen hat. Die Vorschrift der Exogamie, die über alle Teile der Erde hin wirksam ist, bringt mit den stammesfremden Frauen neue Märchen in die Dorfgemeinschaft. Auch Handelsbeziehungen und andre friedliche Besuche tragen das ihrige dazu bei, den Erzählungsschatz der Männer und der Frauen eines Stammes zu erweitern.

Ein zweiter Punkt liegt in einem allgemeinen Gesetz aller Evolution begründet, in der Auslese des Lebensfähigsten, hier natürlich des Interessantesten. Die besten Geschichten werden wieder- oder weitererzählt, die langweiligen vergehn im Entstehn. So bildet sich allmählich ein Stamm von Wundererzählungen aus, der immer wieder hervorgeholt wird und immer neuen kleinen Veränderungen und Erweiterungen ausgesetzt ist. So kann man überzeugt sein, daß zum Beispiel die Geschichte von der Fahrt des Zauberers in das Totenland besonders beliebt war und immer von neuem zum Vortrag gekommen ist, denn diese Geschichte ist unglaublich weit verbreitet.

Je reifer sich nun das religiöse Leben eines Volkes entwickelt, und je mehr sich die sozialen Einrichtungen differenzieren, desto mehr erweitert sich auch der Horizont des Märchens. Wenn nun einerseits die Entwicklung des Märchens zunächst auf eine zusammenhanglose Häufung von Episoden hinausläuft, so kommt das märchenerzählende Volk doch mit der steigenden Entwicklung wieder davon ab, und zwar aus verschiednen Ursachen. Hier sei nur darauf aufmerksam gemacht, daß der epischen Erzählung im allgemeinen und dem Märchen im besondern die Neigung innewohnt, sich um eine Person, einen einzelnen Helden zu gruppieren. Vermutlich wirkte dabei das Beispiel der Stammesheldensage und der Göttersage mit ein. Dazu kommt, daß mit der Häufung eine entgegengesetzte Erscheinung parallel geht, nämlich das Bestreben, eine längere Episodenerzählung wieder in ihre einzelnen Episoden auseinander-

fallen zu lassen und die Motive in andre Verbindung zu bringen. So bildet sich neben den Götter-, Stammes- und Tiersagen eine feste Tradition von Erzählungen, in denen ein Held nacheinander eine oft endlos ausgedehnte Reihe von Abenteuern zu bestehn hat. Solche Helden sind Zauberer, große Jäger, tapfere Häuptlingssöhne, schöne junge Mädchen, es kommen auch überirdische Personen als Helden vor. Auf diese vereinigen sich nun die bekannten Märchenmotive — soziale, zauberische, religiös-mythische —, wie sie oben gekennzeichnet worden sind.

Solche Erzählungen müssen wir also als die Vorstufe des Märchens betrachten.

In diesem ganzen Prozeß sind nun noch einige andre Dinge wirksam, auf die wir unsre Aufmerksamkeit richten müssen, ehe wir daran gehn, einige der Richtungslinien aufzudecken, in denen die Entwicklung des Märchens weiter verläuft, sobald das märchenerzählende Volk den gebundnen Zustand primitiver Lebensform überwunden hat. Diese Dinge sind die Neigung zur Verallgemeinerung, zur Typisierung und zum Extrem. Schon in der primitiven Zeit wird die Geschichte gern in die Vergangenheit verlegt; dadurch werden die zugrunde gelegten individuellen Verhältnisse allgemein und unpersönlich. Die Handlung spielt in einer Zeit, „wo die Väter unsrer Väter Kinder waren“, oder „wo der weiße Mann noch nicht im Lande war“, oder schließlich in einer fernen, unbestimmten Vergangenheit. Wenn der Naturmensch auch gern an dem Namen seines Helden festhält, so zeigt sich doch schon die Tendenz, ganz allgemein von einem Mann, einem Häuptling, einem Mädchen zu sprechen und im übrigen den Helden keinen persönlichen Eigennamen, sondern eine Appellativbezeichnung beizulegen. Der Schauplatz des Märchens ist nicht ein bestimmtes Dorf, sondern allgemein ein Kraal, eine Hütte usw. Schon hier ist der Wald im allgemein gefaßten, unbestimmten Sinne der beliebteste Schauplatz der Märchenhandlung. Nirgends findet man einen Versuch zur nähern Charakterisierung oder gar zur Beschreibung eines Schauplatzes, denn das ist ganz entgegen der Denkanlage und der Einbildungskraft des Naturmenschen. Aus der Enge des triebhaften Denkens heraus werden auch die persönlichen Handlungen des Helden und ihre seelischen Grundlagen verallgemeinert. Von der Verallgemeinerung zur Typisierung ist nur ein Schritt. Und auch dieser Schritt ist in gewissem Maße schon im primitiven Märchen vollzogen. Der Naturmensch vermag zwar nicht aus der Fülle der Erfahrung heraus durch einen angestrengten Denkakt das Gemeinsame, Typische aus der Fülle des Individuellen zu abstrahieren, sondern er gelangt zum Typischen auf die entgegengesetzte Weise. Die wenigen Kategorien, über die er verfügt, müssen die ganze Masse der Erscheinungen und der Erfahrungen umfassen. Dazu kommt, daß im Wesen der Tradition schon eine Tendenz der Typisierung liegt. Die immer wiederholte Verwendung derselben Helden und derselben Situationen mußte notwendig zum Typischen führen. Wir haben typische Personen, typische Hand-

lungen, einen typischen Märchenschauplatz. Typisch sind auch die seelischen Grundlagen der Handlung. Immer kehren dieselben Personen wieder, Jäger, Fischer, Schiffer (bei den seeanwohnenden Völkern), Zauberer, Häuptlinge, Häuptlingssöhne, der Mann, die Frau, das Mädchen, das Kind schlechthin. Wir haben immer dasselbe Fundament der Handlung: eine Person wird auf irgendeine Weise zum Verlassen des Ortes gebracht, und auf dem Wege oder am Ziele begegnet ihm sein Abenteuer oder eine Reihe von Abenteuern. Es sind immer dieselben allgemein menschlichen Handlungen, die den novellistischen Kern des Märchens ausmachen, und die zumeist auf einer Störung der Ordnung des Gemeinschaftslebens beruhen: eine gefährliche Werbung, gewaltsamer Brautraub, verstoßne Kinder, durch Sturm vertriebne Schiffer, in die Gewalt von Kannibalen geratne Jünglinge oder Mädchen, Auszüge auf die Jagd oder in den Krieg usw. Ebenso haben die übernatürlichen Motive durch Auslese und immer wiederkehrende Verwendung schon bei den Wilden typischen Charakter bekommen. Ich habe schon eine Auslese dieser Märchenbestandteile gegeben, hier kommt es nur darauf an, zu betonen, daß sie schon auf der primitiven Entwicklungsstufe durch ihre häufige Anwendung typisch geworden sind.

Wir haben nun noch den dritten Punkt in Betracht zu ziehn, der für die Entwicklung des spezifischen Charakters des Märchens von größter Bedeutung ist, und der ebenfalls in der primitiven Zeit schon im Werden ist, das ist die Neigung zum Extrem. Im allgemeinen sind die primitiven Menschen noch sparsam mit der Hyperbolisierung von Handlungen und Eigenschaften, weil ihre Phantasie noch gebunden ist, und weil sie den Gegensatz des Natürlichen und des Übernatürlichen noch nicht bewußt empfinden. Doch legen auch sie schon ihren Helden über das gewöhnliche Maß hinausragende Stärke und gewaltigen Mut bei. Auch sie wissen schon von Stöcken, die in die Erde gesteckt bis in den Himmel wachsen. Aber eigentlich wirksam zu werden fängt dieses Prinzip erst an, nachdem das Märchen über den primitiven Kreis hinausgewachsen ist, und das Übernatürliche als solches empfunden wird.

Das Märchen gehört zu der mündlichen Erzählungsliteratur. Aus dieser Tatsache ergeben sich nun noch einige weitere Entwicklungsbedingungen, die wenigstens kurz skizziert werden müssen. Erzähler und Hörer stehn im engsten Kontakt miteinander, im Banne einer gemeinsamen Stimmung. Im Banne dieser Stimmung werden die stärksten Gefühle im Hörer wach, die um so elementarer sind, je triebmäßiger das Seelenleben ist. Der Ausbruch der Gefühle wird weder beim Kinde noch beim Naturmenschen durch den hemmenden Willen und den regulierenden Verstand eingeengt. Teilnahme und Mitleid auf der einen, Haß und Furcht auf der andern Seite begleiten den Verlauf der Erzählung von den Abenteuern des Helden. Diese innere Erregung der Hörer wirkt nun belebend auf den Erzähler zurück; sie steigert seine eigne Teilnahme zu erhobner, rauschähnlicher Stimmung, die zu unmittelbarem, momentanem Schaffen aufregt. Zunächst wird diese Gemeinsamkeit der erregten Stimmung

auf die äußere Form einwirken, indem sie den Erzähler zu immer lebendigerer, eindrucksvollerer Darstellung aufreizt. Und in Wahrheit ist das primitive Märchen lebendiger, anschaulicher, wenn man so sagen könnte, aktueller als das Märchen der Kulturvölker. Es fehlt ihm durchaus der epische Fluß, aber auch Ordnung und Zusammenhang.

Nun überträgt sich aber auch die innere Teilnahme der Erzähler wie der Hörer — die, wie gesagt, immer aufeinander einwirken — auf die handelnden Personen, und zwar in der Form, daß sich beide mit dem Helden identifizieren, sich unbewußt an seine Stelle träumen und so seine Erlebnisse und Gefahren gleichsam als eigne mitempfinden. So wird das ganze Gebiet der selbstischen Gefühle lebendig, die dann in die Person des Helden überfließen und auf ihn alle Liebe und alles unmittelbare Interesse vereinigen, während sich auf das böse, widerstreitende Prinzip aller Haß und alle Abscheu häuft. Dies führt nun unmerklich dazu, daß die guten Seiten des Helden wie die bösen des Gegenspielers im Extrem dargestellt werden. Wenn sich nun Erzähler und Hörer mit dem Helden identifizieren, so führt die Losbindung des Mit- und des Selbstgefühls dazu, daß der Hörer am Ende nach einem Lustgefühl verlangt, das nur durch den endlichen Sieg des Helden hervorgerufen werden kann. Deshalb ist es zu einem Prinzip des Märchens geworden, und zwar von Anfang her, daß es immer einen glücklichen Ausgang hat.

Und noch ein andres ist hier zu beachten. Wenn der Erzähler diese Gemeinsamkeit der Stimmung, die ihm so notwendig ist, herbeiführen will, so muß er für spannende Darstellung sorgen. Der langweilige Erzähler ist bald allein. Deshalb ist die Spannung, die das Hauptwesen der Märchentechnik ausmacht, ebenfalls vom Ursprung an eine der bedeutendsten technischen Bestandteile des Märchens.

In der innern Teilnahme an dem Geschick des Helden liegt nun schon ein ethisches Prinzip verborgen, und dem müssen nun noch einige Worte gewidmet werden, weil das Ethische im Werdegange des Märchens eine bedeutende Rolle spielt. Natürlich ist im ersten Ursprung die Erzählung noch nicht ethisch im eigentlichen Sinne des Wortes. Das Wertungsvermögen des Primitiven erhebt sich kaum über die Bewunderung des Kraftvollen im rein physischen Sinne und des überlegnen Verstandes oder Witzes. Das Gute ist ihm identisch mit dem Nutzbringenden, das Böse mit dem Schadenbringenden. Auf dieser sinnlich eudämonistischen Stufe steht zum Beispiel das schon angeführte Papuamärchen vom bestraften Selbstsüchtigen. Hier kollidiert die Selbstsucht des besitzesfrohen Familienvaters mit dem ebenso selbstsüchtigen Begehrungstriebe der Familie. Bei höherstehenden Naturvölkern jedoch entwickeln sich bald sittliche Beziehungen der Einzelnen zueinander und zu der Gemeinschaft. Brauch und Sitte erhalten ethischen Wert. Sittlich ist die Übereinstimmung mit den Forderungen der Stammessitte, unsittlich der Widerspruch dagegen. Jener versteht sich von selbst, dieser wird geahndet. Hier fließt nun schon eine reiche Quelle

für das primitive Märchen. Es sind ja immer nur Individualtugenden, die ihren Platz im Märchen finden, und so finden wir denn schon in den primitiven Geschichten die Verwandtenliebe, besonders die Affekte der Kindesliebe, wir finden die Tugend der Hilfsbereitschaft, der Dankbarkeit, der Geselligkeit in rein primitiven Märchen. Zu eigentlicher Entfaltung kommt jedoch die fortschreitende Ethisierung des Märchens erst in den höhern Entwicklungsstufen.

Hiermit hätten wir denn in flüchtigen Umrissen den Ursprung und die erste Entwicklung des Märchens bis an die Schwelle der primitiven Zeit dargestellt. Und in der Tat bieten die entwickeltern Märchen der weiter fortgeschrittnen Naturvölker alle wesentlichen Grundzüge unsers Volksmärchens im Kerne wenigstens dar. Stofflich: ein Abenteuer oder eine gewisse Reihe von Abenteuern; dem Wesen nach: Verbindung von Natürlichem und Übernatürlichem und Anfang einer ethischen Durchdringung; technisch: sprunghafte Darstellung, Gruppierung der Handlung um einen einzigen Helden, Verallgemeinerung und Typisierung, Neigung zum Extrem. In dieser Richtung geht dann die Entwicklung des Märchens weiter. Der geläuterte Geschmack eines höher gebildeten Volks vermag sich nicht mehr an endlos langen Erzählungen zu vergnügen. Unter dem Einfluß der Typisierung erstarren die Motive zu stereotypen Formeln, der Prozeß der Ethisierung schreitet fort. Sobald das Märchen in die Sphäre der höhern Kultur tritt, verliert das Wunderbare seinen Wirklichkeitswert. Man empfindet das Übernatürliche als solches, und die Neigung gibt sich kund, es zu steigern und zu häufen, und doch andrerseits wieder, um die Illusion festzuhalten, der Wirklichkeit dadurch anzunähern, daß es, wenn auch nur roh, motiviert wird. So wird das im Papuamärchen unmotivierte Motiv von den herausgenommnen Augen im höhern Märchen zum Thema von den gewaltsam ausgestochnen Augen. Die übernatürlichen Motive des primitiven Glaubenslebens werden Bausteine einer phantastischen Welt, der Märchenwelt, die ihren eignen Gesetzen unterliegt. Natürlich kommt jetzt auch die Tätigkeit der freien ungebundnen Phantasie zur Geltung. Gar manche Züge werden frisch und frei erfunden, andre phantastisch weitergebildet. Die Entwicklung des Märchens geht parallel mit der Kulturentwicklung des Volkes. Es nimmt die Einzelheiten des Kulturschatzes in gewissem Grade in sich auf. Aus den Häuptlingen werden Könige, aus den Häuptlingssöhnen und -töchtern Prinzen und Prinzessinnen. Jäger und Fischer kennen schon die primitiven Märchen, dazu kommen Bauern, Schneider, Schuster, Schmiede als Träger der Handlung. Sind einmal die Motive zu festen Formeln erstarrt, so ist damit nicht alles Leben aus dem Organismus des Märchens entwichen. Eben in diesem Einströmen der Kulturwerte, das schließlich das Märchen zu einer literarischen Kunstform, wie in Arabien und in Indien, erhöhen kann, liegt die Beweglichkeit des innern Märchengefüges. In einem Lande wird dasselbe Märchen so, in einem andern, was die Umkleidung der Handlung anlangt, ganz anders erzählt. Es erhält eine andre Lokalfarbe. Auch die persönlichen Anschauungen und die individuellen

Eigentümlichkeiten der Erzähler kommen hier in nicht geringem Maße zur Geltung. Schließlich liegt auch in der kaleidoskopartigen Verknüpfung der einzelnen Motive, die die Möglichkeit unzähliger Kombinationen erlaubt, eine Zeugungskraft, die eben jahrtausendelang fortgewirkt hat, und die erst der allem Volkstümlichen feindliche Geist des technischen Zeitalters bei den europäischen Völkern hat vernichten können.



Der Prediger in Nöten

Von Thomas Hardy

(Fortsetzung)



Als Stockdale eines Morgens aus dem Fenster guckte, sah er Frau Newberry selbst die Schöße eines langen, flauschigen Überziehers ausbürsten, wenn sein Auge ihn nicht trügte, dasselbe Kleidungsstück, das den Stuhl in seinem Zimmer geziert hatte. Er war über und über bis in die Rückenhöhlung hinauf bespritzt mit nachbarlichem Nieder-Moyntonschmutz, was man nach der Farbe der vom Sonnenlicht hell beleuchteten Flecke deutlich unterscheiden konnte. Ein oder zwei Tage lang war nasses Wetter gewesen, und so war die Schlußfolgerung unwiderleglich, daß der Träger des Rockes ganz kürzlich eine bedeutende Entfernung über Feld- und Landstraße zurückgelegt hatte. Stockdale öffnete das Fenster und sah hinaus; Frau Newberry drehte den Kopf. Ihr Gesicht wurde langsam rot; sie hatte niemals hübscher, niemals rätselhafter ausgesehen. Er winkte zärtlich mit der Hand und sagte guten Morgen; sie antwortete voll Verlegenheit, hörte im Augenblick, als sie ihn erblickte, mit ihrer Beschäftigung auf und rollte den Rock, halb gereinigt, zusammen.

Stockdale schloß das Fenster. Zweifellos lag eine einfache Erklärung ihres Tuns in den Grenzen der Möglichkeit, aber ihm fiel keine ein. Er wünschte, er hätte den Vorfall dem Bereich der Mutmaßungen entzogen und auf der Stelle eine Bemerkung darüber gemacht.

Doch obwohl Lizzy im Augenblick keine Erklärung gegeben hatte, brachte sie die Sache bei ihrer nächsten Begegnung zur Sprache. Sie plauderte mit ihm von etwas anderm und bemerkte, das sei um die Zeit gewesen, als sie gerade die alten Kleider, die ihrem armen Mann gehört hatten, reinigte.

Sie halten sie aus Pietät für ihn sauber? fragte Stockdale unsicher.

Ich lüfte und bürste sie manchmal, sagte sie mit der entzückendsten Unschuld von der Welt.

Kommen tote Männer aus ihren Gräbern, um im Schmutz spazieren zu gehn? murmelte der Geistliche, dem bei ihrer Hinterlist der kalte Schweiß auf der Stirn stand.

Was sagten Sie? fragte Lizzy.

Nichts, nichts, entgegnete er gramvoll. Bloß Worte — ein Satz, der in meine Predigt für nächsten Sonntag paßt. Es war nur zu klar, Lizzy wußte nichts davon, daß er auf den Schößen des verräterischen Überziehers dicke Schmutzspritzer gesehen hatte, und sie wollte ihn glauben machen, er käme direkt aus einem Schrank oder einer Schublade.

Hierdurch gewann der Fall ein bedeutend dunkleres Ansehen. Stockdale war so niedergeschlagen, daß er weder Aufklärung von ihr forderte, noch ihr drohte, als Missionar zu irgendwelchen in geistiger Umnachtung lebenden Insulanern auf und davon zu gehn, noch überhaupt ihr irgendeinen Vorwurf machte. Er ging einfach von ihr, nachdem sie ausgeredet hatte, und lebte mit seinen quälenden Zweifeln weiter, bis allmählich sein natürliches Benehmen traurig und gezwungen wurde.

4. Um die Zeit des Neumonds

Der folgende Donnerstag war veränderlich, naß und bedeckt. Stockdale hatte sich am Morgen nach Knollsea begeben, um einem Gedächtnisgottesdienst beizuwohnen; bei seiner Rückkehr begegnete ihm die reizende Lizzy im Flur. Sei es nun, daß der auffallende Frohsinn, der ihm den ganzen Tag über eigen gewesen, ihn beeinflußte oder die Fahrt in der frischen Luft oder auch natürliche Neigung, Vergangnes ruhen zu lassen — er ließ sich betören, die Überzieherepisode zu vergessen. So verbrachte er einen ganz angenehmen Abend, zwar nicht gerade in ihrer Gesellschaft, aber ihr doch nahe genug, daß er ihre Stimme hören konnte, während sie mit der Mutter plaudernd in der Hinterstube saß, bis die alte Frau zu Bett ging. Gleich nachher zog sich Frau Newberry zurück, und auch Stockdale schickte sich an, nach oben zu gehn. Doch ehe er das Zimmer verließ, stand er ein Weilchen vor der glimmenden Glut und dachte lange nach über dies und jenes. Erst als seine Kerze in der Tülle aufflackerte, dunkel wurde und plötzlich erlosch, rührte er sich. Er wußte, daß Zunderbüchse, Lunte und eine zweite Kerze in seinem Schlafzimmer waren, so tastete er sich ohne Licht die Treppe hinauf. In seinem Zimmer angekommen, fühlte er in jedem erdenklichen Winkel oder Sims nach dem Feuerzeug, jedoch längere Zeit vergebens. Nachdem er es endlich gefunden, schlug Stockdale einen Funken, der den Zunder zum Glimmen brachte, als er im Gang ein Geräusch zu vernehmen wähnte. Er blies stärker in den Zunder, der Schwefelfaden flammte auf, und bei dem blauen Licht durch die Tür blickend, die die Zeit über offen gestanden, sah er zu seiner Überraschung die Gestalt eines Mannes nach der Treppe gleiten, augenscheinlich in der Absicht, unbemerkt zu entkommen. Die Person trug dieselben Kleider, die Lizzy ausgebürstet hatte, und ein Etwas im Umriß und Gang brachte den Prediger auf den Gedanken, es sei Lizzy selbst.

Aber er war dessen nicht sicher. In höchster Aufregung beschloß er, das Geheimnis zu untersuchen, und zwar auf seine Weise. Er drückte den Schwefelfaden aus, ohne die Kerze anzuzünden, trat hinaus in den Gang und schlich auf Zehen nach Lizzys Zimmer. Ein mattes, graues Lichtviereck in der Richtung des Fensters sagte ihm, sobald er näher gekommen, daß die Tür offen stand, und legte es ihm sogleich nahe, daß die Bewohnerin weg war. Er drehte sich um und schlug mit der Faust auf das Treppengeländer: Sie wars! In ihres toten Mannes Rock und Hut!

Einigermaßen erleichtert, daß kein Eindringling im Spiele war, doch trotzdem höchlich überrascht, schlüpfte der Prediger die Treppe hinab, zog leise die Stiefel an, nahm Überrock und Hut und versuchte, die vordere Haustür zu öffnen. Sie war wie sonst verschlossen; darauf ging er zur Hintertür, fand diese offen und trat in den Garten hinaus. Die Nacht war mild, kein Mond schien, es hatte eben erst mit regnen aufgehört. Hin und wieder tropfte es stark von den Bäumen und Büschen, wenn der vorüberstreifende Wind die Äste schüttelte. Zwischen diesem Geräusch hörte Stockdale schwache Tritte draußen auf der Straße und erriet nach dem Schritt, daß es Lizzy sein müsse. Er folgte dem Schall, und da der Wind

aus der Richtung wehte, nach der sich die Gestalt bewegte, kam er ihr ganz nahe und hielt sich so, ohne Gefahr zu laufen, daß sie ihn hörte. So ging er ihr nach die Straße oder Gasse entlang, wie man sie nun bezeichnen mag, da auf beiden Seiten mehr Hecken als Häuser waren, als aus einer der Hüttentüren ihr jemand entgegenkam. Lizzy blieb stehn; der Prediger trat auf das Gras und stand auch.

Frau Newberry? sagte der Mann, der herausgekommen war, und den Stockdale der Stimme nach als eines der frömmsten Mitglieder seiner Gemeinde erkannte.

Ja, ich bins, sagte Lizzy.

Ich bin fix und fertig. Schon ne Viertelstunde hier.

Ach, Hans, sagte sie, ich bringe schlechte Nachricht. Unser Wagnis heut Nacht ist in Gefahr.

Was Sie nicht sagen! Ich hab schon so was geträumt.

Ja, sagte sie hastig. Sie müssen sofort hin, wo unsre Leute warten, und ihnen sagen, daß sie vor morgen Nacht um diese Zeit nicht gebraucht werden. Ich werde gehn und den Lugger abbrennen.

Ich gehe auch, sagte er und machte sich im Augenblick durch das Gatter davon, während Lizzy ihren Weg fortsetzte.

Weiter trippelte sie mit beschleunigtem Schritt, bis die Gasse in die Chaussee mündete; sie kreuzte diese und bog in den Weg nach Ringsworth ein. Hier bestieg sie ohne das geringste Zaudern den Hügel, ging an dem einsamen Weiler Holworth vorüber und das Tal nach der andern Seite hinab. Nach dieser Richtung hatte Stockdale niemals ausgedehnte Spaziergänge unternommen, doch wußte er, daß sie dieser Weg schließlich in die Nähe der Küste führen mußte, die zwei bis drei Meilen von Nieder-Moynton entfernt war; und da es bei ihrem Weggehn ein viertel auf zwölf Uhr gewesen war, so schien ihre Absicht zu sein, die See gegen Mitternacht zu erreichen.

Lizzy bestieg nun einen kleinen Erdhügel, den Stockdale gleichzeitig geschickt zur Linken umging; ein dumpfes, einförmiges Brüllen schlug an sein Ohr. Der Hügel war ungefähr fünfzig Yards von der Spitze der Klippen entfernt und mochte bei Tage ungehemmte Aussicht über die Bucht gewähren. Der Himmel war hell genug, um den Umriß ihrer verkleideten Gestalt zu zeigen, sobald sie den Gipfel erreicht hatte, wo sie stehn blieb und sich gleich darauf hinsetzte. Stockdale, der sie in diesem Augenblick um keinen Preis erschrecken, ihr aber doch nahe sein wollte, ließ sich auf Hände und Knie nieder, kroch ein wenig höher hinauf und verhielt sich dann still.

Der Wind war eisig, das Erdreich feucht, und seine Lage derart, daß er nicht lange darin aushalten konnte. Ehe er jedoch darüber schlüssig geworden, sie zu ändern, hörte er Stimmen hinter sich. Was sie bedeuteten, wußte er nicht; doch er fürchtete, daß Lizzy in Gefahr wäre, und wollte eben hervorkommen, um sie zu warnen, daß sie gesehen werden könne, als sie hinter einen kleinen Busch kroch, der auf diesem dem Wetter ausgesetzten Platz ein kümmerliches Dasein fristete. Ihre Gestalt verschwand in dem dunkeln, verkrüppelten Umriß des Busches, wie wenn sie ein Teil davon geworden wäre. Augenscheinlich hatte sie die Männer so gut wie er gehört. Sie gingen dicht an ihm vorüber und sprachen laut und achtlos miteinander, sodaß das Gespräch den ununterbrochnen Anprall der Brandung übertönte; offenbar schien ihr Unternehmen nicht auf eigne Gefahr. Dies erwies sich als Tatsache. Einige Worte wehten zu ihm herüber und ließen ihn sogleich die Kälte seines Lagerplatzes vergessen.

Was ists für 'n Schiff?

Ein Lugger zu etwa fünfzig Tonnen.

Wohl von Cherbourg?

Ja, ich glaube.

Aber ganz gehört er doch nicht dem Owlett?

O nein. Der hat bloß einen Anteil. Da sind noch einer oder zwei dabei beteiligt — ein Farmer oder so was. Namen weiß ich aber keine.

Die Stimmen verwehten, und die Köpfe und Schultern der Männer wurden kleiner, als sie nach der Klippe hin schritten, bis sie außer Sehweite waren.

Mein Lieb ist in Versuchung geführt worden, von dem ungläubigen Owlett einen Anteil zu kaufen, stöhnte der Prediger, dessen Liebe zu Lizzy in diesen Minuten, wo ihre Person und ihr guter Name in Gefahr waren, ihren Höhepunkt erreichte. Deshalb ist sie hier, sagte er bei sich selbst. O, es wird ihr Verderben sein!

Seine Seelenangst wurde durch einen plötzlich aufflammenden und an Helligkeit zunehmenden Lichtschein unterbrochen, der an der Stelle sichtbar wurde, wo Lizzy im Versteck lag. Wenige Sekunden später, ehe es noch hoch aufloderte, hörte er sie an ihm vorüber in die Senkung stürzen, wie ein Stein, der aus einer Schleuder geschnellt wird, und weiter, in der Richtung heimwärts. Das Feuer flammte jetzt hoch und breit und ließ seinen Ursprung klar erkennen. Sie hatte einen Ginsterzweig angezündet und ihn in den Busch gesteckt, unter dem sie verborgen gekauert hatte; der Wind blies die Flamme an, die heftig knisterte und sowohl den Busch als den Zweig zu verzehren drohte. Stockdale blieb noch so lange, um dies zu beobachten, und verfolgte dann eilig den Weg, den die junge Frau eingeschlagen hatte. Seine Absicht war, sie zu überholen und sich als Freund zu erkennen zu geben; aber so schnell er auch lief, er konnte nichts von ihr entdecken. Er stürzte über das freie Feld um Holworth, verrenkte sich Beine und Knöchel in unvorhergesehenen Löchern und Senkungen, kam endlich an das Gatter zwischen den Feldern und der Landstraße, wo er stehn bleiben mußte, um wieder zu Atem zu kommen. Weder vor noch hinter ihm war das leiseste Geräusch zu hören, und er schloß daraus, daß sie nicht vor ihm hergelaufen war, sondern ihn hinter sich gehört und im Glauben, es sei einer der Zollbeamten, sich irgendwo am Wege versteckt hatte, um ihn vorbeizulassen.

In gemäßigterm Schritt ging er nun dem Dorfe zu. Seine Vermutung erwies sich, sobald er das Haus erreicht hatte, als zutreffend; denn die Gartenpforte war nur eingeklinkt, die Tür unverriegelt, ganz wie er sie verlassen hatte. Stockdale schloß die Tür hinter sich und wartete schweigend im Gang. Nach ungefähr zehn Minuten hörte er wieder den leichten Schritt wie vorher, als er das Haus verlassen hatte; er hielt an der Gartentür inne, die geöffnet und leise wieder geschlossen wurde, dann bewegte sich die Türklinke, und Lizzy trat ein.

Stockdale kam hervor und sagte sogleich: Erschrecken Sie nicht, Lizzy. Ich bin aufgeblieben und habe auf Sie gewartet.

Sie fuhr zusammen, obwohl sie die Stimme erkannt hatte. Herr Stockdale, nicht wahr? sagte sie.

Ja, antwortete er. Nun sie sicher im Hause war und sich nicht beunruhigt zeigte, regte sich in ihm der Zorn. Und das ist ja ein nettes Unternehmen, bei dem ich Sie heut Nacht ertappt habe. Sie sind in Mannskleidern, und ich schäme mich für Sie!

Lizzy konnte kaum einen Ton in ihrer Kehle finden, um diesen unerwarteten Vorwurf zu beantworten.

Ich bin nur teilweise in Mannskleidern, stammelte sie, nach der Wand zurückweichend. Ich hab bloß seinen Überrock und Hut und Beinkleider an, und das ist nichts Böses, weil er doch mein eigner Mann war. Und ich tus nur, weil ein Mantel so fliegt, und man die Arme nicht brauchen kann. Und ich habe doch mein Kleid noch darunter — es ist nur eingestopft! Wollen Sie nicht jetzt nach oben gehn und mich vorbeilassen? Es ist mir gar nicht lieb, daß Sie mich zu solcher Stunde sehen!

Aber ich habe ein Recht, Sie zu sehen! Wie können Sie denken, daß jetzt noch eine Verbindung zwischen uns möglich ist? Lizzy schwieg. Sie sind eine Schmugglerin, fügte er traurig hinzu.

Ich habe nur einen Anteil beim Umsatz, sagte sie.

Das macht keinen Unterschied. Wie konnten Sie sich nur auf solchen Handel einlassen und mirs die ganze Zeit verheimlichen?

Ich tus ja nicht immer. Bloß im Winter beim Neumond.

Das wird wohl sein, weils zu keiner andern Zeit ausführbar ist. Sie haben mich vollkommen aus der Fassung gebracht, Lizzy.

Das tut mir leid, entgegnete Lizzy sanft.

Nun denn, sagte er freundlicher, bisher ist ja noch nichts Böses geschehen. Wollen Sie nun um meinetwillen dieses tadelnswerte und gefährliche Gewerbe ein für allemal aufgeben?

Ich muß mein Bestes tun, diese Ladung zu retten, sagte sie mit bedeckter Stimme. Ich möchte Sie nicht aufgeben — das wissen Sie; aber meinen Einsatz will ich auch nicht verlieren. Ich weiß nicht, was ich jetzt tun soll. Ich habs Ihnen verheimlicht, weil ich fürchtete, Sie würden zornig werden, wenn Sies wüßten.

Das sollte ich meinen! Und wenn ich Sie nun geheiratet hätte, ehe ich dies herausbekommen, dann hätten Sies vermutlich immer so weiter getrieben?

Das weiß ich nicht. So weit voraus denke ich nicht. Heute Nacht ging ich nur, um den Jungens zu signalisieren, weil die Zollbeamten wußten, wo die Fässer gelandet werden sollten.

Schöne Klemme das! Wahrhaftig! sagte der junge Geistliche in seiner Gewissensnot. Was werden Sie denn nun tun?

Zögernd berichtete Lizzy im Flüsterton die einzelnen Punkte ihres Planes, der in der Hauptsache darauf hinauslief, in der folgenden Nacht ihr Glück an einer andern Stelle der Küste zu versuchen. Drei Landungsplätze wurden immer festgesetzt, ehe der Schmuggelversuch unternommen wurde, mit der Verabredung, daß, wenn das Schiff von der ersten Stelle, hier Ringsworth, wegsignalisiert würde, die Mannschaft in der nächsten Nacht es mit der zweiten versuchen sollte, in diesem Falle in der Lulsteadbai. Wenn auch dort Gefahr drohte, dann würden sie in der dritten Nacht an der dritten Stelle heranzukommen versuchen; sie lag hinter einer Landzunge weiter westlich.

Wenn nun aber die Zollwache auch dort die Landung verhindert? sagte er, ganz Ohr für dies interessante Programm, das seinen Unmut über ihren Anteil daran für den Augenblick zurücktreten ließ.

Dann werden wir für diese Dunkelheit keinen Versuch weiter machen — so nennen wir die Zeit zwischen zu- und abnehmendem Mond —, vielleicht binden sie dann die Fäßchen an eine Logleine und versenken sie ein kleines Stück vom Ufer ab und messen die Entfernung. Und wenn sie dann Gelegenheit haben, kriechen sie danach.

Was ist das?

O, sie fahren mit einem Boot hinaus und lassen einen Kriecher — das ist ein Enterhaken — auf dem Grunde nachschleppen, bis er die Leine gefaßt hat.

Der Prediger stand nachdenklich. Kein Ton war im Hause hörbar als das Ticken der Uhr im Flur und Lizzys schnelles Atmen, teils durch ihren Weg, teils durch die Aufregung verursacht. Sie stand dicht an der Wand, und es war nicht so finster, daß er nicht den Überrock und den breiten Hut von der weißgetünchten Fläche unterscheiden konnte.

Lizzy, all dies ist sehr unrecht, sagte er. Haben Sie die Geschichte vom Zinsgroschen vergessen? „Gebet dem Cäsar, was des Cäsars ist." Das haben Sie doch von Kind an oft genug vorlesen hören?

Cäsar ist tot, schmollte sie.

Aber der Geist dieses Wortes ist nichtsdestoweniger lebendig.

Mein Vater tat es, und mein Großvater auch, und fast alle Leute in Nieder-Moynton leben davon. Und wenn dies nicht wäre, dann wäre das Leben so langweilig, daß ich gar nichts danach fragen würde.

Ich komme natürlich nicht in Betracht, erwiderte er bitter. Sie würden es nicht für der Mühe wert achten, dies wilde Gewerbe aufzugeben und nur für mich zu leben?

So hab ichs noch nie angesehen.

Und Sie wollen mir nichts versprechen und warten, bis ich so weit bin?

Ich kann Ihnen heut Nacht nicht mein Wort geben. Nachdenklich vor sich hin schauend, schlüpfte sie allmählich von ihm weg, ging in das nächste Zimmer und schloß die Tür zwischen sich und ihm. Dort blieb sie im Dunkeln, bis er, des Wartens müde, in sein Zimmer hinaufgegangen war.

Den ganzen nächsten Tag war der arme Stockdale furchtbar niedergeschlagen von den Entdeckungen der vergangnen Nacht. Lizzy war zweifellos eine bezaubernde junge Frau, aber als Gattin eines Geistlichen war sie kaum in Betracht zu ziehen. Wenn ich nur bei meines Vaters Kaufmannsgeschäft geblieben wäre, statt in den geistlichen Stand zu treten! Dann würde sie wunderbar zu mir gepaßt haben! sagte er trübselig, bis ihm einfiel, daß er in diesem Fall niemals von seinem fernen Heimatsort nach Nieder-Moynton gekommen sein und sie nie kennen gelernt haben würde.

Die Entfremdung zwischen ihnen war zwar nicht vollkommen, genügte aber doch, daß eines des andern Gesellschaft mied. Einmal im Laufe des Tages traf er sie auf dem Gartensteig und sagte mit vorwurfsvollem Blick: Wollen Sie mir versprechen, Lizzy? Aber sie gab keine Antwort. Der Abend kam heran, und er wußte sehr wohl, daß Lizzy ihren nächtlichen Ausflug wiederholen würde — ihr halb beleidigtes Benehmen hatte gezeigt, daß es nicht im geringsten ihre Absicht war, gegenwärtig ihre Pläne zu ändern. Seine eigne Rolle bei dem Abenteuer wünschte er nicht zu wiederholen; aber er konnte anfangen, was er wollte, seine Unruhe um ihretwillen stieg, je mehr sich der Tag neigte. Wenn er sich vorstellte, daß sie ein Unfall treffen könnte, würde er sichs nie verzeihen, nicht zu ihrem Beistand zur Stelle gewesen zu sein, so sehr ihm auch der Gedanke, man könne ihn der Begünstigung solcher gesetzwidrigen Streiche verdächtigen, verhaßt war.

5. Wie sie nach der Lulsteadbai wanderten

Wie er erwartet hatte, verließ sie das Haus in der Nacht zu derselben Stunde, diesmal ohne Heimlichkeit an seiner Tür vorübergehend, wie wenn sie recht gut wüßte, daß er wachte, und entschlossen wäre, seiner Mißbilligung zu trotzen.

Er war ganz bereit, öffnete rasch die Tür und erreichte die Hintertür fast gleichzeitig mit ihr.

Sie wollen also gehn, Lizzy? sagte er, sobald er auf der Schwelle neben ihr stand, die nun wieder als kleiner Mann erschien mit einem Gesicht, das durchaus nicht zum Anzug paßte.

Ich muß, sagte sie, von seinem strengen Ton eingeschüchtert.

Dann werde ich auch gehn, sagte er.

Und ich bin überzeugt, Sie haben Ihre Freude dran! rief sie lebhafter. Das hat jeder, der es einmal versucht.

Verhüte Gott, daß ich mich darüber freuen sollte! sagte er. Aber ich muß auf Sie acht geben.

Sie öffneten das Pförtchen und gingen mit einem kleinen Abstand eins neben dem andern die Straße hinauf, fast ohne ein Wort zu wechseln. Der Abend war zum Schmuggeln weniger geeignet als der vorige, da der Wind schwächer und der Himmel gegen Norden ziemlich klar war.

Es ist etwas heller, sagte Stockdale.

Ja, leider, sagte sie. Aber das machen nur die paar Sterne da drüben. Heut um vier Uhr war Neumond, und ich glaubte, es würde wolkig werden. Ich hoffe, wir werden es während dieser Dunkelheit tun können, denn wenn wir sie für längere Zeit versenken müssen, dann nimmt das Zeug einen brackigen Geschmack an, und das mögen die Leute nicht so gern.

Ihr Weg war ein andrer als in der vergangnen Nacht; sobald sie die Straße verlassen und die Chaussee gekreuzt hatten, bogen sie linker Hand über die Herrenhalde ab. Als sie die Chaldonniederung erreicht hatten, war Stockdale, bisher voll Unsicherheit, was er zu ihr sagen sollte, zu dem Entschluß gekommen, jetzt keine Ermahnungen zu versuchen. Sie war erregt über das Abenteuer; so wollte er warten, bis es vorüber war, und sich bemühen, sie in Zukunft von solchem Treiben zurückzuhalten. Ein oder zweimal fiel es ihm während ihres Marsches ein, daß, sofern die Zollbeamten sie abfaßten, seine Lage schwieriger sein möchte als die ihre, da es schwer halten würde, das wahre Motiv seiner Anwesenheit zu beweisen; diese Gefahr fiel jedoch neben seinem Wunsch, ihr nahe zu sein, nicht schwer ins Gewicht.

Sie kamen nun an eine Schlucht an der Grenze von Chaldon, ein Dorf, das zwei Meilen auf ihrem Wege nach dem gesuchten Küstenpunkt lag. Diesmal brach Lizzy das Schweigen: Ich muß hier warten, um die Träger zu treffen. Ich weiß nicht, ob sie schon gekommen sind. Wie ich Ihnen sagte, gehn wir heut Nacht nach der Lulsteadbai, und die ist zwei Meilen weiter als Ringsworth.

Es erwies sich, daß die Männer schon da waren; während sie sprach, tauchten zwei bis drei Dutzend Köpfe über der Linie des Abhangs auf, und ein Trupp kam sogleich hinter den Büschen vor, wo sie versteckt gelegen hatten. Diese Träger waren Leute, die von Lizzy und den übrigen Teilhabern regelmäßig damit betraut wurden, die Fässer vom Schiff nach einem Inlandversteck zu bringen. Es waren lauter junge Bursche aus Nieder-Moynton, Chaldon und Umgegend, ruhige, gutartige Leute, die den Transport der Ladung für Lizzy und ihren Vetter Owlett ohne Umstände übernahmen, ganz so, wie sie jede andre Arbeit gegen entsprechende Bezahlung verrichtet hätten.

Auf ein Wort von ihr traten sie zusammen. Besser, ihr nehmt es jetzt, sagte sie zu ihnen und reichte jedem ein Päckchen. Es enthielt sechs Schillinge, ihre Bezahlung für das nächtliche Unternehmen, die ohne Rücksicht auf Gelingen

oder Fehlschlag vorher verabfolgt wurde; außerdem hatten sie aber das Vorrecht, als Agenten den Verkauf zu vermitteln, sofern der Schmuggel glückte. Als sie fertig war, sagte sie ihnen: Es ist der alte Platz in der Lulsteadbai. Bisher war ihnen aus klarliegenden Gründen nicht gesagt worden, wohin sie zu gehn hatten. Owlett wird euch dort treffen, fügte Lizzy hinzu, ich werde hinter euch gehn, damit ich sehen kann, ob wir nicht beobachtet werden.

Die Träger setzten sich in Bewegung, und Stockdale und Frau Newberry folgten einen Steinwurf hinter ihnen. Was tun diese Leute am Tage? fragte er.

Zwölf oder vierzehn von ihnen sind Arbeiter. Einige Ziegelstreicher, ein paar Zimmerleute, Schuhmacher und Strohdachdecker. Ich kenne sie alle sehr gut. Neun gehören zu Ihrer Gemeinde.

Dafür kann ich nichts, sagte Stockdale.

O, ich weiß es. Ich sage es Ihnen nur. Die andern sind mehr für die Hochkirche, weil sie dem Pfarrer alle Spirituosen, die er braucht, besorgen, und gegen einen Kunden wollen sie nicht unfreundlich sein.

Wonach suchen Sie sie aus? fragte Stockdale.

Nach ihrer Verschwiegenheit; auch müssen sie kräftig und sicher auf den Beinen sein und imstande, eine schwere Last weit zu tragen, ohne müde zu werden.

Stockdale seufzte, als sie diese Einzelheiten aufzählte; es bewies, wie tief verstrickt eine Frau sein mußte, die mit den Bedingungen und Erfordernissen des Gewerbes so vertraut war. Und doch fühlte er sich in diesem Augenblick zärtlicher zu ihr hingezogen, als den ganzen vorigen Tag lang. Vielleicht kam das daher, daß ihre sichre Erfahrung und ihre kühne Kaltblütigkeit wider Willen seine Bewunderung erregten.

Nehmen Sie meinen Arm, Lizzy, flüsterte er.

Ich brauche ihn nicht, sagte sie. Außerdem sind wir vielleicht nie mehr eins dem andern das, was wir früher gewesen.

Das hängt von Ihnen ab, sagte er, und sie gingen weiter.

Die gedungnen Träger marschierten über die Chaldonniederung ohne das geringste Zögern, als wenn es heller Tag wäre. Sie vermieden den Fahrweg, ließen das Dorf Ost-Chaldon links liegen, sodaß sie die Hügelkuppe an einer öden, weglosen Stelle erreichten, nicht weit von einem alten Erdwall, der die Runde Hürde genannt wurde. Ein einstündiger, rascher Marsch brachte sie in Hörweite der See, ein paar hundert Yards von der Lulsteadbai. Hier machten sie Halt, Lizzy und Stockdale holten sie ein, und sie gingen zusammen an den Rand der Klippe. Einer der Männer zog nun eine Eisenstange hervor, trieb sie ein Yard vom Rand ab fest in den Erdboden und befestigte daran ein Seil, das er von seinem Leib loswickelte. Darauf schickten sich alle zum Abstieg an, halb gehend, halb gleitend, während das Seil durch ihre Hände schlüpfte.

Sie werden nicht bis in den Grund gehn, Lizzy? sagte Stockdale ängstlich.

Nein, ich bleibe hier und halte Wache, sagte sie. Owlett ist unten.

Die Männer verhielten sich vollkommen still, als sie den Strand erreichten; was den beiden auf der Spitze zunächst hörbar wurde, war das Eintauchen schwerer Ruder und das Anschlagen der Wellen gegen den Bug eines Bootes. Einen Augenblick später berührte der Kiel leise das Geröll, und Stockdale hörte die Tritte der sechsunddreißig Träger, die über die Kiesel nach der Landungsstelle liefen.

Ein Plätschern im Wasser, wie wenn ein Entenschwarm taucht, ließ merken, daß die Leute nicht besonders achtsam waren, ihre Beine oder sogar ihren Leib

vor dem Salzwasser zu hüten; doch zu sehen, was sie taten, war unmöglich, bis nach ein paar Minuten wieder Tritte auf dem Kies knirschten. Die das Seil haltende Eisenstange, auf der Stockdales Hand ruhte, fing an, sich ein wenig zu biegen, und die Träger kamen einer nach dem andern zum Vorschein, hörbar tropfend, als sie den Abhang hinaufkletterten und sich an dem führenden Seil festhielten. Sobald die einzelnen den Gipfel erreichten, sah man, daß jeder ein Paar Fäßchen trug, eins auf dem Rücken und eins auf der Brust; beide waren mit Stricken aneinandergebunden, die durch die Schlußreifen geleitet waren und auf des Trägers Schultern ruhten. Einige der stärkern Männer trugen drei, indem sie noch eins auf das hintere gestellt hatten; aber die übliche Last waren zwei, die schwer genug wogen, daß der Träger nach einem Marsch von vier bis fünf Meilen das Gefühl hatte, als wären ihm Rückgrat und Brust zusammengewachsen.

Wo ist Owlett? fragte Lizzy einen von ihnen.

Der kommt nicht diesen Weg herauf, antwortete der Träger. Er muß am Strande bleiben, bis wir sicher auf und davon sind. Darauf stiegen die vordersten Leute, ohne auf die andern zu warten, in die Ebene hinab. Sobald der letzte oben war, zog Lizzy das Tau nach, wand es um ihren Arm, drehte die Eisenstange aus dem Boden und wandte sich um, den Trägern zu folgen.

Sie sind sehr besorgt um Owletts Sicherheit, sagte der Prediger.

Hat man je einen solchen Mann gesehen! rief Lizzy. Ja, ist er denn nicht mein Vetter?

Ja ja. Schwere Arbeit für eine Nacht, sagte Stockdale bedrückt. Aber ich will Ihnen die Stange und das Tau tragen.

Gottlob, soweit sind die Fässer nun glücklich gekommen, sagte sie.

Stockdale schüttelte den Kopf, nahm die Stange und schritt an ihrer Seite in die Ebene hinab. Das Murren der Brandung war nicht mehr hörbar.

Ist es dies, was Sie neulich meinten, als Sie mir sagten, Sie hätten Geschäftliches mit Owlett besprochen? fragte der junge Mann.

So ists, erwiderte sie. Ich sehe ihn niemals in einer andern Angelegenheit.

Ein derartiges Teilhabergeschäft mit einem jungen Mann ist sehr sonderbar.

Es wurde von meinem und seinem Vater begonnen, die verschwägert waren.

Ihr Begleiter konnte sich gegen die Tatsache nicht blind stellen, daß, wo bei Lizzy und Owlett Geschmack und Ziele so verwandt waren, wo bei jedem Unternehmen die Gefahr geteilt wurde, es durchaus angemessen sein würde, wenn sie Owletts ständigen Heiratsantrag mit ja beantwortete. Dies beruhigte Stockdale aber nicht; viel eher erregte es in ihm die Neigung, sich das Paar so ungleich wie möglich vorzustellen und sie von dieser lichtscheuen Bande fortzulocken, zu reputierlicher Lebensführung in ein Pfarrhaus, weit von hier in einer Inlandgrafschaft.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der Friede von Tilsit und das deutsche Volk. Die neue sächsische Wahlordnung. Der Streit um das Andenken Schells. Ungarn und Kroaten. Die Sprachen im österreichischen Reichsrat. Die Garibaldifeier.)

Am 9. Juli erneuerte sich das hundertjährige Gedächtnis des Friedens von Tilsit, in dem der König von Preußen die Provinzen westlich von der Elbe und den größten Teil seiner polnischen Lande nicht etwa abtrat, sondern von Napoleon die alten ostelbischen Provinzen zurück erhielt, und auch das nur „aus Achtung vor dem Kaiser aller Reußen". Demütigender, auch in den Formen, ist niemals ein Friedensschluß gewesen. Heute scheinen wir von dem damaligen nationalen Tiefststande nicht nur zeitlich, sondern auch sachlich Gott sei Dank sehr weit entfernt zu sein, und gewiß, zwischen dem politischen Zustande Deutschlands im Juli 1807 und im Juli 1907 besteht eine breite und tiefe Kluft. Ob sie auch so breit und tief ist zwischen dem deutschen Volke von damals und von jetzt? In vielen Beziehungen gewiß, in andern zeigen sich leider beunruhigende Analogien, denn der Volkscharakter ändert sich nicht so leicht. Man gibt den damaligen Zusammenbruch gewöhnlich zu ausschließlich der Politik und den Einrichtungen des damaligen Preußen die Schuld, und diese wird niemand leugnen. Aber das Volk, das ganze deutsche, trug eine reichliche Mitschuld. Es war nicht nur ganz naturgemäß dem absoluten Staate entfremdet, politisch ohne Einsicht und ohne Willen, woraus ihm kein Vorwurf erwächst, es war gerade in seinen gebildeten Schichten grundsätzlich und bewußt staatenlos, ja staatsfeindlich, es sah sein höchstes Ideal in der Ausgestaltung der Persönlichkeit, in dem Staate nur einen Notbehelf, den man leidend ertrug, im Patriotismus eine Empfindung unreifer Nationen, es war weltbürgerlich, einseitig in ästhetisch-literarischen Interessen befangen; durch einen langen Frieden wohlhabend geworden und verwöhnt, konnte es sich den schweren Ernst des Krieges und die notwendige Unerbittlichkeit seiner Forderungen und der Opfer, die der Staat verlangte, nicht vorstellen, scheute vor solchen ängstlich zurück, weil sie den Vorschriften der „Humanität" widersprachen. Und doch, so unbeholfen sich dieses Volk in der Katastrophe selbst benahm, so unbarmherzig fiel seine Presse nachher mit leidenschaftlicher Kritik, mit Hohn und Spott über die Institutionen und die Menschen her, die sie allein verschuldet haben sollten. — Würde es heute in einem ähnlichen Falle nach einer schweren Niederlage des Reichs viel anders sein? Wir fürchten, nein! Welche Schlammflut bösartigster Urteile und Verleumdungen hat sich bei den sogenannten „Kolonialskandalen" — von dem jüngsten „Hofskandal" reden wir aus Geschmacksrücksichten lieber nicht — durch einen guten Teil unsrer Presse und leider auch durch den Reichstag ergossen! Wie wird ewig an der kaiserlichen Politik herumgenörgelt ohne jede wirkliche Sachkenntnis, wie wird sie bald als „ziellos", bald als „Zickzackkurs", bald als erfolglos bezeichnet, alles ohne eine Spur von Anstandsgefühl dem Auslande gegenüber! Man denke sich nun den Fall, unsre Heere wären geschlagen, unsre Flotte vernichtet, und der Feind stünde siegreich auf unserm Boden, wie würde da dieselbe Presse alle Schuld auf die leitenden Männer und auf unsre „rückständigen" Institutionen werfen, welcher Hagel von Anklagen würde sich vor allem gegen Preußen richten, an dem ja jetzt schon die liberale Presse außerhalb Preußens kein gutes Haar läßt, weil seine innere Politik dem liberalen Standpunkte — und was soll nicht alles die Flagge des Liberalismus decken, sogar die Notwendigkeit der Feuerbestattung! — nicht entspricht und nicht entsprechen kann, weil sie nicht jede liberale Mode mitmacht; daß Preußen das Reich geschaffen hat,

daß dieses ohne Preußen unmöglich wäre, daß das Reich nicht dadurch entstanden ist, daß Preußen in Deutschland aufgegangen ist, wie die Phrase von 1848 lautete, vielmehr durch die Ausdehnung einer Reihe preußischer Institutionen über das außerpreußische Drittel von Deutschland, daß der festgefügte Bau des preußischen Staates das feste Bollwerk im Falle einer Niederlage sein würde, die einen Bundesstaat viel schwerer erschüttern müßte als einen Einheitsstaat, das alles wird vergessen oder wird absichtlich verschwiegen, weil es sehr unbequeme Wahrheiten sind. Wie wenig namentlich der süddeutsche Liberalismus, dessen größte Schöpfung die totgeborne Reichsverfassung von 1849 war, den preußischen Staat noch immer begriffen hat, weil ihm der Sinn für die Macht noch immer fehlt, dafür gibt der jüngst im Berliner Tageblatt veröffentlichte Brief des Freiherrn Franz von Roggenbach, in dem manche Liberale während der Konfliktszeit den Nachfolger Bismarcks sahen, einen wahrhaft monumentalen, aber auch erschreckenden Beweis. Und wird dem Volke nicht immer nur von den Rechten des Bürgers und von der Pflicht des Staates, für ihn zu sorgen, vorgeredet, und sehr wenig von seinen Pflichten gegen den Staat? Sieht nicht ein großer Teil unsrer gebildeten Jugend ihr einziges Ideal in dem „Sichausleben" des Einzelnen, ohne Rücksicht auf andre und auf die große Gemeinschaft, in der er steht? Neigt nicht eine weitverbreitete Auffassung dazu, die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse zu überschätzen, den Staat, das Reich des bewußten Willens, zu unterschätzen? Bekämpft nicht eine starke Partei grundsätzlich unser erprobtes Heerwesen, die volkstümlichste Armee der Welt, und rüttelt sie nicht fortwährend an den Grundlagen seiner Disziplin? Der Krieg selbst gilt gar vielen nicht als die notwendige Folge der staatlichen Souveränität, sondern als eine Barbarei, als ein Widerspruch gegen die „Humanität", die man durch Schiedsgerichte und Friedenskongresse aus der Welt schaffen möchte. Unsre Soldaten haben in Südafrika unter den schwierigsten Verhältnissen gezeigt, daß der alte deutsche Soldatengeist noch in ihnen lebt, und sie werden das auch auf europäischen Schlachtfeldern wieder zeigen; aber ob dieses täglich wohlhabender werdende, durch einen langen Frieden seit mehr als einem Menschenalter verwöhnte und sittlich gewissermaßen verweichlichte Volk in seiner Masse bei einem großen Kriege schwankenden Ganges, der uns vielleicht schwere Niederlagen bringt, das notwendige Maß von Ausdauer und Opferwilligkeit bewähren wird, das Volk, das schon die Opfer einer gründlichen Reichsfinanzreform scheut? Wer diese und ähnliche Gedanken weiter verfolgen und sich über den Krieg 1806/07 von Jena bis Tilsit, namentlich auch über das sozusagen psychologische Moment dieses Krieges, genauer, als aus den landläufigen Darstellungen möglich ist, unterrichten will, dem empfehlen wir angelegentlich das treffliche, vor kurzem erschienene neue Buch des Generals Colmar von der Goltz: „Von Jena bis Preußisch-Eylau". (Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1907.)

Einen Zankapfel von einiger Dauerhaftigkeit zwischen Liberalen und Konservativen scheint der Entwurf eines neuen Wahlgesetzes für die zweite sächsische Kammer bieten zu wollen. Das übrigens mit Hilfe der Liberalen zustande gekommne Wahlgesetz von 1896 hat sich so wenig bewährt und so viel Mißstimmung hervorgerufen, daß der jetzt leitende Minister, Graf von Hohenthal und Bergen, gleich bei seinem Amtsantritt eine Änderung in Aussicht stellte. Der von ihm bei dem sächsischen Gemeindetage in Bautzen angekündigte Entwurf ist vor kurzem mit eingehenden Erläuterungen amtlich veröffentlicht worden. Danach wird die zweite Kammer auf sechs Jahre gewählt, erneuert sich also auch in diesen Fristen vollständig, nicht wie jetzt immer nur zu einem Drittel. Weiter fällt der von den Liberalen vielbekämpfte Unterschied zwischen städtischen und ländlichen Wahlkreisen weg, der ja

auch dem halbstädtischen Sachsen mit dem Übergewicht von Industrie und Handel nicht mehr entsprach; statt dessen wird die kleinere Hälfte der 82 Abgeordneten (40) von den Kommunalverbänden, das heißt den amtshauptmannschaftlichen Bezirksverbänden und dem für diesen Fall in einem Wahlkollegium vereinigten Stadtrat und der Stadtverordnetenversammlung der fünf größten Städte in schriftlicher, geheimer Abstimmung gewählt, die größere Hälfte (42) in ebensoviel Wahlkreisen, die von den fünf größten Städten (im ganzen 15) und den amtshauptmannschaftlichen Bezirken gebildet werden. Die Wahl ist direkt und allgemein, insofern der Wähler das fünfundzwanzigste Lebensjahr vollendet hat, eine direkte Staatssteuer entrichtet und seit mindestens sechs Monaten in einem Orte des Königreichs wohnhaft ist, aber nicht gleich; vielmehr hat jeder Wähler, der das Eigentum oder den gesetzlichen Nießbrauch eines Grundstücks von mindestens 120 Steuereinheiten hat oder ein Einkommen von mehr als 1600 Mark dem Staate versteuert oder endlich das Einjährigfreiwilligenzeugnis hat, zwei Stimmen, alle andern eine. Wählbar ist, wer die sächsische Staatsangehörigkeit seit drei Jahren besitzt, eine direkte Staatssteuer von mindestens dreißig Mark entrichtet und das dreißigste Lebensjahr vollendet hat. Die Gesamtzahl der im Lande abgegebnen giltigen Stimmen wird vom Landeswahlkommissar durch dreiundvierzig geteilt und die so gefundne Zahl auf die nächsthöhere ganze Zahl gebracht. Mit dieser „Wahlzahl" wird die Zahl der von jeder Partei im ganzen abgegebnen Stimmen dividiert; sovielmal die Wahlzahl in der Gesamtzahl der für Kandidaten einer Partei abgegebnen Stimmen enthalten ist, soviel Kandidaten der Partei müssen Abgeordnete werden. Offenbar soll durch die Wahl der Kommunalverbände der Eintritt einer Reihe von erprobten Männern der Selbstverwaltung in die Kammer gesichert, durch die Verhältniswahl ein gewisses, nicht schwer erreichbares, aber billiges Vorrecht nicht nur des Einkommens, sondern auch der Bildung geschaffen, durch die Bestimmungen über die Dauer des Wohnsitzes für jeden Wähler die in einem Industriestaat wie Sachsen besonders starke fluktuierende und mit dem Staate nur ganz lose zusammenhängende Bevölkerung an dem so häufigen Mißbrauch eines wichtigen politischen Rechts verhindert, durch die eigentümliche Verteilung der Abgeordnetensitze auf die einzelnen Parteien nach ihrer Stärke nicht in dem Wahlkreise, sondern im ganzen Lande auch den Minderheiten eine Vertretung gesichert, somit ein möglichst getreues Bild der Volksstimmung gewonnen und allen Richtungen Gehör verschafft werden. Es wird ganz und gar von den Konservativen, die seit 1896 in der zweiten Kammer die weitüberwiegende, schlechthin ausschlaggebende Mehrheit haben, und wie ihren Führern aus ihren eignen Reihen jetzt entgegengehalten wird, eine unstatthafte „Nebenregierung" ausüben, abhängen, ob dieser scharfsinnige und von dem Bestreben, nach allen Richtungen Billigkeit zu üben, beseelte Entwurf Gesetz wird. Wird er das in der Hauptsache, so könnte diese Wahlordnung auch für andre deutsche Staaten mutatis mutandis ein Vorbild werden, denn sie löst manches schwierige Problem des Wahlrechts in glücklicher Weise, ohne dem Radikalismus mechanischer Gleichheit zu verfallen, wie das Reichstagswahlrecht, und ohne längst Unhaltbares halten zu wollen, wie das sächsische Wahlgesetz von 1896.

Ein seltsamer Streit hat sich im deutschen Katholizismus erhoben. Die Absicht einer Anzahl gebildeter Katholiken, darunter zweier bayrischer Bischöfe, dem verstorbnen Professor Schell in Würzburg, den der Vatikan zum Widerruf seiner sehr gemäßigten Ansichten gezwungen hatte, ein Denkmal zu setzen, ist auf ein scharfes Verbot der Kurie gestoßen, und zugleich ist eine von Münster aus eingeleitete Bewegung im Gange, die eine Revision des Index erstrebt, da, wie die „Germania" sagt, auch treue Katholiken über die jetzigen Bestimmungen Zweifel

und Bedenken hegen. Es ist der deutsche Geist im Katholizismus, der die Freiheit des Denkens erstrebt, weil er weiß, daß ohne diese die vielbeklagte wissenschaftliche Inferiorität des Katholizismus nicht zu heben ist. Freilich hat bei solchen Konflikten noch immer die kirchliche Autorität gesiegt, weil sie sich Selbstzweck ist, und weil der echte Katholik eher seine Überzeugung opfert als die Einheit der Kirche gefährdet, indem er ein Schisma provoziert. Aber Rom ist immer nur durch ein Schisma zu besiegen gewesen, und die Wissenschaft beruht auf der Freiheit des Denkens, nicht auf dem Gehorsam gegen irgendwelche Autorität. Aus diesem verzweifelten Dilemma wird, fürchten wir, auch die gegenwärtige Bewegung um so weniger herauskommen, als die Freiheit des Denkens immer nur eine Forderung kleiner Kreise ist und die Massen niemals ergreifen kann, am wenigsten die heutigen katholischen Massen.

Inzwischen müht man sich in Ungarn weiter, die Quadratur des Zirkels zu finden, d. h. einen „Nationalstaat" aus einem halben Dutzend verschiedner Nationalitäten zusammenzuschweißen, von denen keine für sich allein die Mehrheit hat. Dieses widerspruchsvolle Streben hat jetzt zu einem Konflikte mit den Kroaten geführt, denen die in Kroatien gar nicht verstandne magyarische Dienstsprache bei ihren Eisenbahnen aufgezwungen werden soll. Infolgedessen haben die kroatischen Abgeordneten den ungarischen Reichstag verlassen, und der kroatische Landtag ist vertagt worden; Kroatien soll zunächst mundtot gemacht werden. In Österreich, wo bekanntlich nach den entgegengesetzten Prinzipien, nämlich mit der grundsätzlichen Gleichberechtigung aller „landesüblichen" Sprachen regiert wird, drohte die praktische Anwendung dieses Prinzips im Reichsrate jüngst zum reinen Aberwitz zu führen. Schon fing ein Ruthene, um die Polen zu ärgern, an, russisch zu sprechen, und das Wort wurde ihm nur deshalb entzogen, weil das Großrussische bisher noch nicht zu den in Österreich „landesüblichen" Sprachen gehört; hätte er seine kleinrussische Muttersprache angewandt, so hätte sich dieser Grund nicht gegen ihn geltend machen lassen. Kein Wunder, daß sich nun die Tschechen anschickten, für ihr Idiom die Anerkennung im Reichsrate durchzusetzen; ihnen hätten dann Polen, Slowenen, Rumänen, Italiener, Dalmatiner folgen können, und der babylonische Sprachwirrwarr wäre zum Hohne auf den gesunden Menschenverstand fertig gewesen. Wenigstens würden dann solche alberne Forderungen ad absurdum geführt worden sein, zur Erheiterung gebildeter Europäer. C'est le ridicule qui tue sagt der Franzose, aber dieser Satz scheint bei den kleinen österreichischen Völkern noch nicht zur Anerkennung gekommen zu sein. Indes ist wenigstens für diese Tagung des Reichsrats durch ein friedliches Abkommen der drohende Sprachwirrwarr abgewandt worden. In einem verdient der Reichsrat Nachahmung. Die österreichischen Sozialdemokraten sind ruhig bei der Thronrede erschienen, weil der Kaiser für das allgemeine Wahlrecht eingetreten sei. Wann werden unsre Sozialdemokraten im Reiche, das für die handarbeitenden Klassen, die sie zu vertreten vorgeben, unter der Ägide des Kaisertums unendlich mehr getan hat als jeder andre Staat, lernen, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist?

Am 7. Juli haben die Italiener den hundertjährigen Geburtstag Garibaldis allerorten als ein Nationalfest gefeiert, ohne jeden Unterschied der Partei, soweit diese Parteien überhaupt auf dem Boden des Nationalstaats stehen. Denn in diesen Fragen gibt es für die Italiener keine Parteien. Mag der alte Freischarenführer und radikale Idealist im Herzen auch immer Republikaner geblieben sein, er hat sich der Monarchie des Hauses Savoyen unterworfen, er hat ihr das Königreich Neapel geschenkt und ist dann wieder heimgezogen auf seine Ziegeninsel, er hat niemals etwas andres erstrebt als die Einheit Italiens, für sein Volk das Höchste

gewollt, für sich selbst nichts. Und wie sie ihm deshalb überall Denkmäler errichtet haben neben dem König Viktor Emanuel, Cavour und Mazzini, und Gedenktafeln überall an ihn erinnern, wohin ihn seine Feldzüge geführt haben, von Como bis Palermo, so hat jetzt alles, was italienisch spricht, einmütig den Volkshelden gefeiert. Das recht kleinliche Verbot einer Garibaldifeier im österreichischen Triest hat freilich aufs neue irredentistische Gefühle erweckt und nur ihre Äußerungen unterdrückt, aber die Regierungen beider Reiche haben trotzdem soeben stillschweigend ihr Bündnis erneuert und damit den Dreibund befestigt. *

Unsre ökonomische Sprache. Eine der vielen landläufigen Tiraden, die von oberflächlichen Beobachtern vorgebracht zu werden pflegen, ist ein Loblied auf die Sprache, die Bewunderung ihres Reichtums. Spenderin aus reichem Horne, Schöpferin aus vollem Borne, Wohnerin im Sternenzelt! Alle Höhn hast du erflügelt, alle Tiefen du entsiegelt und durchwandelt alle Welt! Du hast Worte zu vielen Tausenden — unzählig, wie die Schneeflocken stieben sie umher, dieses Gleichnis hat schon Homer gebraucht. Jedes Wörterbuch stellt daher einen Sprachschatz, einen Thesaurus, eine Fundgrube dar; ein Lexikon der arabischen Sprache nennt sich Al Kamus, das heißt der Ozean oder das Weltmeer. Es ist eine Lust, darin zu plätschern.

Demgegenüber muß einmal gesagt werden, daß die Sprache arm, sogar sehr arm ist, daß sie durchaus keinen Überfluß an Ausdrucksfähigkeit hat, und daß sie das kleine Kapital, das ihr wirklich zu Gebote steht, nicht einmal immer anrührt. Sie hat, läßt sich so ein begeisterter Lobredner vernehmen, tausend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinste Bedürfnis der Minute und ein Wort für das bodenlose Gefühl, das keine Ewigkeit ausschöpft. Nein, guter Börne, sie hat nicht viel Worte und macht auch nicht viel Worte, weder die deutsche, noch die englische, noch sonst eine. Sie kann nicht alles benennen, nicht alles wiedergeben. Sie kommt immer wieder auf ihre paar Pfennige zurück, mit denen sie alle laufenden Ausgaben bestreitet, und die immer wieder herhalten müssen, wenn sie auch noch so abgenutzt sind. Sie ist ökonomisch im höchsten Grade und im besten Sinne.

Aber die vielen Worte! Zunächst darf man sich durch das famose Schneegestöber insofern nicht täuschen lassen, daß man wähnte, die Schneeflocken seien alle neu. In Reden und Schriften kehren naturgemäß gewisse Worte beständig wieder, und es liegt auf der Hand, daß sie nicht jedesmal von neuem gutgeschrieben werden dürfen. Durch die ebenso mühevollen wie unnützen Häufigkeitsuntersuchungen der deutschen Sprache, die von einem aus der Stolzeschen Stenographenschule hervorgegangnen Arbeitsausschuß unter Mitwirkung von freiwilligen Mitarbeitern, ja von Gefangnen angestellt worden sind, ist zum Beispiel ermittelt worden, daß der Artikel der 361043 mal, der Artikel die 358054 mal in dem Zählstoff vorkommt, und daß das Bindewort und die dritte Stelle einnimmt. Dann folgt ein, zu, in, auf, über, unter und so weiter, ein geringes Resultat und eine heillose Zeitverschwendung. Aber so viel wird allerdings dadurch bewiesen, daß sich einzelne Worte recht häufig wiederholen, und daß die Sprache wenig Abwechslung hat. Sind denn nun wenigstens die gebuchten Worte alle verschieden und wirklich eigne Worte? Auch sie hat man gezählt und zum Beispiel gefunden, daß die deutsche Sprache 47631 Wörter hat. Aber sie sind von 2680 Wortstämmen hergeleitet, also nicht als vollkommne Neubildungen anzusehn; sie reduzieren sich auch wieder. Es bleiben recht wenig eigne Worte übrig; daher sie dann gewöhnlich zwei oder mehr Bedeutungen haben, auch wenn diese darauf passen wie die Faust aufs Auge. Aus

alledem sieht man, daß es mit dem Reichtum der Sprache nicht weit her sein kann, daß sie sich sehr einrichten und es zusammennehmen muß, um auszukommen, daß sie nicht allzuviel übrig hat. Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft! Wäre die Sprache reich, sie würde in erhabner Verschwendung Worte bilden und verschleudern.

Wenn sie dem Laien reich erscheint, so liegt das eben daran, daß sie eine gute Wirtin ist, die sich zu helfen weiß, bescheidne Mittel gut verwertet und bis auf das letzte Restchen ausnutzt. Ihr ganzer Reichtum beruht auf unablässiger Denkarbeit; sie selbst ist arm. Bei der Sprache fällt einem unwillkürlich das Sprichwort ein: Mit vielem hält man Haus, mit wenig kommt man aus.

Geschieht es nicht, daß ein armer Mann seinen Rock wenden läßt, anstatt einen neuen zu kaufen? Auch die Sprache läßt wenden. Man spricht dann von angewandten Bedeutungen. Die Gelehrten nennen es einen Tropus. Das ist so viel wie Wendung.

Dabei wird dem Hörer oft ohne weiteres zugemutet, daß er die Anwendung verstehe und den Gedankensprung von einem zum andern mitmache; kann ers nicht, so ists sein Schade. Gewöhnlich aber nimmt man Rücksicht; es werden Zusätze gemacht, die ihm auf den Trichter helfen und das Verständnis erleichtern sollen. Durch Zusammensetzung, durch nähere und immer nähere Bestimmung entstehen dann die unförmlichen Wortklumpen, die notwendig sind, weil es an einfachen Begriffen fehlt. Auf einer solchen Zusammensetzung beruht die gesamte Ableitung, ja schon die Flexion, und nur weil der Laie die fortwährende Wiederholung der Pronomina, der Hilfsverba, der Suffixe nicht durchschaut, wiegt er sich in Illusionen über seine Sprache. Aber ich will ein paar ganz naheliegende, triviale Beispiele aufs Geratewohl herausgreifen und einem Schuljungen nachsehn, der nach Hause geht und sich eine Tüte Kirschen kauft. Nur zwei oder drei von seinen Worten sollen vorgenommen werden.

Da ist zunächst die Tüte. Welch ein sonderbarer Begriff, die Tüte! Eine Tüte ist eigentlich ein Blasinstrument, ein Ding, auf dem man tutet. Ein Horn; die Franzosen nennen eine Zuckertüte: un Cornet. Und weil nun ein kegelförmig zusammengedrehtes Stück Papier wie ein Blashorn aussieht, so sind die Menschen naiv genug, diesem Papier den Namen Horn zu geben, so unpassend er auch ist, denn niemand will drauf blasen. Oder sollte die Tüte etwa ein Bild des Füllhorns sein, wie man die Wörterbücher auch Cornu Copiae betitelt? An jeder Butterglocke, an jeder Kaffeetrommel sieht man doch, wie die bloße äußere Ähnlichkeit hier maßgebend gewesen ist. Eine Tüte sieht auch aus wie eine Kapuze, darum nannten sie die alten Römer: Cucullus. Und wir selbst, sprechen wir nicht von einem Papiersack, wenn das Papierbehältnis die Form einer Tasche hat? Ein Sack! Ein Leinwandsack! Eine Kapuze! Ein Horn! Da haben wir unsern Reichtum.

Besagter Schuljunge ißt seine Kirschen und nimmt eine nach der andern zwischen Daumen und Zeigefinger. Zwischen Daumen und Zeigefinger? Da hapert es schon wieder. Der Daumen hat einen eignen Namen, wie er ihn auch in andern Sprachen führt; die Namen der übrigen Finger werden umständlich durch nähere Bestimmung des allgemeinen Begriffs Finger gewonnen. Zeigefinger, Mittelfinger, Goldfinger, kleiner Finger. Im Griechischen hat nicht einmal der Daumen eine besondre Bezeichnung, er heißt: der große Finger; auf ihn folgt der Zeigefinger als der zweite Finger, es wird gezählt wie bei den Häusern auf der Straße. Ja in den beiden klassischen Sprachen, daher auch in den romanischen werden nicht einmal die Zehen von den Fingern unterschieden. Die Italiener lächeln über das deutsche Wort Handschuh; sie müßten von Rechts wegen Handschuhe an ihren Füßen tragen. Wir aber brauchen uns auf unsre Zehen auch nichts einzubilden; jedes Huhn hat Zehen. Unvollkommenheit! Eigentlich müßten wir für die Füße aller Tiere, die

wir kennen, ja für jede Gangart, jede Bewegung Spezialausdrücke haben, wie sie der Weidmann wenigstens in einzelnen Fällen hat; der Sportsmann hat solche für das Pferd, der Indianer für die Bären, der Grönländer für die Robben. Aber wie weit sind wir im allgemeinen von einer solchen Genauigkeit entfernt!

Beim Essen spuckt unser Schuljunge die Kerne aus und wirft sie auf die Straße. Die rundlichen Steine nennt er also Kerne. In den Kirschkernen steckt bekanntlich wieder ein Kern, der nach bittern Mandeln schmeckt, und das ist der eigentliche Kern; es erscheint aber doch ungereimt, den harten Kirschkern, der das Gehäuse des darin enthaltnen Pflanzenkeimes darstellt, mit demselben Worte zu bezeichnen, das wir für den Samenkern verwenden. Die Franzosen sind uns in diesem Punkte voraus; den Stein nennen sie Noyau, den Samenkern: Amande, das heißt Mandel, und unterscheiden davon wieder drittens den Pepin, ein Wort, das sie für Apfelkerne oder Weinbeerkerne brauchen, während wir immer nur von den sterotypen Kernen reden. Darüber, daß noch unzählige andre Dinge einen Kern haben, will ich mich schon gar nicht mehr verbreiten. Auf großen Reichtum aber läßt diese ewige Wiederholung nicht gerade schließen.

Wir wollen nun den Schuljungen laufen lassen und ein wenig in das Haus hineinsehn, dem er angehört, und wo er der Junge oder der Kleine ist. Die Kleinheit und die Jugend sind nämlich Eigenschaften, die uns alle Augenblicke dienen, aus alten Namen neue zu fabrizieren; anstatt sie ausdrücklich hinzuzusetzen, kann die Sprache auch Diminutiva bilden, was auf dasselbe hinausläuft. Bei lebenden Wesen ist die Verkleinerung am natürlichsten. Der Frau vom Hause steht die Jungfrau oder die Jungfer gegenüber, wie der Magd das Mädchen, dem Herrn der Jungherr oder Junker; einen Zuwachs an Begriffen erhält die Sprache freilich dadurch nicht. Jungfrau und Junker sind keine neuen Worte wie im Lateinischen Virgo, oder wie Knabe und Page; sie sind aus den alten Titeln wie aus Eiern hervorgekrochen und tragen noch die Eierschalen an sich. Draußen auf dem Hof ist es gerade so; für die jungen Gänse haben wir keine neue, ursprüngliche Bezeichnung wie für die jungen Hühner, die Küchlein heißen; so wenig wie die Franzosen, die die Gänschen: Oisons nennen. Aber die Italiener haben eine, sie nennen sie: Paperi. Für das Junge der Kuh, der Stute, des Schafes und der Hündin gibt es überall einen Spezialausdruck, aber nicht für das Junge der Katze und des Schweins. Ferkel ist kein neues Wort, sondern das Verkleinerungswort von Fark, und dies der uralte Name des Schweins. Schwein selbst ist ein Verkleinerungswort und eigentlich das Junge der Sau (Suîn).

Wie die Sprache spart und aus Alten Junge gleichsam züchtet, sieht man recht deutlich am Kalender. Wenn sie um einen Monatsnamen herumkommen und ihn aus einem frühern bilden kann, so tut sie es nur zu gern. Der deutsche Name des Februars ist bekanntlich Hornung; er wird auch als ein Kleines oder als ein Junges angesehn, nämlich als der kleine Januar, der: Horn heißt. Genau so wurde der Juni der andre Mai, der November der andre Oktober oder Herbstmonat genannt; der Juli aber ist wieder der kleine Juni. So hieß der Juli ursprünglich auf französisch, nämlich: Juignet; erst später ist Juignet dem großen Julius zuliebe in Juillet verwandelt worden. Auch die Tschechen betrachten den Juli als ein Junichen; der Juni heißt bei ihnen Tscherwen, der Juli Tscherwence. In Deutschland hielt man sich lieber an den August; man nannte den Juli den ersten Augst, den August den andern Augst. Der Schulmeister Huber von Eggenfelden in Niederbayern zählte noch im Jahre 1477: Jenner, Hornung, Merz, April, Mai, der ander Mai, der Augst, der ander Augst, der Herbst, der ander Herbst, der Winter, der ander Winter. Hier bedeutet der Herbst den September, der andre Herbst den

Oktober. Aber kann es einen deutlichern Beweis für die Ökonomie der Sprache geben? Sogar von den Wochentagen wurde gelegentlich etwas abgeknapst: der Dienstag erscheint in den Urkunden als der Aftermontag, vgl. auch Sonnabend und Sonntag. Der Übergang vom Alten zum Jungen, vom Großen zum Kleinen ist der Sprache natürlicher als umgekehrt das Namhaftmachen der großen, dicken, langen Dinge, obgleich es ebenfalls oft vorkommt. Schon vorhin hieß der Daumen der große Finger, und wir selbst haben eine große Zehe, Großvater und Großmutter. Der Großvater liebt es vielleicht, sein Haar lang zu tragen, sodaß ihm die Locken auf den Nacken herabwallen. Porta la Zazzera, würde man auf italienisch sagen, ein Wort, das wir nicht übersetzen können. Der Postbote übergibt ihm einen großen, dicken Brief mit mehreren Einlagen; so einen Brief nennt der Italiener un Plico, das wir wieder nicht übersetzen können, wie uns auch die Vergrößerungsbildungen des Italieners abgehn. Aber wir helfen uns mit einer Umschreibung und kommen ebenfalls zum Ziel. Bald ist die eine, bald die andre Sprache im Vorteil, durch den Verstand wird alles wettgemacht. Ove manca natura, arte procura.

Diese Denkarbeit, von der wir hier nur einige Proben gegeben haben, geht unablässig und auch dann noch fort, wenn bereits in der eignen Sprache Spezialausdrücke vorhanden und gebräuchlich sind; lieber wird sich das Volk mit seinen alten Begriffen behelfen, als daß es die neuen Worte anwendete. Sagt es nicht noch heute: das große Wasser, der große Teich, ja die große Pfütze für den Atlantischen Ozean? Der Tunichtgut wird über den großen Bach nach Amerika spediert. Unsre Vettern jenseits der großen Pfütze. Stehen uns nicht die Augen voll Wasser anstatt voll Tränen, färbt den Fuchs nicht die rote Tinte anstatt das Blut, ziehen wir nicht vom Leder anstatt aus der Scheide? Oft ist das bloß Witz; im großen und ganzen aber ist es Bequemlichkeit, Gewöhnung an die alten ausgetretnen Geleise, das Hängen an alten Sachen. Die neuen schont die Sprache so viel wie möglich. Das nennt man ökonomisch.

Rudolf Kleinpaul



Die Grenzboten

66. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 30

Ausgegeben am 25. Juli 1907

Inhalt

50 Pf. das Heft

Fr. Wilh. Grunow Leipzig

6 Mark das Viertelj.



Die evangelischen Deutschen im Auslande



In demselben Maße, wie sich das Deutsche Reich von einer Großmacht zur Weltmacht entwickelt hat, sind auch die Aufgaben gewachsen, die ihm aus der pflichtmäßigen Rücksichtnahme auf die Interessen der im Auslande lebenden Deutschen erwachsen. Während noch in den sechziger Jahren Bismarck in einem diplomatischen Erlaß den preußischen Vertreter in einer der interessanten latino-amerikanischen Republiken anwies, die Reklamation eines dort lebenden Deutschen gegen die fremde Regierung amtlich nicht zu unterstützen, da jeder, der sich in solche Länder begäbe, selbst das Risiko dafür tragen müsse, wird jetzt grundsätzlich jede begründet erscheinende Reklamation von den diplomatischen Missionen im Auslande mit Nachdruck vertreten und in der Mehrzahl der Fälle auch von der Rechtsabteilung des Auswärtigen Amtes genau verfolgt.

Leider durchkreuzt unsre in internationalen Fragen so wenig geschulte und infolge des großen Mangels guter Korrespondenten oft durch unzuverlässige Quellen gespeiste Presse häufig die Absichten der Reichsregierung, die natürlich nur dann das ganze Gewicht der Großmachtstellung für eine Reklamation einsetzen kann, wenn Aussicht auf eine erfolgreiche Erledigung vorhanden ist. So lange hierin kein Wandel eintritt, und die großen deutschen Blätter nicht das Beispiel der britischen Zeitungen nachahmen und überall in der Welt zuverlässige Korrespondenten bestellen, werden die Reklamationen immer zu den dornenvollsten Aufgaben der deutschen Diplomaten gehören, da diese nur in den seltensten Fällen von der heimischen Presse richtig beurteilt und nur zu oft dazu benutzt werden, einen nach bestem Wissen und Gewissen handelnden Gesandten vor der öffentlichen Meinung in ein ungünstiges Licht zu setzen.

Der seit einigen Jahren von den verschiednen Ressorts der Reichsregierung und der Bundesregierungen vorberatne und demnächst zu erwartende Entwurf eines neuen Reichsangehörigkeitsgesetzes wird eine wichtige Etappe auf dem Wege zu einem verstärkten Schutze der Auslandsdeutschen bedeuten, da diese in vielen Punkten günstiger als bisher gestellt werden sollen. Große Schwierigkeiten

bereitet nur die Frage, wie sich die aus der allgemeinen Wehrpflicht ergebenden gesetzlichen Erfordernisse mit den Bedingungen über den Verlust der Reichsangehörigkeit werden vereinigen lassen. Die Differenzen über diesen Punkt sind die Ursache für die Verzögerung, die zu allgemeinem Bedauern in der Vorlegung des Gesetzentwurfs eingetreten ist.

Zur Förderung deutscher Schul- und Unterrichtszwecke im Auslande sowie zur Unterstützung von deutschen Bibliotheken und andern zu gemeinnützigen Zwecken im Auslande bestehenden vaterländischen Unternehmungen ist im Etat des Auswärtigen Amtes ein jährlicher Reichszuschuß vorgesehen, der jetzt auf 650000 Mark erhöht worden ist. Merkwürdigerweise sind aber die Anforderungen an diesen Fonds noch immer verhältnismäßig sehr gering, da offenbar viele Auslandsdeutsche der Ansicht sind, daß er lediglich für Schulen bestimmt ist, weil ihn die Presse immer „Reichsschulfonds“ zu nennen pflegt.

Dagegen ist der Fonds, der zur Unterstützung mittelloser Deutscher im Auslande gebildet ist, um ihnen die Erfüllung der Militär- und Wehrpflicht zu erleichtern, nur deshalb so wenig benutzt worden, weil die bureaukratischen Ausführungsbestimmungen dies verhindert haben. Es müßte den Konsuln ein viel weiterer Spielraum hinsichtlich der Verwendung dieses Fonds gelassen werden, wenn er wirklich zum Segen der Auslandsdeutschen gereichen soll, für die er bestimmt ist.

Unzulänglich war auch bis jetzt die kirchliche Versorgung der evangelischen Auslandsdeutschen. Das Reich kann für diese Zwecke aus dem einfachen Grunde nichts ausgeben, weil es keine Reichsreligion gibt. Nur die Bundesstaaten, an deren Staatskirche sich deutsche evangelische Gemeinden des Auslandes angeschlossen haben, sind in der Lage, hier helfend und fördernd einzugreifen. Insbesondre hat es sich die preußische Landeskirche angelegen sein lassen, möglichst vielen Auslandsgemeinden, die darum baten, den Anschluß zu gewähren. Vorläufig ist dies allerdings nur für die evangelische Landeskirche der ältern preußischen Provinzen geschehn, während sich die neuern preußischen Provinzen aus formellen Gründen bisher außer mit gelegentlichen Kollekten nicht beteiligt haben.

Gesetzlich geregelt sind diese Verhältnisse durch Paragraph 2 des preußischen Kirchengesetzes vom 7. Mai 1900 (Kirchliches Gesetz- und Verordnungsblatt, Verlag des Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin, Jahrgang 1900, S. 27), der von dem Anspruch der angeschlossenen Auslandsgemeinden auf Fürsorge und Förderung ihrer Interessen durch die Landeskirche handelt. Auf Grund dieses Gesetzes und des Paragraphen 34, Nummer 3 der Generalsynodalordnung ist am 22. April 1907 ein königlicher Erlaß ergangen, wodurch der durch Kirchengesetz vom 16. August 1898 gebildete Hilfsfonds für die Auslandsgemeinden vom 1. April 1907 ab um jährlich $^1/_4$ Prozent der von den Mitgliedern der evangelischen Kirche der ältern Provinzen zu zahlenden Staatseinkommensteuer erhöht wird. Bisher war der Evangelische Oberkirchenrat für die Beschaffung der Mittel zu einer solchen Diasporapflege ausschließlich auf

die Erträge der für diesen Zweck in seinem Aufsichtsbezirk abgehaltnen Kollekten angewiesen, die jährlich ungefähr 32000 Mark brachten.

Von jetzt ab werden jährlich 1/4 Prozent von 94085752 Mark (Steuerjahr 1905), also vorläufig 235214 Mark zur Erhöhung des Hilfsfonds bereit gestellt werden. Diese Summe wird natürlich mit Zunahme der Staatseinkommensteuer steigen. Der Mehrbetrag verteilt sich auf die einzelnen Provinzen wie folgt:

Ostpreußen	7644	Mark
Westpreußen	5536	"
Brandenburg mit Berlin	89622	"
Pommern	11194	"
Posen	4839	"
Schlesien	22961	"
Sachsen, einschließlich der Stolbergischen Grafschaften	30490	"
Westfalen	19756	"
Rheinland, einschließlich Hohenzollern	43172	"
sind wie oben	235214	Mark

Die Erhöhung des Hilfsfonds, dessen Unaufschieblichkeit auch der Generalsynodalvorstand anerkannt hatte, zeugt von dem feinen Verständnis, das der Evangelische Oberkirchenrat den kirchlichen Interessen der evangelischen Auslandsdeutschen entgegenbringt, die fast alle in katholischer Umgebung und zum großen Teile in katholisch-evangelischen Mischehen leben, wodurch sie selbst und ihre Kinder der steigenden Gefahr ausgesetzt sind, in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche hinübergezogen zu werden.

Welche ungeheuern Mittel die Jesuiten und andre ultramontane Orden im Auslande und insbesondre in Amerika jährlich zur Ausbreitung ihrer Lehren ausgeben, ist jedem bekannt, der einige Jahre dort gelebt hat. Der Erfolg ist nicht ganz so glänzend, wie man nach ihrer Bekehrungsstatistik annehmen könnte, denn vielen Heiden ist das ultramontane Christentum nur oberflächlich angefirnist worden, und in Amerika werden den heimischen Priestern so viele Konzessionen mit Rücksicht auf die Landesgewohnheiten gemacht, daß eigentlich nur der äußere Ritus derselbe bleibt. Der Papst hat begonnen, für das abtrünnige Frankreich und den dadurch gefährdeten Peterspfennig einen Ersatz in Amerika zu suchen und schon bei Brasilien, Argentinien und Chile Nuntien, bei einigen andern Republiken Internuntien beglaubigt, die mit allen möglichen machiavellistischen Künsten, vor allem mit dem dort fast nie versagenden Mittel gröbster Schmeichelei einen stetig wachsenden Einfluß auf die Regierungen und auf das Volksleben erlangen. In den Vereinigten Staaten hat der Papst zwar noch keinen offiziell anerkannten diplomatischen Vertreter, sondern nur einen offiziösen Legaten, aber wie sehr auch dort der Einfluß des Ultramontanismus im Steigen begriffen ist, beweist die Tatsache, daß Roosevelts letzte Wahl zum Präsidenten hauptsächlich deshalb so glänzend war, weil zahlreiche katholische Stimmen für ihn abgegeben wurden.

Welchen schweren Kampf die evangelischen Deutschen in vielen amerikanischen Ländern mit den ultramontanen Orden zu kämpfen haben, ergibt sich aus den Berichten über die Gemeindeschulen. Die Ordensschulen erheben kein

Schulgeld, da die Mönche keinen Gehalt beziehen, während die evangelischen Schulen natürlich ihre Lehrer besolden und deshalb auch Schulgeld erheben müssen. Trotzdem ist es durch eine Verkettung unglücklicher Umstände bisweilen vorgekommen, daß an demselben Orte evangelische Schulen keinen Reichszuschuß, dagegen Ordensschulen einen solchen erhielten. Daß auch die kirchliche Entwicklung der evangelischen Auslandsdeutschen durch den Einfluß, den die ultramontanen Ordensschulen ausüben, schwer geschädigt wird, liegt auf der Hand. Um so freudiger ist es zu begrüßen, daß jetzt die finanzielle Unterstützung der Diasporagemeinden so viel besser sein wird als bisher.

Es ist ein großes Verdienst des Präsidenten Voigts, daß er die mannigfachen und dringenden Bedürfnisse der evangelischen Auslandsgemeinden so klar erkannt hat, wie es aus seinem Runderlaß an die Konsistorien hervorgeht. Danach stehen etwa 150 Kirchengemeinden außerhalb Deutschlands mit der Landeskirche in Verbindung. Von diesen haben sich 101 Gemeinden der Landeskirche förmlich angeschlossen und dadurch einen Anspruch auf finanzielle Unterstützung erlangt. Bei einer Reihe weiterer Gemeinden sind die Anschlußverhandlungen im Gange. Die Wochenschrift Das Echo, das Organ der Deutschen im Auslande, bringt fast in jeder Nummer eine Notiz über den Anschluß einer weitern Gemeinde.

Viele von diesen angeschlossenen Auslandsgemeinden können die notwendigsten kirchlichen Einrichtungen nur mit Hilfe dauernder Unterstützung aus der Heimat aufrecht erhalten, teils weil sie zu arm sind, teils weil sich die reichen kaufmännischen Mitglieder ganz vom kirchlichen Leben fern halten und ihre Zugehörigkeit fast nur dadurch bekunden, daß sie ihre Kinder taufen lassen. Das gehört nun einmal oft zu einem modernen selfmademan! Und evangelische Auslandsgemeinden, die sonst sehr wohl in der Lage wären, finanzielle Opfer zu bringen, können lediglich wegen des gänzlichen Versagens der reichen Mitglieder keine eignen Gotteshäuser errichten, während die Engländer und die Amerikaner an denselben Orten seit Jahren eigne evangelische Kirchen besitzen. Das für den Zusammenhalt der Gemeinde gerade unter den Verhältnissen der latino-amerikanischen Länder besonders wichtige Pfarrhaus fehlt ebenfalls in zahlreichen Fällen. Vor allem aber ist die Verbesserung der materiellen Lage der Geistlichen in einer großen Zahl von Diasporagemeinden ein unaufschiebbares Bedürfnis geworden.

Die in einzelnen Gebieten des Auslandes, wie zum Beispiel in Rio Grande do Sul, in den La Plata-Staaten, in Chile, in den Vereinigten Staaten von Amerika, in Großbritannien und in Rumänien bestehenden synodalähnlichen Verbände der deutschen evangelischen Gemeinden bedürfen kräftiger finanzieller Unterstützung, wenn aus ihnen der erstrebte festere Zusammenhalt des evangelischen Deutschtums hervorgehn soll.

Große finanzielle Anforderungen stellen ferner die vom Reiche nicht genügend unterstützten Gemeindeschulen, die Kinderheime, die Diakonissenanstalten

und andre gemeinnützige Institute, die für Diasporaverhältnisse besonders wertvoll sind.

Die stark aufsteigende Entwicklung, die die Beziehungen der preußischen Landeskirche zur evangelischen Diaspora außerhalb Deutschlands genommen haben, stellt fortdauernd neue Aufgaben in bezug auf Schaffung weiterer Kirchengemeinden, Pfarrämter und Reisepredigteinrichtungen. Besonders dringend ist dies in den Schutzgebieten, in Kleinasien, in Brasilien und in den La Plata-Staaten hervorgetreten.

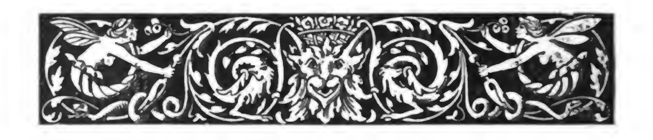
Die Aufgaben sind aber nicht nur dem Umfange nach, sondern auch in bezug auf die Art der Fürsorge gewachsen. Die neuere Entwicklung weist darauf hin, organische Einrichtungen ins Auge zu fassen, um einmal eine geeignete Vorbereitung der Geistlichen auf die besondern Aufgaben ihres Amtes zu gewährleisten, und ferner, um ihnen durch Fürsorge für eine angemessene Erziehung ihrer Kinder ein längeres Verbleiben im Auslande zu ermöglichen.

Die unmittelbare Pflege der gesamten Diaspora ist bisher vom Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin aus besorgt worden, der nur in Ausnahmefällen durch entsandte Kommissare einen Einblick in die persönlichen Verhältnisse erhielt. Mit der Zahl der angeschlossenen Gemeinden ist aber auch die Schwierigkeit gewachsen, alles von einer Zentralstelle aus zu erledigen, und es liegt darum nahe, für einzelne Diasporagebiete, wie zum Beispiel für Südbrasilien, ständige, in ihrem Bezirk wohnende Vertrauensmänner des Kirchenregiments zu bestellen.

Neue Pflichten haben sich für die preußische Landeskirche auch aus dem Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen zum Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß ergeben, der sich unter anderm zum Ziele gesteckt hat: die kirchliche Versorgung der Evangelischen in den deutschen Schutzgebieten und die Förderung kirchlicher Einrichtungen für die evangelischen Deutschen im Auslande sowie die Seelsorge unter deutschen Auswandrern und Seeleuten. Der Kirchenausschuß kann dieser Aufgabe nur gerecht werden, wenn er auf die finanzielle Hilfe der in ihm vertretnen Landeskirchen, in erster Linie natürlich der preußischen als der größten Landeskirche, zurückgreift.

Vor allem erfüllt aber die preußische Landeskirche eine nationale Aufgabe in der von ihr übernommnen kirchlichen Fürsorge für die evangelischen Deutschen im Auslande, denn die dortigen Gemeinden sind die Pflegestätten deutscher Art, deutscher Sitte, deutsch-evangelischen Glaubenslebens und deutscher Sprache. Es ist deshalb zu hoffen, daß auch die Landeskirchen der andern deutschen Bundesstaaten dem preußischen Beispiele folgen und für die Diasporapflege endlich größere Beiträge aufbringen werden.





Nochmals der höhere Verwaltungsdienst in Preußen

2



ie 1903 hat die Regierung auch jetzt ihr Bestreben, den Eintritt der Juristen in die Verwaltungslaufbahn zu erleichtern, damit begründet, daß es sonst nicht möglich sei, solche Beamte in genügender Anzahl zum Übertritt in die Verwaltung zu bewegen. Demgegenüber muß es eigentümlich berühren, daß amtliche Angaben über die Zahl der höhern Justizbeamten in der allgemeinen Verwaltung nicht bekannt geworden sind. Man hat danach sowohl in der Kommission des Herrenhauses als in der des Abgeordnetenhauses gefragt, aber aus keinem der beiden Kommissionsberichte ergibt sich, daß diese Frage beantwortet worden ist. Wahrscheinlich ist es geschehen, aber man hat dafür gesorgt, daß nichts in den Bericht gekommen ist. Auf alle Fälle läßt also dieser Vorgang tief blicken. Ich muß jedenfalls dabei bleiben, daß die Verwaltung schon bisher mit Juristen geradezu überschwemmt worden ist. In Zukunft wird der Zufluß aber noch weit stärker werden. Man wird schon wegen der Verschlechterung der juristischen Vorbildung der zukünftigen Verwaltungsbeamten später gezwungen sein, mehr Juristen zu übernehmen, wie die Regierung mit anerkennenswerter Offenheit nun selbst zugestanden hat.*) Und diese Entwicklung wird durch eine Bewegung unter den Juristen selbst sehr gefördert werden. Einem aufmerksamen Beobachter mußte es schon längst auffallen, daß die Herren Kollegen von der Justiz in den letzten Jahren eifrig bemüht waren, die Verwaltung für sich zu erobern — indem man bei jeder Gelegenheit der Verwaltung klar zu machen suchte, daß sie nichts besseres tun könne, als möglichst viele Juristen unter ihre Beamten aufzunehmen. Dieser Gedanke ging zum Beispiel wie ein roter Faden durch die Verhandlungen des 25. Deutschen Juristentags über die Neuordnung des juristischen Vorbereitungsdienstes in Deutschland. Seiner Begründung war ferner gewidmet ein wissenschaftlicher Vortrag des damaligen Vortragenden Rats im Justizministerium, jetzigen Oberlandesgerichtspräsidenten Vierhaus**), worin er geradezu vorschlug, weniger beschäftigten Amtsrichtern auf dem Lande einzelne Verwaltungsgeschäfte zu übertragen, natürlich nur, um der Bevölkerung entgegenzukommen und die mit Arbeit überhäuften Landräte zu entlasten. Vor allem standen fast alle juristischen Landtagsmitglieder, die sich bei der Beratung der

*) Begründung des Entwurfs von 1905, S. 10.

**) Gerichtsbarkeit und Verwaltungshoheit. Verwaltungsarchiv, Bd. 11, S. 222 ff.

Entwürfe von 1903 und 1905 hören ließen, auf diesem Standpunkte. Da der Einfluß der Juristen in den Parlamenten sehr groß ist, so kann diesen Bestrebungen nunmehr, wo für sie durch das neue Gesetz ein so günstiger Boden bereitet ist, der Erfolg gar nicht fehlen. Ich sehe jedenfalls sehr schwarz, wenn es nicht gelingen sollte, den drohenden Schlag rechtzeitig abzuwehren.

Wer wissen will, wie alles dieses auf einen Verwaltungsbeamten einwirken muß, lese einmal in dem zweiten Abschnitt dieses Artikels (Seite 336) nach, was die Regierung schon Mitte der siebziger Jahre gegen die Besetzung der höhern Verwaltungsbehörden mit Juristen alles einzuwenden hatte. Der erinnere sich der kräftigen Worte, die die Begründung des Entwurfs von 1903 gegen die Verwendung einseitiger Juristen in der Verwaltung zu sagen wußte.*) Der berücksichtige, daß die Verhandlungen über den Entwurf von 1905 in allen Abschnitten auf denselben Ton gestimmt waren: die Begründung des Entwurfs führt in dreizehn Zeilen aus, daß die einseitige juristische Ausbildung der Juristen unter den gegenwärtigen Verhältnissen ihre Übernahme in die Verwaltung nicht mehr ratsam mache. Dasselbe klang aus den Erklärungen der Regierungsvertreter in den Plenar- und Kommissionsberatungen und aus den Ausführungen fast aller Redner aus dem Landtag heraus. Besonders lebhaft betonte der frühere Oberlandesgerichtspräsident Hamm die Unzulänglichkeit der juristischen Vorbildung für die Verwaltungstätigkeit. Der Landeshauptmann von Dziembowski brachte aus seinen Erfahrungen als Leiter der Kommunalverwaltung der Provinz Posen Belege dafür bei, wie schwer es sogar ausgesucht tüchtigen Juristen falle, sich in dem beschränkten Kreise der Verwaltung eines Provinzialverbandes nur einigermaßen zurechtzufinden. Ein Mitglied des Abgeordnetenhauses erzählte, daß sich nach den Mitteilungen berufner Männer, von denen er den verstorbnen Minister Herrfurth nannte, die Leistungen der Regierungen nach der Wiedereinführung einer besondern Verwaltungsausbildung wesentlich gebessert hätten. Kurz, man war auch jetzt wieder darin einig, daß der Jurist für die Verwaltung unbrauchbar sei, und dennoch machte man ihm wieder so und so viele neue Türen dorthin auf. Soll man da weinen oder lachen?

Die Vorschriften des Gesetzes vom 10. August 1906 über die Ausbildung der eigentlichen Verwaltungsbeamten und die Ausführungsbestimmungen dazu leiden an dem großen Mangel, daß sie die Studienzeit und das erste Examen gar nicht berühren. Man hat dies damit begründet, daß einer solchen Reform zurzeit zu große Schwierigkeiten entgegenstünden; wir werden später sehen, welcher Art diese Schwierigkeiten sind.

Im übrigen sollen die neuen Vorschriften hauptsächlich eine bessere wissenschaftliche Durchbildung der zukünftigen Verwaltungsbeamten sichern, und zwar dadurch, daß die Ausbildung des Regierungsreferendars während seiner

*) Grenzboten 1903, Heft 4, S. 208.

praktischen Tätigkeit in besondrer Weise neu geregelt wird. Dieser Ausgangspunkt der Neuordnung scheint mir verfehlt zu sein. Wissenschaftliche und praktische Ausbildung müssen grundsätzlich getrennt sein. Hiervon ging das Gesetz von 1879 aus, und alle Welt hielt dies damals für eine wesentliche Verbesserung gegenüber dem Regulativ von 1846, das ebenfalls die praktische Ausbildung mit der wissenschaftlichen verquickt hatte. Das neue Gesetz bedeutet also in diesem Punkt jedenfalls einen Rückschritt.

Im einzelnen ist es zunächst sehr zu bedauern, daß die praktische juristische Ausbildung der Referendare künftig vollkommen ungenügend sein wird. Sie soll nur neun Monate dauern, und der zukünftige Verwaltungsbeamte macht infolgedessen nur die erste amtsgerichtliche Station des zukünftigen Richters durch, die natürlich ganz nach dessen Bedürfnissen zugeschnitten ist. Daß dies nicht ausreiche, hat die Regierung nicht leugnen können; die Gründe, die man für die Notwendigkeit dieser Verkürzung der praktischen juristischen Tätigkeit der spätern Verwaltungsbeamten vorbrachte, können einer schärfern Prüfung aber nicht standhalten, einer kommt geradezu auf einen Trugschluß hinaus.

Ein Fehler scheint mir ferner gewesen zu sein, daß man die Regierungsreferendare bei einzelnen bestimmten Regierungen zusammengezogen hat. Zudem gehören von den fünfzehn Regierungen, die man mit diesem Auftrag beglückt hat, allerhöchstens fünf zu den mittlern, die andern zehn aber zu den größern und größten Behörden ihrer Art, zum Beispiel Breslau, Potsdam, Oppeln, Düsseldorf. Man hat die kleinern Regierungen ausgeschlossen, weil sie für Referendare nicht lehrreich genug seien. Das mag für einzelne Zwergregierungen wie Sigmaringen, Stralsund, Aurich *vielleicht* gelten, im allgemeinen dürfte es aber nicht zutreffen. Dagegen haben wiederum die größern und größten Regierungen große Nachteile für die Ausbildung der Referendare. Zunächst den, daß es ihnen bei der großen Zersplitterung der Dezernate an diesen Behörden unnötig erschwert wird, das vorgeschriebne Ziel des praktischen Vorbereitungsdienstes zu erreichen, nämlich einen Überblick über den ganzen Geschäftskreis der Regierungen zu gewinnen. Das größte Bedenken gegen die großen Behörden ist aber, daß die Präsidenten hier bei der heutigen Geschäftslage — man denke nur an Oppeln oder Düsseldorf — ganz außerstande sind, sich so um die Referendare zu bekümmern, wie sie es nach den ministeriellen Anordnungen sollen und auch unbedingt müssen, wenn der Zweck dieser Einrichtung erfüllt werden soll.

Aus verschiednen Gründen kann ich es auch nicht für zweckmäßig halten, daß die praktische Beschäftigung des Referendars in der Verwaltung mit einer einjährigen Tätigkeit beim Landrat beginnen soll. Ich kann hier nur eins hervorheben. Die Beschäftigung beim Landrat hat unter anderm den Zweck, dem Referendar Gelegenheit zu geben, das praktische Leben kennen zu lernen. Aber logischerweise kann die Beschäftigung eines Referendars bei einer Behörde doch nur das Ziel haben, die Tätigkeit dieser Behörde kennen zu lernen.

Soll er daneben noch etwas andres treiben, dann wird er sich zersplittern. Und dann kann die Tätigkeit beim Landrat den Referendar gar nicht in dem wünschenswerten Maße mit dem praktischen Leben in Berührung bringen, wie ich schon in meinem ersten Artikel behauptet habe und nun auch das Herrenhausmitglied Dr. von Burgsdorf mit Zustimmung des Ministers des Innern bestätigt hat.*) Dr. von Burgsdorf verlangte deshalb, daß die Referendare während der Landratszeit auch bei Amts- und Gemeindevorstehern beschäftigt würden. Aber dagegen spricht neben dem eben erwähnten grundsätzlichen Bedenken das praktische, daß dadurch die Beschäftigung beim Landrat selbst wiederum verkürzt werden muß, wenn die Tätigkeit bei den untern Behörden Nutzen bringen soll.

Erfreulich ist, daß die Ausbildung der Regierungsreferendare in Zukunft unter der Oberaufsicht, und soweit sie sich bei der Regierung selbst vollzieht, auch unter der unmittelbaren Leitung eines ein für allemal bestimmten Regierungsmitglieds stehen soll, dessen Aufgabe ist, „die Tätigkeit der Referendare zu überwachen und durch regelmäßige Abhaltung von Übungen und Kursen ihre praktische Schulung und wissenschaftliche Fortbildung auf dem Gebiete des Staats- und Verwaltungsrechts sowie der Volks- und Staatswirtschaftslehre zu fördern“. Diese Maßnahme ist ein bedeutender Fortschritt, der einen wesentlichen Mangel des bisherigen Zustands beseitigt und eine Forderung in meinem ersten Artikel erfüllt. Gegen einzelnes habe ich allerdings verschiedne Bedenken.

Die Kurse und Übungen, die der Mentor unsrer Referendare abzuhalten hat, sollen die wissenschaftliche Fortbildung auf Gebieten fördern, mit denen sich der Durchschnittsstudent entweder überhaupt nicht oder nur ganz oberflächlich beschäftigt. In Wirklichkeit wird es sich bei jenen Kursen und Übungen also nicht um eine Fortbildung, sondern um die erste Beschäftigung mit jenen Gegenständen, also um Ausbildung handeln.

Der Leiter der Kurse tritt so an die Stelle des Universitätslehrers, oder richtiger zweier solcher Lehrer, des Staats- und Verwaltungsrechtlers und des Nationalökonomen. Das steht nun aber wieder in einem für mich wenigstens unentwirrbaren Widerspruch mit dem Ausgangspunkt der ganzen Reform. Diese soll, wie ich schon erwähnt habe, namentlich auch eine bessere wissenschaftliche Ausbildung sichern. Nach den Ausführungen der Vertreter der Königlichen Staatsregierung bei den Verhandlungen im Landtag haben sich die Verwaltungsbeamten bisher nach Abschluß der praktischen Tätigkeit bei einem gewerbsmäßigen Repetitor in Berlin rein gedächtnismäßig das für die Schlußprüfung nötige Wissen „eingepaukt“. Das soll nun anders werden, das Einpauken soll ersetzt werden durch planmäßige wissenschaftliche Arbeit. In Wirklichkeit hat nun von den beiden Männern, denen die meisten der nach dem Gesetz von 1879 ausgebildeten höhern Verwaltungsbeamten ihre Vorbereitung auf die zweite Prüfung zu danken haben, der eine überhaupt nicht, der andre

*) Stenographische Berichte des Herrenhauses 1905/06, S. 57.

nur so weit „gepaukt“, als er dazu durch die — ich drücke mich höflich aus — nicht sachgemäße Art des Fragens einiger Mitglieder der Prüfungskommission geradezu gezwungen war. Aber sei es, wie es sei — wie können jene Beamten, die ihr Wissen selbst nur der Einpaukerei, das heißt nicht wissenschaftlicher Arbeit verdanken, nun ihrerseits andre wissenschaftlich weiterbringen, oder vielmehr ganz von vornherein ausbilden! Nun hat man allerdings vorgesehen, auch Universitätslehrer heranzuziehen. Das wird jedoch nur in geringem Umfang möglich sein. (Und ist es nicht überhaupt niedlich, daß man mit vielen Kosten Universitätslehrer herbeiholt, um Referendaren Kenntnisse beizubringen, die sie als Studenten im Rahmen ihrer sonstigen Studien bequem erworben hätten, wenn sie durch verständige Einrichtung des Studiums und vor allem der ersten Prüfung dazu gezwungen worden wären?) Die Hauptarbeit wird also immer dem kursusleitenden Verwaltungsbeamten obliegen, der, ich wiederhole, seine eignen Kenntnisse nur dem „Einpauken“ verdanken soll. Wird er da nicht unwillkürlich selbst dazu neigen, einzupauken, zumal da er in einer solchen Neigung durch eine Reihe äußerer Umstände bestärkt werden wird, zum Beispiel dadurch, daß man nun in ihm jemand hat, den man für etwaige geringe Leistungen der Regierungsreferendare seiner Behörde in der großen Prüfung verantwortlich machen kann? Das hat man sich denn auch nicht verhehlt und den Kursusleitern empfohlen, die Kurse gegen den Schluß des Vorbereitungsdienstes zu einer Art Kontrolle über die für die mündliche Prüfung nötigen Kenntnisse zu gestalten, also mit einem Wort „einzupauken“ — oder etwa nicht?

Kurz, die Kurse werden in Wirklichkeit Einpaukerei werden, deren Erfolg zudem noch zweifelhaft ist. Die berufsmäßigen Repetitoren pflegten wenigstens ihre Sache gründlich zu verstehn, was man von den Leitern jener Kurse mindestens in den ersten Jahren nicht erwarten kann. Hätte man den Herren, denen man das dornenvolle und unerquickliche Amt eines Repetitors — meist wohl gegen ihren Willen — übertragen hat, Zeit gelassen, sich vorzubereiten, sie etwa in Berlin oder sonstwo zusammen genommen und ihnen durch Vorträge von Universitätslehrern oder andern besonders tüchtigen Fachmännern das nötige Wissen beigebracht und vor allem durch praktische Übungen gezeigt, wie sie die Kurse anzulegen und durchzuführen hätten, dann würden die Aussichten auf Erfolg besser sein. Inzwischen hätten auch die alten Referendare die Vorbereitung nach den frühern Bestimmungen zu Ende führen können. Statt dessen hat man diese im allgemeinen schon den neuen Bestimmungen unterworfen und den neuen Ausbildungsregierungen zugeteilt, sodaß zum Beispiel bei einer westlichen Regierung sechsundzwanzig Referendare zusammengekommen sind, die nun alle von einem Beamten „wissenschaftlich weitergebildet“ werden müssen. Ich bezweifle nicht, daß dieser Herr hierzu hervorragend befähigt ist, aber ich weiß, daß trotzdem eine solche Massenausbildung von Regierungsreferendaren mit „Wissenschaft“ nichts zu tun haben kann.

Die zweite Prüfung zerfällt, wie bisher, in einen schriftlichen und einen mündlichen Teil. Sie soll sich erstrecken „auf das in Preußen geltende öffentliche und Privatrecht, insbesondre auf das Verfassungs- und Verwaltungsrecht, sowie auf die Volks- und Staatswirtschaftslehre". Dabei erhebt sich sofort die Frage, was das Privatrecht in diesem Programm solle. Die privatrechtlichen Kenntnisse, die der Regierungsreferendar von der Universität und aus seiner oberflächlichen praktischen Tätigkeit beim Amtsgericht mitgebracht hat, sind längst vergessen. Während des Vorbereitungsdienstes in der Verwaltung wird er sich mit Privatrecht nicht mehr beschäftigen können, auch soll dieses nach der früher hier wörtlich mitgeteilten Vorschrift des Regulativs ja auch kein Gegenstand der Kurse sein. Inwieweit es also in der Assessorprüfung gefragt werden kann, ist mir nicht klar geworden.

Die schriftliche Prüfung besteht in einer größern freien schriftlichen Arbeit, die während des Vorbereitungsdienstes anzufertigen ist, und aus zwei Klausurarbeiten in der Prüfung selbst. Die freie Arbeit ist sehr wichtig für das Bestehen der Prüfung, deren spätere Abschnitte auch mit Rücksicht auf sie bedeutend verkürzt und erleichtert worden sind. Die Aufgabe zu dieser freien Arbeit wird von dem Regierungspräsidenten gestellt. Sie kann rein praktisch sein oder einen mehr wissenschaftlichen Charakter haben, auch ein Bericht aus der Tätigkeit des Regierungsreferendars beim Landrat oder bei der Gemeindeverwaltung sein. Die Arbeit ist von dem Leiter des Vorbereitungsdienstes eingehend zu zensieren und von dem Regierungspräsidenten einzusehen. Diese Bestimmung scheint mir den Wert dieser neuen Anordnung zum großen Teil wieder aufzuheben. Eingehend zensieren kann man eine Arbeit nur dann, wenn man den Gegenstand, den sie behandelt, eingehend kennt. Deshalb wird es dem Leiter des Vorbereitungsdienstes wahrscheinlich sehr schwer fallen, geeignete Aufgaben zu finden. Er wird wohl überall kein praktisches Dezernat mehr haben und deshalb darauf angewiesen, jedenfalls aber geneigt sein, einseitige theoretische Doktorfragen zusammen zu tifteln. Besser wäre es gewesen, die Auswahl der Aufgaben und zum mindesten die erste Beurteilung der Arbeiten den einzelnen Dezernenten, bei denen die Referendare praktisch arbeiten, zu überlassen. Abgesehen hiervon enthalten die Vorschriften über die zweite Prüfung wichtige Verbesserungen. Aber ein grundsätzliches Bedenken habe ich doch noch. Die Prüfung wird im ganzen wesentlich erleichtert, jedenfalls bequemer gemacht. Ich fürchte, daß dies auf das Verhältnis zwischen Justiz und Verwaltung zurückwirken wird, und glaube darum, daß es besser gewesen wäre, nicht auf einmal mit der Vergangenheit so vollständig zu brechen.

Ich muß meine Ausführungen dahin zusammenfassen, daß die Neuordnung der Ausbildung der jungen Verwaltungsbeamten kein wesentlicher Fortschritt im ganzen ist, sondern ein Rückschritt. Namentlich hat sie gerade das nicht gebracht, was man vor allem erstrebt hat: eine bessere wissenschaftliche Ausbildung der Verwaltungsbeamten. Man hat eben nicht berücksichtigt, daß

die Wissenschaft auf die Universität gehört und nicht in die Referendarzeit. In dieser muß man auch noch theoretisch arbeiten, aber das scheint mir etwas andres zu sein als wissenschaftliche Tätigkeit.

Es ist mir deshalb auch nur ein Verwaltungsbeamter bekannt geworden, der mit der neuen Ordnung zufrieden war, dagegen kenne ich viele, die gleich mir die größten Bedenken hatten, und darunter waren recht hochstehende, erfahrne und urteilsfähige Beamte. Ja ich habe Grund anzunehmen, daß man jetzt auch an maßgebender Stelle nicht mehr ganz so sicher ist, das Richtige getroffen zu haben.

Alles in allem wird man also leider sagen müssen, daß das Gesetz vom 10. August 1906 den Niedergang, in dem sich der Verwaltungsdienst seit den Glanzzeiten der preußischen Verwaltung unter den beiden großen Königen des achtzehnten Jahrhunderts und in der Stein-Hardenbergischen Zeit befand, nicht aufhalten, sondern fortsetzen wird. Bedauerlich ist namentlich auch, daß es nicht möglich war, die Personalienverwaltung neu zu ordnen. Die Vorschläge, die verschiedne Fraktionen des Abgeordnetenhauses bei den Verhandlungen über die Entwürfe von 1903 und 1905 zu diesem Zweck machten, trafen allerdings nicht den Kern der Frage. Aber wenn sie verwirklicht worden wären, hätten sie doch vielleicht den Anstoß zu einer Prüfung geben können, ob auf diesem Gebiet alles in Ordnung sei. Eine solche Prüfung scheint vielen Verwaltungsbeamten nach verschiednen Vorkommnissen der letzten Zeit doch dringend nötig zu sein.



Frankreichs Allianzversuche 1868 bis 1870

3



Doch alle Berechnungen sind durch die spanische Thronkandidatur des Hohenzollernprinzen über den Haufen geworfen worden. Durch dieses plötzliche Ereignis wurde eine ganz neue Lage geschaffen, und es ist vollkommen richtig, daß der Krieg, der sich jetzt unaufhaltsam aus diesem Ereignis entwickelte, keinen unmittelbaren Zusammenhang mit den bisher zwischen den drei Mächten insgeheim geführten Verhandlungen hatte. Ganz anders brach er herein, als er gedacht und geplant worden war. Aber man darf wohl sagen: er wäre nicht mit so unaufhaltsamer Gewalt hereingebrochen, wenn er nicht vorbereitet gewesen wäre in der öffentlichen Meinung und in der Diplomatie, in den Generalstäben und in den Allianzverhandlungen, wenn nicht vorher mit tausend Zungen gepredigt worden wäre, daß Preußen für Sadowa der französischen Nation eine Sühne schuldig sei. Busch hat ohne Zweifel Recht, wenn er sagt, daß erst die durch die Hohenzollernsche Kandidatur geschaffne Lage die Allianz-

verhandlungen wieder in Fluß gebracht hat. Aber man wird bezweifeln dürfen, ob sich die Leiter des französischen Staats so kopfüber in das kriegerische Abenteuer gestürzt hätten, wenn sie nicht aus den frühern Bündnisverhandlungen den Eindruck erlangt hätten, daß man im Ernstfalle leicht zu einem vollständigen Einvernehmen mit den Bundesgenossen werde gelangen können. Der Kaiser glaubte ein moralisches Anrecht an die Waffenhilfe Österreichs und Italiens zu haben. Darum lag ihm und seinen Räten auch nichts daran, die Hohenzollernkandidatur abzuwenden, vielmehr erschien ihnen der unvorhergesehene Zwischenfall eine geeignete Handhabe, den Krieg herbeizuführen, ohne den Frankreich nicht die schuldige Vergeltung für Sadowa erhielt. Mit Recht sagt der neueste französische Beurteiler dieser weltgeschichtlichen Tage: „Alle Schritte des französischen Kabinetts vom 6. bis zum 15. Juli waren viel mehr von dem Verlangen eingegeben, Preußen, seinem König, Bismarck eine Niederlage beizubringen, als von der Sorge, Leopold von Hohenzollern vom spanischen Throne fernzuhalten. Je mehr durch die Ratschläge Europas, durch die Zurückhaltung Prims und die Mäßigung des Königs von Preußen die Drohung einer preußischen Monarchie in Spanien schwand, um so mehr steifte man sich in Paris darauf, andre Beleidigungen aufzufinden in der Verzögerung der Antwort Wilhelms des Ersten auf die französischen Forderungen, in seiner Weigerung, für die Zukunft Bürgschaften zu geben, in der Abberufung des Barons Werther, in der Verabschiedung Benedettis, in der Emser Depesche. Es scheint, die kaiserliche Regierung brauchte durchaus eine Beleidigung, deren öffentliche Sühne für die Hohenzollern eine Demütigung war."

Wie wenig aber die bisherigen Verhandlungen hingereicht hatten, Österreich und Italien an eine kriegerische Politik Frankreichs zu binden, sollte sich bald zeigen. Schon am 5. Juli sondierte, dem erhaltnen Auftrage gemäß, der damalige französische Geschäftsträger in Wien, Marquis von Cazaux, gesprächsweise den Grafen Beust, ob die Mitwirkung Österreichs im Fall ein Krieges über eine diplomatische Aktion hinausginge. Nun lautete zwar, was Cazaux berichtete, günstig genug: er empfing aus seinen Besprechungen mit Beust den Eindruck, daß an einem Einverständnis mit Österreich nicht zu zweifeln sei. Am 9. Juli telegraphierte er nach einer langen Unterredung mit dem Reichskanzler: „Trotz der etwas unbestimmten Ausdrücke in den Weisungen an den Fürsten Metternich ist mein Eindruck der, daß Frankreich vollkommen auf den Kanzler zählen kann, wie auch die Dinge laufen mögen. Graf Beust dringt nur auf eine Verständigung, auf ein vorläufiges Übereinkommen über die verschiednen Punkte, um nicht gezwungen zu sein, vor vollendete Tatsachen gestellt zu werden." Allein Cazaux verstand sich offenbar schlecht auf die diplomatische Sprache des Herrn von Beust. Er gab dessen Worten eine viel zu optimistische Auslegung. Der Herzog von Gramont selbst hat im Januar 1873 in seiner Polemik mit Beust diesem bezeugt: „Niemals habe ich behauptet, daß Sie uns zum Krieg ermutigt haben. Ich gebe vollkommen zu, weil es die Wahrheit ist,

daß Sie uns vom Kriege abrieten, bis zu dem Augenblick, da Sie den Grafen Vitzthum nach Paris schickten. (13. Juli.) Ich will sogar gern anerkennen, daß Sie uns noch am 13. Juli anrieten, uns mit dem Verzicht des Prinzen von Hohenzollern zufrieden zu geben." In der Tat war Beust mit der Überstürzung, die sich in Paris seit dem 6. Juli zeigte, im höchsten Grad unzufrieden. Er ließ keinen Zweifel darüber, daß Österreich nicht daran denke, sich über die Grenze, die ihm durch seine Lebensinteressen und durch seine materielle Lage gezogen sei, fortreißen zu lassen. „Die einzige Verpflichtung, die wir gegenseitig eingegangen haben, besteht darin, uns nicht einseitig mit einer dritten Macht ins Benehmen zu setzen. Diese Verpflichtung werden wir streng einhalten. Der Kriegsfall ist wohl in den Vorverhandlungen erörtert worden. Es ist jedoch nichts fest beschlossen worden, und selbst wenn man den skizzenhaft gebliebnen Plänen, die übrigens zum erklärten Zweck nicht einen Krieg, sondern die Aufrechthaltung des Friedens bezweckten, sowie dem Austausch der Ansichten einen reellern Wert geben wollte, könnte man daraus nicht die Folgerung ableiten, daß wir zu einer bewaffneten Demonstration verpflichtet seien, wenn es Frankreich beliebte, sie von uns zu fordern." So in der Depesche Beusts an Metternich vom 11. Juli. In dem begleitenden Privatbrief wies Beust noch in bestimmterer Form die Zumutung zurück, sich wegen einer Frage, „die uns nichts angeht", in einen Krieg hineinreißen zu lassen auf Grund von angeblichen Stipulationen, die „nicht durch unsre Schuld" bloße Projekte geblieben sind. Bis zur letzten Stunde hat Beust nichts versäumt, den französischen Staatslenkern jede Illusion zu nehmen, nichts, sie zu warnen vor einem Kriege, der in diesem Augenblick und über diese Frage herbeigeführt, nur zum Nachteil ausschlagen konnte, vor einer Politik, die Süddeutschland in die Arme Preußens treiben und somit gerade das herbeiführen mußte, was Beust durch seine Verbindung mit Frankreich zu verhindern gedachte. Am 15. Juli schrieb Cazaux von Beust: „er hat einen tiefen Haß auf Preußen geworfen und möchte es erniedrigen. . . . Aber als es zur Aktion kommen sollte, war er überrascht und aus dem Konzept gebracht. Er glaubte nicht, daß die Stunde, die er herbeisehnte und zugleich fürchtete, so rasch kommen werde. Das sind seine eignen Worte."

Die Stunde, die eine Entscheidung verlangte, war gekommen, als in der Nacht zum 15. Juli in Paris die Kriegserklärung beschlossen wurde. Es gab kein Innehalten mehr auf dem eingeschlagnen Wege. „Haben Sie Allianzen?" wurde der Herzog von Gramont in der Kommission gefragt, die der Gesetzgebende Körper zur Beratung der Kriegsvorlagen einsetzte. Der Herzog gab eine ausweichende Antwort, aber er hatte keine Zeit verloren, sich der Bundesgenossen zu versichern. In einer Konferenz, die er noch am Abend des 15. Juli mit Metternich, Vitzthum und Vimercati hatte, wurde rasch ein vorläufiger Bundesentwurf vereinbart, der, wie Busch wahrscheinlich gemacht hat, aus den drei Punkten bestand: 1. Bündnis der drei Mächte, 2. als Vorstufe dazu eine

bewaffnete Mediation Österreichs und Italiens, die an Preußen eine Sommation im Sinne der Aufrechthaltung des Prager Friedens richten sollten, 3. Rückkehr zur Septemberkonvention. Zugleich wurde an Österreich das Ansinnen gestellt, die süddeutschen Staaten zur Neutralität zu verhalten. Vitzthum und Vimercati reisten nach Wien und nach Florenz, die Zustimmung der dortigen Höfe einzuholen. Mit welcher fieberhaften Ungeduld und zugleich mit welcher Bestimmtheit Gramont günstige Nachrichten zunächst aus Florenz erwartete, geht aus seiner Depesche vom 18. Juli an den dortigen Gesandten Malaret hervor: „Graf Vimercati begibt sich nach Florenz, nachdem er sich mit dem Kaiser und mir ins Benehmen gesetzt hat. Seine Reise hat zum Zweck, den Abschluß eines Allianzvertrages zwischen Italien, Österreich und uns zu beschleunigen. Er wird sich mit Ihnen ins Benehmen setzen und Ihnen die Bedingungen auseinandersetzen, über die wir einig geworden sind.... Italien sollte uns ein bestimmtes Kontingent stellen. Damit seine Mitwirkung einen wirklichen Wert habe, muß binnen einem Monat die königliche Regierung 80000 Mann nach Bayern werfen, denen Österreich die Wege durch Tirol öffnet. Unterstützen Sie Vimercati auf jede Weise. Keine Formalitäten. Beunruhigen Sie sich nicht wegen Ihrer Vollmachten. Das wesentliche ist, sobald als möglich zum Abschluß eines Vertrags zu gelangen. Vorwärts! Ich rechne auf Ihren Eifer und auf Ihren Patriotismus, um diese Verhandlung zum glücklichen Ende zu bringen." Was Vimercati jedoch in Florenz antraf, war nichts weniger als ein stürmischer Kriegseifer. Auch von hier waren Ratschläge zur Mäßigung, Warnungen vor Übereilung nach Paris ergangen. Jetzt sah sich der König genötigt, mit seinen Ministern zu rechnen, die schon im Hinblick auf die mangelnde Kriegsbereitschaft zum Frieden geneigt, auch mit der bloßen Rückkehr zum Septembervertrag, der ja den Italienern die Hände band, wenig zufrieden waren. Man stellte zuletzt einen Gegenentwurf von fünf Artikeln auf, der zwar die bewaffnete Vermittlung festhielt, aber durch verschiedne Klauseln das Ziel der möglichen Teilnahme am Kriege deutlich hinausschob. Und nicht viel besser erging es dem Gramontschen Vorentwurf in Wien. Gleichviel welchen Wert Herr von Beust den bisherigen Verabredungen beimaß, mußte er sich sagen, nachdem der Ausbruch des Kriegs zur Tatsache geworden war, könne er, wohl oder übel, diese Gelegenheit nicht vorübergehn lassen, wenn er seine Absichten gegen Preußen zur Ausführung bringen wolle. In seiner Haltung war seit dem 15. Juli eine entschiedne Wendung eingetreten. Aber die Schwierigkeiten waren groß und nicht leicht zu überwinden. In dem Ministerrat, der am 18. Juli unter dem Vorsitz des Kaisers Franz Joseph stattfand, kam, nachdem Beust und Andrassy scharf aneinander geraten waren, ein einmütiger Beschluß zustande, der aber verschiedne Auslegung zuließ und die eigentliche Entscheidung ebenfalls hinausschob; er lautete auf Neutralität, aber auf kriegerische Vorbereitungen und Verhandlungen mit Italien wegen einer Mediation. In Paris konnte dieser Beschluß keine große Befriedigung erregen; man hatte im Geiste schon, wie 80000 Italiener

in Bayern, so 150000 Österreicher in Böhmen einrücken sehen. Die Sprache, die Beust gegen die Vertreter Frankreichs führte, ließ aber durchblicken, daß das letzte Ziel seiner Politik nicht das Verharren in der Neutralität war. Der Marquis von Cazaux schrieb: „es heißt, daß die Neutralitätserklärung nur eine Art Vorwand sei, um die Rüstungen zu decken; Tatsache ist, daß die Rüstungen in großem Maßstabe beginnen.“ Als dann am 23. Juli der Fürst Latour d'Auvergne, der neue Botschafter in Wien, seine erste Unterredung mit Beust hatte, telegraphierte auch er nach Paris: „Beust mußte die Neutralität erklären, um sich die Möglichkeit zu verschaffen, für uns zu handeln. Ich erklärte, diese Neutralität, die den Hoffnungen nicht entspreche, zu denen uns Österreichs frühere Haltung berechtigte, müßte mindestens von einer Handlung begleitet sein, die uns gegenüber den entschiednen Willen, uns sobald als möglich zu Hilfe zu kommen, bekundete, zum Beispiel der sofortigen Absendung eines Armeekorps nach Böhmen. Beust verweigerte dies, weil er Rußland und deutschfreundliche Kundgebungen in Österreich fürchtete. Aber er weist den Gedanken eines diplomatischen Aktes nicht zurück, jedoch ohne einen Vertrag zu wollen.... Eine Allianz der drei Höfe wird möglich sein durch eine vorläufige Verständigung Österreichs und Italiens.“

Mit diesen Berichten der französischen Diplomaten stimmt aber auch der Inhalt der berühmten Depesche überein, die Graf Beust am 20. Juli an den Fürsten Metternich sandte, und die am 24. dem Herzog von Gramont mitgeteilt wurde. Sie lautet ganz anders als jene Depesche vom 11. Juli, die rundweg den Beistand Österreichs verweigert hatte, aber sie stellt auch die Grenzen fest, innerhalb deren Österreich seine Hilfe anbot. „Wiederholen Sie Seiner Majestät und ihren Ministern, daß wir treu unsern Verpflichtungen, wie sie in den zwischen beiden Souveränen gewechselten Briefen niedergelegt sind, die Sache Frankreichs als die unsrige betrachten, und daß wir zum Erfolg seiner Waffen in den Grenzen des Möglichen beitragen werden.“ Es folgt dann die Aufzählung der Schwierigkeiten: die Besorgnis vor russischer Einmischung, die Haltung der Deutschen und der Ungarn, worauf es weiter heißt: „Unter diesen Umständen ist uns das Wort Neutralität, das wir nicht ohne Bedauern aussprechen, durch eine gebieterische Notwendigkeit und eine vernünftige Würdigung unsrer Interessen auferlegt. Aber diese Neutralität ist nur das Mittel, uns dem wahren Zweck unsrer Politik zu nähern, das einzige Mittel, unsre Rüstungen zu vollenden, ohne uns einem plötzlichen Angriff, sei es Preußens, sei es Rußlands, auszusetzen.... Indessen haben wir keinen Augenblick verloren, uns mit Italien über die Mediation, deren Initiative der Kaiser Napoleon uns überließ, in Verbindung zu setzen. Werden die neuen Grundlagen, die Sie uns übermitteln, den Zweck erreichen, den die französische Regierung im Auge hat? Mit andern Worten, werden sie von Preußen unannehmbar gefunden werden? Wie dem sei, wir nehmen sie als Ausgangspunkt einer kombinierten Aktion an, wenn Italien sie annimmt.“ Schließlich erklärt

Herr von Beust, daß die Septemberkonvention nicht mehr der Situation entspreche, und daß man den Italienern nicht verwehren könne, von den päpstlichen Staaten Besitz zu ergreifen. Österreich werde sichs zur Ehre rechnen, wenn ihm Frankreich die Verantwortlichkeit für eine Lösung der römischen Frage überlasse. Die zuletzt genannte Anregung ist wohl der sprechendste Beweis dafür, daß dem österreichischen Reichskanzler alles daran lag, die einem Einvernehmen entgegenstehenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Italien den Eintritt in die Aktion zu erleichtern und somit zum „wahren Zweck“ seiner Politik, an das Ziel einer wirksamen Tripelallianz zu gelangen.

Doch gerade die römische Frage wurde abermals zu einem Stein des Anstoßes. Vimercati, der in Florenz wenig Geneigtheit, in den Krieg einzutreten, aber große Geneigtheit, nach Rom zu gelangen, gefunden hatte, kam am 24. Juli von dort nach Wien, wo nun am folgenden Tag eine Konferenz mit Latour d'Auvergne, Beust und Vitzthum stattfand. Wieder verlangte der französische Botschafter die sofortige Mitwirkung Österreichs durch Absendung eines Armeekorps nach Böhmen. Wiederum erklärte dies Beust für unmöglich, dagegen war er bereit, mit Italien eine gemeinschaftliche Mediation zu vereinbaren, die sich nach Vollendung der Rüstungen und nach einer voraussichtlich fruchtlosen Sommation an Preußen in eine tätige Mitwirkung verwandeln sollte. Vimercati erklärte sich ermächtigt, eine solche Übereinkunft: Neutralität und Mediation abzuschließen, einen Zweibund, der, wenn der Zeitpunkt gekommen sei, zur Grundlage des Dreibundes dienen sollte; dabei setzte er aber voraus, daß Italien das Ziel seiner nationalen Wünsche erreiche und nach Abzug der Franzosen in den Besitz seiner natürlichen Hauptstadt gelange. Der französische Botschafter widersprach; er bezweifelte, ob dies im Sinne des Kaisers sei: „Räumung Roms — ja, aber Besetzung durch Italien — nein.“ In einer Audienz, die der Botschafter an demselben Tage bei Franz Joseph hatte, sagte dieser, er schreibe an Napoleon den Dritten, die Neutralitätserklärung ändre nichts an seinen guten Gesinnungen für Frankreich, und Österreich beschleunige seine Rüstungen, um imstande zu sein, Frankreich tatsächliche Hilfe zu leisten. Der Kaiser zweifelte nicht an der Einwilligung Viktor Emanuels und befürwortete seinerseits, daß Napoleon den Italienern keine Schwierigkeiten in der römischen Frage mache, wenn er auch in dieser Sache nach Latours Bericht geringern Eifer zeigte als sein Kanzler. Wirklich gab Viktor Emanuel „mit Freuden“ seine Zustimmung, und Beust machte sich mit Vimercati ans Werk, den Vertrag über die gemeinsame Mediation zum Abschluß zu bringen. Der Vertrag bestand aus acht Artikeln; er verpflichtete zu einer für Frankreich wohlwollenden Neutralität, und im Falle der Versuch einer Vermittlung fehlschlüge, zu schleuniger Kriegsrüstung. In der römischen Frage hieß es, Österreich solle sich bei Frankreich dafür verwenden, daß die sofortige Räumung des Kirchenstaates unter Bedingungen geschehe, die den Wünschen und Interessen Italiens entsprächen und den innern Frieden des Königreichs sicher stellten.

Glaubte man wirklich, daß sich der Kaiser Napoleon zu diesem Zugeständnis in Sachen Roms verstehen werde? Selbst in diesem Augenblick wagte er es nicht, die weltliche Papstmacht preiszugeben. Die Ehre, hieß es im französischen Ministerrat vom 25. Juli, gebiete es, Rom nicht zu verlassen, außer gegen das Versprechen Italiens, den Septembervertrag zu halten. Weisungen in diesem Sinne waren noch an demselben Tage nach Wien und nach Florenz ergangen. „Frankreich kann nicht seine Ehre am Rhein verteidigen und am Tiber aufopfern. Wir haben dem Heiligen Stuhl bereits den Abmarsch unsrer Truppen angekündigt. Er wird nicht stattfinden, wenn Italien uns nicht offiziell seine Absicht erklärt, seinerseits die Septemberkonvention zu beobachten.“ Daß sich Beust, der Protestant, in dieser Frage vorgedrängt und sich erboten hatte, dem Kaiser Napoleon die Verantwortung für die Lösung des römischen Problems abzunehmen, wurde vom Herzog von Gramont mit Ausdrücken des Widerwillens und der Entrüstung zurückgewiesen. Er sprach vom Verrat des österreichischen Kanzlers, und am 27. Juli telegraphierte er an den Fürsten Latour: „Keinerlei Erwägung vermag uns vom Boden der Septemberkonvention abzudrängen; lieber verzichten wir auf die Allianzen, die wir gesucht haben.“ An demselben Tage telegraphierte Gramont nach Florenz: „Wenn man die Septemberkonvention aufrecht halten will, werden unsre Truppen am 5. August die päpstlichen Staaten räumen. Im andern Fall warten wir ab, bis die italienische Regierung uns wissen läßt, wie sie sich entschließen wird.“ Und jetzt gab die italienische Regierung nach. Sie ließ am 28. Juli durch den Gesandten Nigra erklären, daß, wie Frankreich, so auch Italien zur Ausführung des Septembervertrags und seiner Verpflichtungen zurückkehre.

Das war ein überraschender Schritt und schien dem Herzog von Gramont ein großer Erfolg der französischen Politik zu sein. Es war nicht die einzige Täuschung, der er in diesen Tagen verfiel. In seiner Kurzsichtigkeit durchschaute er nicht, daß die Nachgiebigkeit der Italiener noch eine ganz andre Deutung zuließ. Wenn ihnen ihr Hauptwunsch, ihre Grundbedingung von Frankreich verweigert wurde, so mußten sie sich fragen, ob sie dann noch irgendeinen Grund hätten, für Frankreich die Waffen zu ergreifen. Insofern war ihre Nachgiebigkeit eher ein Abrücken von der Tripelallianz. Durch die Rückkehr zum Septembervertrag erlangten sie den Abzug der Franzosen aus Rom, und damit sahen sie ihr Ziel in greifbarer Nähe, ohne daß sie sich dafür in ein kriegerisches Abenteuer stürzen mußten. Denn die Tatsache des Abzugs der Franzosen wog mehr als die Bedingung, die sich die Italiener für diesen Fall auferlegten. Wenn nur einmal die Franzosen den Kirchenstaat geräumt hatten — das weitere konnte man der Logik der Ereignisse überlassen. So sah es auch der Vatikan an, wo man von der Aussicht, daß die Integrität des Kirchenstaats künftig durch die Soldaten Viktor Emanuels geschützt werden sollte, nichts weniger als erbaut war.

Das war zu einer Zeit, wo die kriegerischen Operationen schon begonnen hatten, aber nicht mit dem Erfolg, den man sich in Paris und auch bei den

Bundesgenossen versprochen hatte. Im Aufmarsch der Armee ergaben sich unerwartete Hemmnisse, mit dem raschen Vorstoß über den Oberrhein war es nichts, und es war auch nichts mit der Neutralität der süddeutschen Staaten, denen die fränkischen Heere die Befreiung vom Joch der Allianzverträge bringen sollten. Graf Bray meldete nach Paris, die süddeutschen Staaten könnten nur unter der Bedingung neutral bleiben, daß Frankreich und Preußen die Verpflichtung übernähmen, die Neutralität Süddeutschlands, einschließlich Badens, zu achten. „Aber, schrieb der Herzog von Gramont am 19. Juli an Beust, das hieße, uns die ganze Kriegführung unmöglich machen, und übrigens hat Preußen, indem es Mainz und Rastatt besetzt hält, diese Klausel unmöglich gemacht. Ich schließe daraus, daß die süddeutschen Höfe marschieren werden, aber ohne Schwung und sozusagen an den Haaren herbeigezogen.... In Württemberg kann man von oben bis unten auf niemand zählen. Die wahren Gesinnungen wird man erst nach einem Sieg erfahren. Und Sie kennen Varnbüler hinlänglich, um zu wissen, welche plötzliche Zuneigung er für die Sieger empfindet. Diese Gesinnungen beunruhigen mich keineswegs. Ich habe diese Situation vollkommen vorausgesehen, und eigentlich wäre die Neutralität der süddeutschen Höfe ein beträchtliches Hindernis für uns vom strategischen Gesichtspunkt. Werfen Sie einen Blick auf die Karte und sagen Sie uns, wo wir Preußen angreifen könnten, wenn wir Belgien, Luxemburg, Pfalz, Baden und Württemberg respektieren sollen." Schon zwei Tage zuvor hatte Cazaux aus Wien der Wahrheit gemäß telegraphiert: „Man kann die süddeutschen Höfe nicht mehr zurückhalten. Das deutsche Nationalgefühl hat in einem Tage alle Dämme durchbrochen. Die Freunde Frankreichs und Anhänger der Neutralität sind jetzt in München und in Stuttgart zum Schweigen gebracht."

Gramont gab sich die Miene, als sei er darüber leicht getröstet. Aber das Ausbleiben einer erfolgreichen Offensive, auf die man so bestimmt gehofft hatte, war dem Fortgang der Allianzverhandlungen begreiflicherweise wenig günstig. Zwar dem Zustandekommen des Zweibunds Österreich-Italien schien nichts mehr im Wege zu stehen, nachdem sich Italien mit der Wiederherstellung der Septemberkonvention begnügt hatte, und die Klausel von der Einmischung des Wiener Kabinetts in die römische Frage fallen gelassen war. Ob aber dieser vorläufige Zweibund, der nach einem weitern diplomatischen Stadium möglicherweise von praktischen Folgen war, überhaupt noch einen großen Wert hatte, mag schon damals den Unterhändlern zweifelhaft gewesen sein. Schon sah alles in höchster Spannung den nächsten Kriegsereignissen entgegen. Jedenfalls tat Eile not. Den Vertrag vollends zum Abschluß zu bringen, übernahmen Vitzthum und Vimercati, die beide am 29. Juli von Wien abreisten, Vitzthum nach Florenz, Vimercati nach Paris, um die Zustimmung des Kaisers Napoleon einzuholen. In Florenz wurde kein weiterer Anstand erhoben, und am 1. August konnte Vitzthum nach Paris melden, König und Minister seien günstig gestimmt, und die Sache werde ins reine kommen. Artikel 6 bestimmte,

daß nach Verwerfung der Mediation ein gemeinsamer Kriegsplan studiert werden solle. Hier verlangte Gramont noch die Einsetzung der Worte: „mit Frankreich", das heißt, der Kriegsplan der beiden Mächte sollte gemeinschaftlich mit Frankreich festgestellt werden. In dieser Form wurde nun der Vertrag von Vimercati dem Kaiser vorgelegt, der sich damals schon in Metz befand. Am 3. August gab dieser seinen Bescheid. Er schlug noch einige Abänderungen vor, so an Artikel 5, der nach der vorauszusehenden Ablehnung der Mediation „sobald als möglich" die Aufstellung eines italienischen Korps in Tirol und eines österreichischen in Böhmen stipulierte. Statt „sobald als möglich" verlangte der Kaiser „unverzüglich" zu setzen. Man kann daraus ersehen, welche Beunruhigung bereits die Nachrichten vom Kriegsschauplatz bewirkten. Nun fragte sich noch, ob Österreich mit diesen Änderungen einverstanden sei. Latour d'Auvergne hatte bisher die beste Hoffnung gehabt. „Ich hoffe noch, telegraphierte er am 3. August, die Allianz zu drei unterzeichnen zu können, besonders wenn die preußische Armee ernsthafte Schläge erleidet. Vom Sieg wird der Erfolg meiner Sendung wesentlich abhängen." Am 5. August aber mußte er nach Paris berichten, daß Beust die Änderungen ablehne, die auf Beschleunigung des Eintritts in die Aktion zielten. Beust hatte eine feine Witterung gehabt: am folgenden Tage gingen die Schlachten von Wörth und von Spichern für die Franzosen verloren, und damit waren die Allianzverhandlungen endgiltig zu Grabe getragen. „Mit Besiegten verbindet man sich nicht", sagte der Herzog von Gramont. Die letzten verzweifelten Versuche des Kaisers, Italien zur Hilfeleistung zu bewegen, können wir übergehn. Sie mußten schon darum erfolglos sein, weil die Italiener jetzt den Weg nach Rom offen sahen.

Werfen wir einen Blick auf den Gang der Verhandlungen zurück, deren Gelingen dem Krieg „vielleicht eine andre Wendung gegeben hätte". Vor allem steht fest, daß auf seiten der drei Beteiligten der beste Wille vorhanden war, zu einem politischen und voraussichtlich kriegerischen Bündnis zu gelangen zum Zweck, „den Frieden Europas auf festere Grundlagen zu stellen". Frankreich und Österreich verband der gemeinsame Haß gegen das siegreiche Preußen und das werdende Deutschland. Italien war an Frankreich gebunden, weil dieses die Hand auf den Kirchenstaat gelegt hatte, und das Schwert gegen den Verbündeten von 1866 zu ziehen, machte wenigstens Viktor Emanuel geringen Kummer. Aus diesen Voraussetzungen entspannen sich die Bündnisverhandlungen, die im Jahre 1869 gepflogen wurden. Sie blieben ergebnislos, weil Napoleon der Dritte den Italienern jedes Zugeständnis in der römischen Frage verweigerte. Immerhin verstand man sich zum Versprechen einer gegen Preußen gerichteten gemeinsamen Politik, und dies wurde bekräftigt durch die Monarchenbriefe, die das bisherige Stadium der Verhandlungen abschlossen und zugleich als ein zwar nicht streng verbindliches, aber moralisches Band bei späterer Gelegenheit einen Wiederanknüpfungspunkt darboten. Diese Gelegenheit brach herein, allen Teilen überraschend, beim plötzlich auftauchenden Streit um die

spanische Krone. Aber jetzt bremste der österreichische Reichskanzler, so stark er konnte, weil er weder den Anlaß zu einem Rachekrieg für günstig noch den Zeitpunkt für erfolgversprechend hielt; er suchte den Krieg zu verhindern, indem er seine Mitwirkung versagte. Allein er bremste nur so lange, als die Entscheidung noch nicht unwiderruflich getroffen war. Sobald der Krieg eine Tatsache war, hielt er es für geboten, die Gelegenheit, im Bunde mit Frankreich seine politischen Ziele zu erreichen, nicht zu versäumen, er erkannte auch infolge der früher ausgetauschten Erklärungen eine moralische Verpflichtung zur Hilfeleistung an. Nur sollte bei der Überstürzung, womit die Katastrophe hereingebrochen war, der Eintritt in die Aktion erst vorbereitet werden durch eine gemeinschaftliche Mediation Österreichs und Italiens, die sich später, nach Vollendung der Rüstungen, in tätige Mitwirkung verwandeln sollte. Am Zustandekommen dieses Zweibundes, der die Basis des Dreibundes werden sollte, ist vom 26. Juli bis zum 4. August unter Mitwirkung Frankreichs in aller Hast gearbeitet worden. Auch für ihn war zunächst die römische Frage eine Klippe. Als dieses Hindernis glücklich beseitigt worden war, blieben noch Differenzen zwischen Österreich und Frankreich, wobei jenes unter dem Eindruck der ersten Kriegsereignisse dem Andrängen des Kaisers Napoleon auszuweichen suchte. Diese Differenzen waren noch nicht beglichen, als die Kunde von den Schlachten bei Wörth und Spichern den Verhandlungen ein jähes Ende bereitete.

Also kurz gesagt: im ersten Stadium scheiterten die Allianzverhandlungen an der römischen Frage, im zweiten an der berechnenden Zögerungspolitik Österreichs, im dritten an dem Eindruck der deutschen Siege. Der Hauptsünder in der Verschwörung aber, der eigentliche Faiseur der Verhandlungen war nicht der Kaiser Napoleon, sondern der Herr von Beust. Er hat es verstanden, die Fäden so lange in der Hand zu behalten — bereit, sie vollends zusammenzuknüpfen, aber zugleich immer noch imstande, sie wieder aufzulösen —, bis er einer letzten Entscheidung glücklich überhoben war. Wenn Viktor Emanuel zuletzt erleichtert zum Grafen Vitzthum sagte: Nun sind wir fein heraus, nous avons par bonheur échappés, so hat wohl Beust bei sich dasselbe gedacht. Aber noch im Jahre 1873 sagte er zu dem damaligen Botschafter Herrn von Banneville: „Wenn Sie nur trotz der ungenügenden Streitkräfte und der ungenügenden Vorbereitung entschlossen und rasch in Deutschland eingebrochen wären, so konnte alles anders gehn.“ Banneville hörte in Wien, daß noch nach den Schlachten von Metz und Sedan, noch zu Ende des Jahres, eine ziemlich große Partei, an ihrer Spitze der Kriegsminister Kuhn, für einen Marsch nach Berlin war. Eine Armee von 150000 Mann hätte für diesen Zweck genügt, man hätte sich in Deutschland durch die 300000 französischen Kriegsgefangnen verstärken können, und die Drohungen Rußlands nahm man nicht ernst. „Die Wahrheit ist, so schloß Banneville seine Depesche vom 5. Januar 1873, daß es in Wien am guten Willen nicht gefehlt hat. Aber man war nicht bereit, so wenig wie leider

wir selbst es waren. Der Unterschied war nur der, daß man es wußte." Heute sind dies längst vergangne Dinge. Sie gehören der Geschichte an und können, ohne bittere Gefühle zu erwecken, zum Gegenstand unparteiischer Untersuchung gemacht werden. So begreiflich es ist, daß nach dem Jahre 1866 in Wien Stimmungen die Oberhand gewannen, wie sie in diesen Bündnisverhandlungen zum Ausdruck kamen, so erfreulich ist es, daß sie so rasch und so gründlich überwunden worden sind. Zuversichtlich kann heute gesagt werden, daß eine Wiederkehr der damaligen Konstellation zur Unmöglichkeit geworden ist.

W. Lang



Naturwissenschaft und Theismus

2



Johannes Reinke hat seinem berühmten größern Werke „Die Welt als Tat" ein kleines Buch*) ähnlichen Inhalts nachgeschickt, das als zuverlässige und zugleich angenehme Einführung in die Naturwissenschaften auf das wärmste und dringendste empfohlen werden muß. Es orientiert über den gegenwärtigen Stand der Forschung in Physik, Chemie und Biologie, stellt die sichern Ergebnisse zusammen und zerstreut die Nebel, die philosophische Vorurteile unter dem falschen Scheine exakter Forschung über manche Gebiete, namentlich über das biologische, verbreitet haben. Nur zweierlei mag daraus angeführt werden. Das Charakteristische des Organischen ist nach Reinke — nicht die Gestalt, wie Chamberlain gesagt hat, sondern — die Selbstgestaltung. Eine Maschine darf man nicht bloß, sondern muß man den Organismus nennen, wenn er auch die verwickeltste, feinste und wunderbarste aller Maschinen ist. Das Maschinenhafte besteht darin, „daß das Leben auf Bewegungen beruht, die zu ihrem Betriebe eine Zufuhr von Energie erfordern, die durch die Gestaltung der Teile zu ganz bestimmten Verrichtungen gezwungen wird". Ihre Arbeit kann als automatische gedacht werden, nur darf man nicht vergessen, daß jede Maschine nur bis zu einem gewissen Punkte Automat ist. Ein Kriegsschiff würde nichts leisten ohne die Seelentätigkeit des Kommandanten und die körperliche Arbeit des Steuermanns, der Heizer und andrer Personen, eine chemische Fabrik steht still, sobald die Chemiker und die Arbeiter sie verlassen. In den Zellen gehn chemische Prozesse der verschiedensten Art gleichzeitig vor sich. In der Fabrik und im Laboratorium ist das nur zu machen, wenn man für jeden Einzelvorgang einen besondern Topf bereit hat. „Im Protoplasma der Zellen vermag das Mikroskop solche

*) Die Natur und Wir. Leichtverständliche Aufzeichnungen von Dr. J. Reinke, Professor in Kiel. Berlin, Gebrüder Paetel, 1907.

Töpfe nur in einzelnen Fällen zu unterscheiden, z. B. die grünen Farbkörper der Pflanzenzellen, in denen durch das Licht die Kohlensäure zersetzt wird." Und ein geordneter Ablauf zahlreicher chemischer Reaktionen dicht nebeneinander in einer Fabrik ist nur denkbar, „wenn jeder Topf von einem intelligenten Arbeiter bedient wird. In der Pflanzen- und Tierzelle indessen sind keine automatischen Einrichtungen erkennbar", von denen man denken könnte, daß sie die intelligente Leitung ersetzten. „Wir können sie als unsichtbare Selbstregulationen hinzudenken. Eine Maschine leistet nur etwas im Zustande der Bewegung. Diese Bewegung besteht in der Verrichtung mechanischer Arbeit und erfordert darum die Zufuhr von Energie. Die Energie vermag aber nur dann das Beabsichtigte zu leisten, wenn ihre Arbeit gelenkt und geleitet wird durch eine Struktur, deren Wirksamkeit als kausaler Faktor zur Arbeit hinzukommt." An einer frühern Stelle ist dargelegt worden, daß Richtungsänderung als eine Kraft bezeichnet werden muß, und zwar als eine, die nicht energetischer Natur ist. Ein Nußknacker, der durch horizontalen Fingerdruck in Tätigkeit versetzt wird, würde seine Arbeit nicht leisten, wenn nicht eine Schraube den horizontalen in vertikalen Druck verwandelte. Jede Maschine wirkt nur dadurch, daß ihre Formen die Energie zwingen, in einer bestimmten Richtung zu wirken. Reinke nennt die in der Maschine zu einem System vereinigten Formen Systembedingungen oder Systemkräfte. Kräfte müssen sie genannt werden, weil sie wirken. Aber energetisch wirken sie nur insofern, als sie ohne zugeführte Energie nichts leisten können. An sich sind sie nicht energetisch; denn die Energie ist unzerstörbar, die Form, in der eben das wirksame der Systemkräfte besteht, ist zerstörbar, und während die Energie selbst arbeitet, arbeitet die Form nicht durch sich selbst, sondern nur durch den Stoff, dem sie anhaftet, und der Energie enthält, z. B. das Eisen. Dieselbe Form in Pappdeckel vermag nichts. Der Punkt, an dem die Auffassung des Organismus als einer Maschine bestimmt ein Ende hat (wenn man dieses Ende nicht schon beim Fehlen sichtbarer Leiter der Arbeit und Bediener der Maschine gekommen sehen will), ist die Entstehung der Organismen, ihre Fortpflanzung. „Es gibt keine Maschine, und sie ist auch für die kühnste Phantasie nicht ausdenkbar, die ein Ei legte, aus dem in schrittweiser Differenzierung die Teile einer neuen Maschine in harmonischem Zusammenhange hervorwüchsen .... Das Leben des Organismus besteht in verwickelten Bewegungen, und diese sind der Ausdruck mannigfaltiger Arbeitsleistungen. Deren besondre Art ist gegeben in der Betriebsenergie und der Konfiguration des Systems; diese setzt sich zusammen aus den einzelnen Systembedingungen. Die Energie ist nicht erblich; sie tritt von außen in den Organismus hinein. Die Systembedingungen vererben sich bei den Tieren und Pflanzen. Sie werden aufgebaut in der Entwicklung, und hierfür sind besondre Kräfte erforderlich, die gleichfalls vererbt werden, und die gleich den Systembedingungen nicht energetischer Art sind; ich habe sie Dominanten genannt. Für den Organismus als arbeitendes und sich entwickelndes Wesen kommen

somit vier fundamentale Begriffe in Betracht: der Stoff, die Energie, die Systembedingungen oder Systemkräfte und die Dominanten."

In Beziehung auf die Abstammungslehre bekennt Reinke, daß er zu ihren Anhängern gehört; aber er gibt mit der dem gewissenhaften Forscher gebotnen Vorsicht das Hypothetische nicht für Gewißheit aus und scheidet von dem Beweismaterial, das dafür angeführt zu werden pflegt, alles nicht Tatsächliche, nicht wirklich Bewiesne aus. „Die Entstehung neuer Arten im Sinne Linnés ist bisher experimentell nicht beobachtet worden." Gegen die Darwinische Selektionslehre wendet er ein, daß, wenn sie gelten sollte, die wundervolle und komplizierte Zweckmäßigkeit im Bau der Tiere und Pflanzen durch den Zufall hervorgebracht sein müßte. Der Zufall könne aber unmöglich eine Fülle positiver Schöpfungen hervorbringen. „Alle vorliegenden Beobachtungen drängen wohl zu dem Schlusse, daß die Veränderung der Lebensbedingungen in einer Pflanze Kräfte auslösen kann, die eine zweckmäßige Umgestaltung veranlassen; aber diese Kräfte wirken von innen heraus und nicht von außen her auf die Pflanze, wie der Kampf ums Dasein es tut. Ganz verfehlt aber scheint es mir zu sein, die zufällige Wirkung des Kampfes ums Dasein zu vergleichen mit der intelligenten Auslese eines Tier- oder Pflanzenzüchters, der aus den Einzelwesen einer Aussaat nur solche Individuen behält, die ihm nützliche Verbesserungen der Rasse zu bieten scheinen, und diese allein fortpflanzt. Menschliche Intelligenz und Zufall sind inkommensurable Werte. Dabei lehrt die Erfahrung noch, daß die durch menschliche Auslese gewonnenen neuen Kulturrassen alsbald wieder schwinden und zugrunde gehn, wenn die Intelligenz des Menschen die Züchtung nicht fortgesetzt überwacht." Die Abstammung des Menschen vom Affen oder einem affenähnlichen Tiere ist bis jetzt durch keine Tatsachen bewiesen. Angenommen auch, große anatomische Ähnlichkeit zweier Organismen bewiese die Abstammung des einen vom andern, so sind doch bis jetzt Zwischenglieder zwischen dem Menschen und dem von diesem im anatomischen Bau sehr bedeutend abweichenden Affen noch nicht gefunden worden. Solche Zwischenglieder müßten aber nachgewiesen werden, wenn der allmähliche Übergang der einen Art in die andre glaublich erscheinen sollte. Die bis jetzt gefundnen Reste des Diluvialmenschen beweisen, daß er ein Mensch von ähnlicher Höhe der Organisation war wie wir. Auch die Neandertal- und Krapinaschädel sind echte Menschenschädel, die nur einer tiefstehenden Rasse angehören. „Ebensowenig kann davon die Rede sein, daß die im Jungtertiär von Java gefundnen Knochen, denen man den Namen Pithekanthropus (Affenmensch) gegeben hat, das ersehnte Bindeglied zwischen Mensch und Affe beweiskräftig darstellen. Schon Virchow hat sich mit der Vorsicht eines echten Naturforschers dahin ausgesprochen, es stehe nicht fest, ob jene Knochen von einem und demselben Tiere herrühren, auch wären die Skelettreste zu unvollständig, um eine klare Vorstellung von der Beschaffenheit des Tieres gewinnen zu lassen. Der wichtigste dieser Knochen ist ein Schädeldach mit verhältnismäßig weiter Kapsel, die auf ein relativ großes

Gehirn schließen läßt, scheint aber einer Affenart anzugehören, nach R. Hertwig einem ausgestorbnen Typus aus der Verwandtschaft des Gibbon .... In jedem Falle bleibt eine tierische Abstammung des Menschen unbewiesen; sie ist eine willkürliche Hypothese, ein Spiel der Gedanken, der Phantasie. Will man aber aus der Ähnlichkeit zwischen Menschen- und Affengestalt auf den Ursprung aus gemeinsamem Stamme schließen, so enthält die Hypothese der Abzweigung des Menschen aus der Stammlinie eines Menschenaffen etwas überaus Gewaltsames, weil die Entstehung eines Menschengehirns aus einem Affengehirn einen ungeheuern Sprung bedeuten würde, wie er niemals erfahrungsmäßig bei sonstigen Abänderungen von Tieren beobachtet worden ist. Es kann hierbei nicht ankommen auf Umfang und Gewicht des Gehirns, sondern nur auf seine feinste innere Organisation, die dem Menschen sein ganzes geistiges Leben ermöglicht, während die seelischen Fähigkeiten den Affen unbedingt in die Tierwelt verweisen. Für den fundamentalen Unterschied der seelischen Eigenschaften spricht genugsam die eine Tatsache, daß die Affen seit der Diluvialzeit keine geistige und damit geschichtliche Fortentwicklung gezeigt haben, sondern ganz und gar auf der Stufe der Säugetiere verharren.“ Dennert gibt in seinem neuesten Buche eine Anzahl Proben davon, wie Haeckel mit den Tatsachen umzuspringen sich erlaubt; eine davon bezieht sich auf den Pithekanthropus. Das Ergebnis der Untersuchung der Knochenreste dieses „Affenmenschen“ ist heute etwa folgendes: für einen Menschenaffen halten ihn zehn, darunter Virchow und Ranke; für einen Menschen sieben, für eine Zwischenform auch sieben. Wie unterrichtet nun Haeckel seine Gläubigen von diesem Ergebnis? Er behauptet in seinem Buche „Aus Insulinde“, daß die Deutung dieser Knochen „als Überreste eines wirklichen Mittelgliedes zwischen den ältern Menschenaffen und den ältesten Urmenschen jetzt von fast allen sachkundigen Naturforschern angenommen ist“. Am Schlusse seiner Betrachtung über die Darwin-Haeckelsche Abstammungshypothese schreibt Reinke: „Bei dieser Auffassung bin ich mir völliger Wunschlosigkeit bewußt. Wäre die Naturforschung imstande, den Ursprung des Menschen tatsächlich aufzuklären, so wäre mir jede Lösung recht, die der Wahrheit entspräche. Ich kann aber nicht verhehlen, daß nach meiner Ansicht die Männer, die heute als Dogma verkünden, die Abstammung des Menschen von einem Menschenaffen sei bewiesen, bewiesen durch den Pithekanthropus, den Neandertalschädel, die Ähnlichkeit des Blutes usw., von einem Vorurteile bzw. Wunsche sich leiten lassen und, aller Regeln der Naturwissenschaft vergessend, da von Beweisen sprechen, wo nur von fernen Möglichkeiten die Rede sein kann.“

In jüngster Zeit hat sich Reinke veranlaßt gesehen, gegen das Haeckeltum eine Broschüre zu veröffentlichen: Haeckels Monismus und seine Freunde. Ein freies Wort über freie Wissenschaft. (Leipzig, Johann Ambrosius Barth, 1907.) Er erzählt darin, bisher habe er den Haeckelschen Lehren nur seine eignen in positiver Form entgegengestellt, und zwar in der wissenschaftlich allein gerechtfertigten Form, die deutlich hervortreten läßt, was wir wissen, was wir

nicht wissen, und was wir nicht wissen können, die zwischen Tatsachen und Hypothesen unterscheidet und diese ehrlich als das bezeichnet, was sie sind. Dieser echten Wissenschaft stehe eine Afterwissenschaft entgegen, „die Tatsachen und Hirngespinste durcheinander mengt und daraus Dogmen knetet, die als unfehlbare Weisheit verkündet werden". Obgleich er von Vertretern dieser Afterwissenschaft wiederholt in beschimpfender Weise angegriffen worden sei, habe er doch Haeckels Namen nur dreimal in der Öffentlichkeit genannt, das einemal ihm gegenüber an die Unhaltbarkeit des biogenetischen Grundgesetzes erinnert, dann in einem Vortrage die Behauptung Haeckels, daß der Mensch erwiesnermaßen von einem Affen abstamme, als Flunkerei bezeichnet, und in einem andern Vortrage einige Urteile Chamberlains über Haeckel zusammengestellt (aus dessen Kantbuche. Ich habe im zweiten Bande des Jahrgangs 1906 der Grenzboten auf S. 413 die Seiten des Kantbuches angegeben, auf denen der Leser Chamberlains Haeckelkritik findet). Sich ausdrücklich gegen Haeckel zu wenden, habe ihn auch dessen neuestes Buch: „Lebenswunder" noch nicht bestimmt, das in der Unwissenschaftlichkeit die „Welträtsel" womöglich noch überbiete; erst der Umstand, daß sich unter Haeckels Ehrenvorsitze der Monistenbund konstituiert habe, lasse es ihm als Pflicht erscheinen, aus seiner Reserve hervorzutreten. Am 10. Mai des Jahres habe er die Aufmerksamkeit des Herrenhauses auf den Gegenstand gelenkt.

Der Wortlaut seiner Herrenhausrede ist in die Broschüre aufgenommen worden. Es heißt darin: Der am 11. Januar 1906 zu Jena unter Haeckels Vorsitz gegründete Monistenbund verfolge den ausgesprochnen Zweck, die christliche Weltanschauung umzustürzen, „die nach § 14 der preußischen Verfassung bei allen Einrichtungen des Staates, die mit der Religionsübung zusammenhängen, zugrunde gelegt werden soll". Das Programm freilich sei diplomatisch und vorsichtig gehalten; einer deutlichern Sprache befleißigten sich die Flugschriften des Bundes. In der ersten werde behauptet: durch die Herrschaft der Naturgesetze seien die drei großen Zentraldogmen, der persönliche Gott, der freie Wille und die Unsterblichkeit der Seele ausgeschlossen. In der zweiten heiße es in Beziehung auf das Christentum: „Diese geistige Armseligkeit und jene bewußte oder unbewußte Heuchelei, sie eben begründen die Weltherrschaft der Gedankenlosen, id est der frommen Schafe mit ihren Hirten an der Spitze; sie eben halten das geistige, gesellschaftliche und staatliche Leben Europas in einer Sklaverei, die beschämend, die empörend ist. Und diese offenbare Kalamität, die kein ehrlicher Mensch mehr zu leugnen wagt, sie wird nicht eher weichen, als bis die Gebildeten unsrer Nation klar und deutlich erkennen:

Erstens: daß das Christentum als Weltanschauung völlig zersetzt und aufgelöst, als Ethik heute völlig ungenügend ist;

zweitens: daß wir imstande sind, an die Stelle des Alten, Veralteten eine neue und entwicklungsfähige Weltanschauung zu setzen, die ein Ergebnis naturwissenschaftlich-philosophischen Denkens ist und in ihrer Anwendung auf das Einzel- und Gesellschaftsleben die segensreichsten Wirkungen verspricht;

drittens: daß dieses Neue und Bessere nicht nur das Recht sondern auch die Pflicht hat, sich im organisierten Kampfe gegenüber dem organisierten Alten diejenige Stellung im Geistesleben der Menschheit zu erringen, die seiner kulturellen Bedeutung entspricht."

Weiterhin wird bemerkt, das Vorhandensein dieser Weltanschauung auch noch in unsrer Zeit könne man nur noch nach Analogie mit rudimentären Organen in einem Organismus beurteilen. „Wie diese, z. B. der Blinddarm, dem Organismus in seiner Gesamtheit gefährlich, lebenhemmend, lebenvernichtend werden können, so jene Weltanschauung für die Kultur eines Volksganzen. Exempla docent: Italien, Spanien. [Wogegen zu beachten ist, daß Italien einen viel größern Prozentsatz von Atheisten hat als die Staaten der größtenteils bigott gläubigen Angelsachsen: England und die Vereinigten Staaten.] Und wenn wir dies erkannt haben, wenn wir die christliche Weltanschauung als für die Gegenwart irrig und kulturhemmend erkannt haben, so ist es unsre verdammte Pflicht und Schuldigkeit, diese Weltanschauung zu bekämpfen, wo sie sich breit macht." Nach weitern Anführungen aus dieser Flugschrift fährt Reinke fort: „Wenn ein Philosoph in seiner Studierstube ein noch so religionsfeindliches System ausheckt und dies literarisch bekannt macht, so wird das für die Organe des Staates, insbesondre für die parlamentarischen Körperschaften höchstens ein indirektes Interesse haben. Wenn aber derartige grundstürzende Gedanken von einer Schar von Fanatikern aufgegriffen werden, die unter einheitlicher Leitung in festgefügter Organisation damit zur Propaganda der Tat schreiten, so stehn wir vor dem Versuch, den Monismus durch die Gewalt, die jeder festverbundnen und zielbewußt geführten Masse von Menschen innewohnt, in unserm Staate und in unsrer Gesellschaft gewissermaßen zwangsweise zum Siege zu verhelfen. Meine Herren, ich glaube, daß hier der Punkt ist, wo auch unser Staat auf der Hut zu sein hat, und wo wir als parlamentarische Körperschaft zu mahnen haben: principiis obsta! Meine Herren, es könnte mir hier von weniger gut unterrichteter Seite der Artikel 20 der Verfassung entgegengehalten werden, der lautet: Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. Auch ich halte diesen Artikel für ein wertvolles Palladium unsrer Freiheit, zu denken und zu forschen, die ich mir nun und nimmer verkümmern lassen werde; aber, meine Herrn, dieser Artikel trifft hier nicht zu. Im Gegenteil, der Monismus Haeckelscher Observanz sucht die wahre Wissenschaft unter das kaudinische Joch der Unwissenschaftlichkeit zu beugen." Reinke erinnert daran, wie die einzelnen Teile der „Welträtsel", dieses Korans des Haeckelschen Monismus, von Fachmännern beurteilt worden sind. Professor Loofs hat die Unwissenschaftlichkeit der theologischen Abschnitte, Paulsen die der philosophischen, Chwolson (siehe das achte diesjährige Heft der Grenzboten) die der physikalischen nachgewiesen. Der biologische Inhalt der Welträtsel könne aber kaum wissenschaftlicher genannt werden, als der physikalische, der theologische und der philosophische (obwohl Haeckel Professor der Zoologie an einer deutschen Universität ist), „weil Haeckel auf biologischem Gebiet fortwährend Bewiesnes und

Unbewiesnes kritiklos durcheinander mengt und dadurch in den Köpfen seiner Leser Verwirrung anrichtet. Durch diese Kritiklosigkeit scheidet Haeckel in den Augen vieler aus der Schar der ernst zu nehmenden Naturforscher überhaupt aus". Die Wirksamkeit der in zweihunderttausend Exemplaren verbreiteten Welträtsel, die besonders von Primanern, angehenden Volksschullehrern und höhern Töchtern eifrig studiert würden, dürfe ebensowenig unterschätzt werden wie die des Monistenbundes. Reinke schlägt darum als Abwehrmaßregel vor: die Verbesserung und Vertiefung des naturwissenschaftlichen Unterrichts am Gymnasium, speziell die Einführung eines biologischen Unterrichts in der Prima. Seiner Überzeugung nach hat dieser Unterricht als formales Bildungsmittel entschiedne Vorzüge vor den alten Sprachen.

In der Broschüre demonstriert Reinke die Unwissenschaftlichkeit Haeckels an zwei Proben. In dessen Entwicklungstheorie spielt die Monere, ein strukturloses Protoplasmaklümpchen, eine entscheidende Rolle, und darum hält Haeckel an diesem Phantasiegebilde fest, nachdem von andern Forschern nachgewiesen worden ist, daß sie nicht existiert. Zufällig gerät uns gerade eine Streitschrift eines solchen in die Hände: Ernst Haeckel als Biologe und die Wahrheit von Dr. Arnold Braß (Stuttgart, Max Kielmann, 1906). Haeckel ist auch in der neuesten Auflage der 1878 erschienenen natürlichen Schöpfungsgeschichte seiner Monere noch treu geblieben; dazu bemerkt Braß: „Wenn man so etwas liest, dann fragt man sich unwillkürlich, hat der Autor denn dreißig Jahre hindurch Dornröschen gespielt?" Ebenso erklärt Braß die (übrigens von Richard Hertwig vollendete) Gastrulatheorie Haeckels für widerlegt und aufgegeben. Die Entwicklung der einfachsten mehrzelligen Organismen, die nur ein kugelförmiger Zellenhaufen waren, zu höher organisierten soll überall damit begonnen haben, daß die Kugel eine Einstülpung erlitt, die eine Höhlung: den Urdarm oder Urmagen, herstellte. Von den zur Erläuterung dieser Theorie beigegebnen Zeichnungen Haeckels wird gesagt: „Die von Haeckel fortwährend wider besseres Wissen gebrachten, roh schematischen Darstellungen von gleichmäßig ausgebildeten Zellen und Zellenschichten sind geradezu eine Verhöhnung unsrer mühsam errungnen physiologischen Erkenntnisse." Weiterhin erzählt Braß von einer Spinne, die — ein Lungentier — es fertig bringt, ihre Eier zum Schutz vor der Grabwespe unter dem Wasser abzulegen, indem sie mit wunderbarer Geschicklichkeit eine Taucherglocke baut. Dazu bemerkt er richtig: „Solche Fähigkeiten und Eigenschaften vermag ein Tier nicht durch natürliche Zuchtwahl, Kampf ums Dasein usw., also durch allmähliche Summierung unmerklicher Fortschritte in langen Zeiträumen zu erwerben; denn sie können nur nützen, wenn sie sofort ganz und vollkommen zutage treten." In Haeckels Bahnen einzulenken, davor hat Braß das Auge seiner naturwissenschaftlich gebildeten aber trotzdem frommen Mutter behütet. Es sei ihm nicht möglich gewesen, „das Höchste, Reinste im Leben, das Mensch und Tier, trotz des erstern »Säugetiernatur«, so scharf voneinander trennt, die selbstlose Mutterliebe und Muttersorge, die bis zum Tode währt und dadurch unerreichbar weit

von tierischen Trieben und Instinkten abrückt, zu mißachten.... Wenn die größten Künstler so gern und so sinnig Maria mit dem Christuskinde darstellen, so verherrlichen sie wahrlich nicht das Säugetier."

Als eine zweite Probe unglaublicher Leichtfertigkeit führt Reinke aus den „Lebenswundern" den Satz an: „Diese Naturmenschen (z. B. Weddas, Australneger) stehen in psychischer Hinsicht näher den Säugetieren (Affen, Hunden) als dem hochzivilisierten Europäer." Reinke schlägt als Gegenbeweis ein Experiment vor. „Man nehme von einem solchen Naturvolke mehrere Säuglinge (ein vereinzelter könnte zufällig Idiot sein), bringe sie nach Deutschland, gebe sie deutschen Familien in Pflege und lasse sie die Volksschule besuchen. Hätten sie das vierzehnte Jahr erreicht, so würde man den Abstand ihrer Psyche einerseits von der des heutigen Deutschen, andrerseits von Hunden und Pferden beurteilen können. Umgekehrt, wäre Herr Haeckel als Säugling von den Weddas geraubt worden und unter ihnen aufgewachsen, so hätte er unter ihnen vielleicht den Rang eines Propheten oder Oberpriesters erreicht, aber ich gestatte mir zu zweifeln, ob sich dann seine Geisteskultur sehr weit über die seiner wilden Umgebung erheben würde." Haeckel sieht in der „Affensprache", über die bekanntlich Garner ein albernes Buch geschrieben hat, die Vorstufe der menschlichen Sprache. Andre, untern andern Hartmann, haben gefragt, warum denn die Affen, wenn sie über die Fähigkeit, Sprache zu schaffen, verfügen, nicht ebenfalls gleich den Menschen im Laufe der Jahrtausende ihre auch nach Garner sehr unvollkommne aus Gewimmer und Schreien bestehende Sprache zu einer vollkommnen Lautsprache ausgebildet haben, was um so auffälliger ist, weil sie alle zur Lautbildung notwendigen Organe besitzen. Von den Aussprüchen der Anthropologen über diesen Gegenstand, die Dennert zusammenstellt, mag nur einer angeführt werden. J. Ranke schreibt: „Die Organe, die bei dem Menschen der Bildung der Sing- und Sprechstimme dienen, besitzt der menschenähnliche Affe, wie alle höhern Säugetiere, in einem Grade der Ausbildung, daß der Mensch, mit ihnen ausgerüstet, sie in sehr vollkommner Weise zur Laut- und Sprechsprache würde benutzen können. Unterschiede sind ja vorhanden, aber sie erscheinen zum Teil zugunsten der menschenähnlichen Affen. Doch der Besitz dieser Organe begründet noch nicht das Sprachvermögen, sie sind nur zum Reden in der Lautsprache unentbehrlich; aber die Sprache des Menschen ist von dieser ganz unabhängig, sie ist eine Eigenschaft unsers Geistes."

Den fachmännischen Gegnern Haeckels hat sich jüngst noch J. von Üxküll zugesellt; in zwei Artikeln der Neuen Rundschau, einem kürzern im Maiheft, einem sehr umfangreichen im Juniheft, bekämpft er den materialistischen Monismus. Er hebt als das, was den Organismus von allem Unorganischen deutlich unterscheide, die Struktur hervor, und schreibt im ersten Artikel unter anderm: „Es läßt sich heute mit voller Sicherheit aussprechen, die Strukturbildung ist selbst ein unabhängiger Naturfaktor, der keine Struktur ist. Dieser Naturfaktor führt die Entwicklung jedes Tieres vom Allgemeinen zum Besondern. Es entstehen erst die typischen Formen, dann die Formen, die den Familien-, den Gattungs-

charakter tragen, schließlich die charakteristischen Formen der Art und endlich das Individuum. So hat K. E. von Baer in allen Punkten Recht behalten, und das biogenetische Grundgesetz Haeckels, jene halb physiologische halb historische Zwitterbildung, löst sich in blauen Dunst auf." In dem längern Essay äußert er sich über die Verbreitung des Haeckeltums. Er habe den Eindruck gewonnen, „daß die Zeitungen ihren Leser für ein Konglomerat von ziemlich widerwärtigen Eigenschaften und Instinkten halten, wie Eitelkeit, Hochmut, Ungerechtigkeit, Neid und Habgier". Man dürfe sich demnach auch über die Verbreitung der Lehren Haeckels nicht wundern, „denn der Haeckelismus ist seinem wahren Wesen nach nichts als eine einzige Predigt gegen die Bildung". Üxküll schließt mit dem Satze: „Ich halte es für meine Pflicht, als Fachmann dagegen Verwahrung einzulegen, daß Haeckel und seine Apostel immer noch die Naturforschung als Autorität anrufen bei der Verkündigung ihrer Allerweltsunwahrheiten, nachdem die neuen Forschungen gerade das Gegenteil als richtig erwiesen haben."

Reinkes Herrenhausrede hat selbstverständlich in der liberalen Presse einen Sturm sittlicher Entrüstung hervorgerufen. Nicht bloß die Jugend und der Kladderadatsch haben ihm schöne Verse gewidmet — die Witzblätter leben ja zum großen Teil von der Verhöhnung der Religion und aller, die ein Wort für die Religion wagen —, sondern sogar der Tag hat den Pegasus bestiegen. Die Berliner Zeitung am Mittag hört schon den Scheiterhaufen knistern, und das Jenaer Volksblatt überschreibt seinen Erguß: „Ein modernes Ketzergericht". Wozu bemerkt werden muß, daß der Großinquisitor in Jena residiert und Haeckel heißt, denn dieser und seine Trabanten sind es, die jedes noch so begründete und klar erwiesne Forschungsergebnis als Ketzerei verdammen, wenn es der orthodoxen Lehre des Jenenser Papstes widerspricht. Die Gegner zu verbrennen, gelüstet heutzutage wohl keine der beiden Parteien, denn darin hat sich der Volksgeschmack seit der guten alten Zeit wirklich gebessert; aber während der Verkündigung des Haeckelschen Monismus als alleinseligmachenden Dogmas von den Lehrstühlen der Hochschulen noch nie das mindeste Hindernis bereitet worden ist, hat vor ein paar Jahren im Freien Wort ein Vertreter der unfehlbaren Wissenschaft die Forderung erhoben: einem Manne, der noch so borniert sei, daß er an Gott glaube, dürfe keine Professur der Naturwissenschaften anvertraut werden. Von den Kathedern also würde das moderne Ketzergericht alle Ketzer gegen die Haeckelsche Lehre aussperren, wenn es die Macht hätte. Will man lernen, wies gemacht wird, so muß man den Artikel: „Haeckel als Umstürzler" im Berliner Tageblatt lesen. Gegenstand der „lodernden Verfolgungssucht" Reinkes sei Haeckel. Wenn Haeckel alle Forscher, die sich erlauben, von seinen Dogmen abzuweichen, beschimpft, als Dummköpfe, Jesuiten, am marasmus senilis siechende Schwätzer der Verachtung der studierenden Jugend und des Zeitungspublikums preisgibt, so ist das ganz in der Ordnung. Wenn dagegen einer der Gemißhandelten in ruhigen Worten gegen dieses Verfahren im Namen der Wissenschaft protestiert, so ist das lodernde Verfolgungssucht. Reinke hat

erklärt, es verstoße nicht gegen den Artikel 20 der preußischen Verfassung, wenn der Staat die Propaganda des Monistenbundes abzuwehren versuche. Wie stellt der Jesuit des Berliner Tageblatts die Begründung dieser Behauptung dar? Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei, „gewiß; aber Irrlehren staatsgefährlicher Tendenz gehören nicht zur Wissenschaft". Wie hat Reinke in Wirklichkeit seine Behauptung begründet? „Der Monismus Haeckelscher Observanz sucht die wahre Wissenschaft unter das kaudinische Joch der Unwissenschaftlichkeit zu beugen." So wird das Zeitungspublikum im Interesse der Haeckelei belogen. Paulsen ist ein Mann, der in vielgelesnen Zeitschriften schreibt, sehr schön schreibt, und dessen Votum dem Publikum zu unterschlagen das Berliner Tageblatt doch nicht mächtig genug ist. Darum wird vorsichtigerweise sein hartes Urteil über Haeckels Philosophie erwähnt. Doch das sei etwas ganz andres als das Auftreten Reinkes. Paulsen sei ebenfalls persönlich dem Christentum befreundet, aber kulturpolitisch verfechte er den Standpunkt, „daß es gefährlich sei, mit den Mitteln der Staatsgewalt in Schule und Universität absichtlich bestimmt gerichtete Gesinnungen zu züchten". Hat das Reinke verlangt? Er fordert nichts als die Einführung des biologischen Unterrichts in der Prima, wofür ihm doch die schwärmerischen Liebhaber dieser Wissenschaft dankbar sein müßten.*) Natürlich würde das Unterrichtsministerium Haeckels Anthropogenie nicht als Lehrbuch

*) Der Schlesischen Zeitung entnehme ich folgende Notiz: „Professor Reinke und der biologische Unterricht. Professor Dr. Reinke (Kiel) erläßt auf eine Kritik, die seine bekannte Herrenhausrede seitens des Professor D. Baumgarten (Kiel) in der Zeitschrift Evangelische Freiheit (Nr. 6) erfahren hat, und in der von einer hinter Reinkes Appell an den Staat »liegenden Idee der Kontrolle der biologischen Lehrer, ob sie Haeckel gegenüber immun seien«, gesprochen wird, eine Entgegnung, in der er sagt: Gegen diese Äußerung, in der ich die Insinuation eines mir ganz fern liegenden und von mir auch mit keiner Silbe angedeuteten Gedankens erblicken muß, protestiere ich auf das energischste. Mein Appell an den Staat bestand darin, daß ich für Wiedereinführung des biologischen Unterrichts in den Oberklassen des Gymnasiums eintrat, aus denen er einst durch den liberalen Kultusminister Falk gestrichen worden war. Ich habe hierbei selbstverständlich nur einen streng wissenschaftlichen Unterricht im Auge gehabt und von diesem das ausgesagt, was auch für jedermann selbstverständlich sein dürfte, daß der Lehrer zwischen Tatsachen und Hypothesen zu unterscheiden habe. Ich denke mir die Vorbildung der Lehrer, die hoffentlich künftig biologischen Unterricht in den obern Klassen der Schulen zu erteilen haben, genau analog der Vorbildung der Lehrer in andern Unterrichtszweigen, ohne daß von irgendeiner Kontrolle die Rede wäre. In wahrer Wissenschaft vorgebildete Lehrer — wobei ich an meinen persönlichen Standpunkt nicht von weitem denke — werden den Schülern einen guten Unterricht in voller Selbständigkeit zuteil werden lassen. Ich bestreite kategorisch, daß meiner Rede irgendeine Tendenz innegewohnt hat, den Staat zur Beaufsichtigung der Lehrer in der Biologie aufzurufen oder gar einen Eingriff der Staatsgewalt ins Gebiet wissenschaftlicher Forschungsmethode als wünschenswert erscheinen zu lassen. Wenn Herr Professor Baumgarten seine Kritik mit der Bemerkung schließt: »Es wäre ja auch zu toll, wenn in preußischen Schulen auch bezüglich des naturwissenschaftlichen Unterrichts die Gesinnungsschnüffelei und die Weltanschauungszüchterei überhandnehmen sollte«, so stimme ich dieser Äußerung des Herrn Professor Baumgarten vollkommen zu, obgleich ich bisher keine Anfänge davon in unserm naturwissenschaftlichen Unterricht wahrgenommen habe. Auf das allerdringendste muß ich aber darum bitten, hinter und zwischen meinen Worten keine Gesinnung wittern zu wollen, die mir absolut fremd ist."

empfehlen; das dürfte deswegen nicht geschehen, weil die meisten Lehren dieses Werkes von den Fachmännern teils für unbewiesen, teils für entschieden falsch erklärt werden. In welchem Geiste Reinke die Biologie gelehrt wissen will, zeigt er dadurch, daß er die Hauptstellen aus der Rede abdruckt, die Virchow am 22. September 1877 in der Versammlung der Naturforscher zu München gehalten hat, nachdem Haeckel die Frage angeregt hatte, ob nicht „die Deszendenztheorie dem Schulunterricht zugrunde gelegt und die Plastidulseele als Grundlage aller Vorstellungen über geistiges Wesen empfohlen werden solle". „Wenn die Deszendenztheorie so sicher ist, wie Herr Haeckel annimmt, erklärte Virchow, dann müssen wir das verlangen, dann ist es eine strikte Forderung, daß sie auch in die Schule muß." Leider sei sie dazu noch nicht gesichert genug. „Ehe man mir nicht die Eigenschaften von Kohlen-, Wasser-, Sauer- und Stickstoff so definieren kann, daß ich begreife, wie aus ihrer Summierung eine Seele wird, eher kann ich nicht zugestehen, daß wir berechtigt sind, die Plastidulseele in den Unterricht einzuführen.... Nichts ist den Naturwissenschaften gefährlicher gewesen, nichts hat ihre eignen Fortschritte und ihre Stellung in der Meinung der Völker mehr geschädigt als die voreilige Synthese. Wir müssen uns die Aufgabe stellen, in erster Linie das eigentlich tatsächliche Wissen zu überliefern, und wir müssen, wenn wir darüber hinausgehn, den Lernenden jedesmal sagen: »Dies ist aber nicht bewiesen, sondern das ist meine Meinung, meine Vorstellung, meine Theorie, meine Spekulation.« Das können wir aber nur bei schon Entwickelten, bei schon Gebildeten. Wir können nicht dieselbe Methode in die Volksschule übertragen, wir können nicht jedem Bauernjungen sagen: »Das ist tatsächlich, das weiß man, jenes vermutet man nur.« Bei Ungebildeten mengt sich das als sichere Erkenntnis und das als bloße Vermutung Mitgeteilte in der Regel so sehr in ein einziges Gebilde zusammen, daß das, was man vermutet, als die Hauptsache, und das, was man weiß, als die Nebensache erscheint. Um so mehr haben wir, die wir in der Wissenschaft leben, die Aufgabe, daß wir uns enthalten, in die Köpfe der Menschen, und ich will es hier besonders betonen, in die Köpfe der Schullehrer Dinge hineinzutragen, die wir bloß vermuten."

Haeckel ist ein Mensch von bezaubernder Liebenswürdigkeit und großer Herzensgüte, dem seine Schüler auch dann noch die Anhänglichkeit bewahren, wenn sie seine wissenschaftlichen Irrtümer erkannt haben. Er verfügt über eine lebhafte Phantasie, über die Gabe schöner Darstellung und die Gewalt der Rede. Er hat seine Forschungsergebnisse mit Phantasiegebilden und philosophischen Spekulationen zu einem Epos der Menschwerdung des Tieres verwebt, das gewaltige Anziehungskraft ausübt, unter anderm auch auf die nicht kleine Anzahl von Leuten, denen es bei der Anhörung einer solchen Botschaft ergeht, wie es Psychen bei der Predigt des Satyros erging, die ihr den Seufzer auspreßte: „O, wie beschwert mich schon mein Kleid!" Und Haeckel hat dem Bildungsphilister einen ungeheuern Dienst erwiesen. Der Bildungsphilister muß

natürlich Atheist sein oder wenigstens den Atheismus heucheln. Der Bildungsphilister will aber auch für wissenschaftlich gehalten werden und sich einbilden können, auf der Höhe der modernen, der allermodernsten Wissenschaft zu stehen. Und Haeckel demonstriert ihm nun in den Welträtseln und sagt, daß die Biologie die Nichtexistenz Gottes bewiesen hat, und daß der Glaube an Gott eine Ketzerei gegen die unfehlbare Naturwissenschaft ist. Und so hat sich denn der unerträgliche Zustand ergeben, daß die sehr zahlreiche Presse des Bildungsphilisters täglich mit Hunderttausenden von Stimmen verkündet: nirgends ist wahre, echte und untrügliche Wissenschaft zu finden als bei Haeckel, und diese Wissenschaft hat den Atheismus gegen jeden Zweifel sichergestellt. Und sie dürfen dergleichen täglich verkündigen, ohne durch wirksamen Widerspruch gehemmt zu werden. Von den Naturforschern entbehren die einen der Gabe populärer Darstellung. Andre sind mit Haeckel im Atheismus einig. Wenn sie demnach auch mit seinen biologischen Ansichten nicht einverstanden sind, wagen sie es nicht, ihm vor der breiten Öffentlichkeit entgegenzutreten, aus Furcht, dadurch könnte die Sache der Gegner gefördert werden. Darum beschränken sie sich darauf, die biologischen Ansichten Haeckels in Fachzeitschriften zu kritisieren. Selbst die so überzeugende, dreißig Jahre lang unermüdlich fortgesetzte Polemik und Kritik Eduards von Hartmann (der, nebenbei gesagt, ein entschiedner und beinahe fanatischer Gegner der katholischen Kirche war) konnte nicht in weitere Kreise dringen, weil er in wissenschaftlichen Abhandlungen niemals populär sprach. Kein Gedanke daran, daß „Primaner, Seminaristen und Backfische“ Hartmanns biologische Schriften hätten lesen können; dergleichen Leutchen lesen nicht einmal die Grenzboten, die sich bemühen, die Gelehrtensprache in verständliches Deutsch zu übersetzen. Und so herrscht denn Haeckel in den Köpfen des Bildungsphilisteriums, der modernen Jugend und — der sozialdemokratischen Arbeiterschaft unumschränkt.

Die kirchenfeindliche Stimmung der meisten Naturforscher ist nicht schwer zu erklären; man braucht bloß die Worte Inquisition und Hexenprozeß auszusprechen und die drei Namen Servet, Giordano Bruno, Galilei zu nennen. Die Weltgeschichte zeigt nun zwar, daß die Mißverdienste der Kirche durch ihre Leistungen für das Wohl der Menschheit reichlich aufgewogen werden, jedoch sind eingehende historische Studien den Spezialisten der verschiednen Naturwissenschaften nicht zuzumuten. Dagegen könnten sie ohne mühsames Studium durch bloße Beobachtung der Wirklichkeit etwas andres lernen: daß die Kirchen, was sie auch immer in ältern Zeiten verbrochen haben mögen, heute von Millionen Gläubigen als ein hohes Gut geschätzt und als ein unentbehrliches Mittel zur Befriedigung seelischer Bedürfnisse empfunden werden. Gewiß wäre so manche Reform der kirchlichen Praxis zu wünschen, gewiß möchten wir so manches Kirchendogma beseitigt oder wenigstens in Vergessenheit gebracht sehen; Dogmen, aus denen die gröbsten Verirrungen der Hierarchie entsprungen sind; Dogmen, die nicht zwar der Biologie widersprechen — von den

Naturwissenschaften kann keine einzige mit einem Kirchendogma kollidieren —, wohl aber der Geschichte, der Psychologie und dem Empfinden des modernen Menschen. Nur steht einer solchen Verbesserung des Kirchenwesens kein gewaltigeres Hindernis im Wege als gerade die weite Verbreitung und die Macht der Haeckelschen Lehre. Bei einer andern Gelegenheit habe ich ausgeführt: aufgeklärte Katholiken sind keineswegs mit allem einverstanden, was ihre Kirche lehrt, und was in dieser Kirche geschieht. Aber sie fürchten, das Herausbrechen eines einzigen Steines aus dem Dogmengebäude könne den Zerfall des ganzen Baues einleiten, und sie meinen: jedenfalls gefährde ein öffentlicher Protest gegen kirchliche Lehren oder Bräuche die Einheit der Kirche, die sie als ein unschätzbares Gut gewahrt wissen wollen. Darum unterdrücken sie ihre Zweifel und Wünsche oder schließen sie wenigstens ins Herzenskämmerlein ein. Der stärkste Grund für ein solches Verhalten ist nun eben die Herrschaft des Haeckeltums in den liberalen Kreisen. Die Katholiken sagen sich (gläubige Protestanten natürlich ebenfalls): Wenn der Liberalismus zur Macht gelangt, dann werden aus den Schulen alle gläubigen Lehrer verdrängt, und wird von Staats wegen den Kindern nicht allein die natürliche Schöpfungsgeschichte eingebleut samt allem, was drum und dran hängt, sondern es wird den Kindern auch als Dogma eingeprägt, der Glaube an Gott, Willensfreiheit und Fortleben der Seele nach dem Tode sei von der Naturwissenschaft als Irrtum nachgewiesen. Auf dieser Lage beruht auch die zurzeit noch unerschütterliche Stärke des Zentrums. Die katholischen Wähler halten zusammen, weil sie fürchten, ihre Zersplitterung werde sofort wieder einen Kulturkampf zur Folge haben, und in den Kundgebungen der Haeckelianer sehen sie das Programm dieses neuen Kulturkampfes: Verbannung des Katechismus und der Bibel aus der Schule und Gründung des Unterrichts auf die Deszendenztheorie und den atheistischen Monismus.

Möchten jedoch auch alle diese Wirkungen auf das religiös-kirchliche Leben — sie sind, wie man sieht, keineswegs alle auflösender, sondern zum Teil in unerwünschter Weise kräftigender Art — unberücksichtigt bleiben, vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet ist es ein schlechthin unerträglicher Zustand, daß eine kleine Gruppe von Biologen mit Hilfe einer zahlreichen Presse die öffentliche Meinung in dem Vorurteil gebannt erhält, die in ihren meisten Teilen längst widerlegte Haeckelsche Lehre sei nicht bloß echte und unwiderlegliche Wissenschaft, sondern sei d i e Wissenschaft, neben der keine andre Geltung und Wert habe. Es ist die höchste Zeit, daß ein guter biologischer Unterricht in den Schulen die Durchbrechung dieser terroristischen Herrschaft der Haeckelschen Dogmen wenigstens von weitem anbahnt.

Carl Jentsch





In Taschkent und auf dem neuen Schienenwege nach Orenburg

Reiseerinnerungen von H. Toepfer

1



Die Nähe von Taschkent macht sich bemerkbar durch die auffällige Ordnung und Pflege des Anbaus. Das Gelände ist sorgfältig bearbeitet, reichlich bewässert, durch Zäune und Mauern in scharf getrennte Besitztümer zerschnitten, und je mehr man sich der Stadt nähert, um so mehr in Gärten parzelliert. Baumwuchs, Obstpflanzungen, weinberankte Laubengänge, Gemüsebeete, alles zeugt von der liebevollen Behandlung durch die Besitzer. Tatsächlich soll es unter der nahezu 130000 Köpfe zählenden Sartenbevölkerung kaum eine Familie geben, die nicht ein kleines Stück Gartenland ihr eigen nennt. Nachdem der Ssalar, ein Nebenfluß des die Gegend von Taschkent mit reichlichem Wasser versorgenden Tschirtschik, auf solider Brücke überschritten ist, erweitert sich der Schienenweg bald zu einer breiten Geleiseanlage, an deren Westseite das musterhaft schöne, hohe luftige Gebäude des Personenbahnhofs zu einem schnellen Imbiß einladet. Während wir uns an Tee und frischem Gebäck stärken und vergebens suchen, uns über den Zugverkehr auf der Orenburg–Taschkent-Bahn zu unterrichten, verschafft uns der Stationsgendarm die tröstliche Gewißheit, daß wir unter scharfer Beobachtung reisen, und andrerseits wirklich alle Eisenbahnbeamten angehalten worden waren, uns möglichste Förderung angedeihen zu lassen. Die Fürsorge des Gendarmen erstreckte sich auf Bereithaltung eines Wagens, worin wir bald durch die Frische des kühlen Morgens, aber sonnenbeschienen, über den breiten Duchowskoi-Prospekt dem Grand Hotel zufuhren. Dabei lernten wir schon jetzt einen großen Teil der Russenstadt kennen und schätzen.

Wie in Ssamarkand fällt auf, was für eine gut angelegte, ausgedehnte, mit öffentlichen Parks und Gärten geschmückte Stadt seit 1865 neben der alten Asiatenstadt entstanden ist, obgleich sie erst vor acht Jahren für den Dampfverkehr zugänglich geworden ist. Viele schöne im russischen Landhausstil gehaltene Gebäude, wie der Palast des Großfürsten Nikolai Konstantinowitsch und des Generalgouverneurs, zieren Straßen und Plätze, mancher elegante Laden lockt den Käufer. Breit, mit Bäumen bepflanzt, mit Bürgersteigen versehen und in der Fahrbahn zum Teil chaussiert sind die nach einem übersichtlichen Plan

angelegten Straßen, zu deren Sprengung ein reichlich Wasser führendes Aryksystem auch im Sommer die nötige Feuchtigkeit liefert.

Gar nicht leugnen kann ich, daß ich solche Kulturfortschritte nicht vermutet, daß ich andrerseits in der Asiatenstadt Taschkent sehr viel mehr orientalischen Zuschnitt erwartet habe. Mag nun sein, daß die frühe Berührung der Russen und der Taschkenter Sarten, die Verlegung des Regierungssitzes in die volkreiche Handelsstadt die orientalischen Besonderheiten schon stark abgeschliffen hat, oder daß ich gegen diese etwas abgestumpft war oder in der Hast des durch allerlei Dragomangeschäfte noch mehr beeinträchtigten kurzen Aufenthalts nicht die nötige Muße zum Schauen gefunden habe, was ich davon gesehen, hat mir den Eindruck europäisch zivilisierten Orients gemacht. Wenn ich trotzdem von meiner Reise nach Taschkent rede und schreibe, so geschieht das, weil diese Stadt unser äußerstes Reiseziel war, und weil sie wie Tiflis ein Reiseziel ist, an dem man sich über die historische Mission des Russentums im Orient unterrichten kann. Ganz im Gegensatz zur Türkenherrschaft in Konstantinopel hat das Russentum inmitten einer heißblütigen national und religiös gemischten Gesellschaft in Tiflis und einer einheitlichen mohammedanischen Sartenbevölkerung in Taschkent wirklich als Kulturträger gewirkt.

Jedenfalls zeichnet sich die aus vier Stadtteilen und 203 Revieren bestehende, ausgedehnte, gartenumränderte Asiatenstadt in den verhältnismäßig breiten Straßen durch eine gewisse Ordnung aus. Sie sind zwar gewunden, auch nicht befestigt, aber mit regelmäßiger gestalteten, besser gebauten Häusern und geräumigern Läden und mit Moscheen, Medresen und Heiligengräbern an den Ecken besetzt. Die Stadtmauer und elf von ihren Toren sind teilweise erhalten; nach der Russenstadt zu sind die trennenden Schranken gefallen. Eine Verwegenheit erster Klasse war es doch, diese 22 Kilometer im Umfang haltende, von 30000 Kämpfern und 63 Geschützen verteidigte Stadt mit nur 9½ Kompagnien und 12 Geschützen anzugreifen! Bekanntlich gelang dem General Tschernjajeff beim zweiten Sturm im Jahre 1865 die Eroberung. Damit trat Taschkent in eine neue ruhigere Periode seiner Geschichte, nachdem es seit dem Jahre 1500 in endlosem Wechsel zwischen Usbeken- und Kirgis-Kaissaken-Herrschaft die verschiedensten Herrenfäuste hatte fühlen, auch die Chinesen aus der Dsungarei hatte bekämpfen müssen. Hieraus ist ohne weiteres verständlich, daß viel glanzvolle Bauwerke nicht haben entstehen, den Wechsel der Herrschaft nicht haben überdauern können. So fehlt die Originalität im Baustil, die in Ssamarkand und auch in der Stadt Turkestan nördlich von Taschkent entzückt. Dafür kann sich Taschkent einer auf Alexanders des Dritten Geheiß erbauten Zarenmoschee rühmen — die Kielbogenform des Portals ist aber daran einigermaßen verballhornisiert.

Der Basar ist ausgedehnt und an Hauptgeschäftstagen ungewöhnlich belebt. Aber er dient vornehmlich dem örtlichen Bedürfnis der ziemlich kaufkräftigen Eingebornenschaft. Auch der Russenbasar auf der Grenze zwischen den beiden Hauptteilen hat etwas Kundschaft unter Sarten und Kirgisen aus der Steppe.

Vornehmlich zieht er jedoch die ärmere russische Bevölkerung an. Soldaten, namentlich in der mir von früher vertrauten mit blauen Abzeichen versehenen Uniform der Orenburger Kasaken, besuchten zahlreich den Fisch- und Fleischmarkt, auch zu Pferde mit dem Henkelkorb am Arm; andre ergötzten sich an den schaurig schönen Bildern der Kriegsereignisse, die in offnen Ständen feilgehalten wurden. Die Läden der elegantern Straßen sind durchaus auf europäischem Fuße eingerichtet.

Europäisch ist das ganze Treiben auf den Straßen, europäisch der Anblick der vielen Offiziere und Truppenabteilungen, die, melodisch singend, eine oder die andre Straße durchziehen. Kasernen und Dienstgebäude der vielen Stäbe, immer noch einstöckig, verraten ein wenig den Kommißstil der für das praktische Bedürfnis arbeitenden ersten Zeit der Russenherrschaft nach der Besitzergreifung. Dennoch ist Taschkent nicht mehr Militärkolonie als etwa unser Metz. Wie sich hier leben läßt, so ists auch dort nicht übel. Ich bin von dem Bedauern stark zurückgekommen, das ich für einen nach Taschkent versetzten General, eine frühere Bekanntschaft, übrig hatte, zumal da sich jetzt nach Angliederung der neuen Überlandbahn an das europäische Schienennetz eine bequeme Verbindung mit Moskau ergeben hat.

Taschkent bietet als Residenz des Generalgouverneurs und Sitz einer Anzahl Militär- und Verwaltungsbehörden im Winter eine rege Geselligkeit. Mehrere gelehrte Gesellschaften wie eine geographische, archäologische und technische Gesellschaft bringen geistige Anregung, und drei Zeitungen vertreten die literarischen Interessen und verbreiteten den Stadtklatsch, da ihnen die Betätigung auf politischem Gebiete bisher versagt war. Im Sommer flüchtet alles, was dazu die Möglichkeit ersieht, in die kühle Sommerfrische Tschinngan in den Bergen, wo ein Sanatorium für die Truppen des ersten Turkestan-Armeekorps eingerichtet ist. Junge Offiziere, die auch in der heißen, windstillen Sommerzeit an die „Steinstadt" — das bedeutet Taschkent auf deutsch — gefesselt sind, und die gerne mit einer Minderheit von Dienst auskommen können, finden Taschkent greulich und führen Beschwerde über körperliche Überanstrengung.

Für uns ist die Erinnerung an Taschkent mit einigen persönlichen Erinnerungen meist angenehmer Art verwoben. Zunächst kann ich der Gesellschaft Nadjeshda das Zeugnis ausstellen, daß sie unsre Kollis sicher zur Ablieferung gebracht hat, und daß sich ihre Beamten durchaus höflich und entgegenkommend verhielten, als das kostbare Gut zunächst noch nicht zur Stelle war. Weniger bewährte sich die Post, deren Beamte erst auf sehr energisches Zureden einige Briefe und Karten für uns fanden. Fast gerührt war das Wiedersehen mit unserm Generalstabsoffizier aus Geok-tepe, der zu einem Vortrag und Kriegsrat aus Aschabad auf 1316 Kilometer herüber gefahren und im Grand Hotel einquartiert war. Das Grand Hotel! Ein merkwürdig langgezogner Kasten, auf dessen breitem Korridor einige Oleander ein kümmerliches Dasein fristeten, die Kellner, Stubenfeen und Hausknechte, dazu einige Offiziersburschen sämtliche Reinigungsarbeiten verrichteten und eine Unzahl Ssamowars

bereitstanden. An einem Flügel lag das Eßzimmer, der gewöhnliche Aufenthalt der stark an Israel erinnernden glücklichen Besitzerin des Hotels und Mutter eines schwarzlockigen Schlingels von zwanzig Jahren, der die ganze Unverschämtheit eines frechen Judenjungen mit der Wichtigkeit eines technischen Hochschulstudenten vereinigte und nach Schluß des Instituts in Kursk über Orenburg die Heimat mit einigen Aufenthalten erreicht hatte. Da war noch ein älterer Herr, der richtige Typus eines russischen Liberalen, der für Revolution, konstituierende Nationalversammlung, Republik und sonst etwas schwärmte und die törichte Frage tat, ob es wahr sei, daß die Hälfte unsrer Armee zum Einmarsch in Polen bereit stünde, im Falle das sogenannte Haus Romanoff entthront werden würde. Sein ganzer waschunechter doktrinärer Liberalismus wurde aber sehr bescheiden, als ein Beamter des Generalgouverneurs das erbetne Empfehlungsschreiben für unsre weitere Fahrt in Riesenformat überbrachte. Auch die Schwierigkeiten der Hotelabrechnung wurden unter dem Eindruck dieser Erscheinung überraschend schnell behoben.

Ein erster Besuch beim inzwischen verstorbnen Generalgouverneur Tewjascheff machte mich mit dessen Gemahlin, einer sehr liebenswürdigen, tadellos deutsch sprechenden Dame bekannt, war aber zunächst erfolglos, da gerade Kriegsrat stattfand. Während ich am andern Morgen sehr früh meinen Besuch wiederholte, war schon ein Oberstleutnant für besondre Aufträge bei uns vorgefahren, um nach etwaigen Wünschen zu fragen. Exzellenz T. war zuerst etwas kurz angebunden, taute aber, russisch angeredet, sehr merklich auf und gab, anscheinend nicht böse darüber, uns bald loszuwerden, eine Anweisung an seinen Kanzleichef, uns eine Empfehlung auszustellen. Der Kanzleichef, auch ein General, zeichnete sich durch ganz besondre Freundlichkeit aus, und der oben erwähnte Offizier ließ es daran ebenfalls nicht fehlen. In dessen Vertretung kam schließlich ein jüngrer Offizier auf den Bahnhof, um unsre standesgemäße Unterbringung im Zuge dem Stationsvorsteher ganz besonders ans Herz zu legen.

Der Verkehr auf der neuen, noch auf Kosten der beiden Eisenbahnbaugesellschaften und erst seit Januar durchgehend betriebnen Eisenbahn Taschkent–Orenburg mit nur vier Zügen in der Woche nötigte uns, den Aufenthalt in Taschkent in unerwünschtem Maße abzukürzen. Mit Bettwäsche, verschiednen Vorräten und herrlichen Weintrauben und Obst versehen, fanden wir uns am 19. März etwa ein Uhr mittags auf dem provisorischen Bahnhof der neuen Bahn ein. Die Ablassung eines Zuges war anscheinend immer noch ein Ereignis, das außer den begleitenden Verwandten der Reisenden auch viele müßige Gaffer angezogen hatte. Das Fahrscheinnehmen vollzog sich mit der bekannten Umständlichkeit und hätte mich zum endlosen Queuestehen verurteilt, wenn nicht der Stationsgendarm in seiner Witterung unsrer Würden und Empfehlungen rücksichtslos Platz gemacht hätte. Auch bei Abwiegung unsers Gepäcks waltete zarte Fürsorge ob. Der Stationsvorsteher, der mir schon tags zuvor gute Plätze zugesichert hatte, sorgte für zwei freie Abteile nebeneinander und nötigte eine Anzahl Frauen, die sich schon häuslich eingerichtet

hatten, erbarmungslos zur Räumung. Man sieht wieder, es reist sich mit Empfehlungen recht gut in Rußland. Allerdings es bedurfte auch einer gewissen Energie, um gelegentlich unbequeme Eindringlinge zu entfernen, die sich mit der größten Harmlosigkeit einzuschleichen wissen. Die neuen Wagen der Südstrecke Taschkent—Kasalinsk waren ganz vorzügliche Pullmanwagen, die sehr sanft liefen und uns zu ungestörter Nachtruhe verhalfen. Als wir die Abteile mit unsern Teppichen einigermaßen wohnlich ausgestattet hatten, fanden wir die ganze Situation für vier Tage mindestens so erträglich, wie man bei uns eine vierstündige Eisenbahnfahrt ansieht. Insofern noch besser, als die letzte ein notwendiges Übel ist, diese Fahrt aber eine Art Studienreise war und uns wieder dem zivilisierten Europa zuführte. Sehr wichtig war die Ubornaja neben unserm Abteil. Ein geregelter Aufsichtsdienst sicherte uns ihre erste Benutzung am Morgen. Da Fr. die liebe Gewohnheit täglicher Antlitzverschönerung nicht missen mochte, seinen Messertanz aber nur auf den Stationen ausführen konnte und zwei Halte dazu gebrauchte, so war die Unzufriedenheit der Mitreisenden über das allzugroße deutsche Reinlichkeitsbedürfnis allgemein und keineswegs unberechtigt.

Das Zugpersonal, das aus Brigaden besteht, die nach zwölfstündiger Fahrzeit wechseln, war recht gefällig. Der Wagenschaffner und sein Gehilfe hat uns manchen Teekessel voll Heißwasser besorgt auf den Stationen, auf denen sonst für des Leibes Nahrung nichts zu haben war. Auch Andenken aus den Ssaxaulkloben zurecht geschnitten, mit denen die Öfen geheizt wurden. Die Heizeinrichtung, ein vorzüglicher Ofen am andern Ende des Wagens in blechbeschlagnem Raume, lieferte durch ein Röhrensystem etwas trockne Wärme, aber erwies sich dringend geboten, als schon in der ersten Nacht die Taschkenter Frühlingstemperatur einem stark winterlichen Frost Platz gemacht hatte, und streckenweise ein kräftiger Wind über die baumlose Steppenlandschaft fuhr.

Als wir nach zweitägiger Fahrt auf der Übergangsstation zum Nordabschnitt in Kasalinsk den Wagen wechseln mußten, trat in jeder Beziehung eine Verschlechterung ein. Man konnte bemerken, daß die Baugesellschaft des Nordabschnitts sehr viel weniger für die Bequemlichkeit des verkehrenden Publikums getan hatte, obgleich sie im Anschluß an das europäische Bahnnetz wesentlich geringere Bauschwierigkeiten zu bewältigen hatte. Das Urteil von Mitreisenden lautete denn auch keineswegs zu ihren Gunsten; sogar das kräftige Wort Maschenniki (Schufte) schlich sich in ihre Qualifizierung ein.

Von unsern Mitreisenden nahmen die besten Plätze natürlich einige an ihren blausammetbestreiften Mützen kenntliche Beamte des Verkehrsministeriums ein; weiter fielen uns auf ein Orenburger Kasakengeneral mit seiner Familie, im Nebenabteil ein junger und jung verheirateter Sappeuroffizier von schlanker Figur mit seiner ebenso schlanken Gattin, ein paar würdige Matronen, die sich sofort mit aller Ungeniertheit wie bei sich zu Hause einrichteten, eine Rotekreuzschwester, die aber trotz ihrer Erzählungen von selbsterlebten Heldenromanen aus Port Arthur und der Mandschurei ganz unzweifelhafter Art und vielleicht

barmherzig, nur keine Barmherzige Schwester war, und dann die Dame mit dem Fasan. Das war eine redselige, frische Frau von vielleicht ein paar mehr als dreißig Jahren, eine Beamtengattin auf der Besuchsreise, die trotz ihrer mitreisenden dreizehnjährigen Tochter ein lebhaftes Anlehnungsbedürfnis empfand und Anknüpfung auf die Art suchte, daß sie uns Abends einen lebenden Fasan im Bauer ins Abteil setzte und öfter nach ihm zu sehen kam. Mit unbedingter ehelicher Treue es genau zu nehmen, paßt nicht in die „breitangelegte Natur“ des Russen. Unsre etwas ablehnende Haltung belohnte sie mit einem unsre Männlichkeit stark in Zweifel ziehenden Epitheton.

Unterwegs kristallisierten sich immer mehr und leider nicht immer bessere Menschen an. Man stelle sich unsern Schrecken vor, als wir am dritten Morgen einen kleinen Bahnbeamten in Schmierstiefeln mit seinem schmutzigen in Filz gehüllten Bengel und seiner Frau sowie der Erwartung auf demnächstigen Zuwachs und den unzähligen Sachen reisender Russen bei uns eingenistet erblickten. Wir hatten nämlich inzwischen die Idylle im Pullmanwagen verlassen müssen und im Zuge des Nordabschnitts zwar zwei Abteile, aber nicht abgeschlossene, sondern zum Durchgang benutzte erobert, und Fr. hatte, um sich die aufsteigende Wärme zu sichern, ein oberes Polster belegt. Das Teefrühstück nach der Entdeckung war gräßlich. Glücklicherweise ließ sich der Eisenbahner auf den Tausch gegen einen russischen Kapitän ein, der zu uns zog. Fr. hielt aber in der nächsten Nacht Wache gegen ähnliche Überfälle, indem er sich mit Teppichen und Decken auf der einen Fensterseite eine ganz schmale Klause einrichtete, in der er die ganze Nacht studierte. Wir schliefen lieber langausgestreckt und ausgekleidet. Man wird erstaunlich unbefangen im russischen Eisenbahnwagen und legt ab, was irgendwie stört.

Unser Kapitän war eine Seele von einem Menschen. Wir hatten ihn am ersten Abend auf einer der Stationen kennen gelernt und uns mit ihm sehr bald so angefreundet, daß er uns besuchen kam und Tee trinken half. Auf einer der größern Stationen fühlte er sich plötzlich gedrungen, eine Flasche Pommery zu stiften und auf Waffenbrüderschaft anzustoßen. Er war aus dem ersten Turkestanschützenbataillon in das vierte ostsibirische Schützenregiment auf den Kriegsschauplatz versetzt und reiste nun in seiner Feldzugsuniform mit der mächtigen Schaffellmütze seinem Schicksal entgegen, während seine Frau nach Petersburg übersiedeln sollte. In Anbetracht der billigen Fahrpreise auf der sibirischen Eisenbahn und der Vergünstigungen für Offiziere bei Eisenbahnfahrten scheint der russische Staat für seine Offiziere während des Krieges gut gesorgt zu haben. Der Kapitän hatte 2600 Rubel Reisekosten, seine Frau noch 300 Rubel, ferner Umzugskosten, drei Monate Friedensgehalt und Anspruch auf einen Burschen erhalten. Als Kriegsgehalt standen ihm 300 Rubel zu, wovon er monatlich 200 Rubel zu erübrigen hoffte. Woher hatte Rußland, das seine Offiziere und Beamten bisher so jämmerlich besoldete, das viele Geld? Der Kapitän war rührend. Nicht nur, daß er uns durchaus von

seinen mitgenommnen Feldzugskonserven aufnötigte und jede Einladung unsrerseits zu erwidern ängstlich bemüht war, er suchte auch seine paar deutschen Brocken zusammen, um den Kameraden Angenehmes zu sagen, legte sich für uns mit Bahnhofswirten und Kellnern an, bewachte auch gelegentlich unsre Siebensachen und nahm tränenden Auges, uns alle nach russischer Sitte küssend, am letzten Abend der gemeinsamen Fahrt von uns Abschied, nachdem wir hinter Orenburg uns zu einer letzten Teestunde vereinigt hatten. Mehrfach hat er von der Mandschurei geschrieben, ungeduldig unsre Gruppenbilder verlangt und seinen Besuch in Aussicht gestellt. In den letzten Stunden vor Orenburg lernten wir einen sehr gebildeten Stabsarzt kennen, der als Vollblutrusse das Deutsch doch so rein sprach, wie man es nur auf guter Bühne hört. Da er, wie alle Ärzte, durch sein Studium auf gründliche Kenntnis unsrer Muttersprache angewiesen war und außerdem deutsche Universitäten besucht hatte, wars erklärlich.

Gelegentliche Gäste in unserm Wagen waren zwei überaus stattliche Chinesen. Sie radebrechten in lispelnder Sprechweise Russisch, verschworen sich „bei Gott“ und boten rohseidne Waren feil; sie erschienen immer wieder mit neuen Stücken — wunderbar, wie sie die Massen über die Grenze geschmuggelt und als Handgepäck befördert hatten — ergötzlich die Basarfiliale, die sie auftaten, und die natürlich das weibliche Element besonders anzog. Da die gelbliche Rohseide ein sehr beliebter Kleidungsstoff in den heißen Sommermonaten im mittlern und südlichen Rußland ist, so war der Handel äußerst rege. Was der Zug in der dritten Klasse beherbergte, war nur zum Teil durchreisendes Publikum, zum andern Teil kleine Beamte, Sarten und Kirgisen, die ein paar Stationen weit reisten. Hinter Kasalinsk waren die Sarten gänzlich verschwunden, dagegen mehrten sich die in die Heimat fahrender Russen. Auch Reservisten für die Mandschureiarmee fanden sich ein und — bettelten sich zu ihren kümmerlichen achtzehn Kopeken täglicher Verpflegungsgelder noch etwas na tschai, zum Tee, das heißt zum Wodka zusammen, liefen aber bei unserm Kapitantschik übel an. Das Problem, in die kleinen Wagen dritter Klasse die üblichen vierzig Mann zu stecken und ihnen trotzdem Schlafgelegenheit zu geben, war durch Anbringung von zwei übereinander herauszuklappenden obern Pritschen an jeder Längswand und einer Fensterwand des Abteils glänzend gelöst. Rätselhaft blieb doch, wie das vom reisenden Russen unabtrennbare Massenhandgepäck verstaut werden konnte. Die Luft in der Hölle kann aber kaum ärger sein als das Gemisch von stinkendem Atem und dem Geruch von nie gelüfteten, dauernd getragnen Kleidern, ungereinigten Menschenleibern und allerhand Speiseresten in diesen sorgfältig verschlossenen, mit Doppeltüren versehenen Wagen.



Der Prediger in Nöten

Von Thomas Hardy

(Fortsetzung)



Sie waren jetzt der Reihe der Träger nahe genug gekommen, sodaß Stockdale bemerken konnte, wie sie sich beim Einbiegen in die Dorfstraße in zwei ungleiche Abteilungen teilten, deren jede eine andre Richtung einschlug. Der eine Trupp, der kleinere von den beiden, wandte sich nach der Kirche, und sobald Lizzy und Stockdale ihr Haus erreicht hatten, überstiegen jene die Kirchhofsmauer und schritten lautlos über das Gras.

Owlett läßt eine Schicht wieder in der Kirche unterbringen, wie ich sehe, bemerkte Lizzy. Erinnern Sie sich noch, wie ich Sie dahin führte am ersten Abend, als Sie kamen?

Ja, natürlich, sagte Stockdale. Kein Wunder, daß Sie Erlaubnis hatten, die Fässer anzuzapfen — es waren seine, nicht wahr?

Nein, seine nicht — es waren meine; die Erlaubnis hatte ich von mir selbst. Den Tag darauf wanderten sie unter einer Wagenladung Dung viele Meilen landeinwärts und verkauften sich sehr gut.

In diesem Augenblick sprangen die Leute, die kurz vorher links abgebogen waren, einer nach dem andern vom Zaun gegenüber von Lizzys Haus herunter, und der erste, der keine Fäßchen auf den Schultern hatte, trat vor.

Frau Newberry, nicht wahr? sagte er hastig.

Ja, Jim, sagte sie. Was gibts?

Wir können heut Nacht nichts im Dachswäldchen verstecken, Lizzy, sagte Owlett. Der Platz wird beobachtet. Wir müssen im Garten den Apfelbaum raufziehen, wenn wir Zeit haben. Im Kirchengerümpel können wir nicht mehr unterbringen, als ich hingeschickt habe, und mein Dunghaufen hat auch schon mehr in sich, als sicher ist.

Ja ja, sagte sie. Machen Sie nur schnell — darauf kommts an. Kann ich was helfen?

Ganz und gar nichts. Ach, es ist der Prediger! Sie können beide nichts helfen. Besser wärs, Sie gingen ins Haus, damit Sie nicht gesehen werden.

Während Owlett so erfüllt von Schmugglerbesorgnis und frei von der leisesten Eifersucht eines Liebenden sprach, waren die Männer, die ihm folgten, einer nach dem andern über den Zaun geklettert. Doch als der hinterste heruntersprang, rutschte zum Unglück der Strick, der seine Fässer zusammenhielt. Das Resultat war, daß beide Tönnchen auf die Straße fielen und eins davon in Stücken ging.

Der Teufel hole das Zeug! rief Owlett, zurückeilend.

Es hat einen bedeutenden Wert, nicht? fragte Stockdale.

O nein — etwa zwei und eine halbe Guinee kostets uns jetzt, sagte Lizzy erregt. Das ists nicht — aber der Geruch! Es ist so teufelsmäßig stark, ehe es mit Wasser verdünnt ist, sodaß es furchtbar riecht, wenn es so auf der Straße verschüttet wird. Wenn bloß Latimer hier nicht vorbeikommt, ehe es verflogen ist!

Owlett und ein paar von den andern lasen das zerbrochne Fäßchen auf und scharrten und kratzten die Erde auseinander, um die Flüssigkeit so viel wie möglich zu zerteilen. Dann gingen sie alle in das Pförtchen von Owletts Obstgarten, der rechts an Lizzys Garten grenzte. Es lag Stockdale nichts daran, ihnen zu folgen, denn einige, die ihn erkannten, hatten ihn, verwundert über seine Gegenwart, angesehen, obschon sie nichts gesagt hatten.

Lizzy ging von seiner Seite fort an das Ende des Gartens, schaute über die Hecke nach den Obstbäumen, wo man undeutlich die Männer sehen konnte, die geschäftig hin und her gingen, augenscheinlich um die Fässer zu verstecken. Alles geräuschlos, ohne Licht; als es getan war, zerstreuten sie sich nach verschiednen Richtungen; die Männer, die ihre Last nach der Kirche gebracht hatten, waren schon vorher nach Hause gegangen.

Lizzy kam zur Gartenpforte zurück, an der Stockdale noch in Gedanken verloren lehnte. Es ist alles getan, ich gehe jetzt ins Haus, sagte sie sanft. Ich werde Ihnen die Tür offen lassen.

O nein — das brauchen Sie nicht, sagte Stockdale; ich komme auch.

Doch ehe eins von ihnen sich gerührt hatte, scholl das ferne Trappeln von Pferdehufen an ihr Ohr; es schien von der Stelle zu kommen, wo der Fahrweg aus der Niederung in die Chaussee einmündete.

Sie kommen doch zu spät! rief Lizzy triumphierend.

Wer? fragte Stockdale.

Latimer, der berittne Küstenwächter, und irgendein Kamerad von ihm. Es ist besser, wir gehn hinein.

Sie traten ins Haus, und Lizzy verriegelte die Tür. Bitte machen Sie kein Licht, Herr Stockdale, sagte sie.

Natürlich nicht, sagte er.

Ich dachte, Sie müßten auf seiten des Königs sein, sagte Lizzy mit einem Anflug von Ironie.

Das bin ich auch, sagte Stockdale. Aber ich liebe Sie, Lizzy Newberry, und Sie wissen das sehr gut. Sie sollten auch wissen, was mein Gewissen in diesen letzten Tagen um Ihretwillen gelitten hat.

Ich errate es vollkommen, sagte sie rasch. Doch ich sehe nicht ein, warum. Ach, Sie sind besser als ich!

Der Hufschlag schien wieder verklungen, und die beiden Lauscher reichten sich die Fingerspitzen zu einem kalten Gutenacht, wie es Menschen tauschen, die eine ernste Sache voneinander scheidet. Sie waren auf dem Treppenabsatz und hatten noch keine drei Schritte weiter getan, als das Pferdegetrappel plötzlich wieder laut wurde, fast unmittelbar vor dem Hause. Lizzy ging nach dem Treppenfenster, öffnete es einen Zoll breit und legte ihr Gesicht dicht an den Spalt. Ja, der eine von ihnen ist Latimer, flüsterte sie. Er reitet immer einen Schimmel. Man sollte meinen, das wäre die am wenigsten geeignete Farbe für einen Mann von seinem Beruf.

Stockdale schaute auch hinaus und sah die weiße Gestalt des Tieres vorüberkommen; aber ehe die Reiter zehn Yards entfernt waren, zügelte Latimer sein Pferd und sagte etwas zu seinem Gefährten, das weder Stockdale noch Lizzy verstehn konnte. Der Inhalt wurde jedoch sogleich offenbar, denn der andre hielt ebenfalls. Sie machten scharf kehrt und ritten vorsichtig zurück. Als sie wieder gegenüber von Frau Newberrys Garten waren, stieg Latimer ab, und der andre auf dem dunkeln Pferde tat dasselbe.

Lizzy und Stockdale, die gespannt lauschten und ihr Vorhaben beobachteten, legten natürlich die Köpfe so dicht wie möglich an den Spalt des ein wenig geöffneten

Fensterflügels; so geschah es, daß sich schließlich ihre Wangen berührten. Sie horchten weiter, als wenn sie von dem wunderlichen Begegnen ihrer Gesichter nichts wüßten, und der Druck vom einen zum andern nahm allmählich eher zu, als daß er sich verminderte.

Sie konnten die Zollbeamten wie Hunde in der Luft schnüffeln hören, während sie langsam dahinschritten. Als sie an den Fleck kamen, wo das Fäßchen geborsten war, standen beide sofort still.

Jawohl, hier ist es ganz stark, sagte der zweite Beamte. Sollen wir mal an die Tür klopfen?

Hm, nein, sagte Latimer. Vielleicht ist das alles bloß ein Trick, um uns von der Fährte wegzulocken. Sie werden doch dies Stinkzeug nicht in der Nähe ihres Verstecks kaputt schlagen. So was ist mir schon öfter passiert.

Jedenfalls müssen die Sachen oder wenigstens ein Teil davon diesen Weg entlang getragen worden sein, sagte der andre.

Ja, gab Latimer nachdenklich zu. Wenn sies nicht alles bloß angestellt haben, um uns irre zu führen. Ich denke, wir gehn heut Nacht nach Hause, ohne ein Wort zu sagen, und kommen frühmorgens mit Hilfsmannschaft wieder. Ich weiß, daß sie hier herum Lager haben, aber bei diesem Eulenlicht ist nichts zu machen. Wir wollen rund ums Dorf und nachsehen, ob alle im Bett sind, Hans. Und wenn alles ruhig ist, wollen wirs machen, wie ich gesagt habe.

Sie gingen weiter, und die beiden am Fenster konnten sie gemächlich durchs ganze Dorf reiten hören, dessen Straße im Grunde eine Biegung machte und dann mit einem andern Verbindungsweg in die Chaussee einmündete. Diesen Weg verfolgten die Zollbeamten, und der Hufschlag ihrer Pferde verklang bald darauf ganz.

Was werden Sie tun? sagte Stockdale, sich aus seiner Stellung aufrichtend.

Sie wußte, daß er auf die bevorstehende Untersuchung seitens der Zollwache anspielte, um ihre Gedanken von dem zärtlichen Zwischenspiel am Fenster abzulenken, über das er hinwegzugehn wünschte, als sei es eher geträumt als geschehen. O, nichts, antwortete sie mit so viel Gleichmut, als sie in ihrer Enttäuschung über sein Benehmen zur Verfügung hatte. Wir haben oft solche Stürme. Sie würden nicht erschrocken sein, wenn Sie wüßten, was für Narren das sind. Zu Pferde durch den Ort zu reiten! Natürlich hören und sehen sie nichts, wenn sie solchen Lärm machen. Aber sie haben immer Angst, rasch wegzukommen, falls ein paar von unsern Burschen hervorstürzen und sie an den Türpfosten binden sollten, wie es schon passiert ist. Gute Nacht, Herr Stockdale.

Sie schloß das Fenster und ging in ihr Zimmer. Eine Träne fiel aus ihren Augen, und die galt nicht dem Scharfsinn der Zollbeamten.

6. Die große Suche in Nieder-Moynton

Stockdale war von den Ereignissen des Abends und dem innern Kampf zwischen Gewissen und Liebe so aufgeregt, daß er nicht schlafen konnte. Nicht der leiseste Schlummer war möglich, sondern er blieb vollkommen wach wie am Mittag. Sobald ein grauer Schein die hellern Gegenstände in seinem Zimmer schwach hervortreten ließ, stand er auf, kleidete sich an und ging hinunter auf die Straße.

Im Dorf war es schon lebendig. Einige der Träger hatten, während sie sich im Dunkeln auszogen, den wohlbekannten Tritt von Latimers Pferd gehört, hatten sich untereinander besprochen und Owlett Mitteilung gemacht. Nur die Sicherheit der Fässer, die man unter der Chortreppe in der Kirche versteckt hatte, schien zweifelhaft, und nach einer kurzen Unterredung im Mühlenwinkel kam man überein, sie fortzuschaffen, noch ehe es heller geworden war, und in der Mitte einer Doppelhecke,

die das angrenzende Feld einfaßte, unterzubringen. Ehe dies jedoch verwirklicht werden konnte, hörte man im Gäßchen, das von der Chaussee herkam, die Tritte eines größern Trupps von Männern.

Verflucht, da sind sie schon, sagte Owlett, der das Wehr schon aufgezogen und seine Mühle für den Tag in Gang gebracht hatte und gleichgiltig und mehlbestäubt an der Tür stand, als wenn seine ganze Seele im Interesse für die ratternden Wände um ihn herum aufginge.

Die paar Burschen, mit denen er verhandelt hatte, gingen an ihre alltägliche Arbeit, und als die Zollbeamten mit der furchteinflößenden Hilfsmannschaft, die sie gedungen hatten, das Dorfkreuz zwischen der Mühle und Frau Newberrys Haus erreichten, bot der Ort das gewöhnliche Bild eines Dorfes, das seine Morgenarbeit beginnen will.

Jetzt sagte Latimer zu seinen Helfern, dreizehn an der Zahl: Was ich weiß, ist, daß die Sachen irgendwo hier am Ort sind. Wir haben den Tag vor uns, und es wäre schlimm, wenn wir sie nicht finden und noch vor Nacht nach dem Zollhaus in Budmouth bringen können. Erst wollen wir die Holzställe untersuchen, uns dann durch die Schornsteine durcharbeiten, dann Heuschober und Ställe, hübsch nach der Reihe. Als Führer habt ihr nichts als eure Nasen. Das merkt euch und gebraucht sie heute, wie ihr sie nie im Leben gebraucht habt.

Damit begann das Suchen. Im Anfang sahen Owlett von seinem Mühlenfenster und Lizzy von ihrer Haustür mit vollkommner Selbstbeherrschung zu. Ein Farmer, der weiter unten wohnte und auch seinen Anteil am Schmuggel hatte, trieb sich zu Pferde umher, ein Auge auf seine Felder, das andre auf Latimer und seine Myrmidonen gerichtet, bereit, sie von der Spur abzulenken, falls man eine Frage an ihn richtete. Stockdale, der doch überhaupt kein Schmuggler war, hatte mehr Angst als die schlimmsten unter der Bande und ging mit schwerem Herzen an seine Studien. Häufig kam er an die Tür, um Lizzy hin und her auszufragen, welche Folgen für sie entstünden, wenn die Fässer gefunden würden.

Die Folgen, sagte sie gelassen, sind einfach die, daß ich sie verliere. Da ich keine im Hause oder Garten habe, können sie mir persönlich nichts anhaben.

Aber Sie haben doch welche im Obstgarten?

Den hat Owlett von mir gepachtet und vermietet ihn an andre. So wird es schwer zu ermitteln sein, wer Fässer dorthin gebracht hat, falls sie gefunden werden sollten.

Nie hatte man solch bedrohliches Schnüffeln mit angesehen, wie diesmal im Dorf Nieder-Moynton und Umgegend angestellt wurde. Es war Methode darin und wurde zum größten Teil auf Händen und Knien liegend ausgeführt. Ihr Plan war nach den Stunden des Tages eingeteilt. Von Tagesanbruch bis Frühstückszeit gebrauchten die Beamten ihren Geruchssinn nur in wagerechter, gerader Richtung und hielten sich nur an solchen Stellen auf, wo die Fässer für den Augenblick versteckt sein konnten, um in der folgenden Nacht wieder entfernt zu werden. Unter den Plätzen, die so geprüft und untersucht wurden, waren: hohle Bäume, Kartoffelgruben, Holzställe, Schlafzimmer, Obstkammern, Schränke, Uhrgehäuse, Rauchfänge, Wassertonnen, Schweineställe, Brückenübergänge, Hecken, Reisighaufen, Heuschober, Kupferkessel und Backöfen.

Nach dem Frühstück fingen sie mit frischen Kräften nach einem neuen Plan wieder an. Das heißt, sie richteten ihre Aufmerksamkeit auf Kleidungsstücke, die während des Transports von der Küste mit den Fässern in Berührung gekommen sein konnten, denn da der Alkohol durch die Dauben ausschwitzte, wurden solche Kleider gewöhnlich fleckig. Jetzt berochen sie also: Fuhrmannskittel, alte Hemden und Westen, Jacken und Hüte, Hosen und Gamaschen, Frauenschals und -röcke,

alte Schurzfelle von Schmieden und Schuhmachern, Kniewärmer und Lederhandschuhe zum Heckenverschneiden, gefirnißte Wagendecken, Marktmäntel, Vogelscheuchen.

Sobald das Mittagessen vorüber war, suchten sie an Plätzen, wo die Rumfässer im ersten Schrecken hingeworfen sein konnten: Pferdeschwemmen, Abzugskanäle in den Ställen, Aschenhaufen, Düngerhaufen, nasse Gräben, Senkgruben, Ausgüsse in den Höfen, Kehrichthaufen und Rinnsteine hinter den Häusern.

Trotzdem entdeckten die unermüdlichen Zollbeamten nichts weiter, als den ursprünglichen verräterischen Geruch auf der Straße gegenüber von Lizzys Haus, der auch jetzt noch nicht verflogen war.

Ich will euch was sagen, Leute, rief Latimer ungefähr um drei Uhr Nachmittags, wir müssen noch mal von vorn anfangen. Finden muß ich die Fässer.

Die Männer, die für den Tag gedungen waren, sahen ihre Hände und Knie an, die vom vielen auf allen vieren kriechen beschmutzt waren, und rieben sich die Nasen, als wenn sie beinah genug davon hätten, denn die Menge schlechter Luft, die in jedes einzelnen Nase gedrungen war, hatte sie fast so unempfindlich wie einen Schornstein gemacht. Jedoch nach kurzem Zögern hielten sie sich bereit, wieder anzufangen, mit Ausnahme von dreien, deren Geruchsfähigkeit den Strapazen des Tages vollkommen erlegen war.

Mittlerweile war nicht ein männliches Wesen im Dorf sichtbar. Owlett war nicht in seiner Mühle, die Bauern nicht auf ihren Feldern, der Pfarrer nicht in seinem Garten, der Schmied hatte seine Schmiede verlassen, und in des Radmachers Werkstatt war alles still.

Wo zum Teufel ist das Volk geblieben? rief Latimer, sobald ihm ihre Abwesenheit zum Bewußtsein kam, und sah sich um. Ich will sie schon kriegen! Warum kommen sie nicht und helfen uns? Kein Mann im ganzen Ort zu sehen als der Methodistenpfaffe, und der ist ein altes Weib! Ich beanspruche Hilfe im Namen des Königs!

Wir müssen erst das Gros der Bevölkerung finden, ehe wir das verlangen können, sagte sein Gehilfe.

Hm hm, wir richten mehr aus ohne sie, sagte Latimer, dessen Stimmung im Nu umschlug. Aber diese Stille und dieses Sichfernhalten ist höchst verdächtig, ich werde es im Gedächtnis behalten. Nun wollen wir nach Owletts Obstgarten rüber und sehen, ob wir da was finden.

Stockdale, der an der Gartenpforte lehnend diese Reden hörte, war ziemlich beunruhigt und hielt es für einen Mißgriff von den Bauern, daß sie allem so ganz aus dem Wege gingen. Er hatte sich gleich den Zollbeamten während der letzten halben Stunde den Kopf zerbrochen, was aus ihnen geworden sein könnte. Einige waren mit notwendigen Arbeiten weiter draußen in den Feldern beschäftigt, aber die Handwerksmeister hätten daheim sein müssen. Statt dessen waren alle miteinander, nachdem sie sich eben nur in ihren Werkstätten gezeigt, anscheinend für den ganzen Tag weggegangen. Er ging zu Lizzy hinein, die mit einer Näharbeit an einem der Hinterfenster saß, und sagte: Lizzy, wo sind die Leute?

Lizzy lachte. Wo sie meist sind, wenn man so scharf hinter ihnen her ist. Sie richtete ihre Augen gen Himmel. Da oben, sagte sie.

Stockdale sah nach aufwärts.

Was — oben auf dem Kirchturm? fragte er, der Richtung ihres Blickes folgend.

Ja.

Nun, ich glaube, sie werden bald genug herunterkommen müssen, sagte er ernst. Ich habe von den Zollbeamten gehört, sie wollen den Obstgarten noch einmal durchsuchen und dann jeden Winkel in der Kirche.

Lizzy sah zum erstenmal beunruhigt aus. Wollen Sie hingehen und es unsern Leuten sagen? sagte sie. Dies müssen sie wissen. Und da sie sah, wie sein Gewissen

in ihm aufwallte wie ein überkochender Topf, fügte sie hinzu: Nein, lassen Sie nur, ich gehe selbst.

Sie ging hinaus, schritt durch den Garten und kletterte über die Kirchhofsmauer zu derselben Zeit, als die Zollwache den Weg nach dem Obstgarten einschlug. Stockdale wußte nichts besseres zu tun, als ihr zu folgen. Am Turmeingang holte er sie ein, und sie traten zusammen über die Schwelle.

Der Kirchturm von Nieder-Moynton war wie in vielen Dörfern ohne Fiale, und der einzige Zugang zur Spitze führte über die Galerie für die Sänger und von da eine Leiter hinauf bis zu einer viereckigen Falltür im Fußboden der Glockenkammer, über dem dann wieder eine feste Leiter angebracht war, die zwischen den Glocken hindurch in eine Öffnung im Dach mündete. Als Lizzy und Stockdale auf der Galerie angekommen waren und hinauf schauten, war nichts zu sehen als die Falltür und die fünf Löcher für die Glockenstränge. Die Leiter war weg.

Man kann nicht hinauf, sagte Stockdale.

O doch, sagte sie. In diesem Augenblick beobachtet uns einer durch das Astloch in der Falltür.

Und während sie noch sprach, öffnete sich die Falltür, und man sah die schwarze Kontur der Leiter an der weißgetünchten Mauer hinabgleiten. Sobald sie den Boden berührte, stellte Lizzy sie zurecht und sagte: Wenn Sie hinaufgehn wollen, komme ich nach.

Der junge Mann stieg hinauf und befand sich gleich darauf zum erstenmal in seinem Leben unter geweihten Glocken, da der Nonkonformismus seit Generationen in der Familie Stockdales forterbte. Er betrachtete sie mit Unbehagen und sah sich nach Lizzy um. Owlett stand oben und hielt die Spitze der Leiter.

Wie, sind Sie wirklich einer von uns? fragte der Müller.

Es scheint so, sagte Stockdale traurig.

Nein, sagte Lizzy, die das gehört hatte. Er ist weder für noch gegen uns. Er tut uns nichts zuleide.

Sie stieg zu ihnen herauf, und dann gingen sie ins nächste Stockwerk, das, nachdem sie über den staubigen Glockenstuhl geklettert waren, leicht zugänglich war. Durch die Öffnung, durch die der blasse Himmel sichtbar wurde, ging es in die freie Luft. Owlett blieb einen Augenblick hinter ihnen zurück, um die Leiter nachzuziehen.

Halten Sie den Kopf tief, rief eine Stimme, sobald Sie den Fuß auf die Plattform gesetzt haben.

Stockdale erblickte hier sämtliche vermißte Pfarrkinder auf dem Bauch über dem Turmdach gelagert, nur ein paar hatten sich auf Händen und Knien halb aufgerichtet und guckten durch die Scharten der Brüstung. Stockdale machte es ebenso und sah das Dorf wie eine Landkarte unter sich liegen, auf der sich die Figuren der Zollbeamten hin und her bewegten; sie erschienen zu krabbenähnlicher Kleinheit verkürzt, in deren Mittelpunkt die Hüte kreisförmige Scheiben bildeten. Einige der Männer sahen sich um, als der junge Prediger in ihrer Mitte auftauchte.

Was, Herr Stockdale? rief Matt Grey in überraschtem Ton.

Mi wier dat leiwer gewest, hei wier nich kamen, sagte Jim Clarke. Wenn de Pfarr em hier in sin Turm tau seihn kreg, dunn wier dat ne slimme Sak för uns, as hei doch keen Kapellenvolk liden mag. Hei würd uns keen Tunn mihr afköpen, un hei wier doch de beste Kundschaft up disse Sid von Warm'll.

Wo ist der Pfarrer? fragte Lizzy.

In sin Hus, dat hei nicks tau hüren un tau seihn kreg — un dor sülln alle gaude Lüd sin, un disse jung Mann ok.

Er hat uns aber Nachricht gebracht, sagte Lizzy. Sie wollen den Obstgarten und die Kirche durchsuchen. Läßt sich irgendetwas tun, wenn sie es finden?

Ja, sagte Vetter Owlett. Wir haben eben darüber gesprochen, und unser Plan ist fertig. Ei, verflucht!

Einige der Suchenden, die im Obstgarten hin und her krochen, hielten in der Mitte still, wo ein Baum stand, der kleiner war als die andern. Dies schien die Veranlassung zu Owletts Ausruf zu sein. Sie krochen dicht heran und hielten die Köpfe tiefer als je.

O, meine Fässer! sagte Lizzy matt, als sie ihnen durch die Brüstung zusah.

Die haben sie, glaub ich, bemerkte Owlett.

Das Interesse für die Bewegungen der Zollwache war so gespannt, daß kein Auge anderswo hinsah. Doch in demselben Augenblick lenkte ein Schrei von unten aus der Kirche die Aufmerksamkeit der Schmuggler wie auch der Mannschaften im Obstgarten ab. Diese sprangen auf und gingen nach der Kirchhofsmauer. Gleichzeitig riefen die Regierungsleute, die von den Schmugglern unbemerkt die Kirche betreten hatten: Hier haben wir endlich welche!

Die Schmuggler verhielten sich mäuschenstill, ungewiß, ob mit „welchen" Fässer oder Männer gemeint waren. Als sie aber wieder vorsichtig über die Schutzwehr schauten, wurde ihnen klar, daß von Fässern die Rede war. Und nun wurden diese ihrem Verhängnis verfallnen Gegenstände eins nach dem andern aus dem Versteck unter der Chortreppe in die Mitte des Kirchhofs geschleppt.

Sie packen sie alle auf Hintons Gruft, bis sie die übrigen finden! sagte Lizzy hoffnungslos. Wirklich schichteten die Zollbeamten die Fässer auf eine große Steinplatte, die dort eingelassen war; und nachdem alle aus dem Turm dorthin getragen worden waren, blieben ein paar Leute als Wache dabei, während sich der Rest wieder nach dem Obstgarten begab.

Das Interesse der Schmuggler für die nächsten Manöver ihrer Feinde wuchs zu peinvoller Spannung. Unter dem Gerümpel im Turm waren nur ungefähr dreißig Fäßchen gewesen, während im Garten siebzig versteckt lagen. Das war alles, was sie bisher heraustransportiert hatten, der Rest der Ladung war an eine Lotleine geschlungen, über Bord geworfen und für eine der nächsten Nächte aufgespart worden. Bei ihrer Rückkehr in den Garten benahm sich die Zollwache ganz so, als ob sie wüßte, daß hier der Rest der Fässer versteckt wäre, die sie vor Einbruch der Nacht zu finden entschlossen waren. Sie zerstreuten sich über den ganzen Gartengrund, krochen wie vorher auf allen vieren vorwärts und untersuchten auf diese Art jeden Apfelbaum innerhalb der Umzäunung. Wieder machten sie bei dem Bäumchen in der Mitte Halt, und schließlich versammelte sich dort der ganze Trupp, augenscheinlich hatte die zweite Kette ihrer Schlußfolgerungen sie zu demselben Ergebnis geführt wie die erste.

Nachdem sie minutenlang das Erdreich untersucht hatten, sprang einer der Männer auf, lief nach einem nicht mehr benutzten Eingang der Kirche, wo Geräte aufbewahrt wurden, und kam mit des Totengräbers Hacke und Schaufel zurück. Damit gingen sie sogleich ans Werk.

Sind sie wirklich dort eingegraben? fragte der Prediger, denn das Gras war so grün und glatt, daß man kaum glauben konnte, es sei berührt worden. Die Schmuggler waren zu vertieft, um zu antworten, und sahen gleich darauf zu ihrem Leidwesen, wie sich mehrere der Beamten rings um den Baum aufstellten. Sie bückten sich, faßten mit den Händen in die Erde und hoben tatsächlich den Baum samt dem darunter wachsenden Rasen in die Höhe. Es zeigte sich nun, daß der Apfelbaum in einer flachen Kiste wuchs, die an allen vier Seiten mit Griffen zum Anheben versehen war. Wo der Baum gestanden hatte, wurde jetzt ein viereckiges Loch sichtbar. Einer von der Zollwache trat näher heran und sah hinunter.

Jetzt ist alles aus, sagte Owlett gefaßt. Macht alle, daß ihr hinunter kommt, ehe sie merken, daß wir hier sind, und haltet euch bereit für den nächsten Marsch. Ich werde lieber hier bleiben, bis es dunkel wird; sie könnten mich sonst in Verdacht haben, weils mein Grund und Boden ist. Sobald es schummrig wird, stoße ich zu euch.

Und ich? sagte Lizzy.

Sehen Sie, bitte, nach den Vorsteckern und Schrauben; danach gehen Sie ins Haus, und kümmern Sie sich um nichts weiter. Das übrige besorgen unsre Jungens.

Die Leiter wurde hinunter gelassen, und alle, außer Owlett, kletterten hinab; die Männer schlichen einer nach dem andern hinten um die Kirche herum, und jeder ging an sein Geschäft. Lizzy schritt dreist die Straße entlang, der Prediger dicht hinter ihr.

Sie gehn ins Haus, Frau Newberry? sagte er.

Sie merkte aus der Anrede „Frau Newberry“, daß die Kluft zwischen ihnen noch weiter geworden war.

Ich gehe nicht nach Hause, sagte sie. Ich habe erst noch etwas zu tun. Martha Sara wird Ihnen Ihren Tee besorgen.

O, deshalb meine ich nicht, sagte Stockdale. Was können Sie noch in dieser gottlosen Angelegenheit zu tun haben?

Nur eine Kleinigkeit, sagte sie.

Was ist es? Ich will mit Ihnen gehn.

Nein, ich gehe allein. Wollen Sie, bitte, ins Haus gehn. In einer knappen Stunde bin ich wieder da.

Sie werden sich doch nicht in Gefahr begeben, Lizzy? rief der junge Mann mit wiedererwachter Zärtlichkeit.

Durchaus nicht — nicht der Rede wert, antwortete sie und ging nach dem Dorfkreuz hinunter.

Stockdale trat durch die Gartentür ein, blieb stehn und sah zu. Die Zollmannschaften waren noch unter den Obstbäumen beschäftigt, und er fühlte sich schließlich versucht, hineinzugehn und ihr Verfahren zu beobachten. Beim Näherkommen sah er, daß der geheime Keller, von dessen Vorhandensein er keine Ahnung gehabt hatte, aus Balken gebildet war, die man einen Fuß unter der Oberfläche quer herüber gelegt und mit Rasen bedeckt hatte.

Die Zollbeamten warfen einen Blick in Stockdales freundliches, sanftes Gesicht, hielten ihn augenscheinlich für erhaben über jeden Verdacht und fuhren in ihrer Arbeit fort. Sobald alle Fässer herausgeholt waren, rissen sie den Rasen auf, zogen die Balken heraus und zerbrachen die seitlichen Stützen, bis der Keller vollständig demoliert und halb verschüttet war. Der Apfelbaum blieb mit in die Luft gestreckten Wurzeln liegen. Dies Loch aber, das seinerzeit so viel geschmuggelte Waren geborgen hatte, wurde nie wieder ganz zugeschüttet, weder damals noch später, und eine Senkung im Rasen macht die Stelle kenntlich bis auf den heutigen Tag.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der sächsische Wahlgesetzentwurf und die Parteien. Österreich und Italien. Nordamerika und Japan.)

Um die neue sächsische Wahlordnung ist der Kampf der Parteien schon hitzig entbrannt. Das Gros der Konservativen verhält sich der Hauptsache nach ablehnend, begreiflich vom Parteistandpunkt aus, da niemand gern die Macht aufgibt, die er lange besessen und ausgeübt hat, aber egoistisch und darum kurzsichtig, weil diese tatsächliche Parteiherrschaft im Lande durchaus unpopulär und deshalb auf die Dauer unhaltbar ist; ja sie haben schon die Einbringung eines besondern Gesetzentwurfs zum Wahlrecht angekündigt, der freilich auf der andern Seite wenig Gegenliebe findet, weil er an der Unterscheidung zwischen städtischen und ländlichen Wahlkreisen festhält, und ihre Organe fordern Beweise für die Existenz einer konservativen „Nebenregierung", womöglich die Maßreglung des Beamten, der offen ausgesprochen hat, was alle Welt glaubt und sich zuraunt. Die Nationalliberalen sind klüger gewesen; sie haben zwar mancherlei an dem Entwurf auszusetzen, namentlich gefallen ihnen die Wahlen in den Kommunalverbänden nicht, weil sie fürchten, daß diese die Bedeutung der politischen Parteien verringern würden (was wahrhaftig kein Unglück wäre!); aber sie erkennen doch in dem Entwurf eine brauchbare Grundlage für die Erneuerung des Wahlrechts und wollen daran mitarbeiten. Entschieden auf den Boden der Vorlage haben sich die evangelischen Gewerkschaften gestellt, während die Sozialdemokratie natürlich wieder ihr Allheilmittel, das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht empfehlen, das sie ganz sicher nicht durchsetzen werden, sie verspielen höchstens die Chancen, die auch ihnen die Vorlage bietet. Alles oder nichts! bleibt wie immer ihre Parole. Die Regierung hat sich bisher durchaus zurückgehalten; sie hat die Parteien nur darauf aufmerksam gemacht, daß es mit der reinen Negation nicht getan sei, sondern daß, wer ihre Vorlage verwerfe, zu andern positiven Vorschlägen verpflichtet sei. So kann es kommen, daß der Entwurf von der Mehrheit des Landtags abgelehnt wird, und daß dann die Regierung die zweite Kammer auflöst. Ob dann die Neuwahlen für die Konservativen ausfallen würden, diese Frage wird niemand ohne weiteres bejahen wollen.

Die Reise des Freiherrn von Ährenthal nach Desio und Racconigi hat offenbar zu einer vollkommnen Verständigung zwischen Österreich und Italien geführt, „auch für die Zukunft". Diese Zukunft kann sich nur auf die Balkanhalbinsel beziehen, an der beide Mächte gleichmäßig interessiert sind. Was man in Österreich fürchtet und verhindern möchte und müßte, das ist die Festsetzung der Italiener in Albanien, denn dann würden sie beide Küsten des Adriatischen Meeres an dessen engster Stelle beherrschen, die seit dem Ende der Römerherrschaft niemals in einer Hand gewesen sind, und den Ausgang aus der Adria den Österreichern unter Umständen sperren können. Es wird also alles darauf ankommen, daß beide Staaten auf eine politisch-militärische Ausbreitung nach dieser Seite verzichten, wozu die überaus schwierigen Verhältnisse dieses rauhen, von einer unbezähmbaren, tapfern, wenn auch in sich vielgespaltnen Bevölkerung bewohnten Gebirgslandes ohnedies raten, und sich mit friedlichen Einwirkungen auf die Kultur dieser Stämme begnügen. Die Italiener haben dort in der letzten Zeit eine Reihe wirtschaftlicher Unternehmungen und italienischer Schulen ins Leben gerufen, wie denn überhaupt ihr Einfluß im ganzen türkischen Orient gestiegen ist, seitdem die Schirmherrschaft über eine Anzahl kirchlicher Institute infolge des französischen Kirchenstreites auf Italien über-

gegangen ist, und sie haben für Albanien in den nicht unbedeutenden albanesischen Kolonien in Süditalien bequeme Anknüpfungspunkte; Österreich aber ist in Bosnien und der Herzegowina, die durch die absolutistisch-militärische Verwaltung, die beste für diese religiös und national gespaltnen Stämme, in ein Kulturland verwandelt worden sind, der unmittelbare Nachbar der Albanesen und durch die Geistlichkeit von großem Einfluß auf deren katholische Stämme. Österreichs Rolle auf der Balkanhalbinsel ist eben noch keineswegs ausgespielt. Seine Politik ist dort im Gegenteil seit einem halben Jahrhundert sehr glücklich gewesen. Es hat im Krimkriege, ohne wirklich daran teilzunehmen, die Russen aus Rumänien hinausmanövriert und damit die Möglichkeit zur Bildung eines selbständigen rumänischen Staats geschaffen, der sich Rußland in den Weg legt; es hat 1878 Bosnien und die Herzegowina okkupiert, während Rußland für ungeheure Opfer tatsächlich leer ausging, und es hält seine Hand über Serbien. Möglich, daß die Verständigung mit Italien auch die Mittelmeerfragen betrifft, denn gegen wen sollte sich denn der englisch-französisch-spanische Dreibund richten, wenn nicht gegen die beiden Mittelmeermächte, die ihm nicht angehören, die sich aber doch nicht im Mittelmeer einfach einsperren lassen können, und dann könnte die, wie es heißt, beabsichtigte Befestigung der Insel Elba einer der ersten Schachzüge Italiens gegen die französische Mittelmeerpolitik sein. Jedenfalls ist der mitteleuropäische Dreibund, wie schon die gemeinsame Depesche der beiden Minister an Fürst Bülow zeigt, auf absehbare Zeit gefestigt, und das ängstliche oder hämische Gerede von der Isolierung Deutschlands ist vollends gegenstandslos geworden.

Inzwischen steigt im fernen Osten langsam ein Konflikt herauf, den kein Friedenskongreß wird verhindern können. So begreiflich es ist, daß Japan seine Gleichberechtigung unter den Großmächten auch darin sucht, daß es seiner überquellenden Bevölkerung auch außerhalb Japans in den Ländern europäischer Kultur Zulassung verschaffen will, so begreiflich ist es andrerseits, daß sich diese Länder gegen die Masseneinwanderung einer fremden Rasse sträuben, die sich die weiße Rasse niemals assimilieren kann. Die Union hat das Negerproblem noch nicht gelöst, und man sieht, was schlimmer ist, auch keinen Weg zur Lösung; sie wird sich hüten, zu diesem sich an der Küste des Großen Ozeans ein Mongolenproblem auf den Hals zu laden, und sie bereitet sich offenbar langsam auf das Äußerste vor. Sie hat mit der Okkupation der Philippinen in die Machtsphäre Japans eingegriffen, sie will Hawai als Flottenstation einrichten, sie baut den Panamakanal und will im Herbst zu Manöverzwecken ein mächtiges Geschwader von sechzehn Schlachtschiffen in den Großen Ozean senden, vermutlich vor allem, um zu erproben, in welcher Zeit es die Westküste erreichen kann, vor der ein japanisches Geschwader in knapp vier Wochen erscheinen könnte. Würde auch bei einem solchen Konflikte England der Bundesgenosse Japans bleiben, und würde Rußland, vorausgesetzt, daß es inzwischen seine innern Schwierigkeiten überwunden und seine Flotte wiederhergestellt hat, ruhig zusehen können? So eröffnen sich weite Perspektiven. Brennend freilich wird die Frage nicht werden, so lange der Panamakanal nicht fertig ist, und so lange sich Japan nicht finanziell erholt hat. Auch braucht es Zeit, um sein Verhältnis mit Korea auf der Basis einer möglichst vollkommnen Abhängigkeit zu regeln und zu befestigen. *

Determinismus und Strafrecht. Der Reichsgerichtsrat a. D. Dr. Julius Petersen in München' hat in einem Buche von mäßigem Umfange (235 S.): *Willensfreiheit, Moral und Strafrecht* (München, J. F. Lehmann, 1905) eine sehr umfangreiche Stoffmasse durchgearbeitet. Es wird kaum einen für den

Gegenstand in Betracht kommenden Philosophen, Theologen, Kriminalisten, Psychiater von Bedeutung geben, dessen Ansicht nicht geprüft und gewürdigt oder kritisiert würde. Petersen entscheidet sich für den Determinismus und weist den Indeterminismus, die Wahlfreiheit, in jeder Form unbedingt ab. Soweit es sich um die praktische Seite der Sache handelt, stimmen wir ihm mit einer später zu erwähnenden Einschränkung bei. Es ist richtig: alles menschliche Handeln ist entweder Triebhandeln oder motiviertes Handeln, wobei das im Augenblick und unter den obwaltenden Umständen stärkste Motiv den Ausschlag gibt. Alle Beeinflussung des Menschen, namentlich die durch Erziehung, beruht darauf, daß die eingepflanzten Vorstellungen und Grundsätze, die anerzognen Gewohnheiten als Beweggründe wirken. Die Ordnung und die Sicherheit der Gesellschaft hängen davon ab, daß man sich auf die Wirksamkeit der Beweggründe zur Pflichterfüllung bei Staats- und Privatbeamten und im freien Verkehr unbedingt verlassen kann; der Charakter ist nichts andres als eine Gemütsverfassung, die auf Anforderungen, Einladungen und Versuchungen immer in derselben Weise reagiert, sodaß ihr Verhalten in einer gegebnen Lage vorausberechnet werden kann, und die sittliche Freiheit ist nichts andres als die ein für allemal festgegründete Übermacht der vernünftigen Beweggründe über die Begierden und Leidenschaften. Und wie die Moral, so hat auch das Strafrecht vom Determinismus nichts zu fürchten; vielmehr werden beide durch ihn erst fest begründet. Am Strafrecht werden, wie der Verfasser zeigt, weder metaphysische und psychologische noch kriminalistische Schulen viel ändern können. Denn wie man auch über die Willensfreiheit und über die mancherlei Zwecke der Strafjustiz denken mag, unabänderlich bleibt bestehn die Hauptsache, daß die Rechtsordnung des Staates aufrecht erhalten werden muß — mit Zwang gegen solche, die sich ihr nicht fügen wollen oder können. Müßte der Determinist, meint der Verfasser, den Begriff der Vergeltung preisgeben — was jedoch nicht notwendig sei — und den Strafzweck auf Abschreckung, Besserung und Unschädlichmachung beschränken, so würde auch damit auszukommen sein.

Die Schwierigkeit liegt im Gemüt, in dessen metaphysischem Bedürfnis. Alle Polemik des Verfassers gegen die Vertreter der Willensfreiheit, besonders gegen Lotze, hat uns nur aufs neue davon überzeugt, daß das Problem: Kausalität, Motivation, Freiheit zu den Geheimnissen gehört, die drunten bei den „Müttern“, den Urgründen des Daseins wohnen, wohin der Sterbliche, solange er lebt, höchstens mit seiner Phantasie, aber niemals mit dem Verstande gelangt. Petersen sagt von Kant, er habe sich zuzeiten sehr geringschätzig über die praktische Freiheit ausgesprochen, die auch die Deterministen anerkennen, indem er einen Menschen, der durch Vorstellungen, also „durch ein inneres Triebwerk“ bestimmt werde, mehrfach mit einem Automaten, die daraus entspringende Freiheit aber mit der eines Bratenwenders vergleiche, „der auch, wenn er einmal aufgezogen ist, seine Bewegungen verrichtet“. Wir wollen eben etwas mehr sein als Bratenwender. Dieses aber sind wir, wenn unsre Handlungen das Produkt eines mit Notwendigkeit wirkenden Motivationsmechanismus sind. Das Ich ist dann eine Illusion — eine Illusion wessen? muß man freilich fragen. Die Persönlichkeit fällt aus. Von einer solchen kann nur die Rede sein, wenn es eine Seele gibt, die nicht bloß Sammelname für die durch Nerventätigkeit erzeugten und in den Naturmechanismus eingefügten Bewußtseinsvorgänge ist, wie Lotze wunderschön im ersten Kapitel des zweiten Buchs des Mikrokosmus zeigt. Und ist eine Seele vorhanden, so wird sie auch etwas wirken, nicht bloß Versammlungsort oder Schauplatz der sich tummelnden und miteinander ringenden Motive sein. Daß die Gesamtheit aller Wirklichkeit, schreibt Lotze im fünften Kapitel desselben Buches, „nicht die Ungereimtheit eines überall

blinden und notwendigen Wirbels von Ereignissen darstellen könne, in welchem für Freiheit nirgends Platz sei: diese Überzeugung unsrer Vernunft steht uns so unerschütterlich fest, daß aller übrigen Erkenntnis nur die Aufgabe zufallen kann, mit ihr als dem zuerst gewissen Punkte den widersprechenden Anschein unsrer Erfahrung in Einklang zu bringen". Wie er diese nach unsrer Überzeugung unlösbare Aufgabe zu lösen versucht, mag der folgende Satz andeuten: „Nicht darin besteht die unbedingte Giltigkeit des Kausalgesetzes, daß jeder Teil der endlichen Wirklichkeit immer nur im Gebiete dieser Endlichkeit selbst durch bestimmte Ursachen nach allgemeinen Gesetzen erzeugt werden müßte, sondern darin, daß jeder in diese Wirklichkeit einmal eingeführte Bestandteil nach diesen Gesetzen weiter wirkt." Jede in diese Kausalvorstellung eintretende Menschenseele ist also ein Quell neuer Wirkungen, die aber nach dem allgemeinen Gesetz verlaufen: zu den vorhandnen Ursachen tritt eine neue hinzu. Petersen selbst ist genötigt, sich in der Redeweise hie und da dem aus dem Freiheitsglauben entsprungnen Sprachgebrauch anzubequemen, zum Beispiel wenn er sagt, der Verbrecher werde sich freilich vom deterministischen Standpunkt aus damit entschuldigen, er habe nicht anders gekonnt; aber darauf sei zu erwidern, dann sei er eben ein schlechter Mensch und müßte sich bemühen, anders und besser zu werden. Welcher „er"? Wenn die Motive allein bestimmen, dann gibt es keinen „er" hinter oder über den Motiven. Gibt es aber einen solchen „er", der den edeln Motiven zum Siege verhilft, so entscheiden eben die Motive nicht allein, sondern die substantielle Seele, das Ich, der freie Wille, oder wie man das tätige Subjekt sonst nennen will. Und es ist wohl keine Frage, daß die Überzeugung: ich bin kein willenloser Mechanismus von Motiven, sondern eine Person, die schlechte Motive zu bändigen vermag, mag diese Überzeugnng auch bloß eine den guten Motiven als neues Motiv zuhilfe kommende Illusion genannt werden, das Handeln günstiger beeinflussen wird als die entgegengesetzte. Diese wird den Schwachen und den Trägen verleiten, sich widerstandslos seinen Trieben zu überlassen. Der Energische wird mit Freuden den Ruf des Dichters vernehmen: Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und würd er in Ketten geboren, und dieses „Wort des Glaubens" wird seine Energie erhöhen. So ganz gefahrlos — das ist die angekündigte Einschränkung unsrer Zustimmung — würde sich demnach der Determinismus wohl nicht erweisen, wenn er durch Presse und Volksunterricht, zum Beispiel durch einen an die Stelle des Religionsunterrichts tretenden Unterricht in der Anthropologie, allgemeiner Volksglaube würde.

Das betont auch der Gießener Theologieprofessor D. Paul Drews in einem Vortrage, den er (bei J. C. B. Mohr in Tübingen, 1905) unter dem Titel: Die Reform des Strafrechts und die Ethik des Christentums herausgegeben hat. Auf den ersten Blick, meint er, scheine die klassische, die positive Rechtsschule mit dem Christentum besser zu stimmen, weil sie die Willensfreiheit voraussetze und physische Übel als Sühne einer sittlichen Schuld verhänge. Aber bei genauerm Zusehen bemerke man, daß auch die Anhänger dieser ältern Schule gleich den Vertretern der neuern Richtungen ihre Theorien nicht auf ethisch-idealistische, sondern auf rein praktische Erwägungen gründeten. Und von den neuen Richtungen sei zwar die rein biologische Lombrosos als verfehlt zu bezeichnen, von der soziologischen dagegen, die nicht die Straftat, sondern den Täter ins Auge fasse und ihn zum Gegenstand vorbeugender, bessernder und behütender Fürsorge mache, müsse man geradezu sagen, daß sie aus dem Geiste des Christentums entsprungen sei, aus dem Geiste, den Wichern und die Innere Mission verkörpern. Zu tadeln sei nur, daß sich die Neuern um die Willensfreiheit herumdrückten. „So wenig uns die Halbheit der alten Schule behagt hat, die bald die Willensfreiheit setzt, bald verleugnet,

so wenig kann uns auch die kühle, neutrale Haltung der neuen Schule auf diesem Punkte genügen. Damit packt man die Seelen der Menschen nicht. Warum in aller Welt so ängstlich, fast hätte ich gesagt feige davor zurückschrecken, eine Wahrheit auszusprechen, die für jeden sittlich lebendigen und sich selbst beurteilenden Menschen ebenso eine Wahrheit ist wie dem logisch Denkenden irgendein logischer Schluß? Freilich ist es prinzipiell falsch, die Frage nach der Willensfreiheit als einen Satz der empirischen Wissenschaft zu behandeln. Das ist sie nicht, sondern sie ist eine sittliche Frage; in ihrer Bejahung gibt der Mensch ein sittliches Urteil ab, das genau so eine Wahrheit ist wie die Behauptung des Kausalitätsgesetzes." Leser, die sich mit dem Problem beschäftigen, werden gut tun, neben dem gründlichen Buche Petersens das kleine Schriftchen von Drews zu Rate zu ziehn und von den ältern — nicht den ganz unverständlichen Kant — wohl aber Lotze zu befragen. Seite 78 Zeile 21 von unten ist ein Druck- oder Flüchtigkeitsfehler stehn geblieben; es soll offenbar heißen: die Zurechnungsfähigkeit, nicht die Unzurechnungsfähigkeit, ausschließende.

Karl Rosenkranz. In der empfehlenswerten „Sammlung von Lebensbildern zur Geschichte der wissenschaftlichen Forschung und Praxis", „Männer der Wissenschaft" betitelt, die Dr. Julius Ziehen herausgibt, erschien vor kurzem das zehnte Heft.*) Der Gymnasialdirektor Professor Dr. R. Jonas, ein früherer Schüler von K. Rosenkranz, stellt sich darin die dankbare Aufgabe, den Werdegang und die geistige Entwicklung dieses Mannes, sein reiches Wirken als Universitätslehrer und Schriftsteller zu schildern. In anziehender Weise bringt er weitern Kreisen die hohe Bedeutung des vielseitigen Gelehrten zum Bewußtsein. Im ersten und im zweiten Kapitel, die die erste Jugend, Schul- und Universitätszeit, akademische Lehrtätigkeit und weitere Studien in Halle behandeln, benutzt er geschickt die Autobiographie von Rosenkranz „Von Magdeburg bis Königsberg", im dritten Kapitel „Akademische Lehrtätigkeit in Königsberg, Rosenkranz als Hegelianer. Schriftstellerische Betätigung" hält er sich an Baumanns Geschichte der Philosophie und an R. Quäbickers Studie über Rosenkranz. Dieses dritte Kapitel ist nicht recht gelungen. Es fehlt jedes Eingehen auf den Literarhistoriker Rosenkranz, wir erfahren nichts über den Publizisten und Journalisten, über den Politiker und Verwaltungsbeamten. Für eine lebensvolle Schilderung des herrlichen Menschen hätte das Buch „Aus einem Tagebuch. Königsberg, Herbst 1833 bis Frühjahr 1846, von K. Rosenkranz" reiches Material geboten. Jonas gibt nur im Anhang auf vier Seiten einige Proben daraus, die von der wirklichen Bedeutung des Tagebuchs kaum eine Vorstellung geben.

Von den Königsberger Freunden sind nur K. Lehrs und L. Friedländer genannt. Von dem vertrautesten Freunde, den Rosenkranz vor allen andern verehrte

---

*) Männer der Wissenschaft. Eine Sammlung von Lebensbeschreibungen zur Geschichte der wissenschaftlichen Forschung und Praxis. Herausgegeben von Dr. Julius Ziehen, Frankfurt a. M. Heft 10. Karl Rosenkranz. Von Professor Dr. Richard Jonas, Direktor des Königlichen Gymnasiums in Köslin. Leipzig, Wilhelm Weicher, 1906. 50 Seiten mit einem Porträt. Preis 1 Mark. — Wir möchten bei dieser Gelegenheit auch auf die andern bisher erschienenen Hefte dieser wertvollen Sammlung hinweisen, deren Besprechung wir uns vorbehalten: Heft 1. J. F. Herbart. Von O. Flügel. Heft 2. R. W. Bunsen. Von Geheimrat Dr. W. Ostwald. Heft 3. F. W. Dörpfeld. Von E. Oppermann, Schulinspektor. Heft 4. Ferdinand Freiherr von Richthofen. Gedächtnisrede. Von Professor Dr. E. von Drygalski. Heft 5. Werner von Siemens. Von Professor Dr. Wilhelm Jaeger. Heft 6. Karl Friedrich Gauß. Von Professor F. Mathé. Heft 7. Albrecht von Graefe. Von Geh. Med.-Rat Professor Dr. J. Hirschberg. Heft 8. Rudolf Virchow. Von Professor Dr. J. Pagel. Heft 9. F. K. von Savigny. Von Reichsgerichtsrat K. E. M. Müller. Heft 11. Richard Rothe. Von Oberkonsistorialrat D. Ehlers.

und hochschätzte, von Alexander Jung, ist nirgendwo die Rede. Aus der Fülle geistvoller Briefe von Rosenkranz an diesen Freund, die ich der Güte von Fräulein Ottilie Jung verdanke, wähle ich einen aus Berlin vom zweiten Ostermorgen 1849 aus, um einige für den Briefschreiber und seine Freundschaft mit A. Jung charakteristische Stellen daraus mitzuteilen.

„Glauben Sie mir, ich bin nicht eher wieder glücklich, als bis ich wieder in Königsberg meinen Studien leben kann. Oft ergreift mich eine unbestimmte Angst, als könnte etwas dazwischen kommen, als sei es unmöglich, mit Frau und Kind, Meubeln und Büchern, den großen Raum, der uns trennt, wieder zurückzulegen. Oft denk ich daran, daß ich hier plötzlich sterben könnte. Oft steigen die trüben Bilder neuer revolutionairer Zustände vor meinen Augen empor — heftige Conflicte zwischen den Kammern, zwischen Fürst und Volk, Staatsstreiche von Oben und von Unten — und ich bin auf Alles gefaßt. Was für einen Wechsel des Geschicks habe ich nicht seit dreiviertel Jahren durchlebt!

Denk ich aber nach Königsberg zurück, so setz ich immer voraus, Sie dort zu finden, Ihnen zu erzählen, was ich erfahren, mit Ihnen dies seltsame Menschenleben durchzudenken und dem Walten der Idee in ihm auf die Spur zu kommen. Ohne Sie, ohne unser contemplatives Stillleben — ich allein am Landgraben — ich ohne Sie in Sprechom, in der Willkin — oh Gott vom Gnadenthrone sieh darein! Nein, nein, diesen Schmerz wird er uns, die wir ihn so unendlich lieben, doch nicht auferlegen. In meinem letzten Brief schon deutet ich Ihnen an, wie ich im Innersten all mein Leben Ihnen immer zum Genuß zurichten möchte — und suchte Sie durch die Vorstellung zu erheitern, daß ich einen unermeßlichen Stoff zur Verarbeitung mitbringe, der auch Ihren Gesichtskreis in neue Unermeßlichkeiten erweitern muß. Daß ich jetzt in der Ersten Kammer bin, muß ich doch auch als eine große Huld Gottes anerkennen.

Ich lerne doch dadurch die constitutionelle Regierungsform gründlich kennen. Ich lerne alle die Männer kennen, die gegenwärtig in die Geschichte unseres Staates eingreifen. Ich lerne mich immer mehr über mein eigenes kleines Schicksal erheben und werde, in Ansehung meiner Selbstschätzung, noch demüthiger, noch uneitler, lerne immer mehr nur der Wahrheit, Freiheit, Uneigennützigkeit die Ehre geben. Nemesis — im Guten, im Bösen, durch Glück und Unglück, durch Heben und Stürzen, durch Leben und Tod — sie läßt ihrer nicht spotten und geht als die providentia specialissima bis durch die kleinsten Zufälle der Biographieen hindurch. Meine gottesfürchtige Bewunderung der Geschichte wächst täglich.

Das Treiben ist sehr anstrengend für mich, fast noch mehr als im Ministerium, wo es tageweise, wochenweise allerdings mich fast vernichtete. Die Sitzungen der Kammern, der Abtheilungen, der Commissionen, der Fractionen nehmen den ganzen Tag von Morgens 10 bis Abends 10 Uhr und ich lese kaum noch die Zeitung. Ein Buch zu lesen ist unmöglich, denn die etwa noch freie Zeit leibet man entweder an Abspannung oder muß Briefe schreiben oder hat Besuch ...

Alle Weltmenschen finden es unbegreiflich, aus einer Stellung zu gehen, wie ich sie hatte, und tausend Thaler zu opfern, allein daran kehre ich mich nicht und weiß, was ich will. Die Universität ist etwas viel Solideres, als ein heutiges Ministerium ...

Man sieht sich hier sehr wenig. Varnhagen, Hotho, Kugler könnten jetzt ebensowohl in Amerika leben. Durch meine Abgeordnetenschaft bin ich mit vielen neuen Bekanntschaften überhäuft — und sogar Mitvorstand der Fraction des linken Centrums (Rheinländer, Westphalen und Ost- und Westpreußen) geworden. v. Wittgenstein ist der Präsident meiner Abtheilung."

Der gesamte Schatz der sehr lesenswerten Briefe, die Rosenkranz an A. Jung geschrieben hat, wird demnächst gehoben werden, und beide, Rosenkranz wie A. Jung, werden dadurch zu neuem Leben erweckt werden. Al. Reifferscheid

Schriften naturphilosophischen Inhalts. Als der damalige Pastor Emil Blöhbaum seinen Christus redivivus veröffentlicht hatte, schrieben wir (im 4. Bande des Jahrgangs 1899 der Grenzboten S. 86): „Die Lutheraner werden dem Manne sehr böse sein.“ In der Tat hat er sein Amt verloren. Er arbeitet tapfer daran, sich eine neue Existenz zu gründen, und zeichnet vorläufig als cand. chem. Als solcher hat er in Jena vier Vorträge gehalten, die er unter dem Titel: Christentum oder Monismus (Jena, H. W. Schmidt, 1907) veröffentlicht. Er beweist darin sehr gut, daß eine Fortentwicklung der Welt, der Natur zum Vollkommnern ohne göttlichen Einfluß nicht denkbar sei. Die Entwicklung, auch der Religion, werde im Neuen Testament gelehrt. Gegner dieser Lehre seien auf der einen Seite die Atheisten, sowohl die konsequenten, die Anarchisten, wie die inkonsequenten, zu denen Haeckel gehöre, auf der andern Seite die Orthodoxen. Die starke Selbstgewißheit des Verfassers dürfte diesen Orthodoxen die Polemik gegen ihn erleichtern. Er glaubt den unverfälschten Jesus und das unverfälschte Jesuswort zu haben; man wird ihm jedoch vorwerfen, daß das vermeintlichte unverfälschte Neue Testament nur seine subjektive Auffassung des Neuen Testaments sei, zum Beispiel an folgender Stelle: „Übrigens ist das Christentum der Orthodoxen überhaupt kein Christentum, sondern Antichristentum; denn es heißt im ersten Johannesbriefe: Der ist ein Antichrist, der leugnet, daß Jesus ist ins Fleisch gekommen, das heißt, daß er von Natur mit egoistischer, sündlicher Anlage behaftet war.“ — Rudolf Burckhardt möchte die Biologie, die Lehre vom Leben, die in trocknem Spezialistentum zu erstarren drohe, vor allem lebendig machen und führt uns zu diesem Zweck in das Leben und Treiben der alten griechischen sowie einiger spätern Biologen ein. — J. W. Camerer, Doktor der Medizin und Ehrendoktor der naturwissenschaftlichen Fakultät zu Tübingen, behandelt in seinem Buche: Philosophie und Naturwissenschaft (Stuttgart, Kosmosverlag, ohne Jahreszahl): die Geschichte der Philosophie für den Naturforscher, das Seelenleben des Menschen im Lichte der heutigen Naturwissenschaft und die exakten Wissenschaften oder die Lehre von Kraft und Stoff in ihrer jetzigen Entwicklung. — Georg Lasson, Pastor an St. Bartholomäus in Berlin, erläutert in gemütvoller und geistreicher Weise „das erste Blatt der Bibel für unsre Zeit“ in dem Büchlein: Die Schöpfung (Berlin, Trowitzsch u. Sohn, 1907). — Unter dem Titel: Natur und Christentum (Berlin, Fr. Zillessen, 1907) sind vier Vorträge verschiedner Autoren zusammengefaßt worden. Dr. Lasson behandelt: Gott und die Natur, D. Lütgert: Christus und die Natur, D. Schäder: Der Christ und die Natur, D. Bornhäuser: Die Vollendung der Natur. Der dritte Vortrag enthält eine scharfe Kritik des jämmerlichen Christusbildes, das Frenssen sich zu entwerfen erfrecht hat. C. J.





Die Grenzboten

66. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 31

Ausgegeben am 1. August 1907



Inhalt

50 Pf. das Heft

Fr. Wilh. Grunow Leipzig

6 Mark das Viertelj.



Papst Pius der Zehnte

Von Chr. D. Pflaum in Rom

ie Fülle und die Entschiedenheit der in den nunmehr vier Jahren des neuen Herrn vom Vatikan ausgegangnen Kundgebungen war eine Enttäuschung für alle die, die in Giuseppe Sarto den „nur religiösen" Mann erkannt zu haben glaubten. Man muß den Begriff des Religiösen seiner wesentlichsten Merkmale berauben, um heute noch an dieser, vielleicht auf einen Papst überhaupt nicht recht anwendbaren Charakteristik festhalten zu können.

Pius der Zehnte hat nicht unterlassen, des öftern auf die letzten Voraussetzungen und die idealen Ziele der christlichen Kirche zurückzukommen. Die Aufrichtigkeit und Unmittelbarkeit seiner Äußerungen über die Wege, die einzuschlagen sind, um das Leben der katholischen Kirche wieder mit dem ursprünglichen Geiste zu erfüllen, sind nicht zu verkennen. Auch der heilige Ernst dessen, der eine große Mission zu erfüllen sich vorgesetzt hat, beseelt seine Arbeit. Aber dem Papste Pius dem Zehnten fehlt jene geistige Fähigkeit, die zur Erkenntnis der Bedingungen und der Beziehungen aller geschichtlichen und aktuellen Erscheinungen führt, und die bei jeder Bewertung und praktischen Behandlung von Personen und Dingen unerläßlich ist. Jene geistige Fähigkeit, die durchaus nicht notwendig von dem Wesen eines „wahren" Katholiken und ebensowenig von dem eines Papstes ausgeschlossen ist, und die zum Beispiel der heilige Augustinus und Papst Leo der Dreizehnte in hohem Grade hatten und literarisch und politisch betätigt haben. Und eben wegen dieses auf Anlage und Bildung zurückzuführenden Mangels ist das Walten Pius des Zehnten weder in seinen Zwecken noch in seinen Wegen einwandfrei, auch ohne daß man einen antikatholischen oder auch nur antiklerikalen Standpunkt einnimmt; auf ihn nicht zum wenigsten ist es zurückzuführen, daß wohl im Bereich der Kurie selbst und im Kirchenbezirk Rom ansehnliche moralische und technische Verbesserungen der Verhältnisse zu verzeichnen sind, daß aber im übrigen die

tatsächliche Geltung der Kirche nicht nur keinen Fortschritt gemacht, sondern bedeutende Einbuße erlitten hat.

Es gibt eine Menge Episoden, die sich als Belege dieser Kennzeichnung verwenden ließen. Allein der päpstliche Brief an den Wiener Professor Commer, der Schell und seine Arbeit verurteilt, wäre nach seinem Inhalt und seinen Begleitumständen zureichend, um die Richtung und Methode Pius des Zehnten zu erklären und anzudeuten, wie sich gerade unter ihm zum Beispiel die Katastrophe in Frankreich überhaupt und mit solcher Heftigkeit hat ereignen können. Hierbei wären jedoch sehr vielfältige Voraussetzungen und Einwirkungen in Betracht zu ziehen, die sich an sich und in ihrer Tragweite bei weitem nicht einfach und präzis genug umschreiben lassen, als daß man sie im Gefüge einer gedrängten Darstellung der Eigenart einer Persönlichkeit, und sei diese auch noch so hervorragend und mächtig, überzeugend verwerten könnte. Es ist darum richtiger, sich an die Äußerungen und Handlungen Pius des Zehnten zu halten, die er ohne zwingenden äußern Anlaß und ohne wesentliche Beeinflussung durch die nicht durchaus selbstgewählten Berater als planmäßige Kundgebungen seiner Überzeugung und seines Willens getan hat.

Die Enzyklika vom 4. Oktober 1903 E summi apostolatus cathedra, mit der Pius der Zehnte der Welt zum erstenmal die Kenntnis seines Gedankenganges vermittelte, macht im allgemeinen den Eindruck, daß sich der neue Papst in seine große Rolle noch nicht recht hineingefunden habe, und zeigt das Bedürfnis des Neulings, allenthalben zugleich ab ovo zu reformieren und originale Gedanken zu offenbaren; sie ist, mit andern Worten, bei allem Ernst naiv, bei aller Systematik unsystematisch, bei aller Originalität doch der Ausfluß einer geistigen Überlastung mit unpersönlichen überlieferten Begriffen. Im besondern geht aus ihr zunächst hervor, daß Pius der Zehnte eine Religiosität neben dem Bekenntnis des traditionell katholischen festen Dogmen- und Kultussystems oder als wesentlich subjektives Erleben nicht kennt und nicht hat, also auch bei andern nicht als faktisch oder berechtigt anerkennt. Er will als Papst durchaus nicht sowohl ein Vorbild religiösen Verhaltens sein als vielmehr ein Regent der Menschen in jeder Angelegenheit erkennenden und praktischen Verhaltens; in jeder, da nichts der Universalität des Religiösen und damit der Autorität der im Papste personifizierten Kirche entzogen sei. Die Menschheit ist verderbt, so klagt er, und geht ihrem Ruin entgegen; in der Menschenherde tobt mit zunehmender „Kultur“ ein immer heftigerer und hartnäckigerer Kampf aller gegen alle. Das liegt, erklärt Pius, an dem sich ausbreitenden und vertiefenden „Abfall von Gott“, und Friede, Heil und Ordnung sind nur dadurch zu erreichen, das „alles“ wieder aufgebaut werde „in Christo“: alles soll Christus sein, und in allem soll Christus sein. Der Papst faßt in diesem Sinne seine eignen Pläne in die Worte: „Gottes Interessen werden auch unsre Interessen sein“, nachdem er es als seinen Beruf bezeichnet hat, Gottes Autorität unter den Menschen zu repräsentieren.

Konkrete Folgen dieser Ideen und Prinzipien erkennt man natürlich am klarsten auf dem staatspolitischen Felde. Der Papst, der für den Erdenbereich Gottes Autorität für seine Person in Anspruch nimmt, kann natürlich nicht umhin, sich als den berufnen Herrn und Lehrer der Staaten und Nationen zu betrachten, alles Politische aus dem päpstlichen Willen abzuleiten. Also sind ihm Staat und Kirche nicht bloß untrennbar, sondern der Staat ist ihm nichts als die aus rein technischen Gründen in weitgehendem Maße emanzipierte Organisation einiger der Lebensäußerungen der ursprünglich und eigentlich vollständig in die Sphäre der Kirche gehörenden Menschen. Dies ist die Quelle der neuerdings wieder stark betonten kirchlichen Ansprüche auf die Schule und der päpstlichen Bestrebungen nach Leitung und Gründung von politischen, Berufs- und Standesvereinen, wie es die Quelle ist aller sonstigen Vor- und Sonderrechte geistiger und materieller Art, die die Kirche — freilich nicht erst seit heute — im bürgerlichen Leben beansprucht.

Die praktische Nutzanwendung dieser Auffassung ist am besten in Spanien zu bemerken. Hier geht es der römischen Kirche gewiß recht gut: nur wenige tausend Menschen sind in Spanien nicht Katholiken, und sogar diese wenigen dürfen die Besonderheit ihrer Religion und ihres Kultus nicht öffentlich kundgeben; zwei Drittel der Bevölkerung ist analphabet und dem geistlichen Einfluß absolut hingegeben; Schulen und Erziehungsanstalten höherer und niedrer Ordnung werden in verhältnismäßig sehr großer Zahl von Klöstern unterhalten und von Geistlichen geleitet; Ordensniederlassungen sind wenngleich nicht gesetzlich, so in der Tat frei; das Staatsbudget stellt alljährlich für den mit einem Übermaß von Personal versehenen Kultus nicht weniger als 33 Millionen Mark ein; König sowie Parlament und Regierung sind trotz gelegentlicher bescheidner Einwände und Abwege dem Vatikan ergeben. Dennoch hat der Papst in einem Briefe an den Primas von Spanien, Kardinal Sancha, den Wunsch ausgesprochen nach einem engern Zusammenschluß der spanischen Katholiken im spezifischen Interesse der politischen Geltung der Kirche; nach einem Zusammenschluß, der analog der Gliederung der Bevölkerung in Diözesen und unter der unmittelbaren Leitung der Bischöfe geschehen und verharren soll, und dessen Ausschuß im Parlament die bisherigen Parteien der Konservativen und Liberalen wo nicht absorbieren, so beeinflussen oder gegeneinander ausspielen soll. Als Aufgabe dieser politischen Gruppierung ist vom Papste zunächst die Neuregelung des Unterrichtswesens in Aussicht genommen; erstens, das verfassungsmäßige Recht eines jeden Spaniers, im Rahmen der gesetzlichen Sonderbestimmungen Schulen zu gründen und zu unterhalten, soll beseitigt und dieses Recht ausschließlich den Klöstern eingeräumt werden, zweitens, die Klosterschulen sollen den staatlichen Prüfungskommissionen nicht mehr unterstellt sein und alle Befähigungs- und Reifezeugnisse selbständig erteilen dürfen.

Was Frankreich und seine besondern Verhältnisse angeht, so ist der Papst ja gerade bei der Gelegenheit einer in der Methode ganz und gar nicht

diplomatischen Verfechtung der Unabhängigkeit der Bischöfe von der Staatsregierung und bei der Beanstandung des Rechts des französischen Präsidenten, den König von Italien zu besuchen, allzuhart aufgestoßen, um sich nicht Schranken aufzuerlegen auch dann, wenn ihm unter andern Verhältnissen kein Wort und keine Entschließung scharf genug gewesen wäre. Was der Papst später in Reaktion auf die Ausführung des Gesetzes betreffend die von ihm im Prinzip abgewiesne Trennung von Staat und Kirche gesagt und gebilligt hat, das darf man nur cum grano salis nehmen. Der ihm sehr nahe stehende Neapler Erzbischof Kardinal Capecelatro hat nicht verfehlt, es mit besondrer Rücksicht auf die französischen Vorgänge in einer Broschüre auszusprechen, daß eine Trennung von Staat und Kirche praktisch unmöglich sei: Kirche und Staat, so erklärt er, stehn entweder feindselig oder freundlich zueinander. Die freundliche Beziehung ist nach Capecelatro, und wie ohne weiteres angenommen werden darf, dem Papste von Konkordaten und Gesetzen, die es überhaupt erst seit Heinrich dem Fünften und Calixtus dem Zweiten gibt, unabhängig; ja das Verhältnis zwischen Kirche und Staat kann ohne Konkordate und bei einer ein Vertragsverhältnis absolut ausschließenden Gesetzgebung vorzüglich sein auch im Sinne der Kirche, wie namentlich Brasilien bewiesen hat, wo nach der Revolution von 1899 ein Trennungsgesetz von Staat und Kirche gegeben worden ist, und wo sich dennoch die Zahl der Diözesen verdoppelt hat, und aus einer Kirchenprovinz deren vier geworden sind. Wenngleich also der Papst der französischen Regierung das Eingeständnis der veränderten Rechtsverhältnisse nicht hat versagen können, so ist er doch weit entfernt, die Kirche in Frankreich dem Willen der Republik unterzuordnen. Der heutige modus vivendi in Frankreich verrät davon mancherlei, und wären die französischen Katholiken eine einheitlich ins Feld zu führende Macht, wie sie es freilich bei weitem nicht sind — zwischen der Gruppe des Monsignore Delassus und der des Abbé Laberthonnière, der des Monsignore Turinaz und der des Abbé Naudet, der des Pater Fontaine und des Abbé Loisy bestehn allzu tiefgehende Meinungsverschiedenheiten über den Inhalt des Glaubens und den Beruf der Kirche —, so entspräche Verfassung und Kultus der katholischen Kirche noch weniger als schon gegenwärtig den Normen und Absichten des Trennungsgesetzes der Republik.

In Italien ist es für Pius den Zehnten nicht ganz so einfach wie anderweit — auch wie in Deutschland und Österreich, wo ja der Ultramontanismus konsistent ist und dank einer großartigen Organisation das bürgerliche Leben bedeutsam beeinflußt —, seinem politischen Prinzip zur Geltung zu verhelfen. Hier hat sich der Papst ja noch nicht entschließen können, das Existenzrecht des Königreichs anzuerkennen, da eine solche Anerkennung den Verzicht auf den Kirchenstaat in sich schließt. Als Pius der Zehnte Papst geworden war, erteilte er seinen ersten Segen im Innern der Peterskirche und nicht von deren äußerer Loggia aus, um so zu zeigen, daß er an dem Anspruch auf weltliche Macht festhalte und sich gleich seinen beiden Vorgängern auf dem Heiligen

Stuhle als der zu Unrecht und mit Gewalt von dem Könige Italiens Gefangne betrachte. Und als er die Protestnote an die Mächte wegen Loubets Besuch im Quirinal richtete, hatte er für den König von Italien keine andre Bezeichnung als „jener Usurpator". Auch verschmäht er die Jahresrente von 3¼ Millionen Lire, die ihm der italienische Staat kraft des Garantiegesetzes als Entschädigung für die Säkularisierung von Kirchengütern zu zahlen verpflichtet ist. Doch macht sich unter den obwaltenden realen Verhältnissen der italienisch-nationalen und der internationalen Politik Pius der Zehnte noch weniger als seine Vorgänger Illusionen über die Möglichkeit einer Wiederaufrichtung des Kirchenstaates selbst in beschränktem Maße oder in modifizierter Form. Seine Genugtuung bleibt es bis auf weiteres, der unverletzliche Herr des Vatikans zu sein und urbi et orbi in mehr und minder bösen Formen zu sagen, wie einmal Rampolla an den Kardinal Lavigerie geschrieben hat: die Kurie erkennt in jedem Staate jede Regierungsform und jede gesetzlich bestehende Regierung an, selbst wenn sie die Grundsätze nicht billigt, die zu ihr geführt haben — aber mit Italien allein macht sie eine Ausnahme.

Es gilt darum für den Papst, unbeschadet der Aspiration auf den Kirchenstaat oder auf das Königtum von Rom, der Kirche die ihr seiner Meinung nach gebührende tatsächliche Geltung auch in Italien zu schaffen. Leo der Dreizehnte hat in einer gewissen negativen Intransigenz davon fast völlig abgesehen. Pius der Zehnte beginnt mit einer energischen Förderung der Organisation der Klerikalen, und zwar unter Betonung des orthodoxen Moments. Er hat das Verbot der Beteiligung der Katholiken an den Wahlen zur Deputiertenkammer aufgehoben, erstens um einem in deren Reihen schon allzulaut geäußerten Bedürfnis zu entsprechen, zweitens weil das Interesse der Kirche durch die aufsteigende Flut der radikalistischen und revolutionären Elemente nicht minder schwer gefährdet war wie das Interesse des Staates und die Errichtung eines Dammes durch die kirchentreuen Elemente dringend nötig erscheinen ließ, drittens und vornehmlich weil die Aufhebung die unumgängliche Voraussetzung war für die wirksame politische Organisation der Katholiken. Das ist so wahr, daß Pius die Beteiligung an den politischen Wahlen keineswegs allgemein gestattete, sondern nur von Fall zu Fall gemäß der persönlichen Entschließung des Bischofs der betreffenden Diözese, einer Entschließung, für die eben die Rücksicht auf die Chancen der radikalistischen und revolutionären Massen und Kandidaten maßgebend sein soll. Überdies ist zugleich an die Stelle der bisher die Klerikalen vereinsmäßig zusammenschließenden Opera dei congressi cattolici, weil sie in Verfolg von Leos des Dreizehnten sozialpolitischer Enzyklika Rerum novarum vom 15. Mai 1891 unter der Leitung des Grafen Grosoli in ein demokratisierendes und modernisierendes Fahrwasser gekommen war, von Pius dem Zehnten eine dem deutschen katholischen Volksvereine in vielen Punkten gleichgeartete Unione sociale popolare dei cattolici d'Italia gesetzt worden. Diese Unione klerikaler Männer soll von sich fernhalten „alle Zwietracht säenden, in der

Strenge ihres Glaubens in Fragen der populären christlichen Aktion nicht unbedingt verläßlichen Elemente, alle Freunde und Pfleger ungesunder Neuerungen, die die Absichten und die Ansprüche des apostolischen Glaubens wenig eifrig wahrnehmen und wenig aufrichtig sind in der steten Beobachtung der päpstlichen Anweisungen" (Kardinal-Staatssekretär Merry del Val an die Unione Ende Juli 1904). Sie hat ferner gemäß einer päpstlichen Enzyklika an die Bischöfe, denen die Genehmigung und Überwachung der Sitzungen der Lokal- und der Provinzialvereine der Klerikalen überhaupt und des neuen Verbandes im besondern obliegt, das politische Verständnis und die Befähigung zur zielbewußten und erfolgreichen politischen Betätigung bei den Katholiken heranzubilden und wirkungsfähig zu erhalten, im besondern also auch Wahlagitation zu betreiben. Jedes Mitglied der Unione, so will der Papst, hat sich jeder öffentlichen Kritik der Organisationsleitung (lies: Kurie) zu enthalten, da diese „erhaben über jede persönliche Ansicht, die sichern, pflichtgemäßen und unantastbaren Ideale der Religion, der Gesellschaft und des Vaterlandes repräsentiert", und da nur die unbedingte Ergebenheit des Einzelnen gegen das Ganze den päpstlichen Entschluß verwirklichen kann, „daß in unserm Lande auf allen legitimen Wegen die von der katholischen Kirche dargestellte christliche Gesellschaftsordnung gefördert, verteidigt und ausgebreitet werde, in Verfolg der Überzeugung, daß die göttliche Autorität der katholischen Kirche und das unantastbare Recht zur vollen und freien Ausübung ihrer allumfassenden religiösen Mission der Gesellschaft, der Zivilisation und dem Vaterlande dient". Die Organisation hat schon bedeutende tatsächliche Erfolge zu verzeichnen, indem sie einesteils in mehreren Wahlkreisen rechtsstehenden Kandidaten über linksstehende zum Siege verholfen hat, und indem vier ausgesprochen klerikale Männer in die Deputiertenkammer gewählt worden sind. Es ist klar, daß unter solchen Umständen zwar eine Politik wie die des deutschen Zentrums noch nicht gemacht werden kann, ja es ist begreiflich, daß von vatikanischer Seite den vier Deputierten der Beruf bestritten wird, das Rudiment einer klerikalen Partei zu bilden, aber der ansehnliche Anfang einer Entfaltung der politischen Macht der Klerikalen ist dennoch tatsächlich da und wird von den politischen Gegnern und der Regierung sehr ernstlich in Rechnung gestellt. Namentlich die Regierung, die um ihrer Selbsterhaltung willen den Blick immer auf die Wahlkreise gerichtet halten muß, nimmt die Erscheinung sehr ernst. Nicht nur getraut sie sich nicht, den von einigen Deputierten in diesen Wochen wieder hervorgezognen Entwurf eines im Jahre 1885 aus Anlaß von Streitigkeiten über die Opportunität der bestehenden juridischen Existenzform der Kirchengüter erörterten Gesetzes über die nach dem französischen Schema gedachte Trennung von Kirche und Staat irgend zu berücksichtigen, sondern sie läßt auch die Einführung der Ehescheidung und den eine Elimination des Religionsunterrichts aus dem Lehrpensum herbeiführenden, sehr begründeten Vorschlag der Übernahme des Elementarschulwesens auf das Staatskonto völlig außer Betracht. Auch was man in der jüngsten Zeit die Annäherung von Quirinal und Vatikan heißt,

fußt auf wirklichen Vorkommnissen, die ein Werben der weltlichen Macht um die Gunst der geistlichen bis zu einem gewissen peinlich berührenden hohen Grade verraten.

Aber in dem Komplex der gegenwärtig in Italien gegebnen Verhältnisse gibt es Dinge — und ich denke dabei namentlich an die Angelegenheit der katholischen italienischen Missionare im Orient, die der Papst vielfach vor den Missionaren andrer Nationalität bevorzugt, und deren Anstalten er nach dem Konflikt mit Frankreich sich offen unter das Protektorat des Königreichs Italien hat stellen lassen, sowie an die päpstliche Bekämpfung des slawischen Idioms in den Kirchen Dalmatiens, Istriens und Kroatiens zugunsten des lateinischen und der Italiener —, die verraten, daß sich Pius der Zehnte bei aller durch seine Papstrolle gebotnen intransigenten Pose sehr lebhaft als Italiener fühlt und den italienischen nationalen Interessen nach Kräften zu dienen bestrebt ist. Es ist auch keineswegs unwahrscheinlich, daß seine Vorliebe für die Berufung italienischer Kardinäle auf die vakanten Posten des Kardinalkollegiums außer von Geistesverwandtschaft zwischen ihm und ihnen auch von nationalistischen Motiven stark bestimmt ist. Ebensowenig mag es ungern geschehen, daß die konservativ-reaktionäre Wirksamkeit des Papstes auf sozialpolitischem Felde die Schwierigkeiten mindert, die der Staatsregierung aus der fortschreitenden revolutionären Bewegung erwachsen.

Es ist natürlich eine Frage für sich, wie weit des Papstes Pius sozialpolitische Absichten vorhalten können, ohne in wesentlichen Bestandteilen ad absurdum gelangt zu sein. In einem Erlasse vom 21. Dezember 1903 hat sich Pius der Zehnte genauer über sein sozialpolitisches „System" geäußert, und zwar in Form von neunzehn Leitsätzen, denen man es anmerkt, daß sie normativ gedacht und das Resultat einer Verschmelzung der in Leos des Dreizehnten drei sozialpolitischen Enzykliken enthaltnen Forderungen mit den eignen Meinungen Pius des Zehnten sind. Er behauptet hier ad 1, daß die menschliche Gesellschaft aus ungleichen Elementen gebildet wird, die gleich zu machen unmöglich ist. An diese Wahrheit reiht er ad 2 und 3 die Sätze, daß eine Gleichheit der Menschen nur bestehe in ihrem Ursprunge von Gott, und daß es eben zufolge göttlicher Ordnung — also in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — Herrscher und Untertanen, Herren(!) und Knechte(!), Reiche und Arme, Gelehrte und Unwissende(!!), Adlige(!) und Plebejer(!) gebe. Ad 5 setzt er fest, daß der Mensch das Recht des Gütergebrauchs und außer diesem das Recht auf Eigentum habe, und ad 6, daß das Privateigentum, zumal da es auf einem unveräußerlichen Naturrecht beruhe, vererbt und verschenkt werden könne. Er empfiehlt zugleich als Versöhnungsmittel der doch von ihm selbst auf göttliche Ordnung zurückgeführten Klassengegensätze und vornehmlich des Gegensatzes von arm und reich „Gerechtigkeit" und „werktätige Nächstenliebe". Gerechtigkeitspflichten des Proletariers *nennt* er in Satz 7: die übernommene Arbeit treu zu Ende zu führen, dem Besitz und der Person des Arbeitgebers keinerlei Schaden zuzufügen sowie sich

jeder Gewalttätigkeit und drohenden Agitation in Massen zu enthalten. Dem gegenüber sollen die Gerechtigkeitspflichten des Arbeitgebers bestehen (8) darin, daß er richtigen Lohn zahlt, daß er seine Arbeiter nicht schädigt an ihren Ersparnissen durch Gewalt oder Betrug oder Wucher, daß er sie vor religiösen und moralischen Gefahren bewahrt, daß er sie dem Familienleben und dem Sparen befreundet, daß er die Kräfte namentlich der weiblichen und der jugendlichen Arbeiter nicht mißbraucht. Die Nächstenliebe besteht (9 und 10) für den Reichen im Unterstützen der Armen und für den Armen in der Annahme der milden Gaben der Reichen und darin, daß er ob seiner Armut nicht erröte. Im 11. Satze erkennt Pius der Zehnte in offenbarem Widerspruch gegen seine voraufgehenden Thesen die Tatsache und Berechtigung einer Arbeiterfrage an. Zu deren Lösung empfiehlt er die Bildung von Gegenseitigkeitsgesellschaften, die Gründung von Versicherungsanstalten, Maßnahmen für Kinderschutz und die Schaffung von Gewerkvereinen, er erklärt die Betätigung in dieser Richtung als die Aufgabe und den alleinigen Beruf der „christlichen Demokratie". Diese „christliche Demokratie", wie noch zu zeigen sein wird, das Sorgenkind des Papstes, läßt, so will es Satz 13, im Gegensatz zur Sozialdemokratie das Privateigentum unangetastet und gründet sich auf Evangelium und Naturrecht(!); sie darf sich niemals mit Politik befassen und hat sich im besondern unter den gegenwärtigen Umständen in Italien der sorgfältigsten Nachachtung der der staatsbürgerlichen Betätigung aller Katholiken gesetzten Beschränkungen zu befleißigen, übrigens auch, wie ad 14 und 15 betont wird, in allen sonstigen Dingen der kirchlichen Behörde absoluten Gehorsam zu bewahren. Eben in diesem Sinne gebieten die vier letzten Sätze des Erlasses allen katholischen Schriftstellern den absoluten Gehorsam gegen die Bischöfe und den Papst, Zahmheit der Feder in jeder Beziehung und Unterwerfung ihrer sämtlichen religiösen, moralistischen und sozialpolitischen Schriften unter die Präventivzensur der Bischöfe.

Die Spitze dieser einer sachlichen Prüfung hier nicht bedürfenden und für ihren Verfasser so charakteristischen Behauptungen und Ansprüche ist gegen die „christliche Demokratie" insofern gerichtet, als diese tatsächlich weit entfernt ist von der Erfüllung dessen, was der Papst als ihren Beruf erachtet. Zunächst streben die italienischen christlichen Demokraten, auch „die Modernisten" und „die Jungen" genannt, nach Autonomie der Organisation, nach Freiheit von der Aufsicht und Bestimmung der Bischöfe. Sodann sind sie der wahrlich nicht unbegründeten Meinung, daß die Bischöfe und die Kirche auf sozialpolitischem Felde zwar sehr viel versprochen, aber noch nichts gehalten haben, und demzufolge erklären sie, daß die Bischöfe von Volkswirtschaft und sozialem Leben viel zu wenig verstehen, als daß sie eine wirtschaftlich-soziale Organisation leiten könnten, und daß es übrigens auch ihrem geistlichen Beruf nicht gemäß sei, sich in den naturnotwendigen Zwist und Kampf der Volksparteien parteiisch hineinzustellen. Endlich hat ihr erster Wortführer, der Geistliche Romolo Murri, rund heraus bestritten, daß sich die Kompetenz des Papstes und der Bischöfe

zur Einmischung in die Angelegenheiten der Gläubigen über die rein religiöse Sphäre hinaus in die bürgerlich-praktische erstrecke. Eine ganze Reihe „autonomer“ Vereine, die die „Jungen“ daraufhin gebildet haben, hat nun der Papst aufs prompteste ohne weiteres aufgelöst, auch wo sie sich in ihren Zielen und Wegen sehr maßvoll gehalten haben; ein Blick auf die moderne Welt mag ihn gemahnt haben, daß der Weg von scheinbar unschuldigen, heutzutage scheinbar selbstverständlichen wirtschaftlich und sozial emanzipatorischen Bestrebungen zu politischen, intellektuellen, religiösen Aspirationen liberalen Charakters viel zu kurz sei, als daß er nicht so zeitig wie möglich gesperrt werden müßte. Konnte er freilich trotz der Androhung schwerer Kirchenstrafen nicht verhindern, daß sehr viele der „Jungen“ nunmehr aus den klerikalen Reihen überhaupt austraten und sich in das religiös angeblich neutrale, sozialradikalistische Lager begaben, so hatte er andrerseits doch die Genugtuung, daß die schweren Strafen, die er den Geistlichen und vor allen Romolo Murri wegen ihrer „rebellischen“ Gesinnung und Betätigung tatsächlich auferlegte, diese mit wenigen Ausnahmen zu „löblicher Unterwerfung“ unter den päpstlichen Willen zwangen.

Was man in Deutschland Toleranz nennt, spricht aus all dem nicht. Ob das auf das persönliche Konto des Papstes Pius des Zehnten zu schreiben oder ob die heute allerdings sehr gesteigerte Geltung der Jesuiten dafür verantwortlich zu machen sei, scheint mir in Rücksicht auf das so streng hierarchische System des Vatikans einer Untersuchung nicht bedürftig. Allerdings ist Pater Wernz, der jetzige General der Jesuiten und frühere Rektor der als Hochburg ultrakonservativen Geistes bekannten Gregorianischen „Universität“, ein Feind alles modernen Bildungs- und Freiheitsstrebens und insbesondre ein grimmer Gegner der demokratischen Bestrebungen. Aber auch Pius der Zehnte hat schon als Patriarch von Venedig die eindeutigsten Proben derselben Gesinnung gegeben. Sein ganz persönliches Werk ist also sicherlich auch der vor einem Jahre geschehene Erlaß an die italienischen Bischöfe, der, fußend auf den Äußerungen eines „Geistes der Insubordination“, der in die jungen Priester dringe und sogar schon neue Theorien über die Natur des Gehorsams selbst gezeitigt habe, Normen der Ausbildung und Disziplin folgendermaßen aufstellt. Der Lehrstoff der Klerikerseminare soll sich auf die „Mission und die christlichen Bestrebungen“ beschränken, und es soll über Lehrer und Lehren aufs strengste andauernd gewacht sowie außerdem verhütet werden, daß sich die Kleriker philosophische, theologische oder wissenschaftliche Belehrung auf weltlichen Universitäten verschaffen. Die Predigt soll sich auf das Evangelium, den Tadel der Laster und das Lob der Tugenden beschränken und sich der Erörterung moderner Probleme enthalten: „jede Äußerung, die im Volke Abneigung gegen die höhern Klassen wecken kann, ist und muß gelten als völlig entgegen dem wahren Geiste der christlichen Liebe; es ist in den katholischen Veröffentlichungen jedes Wort zu tadeln, das die Vertrauensseligkeit der Gläubigen herabsetzt und anspielt auf

neue Orientierung des christlichen Lebens, auf neue Richtung der Kirche, auf neue Aspirationen des modernen Geistes, auf neue soziale Berufe des Klerus, auf neue christliche Kultur und dergleichen."

Es kann somit kaum wundernehmen, daß unter Pius dem Zehnten die Kongregation des Index librorum prohibitorum emsig zu schaffen gehabt hat, und daß ein neuer Syllabus der Verurteilungen von fünfundsechzig „modernen Irrtümern" hat zur Welt kommen können. Pius der Zehnte sagt keiner geistigen Entwicklung ein gutes Wort nach, er erachtet das Tridentiner Konzil als der Erkenntnis letzten Schluß und lehnt jedes Produkt angeblich treuer Bibelauslegung und Weltbeobachtung a limine ab. Sechsmal hat er sich in den vier Jahren seiner Herrschaft über das Bibelstudium geäußert: in einem Schreiben vom 28. Februar 1904 Scripturae sanctae, in einem Briefe an den Bischof Le Camus von la Rochelle vom 11. Januar 1906, in einem Schreiben vom 27. März 1906 Quoniam in re biblica und in drei Entscheidungen über die stillschweigenden Bibelzitierungen (13. Februar 1905), die nur scheinbar historischen Erzählungen (23. Juni 1905) und die mosaische Echtheit des Pentateuchs (27. Juni 1906). In allen zusammen aber ist ein „Studium" der Bibel nur in dem Rahmen der mehr oder minder kleinlichen philologischen Untersuchungen freigegeben, und von irgendwelcher ernstlichen Erörterung des Gehalts der Bibel oder irgendwelcher durch sie nahegelegten naturwissenschaftlichen Bemühung ist so wenig die Rede, daß Pius der Zehnte sogar das in der letzten Zeit einigermaßen in Erkenntnisförderung „ausgeartete" Auslegen der Lehren des heiligen Thomas von Aquino damit inhibiert hat, daß er die „Auslegungen" künftig nur den speziellen päpstlichen Anweisungen gemäß erlaubt. „Der Heilige Vater, so schrieb ferner der Kardinalstaatssekretär Merry del Val mit Bezug auf die feierlichst verdammten Schriften des Abbé Loisy an den Erzbischof von Paris, hat, tief betrübt und besorgt um die unheilvollen Wirkungen, die Schriften dieser Art angestiftet haben und noch anstiften können, sie dem obersten Gericht des Heiligen Offiziums unterbreiten wollen und dessen Verdammungsurteil voll gebilligt." Und was hatte Loisy in seinen Schriften so „Unheilvolles" behauptet? Nach den Aussagen seiner Ankläger selbst nichts weiter als: „1. Die Heilige Schrift enthält historische, wissenschaftliche und selbst Lehrirrtümer, die die Irrtümer der Umgebung und der Zeit widerspiegeln, worin sie verfaßt wurde. 2. Die einzige Wahrheit, die man in der Heiligen Schrift suchen muß, ist die religiöse Wahrheit; aber wenn es der Kirche allein zukommt, diese Wahrheit auszulegen, so kann diese Auslegung doch mit den Jahrhunderten wechseln. 3. Die Lehre der religiösen Wahrheit hat eine relative Seite, die aus den Formeln besteht, die sie ausdrücken; die Formeln sind beständigen Veränderungen und Umgestaltungen unterworfen. 4. Die wesentlichen Elemente des Evangeliums sind drei an der Zahl, der Begriff des Reiches Gottes, der Begriff des Messias und der Begriff des Apostolats oder der Predigt des Reiches Gottes. 5. Jesus hat sich im Evangelium damit begnügt, nur die

Hoffnung auf das Reich Gottes zu predigen: an die Stelle dieses Reiches ist die Kirche gekommen, die nun fortfährt, diese Hoffnung zu predigen. . . ." Nun mag zugegeben werden, daß diese Thesen Loisys mit den Dogmen der katholischen Kirche nicht zusammenstimmen, und daß die Ablehnung der Thesen nur die einfache Konsequenz der Einrichtungen und Traditionen der Kirche ist. Aber die Thesen sind zugleich die Früchte eines in umfangreichen Veröffentlichungen dokumentierten loyalen Bibelstudiums, und wenn wirklich die päpstliche Freigabe des Bibelstudiums ernst genommen werden dürfte, so hätte es genügt, more solito die Schriften Loisys von der Indexkongregation in die Reihe der verbotnen aufnehmen zu lassen, und es hätte nicht eines Prozesses vor dem Heiligen Offizium und einer ultraradikalen, die Lust an ernstlichem Bibelstudium allen halbwegs kirchentreuen Leuten gründlich verleidenden Verdammung bedurft.

Daß „der Heilige" von Fogazzaro, der die Ergebenheit gegen die Kirche und die Treue zur katholischen Religion bei aller Aufzeigung der das Wesen der Kirche und der Religion heute alterierenden Erscheinungen wahrlich nicht vermissen läßt, auch auf den Index gekommen ist, scheint einer Anzahl von deutschen Katholiken, die in der Zugehörigkeit zum Zentrum ein unzweideutiges Zeugnis ihrer Gesinnung haben, der Hauptanlaß gewesen zu sein, eine Petition an den Papst vorzubereiten, in der in gehorsamster Weise Einwände gegen die geltende Praxis der Indexkongregation erhoben und Wünsche nach liberalern Kriterien ausgesprochen werden. Die Vorbereitung der Petition ist bekannt geworden, und aus dem Vatikan ist die „peinliche Überraschung" so deutlich mitgeteilt worden, daß sich die Petenten alles weitere sparen und eines quos ego von päpstlicher Seite gewärtig sein dürfen. Ja man darf sagen, daß der neue Syllabus vom 3. Juli mit seiner entschiednen Verdammung jedweden Bedenkens gegen Recht, Vollkommenheit und Nützlichkeit des Index eigens auf die deutschen Petenten berechnet sei.

Pius der Zehnte gestattet nicht den leisesten Zweifel an seiner päpstlichen Unfehlbarkeit. Pius der Zehnte will nichts von Freiheit und will nichts von Bildung im wissenschaftlichen Sinne wissen. Pius der Zehnte will kein lebendiges Verständnis von Inhalt und Absicht der Religion Christi. Pius der Zehnte hat und erkennt keine Überzeugung an außerhalb der Dogmatik und keine Moral außerhalb der Befolgung der Gebote der nach den Kirchenvätern und den Beschlüssen der Konzilien sowie im übrigen nach der Tradition der Jesuiten zu begreifenden römisch-katholischen Kirche.





Nochmals der höhere Verwaltungsdienst in Preußen

3



Durch Dilettantismus und durch Nepotismus ist also, wie ich gezeigt zu haben glaube, die innere Entwicklung des höhern preußischen Verwaltungsdienstes in den letzten drei Menschenaltern und sein gegenwärtiger Zustand bezeichnet.

Man hatte offenbar in den maßgebenden Kreisen schon früh vergessen, daß der höhere Verwaltungsdienst dank den unausgesetzten Bemühungen des Königs Friedrich Wilhelm des Ersten und seines Sohnes genau so ein besondrer, abgeschlossener Beruf geworden war wie etwa der höhere Justizdienst. Demgemäß hatte man auch das Verständnis für die einfache Wahrheit verloren, daß in der Verwaltung ebenso wie in jedem andern Berufe nur der geschulte Fachmann etwas gedeihliches leisten kann, oder mit andern Worten, nur jemand, der durch planmäßige Schulung die theoretischen und praktischen Kenntnisse und Fertigkeiten erworben und die Erfahrungen gesammelt hat, die der Verwaltungsdienst seinem Zweck und Wesen nach von seinen Angehörigen logischerweise nun einmal fordert. So erklärt es sich, daß man Laien und andre Dilettanten, denen diese Voraussetzungen für eine fruchtbringende Tätigkeit in der Verwaltung fehlten, ohne Bedenken in die wichtigsten Stellen nahm, und daß man immer bescheidner wurde in den Anforderungen an das Wissen und Können der eigentlichen Verwaltungsbeamten. Der Nepotismus schadete dadurch, daß er die natürliche Auslese der Besten fast vollständig aufhob.

Und diese Entwicklung wirkte bedauerlicherweise weit über den preußischen Verwaltungsdienst hinaus.

Sie hat zunächst den Reichsdienst ergriffen. Auch dieser ist vom Dilettantismus und nach den Enthüllungen der letzten Monate über die Personalienwirtschaft in der Kolonialverwaltung und im Reichsamt des Innern auch vom Nepotismus angesteckt worden. Es kommt zum Beispiel auch hier vor, daß ein junger Assessor oder ein einseitiger Privatrechtsjurist dazu berufen wird, in einem der obern Reichsämter die schwierigsten Referate wahrzunehmen, obwohl ihm vielleicht jede Sachkunde und die bescheidensten Erfahrungen auf dem ihm anvertrauten Gebiet fehlen.

Im auswärtigen Dienst des Reichs herrscht gegenwärtig ebenfalls vielfach der Dilettantismus. In Preußen mußte nach zwei Kabinettsordern von 1827 und 1842 der Anwärter für die diplomatische Laufbahn unter allen Umständen das juristische Studium abgeschlossen und die erste juristische Staatsprüfung bestanden haben. Dann mußte er durch entsprechende Tätigkeit im Justizdienst die Reife für die zweite

juristische Staatsprüfung dargetan, die Aufnahmeprüfung für den Verwaltungsdienst bestanden und schließlich ein und ein halbes Jahr bei einer Regierung praktisch gearbeitet haben, ehe er überhaupt in den diplomatischen Vorbereitungsdienst übernommen werden konnte, der dann auch noch mehrere Jahre dauerte und mit dem diplomatischen Examen abschloß. Der junge Diplomat hatte also, bevor er in den auswärtigen Dienst trat, immerhin Gelegenheit gehabt, im innern Dienst einiges zu leisten, namentlich arbeiten zu lernen und sich in der Heimat Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln, die ihm einen einigermaßen brauchbaren Maßstab zur Beurteilung der ausländischen Verhältnisse gaben. Überdies scheinen aber auch viele der ältern Diplomaten Regierungsassessoren gewesen zu sein. Seit etwa einem Menschenalter ist dies anders geworden. Es gab seither noch immer einige Assessoren im diplomatischen Dienst. Aber in der Regel waren dies Gerichtsassessoren, die also die wirtschaftlichen Verhältnisse, die innere Verwaltung und das öffentliche Leben ihrer Heimat nicht kannten, und denen so jeder Vergleichsmaßstab für die Beobachtung und die Beurteilung des Auslandes fehlte. Die meisten Berufsdiplomaten des Reichs waren jedoch ehemalige Offiziere, die sich günstigstenfalls einige Semester irgendwo studierenshalber aufgehalten hatten, oder Gerichtsreferendare, die gewöhnlich unmittelbar nach dem Referendarexamen in die diplomatische Laufbahn übergetreten waren. Die einzige Leistung, die von diesen Herren zum Nachweis ihrer Befähigung für den auswärtigen Dienst verlangt wurde, war das Bestehen der diplomatischen Prüfung, die als letzter Rest jener alten preußischen Bestimmungen auf den diplomatischen Dienst des Reichs übergegangen war. Aber diese Prüfung ist längst eine leere Form gewesen; sie hat jetzt zugestandnermaßen hauptsächlich nur noch den Zweck, persönlich mißliebig gewordne Anwärter zu beseitigen, und soll oft von den unfähigsten Leuten bestanden worden sein. Auch jemand, der nicht studiert hatte, konnte sich in Jahresfrist etwa auf die Prüfung ausreichend vorbereiten. Bezeichnend ist denn auch, daß die meisten Vortragenden Räte der politischen Abteilung des Auswärtigen Amts nicht aus der diplomatischen Laufbahn, sondern aus einem andern Beruf hervorgegangen sind, meist aus dem Konsulatsdienst.*)

Der andre Zweig des auswärtigen Dienstes, der Konsulatsdienst, wird nicht nur äußerlich, sondern auch geistig so sehr vom Gerichtsassessor beherrscht, daß man neulich einem Beamten, der zum Generalkonsul an dem für uns wichtigsten Handelsplatz der Welt ernannt worden war, in einer halbamtlichen Zeitungsnachricht keine bessere Empfehlung auf den Weg zu geben wußte, als daß er ein besonders genauer Kenner des Handelsrechts sei. Ein harmloses Gemüt würde angenommen haben, daß ein Generalkonsul, zumal an einer solchen Stelle, ein besonders genauer Kenner der wirtschaftlichen Verhältnisse seiner Heimat und des Auslands und der Handelsbeziehungen beider zueinander sein müsse.

*) Vgl. auch K. v. S., Diplomatische Richtigkeiten und Wichtigkeiten. Gegenwart 1904, Nr. 26, S. 401 ff.

Und nun unsre herrliche Kolonialverwaltung! Dilettanten oben und unten, daheim und draußen. Vor allem natürlich wieder unzählige Juristen aller Art — günstigstenfalls solche, die im diplomatischen oder im Konsulatsdienst wenigstens einmal draußen gewesen waren. Meist hatten die Herren aber nur am grünen Tisch der Justiz einige Jahre Beschlüsse und Urteile abgesetzt oder Anklageschriften verfaßt, bevor sie berufen wurden, daheim Kolonien zu „verwalten" oder hinausgeschickt wurden, um die Verwaltung einer Kolonie einzurichten, ihre wirtschaftlichen Verhältnisse zu untersuchen und Vorschläge zu ihrer Hebung zu machen. Ob sie das alles gelernt hätten, wurde nicht gefragt. So war im vorigen Sommer beim Gouvernement in Südwestafrika ein Amtsrichter Referent für Landwirtschaft, man denke sich, gerade für Landwirtschaft! Klingt das nicht wie ein schlechter Scherz? Neben dem Gerichtsassessor gab es dann eine bunte Fülle andrer Dilettanten aller Art: Offiziere, Staatsarchivare, Professoren und Privatdozenten der Theologie und der Volkswirtschaftslehre und dergleichen mehr. Einer dieser gelehrten Herren hat sogar, obwohl er niemals praktisch verwaltet oder organisiert hatte, eine dicke Schrift über die Reform der Kolonialverwaltung drucken lassen. Warum auch nicht? Ist es doch eine längst überwundne, gänzlich rückständige Ansicht, daß ein Verwaltungsmann Fachkenntnisse brauche.

Und damit komme ich zu der schlimmsten Folge der geschilderten Entwicklung. Sie besteht darin, daß zurzeit nicht nur bei dem großen Publikum, sondern auch in sehr maßgebenden Regierungskreisen eine vollständige Verwirrung herrscht in den Begriffen und den Anschauungen von dem höhern Verwaltungsdienst, seinem Wesen, seiner Bedeutung und den Anforderungen, die man deshalb an die im Verwaltungsdienst tätigen Leute zu stellen habe.

Daß im Justizdienst, im Militärdienst, in der Industrie oder im Handel, im Handwerk oder in einem andern abgeschlossenen Beruf nur der geschulte Fachmann etwas leistet, hat noch niemand bezweifelt. Als die von Landwirten gegründeten Getreideverkaufsgenossenschaften in Pommern und Sachsen, die von einem Landwirt geleitete Milchzentrale in Berlin, die von dem Oberpräsidenten von Goßler in Danzig angeregten Unternehmungen zur Hebung der Industrie des Ostens in Schwierigkeiten kamen, da konnte man überall lesen und hören, daß dies nur auf den kaufmännischen Dilettantismus der leitenden Persönlichkeiten zurückzuführen sei. Zu dem Danziger Krach schrieb zum Beispiel eine große norddeutsche Zeitung, daß der Dilettantismus nirgends mehr vom Übel sei als auf dem Gebiet kaufmännisch-gewerblichen Schaffens. Immer mehr und immer dringlicher weisen andrerseits berufne Männer darauf hin, daß in der Landwirtschaft nur der etwas vor sich bringe, der ein praktisch und theoretisch gründlich durchgebildeter Fachmann sei.

Nur für den Verwaltungsdienst soll dies alles nicht gelten. Für diesen hält man sogar in Kreisen, die es besser wissen müßten, den ersten besten für hervorragend befähigt zur Bekleidung der schwierigsten Verwaltungsstellungen. Da besetzt man neuerdings unter den Augen der höhern Stellen in einem Fachministerium mit beneidenswertem Mut reine Verwaltungsreferate mit Technikern.

Da schreit alles Hurra und schlägt Purzelbäume vor Genugtuung darüber, daß endlich einmal der Assessorismus und Bureaukratismus durchbrochen worden sei, sobald ein Offizier in eine wichtige leitende Verwaltungsstelle kommt, für die er nichts mitbringt als eine allgemeine Bildung, also das Abc dessen, was ein Verwaltungsbeamter wissen und können muß, oder sobald es heißt, daß z. B. ein Professor der Dogmatik an die Spitze eines der schwierigsten Verwaltungsministerien gestellt werden solle. Wenn umgekehrt jemand ernstlich vorschlagen wollte, einen Regierungspräsidenten, der Reserveoffizier war und also das Abc des Militärdienstes kennt, an die Spitze einer Brigade zu stellen, dann würden dieselben Leute sofort bereit sein, ihn auf seinen Geisteszustand untersuchen zu lassen.

Die wüstesten Orgien haben diese Begriffsverwirrung und Urteilslosigkeit in den letzten Monaten in Verbindung mit den Erörterungen über die Neuordnung unsrer Kolonialverwaltung gefeiert. Da diese Vorgänge besonders belehrend und bezeichnend sind, darf ich vielleicht etwas dabei verweilen. Irgend ein kluger Kopf hatte entdeckt, daß die Mißstände in unsrer Kolonialverwaltung darauf zurückzuführen seien, daß sie nicht nach kaufmännischen Grundsätzen geleitet worden sei. Er zog daraus flugs den Schluß, daß also der Kaufmann die Verwaltung der Kolonien übernehmen müsse. Wenn dieser kluge Mann oder einer der Zehntausende, die ihm diesen Unsinn, denn nichts andres ist es, nachgeplappert haben, einmal versucht hätte, sich klar zu machen, was eigentlich die kaufmännischen Grundsätze seien, und inwiefern in der Kolonialverwaltung überhaupt Gelegenheit sei, sie zu betätigen, dann würde man hoffentlich bald bemerkt haben, daß der oberste Grundsatz jeder kaufmännischen Tätigkeit, Waren möglichst billig zu kaufen oder zu erzeugen, um sie möglichst teuer zu verkaufen, überhaupt in der Kolonialverwaltung nicht angewandt werden kann, denn deren Aufgaben und Ziele sind ganz andre. Oder glaubt wirklich jemand heute noch ernstlich, daß es Aufgabe und Zweck einer Staatsverwaltung sei, möglichst viel Geld aus dem Lande herauszuschlagen? Aber ganz abgesehen hiervon ist jener kaufmännische Grundsatz auch nur die besondre Anwendung eines allgemeinen wirtschaftlichen Grundsatzes, der jede wirtschaftliche Tätigkeit leiten soll: mit dem geringsten Aufwand den größten wirtschaftlichen Erfolg zu erreichen. Dies gilt für alle privaten und öffentlichen Wirtschaften gleichmäßig und braucht für diese nicht erst entdeckt zu werden. Und hoffentlich würde man bei weiterm Nachdenken noch ein zweites gemerkt haben: daß nämlich nur der Kaufmann etwas dauerndes erreicht, der sein Geschäft gründlich versteht, oder mit andern Worten, der ein geschulter Fachmann ist. Das hätte dann hoffentlich zu der weitern Erkenntnis geführt, daß in die Kolonialverwaltung, die nichts ist als eine besonders schwierige Art der Verwaltung, nur der geschulte Verwaltungsbeamte hineingehört, weil nur er der zuständige Fachmann ist. Zu demselben Ergebnis hätte ein leidlich klarer Kopf auch auf einem andern Wege kommen müssen. Sieht man näher zu, dann findet man bald, daß dem Gerede von der Anwendung kaufmännischer Grundsätze auf die Kolonialverwaltung die dunkle Empfindung zugrunde liegt, daß

die Hauptaufgabe der Kolonialverwaltung die wirtschaftliche Erschließung der Kolonien, die Förderung ihrer wirtschaftlichen Entwicklung sein müsse. Das ist aber eben auch eine der Hauptaufgaben der Verwaltung, an deren Erfüllung z. B. unzählige Landräte tagtäglich arbeiten, indem sie Wege, Kunststraßen, Kleinbahnen bauen, die Viehzucht, den Obstbau, überhaupt die Landwirtschaft pflegen, elektrische Kraftstationen, Talsperren anlegen, das Handwerk fördern und dergleichen mehr. Man hat ein starkes Buch von mehreren hundert Seiten mit der Schilderung solcher Unternehmungen angefüllt.

Von welchem Ausgangspunkt aus man also die Frage auch erörtern mag, man wird immer dahin kommen müssen, daß nicht Kaufleute, sondern geschulte Verwaltungsbeamte als die berufnen Fachmänner in die Kolonialverwaltung hineingehören, und zwar besonders tüchtige, die sich daheim unter schwierigen Verhältnissen bewährt haben. Das ist die einfache, auf der flachen Hand liegende Wahrheit. Es haben sich denn auch die wenigen geschulten Verwaltungsbeamten, die längere Zeit im Kolonialdienst gestanden haben, anscheinend durchweg bewährt. Bezeichnend ist auch, daß in dem neu errichteten Kolonialamt die drei höchsten leitenden Beamten unter dem Staatssekretär geschulte Verwaltungsbeamte sind. Auch sind fast alle andern geschulten Verwaltungsbeamten, die im Kolonialdienst tätig waren, in diese Behörde einberufen worden. Daß dies nicht Zufall, sondern wohlerwogne Absicht war, zeigt die bekannte Erklärung, die der Staatssekretär des neuen Reichsamts vor einigen Wochen über seine Stellung zu dieser Frage öffentlich abgegeben hat, wenn sie auch, vielleicht aus bestimmten Gründen, den Gegensatz: Dilettant und Fachmann noch nicht scharf genug betont hat, wie denn auch bei mancher der neuen Personalveränderungen im Kolonialdienst jene Auffassung noch nicht maßgebend gewesen ist.

Wer also eine Formel zur Erklärung der Mißerfolge unsrer Kolonialverwaltung wünscht, der schreibe diese nicht dem Assessorismus und Militarismus zu, wie man immer getan hat — man müßte mindestens sagen: Gerichtsassessorismus —, sondern dem Dilettantismus oder dem Pfuscher- und Stümpertum. Für jeden geschulten Verwaltungsbeamten, der sich die früher geschilderte Zusammensetzung der Beamtenschaft der Kolonialverwaltung vor Augen hielt, war es ganz selbstverständlich, daß eine so eingerichtete und geleitete Verwaltung früher oder später zusammenbrechen müsse. Alle die Enthüllungen der letzten Monate über die vollkommne Verwirrung der Zentralverwaltung, den merkwürdigen Geschäftsgang bei dieser Behörde, der den leitenden Personen jede Übersicht über die Geschäfte und damit jede Möglichkeit nahm, sie wirklich zu leiten;*) die Unfähigkeit, unter den Untergebnen die bescheidenste Disziplin zu halten; die Hilflosigkeit den nächstliegenden praktischen Aufgaben gegenüber — alles dies war eben nichts andres als die unausbleibliche Folge des Dilettantismus, der sich leider von Anfang an in unsrer Kolonialverwaltung zumal in den obersten, leitenden

*) Die von der Kreuzzeitung in der Nr. 429 vom 13. September 1906 nach der Kölnischen Volkszeitung gebrachten Mitteilungen über diesen unerhörten Geschäftsgang sind nach meinen Nachrichten durchaus zutreffend.

Stellungen breit machen konnte. Es ist unnötig, nach andern Gründen zu suchen, wie man häufig getan hat, dieser Dilettantismus erklärt alles, was vorgekommen ist, vollständig.

Die Kolonialverwaltung bietet ein besonders handgreifliches Beispiel der verderblichen Wirkung des Dilettantismus und damit weiter der Bedeutung der Persönlichkeit in der Verwaltung. Kenner wissen, daß sich auch in der innern Verwaltung aus denselben Ursachen dieselben Folgen entwickelt haben. Es ist zwar bei den Verhandlungen über den Entwurf von 1903 von verschiednen Seiten behauptet worden, daß den Verwaltungsbeamten nur die allgemeine staatswissenschaftliche Ausbildung und Vertiefung, die Kenntnis der ausländischen Gesetzgebung, der weite Blick und Horizont für neue Reformen und Gesetze fehlten, daß sie aber den Anforderungen der Praxis noch immer genügt hätten. Bei den Verhandlungen über den Gesetzentwurf von 1905 gab man schon zu, daß infolge der unzulänglichen Leistungen der Verwaltungsbeamten Mißgriffe vorgekommen seien. Wer mitten drin steht, weiß, daß die Beamtenschaft der Verwaltung leider auch praktisch nicht genügt, daß auch im praktischen Dienst nicht nur tagtäglich Mißgriffe vorkommen, sondern, was weit schlimmer ist, zahlreiche Versäumnisse — weil eben die Beamten der Verwaltung im Durchschnitt nicht mehr auf der Höhe stehn, auf der sie stehn müßten, und auf der unsre Vorfahren unter den beiden großen Königen des achtzehnten Jahrhunderts und in der Stein-Hardenbergischen Zeit auch standen.

Um die ganze Größe der Gefahr ermessen zu können, die hieraus für unser Land entspringt, vergegenwärtige man sich einmal, welche Veränderungen seit jenen Glanzzeiten der preußischen Verwaltung für uns nach außen und im Innern eingetreten sind, und wie außerordentlich dadurch zugleich die Tätigkeit der Verwaltung erschwert worden ist.

Nach außen ist unsre an sich gefährliche Lage inmitten Europas verschärft worden durch die Gründung des Deutschen Reichs, das mit seiner Waffengewalt, seiner wirtschaftlichen Macht, seinen Ansprüchen auf einen Platz an der Sonne den Nachbarn überall in den Weg treten muß und diese jetzt geeinigt sieht, um im geeigneten Augenblick über uns herzufallen und uns wieder zurückzuwerfen in die alte politische und wirtschaftliche Ohnmacht.

Im Innern dann, um nur einiges hervorzuheben, vor allem jene gewaltigen Umwälzungen unsrer wirtschaftlichen Verhältnisse mit ihren Folgen: den großen Verschiebungen im Aufbau der Gesellschaft, dem Übergang vom Ackerbaustaat zum Industriestaat, den wachsenden Gefahren des Kapitalismus, der Arbeiterfrage, dem Auftreten und Anwachsen der Sozialdemokratie.

Welche Fülle von verwaltungstechnischen und politischen Aufgaben erwachsen nicht schon aus diesen wenigen, aufs Geratewohl herausgegriffenen Punkten. Ich erinnere nur an die Kolonisation des Ostens und die Lösung der Wohnungsfrage, die Klonau in dem früher erwähnten Artikel über die Reform der preußischen Verwaltung mit Recht zu den wichtigsten Aufgaben der nähern Zukunft rechnet, oder die Zusammenfassung und Vereinfachung der Arbeiterversicherung, die noch

dringlicher ist und sicherlich nicht durch die Errichtung besondrer Behörden geschaffen werden kann, wie man im Reichsamt des Innern anscheinend will, sondern nach dem Vorschlage des verstorbnen Präsidenten Bödiker nur durch Angliederung an die vorhandnen Behörden. Aber über allen solchen Einzelaufgaben steht das gewaltige Werk der technischen und politischen Erziehung des Einzelnen und des ganzen Volkes für die großen Aufgaben, die ihm zugefallen sind, der Zusammenfassung aller Kräfte des Volkes zum geistigen, zum wirtschaftlichen Kampfe, zum Kampfe mit den Waffen gegen alle, die seine Entwicklung hemmen wollen — im Innern und von außen, wie es uns Fürst Bülow noch neulich mit ernster Mahnung als dringendste Forderung des Tages vorgehalten hat.

Und wer soll alle diese Arbeit leisten? Doch ebenso wie früher der Verwaltungsbeamte, der berufne Vertreter der Staatsgewalt. Wieviel schwieriger ist es aber jetzt für ihn, sachgemäß einzugreifen! Wir haben jetzt keinen absoluten Staat mehr, sondern ein weitgehendes Mitbestimmungsrecht des Volkes im Staate, in den Gemeindeverbänden, in der Kirche. Wir haben namentlich auch keinen Polizeistaat mehr mit der Fülle seiner Machtmittel, vielmehr das gerade Gegenteil, einen Rechtsstaat, der die Freiheit des Einzelnen, die Selbständigkeit der großen Gemeinschaften innerhalb des Staats mit einem wirksamen Rechtsschutz umgeben und die Tätigkeit der Verwaltung auf Schritt und Tritt einer weitgehenden, unparteiischen Nachprüfung unterworfen hat. Fürwahr das bekannte Wort des Fürsten Bismarck, daß das Regieren jetzt etwas schwieriger sei als zur Zeit Friedrichs des Großen, gilt schon längst auch von der Verwaltung, die schließlich ja auch nur ein Teil der Regierung ist.

Auf der Tüchtigkeit der Verwaltungsbeamten beruht also alles. Gewiß können sie ohne Hilfe und Unterstützung aus dem Volke heraus nichts dauerndes erreichen, aber umgekehrt wird auch dieses allein ohne die Führung der Verwaltungsbeamten jene Arbeit nicht leisten können. Es ist also mit beiden Händen zu greifen, daß jetzt erst recht nur die besten Männer des Volks, „so geschickte Leute, als weit und breit zu finden", gerade gut genug sind für den Verwaltungsdienst, und daß es noch immer die erste und wichtigste Aufgabe sein muß, die Besten herauszusuchen und an die richtige Stelle zu bringen. Nur dann kann, wie es schon der alte Staatsminister von Hagen ausgesprochen hat, darauf gerechnet werden, daß die Verwaltung immer auf der Höhe ihrer Aufgaben steht.

Nun hat Professor Schmoller vor einiger Zeit gelegentlich bemerkt, daß die Verwaltungsbeamten der absoluten Staaten immer besser seien als die der Verfassungsstaaten. Ich weiß nicht, ob der verehrte Führer der neuern historischen Schule der deutschen Nationalökonomie damit ein historisches Gesetz aufstellen wollte; ich würde ihn sonst an seinen Fakultätsgenossen Eduard Meyer weisen müssen, der historische Gesetze nicht anerkennt. Jedenfalls würde ich aber für Preußen ein solches Gesetz leugnen müssen. Die Mißstände des höhern Verwaltungsdienstes in Preußen, von denen ich hier leider soviel erzählen mußte, sind nicht allein oder nicht einmal überwiegend durch den Parlamentarismus

verschuldet worden. Dieser hat sie sicherlich gefördert, sie haben auch durch die parlamentarische Patronage, die sich bei uns ebenfalls in fortgesetzt steigendem Umfang entwickelt hat, ihr besondres Gepräge erhalten, aber erwachsen sind sie auf Grundlagen, die schon früh in der vormärzlichen Zeit gelegt worden sind. Ich rechne dazu vor allem die unzweckmäßige Ordnung der Personalienverwaltung. Ohne diesen günstigen Nährboden würden jene Mißstände nicht so üppig gediehen sein. Deshalb verzweifle ich auch nicht an der Möglichkeit einer Besserung, zumal da das Ziel und die Wege dahin gegeben sind.

Ich muß auch hier von Professor Schmoller abweichen. Er meint in seiner Einleitung zu den Actis Borussicis über die Behördenorganisation, nachdem er geschildert hat, mit welchen Mitteln Friedrich Wilhelm der Erste den preußischen Beamtenstand geschaffen und zu seinen glänzenden technischen und politischen Leistungen befähigt hat, daß man ein solches Ziel nicht immer auf denselben Wegen erreichen könne, es seien zeitweise auch einmal ganz entgegengesetzte Wege einzuschlagen. Ich glaube aber auf Grund meiner genauen Kenntnis der innern Verhältnisse und der Triebkräfte des heutigen preußischen Verwaltungsdienstes, daß wir immer noch nichts besseres tun können, als dem Vorbilde zu folgen, das jenes Verwaltungstalent größten Stils auf dem preußischen Königsthron gegeben hat; es ist auch heute noch brauchbar.

Wir müssen vor allem erstreben, daß der geschulte Fachmann in der Verwaltung wieder die beherrschende Stellung erhält, die er zum Schaden des Ganzen seitdem verloren hat. Wir müssen ferner, soweit dies menschlicher Schwäche und Unvollkommenheit möglich ist, die unerwünschten Einflüsse auf die Personalangelegenheiten beseitigen, die jetzt anders als früher die natürliche Auslese der Besten verhindern.*) Bei der Auswahl der Wege zu diesem Ziel müßte man freilich den veränderten Verhältnissen Rechnung tragen. Das habe ich mit den Vorschlägen in meinem ersten Artikel versucht, und ich glaube mich keiner Überhebung schuldig zu machen, indem ich diese Vorschläge auch jetzt noch als richtig und brauchbar ansehe, obgleich sie inzwischen von meinen Kritikern ausdrücklich und bei den Verhandlungen über die Gesetzentwürfe von 1903 und 1905 vielfach stillschweigend zurückgewiesen worden sind. Weiteres hierüber ein andermal.

---

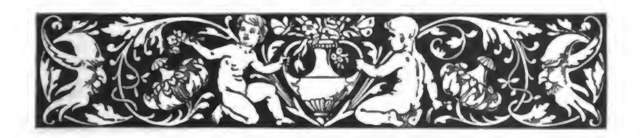
*) Ich kann mir nicht versagen, hier eine an den Minister von Boden gerichtete Kabinettsorder Friedrichs des Großen vom 12. Januar 1750 wiederzugeben, die in dem inzwischen erschienenen achten Bande der Acta Borussica über Behördenorganisation abgedruckt ist (S. 661). Sie bedarf wohl keiner weitern Erklärung.

„Ihr könnt versichert sein, daß wegen der gnädigen Zufriedenheit, so ich von Eurem treuen und guten Dienste habe, Ich Euch gerne in allen Gelegenheiten Marquen der Gnade und Protektion geben werde; soviel aber das in Eurem Schreiben vom 10. dieses gethane Gesuch anbetrifft, daß ich Euren ältesten Sohn zum Ersten Direktor bei der Magdeburgischen Krieges- und Domänenkammer ernennen möchte, so will mein Dienst schlechterdings nicht zugeben, solches zu agreiren, da Ich Selbst weiß, daß derselbe nicht von der Capacité ist, ein so importantes Collegium, als wie die Magdeburgische Krieges- und Domänenkammer ist, zu dirigiren, auch dessen in verschiedenen Stücken geführte Conduite nicht so beschaffen gewesen, daß ich ihm sonder Nachteil meines Dienstes solchen Posten anvertrauen könnte" usw.

Aber freilich, wer soll eine solche Aufgabe lösen? Von vornherein wird niemand, der die verschiednen Verhandlungen des Landtags über die Neuordnung des höhern Verwaltungsdienstes von den sechziger und siebziger Jahren an verfolgt hat, zweifelhaft sein, daß aus der Volksvertretung heraus die Besserung nicht kommen wird. Ebensowenig wird er aber zweifeln können, daß der Landtag einem abgerundeten, logisch und sachgemäß aufgebauten Vorschlag der Regierung keine Schwierigkeiten machen würde. Aber da haperts. Die höhere Bureaukratie wird nie imstande sein, einen solchen Vorschlag zu machen; dafür ist sie viel zu sehr mit Juristen durchsetzt und in unmittelbarer weiterer Folge dieses Umstands viel zu uneinig unter sich. Diese Uneinigkeit, das muß endlich einmal vor dem Lande gesagt werden, ist der wirkliche und einzige Grund, der bisher verhindert hat, daß einmal ganze Arbeit gemacht werden konnte. Sonst würde zweifellos der treffliche Mann, der bisher an der Spitze des Ressorts des Innern stand, etwas andres zustande gebracht haben als das Gesetz vom 10. August 1906. An einer umfassenden Neuregelung der Vor- und Ausbildung für den höhern Verwaltungsdienst würden mindestens vier Ministerien beteiligt sein, die des Innern, der Finanzen, des Kultus und der Justiz, vielleicht sogar noch das Landwirtschaftsministerium. Eine solche Vielheit von Ministerien unter einen Hut zu bringen, ist heutzutage schier unmöglich. Es ist also der alte Krebsschaden am Körper des preußischen Staats, der Krieg der Departements, wie Treitschke sagt, der Ressortpartikularismus, wie man es schamhaft in den beteiligten Kreisen selbst nennt, der hier sozusagen im Mittelpunkt des Staatslebens die Gesundung verhindert.

Da bleibt denn nur die Hoffnung, daß sich ein Mann finde, der mehr Macht hat als die Bureaukratie und das große Werk in die Hand nehme. Und möge eine gnädige Vorsehung ihn uns bald schenken. Die größte Gefahr ist im Verzug. Wer kann wissen, ob nicht die preußischen Verwaltungsbeamten schon in kurzem vor die Aufgabe gestellt sein werden, die ihre Vorgänger in den Jahren nach dem Siebenjährigen Krieg und nach den Befreiungskriegen zu lösen hatten, einen durch einen Kampf auf Leben und Tod bis in die tiefsten Wurzeln seines Daseins und seiner Kraft erschütterten und erschöpften Staat wieder aufzurichten? Und werden wir dazu ebenso befähigt sein wie jene? Wenn uns aber eine solche Schickung erspart bleiben sollte, dann droht der innern Verwaltung das Schicksal ihrer jüngern Schwester, der Kolonialverwaltung, ein Zusammenbruch von innen heraus, wenn nicht bald eine gründliche Änderung kommt. Das ist die Überzeugung aller Verwaltungsbeamten, die bekümmerten Herzens die Entwicklung des höhern Verwaltungsdienstes in den letzten Jahrzehnten verfolgt haben.





Zur Vorgeschichte des Burenkrieges

Der Burenkrieg hat den Zeitungen und Zeitschriften Veranlassung gegeben, ihre Leser über die Niederlassung der Holländer in Südafrika und ihre frühern Konflikte mit den Engländern zu belehren. Jetzt ist nun ein Werk erschienen, das die Geschichte dieser Konflikte ausführlich nach den Quellen erzählt: W. J. Leyds, Die erste Annexion Transvaals. Mit einer Karte, einem Faksimile und einer Tabelle. (Berlin, Emil Felber, 1907.) Im großen und ganzen bestätigt es die Darstellung unsrer deutschen Universalgeschichten. Im einzelnen berichtigt es manchen Irrtum, und die ausführliche Beschreibung der englischen Praktiken und der Leiden der Buren erklärt uns hinlänglich nicht allein die Ereignisse des Jahres 1899 — Leyds will sie in einem zweiten Bande erzählen —, sondern auch so manches von dem, was wir noch zu erwarten haben, denn das niederländische Element ist ja durch die letzte Niederlage weder vernichtet noch mit dem englischen verschmolzen worden. Dem Verfasser, der bekanntlich während des Krieges die Burenrepubliken im Auslande vertreten hat, kann man nicht zumuten, daß er die Handlungsweise der Engländer beschönigen oder verteidigen solle; aber gegen den Verdacht absichtlicher Entstellung hat er sich durch die wörtliche Mitteilung aller in Betracht kommenden Aktenstücke, auch der den englischen Blaubüchern entnommnen, geschützt.

Enkel der Helden, die im fünfzigjährigen Freiheitskampfe das spanische Joch abgeschüttelt und ihr winziges Vaterland zur damals ersten See- und Kolonialmacht der Welt emporgehoben hatten, haben 1652 die Niederlassung am Kap, zunächst als Proviantierungsstation der Niederländisch-Ostindischen Kompagnie, gegründet. Der unaufhörliche Kampf mit einer nicht sehr freundlichen Natur, mit wilden Tieren und nicht weniger wilden Schwarzen stählte das so schon stahlharte Geschlecht noch weiter, und wir finden es selbstverständlich, daß es weder die Einschränkung durch Maßregeln einer modernen Regierung ertrug, noch gesonnen war, sich in einem Würfelspiel der Diplomaten an eine fremde Macht verschenken oder verschachern zu lassen und aus freien Männern Untertanen zu werden. Der erste Angriff der nach dieser bequem liegenden Station lüsternen Engländer wurde 1781 von einer französischen Flotte abgewehrt. Beim zweiten, 1795, spielten die Beamten der Kompagnie den Engländern alle Verteidigungsmittel verräterisch in die Hände. Die Kompagnie war bankrott und hatte schon, um Geld aufzubringen, die

Ansiedler mit einer Monopolwirtschaft bedrückt. Diese ergaben sich darum, und weil England versicherte, es nehme die Kolonie nur in Verwahrung (der Prinz von Oranien war beim Einmarsch der Franzosen nach England geflohen), vorläufig in ihr Schicksal. Als aber die Engländer die Maske abwarfen, sich als Besitzer einrichteten und die Ansiedler noch ärger bedrückten, als es die Kompagnie getan hatte, als der zweite Statthalter, Lord Macartney, nach kurzer Amtsführung mit 2000 Pfund Ruhegehalt aus den Einkünften der Kapkolonie belohnt wurde, da kam es zu Aufständen, die mit falschen Vorspiegelungen beschwichtigt und dann grausam bestraft wurden. Auf die korrupte englische Herrschaft folgte 1803 (nach dem Frieden von Amiens) die dreijährige Herrschaft der Batavischen Republik, die die Kapkolonisten sowohl materiell, durch gute Verwaltung, als ideell befriedigte, indem die republikanisch gesinnten Buren auf seiten der franzosenfreundlichen Demokraten Hollands standen und Gegner des Prinzen von Oranien waren. Aber schon 1806 wurde die Kolonie aufs neue von einer englischen Übermacht besetzt, und ihre Hoffnung auf die Neuordnung der Dinge im Jahre 1814 erfüllte sich so wenig, daß sie auch noch das bittre Bewußtsein, vom eignen Vaterlande „verkauft" worden zu sein, hinabwürgen mußten. Dieses Bewußtsein freilich entstand nach Leyds aus einer diplomatischen Täuschung, die auch in die historischen Werke übergegangen ist. Die Bestätigung der englischen Besitznahme war nicht das Ergebnis von Verhandlungen, sondern die Wirkung einer diktatorischen Erklärung des Lord Castlereagh: „Diesen Teil der holländischen Kolonie behalte ich, jenen gebe ich zurück", und das ohnmächtige Holland hatte sich einfach zu fügen. Gezahlt hat allerdings England sechs Millionen Pfund, aber nur zum Schein an Holland, in Wirklichkeit an Rußland, das für die englische Politik gewonnen werden sollte. Die Tatsachen wurden deswegen falsch dargestellt, weil die Zahlung der bedeutenden Summe im Parlament begründet werden mußte, der eigentliche Zweck aber, die Gewinnung Rußlands für ein geheimes Abkommen, nicht veröffentlicht werden durfte.

Als Hauptursache des großen Trecks von 1834 wird gewöhnlich die Aufhebung der Sklaverei angegeben, die den Buren die Grundlage ihrer Wirtschaft entzogen habe. Es handelte sich aber keineswegs bloß um die „Sklaverei", sondern um fortwährende bureaukratische und gewalttätige Eingriffe in die Wirtschaftsangelegenheiten des freiheitgewohnten Völkchens und um eine Eingebornenpolitik, die ihm geradezu die Daseinsbedingungen raubte. Englische Philanthropen und begeisterte Missionare malten die Schwarzen als halbe Heilige und die niederländischen Farmer als grausame Ausbeuter, Menschenschinder und Mörder, und nicht allein die farbigen Knechte, die bis dahin willige und brauchbare Arbeiter gewesen waren, wurden gegen die Buren aufgehetzt, sondern auch die unter ihnen und in ihrer Nachbarschaft wohnenden freien Stämme. Es kam zu Gerichtsverhandlungen. Hundert Mordtaten sollten einige Farmer begangen haben; nicht eine einzige wurde ihnen nachgewiesen.

Als dann die natürlich frech gewordnen Kaffern auf einem Raubzug eine Anzahl Farmer umgebracht und viel Eigentum zerstört hatten, und der Gouverneur Sir Benjamin d'Urban den Buren geholfen hatte, die Unholde zu vertreiben, da wurde er vom Staatssekretär — getadelt; dieser verfügte die Abtretung eines Grenzgebiets an die Kaffern, wodurch die Grenzfarmer den Eingebornen förmlich ausgeliefert wurden. Was die „Sklaverei" betrifft, so sind nach Leyds Nachweisungen die Buren niemals grundsätzliche Anhänger dieser Institution gewesen, sondern haben sich nur eben die Arbeiter, die sie brauchten, auf die in ihrem Lande allein mögliche Weise verschafft. Es wird ihnen bezeugt, daß sie ihre farbigen Knechte besser behandelt haben als die Engländer, daß sie deren Kinder taufen ließen, wodurch diese von selbst frei wurden, wie sie denn überhaupt das Wirken verständiger Missionare unterstützten, und daß ihr farbiges Gesinde nicht sehr zahlreich war. Im Jahre 1848 schrieb der Gouverneur Sir Harry Smith an Sir George Napier: „Ich freue mich, sagen zu können, daß ich auf meiner Reise [nach Natal] bei den Ausgewanderten weder Sklaven noch Sklavenhandel gesehen habe, deren Vorhandensein irrtümlich behauptet worden ist. Im Gegenteil, es gibt nur wenig Bedienstete auf den Farmen, und sie wechseln beständig, während die Söhne alle Gesindedienste leisten." Der englische Geschichtschreiber Südafrikas, Theal, meint, die Berichte der Gouverneure über die Angelegenheit könnten in dem Satze zusammengefaßt werden, den Lord Somerset in einer Depesche an den Earl Bathurst ausgesprochen habe: „Kein Teil des Gemeinwesens ist besser daran, vielleicht glücklicher, als der Haussklave in Südafrika." Immerhin blieb die plötzliche Abschaffung dieser Hörigkeit — für die Kolonien wurde der 1. Dezember 1834 als Termin angesetzt — ein empfindlicher Eingriff und ein Verlust für viele Farmer. Die Regierung bewilligte zwanzig Millionen Pfund Entschädigung für sämtliche Kolonien, wovon die Kapbauern 1247401 Pfund bekommen sollten, aber niemals bekommen haben.

Die nächste Mailpost bestätigte die Kunde, daß die englische Regierung nicht beabsichtigte, die Entschädigungsgelder nach Südafrika zu senden, sondern daß jeder einzelne Anspruch vor Kommissaren in London bewiesen und der daraufhin zuerkannte Entschädigungsbetrag in dreieinhalbprozentigen Schuldscheinen ausbezahlt werden sollte. Was dies für die Betroffnen bedeutete, kann man sich heute schwer vorstellen. Damals war Kapland ein kleines, armes Gemeinwesen, und die plötzliche Konfiskation von zwei Millionen Pfund Eigentum erzeugte unsägliches Elend. Ein großer Teil der Sklaven war verpfändet, und die Höhe der auf diesen Pfändern stehenden Summen überstieg bei weitem den Wert des sonstigen Besitzes. Um die Gläubiger bezahlen zu können, mußte man die gesamte Habe mit ungeheuerm Verlust verkaufen. Infolgedessen kamen viele Familien, Witwen und Waisen, Alte und Schwache, deren einziger Besitz Sklaven gewesen waren, an den Bettelstab. Das zweite Unglück bestand darin, daß die Regierung, von den Missionaren falsch berichtet, ihre Zustimmung zu einem Gesetze gegen Landstreicherei verweigerte. Infolgedessen wurde die Kolonie von ehemaligen Sklaven überschwemmt, die überall die Farmen plünderten.

Die Einführung des Englischen als amtlicher und Gerichtssprache, die schon einige Jahre vorher erfolgt war, machte das Maß voll, und so entschlossen sich denn viele tausend Burghers schweren Herzens, über die Drakenberge zu ziehen — die unsäglichen Leiden der Wanderung, die ihnen bevorstanden, kannten sie — und sich in Natal eine neue Heimat zu gründen.

Von nun an beginnt die raffinierte Politik, die sich die englischen Staatsmänner nach dem Vorbilde der von den Römern Karthago gegenüber angewandten ausgeklügelt zu haben scheinen. Zunächst wird behauptet, daß die Ausgewanderten auch auf nicht englischem Gebiet Untertanen Englands blieben, dann, daß Natal englisches Gebiet sei. Kurz vor der Einwanderung der Buren, 1834, hatten die englischen Behörden die Bitte kapländischer Kaufleute um die Besitznahme von Port Natal der Kosten wegen abgelehnt, und als dann doch aus einem besondern Anlaß der Hafen von Durban eine Besatzung bekommen hatte, wurde ausdrücklich versichert, das geschehe nicht in der Absicht, das angrenzende Gebiet zu besetzen. Die Regierung hatte „die feste Überzeugung gewonnen, daß die Erwerbung neuer Gebiete in Südafrika keinen Nutzen bringen würde“. Aber so oft die Buren die Gefahren, Arbeiten und Leiden einer Neubesiedlung auf sich genommen hatten, erschien ein solches Gebiet jedesmal für die Okkupation geeignet, und diese wurde damit eingeleitet, daß man den Ansiedlern Negerstämme auf den Hals hetzte, ihnen die Waffenzufuhr, ja die Lebensmittelzufuhr abschnitt, sie zu Feindseligkeiten gegen England zwang und dann als Rebellen behandelte und des Vertragsbruchs anklagte. Diese vielfach wiederholten Manöver werden in dem Buche ausführlich erzählt. Als die Engländer ihre Herrschaftsansprüche auf Natal geltend machten, erschien vor dem britischen Kommissar eine Abordnung von Frauen, die erklärten, sie seien entschlossen, sich niemals der britischen Autorität zu fügen; sie seien sich der Nutzlosigkeit jedes Widerstandes vollkommen bewußt und wollten nur bekannt geben, daß sie lieber barfuß über die Drakenberge zurückwandern als sich den Engländern unterwerfen würden, daß sie den Tod in Freiheit dem Verlust der Freiheit vorzögen. Auf die Lage, die durch die englische Politik herbeigeführt wurde, nachdem sich die Buren zu beiden Seiten des Vaalflusses eingerichtet hatten, wirft der Leitartikel der Times vom 20. Dezember 1851 ein grelles Licht. Es heißt darin:

Wir können uns keine Ereignisse vorstellen, die geeigneter wären, unsern Nationalstolz zu demütigen, den Ruf unsrer Waffenehre zu beflecken und unsrer Politik und Glaubwürdigkeit ein unauslöschliches Brandmal aufzudrücken, als die Vorkommnisse, deren Schauplatz gegenwärtig das Kap der Guten Hoffnung ist. Wir sind in einen Doppelkampf der List und Waffen gegen unsre eignen Untertanen sowohl wie gegen einen barbarischen Feind verstrickt, und es ist schwer zu unterscheiden, ob wir auf dem Felde unsrer bürgerlichen oder unsrer militärischen Tätigkeit eine schimpflichere Figur machen. Was neuerdings geschehen ist, hat uns überzeugend bewiesen, welcher Verachtung sich der britische Name dank der Verwaltung des Lord Grey und der Tätigkeit von Sir Harry Smith zu erfreuen hat.

Der Gouverneur ist nicht imstande, mit zehntausend unsrer besten Truppen die marodierenden Kaffernbanden aus dem Innern der Kolonie zu vertreiben. Jenseits der Grenze befindet sich eine Niederlassung von 12000 holländischen Farmern, die als erklärte Rebellen dorthin in die trostlose Wildnis getrieben worden sind. Die britische Regierung hat auf den Kopf ihres Führers, Pretorius, einen Preis von 1000 Pfund gesetzt [nachdem die Buren im Gebiet des später gegründeten Oranjefreistaats am 28. August 1848 bei Boomplaats geschlagen worden waren]. Trotz alledem sind diese Leute imstande, sich in trotziger Unabhängigkeit inmitten wilder Völkerschaften zu behaupten, und eine Drohung ihres Führers, des geächteten Rebellen, genügte, sie von einem Einfall in unser Gebiet abzuhalten, was der Furcht vor den britischen Waffen nicht gelungen war.

Pretorius, der sich in Transvaal aufhielt, war sowohl von den Schwarzen wie von den Weißen gebeten worden, in der durch die englische Mißwirtschaft heillos zerrütteten „Souveränität", wie damals der Oranjestaat hieß, Ordnung zu schaffen, und war dieserhalb mit den englischen Behörden in Unterhandlung getreten. Diesen blieb nichts übrig, als am 17. Januar 1852 im Zandriviervertrag die volle Souveränität des Transvaalstaats und zwei Jahre darauf in der Konvention von Bloemfontein die des Oranjestaats anzuerkennen.

Die Entdeckung von Gold und Diamanten erregte aufs neue die englischen Annexionsgelüste. Das Gebiet, das später Distrikt Kimberley genannt wurde, hatten einige der ersten Burenauswandrer von dem Korainahäuptling Dantzer käuflich erworben. „Später — von 1848 bis 1854 — bildete er einen Teil der für die Europäer bestimmten Sektion der Oranjefluß-Souveränität und wurde im Jahre 1854 mit dem übrigen Gebiet der Souveränität durch Sir George Clerk im Namen der britischen Regierung auf den neugegründeten Oranjefreistaat übertragen." Daß der Distrikt diesem Staate gehörte, war gar nicht zu bezweifeln. In einem Protest des Volksrats des Freistaats wird u. a. angeführt: „Über dieses Gebiet hat der Oranjestaat seit einer Reihe von Jahren Jurisdiktion ausgeübt: seine Gerichtshöfe haben Streitigkeiten zwischen den Bewohnern dieses Gebiets geschlichtet; es sind Steuern erhoben, alle mit der Souveränität verbundnen Rechte und Verpflichtungen ausgeübt und erfüllt worden." Sobald jedoch die ersten Diamanten gefunden worden waren, begann die Komödie, deren Genuß man sich mit ungemischter Heiterkeit hingeben kann, weil sie nicht, gleich den meisten übrigen auf jenem Schauplatz aufgeführten englischen Komödien, tragisch verlief; außer dem schwärzlichen Pseudohelden ist dabei niemand ernstlich zu Schaden gekommen. Dieser war der Griquahäuptling Waterboer, der mit seinen fünfhundert Seelen — die Weiber und Kinder mitgezählt — außerhalb des Kimberleydistrikts ein sechstausend englische Quadratmeilen großes Gebiet inne hatte. Im Kimberleydistrikt hatte seit Menschengedenken niemals ein Griqua gewohnt. Allerdings hatte Waterboer einmal Ansprüche darauf erhoben, aber kein Mensch hatte das beachtet. Nach den ersten Diamantenfunden jedoch schickte die englische Regierung Beamte in den Distrikt, die Waterboers Rechte wahrnehmen sollten; diese richteten in der

bis dahin wohlgeordneten Verwaltung die ärgste Konfusion an. Im Verlauf der Verhandlungen schrieb der britische Kommissar einmal an den Staatssekretär für die Kolonien: „Es scheint mir ganz unmöglich, die Fiktion, als ob wir im Namen Waterboers gehandelt hätten, noch länger aufrecht zu erhalten.“ Waterboer trat seine „Rechte“ an die Engländer ab für einen Jahresgehalt von 1500 Pfund, von dem er jedoch nie einen Pfennig bekommen hat. Vielmehr hat man ihm 3000 Pfund Gerichtskosten aufgeladen und ihn wegen einer unbedeutenden Ursache eingesperrt. Einem Blaubuch ist ein Brief des stellvertretenden Hohen Kommissars Hay einverleibt worden, in dem es heißt, eine große Anzahl von britischen Untertanen habe in dem Distrikt mit Einwilligung der Eingebornen ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Kapitän Lindley bemerkt dazu in seiner Geschichte der Diamantenfelder: „Wie diese farbigen Eingebornen, die seit fünfzig Jahren ausgerottet waren, ihre Einwilligung hätten geben können, hat General Hay zu erklären unterlassen. Ich selbst habe mit Hunderten von Diamantsuchern in diesem Gebiete gewohnt. Ich sah nie einen einzigen Eingebornen, wohl aber sah ich die alten Wohnstätten der Freistaatburen und genoß den Schutz der Beamten des Freistaats, mit deren Bewilligung wir uns dort aufhielten.“ Die englische Regierung annektierte also einfach das Gebiet, und man muß es ihr hoch anrechnen, daß sie dem Freistaat 90000 Pfund Entschädigung zahlte; sie hätte ja das Land ganz umsonst haben können, da die Buren zwar für ihre Freiheit, aber nicht für Diamanten mit der Übermacht Krieg zu führen bereit waren. Die Diamantsucher, die englischen nicht ausgenommen, haben schlecht abgeschnitten bei dem Tausch, denn einer jener modernen Haie, die man Trusts nennt, frißt die Riesengewinne der Ausbeutung allein. Kimberley bleibt nicht nur den unabhängigen Diamantsuchern, sondern auch den unabhängigen Groß- und Kleinhändlern verschlossen. Der beraubte Oranjestaat aber hat nach Leyds Ansicht mehr gewonnen als der Räuber, nämlich einige Jahre ungestörten Daseins, da die „anständige Armut“, in die er zurückgeworfen worden war, die englische Habgier nicht reizte.

Transvaal wurde seiner Goldfelder wegen 1877 ganz annektiert, und bei dieser Gelegenheit wurde auch die Verleumdung wieder aufgewärmt, daß die Buren die Eingebornen grausam behandelten; ja man behauptete, sie hätten die gesetzlich abgeschaffte Sklaverei immer noch beibehalten. Der Geschichtschreiber Südafrikas, Theal, konstatiert, daß bei der Annexion 1877 kein Sklave freigelassen werden konnte, weil keiner gefunden wurde, und Bischof Colenso, ein warmer Verfechter der Rechte der Eingebornen, hat beteuert, er habe sich bemüht, diese ungerechten Anklagen gegen die Buren aus der Welt zu schaffen. „Ich habe, schreibt er, auf die Tatsache hingewiesen, daß in Transvaal 800000 Farbige wohnten, ohne zu entfliehen und in Natal Schutz zu suchen, daß sie also allem Anschein nach die Burenherrschaft der unsern vorziehen.“ Die Verleumdung knüpfte an das von dem englischen verschiedne System an,

nach dem die Farbigen zur Arbeit angehalten wurden. Die Engländer trieben, um die Kaffern zur Arbeit zu nötigen, eine Hüttensteuer von einem Pfund für jeden erwachsnen männlichen Bewohner der Hütte ein. Die Kaffern aber, die ihre Weiber als Arbeitstiere behandelten, bürdeten auch noch die hierdurch notwendig gewordne Mehrarbeit den Weibern auf und blieben so faul wie vorher. Die Buren dagegen zogen die Farbigen auf dreierlei Weise zur Arbeit heran. Die Häuptlinge mußten für das ihren Stämmen überlassene Land jährlich eine bestimmte Anzahl männliche Arbeiter stellen. Ferner verpachteten einzelne Buren an Farbige Land und ließen sich durch Hilfe bei der Arbeit zur Erntezeit, oder wo es sonst nötig war, bezahlen. Drittens wurden mittellose Kaffern, Waisen und verlassene Kinder auf eine Reihe von Jahren, unter Aufsicht der Lokalbehörden, bei Buren untergebracht. Diese „Eingeschriebnen" (Ingebookten) wurden nach Theal beinahe ausnahmslos gut behandelt. Sie bekamen Kleidung, Kost und Wohnung und gelegentliche Geschenke in Geld oder Vieh. Wenn man das, schreibt Leyds, Zwangsarbeit nennen will, so ist es doch keine andre als die den Insassen der englischen Arbeitshäuser auferlegte, die über die Lebensnotdurft hinaus weder Geschenke noch Lohn erhalten.

Die Buren ließen sich die Annexion vorläufig gefallen, weil sie ihre Freiheit auf dem Wege der Verhandlungen mit der britischen Regierung wieder zu gewinnen hofften. Diese Hoffnung schlug fehl; sie griffen 1880 zu den Waffen, und da das Kapland von den Zulu bedrängt wurde, so gab ihnen die englische Regierung in dem Vertrage vom 27. Februar 1884 ihre Unabhängigkeit zurück mit der geringen Einschränkung, daß England ein Einspruchsrecht gegen Verträge Transvaals mit auswärtigen Mächten zustehen solle. Vor der Erhebung hatten sie dem Hohen Kommissar (Sir Henry Bartle Frere) folgenden Beschluß übersandt:

In Gegenwart des Allmächtigen, des Kenners aller Herzen, dessen gnädige Hilfe wir erflehen, haben wir Bürger der Südafrikanischen Republik feierlichst beschlossen, wie wir jetzt von neuem beschließen, für uns selbst und unsre Kinder einen geheiligten Bund zu errichten, den wir mit feierlichem Eide bekräftigen. Vor vierzig Jahren flohen unsre Väter aus der Kapkolonie, um ein freies und unabhängiges Volk zu werden. Diese vierzig Jahre waren vierzig Leidens- und Schmerzensjahre. Wir gründeten Natal, den Oranjefreistaat und die Südafrikanische Republik. Dreimal hat die englische Regierung unsre Freiheit mit Füßen getreten und die Flagge am Boden geschleift, die unsre Väter mit ihrem Blut und ihren Tränen getauft haben. Unsre freie Republik wurde uns von einem Diebe in der Nacht gestohlen. Das können und wollen wir nicht ertragen. Es ist Gottes Wille, und es ist uns durch die Ehrfurcht vor unsern Vätern und die Liebe zu unsern Kindern geboten, daß wir den Kindern das Erbe der Väter unverkürzt übergeben. Zu diesem Zweck kommen wir hier zusammen und reichen einander die Rechte als Männer und Brüder, mit dem feierlichen Versprechen, unserm Land und unserm Volke treu zu bleiben und mit zu Gott gerichtetem Blicke nach Wiedererlangung der Freiheit unsrer Republik bis zum Tode zu streben.

Pretorius äußerte u. a. in einer Unterredung mit dem Hohen Kommissar: „Wir haben Armut und Entbehrung erduldet, um ein freies Volk zu werden; darum ist es uns unerträglich, zu britischen Untertanen gemacht und angeschwärzt zu werden von denen, die in unser Land kamen, ihr Glück zu machen." Und in einer der Königin überreichten Denkschrift sagen die Buren: „Muß es zum Kriege kommen? Das kann Euer Majestät Wille nicht sein, so wenig wie es unser Wunsch ist. Euer Majestät kann nicht das Verlangen haben, über unwillige Untertanen zu herrschen. Denn wir werden zwar treue Nachbarn, aber unwillige Untertanen sein." Der Versuchung, der Einladung Ketschewaios zu folgen und mit ihm verbündet über die durch die Niederlage bei Isandhlwana geschwächten Engländer herzufallen, widerstanden sie. Sie haben sich niemals der Eingebornen gegen Weiße bedient, obwohl die Engländer niemals Anstand nahmen, Schwarze gegen die Buren zu bewaffnen. „Die Bewaffnung Farbiger mag dem nicht so schlimm vorkommen, der nicht weiß, was Kriegführen von südafrikanischen Eingebornen bedeutet, aber der Bur, der es nur zu wohl weiß, verabscheut es als ein Verbrechen, für das er keine Worte hat. Und wären die Engländer auch nur einmal in der Lage gewesen, Landsleute zu sehen, die der von den Buren angestiftete Kaffer grausam verstümmelt hätte — nicht ein Fall ist vorgekommen —, dann könnten sie vielleicht nachempfinden, was die Buren fühlen, die in mehr als einem Kriege Brüder und Freunde in dieser Weise durch Eingeborne hingemordet sahen, die von den Engländern angestellt und bewaffnet worden waren." Interessant ist es zu sehen, wie englische Staatsmänner, namentlich Gladstone und Chamberlain, wenn sie zufällig gerade der Opposition angehörten, die Gerechtigkeit der Burensache erkannten und verfochten, aber, zur Regierung gelangt, sofort vollständig alles vergaßen, was sie ein paar Wochen vorher ganz genau gewußt hatten. Besonders die Bruchstücke aus Reden Chamberlains, die Seite 330 bis 334 mitgeteilt werden, mögen der Beachtung empfohlen werden.

Goethes bekannte Behauptung, daß der Mensch beim Handeln immer gewissenlos sei, und daß sich das Gewissen erst nachträglich, bei der Reflexion über das Vollbrachte, zu melden pflege, ist, allgemein genommen, arge Übertreibung; aber für die Politiker scheint es ausnahmslos zu gelten. Im Augenblick des politischen Handelns hält der als Privatmann streng rechtschaffne Politiker die ärgste Schufterei, wenn sie seiner Partei oder seinem Staate nutzt, für vollkommen gerecht; hält sie aufrichtig dafür. Darum dürfen wir mit den Engländern nicht ins Gericht gehn. Die auch in der Politik gewissenhaften Buren sind eben nicht zu den Politikern zu rechnen. Sie waren in dem Grade Privatmenschen im altgermanischen Stil, daß ihr loser Verband nur ein Ansatz zu einem Staate, aber nicht eigentlich ein Staat genannt werden konnte. Darin eben bestand ihre Freiheit, die sie glühend liebten, und das eben war ihr Verhängnis, denn diese Art Freiheit ist heute nirgends mehr möglich; sollte

sie sich in einem unzugänglichen Tale des Himalaja noch erhalten haben, so wird die verbesserte Luftschiffahrt sie vollends ausrotten. Mancher Leser des vorliegenden Buches wird über die bäuerliche Hartnäckigkeit und Verbissenheit, mit der sich die Buren schon gegen das bloße Wort Suzeränität gewehrt haben, spotten oder unwillig sein; besonders da seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts England allen seinen Ansiedlerkolonien einen Grad von Selbstregierung bewilligt hat, der die Zugehörigkeit der Kolonisten zu seinem Weltreich als eine Ehre und einen Vorteil erscheinen läßt, und der durch keine Lasten und Leistungen erkauft zu werden braucht. Die Verhältnisse sind jetzt ganz verschieden von denen im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. Die Buren hätten nach 1870 keinerlei tyrannische oder bureaukratische Eingriffe zu fürchten gehabt und als Angehörige der Kolonie so frei gelebt wie in ihren eignen Staaten. Aber eine Entschuldigung haben sie. Nicht zwar die englische oder die Kapregierung, aber das Treiben der Uitlanders, der englischen Minenbesitzer, Spekulanten und ihres Anhangs, der Krämer, Kneipwirte und Tingeltangelunternehmer, bedrohte den ganzen moralischen Zustand und den Wirtschaftsorganismus des Volkes mit Auflösung und Umsturz. Fortschrittsfreunde sehen auch darin kein Unglück. Im Gegenteil meinen sie, es gereiche der Welt und den Betroffnen zum Heil, wenn diese ihrer Rückständigkeit entrissen und in das Getriebe des modernen „Kulturlebens" hineingezogen werden. Wir haben neulich (im 6. Heft S. 303 bis 304) vernommen, daß Dove die Goldfelder dennoch für ein Unglück hält, weil sie eine vernünftige Besiedlung des Landes verhindern, und wir haben dem Zweifel Ausdruck gegeben, ob bei der Art Menschenmaterial, das dem heutigen England zur Verfügung steht, landwirtschaftliche Kolonisation der südafrikanischen Ödländereien überhaupt noch möglich sei. Wird man nicht vielleicht, wenn auch das ganze Südafrika industrialisiert und modernisiert sein wird, die Buren noch einmal anders beurteilen? Man wird vielleicht finden, daß Männer und Frauen, die um der Freiheit willen hungern und dürsten, sich in Einöden abrackern, von Löwen fressen oder in Freiheitskämpfen totschießen lassen, auch etwas wert sind, und daß ein musterhaftes Familienleben, willige Übernahme schwerer Arbeit, grundsätzliche Menschlichkeit auch gegen Feinde und Kriegsgefangne, einfältiger Christenglaube und durch kein Unglück zu erschütterndes Gottvertrauen immerhin den Namen Kultur verdienen, wenn sie auch eine etwas andre Kultur als die der Goldspekulanten darstellen. Vorläufig ist übrigens trotz der letzten Annexion die alte Kultur der neuen noch keineswegs vollständig unterlegen. Mitte Februar wurde gemeldet, daß bei den Wahlen für die Volksvertretung in Transvaal die Partei „Het Volk" die Mehrheit errungen habe, und daß die „Progressiven", die Vertreter der Minenbesitzer, unterlegen seien. Die Frankfurter Zeitung bemerkte dazu: „Das Burenelement kommt damit zu seinem Recht, die Herrschaft der landfremden Spekulanten nimmt ein Ende. Die legitimen Interessen des in den Minen von Transvaal investierten Kapitals

aber dürften bei diesem Wechsel durchaus nicht leiden." Und einen Hauptrebellen läßt die englische Regierung, die sich darin wieder von ihrer besten Seite zeigt, Premierminister werden. — Wir freuen uns auf den versprochnen zweiten Band, der die Ereignisse nach 1894 erzählen soll. Werden wir doch in ihm eine quellenmäßige Geschichte des letzten Burenkrieges erhalten.

Carl Jentsch



Aus Weimars Vergangenheit

Liszt und Carolyne Prinzessin Sayn-Wittgenstein



Briefe, sagt Ludmilla Assing einmal, sind wie geöffnete Fenster, durch die man in die Seele ihrer Verfasser blickt; und so ehrlich sind Briefe ihrer Natur nach, daß, selbst wenn die Schreiber nicht die ganze Wahrheit aussprechen, dem psychologischen Forscher sich doch aus solchen Zeugnissen die volle Charakteristik siegreich enthüllt. In der Tat nehmen Briefe nach ihrem Zweck oder nach der Stellung und Eigenart des Empfängers mitunter eine Art von Schutzfärbung an. Trotzdem behalten sie, auch ohne bloß der Neugier zu dienen, oft Reiz und Wert, besonders, wenn sie über die geistige Eigenart eines ganzen Kreises und seines Mittelpunkts aufklären, und wenn dieser Kreis so einzig erscheint, daß man an eine analoge Wiederholung nicht glaubt, wenn es auch sonst Analogien in der Geschichte gibt.

Den Mittelpunkt eines solchen Künstlerkreises bildeten etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts Liszt und Carolyne, die 1836, siebzehn Jahre alt, nicht eigentlich mit vollem Bewußtsein und ganzem Willen den Fürsten von Sayn-Wittgenstein geheiratet und 1848 mit ihrer Tochter unter dem Vorwand einer längern Badereise verlassen hatte. Sie folgte Liszt, den sie 1847 in einem Konzert in Kiew kennen und lieben lernte. Obgleich sie sich 1876 in Rom eine ihrer Güter beraubte Witwe nannte und als „Pfennig der Witwe" dreihundert Gulden für zwei Denkmäler anwies, konnte sie doch beim Scheiden von der teuern Heimat eine Million Rubel für ein verkauftes Gut mitnehmen. In Weimar fand sie das Asyl des Exils. Sie bewohnte mit ihrer Tochter einen Teil der „Altenburg", während Liszt in einem andern Flügel lebte. Das wäre ja nun sehr schön gewesen, wenn nicht Carolyne mehr als ein Dutzend Jahre die Scheidung von ihrem Manne vergeblich betrieben hätte. An klassischer Stätte mochte sich Goethes Distichon aus den Vier Jahreszeiten, Sommer, 24, bemerklich machen: Sorge! sie steiget mit dir zu Roß, sie steiget zu Schiffe ... Auch Liszt erfuhr, daß es seine Tragik hat, die Frau eines andern zu lieben. Immerhin war er auch diesmal, gerade wie früher bei der Gräfin d'Agoult, ein ganz freier Freier gewesen und so im Vorteil gegen Wagner, der doch das

erstemal, als ihn die Neigung für Mathilde Wesendonk packte, seine Minna in Zürich bei sich hatte. Ob diese Kollision mit dem zehnten Gebot zur psychologischen Tragik der Künstler gehört, ließe sich nur durch eine schwierige Statistik feststellen. Auch die heute so inbrünstig betriebne experimentelle Psychologie könnte die Sache nicht entscheiden.

In ihrer Heimat und Jugend war Carolyne etwas exzentrisch gewesen. In Weimar wich sie höchstens dadurch von der wohltemperierten Gewohnheit ab, daß sie in ihrem Salon eine Zigarre rauchte, darin George Sand gleich, die sich nicht ohne Grund ein être de sentiment nannte und sich mitunter in ihrem Landhaus für ihre Trabukos von Chopin einen künstlerisch geweihten Fidibus bringen ließ. Carolyne war eine kluge, feingebildete Frau. In den Briefen*), die sie als vornehme Dame und Liszts Freundin von vielen hervorragenden Künstlern und Gelehrten erhielt, mag man mitunter etwas von dem spüren, was sogar der weltfremde Beethoven wußte: „Die Welt ist ein König, und sie will geschmeichelt sein." Aber offenbar erfuhr die Fürstin viel mehr wahr empfundne Huldigung wegen ihres Geistes, ihrer Liebenswürdigkeit, Hilfsbereitschaft und Freigebigkeit, Eigenschaften, die sie mit Liszt gemeinsam hatte. Unter den Briefschreibern und Besuchern der Altenburg erscheinen z. B. Klara Schumann, Schnorr von Carolsfeld, A. von Humboldt (dessen kleine französische Briefe immer besonders fein und höflich sind), Schwind, der wahrheitsliebende Friedrich Preller, Rietschel, Gutzkow, Genelli, Hoffmann von Fallersleben, das Ehepaar Kaulbach, G. Freytag, A. Rubinstein, Rauch, Alfred Meißner, Berlioz, G. Semper, Fr. Vischer, Hebbel, Wagner, Varnhagen. Welch reicher Himmel, Stern bei Stern!

Die Fürstin betrachtete es offenbar als ihre Aufgabe, Liszt das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Seine Freunde und Verehrer waren nicht nur die ihrigen, sondern sie zog noch ihrerseits eine Menge Leute in die von geistigen, besonders künstlerischen Genüssen wundervoll gesättigte Atmosphäre des Hauses. Sie und Liszt waren nicht Deutsche; gerade darum beweisen sie, daß Wissenschaft und Kunst Gebiete sind, auf denen sich die feinen, gleichgestimmten Persönlichkeiten zu einer andern Einheit als der der Staatsangehörigkeit und Nationalität zusammenfinden. Von Politik hören wir fast gar nichts. Nur Alfred Meißner läßt einige Stoßseufzer hören. Jene Zeit war für den schönen, feinen Lebensgenuß geeignet, wie wohl nie wieder. Man zog sich von der Politik zurück, wie Goethe in den Zeiten des Divans. Man stierte nicht wie heute auf das Idol der Nationalität. Die Aristokratie des Geistes fand sich zusammen, als man noch nicht für demokratische Gleichmacherei schwärmte. Güte und Großmut (die Wagner wiederholt an der Fürstin rühmt) betätigten sich, obgleich man noch nicht zur Kleinkinderei unsers Jahrhunderts gekommen

*) Aus der Glanzzeit der Weimarer Altenburg. Bilder und Briefe aus dem Leben der Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein, herausgegeben von La Mara, mit vielen Abbildungen. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1906. 444 Seiten.

war. Menschen von Rang und Vermögen, aber zugleich fein gebildet, traten zu kunstverklärten Kreisen zusammen mit einer Nüance jenes Bewußtseins, daß der Sänger mit dem König auf die Höhen der Menschheit gehört. Die Gräfin Kalergis erstattete z. B. Wagner aus eignen Mitteln die bei den Pariser Konzerten eingebüßte große Summe. Der todkranke Chopin erhielt Tausende von einer englischen Verehrerin. Zu demselben sagte, bezeichnend für die Formen des Verkehrs, einmal die alte, gutherzige Gräfin Plater scherzend: Mein kleiner Chopin, wenn ich jung und hübsch wäre, würde ich dich zum Manne nehmen, Hiller zum Freund und Liszt zum Liebhaber.

Fast alle Briefschreiber reden die Fürstin als solche an; nur Wagner nennt sie zum Beispiel liebe Kapellmeisterin. Als solche scheint sie in taktvoller Weise Liszts musikalische Bestrebungen unterstützt zu haben. Seine Musik war damals noch bestrittner als heute. Am 14. Januar 1859 waren in Berlin unter Bülows Leitung die „Ideale" ausgezischt worden; am 27. Februar dirigierte sie dagegen der Komponist selbst mit glänzendem Erfolg. Dennoch sind Alfred Meißners exaltierte Vorhersagungen über Liszts Musik bis jetzt unerfüllt geblieben.

Da Carolyne mit so vielen Menschen in dauernde Verbindung trat, kann sie sich nicht zu der einen Behauptung Wagners (November 1854) bekannt haben, daß die Welt den Hellsehenden nur anweinen kann. Wohl aber zu der andern, daß es nur ein Glück gibt — Gemeinsamkeit mit gleichgesinnten Menschen. Bogumil Dawison bezeugt ihr (November 1857): Niemand versteht, wie Sie, einem etwas Anerkennendes zu sagen; denn bekanntlich gibt es nichts schwierigeres als Loben. Ähnlich äußert sich einmal Schnorr (Oktober 1854). Aber sie interessierte sich nicht bloß für die Bücher dieses Kreises, machte den Leuten nicht bloß Komplimente und schöne Redensarten in idealen Freundschaftsbriefen, sondern sie nahm Anteil an persönlichen Angelegenheiten, kaufte und bestellte Kunstwerke, zu denen sie mitunter die Ideen angab. Für Arbeiten Genellis, der auch eine kleine Reise nicht unternehmen mochte, wenn er dazu nicht reichlich mit Geld versehen war, suchte sie Käufer. Differenzen zwischen Kaulbach und Cornelius suchte sie auszugleichen. Auf der Altenburg genoß man die wundervollste Musik, da Liszt, Rubinstein und Tausig (Hidalgo genannt) dort spielten. Die Fürstin sammelte allerlei malerische Kunstwerke, erhielt solche zur Ansicht, verhandelte mit den Künstlern über ihre Entwürfe, lauschte geduldig auf gelegentliche Klagen, die aber nur zum geringsten Teil Geldfragen betrafen. Festliche Tage wurden erheitert durch eine zuweilen mit Bildern unterstützte, poetische Schilderung der zu diesem Kreise gerechneten Menschen, verschönert durch poetische Zuschriften, die vorwiegend der Fürstin huldigten. Ihrer Tochter, der Prinzessin Marie, schickte Hebbel zum 2. Juni 1859 ein Gedicht „Das Geheimnis der Schönheit". In einer Anmerkung wird uns gesagt, Hebbel habe seinem Biographen anvertraut, die Verse gälten eigentlich seinem Eichkätzchen. Wir wollen dies lieber als Scherz Hebbels betrachten. Er liebte ja dieses Tier sehr;

er läßt Kriemhild (Kriemhilds Rache I, 3) sich eins halten und es rühmen als Sonntagsstück des arbeitsmüden Schöpfers, das er lieblich, wie nichts, gebildet hat, weil ihm der schönste Gedanke erst nach Feierabend gekommen sei. Aber wenn wir schon Hebbel eine unartige Unterschiebung nicht zumuten mögen, so sprechen auch manche Wendungen des Gedichts gegen das Eichkätzchen. So heißt es zum Beispiel, daß der Duft in ihm verleiblicht wäre, den still der Lotos in die Lüfte haucht.

Liszt selbst wird am meisten von Wagner gepriesen. Er schrieb freilich (Wesendonk, Oktober 1858), er werde immer mehr inne, daß sich eigentlich doch kein Mensch, namentlich kein Mann, so recht innig und ernst für ihn interessiere, und glaubt die Unmöglichkeit zu erkennen, in der Freundschaft eines Mannes das Ersehnte zu finden, die Sehnsucht, in einem Herzen, einer bestimmten Individualität den bergenden, erlösenden Hafen zu finden. Dennoch erkannte er wieder Liszts unerschütterliche Zärtlichkeit, sogar eine „zarte Frömmigkeit" an, die nur Liszt habe. „Ich verschmachte nach ihm und beklage mich darüber, ihm nicht das sein zu können, was ich zu sein wünsche." Jener bergende Hafen war damals für Liszt die Fürstin Carolyne. Vielleicht liegt es in der geistigen Organisation der Künstler, wenn gerade sie dem beistimmen, was uns im preislichen Rheingold gesungen wird: in der Welten Ring nichts ist so reich, als Ersatz zu muten dem Mann für Weibes Wonne und Wert ... Denn erstens sind die Leistungen der Kunst der Frau leichter zugänglich als oft die der Wissenschaft. Auch in diesem Sinne ist ihr Naturell so nah mit Kunst verwandt. Sodann aber gehört es zu ihren schätzbarsten Eigenschaften, den Ehrgeiz des Mannes ganz den ihrigen sein zu lassen. Nach solchem, womöglich noch verschönerndem, Echo des eignen Selbst sehnen sich die Künstler. Auch gewinnen oder gewannen die Frauen dadurch, daß sie nicht Konkurrentinnen sind, sondern teilnehmend genießen. Auch der angehende Bildhauer Lyngstrand findet es (in der Frau vom Meere) köstlich, daß Fräulein Bolette zu Hause an ihn denken wird, und läßt es sich hoch und heilig versprechen.

Liszt fand, was er suchte, an Carolyne. Dagegen hat sich wohl Minna geirrt, als sie (Januar 1859) einen gewissen Stolz nicht unterdrücken konnte, daß Wagners Opern bis zum Tannhäuser während ihrer frühern Verheiratung geschrieben waren. „Bei Nibelungen und besonders bei Tristan und Isolde war ich leider nicht so glücklich, ihn beeinflussen zu können oder zu dürfen."

Als Carolyne 1860 Weimar verließ, um sich nach scheinbarer Überwindung aller Hindernisse (ihr Mann starb allerdings erst 1864) in Rom am 22. Oktober 1861 — Liszt wurde gerade fünfzig Jahre alt — trauen zu lassen, als schon die Kirche geschmückt war, erfuhr zufällig der in Rom weilende junge Sohn eines der Verbindung mit dem „Klavierspieler" abgeneigten polnischen Vetters von der Sache. Die Trauung unterblieb und wurde nie wieder versucht, da die Fürstin in diesem Vorfall einen deutlichen Wink des Himmels zu sehen glaubte. In den siebenundzwanzig Jahren ihres römischen Aufenthalts

stellte sie gelehrte Forschungen an und hatte ununterbrochen eine Druckerei zur Verfügung, die ihr Manuskript sofort druckte. Das vierundzwanzig (!) Bände umfassende Hauptwerk sollte erst fünfundzwanzig Jahre nach ihrem Tode (1887) ans Licht treten: Des causes intérieures de la faiblesse extérieure de l'Eglise. Wer weiß, ob es jetzt zeitgemäß wäre!

K. Bruchmann



Deutscher Norden und Süden

Von Wilhelm Brönner in Charlottenburg



Gibt es denn überhaupt einen Unterschied zwischen deutschem Norden und Süden? Vom politischen Standpunkt aus ist die Frage verpönt, und das ist gut und heilsam für uns alle. Politisch ist uns der Wille zur Unterschiedslosigkeit Pflicht und Bedürfnis. Aber Unterschiede andrer Art könnten doch vorliegen? Das landläufige Urteil des Nordens neigt dazu, auch jeden sonstigen Unterschied mit Energie zu verneinen. Der Süden aber ist jederzeit um so lebhafter bereit, ihn zu bejahen. Schon in dieser Stellung zur Existenz des Problems liegt ein beachtenswerter Fingerzeig für seinen Inhalt und seine Lösung.

Es kann hier nicht der Platz und nicht die Absicht sein, in den Streit der Meinungen parteinehmend einzugreifen. Nur um eine uninteressierte, objektive Feststellung der Kontrasterscheinungen soll es sich handeln und allenfalls um den Versuch, ihre Wurzeln und ihre letzten Gründe zu erforschen.

Aber schon die bloße Feststellung der äußern Kennzeichen des Gegensatzes stößt auf bedeutende Schwierigkeiten. Denn erstens sind die Gegenstände der Untersuchung keinerlei Art verläßiger Messung zugänglich. Sie können vielmehr nur gefühlsmäßig und annäherungsweise erfaßt werden und beinahe nur unter dem Anspruch subjektiver Geltung. Dann ist zu beachten, daß die Charakterbesonderheiten zweier benachbarten Bevölkerungsmassen nirgends in der krassen Gegensätzlichkeit auftreten, wie sie zum Zweck einer Untersuchung notwendig herausgeschält werden müssen. Im Laufe der Zeit haben da so viele Bevölkerungsschiebungen und wechselseitige Zuwandrungen stattgefunden, daß die Reinheit der Arten heute davon stark beeinträchtigt ist. Das Zeitalter des Verkehrs, in dem wir leben, hat diesem Vermengungsprozeß in außergewöhnlichem Maße Vorschub geleistet, und zum Schluß darf auch die verschwenderische Varietätenbildung der Natur nicht unberücksichtigt bleiben, die es verhindert, daß die charakteristischen Besonderheiten der beiden Volkshälften ausnahmslos und mit gleicher Stärke in allen ihren Individuen anzutreffen sind.

Noch größern Schwierigkeiten begegnet die Erforschung der Ursachen des Unterschieds. Der Gegensätze zwischen deutschem Norden und Süden oder, wie man richtiger sagt, deutschem Nordosten und Südwesten sind es mancherlei. Es sind Gegensätze der politischen Gewalt und der politischen Auffassung, Gegensätze der Religion, Gegensätze der Bodenbeschaffenheit und Gegensätze der Rasse. Sie alle sind so innig miteinander verbunden, daß sie weniger einem Konglomerat gleichen als einem chemischen Produkt von selbständiger Art, das etwas völlig andres geworden ist, als seine Bestandteile waren. Sind es nun

die Gegensätze der Politik, der Konfession und des Bodens gewesen, die den psychologischen Unterschied geschaffen haben, oder war es umgekehrt? Haben überhaupt äußere und zufällige Einflüsse den innern Gegensatz gebildet, oder war das Gegenteil der Fall, und tragen die politischen und konfessionellen Gegensätze etwa lediglich den sekundären Charakter von Symptomen? Sind vor allem die psychologischen Unterschiede in einer Gegensätzlichkeit der Rassen begründet, oder finden sie im Unterschiede der geographischen Verhältnisse ihre Erklärung? Sind weiterhin die Unterschiede ein Produkt der Gegenwart, oder soll man annehmen, daß sie von altersher bestanden haben, daß sie latent immer vorhanden gewesen und nur bei der jetzigen politischen und wirtschaftlichen Konstellation besonders aktuell geworden sind? Es sind außerordentlich viel Möglichkeiten gegeben, und die Theorien, namentlich die der sommerlichen Urlaubsreisenden können sich auf dem weiten Felde nach Herzenslust herumtummeln.

Soviel ist sicher, mit dem, was man heutigentages als Partikularismus bezeichnet, ist der Unterschied noch keineswegs charakterisiert. Dessen Begriff ist viel zu eng, und es ist nur ein zufälliger und vorübergehender Umstand, daß beide in ein Verhältnis der Nachbarschaft gerieten. Auch fallen die Grenzen des beiderseitigen Gemeinsamkeitsbewußtseins keineswegs mit den politischen Grenzen zusammen, was ja schon durch das Vorhandensein des „Mußpreußen" widerlegt wird. Auch ist die Verschiedenheit nicht mit dem Unterschiede der politischen Auffassung identisch. Die Schlagworte „Liberalismus" und „Konservatismus", „Gouvernementalismus" und „Demokratismus" treffen ihn nicht. Bei aller Übereinstimmung der politischen Ideenwelt wird der süddeutsche Demokrat immer etwas empfinden, was ihn von seinem norddeutschen Parteigenossen trennt, und auf den Inseln des norddeutschen Liberalismus wird man sich der politischen Färbung wegen noch nicht als süddeutsch betrachten. Auch über die Verbreitungsgrenzen des religiösen Bekenntnisses setzt sich der Unterschied kühn hinweg. Die Protestanten südlich vom Main fühlen sich ihrer Konfession wegen noch keineswegs als Norddeutsche.

Versagen uns so alle äußern Momente eine befriedigende Erklärung, so wird der Unterschied letzten Endes doch psychologischer Natur sein müssen. Er scheint sich logisch und organisch entwickelt zu haben und wenigstens in gewissen Resten nicht ausrottbar zu sein. Davon überzeugt man sich sehr gründlich, wenn man Gelegenheit hat, die süddeutsche Abneigung da zu studieren, wo sie noch von keinem Räsonnement geschwächt ist. Dort äußert sie sich mit elementarer Stärke, wie sie nur natürlicher Instinkt zu erzeugen vermag. Ein norddeutscher Südlandfahrer Ernst Otto Eichen ist davon in solchem Maße belehrt worden, daß er sich allsogleich hinsetzte und zur Ehrenrettung seiner Volksgenossen ein Büchlein schrieb „Die norddeutschen Stämme im Hausgewand." (Stuttgart, 1902.) Er leitet sein Werkchen ein mit folgenden Betrachtungen: „Wer spricht heute noch von der Mainlinie.... Und doch besteht sie in aller Stille fort, und zwar in einer Ausdehnung und Schärfe, daß die Hoffnung, sie ganz getilgt zu sehen, noch auf lange hinaus unerfüllt bleiben wird." Von den höchst drastischen Schimpfwörtern, die der Süden für den Norden auf Lager hat, will ich hier nicht reden, sie sind bekannt. Der Begründer und frühere Besitzer des Bayrischen Vaterlands ist ein wohlhabender Mann geworden. Die Töne, die er anschlug, fanden einen geräumigen Resonanzboden, und das Blatt existiert heute noch.

Es kann auch als ausgemacht gelten, daß die Abneigung nicht neu, sondern alt, vielleicht sogar uralten Datums ist. Man kannte sie vor der Entstehung

des Reichs und der Errichtung der preußischen Hegemonie, man kannte sie vor dem Jahre 1866. Der Hallische Professor Wachsmuth hat schon in seiner im Jahre 1862 erschienenen „Geschichte der deutschen Volksstämme aus dem Gesichtspunkt der Nationalität“ gegen König Ludwig den Ersten von Bayern den Vorwurf erhoben, daß er den Gegensatz künstlich gesteigert und die Einigung der verschiednen Stämme des jungen Königreichs, also der Altbayern, Schwaben, Franken und Pfälzer betrieben habe auf Kosten des Verwandtschaftsgefühls für den Norden. Noch ausgeprägter vielleicht zeigte sich der Gegensatz in den Zeiten des Rheinbundes. Derselbe Wachsmuth kreidet es dem süddeutschen Historiker Pallhausen schwer an, daß er „in seiner Hypothese von der Abkunft der Bayern deren ursprüngliche Stammbrüderschaft mit den Franzosen“ verfocht, und er verzeichnet zugleich, daß die von Norddeutschland nach Bayern berufnen Gelehrten „haßvollen Anfechtungen“ ausgesetzt waren. Das sind jedoch politisch bewegte Zeiten gewesen, und man kann nicht leugnen, daß sich hier die Gier nach Vorteilen der Lehre von einem Rassengegensatz als eines willkommnen Vorspannes bedient hat. Auch das Gewissen, das sich in den germanischen Rheinbundstaaten regte, mag des Beruhigungsmittels dieser Theorie bedurft haben. Aber schon viel früher, schon im tiefen Mittelalter, als die Hohenstaufen in Macht und Ansehen waren, sollen die Oberdeutschen die Niederdeutschen leidenschaftlich gehaßt haben. Also an der Existenz und an der tiefgehenden Weise des Unterschiedes kann nicht gezweifelt werden.

Die weitere Frage ist jetzt nur die, wo die markanten psychologischen Gegensätze ihren Wurzelboden haben. Merkwürdigerweise fällt ihre Abgrenzungslinie mit jenem diagonalen Strich zusammen, der vom sächsischen Erzgebirge ausgehend, über den Thüringer Wald und Harz nach dem Niederrhein führend das gebirgige Land im Deutschen Reiche vom Flachlande scheidet. Diese Tatsache hat schon vielfach zu der Behauptung geführt, daß der landschaftliche Kontrast den psychologischen ausreichend erkläre. Auch Wachsmuth zeigt eine gewisse Schwäche für diese Theorie. Allein wie naheliegend jene Annahme auch ist, stichhaltig dürfte sie doch nicht sein. Schon deswegen nicht, weil man dem norddeutschen Flachlande allein nicht die Fähigkeit zutrauen darf, in einem Volke von einer Herkunft und Abstammung so tiefgehende Unterschiede zu bilden. Unter andern Himmeln aber und bei gleichen Voraussetzungen sind ähnliche Wirkungen nicht konstatiert worden.

So bliebe wieder einmal nichts übrig, als den Rassegedanken, der sich ohnehin heute einer so großen Beliebtheit erfreut, auch hier zu Hilfe zu rufen. Und in der Tat kommt man mit ihm am weitesten. Enthusiastische Einheitsfreunde wollen es nicht wahr haben, daß eine durchgreifende Rassenverschiedenheit im heutigen Deutschland besteht. Zwar die dem Norden immer zum Vorhalt gemachte Durchsetzung mit slawischen Volkselementen muß zugegeben werden. Auch läßt es sich gar nicht bestreiten, daß der Süden von einem solchen Einschlag frei blieb. Es stünde also wenigstens ein slawogermanischer Nordosten einem reingermanischen Südwesten gegenüber, und der Unterschied wäre da. Aber dabei hat es noch nicht einmal sein Bewenden. Auch der Süden hat seinen fremdrassigen Bestandteil. Die Aufstellung soll nicht richtig sein, daß er keltisches Blut beherberge, aber der Süden hat fraglos heute noch viel Sympathie und natürliches Verständnis für Frankreich. Und wenn es auch richtig ist, daß Bayern, Schwaben, Franken und Thüringer rein germanische Stämme gewesen sind, vor ihnen saßen auf demselben Boden doch einmal die Kelten, ebenso wie in Österreich und auf einem Teil des Balkans. Wenn die Kelten auch

vertrieben wurden, starke Reste mögen doch wohnen geblieben sein und sich mit den eindringenden Erobrern zu einer keltogermanischen Rasse verbunden und vermischt haben. Auch später in der Merowinger- und Karolingerzeit mögen solche Verschmelzungen stattgefunden haben. Mit besondrer Klarheit und Prägnanz hat diese Antithese von slawisch-deutschem Norden und keltisch-deutschem Süden H. Driesmans in dem Buche vollzogen: Das Keltentum in der europäischen Blutmischung (Jena, 1900).

Aber überzeugen wir uns doch selber, indem wir einfach zusehen, durch welche Eigentümlichkeiten sich die zwei großen deutschen Stammgemeinschaften voneinander abheben! Im großen und ganzen dokumentiert sich die Verschiedenheit als ein Gegensatz von Verstand und Gemüt. Nicht als ob hier dieser, dort jenes gänzlich fehlte, nur im Mischungsverhältnis kommt ein Unterschied zum Ausdruck, insofern, als hier im Norden der Verstand, dort im Süden das Gemüt prävaliert. Der Bayer, der ebenso der Repräsentant des Südens ist wie der Preuße der des Nordens, wird im Norden stets der gemütliche Bayer genannt; der Preuße ist im Volksvokabularium des Südens der gescheite Preuße, der helle Preuße, der preußische Schlauberger usf. Die preußische Hauptstadt an der Spree führt den Ehrentitel Stadt der Intelligenz und trägt ihn mit Stolz. Von diesem grundlegenden Differenzpunkt aus gabeln sich dann zwei lange Reihen entsprechender und korrespondierender Folgeerscheinungen ab. Der Süddeutsche ist lässig, der Norddeutsche stramm, dieser korrekt, jener ungezwungen. Jener verlangt Freiheit, dieser vermag sich unterzuordnen, bei jenem wohnen die Musen, dieser lädt sie zu Gaste (Frisia non cantat). Jene sind leichtlebiger, sanguinischer, überhaupt temperamentvoll, diese ernst, jene salopp, diese gravitätisch, jene beweglich, diese steif (vgl. die süddeutsche Redensart: er hat einen Ladstock verschluckt). Der Süden ist moralisch lazer, nachsichtiger und reuig, der Norden ist puritanisch streng, kühl und sicher, der Süden ist sexueller als der Norden, aber verschämt. Der Norden ist in diesem Punkte kälter, aber offenherziger. Das Verbrechen ist im Süden geräuschvoll und wild, im Norden eisig berechnend und raffiniert. Der Süddeutsche ist stets mit sich und seiner Innenwelt, der Norddeutsche mit der Um- und Außenwelt beschäftigt. Der Norddeutsche ist eine aktive, der Süddeutsche eine passive Natur.

Gerade diese letzte Antinomie liefert den Schlüssel zum Verständnis aller übrigen. Unausgesetzt regt sich etwas in der Brust des Süddeutschen. Bestimmungen und Zustände lösen sich ununterbrochen ab. Eine Leere und Ruhe des Herzens kennt er nicht. Stets ist er im Banne eines innern Zwanges, und sein Unglück will es, daß diese Nötigungen ewig unverlässig wechseln. Er stellt sein Programm auf, aber er ist außerstande, es durchzuführen. In einer Anwandlung von Geschwätzigkeit und Gutmütigkeit gibt er ein wertvolles Geheimnis preis, in einer Sekunde aufbrausender Wut vertreibt er einen unentbehrlichen Mitarbeiter für immer, er schämt sich der Tränen, aber er ist unfähig, ihr Rinnen zu verhindern, die Stunde rückt heran, die die Vornahme einer geschäftlichen oder amtlichen Handlung fordert, aber der Süddeutsche vermag das Stimmungsvehikel, das mit ihm in einer andern Richtung davon rast, nicht zum Halten zu bringen, und so wird das Geschäft oder die Amtshandlung nicht erledigt, oder, wenn es noch gut geht, viel später. In Preußen kann man den Sekundenzeiger nach dem Eintreffen und Abfahren der Züge richten, in Süddeutschland richten sich die Züge noch nicht einmal nach den Minutenzeigern. Wie ganz anders hingegen, wenn ein Plan Schritt für Schritt ohne Störung und Zwischenfall der vorher aufgestellten Berechnung entsprechend

durchgeführt werden kann! Den Süddeutschen durchrauschen unausgesetzt starke Gefühlsströmungen, und sie nehmen ihn ohne Federlesens mit sich fort. Sie rauschen auch im bangen Gewissenskonflikt feindlich aufeinander zu, ziehen Strudel und zerren den Menschen mit in die Tiefe. Er ist ihnen wehrlos ausgeliefert, nur tragen kann er sich von ihnen lassen, nicht sich ihnen widersetzen, nur willenlos ihnen folgen, zum Zuschauer degradiert, „müßig und bewundernd". Ist das Verfall oder Rückständigkeit? Eine verfängliche Frage! Flüchten wir zu unserm Thema zurück! Das sind im Süden glühende Gefühlsfarben, das sind tropische Seelengewitter, das ist im Vergleich zum Norden äquatoriales Herzensklima. Und selbst wenn alle stürmenden Gewalten friedlich ruhen, ist über diese Welt noch eine so hohe Temperatur ausgegossen, daß sie statt zu energischer, straffer Aktion nur zu behaglichem Genuß und gemächlichem Tun einlädt und jenen Typus schafft, der als der „gemütliche Süddeutsche" im Norden immer gern gesehen ist.

Und in dieses Milieu, auf die Bühne dieses glutendurchzogenen Lebens tritt nun der Sohn des Nordens! Kann das anders wirken, als wenn in einem Münchner Redoutensaal, wo alles heiß ist — von der Liebe und von den Getränken, vom Tanz und vom Rauch der Zigaretten, von der Hitze der Öfen und der Lichter —, der Wind der Winternacht ein Fenster sprengt und messerscharfe Eiskristalle auf die Gesichter jagt. Schon das Exterieur dieses Eindringlings! Alles an ihm ist säuberlich geordnet und gepflegt, alles „tiptop!" Dieser Mensch kann nirgends in seiner ganzen Seele ein Winkelchen haben, in dem er sich einmal gehn läßt, wo er sich selber kommandiert: rührt euch! Mit den Händen an der imaginären Hosennaht geht er sogar wohl schlafen. Eichen schreibt: „Das bequeme leichte Gehenlassen hat bis heute noch keinen Platz im Wörterbuch des richtigen Preußen gefunden." Der richtige Preuße ist immer in Haltung, nicht in der ästhetischen Haltung des Aristokraten, sondern in der des sich selbst vergewaltigenden Energiemenschen, ein endloser Komplex von kategorischen Imperativen!

Schon die Stimme! Sie ist scharf und schneidig wie pfeifende Winterluft. Die Sprache bevorzugt das „e", das klingende alarmierende „e". Sie hört sich an wie fallende Peitschenschläge. Und am süddeutschen Stammtisch herrschte zuvor der tiefe Baß, der Zeit hatte. Und die runden Vokale rollten durcheinander, das „a, o, oa und oi". Die waren zwar auch ganz respektabel und brachten sich nicht weniger zur Geltung. Aber es besteht doch zwischen den beiden ein diametraler Unterschied. Man halte „Loandioa" und „Loabltoag" zusammen mit „mann", „Glaß", „Batt" (man, Glas, Bad), und man beachte vor allen Dingen noch einmal das „e", das das Amt, der deutsche Hegemonievokal zu sein, so recht zu Ehren tragen würde. Man hat es festgestellt, daß in der menschlichen Kulturentwicklung mit dem Fortschritt des Denkens die sprachlichen Bezeichnungen immer kürzere geworden sind. Die Gedanken folgen sich rascher, und die Sprache muß mitkommen. Wie schwer und langsam rundet und ballt sich aber ein „o, oi, oa", und wie schnell dagegen ist ein „e" gerufen! und wie schmetternd klingt es! Der Norddeutsche hat es so lieb gewonnen, daß er es ohne grammatische Nötigung anbringt, wo es irgend möglich ist: Stille jestanden!, Fritze, Hemde, Bette. So kommt es, daß der Norddeutsche in süddeutscher Gesellschaft nur den Mund aufzutun braucht und schon einen peinlichen Eindruck hervorruft.

Man kennt im Norden diese Wirkung, aber man will ihr nur für den Märker, speziell sogar nur für den Berliner Geltung zuschreiben. Die süd-

deutschen Gehörsnerven machen aber diese Unterscheidung nicht mit. Eichen sagt z. B. generell von den Ostelbiern: „Zwar tragen sie die Nase ein wenig hoch und sprechen manchmal in etwas scharfem, schnarrendem Ton." Und selbst Wachsmuth korrigiert die Behauptung, daß „das Preußentum" mit dem „hochfahrenden Wesen" und dem „anfahrenden Ton" Monopol der Märker sei. Er erklärt es für „eingeschultes, rein staatliches Kunstprodukt" und sagt: „Pommeraner, Ostpreußen, Schlesier, Magdeburger und Halberstädter, Westfalen und Rheinländer haben so gut wie die Märker bei fortdauernder provinzieller Eigentümlichkeit einen Anteil daran."

Charakteristisch wie die Sprache ist für die Psyche des Norddeutschen aber auch schon seine äußere Erscheinung. Schon vorhin beim ersten flüchtigen Anblick ist sie uns aufgefallen. Betrachten wir sie noch einmal ein klein wenig näher! Schon der Anzug des „Preußen" ist viel sorgfältiger und adretter als der des Süddeutschen. Dem „Preußen" geht es immer wider den Strich, daß er im Süden Damen im Lodenrock und Herren im Jägerhemd an der Table d'hôte oder im Theater findet. Die makellos weiße Wäsche, der Stehkragen und die Bügelfalte, der mathematisch genau über die Mitte des wohlpomadisierten Hauptes gezogne Scheitel, die Abneigung gegen wellige Linien in der Frisur und Kleidung, die Spitze auf dem Kriegshelm, alle diese Kleinigkeiten sind beachtenswerte Verräter norddeutschen Wesens. Ein unnachsichtiger Polizeiverstand wacht rastlos auch über dem äußern Wesen. Aber nur gerade Flächen, nur rechte Winkel sind leicht zu kontrollieren. So zeigt die Kleidung nicht nur lobenswerte Sauberkeit, sondern auch kalt anmutende Nüchternheit und Steifheit. Deshalb auch in der Kunst die Bevorzugung des Klassizismus, der den freien Formen der neuen Richtungen heute noch den Eintritt verwehrt.

Aber all derlei Eigentümlichkeiten würden doch nicht zu einer Gegnerschaft führen können, wenn nicht seit der Neugestaltung der politischen Verhältnisse Norden und Süden im Daseinskampf — vor ein und dieselbe Schüssel gesetzt wären. Im Süden ist nicht die Arbeit, aber der Kampf um das Brot eine höchst unangenehme Beigabe des Lebens. Dem Sohn des Nordens ist gerade dieser Kampf das Element, in dem er sich wohl fühlt. Dementsprechend ficht der Süddeutsche diesen Kampf auch mit hölzernen Waffen aus. Es ist, wies Driesmans sehr richtig sagt, jeder der „humane Krankenwärter seines Nächsten". Der Norden macht Ernst mit dem Kampf aller gegen alle und führt ihn mit unbarmherzigen, geschliffnen Klingen. Aber das Gefühl des Südens sträubt sich gegen deren Benutzung. Der Kampf mag für die Rangordnung im Leben unter Umständen noch ausschlaggebend sein, aber das Leben selber darf er nicht antasten. Zur Ignorierung dieser letzten großen Rücksicht sich aufzuschwingen, ist der Süddeutsche nicht hart genug. Man kann es im Süden an jedem Tage erleben, daß man in ein Geschäft tritt und vom Inhaber die Erklärung erhält, der gewünschte Artikel sei nicht auf Lager oder wenigstens nicht in der gewünschten Qualität, der Konkurrent jedoch dort in der Xstraße werde damit aufwarten können. Mit solcher Rücksicht gegen seinen lieben Nebenmenschen und mit solcher Duldsamkeit gegen seinen Rivalen zu verfahren, ist nicht Sache des Niederdeutschen. Er spielt nicht mit Kindermünzen aus Pappe.

Nun hat aber der politische Zustand beide in ein und denselben struggle of life bunt durcheinander gewirbelt und stellt täglich in tausendfältiger Vielheit solche Kämpferpaare zusammen, die die ungleichen Waffen miteinander

kreuzen müssen. Kann man sich da verwundern, wenn Verstimmungen Platz greifen? Und doch werden sich die Süddeutschen nicht für die zu Unrecht unterliegenden halten dürfen. Sogar angenommen, sie hätten im übrigen den andern deutschen Stämmen vieles voraus, dieser einen Gabe der harten, unerbittlichen Auffassung des Lebens ermangeln sie eben, und es hilft ihnen nichts, daß sie sich auf unleugbare Auswüchse dieser kräftigern, robustern niederdeutschen Art berufen können.

Daß die energische und schonungslose Führung des wirtschaftlichen Verkehrs auch ihre Auswüchse zeitigt, gehört zu den Unvermeidlichkeiten auf unserm unvollkommnen Planeten. Namentlich Berlin und Hamburg zeichnen sich in dieser Hinsicht aus. In die Fallen der von hier ausgehenden Tricks, Bluffs und sonstigen Gerissenheiten gehen die Provinzialen, aber nicht nur die des Südens, sondern auch die einheimischen fast immer als arglose und rettungslose Opfer. Aber diese Plätze mit ihrem weltstädtischen Durcheinander von hunderterlei Rasseelementen und allen möglichen Existenzen und besonders mit ihrem starken Bestandteil jüdischer Bevölkerung, das dem Ganzen ein eigenartiges Gepräge geschäftlicher Agilität verleiht, können nicht als typische Träger norddeutscher Stammeseigentümlichkeit betrachtet werden, wie es leider zum Schaden des Nordens sehr häufig der Fall ist. Namentlich Berlin muß ein großes Teil der Unbeliebtheit des Preußentums auf sein Konto nehmen. Denn der Berliner und gerade der Berliner, den wir soeben gezeichnet haben, und nicht der provinziale Preuße ist es, der zum Vergnügen und von Geschäfts wegen das obere Deutschland alljährlich in großen Scharen bereist, während sich hinwiederum die Exkursionen des Südens zumeist auf Berlin beschränken oder höchstens bis zu den Stationen Hamburg und Helgoland weiter wagen. Eichen hat gewiß Recht, wenn er den Süddeutschen eine bessere Meinung von ihren niederdeutschen Volksgenossen beizubringen glaubt, indem er sie ihnen „im Hausgewande", das heißt in ihrer provinzialen Bodenständigkeit und Unverdorbenheit vorführt.

Aber von alledem abgesehen, der Süden stöhnt nicht nur unter der gesellschaftlichen und geschäftlichen, sondern auch unter der politischen Überlegenheit des Nordens. Das ist auch wieder sehr begreiflich. Dem Süden fehlen die Qualitäten zur Errichtung fester und unerschütterlicher Staatsgefüge. Er hat auch zum Staatsbürger kein sonderliches Talent, und seiner leichten Unlust zum Untertanen steht geradezu eine Untertanenwonne des Nordens gegenüber. Er haßt und befehdet den Staat nicht, aber er trägt ihn, wie man etwas Unausweichliches, eine Last trägt. Vom norddeutschen Staatskörper ließe sich vielleicht aussagen, daß die Menschen, die ihn als kristallische Einheiten bilden, das Gesicht nach dem Staatskern gerichtet haben; im Süden haben die Kristalle die Richtung nach außen. Der süddeutsche Affekts- und Stimmungsmensch taugt nicht zum politischen Mauerstein, der sich ohne Bekundung eines eigenwilligen Lebens aufnehmen und einfügen läßt, wo und wann man will. Zur Entstehung widerstandsfähiger, wohlorganisierter Gemeinschaften ist es aber nötig, daß sich die Glieder und Atome ohne individuellen Willen dem Zweck des Ganzen und dem Kommando der Leitung unterordnen, verwendungsbereit für jeden Platz und für jede Verrichtung. Ein solcher Hang und Hunger zum Dienen ist dem Süden nicht eigen. Am wenigsten findet man ihn bei den Franken, die mit ihren entfernten Verwandten, den Franzosen, von jeher für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit schwärmten, die eine Menge kleiner und kleinster, ehemals freier Reichsstädte aufweisen können, die immer eine gewisse

Nivellierung der Gesellschaft anstrebten, und in deren Lande heute noch die Hochburgen der Demokratie liegen. So kennt der Süden auch die scharfe Absonderung der Schichten nicht, weder gesellschaftlich noch wirtschaftlich, wie sie im Norden Platz gegriffen hat. Der Norden liebt die Gliederung. Die Rolle, die hier der Beamte, der Unteroffizier und der Polizist spielen, ist im Süden nicht denkbar. Jeder Preuße dagegen trägt, wie ein Offizier derselben Nationalität gesagt hat, seinen Schutzmann mit sich in der Brust. Dieser zentripetale Zug aber, dieser vehemente Angliederungsdrang ist es gewesen, der den heutigen preußischen Staatskörper geschaffen hat, an dessen eherner Kohärenz alles zerschellt, was im Wirbel des Lebens mit ihm zusammengerät. Die politische Erstarkung des Deutschtums ist die Frucht seiner Verbindung mit dem Slawentum, ganz ohne Frage. Die Aufrüttelung, Sammlung und Zusammenfassung der jahrhundertelang brach und verträumt liegenden deutschen Kraft ist erst der erweckenden slawischen Rassenhilfe gelungen. „Die Slawosaxonen können befehlen", rühmt Driesmans stolz und beglückt seinen „lachenden Löwen" nach.

Aber er muß auch vermerken: „Dieser slawosaxonischen Rüstigkeit fehlte es andrerseits freilich an einer Eigenschaft, die allen soldatischen tatkräftigen Naturen zu mangeln pflegt: an dem Interesse für höhere geistige Dinge. Mit einer gewissen zur Schau getragnen Geringschätzung wiesen sie Wissen und Bildung von der Hand." Er fährt übrigens — ein höchst bedeutsames Zugeständnis des vorhandnen Gegensatzes im deutschen Volke! — fort: „mit einer Geringschätzung, die dem schärfer blickenden verdächtig erscheinen muß. Sie kann nämlich unmöglich allein aus ihrer soldatischen Natur, sie muß mit aus dem rassegegensätzlichen Verhältnis zu dem stammverwandten südwestlichen Volkstum entstanden sein." Derselbe Autor zögert sogar nicht, zu bekennen, die Geringschätzung der Bildung sei „altpreußische Tradition".

Damit wäre man zu dem Punkt geführt, wo man sich zu entscheiden hätte, welcher von beiden Kulturen man den Vorzug geben soll. Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein: keiner von beiden, sondern einer Vereinigung von beiden. Denn beide bilden an sich Halbheiten oder Übertreibungen. Weist der Norden mit berechtigtem Selbstgefühl auf seine frische Aktionsfreudigkeit hin, so betont der Süden mit Recht seine feinere, weichere, auch ältere und charitativere Kultur. Und wenn man der niedersächsischen Tatkraft und Regsamkeit ein Loblied singt, so muß man sich dabei eingedenk bleiben, daß auch Bescheidenheit, Gutmütigkeit, Innigkeit und Beschaulichkeit, Idealismus und Stubenhockerei, schwerfällige Gründlichkeit und dulderisches Micheltum als kerndeutsche Charakterzüge reklamiert werden, und daß es zum guten Teil gerade diese Eigenschaften sind, die uns im Auslande das Ansehen von bons compagnons, von moralisch verlässigen Leuten und von gediegnen Arbeitern verschafften. Heute sind die Niedersachsen der herrschende Stamm, der ohne Weichherzigkeit die andern unter seine Führung zwingt und mit dieser Strammheit eine bewundrungswürdige Assimilierungskunst verbindet, kraft der er geschäftig und sieghaft alle Teile seines Machtbereichs durchdringt. Früher spielten diese Rolle die andern. Zuerst von allen hatten die Franken eine hohe staatsbildende Kraft an den Tag gelegt. Das heutige Deutsche Reich ist nur ein Teil der Herrschaft, die sie aufgerichtet hatten. Nach ihnen kamen die Bayern daran, die das habsburgische Österreich schufen, und die Alemannen, die die schweizerische Republik begründeten, heute sind die Niedersachsen an der Spitze.

Der Welt zu trotzen hätte das Deutschtum aber weder früher noch jetzt in der Gegenwart vermocht, wenn es als Gesamtheit in der Rüstkammer seiner Qualitäten nicht doch immer alle die Fähigkeiten vereint hätte, die sich im einzelnen auszuschließen scheinen und befehden. Aber mögen sie sich auch feindlich zueinander stellen, ein Glück ist es, daß sie da sind. Auch als Gegner werden sie ihr Gutes stiften nach dem Heraklitischen Satz: Der Kampf ist der Vater von allem. Wer weiß, wieviel wir diesem Kampfe schon verdanken. Aber der Kampf selber gehört nicht mehr zur Aufgabe dieser Auseinandersetzungen. Also schließen sie hiermit.



Der Prediger in Nöten

Von Thomas Hardy

(Schluß)

7. Wie sie zum Warm'ell Kreuz gingen, und was sich später ereignete



Da die Waren noch an demselben Abend nach Budmouth gebracht werden mußten, war der Zollbeamten nächste Aufgabe, Pferde und Wagen für den Transport zu finden; zu diesem Zweck gingen sie im Dorf auf die Suche. Latimer stelzte mit einem Stück Kreide in der Hand hin und her und malte mit solchem Eifer Pfeilspitzen auf jedes Fuhrwerk oder Geschirr, das ihm in die Quere kam, daß es schien, als wenn er sogar die Zäune und Straßen ankreiden wollte. Der Eigentümer jedes so gezeichneten Gefährtes war verpflichtet, es zu Regierungszwecken abzutreten.

Stockdale, des Treibens überdrüssig, ging nachdenklich und niedergeschlagen ins Haus. Er fand Lizzy, die zur Hintertür hineingekommen war, schon vor, obgleich sie noch nicht den Hut abgenommen hatte. Sie sah müde aus, und ihre Stimmung war nicht viel froher als die seine. Sie hatten sich nur wenig zu sagen. Der Prediger ging davon und versuchte zu lesen; da ihm dies aber nicht gelingen wollte, klingelte er nach Tee.

Lizzy brachte selbst das Tablett hinein, denn das Kind war am Nachmittag ins Dorf gelaufen, zu aufgeregt über die letzten Vorfälle, als daß es an seine Pflichten hätte denken können. Ehe jedoch die betrübten Liebenden ein Wörtchen miteinander gesprochen hatten, kam Martha überhitzt herein.

O, solch ein Lärm! Frau Newberry und Herr Stockdale! Die königliche Zollwache kann mit den Wagen gar nicht zurechtkommen! Sie haben Thomas Ballams und Wilhelm Rogers und Stephen Sprakes Wagen auf die Straße geschoben, und da sind die Räder abgegangen und die Wagen zusammengefallen. Und da waren keine Vorstecker an den Achsen! Dann versuchten sies mit Samuel Shanes Wagen, aber von dem waren die Schrauben weg, und als sie dem Milchmann seinen Wagen holten, hatte der auch keine! Nun sind sie hin nach der Schmiede, um welche machen zu lassen, aber der Schmied ist nirgends zu finden!

Stockdale sah Lizzy an, die ein klein wenig rot wurde und das Zimmer verließ. Martha Sara folgte ihr. Ehe sie aber bis an das Ende des Ganges gekommen waren, klopfte es an der Vordertür, und Stockdale erkannte Latimers Stimme. Er sprach zu Frau Newberry, die umgekehrt war.

Um Gottes willen, Frau Newberry, haben Sie Schmied Hardman hier vorüberkommen sehen? Wenn wir ihn nur beim Schlafittchen kriegen könnten! An den Haaren möcht ihn an seinen Amboß zerren, wo er hingehört!

Er ist ein Müßiggänger, Herr Latimer, sagte Lizzy listig. Was wollen Sie denn von ihm?

Ach, im ganzen Dorf ist kein Pferd, das mehr als drei Hufeisen hat, und manche haben bloß zwei. Die Räder haben keine Reifen, und an den Wagen sind keine Vorstecker. Dazu die Quälerei mit dem Geschirr — fast keins ist in Ordnung! Ich sehe schon, wir kommen vor Dunkelwerden nicht fort — beileibe nicht! Bande ist das hier herum, Frau Newberry; aber sie treibens zu arg, denken Sie an meine Worte! Im ganzen Kirchspiel ist kein Mann, der nicht Prügel verdiente!

Zufällig war Hardman in diesem Augenblick in demselben Gäßchen ein Stückchen weiter hinauf und rauchte seine Pfeife hinter einem Stechpalmbusch. Latimer ging, sobald er ausgeredet, in dieser Richtung weiter, und bei Hardman, der den Schritt des Zollbeamten hörte, überwog Neugierde die Vorsicht. Er guckte hinter dem Busch hervor in demselben Augenblick, als Latimer hinsah. So blieb ihm weiter nichts übrig, als voll Harmlosigkeit vorzukommen.

Eine geschlagne Stunde hab ich Sie gesucht! sagte Latimer mit einem wütenden Blick.

Tut mir leid, zu hören, sagte Hardman. Bin ein bißchen rumgebummelt. Wollte sehen, ob noch mehr Fässer wo versteckt wären, und sie der Regierung ausliefern.

O, wir wissen, Hardman, sagte Latimer mit vernichtendem Sarkasmus. Wir wissen, daß Sie sie der Regierung abliefern wollten! Wir wissen, das ganze Dorf hilft uns — hat uns den ganzen Tag geholfen! Jetzt kommen Sie freundlichst mit in Ihre Werkstatt, und lassen Sie sich gefälligst dingen in des Königs Namen!

Sie gingen zusammen die Gasse hinunter, und gleich darauf tönte aus der Schmiede der Schlag eines eben nicht sehr eifrig geschwungnen Hammers. Jedoch kamen Wagen und Pferde schließlich in gebrauchsfähigen Zustand, wenn auch nicht eher, als bis die Uhr sechs geschlagen hatte, und die schmutzigen Wege im wagerechten Licht des sinkenden Tages glitzerten. Bald waren die Fuhrwerke mit den geschmuggelten Fässern bepackt, und Latimer fuhr mit dreien seiner Assistenten langsam zum Dorf hinaus in der Richtung nach dem Hafen von Budmouth, der eine ansehnliche Zahl von Meilen entfernt war. Die übrigen Zollbeamten wurden zurückgelassen, um den Rest der Ladung zu bewachen, der, wie sie wußten, irgendwo zwischen Ringsworth und der Lulsteadbai versenkt war; auch sollten sie Owlett ausfindig machen, die einzige Persönlichkeit, die durch die Entdeckung des Kellers unanfechtbar bloßgestellt war.

Frauen und Kinder standen vor den Türen, als die Wagen, von denen jeder mit heugabelförmigen Strichen, dem Beschlagnahmezeichen der Regierung, angekreidet war, in das zunehmende Zwielicht hineinfuhren. Und während sie so standen, betrachteten sie das konfiszierte Gut mit einem melancholischen Ausdruck, der nur zu deutlich ihre nahen Beziehungen zu der Angelegenheit kundgab.

Nun, Lizzy, sagte Stockdale, als das Knarren der Räder beinahe verhallt war, dies ist ein würdiges Ende für Ihr Abenteuer. Aufrichtig dankbar bin ich, daß Sie ohne Verdacht davongekommen sind und nur den Rum eingebüßt haben. Wollen Sie sich zu mir setzen und mich reden lassen?

Alles zu seiner Zeit, sagte sie. Aber jetzt muß ich hinaus.

Doch nicht wieder nach der gräßlichen Küste? fragte er bestürzt.

Nein, dahin nicht. Ich will nur zusehen, welches Ende das heutige Erlebnis nimmt.

Er gab keine Antwort, und sie ging langsam nach der Tür, als ob sie wartete, daß er noch etwas sagen sollte.

Sie bieten mir nicht an, mitzukommen, fügte sie endlich hinzu. Ich glaube, ich bin Ihnen verhaßt, nachdem all dies geschehn ist?

Können Sie das sagen, Lizzy, wo Sie doch wissen, daß ich Sie nur aus diesem Treiben retten will? Mitkommen! — natürlich will ichs, wärs auch nur, um Sie in meiner Obhut zu haben. Doch warum wollen Sie wieder hinaus?

Weil ich zu Haus keine Ruhe habe. Es passiert etwas, und ich muß wissen, was. Nun kommen Sie! So gingen sie zusammen in die Dunkelheit hinaus.

Sobald sie die Chaussee erreicht hatten, wandte sie sich rechts, und er bemerkte bald genug, daß sie dieselbe Richtung einschlugen wie die Zollbeamten mit ihren Fuhren. Er hatte ihr den Arm gegeben, und hin und wieder zog sie ihn plötzlich zurück, um ihm zu bedeuten, er solle einen Augenblick stehn bleiben und lauschen. Die erste Viertelmeile waren sie ziemlich rasch gegangen, und als sie zum zweiten oder dritten male stehn blieben, sagte sie: Ich höre sie vor uns — Sie nicht?

Ja, sagte er; ich höre die Räder. Doch was soll das?

Ich will nur wissen, ob sie unangefochten aus der Gegend weggekommen sind.

Ah! sagte er, indem ihm ein Licht aufging. Sie wollen eine Verzweiflungstat wagen! Jetzt fällt mir ein — kein Mann war im Dorf zu sehen, als wir weggingen!

Horch! flüsterte sie. Das Knarren der Wagenräder hatte aufgehört, und an seiner Stelle wurde ein andres Geräusch hörbar.

Sie sind handgemein! rief Stockdale. Sie werden sich morden. Lassen Sie meinen Arm los, Lizzy! Ich muß hin. Ich darf hier nicht bleiben und müßig abwarten, bei meinem Gewissen nicht!

Da gibts keinen Mord, nicht mal blutige Köpfe, sagte sie. Es sind dreißig von den unsern gegen vier, es geschieht ihnen kein Leid.

Es ist also ein Angriff! rief Stockdale, und Sie wußten, was geplant war! O, warum ergreifen Sie Partei für Leute, die so die Gesetze brechen?

Warum ergreifen Sie Partei für Leute, die uns Händlern vom Lande wegnehmen, was wir ehrlich für unser gutes Geld in Frankreich gekauft haben?

Das ist nicht ehrlich gekauft, sagte er.

Doch, widersprach sie. Ich und Owlett und die andern, wir haben dreißig Schillinge für jedes einzige Fäßchen bezahlt, ehe es in Cherbourg an Bord gebracht wurde, und wenn ein König, der uns nichts angeht, seine Leute schickt, um unser Eigentum zu stehlen, haben wir ein Recht, es uns wieder zurückzustehlen.

Stockdale hielt sich nicht mit Disputieren auf, sondern ging rasch weiter in der Richtung, aus der der Lärm kam; Lizzy hielt sich an seiner Seite. Mischen Sie sich nicht ein, bitte, bitte, lieber Richard! sagte sie ängstlich, als sie näher kamen. Lassen Sie uns nicht weiter gehn; beim Warm'ell Kreuz gehen sie auf sie los. Sie können nichts ausrichten und möchten vielleicht einen derben Schlag abkriegen!

Erst wollen wir sehen, was vorgeht, sagte er. Aber ehe sie noch viel weiter gekommen waren, fing das Geknarre der Wagenräder wieder an, und Stockdale merkte bald, daß sie ihnen entgegenkamen. In der nächsten Minute tauchten die drei Wagen auf, und Stockdale und Lizzy traten in den Graben, um sie vorbeizulassen.

Statt der vier Mann, die Wagen und Pferde beim Verlassen des Dorfes geführt hatten, war jetzt ein Trupp von zwanzig bis dreißig dabei, und alle hatten, wie Stockdale mit Staunen bemerkte, geschwärzte Gesichter. In ihrer Mitte gingen sechs bis acht riesige weibliche Gestalten, die Stockdale nach ihren großen Schritten

für verkleidete Männer hielt. Sobald die Gesellschaft Lizzy und ihren Begleiter erblickte, blieben vier oder fünf zurück und traten, sobald die Wagen vorbei waren, dicht an das Paar heran.

Diese Straße darf gegenwärtig nicht begangen werden, sagte eines der Riesenweiber; sie trug fußlange Locken, die ihr nach der damaligen Mode zu beiden Seiten ins Gesicht hingen. Stockdale erkannte die Stimme dieser Dame als die Owletts.

Warum nicht? fragte Stockdale. Es ist die öffentliche Landstraße.

Ich sage dir, mein Jüngelchen, sagte Owlett — ach, es ist der Methodistenprediger! — was, und Frau Newberry! Gehen Sie lieber nicht weiter, Lizzy. Sie haben alle Reißaus genommen, und unsre Leute sind wieder zu dem Ihrigen gekommen.

Damit eilte der Müller davon und stieß zu seinen Kameraden. Stockdale und Lizzy kehrten ebenfalls um. Ich wünschte, sie hätten uns zu all dem nicht gezwungen, sagte sie bedauernd. Aber wenn diese Zollmenschen mit den Fässern abgezogen wären, hätte das halbe Dorf ein bis zwei Monate lang Not gelitten.

Stockdale achtete nicht sonderlich auf ihre Worte und sagte: Ich meine, so kann ich nicht zurückgehn. Die vier Zollbeamten mögen ermordet sein, oder was weiß ich!

Ermordet! rief Lizzy ungeduldig. Wir verüben hier keinen Mord.

Ich gehe bis zum Warm'ell Kreuz und sehe nach, sagte Stockdale mit Bestimmtheit und kehrte um, ohne: Kommen Sie gut nach Hause oder sonst etwas zu ihr zu sagen. Lizzy stand und sah ihm nach, bis seine Gestalt in der Dunkelheit verschwunden war; dann schlug sie traurig den Weg nach Nieder-Moynton ein.

Die Straße war einsam, und zu dieser Jahreszeit konnte man nach Einbruch der Nacht oftmals stundenlang gehn, ohne einem Menschen zu begegnen. Stockdale verfolgte seinen Weg, ohne einen andern Laut als die eignen Tritte zu hören, und kam in der entsprechenden Zeit unter die Bäume der Anpflanzung, die den Warm'ell Kreuzweg umgab. Noch ehe er den Kreuzungspunkt erreicht hatte, hörte er Stimmen aus dem Dickicht:

Ho! Joho! Hilfe! Hilfe!

Die Stimmen klangen keineswegs schwach oder verzweifelt, wohl aber unverkennbar ängstlich. Stockdale hatte keine Waffe, und ehe er sich in die undurchdringliche Finsternis der Anpflanzung begab, brach er eine Latte vom Zaune, um sie im Notfall brauchen zu können. Sobald er unter den Bäumen stand, rief er: Was gibts? Wo seid ihr?

Hier, antworteten die Stimmen, worauf er der Richtung folgend durch die Brombeerbüsche stieg und den Gesuchten nahe kam.

Warum kommt ihr nicht vor? fragte Stockdale.

Wir sind an die Bäume angebunden!

Wer seid ihr?

Der arme Willy Latimer von der Zollwache! sagte der eine kläglich. Kommen Sie doch, bitte, und schneiden Sie diese Stricke durch, o bitte! Wir fürchteten, niemand würde heute Nacht hier vorbeigehn.

Stockdale machte sie bald los, worauf sie die Glieder reckten und eine bequemere Stellung einnahmen.

Die Halunken! rief Latimer, plötzlich in Wut geratend, trotzdem er bei Stockdales Kommen ganz sanft schien. Es ist dieselbe Bande. Samt und sonders Kerls aus Moynton.

Aber wir können nicht drauf schwören, sagte ein andrer. Keiner von ihnen sprach.

Was werden Sie nun tun? fragte Stockdale.

Ich möchte am liebsten nach Moynton zurück und wieder auf sie los! sagte Latimer.

Wir auch! stimmten seine Kameraden bei.

Kämpfen, bis wir fallen! sagte Latimer.

Wir auch, wir auch! sagten seine Leute.

Aber — sagte Latimer abgekühlter, als sie aus der Anpflanzung heraustraten, wir wissen nicht, daß diese Kerls mit ihren geschwärzten Gesichtern aus Moynton waren! Und zu beweisen hälts schwer.

Das ist wahr, bestätigten die andern.

Und deshalb wollen wirs nur ganz bleiben lassen, fuhr Latimer gefaßt fort. Was mich betrifft, so wär ich lieber in ihrer als in unsrer Haut. Die Schwielen an meinen Armen brennen wie Feuer von den Stricken, womit die beiden Weibsbilder mich festgebunden hatten. Wo ich mirs jetzt mit Muße bedenke, mein ich, man kann es zu teuer bezahlen, wenn man der Regierung dient. Diese beiden Nächte und Tage habe ich keine Stunde geschlafen, und so Gott will, gehen wir jetzt nach Hause.

Die andern Beamten stimmten diesem Plan von Herzen zu, und nachdem sie Stockdale für seine rechtzeitige Hilfe gedankt, trennten sie sich beim Kreuz von ihm und schlugen die westliche Straße ein, während Stockdale nach Nieder-Moynton zurückging.

Auf diesem Wege war der junge Geistliche in schmerzvollstes Sinnen verloren. Sobald er ins Haus getreten war, wandte er sich, ehe er in seine Zimmer ging, nach der Tür der kleinen Hinterstube, wo Lizzy gewöhnlich mit ihrer Mutter saß. Er fand sie allein. Stockdale trat ein und sah wie ein Träumender auf den Tisch nieder, der zwischen ihm und der jungen Frau stand, die noch in Hut und Mantel war. Da er nicht sprach, sah sie mit bangem Blick von ihrem Stuhl zu ihm auf.

Wo sind sie hingegangen? sagte er darauf gedankenlos.

Wer? — Ich weiß nicht. Ich habe seitdem nichts von ihnen gesehen. Bin geradeswegs hier hereingekommen.

Wenn es Ihren Leuten glückt, mit den Fässern zu entkommen, bringt es Ihnen vermutlich bedeutenden Gewinn?

Ein Teil ist mein, einen bekommt mein Vetter Owlett, jeder von den Farmern je einen, und ein Teil wird unter die Leute verteilt, die uns geholfen haben.

Und Sie meinen noch immer, fuhr er langsam fort, daß Sie dies Gewerbe nicht aufgeben werden?

Lizzy stand auf und legte die Hand auf seine Schulter. Verlangen Sie das nicht, flüsterte sie. Sie wissen nicht, was Sie fordern. Ich muß es Ihnen sagen, obwohl ichs erst nicht wollte. Was ich hierbei verdiene, ist alles, was ich habe, um meine Mutter und mich zu ernähren.

Er war erstaunt. Das hab ich nicht im Traum geahnt, sagte er. Wenn ich Sie gewesen wäre, hätte ich lieber die Straßen gefegt. Was ist Geld gegen ein reines Gewissen?

Mein Gewissen ist rein. Meine Mutter kenne ich, aber den König habe ich nie gesehen. Seine Zölle gehn mich nichts an. Aber es ist sehr wichtig für mich, daß meine Mutter und ich zu leben haben.

Heiraten Sie mich und versprechen Sie, es aufzugeben. Ich will Ihre Mutter mit erhalten.

Es ist sehr gut von Ihnen, sagte sie ein wenig zitternd. Lassen Sies mich für mich allein bedenken. Ich möchte jetzt lieber nicht antworten.

Sie schob die Antwort bis zum nächsten Tage auf und kam mit feierlichem Gesicht in sein Zimmer. Ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen! rief sie leidenschaftlich. Es ist zu viel verlangt. Mein ganzes Leben hab ich so zugebracht. Ihre Rede und ihr Benehmen zeigten, daß sie noch kurz vorher im stillen mit sich selbst gekämpft hatte, und daß es ein harter Kampf gewesen war.

Stockdale wurde blaß, aber er sprach ganz ruhig. Dann, Lizzy, müssen wir uns trennen. Ich kann in dieser Angelegenheit nicht gegen meine Grundsätze handeln, und ich kann meinen Beruf nicht zum Gespött machen. Sie wissen, wie ich Sie liebe, und was ich für Sie tun würde; aber dies eine kann ich nicht tun.

Aber warum müssen Sie diesem Beruf angehören? sprudelte sie heraus. Ich habe dieses große Haus; warum können Sie mich nicht heiraten und hier mit uns leben und nicht mehr Methodistenprediger sein? Ich versichre Sie, Richard, es ist nichts Böses. Ich wünschte nur, Sie könnten es so ansehen wie ich. Wir tun es nur im Winter, im Sommer überhaupt nicht. Und es bringt Abwechslung in das eintönige Leben um diese Jahreszeit und Aufregung. Daran bin ich so gewöhnt, daß ich gar nicht wüßte, wie ich jetzt noch ohne das leben sollte. Statt langweilig und dumm drinnen zu hocken und acht zu geben, obs draußen windig ist oder nicht, ist man doch in stürmischen Nächten wenigstens mit seinen Gedanken draußen, wenn auch nicht in Person. Und man zerbricht sich den Kopf, ob die Jungens durchkommen, und geht im Zimmer auf und ab und sieht aus dem Fenster. Und schließlich geht man selbst hinaus und findet seinen Weg in der Nacht so gut wie am Tage und streicht um ein Haar breit am alten Latimer und seinen Kameraden vorbei, die zu dumm sind, als daß sie uns jemals erschrecken könnten, und die uns nur ein bißchen flinke Beine machen.

Immerhin hat er Sie vorige Nacht doch ein bißchen erschreckt, und ich möchte Ihnen raten, davon abzulassen, ehe es schlimmer wird.

Sie schüttelte den Kopf. Nein, ich muß weiter leben, wie ich angefangen habe. Ich bin dazu geboren. Es liegt mir im Blut, und niemand kann mich davon heilen. O, Richard, Sie können nicht denken, wie Schweres Sie gefordert haben, und wie Sie mich in Versuchung führen, da Sie mich zwischen diesem und meiner Liebe zu Ihnen wählen lassen!

Stockdale lehnte mit dem Ellbogen auf dem Kaminsims, die Augen mit den Händen bedeckt. Wir sollten einander nie begegnet sein, Lizzy, sagte er. Es war ein Unglückstag für uns! Wie konnte ich denken, daß etwas so Hoffnungsloses und Unmögliches in unser Verlöbnis treten würde wie dies. Ach, es ist zu spät, die Folgen in dieser Weise zu bedauern. Wenigstens ist mir das Glück zuteil geworden, Sie zu sehen und zu kennen.

Sie dissentieren von der Kirche, und ich dissentiere vom Staat, sagte sie. Und ich sehe nicht ein, wieso wir nicht gut zueinander passen.

Er lächelte trübe, während Lizzy mit gesenkten Blicken stand und leise an zu weinen fing.

Das war ein unglücklicher Abend für die beiden, und die Tage, die folgten, waren unglückliche Tage. Beide gingen mechanisch ihren Beschäftigungen nach, und seine niedergeschlagne Stimmung wurde von manchem in seiner Gemeinde, mit dem er in Berührung kam, bemerkt. Doch daß Lizzy, die sich tagelang zu Hause hielt, die Ursache sein könnte, wurde nicht vermutet. Denn man nahm allgemein an, daß zwischen ihr und ihrem Vetter Owlett eine heimliche Verlobung bestünde, und das schon seit längerer Zeit.

So ging eine Woche in Ungewißheit hin, bis eines Morgens Stockdale zu ihr sagte: Ich habe einen Brief bekommen, Lizzy. Ich muß Sie schon so anreden, bis ich weg bin.

Weg? sagte sie bestürzt.

Ja, sagte er. Ich gehe von hier weg. Ich fühle, es ist besser für uns beide, wenn ich nicht hierbleibe nach dem, was geschehn ist. Wirklich, ich könnte nicht hier bleiben und Sie tagtäglich sehen, ohne in meinen Vorsätzen schwach und wankend zu werden. Ich habe eben Nachricht: es läßt sich einrichten, daß der andre Prediger in einer Woche hier sein kann, und dann kann ich anders wohin gehn.

Daß er all die Zeit so fest in seinem Beschluß beharrt hatte, überkam sie als schmerzliche Überraschung. Sie haben mich nie geliebt! sagte sie bitter.

Ich könnte dasselbe sagen, gab er zurück, aber ich will es nicht. Tun Sie mir eines zuliebe. Kommen Sie, meine letzte Predigt zu hören am Tage, ehe ich fortgehe.

Lizzy, die Sonntags Morgens zur Kirche ging, besuchte Abends gleich den übrigen Wankelmütigen häufig Stockdales Kapelle; so versprach sie es ihm.

Es wurde bekannt, daß Stockdale fortgehn würde, und auch außerhalb seiner Sekte tat es vielen leid. Die dazwischen liegenden Tage waren rasch verflogen, und an dem Sonntagabend, der seiner Abreise voranging, saß Lizzy in der Kapelle, um ihn zum letztenmale predigen zu hören. Das kleine Gebäude war überfüllt, und er wählte ein Thema, das alle erwartet hatten, den Schleichhandel, der in so großer Ausdehnung von ihnen betrieben wurde. Seine Hörer, die sich seine Worte zu Herzen nahmen, merkten nicht, daß sie hauptsächlich an Lizzy gerichtet waren, bis die Predigt bewegter wurde, und Stockdale vor Aufregung beinahe zusammenbrach. Seine eigne ernste Überzeugung und ihre traurigen Augen, die zu ihm aufschauten, waren in Wahrheit zuviel für die Selbstbeherrschung des jungen Mannes. Er wußte kaum, wie er zu Ende kam. Wie durch einen Nebel sah er Lizzy sich umdrehn und mit den übrigen Versammelten hinausgehn, und bald nachher folgte er ihr nach Hause.

Sie lud ihn zum Abendbrot ein, und sie saßen allein beieinander, denn ihre Mutter war, wie meist an Sonntagabenden, zeitig zu Bett gegangen.

Wir wollen als Freunde scheiden, nicht wahr? sagte Lizzy mit erzwungner Heiterkeit und ohne ein einziges mal seine Predigt zu erwähnen — eine Zurückhaltung, die ihn etwas enttäuschte.

Das wollen wir, sagte er und lächelte nun auch gezwungen. Damit setzten sie sich zu Tisch.

Es war die erste Mahlzeit, die sie in ihrem Leben geteilt hatten, und möglicherweise die letzte, die sie jemals teilen würden. Als sie beendet war, und das gleichgiltige Gespräch nicht länger aufrecht zu erhalten war, stand er auf und nahm ihre Hand. Lizzy, sagte er, wollen Sies wirklich, daß wir uns trennen — wollen Sies?

Sie wollens, sagte sie feierlich. Ich kann nichts weiter sagen.

Ich auch nicht, sagte er. Wenn dies Ihre Antwort ist, dann leben Sie wohl!

Stockdale beugte sich über sie und küßte sie, und unwillkürlich erwiderte sie seinen Kuß. Ich reise früh, sagte er hastig. Ich werde Sie nicht wieder sehen.

Und er reiste in der Frühe ab. Als er in das graue Morgenlicht hinaustrat, um den Wagen zu besteigen, der ihn hinweg tragen sollte, wars ihm, als wenn er zwischen den geteilten Vorhängen von Lizzys Fenster ein Gesicht sähe; aber das Licht war ungewiß, die Scheiben glitzerten von Nässe, so war er nicht sicher, ob er recht gesehen habe. Er bestieg das Fuhrwerk und war fort. Am folgenden Sonntag sprach in der Kapelle der Moynton Wesleyaner der neue Prediger.

* * *

Zwei Jahre nach der Trennung kam Stockdale, der jetzt in einer mittelenglischen Stadt ansässig war, in der damals üblichen Weise mit Fuhrwerk durch Nieder-Moynton. Den ganzen Nachmittag über im Wagen hin und her geschüttelt, hatte er allerlei Fragen an den Fuhrmann gestellt, und die Antworten, die er bekam, hatten ihn lebhaft interessiert. Das Resultat davon war, daß er ohne das leiseste Zaudern auf die Tür seiner frühern Wohnung zuging. Es war gegen sechs Uhr Abends um dieselbe Jahreszeit, wo er damals fortgegangen war. Auch jetzt war das Erdreich feucht und glänzend, im Westen lag ein heller Schimmer, und Lizzys Schneeglöckchen in der Rabatte unter der Mauer hoben die Köpfchen.

Lizzy mußte ihn vom Fenster gesehen haben, denn als er die Tür erreicht hatte, war sie schon da und hielt sie offen. Dann, wie wenn sie ihr Herauskommen nicht recht überlegt hätte, trat sie zurück und sagte etwas gezwungen: Herr Stockdale!

Sie wußten, daß ichs war, sagte Stockdale, ihre Hand fassend. Ich schrieb, daß ich kommen würde.

Ja, aber Sie sagten nicht, wann, antwortete sie.

Nein. Ich war nicht sicher, wann meine Angelegenheit mich in diese Gegend führen würde.

Sie kommen nur, weil Sie hier zu tun haben?

Eigentlich ja. Aber ich habe oft gedacht, wie gern ich kommen möchte, eigens um Sie wiederzusehen .... Aber was ist das alles, was hier geschehn ist? Ich sagte Ihnen, was daraus werden würde, Lizzy, aber Sie wollten nicht auf mich hören.

Ich wollte es nicht, sagte sie traurig. Aber zu diesem Leben war ich erzogen, es war mir zur zweiten Natur geworden. Jetzt aber ists vorbei damit. Die Beamten bekommen Blutgeld, wenn sie einen Mann tot oder lebendig fangen, und unser Geschäft wird zugrunde gerichtet. Sie haben uns gehetzt wie Ratten.

Owlett ist fort, wie ich höre.

Ja. Er ist in Amerika. Das gab damals einen schrecklichen Kampf, das letztemal, als sie ihn zu fangen versuchten. Wirklich, ein Wunder ists, daß er das überlebt hat, und daß ich nicht erschossen wurde. Sie trafen mich in die Hand. Hatten nicht auf mich gezielt, sondern der Schuß war für meinen Vetter bestimmt; aber ich stand hinter ihm und sah wie gewöhnlich zu, und da bekam ich die Kugel. Es blutete schrecklich, aber ich schleppte mich nach Hause, ohne ohnmächtig zu werden; und nach einer Weile heilte es. Sie wissen, wie er zu leiden hatte?

Nein, sagte Stockdale. Ich hörte nur, daß er knapp mit dem Leben davon kam.

Er war in den Rücken geschossen worden, aber die Kugel sprang an einer Rippe ab. Schwer verletzt war er. Wir wollten ihn nicht in ihre Hände fallen lassen. Da trugen ihn die Männer die ganze Nacht hindurch über die Wiesen nach Kingsbere, versteckten ihn in einer Scheune und verbanden seine Wunde, so gut sie konnten, bis er so weit geheilt war, daß er sich wieder bewegen konnte. Seine Mühle hatte er schon seit einiger Zeit aufgegeben; und schließlich entkam er nach Bristol und kaufte eine Überfahrt nach Amerika. Er ist in Wisconsin angesiedelt.

Wie denken Sie jetzt über das Schmuggeln? fragte der Prediger ernst.

Ich gebe zu, daß wir im Unrecht waren, sagte sie. Aber ich habe auch dafür gebüßt. Ich bin jetzt sehr arm, und meine Mutter ist seit einem Jahre tot. Aber wollen Sie nicht näher treten, Herr Stockdale?

Stockdale ging hinein, und vermutlich wurden sie einig. Denn vierzehn Tage später wurden Lizzys Möbel verkauft, und danach gab es eine Trauung in einer Kapelle der benachbarten Stadt.

Er führte sie hinweg von ihren alten Schlupfwinkeln in das Heim, das er sich in der Grafschaft, wo er geboren war, bereitet hatte, und sie lernte mit lobenswertem Fleiß ihre Pflichten als Frau eines Geistlichen. Man erzählt, daß sie in spätern Jahren ein treffliches Traktat schrieb, betitelt „Gib dem Cäsar; oder die reuigen Landleute". Darin war, was sie selbst erlebt hatte, ohne Namennennung für die einleitende Geschichte verwertet. Stockdale ließ es drucken, nachdem er einige Korrekturen vorgenommen und ein paar eigne kraftvolle Sätze hinzugefügt hatte; und viele hundert Exemplare wurden von dem Paare im Laufe ihres Ehelebens verteilt.

Deutsch von Beda Prilipp



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Nordschleswig.)

Längere Zeit hat das nördliche Grenzgebiet des Reichs die Aufmerksamkeit der fernab wohnenden deutschen Landsleute nur wenig in Anspruch genommen. Vor Jahren, als Herr von Köller das Oberpräsidium der Provinz Schleswig-Holstein übernahm, war das anders gewesen. Damals stritt man sich lebhaft um die Zweckmäßigkeit des Kurses, den der neue Oberpräsident eingeschlagen hatte. Die feste Hand, mit der er die Zügel führte und die maßlose Agitation der Dänen in ihre Schranken wies, erschreckte die weichmütigen Seelen, die von der wirklichen Lage in der Nordmark des Reichs nur nebelhafte Vorstellungen hatten, indessen das Bedürfnis empfanden, ihre Prinzipien auch in dieser Frage zur Geltung zu bringen. Überdies wirkte der Name des Herrn von Köller bei gewissen Leuten wie das rote Tuch auf den Kampfstier; was er tat, mußte selbstverständlich grundverkehrt sein; man kannte es nicht, aber man mißbilligte es. Wirklich schienen die guten Leute zu glauben, daß Herr von Köller in seiner Provinz die Rolle des Herzogs Alba in den Niederlanden spiele. Unterdessen blickten die Deutschen in Nordschleswig mit dankbarem Vertrauen zu ihrem Oberpräsidenten auf, und auch die Dänen, soweit sie besonnene und vernünftige Leute waren und sich gegenüber den fanatischen Führern der dänischen Hetzpartei ein eignes Urteil erlauben konnten, fanden ihn so übel nicht, den wohlwollenden, vornehm denkenden Herrn, der jedem sein Recht ließ, aber allerdings in Fragen der Staatsautorität keinen Spaß verstand. Nur die freisinnige Presse der Provinz schimpfte anstandshalber ein bißchen weiter, aber eigentlich nur um ihre Parteigenossen im Reich, die ja von Berufs wegen auf den „Reaktionär" Köller schimpfen mußten, nicht zu arg zu blamieren; bös war es nicht gemeint. Als einige Zeit später das „Berliner Tageblatt" einen eignen Korrespondenten nach Nordschleswig schickte, um in farbenprächtigen Schilderungen das Mitleid des liberalen Deutschlands mit den gemißhandelten dänischen Brüdern wachzurufen, da ging es dem Manne wie dem Propheten Bileam. Er war ausgezogen, um zu fluchen, und siehe da, er segnete! Denn wahrheitsgetreu mußte er berichten, daß von einem Druck, der auf die Dänen angeblich ausgeübt werden sollte, gar nicht die Rede war. So beruhigte man sich allmählich über den Kurs der preußischen Dänenpolitik, und als nun Herr von Köller, dessen Persönlichkeit dem rechtgläubigen Liberalismus natürlich trotzdem ein Greuel geblieben war, nach Elsaß-Lothringen ging und in Schleswig-Holstein Herrn von Wilmowski Platz machte, da sprach man kaum noch von der Sache, obwohl der neue Oberpräsident die Praxis seines Vorgängers beibehielt und nur deshalb milder erschien, weil die Politik schon ihre Wirkungen getan und die Agitation vorsichtiger gemacht hatte.

Der einzige dänische Abgeordnete im Deutschen Reichstage — bis zum vorigen Jahre war es der inzwischen verstorbne Abgeordnete Jessen — hielt zwar pflichtschuldig jedes Jahr seine Anklagerede gegen die preußische Regierung wegen Vergewaltigung der dänisch sprechenden Nordschleswiger, aber das machte wenig Eindruck, und nur die für jede kleine Sensation dankbaren Tribünen nahmen davon Notiz, weil es dabei nicht selten einen Ordnungsruf setzte. So schien die nordschleswigsche Frage zu denen zu gehören, die der nationale Politiker zwar mit Interesse verfolgte, die aber kaum zu besondern Erörterungen Anlaß gab.

Nun ist diese Frage doch wieder in den Vordergrund getreten und hat in gut nationalen Kreisen eine gewisse Aufregung hervorgerufen, weil man in verschiednen Vorgängen der letzten Zeit einen Kurswechsel zu erkennen glaubte. Wie ist nun die Lage zu beurteilen?

Die Deutschen in Nordschleswig urteilen begreiflicherweise aus den Erfahrungen heraus, die sie in ihrer nächsten Umgebung alltäglich machen. Sie sehen die Anstrengungen einer fremden Nationalität, mit Anmaßung und Fanatismus ihr vermeintliches Recht in einem deutschen Lande zu behaupten. Sie sehen sich von einer fremden Minderheit beständig in ihren heiligsten Empfindungen als Deutsche und Staatsbürger verletzt. Sie sehen endlich mit Ingrimm, daß ihre Nation, der das Land gehört, von jenem fanatischen Häuflein in eine Verteidigungsstellung gedrängt wird. Kein Wunder, daß sie empfindlich werden gegen alles, was nach einem Rückzug der Staatsregierung aussieht. Unwillkürlich ziehen sie Vergleiche mit andern Grenzgebieten des Deutschen Reichs, und so erscheint ihnen ihre Lage ähnlich wie die der bedrängten Deutschen in den Ostmarken.

Hierin liegt nun allerdings doch ein Irrtum, der sehr ins Gewicht fällt. Man kann die polnische und die dänische Minderheit nicht ohne weiteres miteinander vergleichen. Die Polen erstreben die Wiederherstellung der selbständigen, politischen Geltung ihrer Nation, die sie verloren haben. Die Dänen dagegen bilden einen unabhängigen Staat, der innerhalb des europäischen Staatensystems allgemein anerkannt ist. Es braucht nicht erst ein Dänemark geschaffen zu werden, wie ein neues Polen geschaffen werden müßte, wenn man die Wünsche der polnischen Nation erfüllen wollte. Will also Dänemark eine Änderung in der Lage der außerhalb seiner anerkannten Grenzen wohnenden Dänen herbeiführen, so muß es sich dazu der Mittel bedienen, die jedem unabhängigen Staate zu Gebote stehen, das heißt es muß entweder in Verhandlungen eintreten, um zu einem Vertrag zu gelangen, oder es muß Krieg führen. Es ist also eine Macht vorhanden, die die volle, freie und legitime Verantwortung für alle Entschlüsse übernehmen kann, die in der Richtung der nationalen Wünsche liegen. Wie weit das wirklich geschieht, kommt hier nicht in Betracht. Für die Polen liegt jedenfalls die Sache anders. Für sie gibt es keine Macht, die im Namen der ganzen Nation verhandeln oder Krieg führen kann. Hier gibt es nur den Weg der illegitimen Auflehnung gegen die bestehende Staatszugehörigkeit.

Mit andern Worten: die Polenfrage ist für jeden der beteiligten Staaten zunächst eine interne Frage; die nordschleswigsche Frage dagegen berührt die Beziehungen zu einem unabhängigen Nachbarstaat, kann also nicht ganz losgelöst werden von den Rücksichten und Interessen der auswärtigen Politik.

Es braucht hier nicht zergliedert zu werden, welche Gründe für Deutschlands auswärtige Politik vorliegen, mit dem kleinen Nachbarstaat im Norden, dessen Bevölkerung, der südlichste Stamm der Nordgermanen, der niederdeutschen Art so nahe steht, gute Beziehungen zu pflegen. Die Feindschaft zwischen Deutschen und Dänen hat etwas Unnatürliches. Obwohl beide Völker im Mittelalter harte Kämpfe ausgefochten haben, ist ein wirklicher Haß der Nationen niemals daraus

entstanden. Erst im neunzehnten Jahrhundert gewann die schleswig-holsteinische Frage ihre für Dänemark bedrohliche Gestalt. Der ohnehin kleine Staat mußte den Verlust von fast einem Drittel seines damaligen Gebiets gewärtigen. Unter dem Druck dieser Gefahr wuchs der Trotz und der Ehrgeiz der Nation. Sie suchte gewaltsam festzuhalten, was ihr zu entschlüpfen drohte, wenn das alte Recht Bestand haben sollte. Und nun fingen die Dänen an, in Schleswig-Holstein die Herren zu spielen, und zwar die harten, eifrigen, brutalen Herren, die am liebsten das Land über Nacht dänisch gemacht hätten. Mittlerweile aber war auch das deutsche Nationalgefühl erwacht, und gerade die schleswig-holsteinische Frage sollte es sein, an der es sich immer mehr aufrichtete. Das fühlten die Deutschen in der Nordmark sehr wohl, und mutig nahmen sie den Kampf um ihr gutes Recht auf. Von den Dänen aber wurden sie immer leidenschaftlicher unterdrückt und als Rebellen oder Verräter behandelt. In dieser Zeit wuchs der Haß zwischen Deutschen und Dänen, bis die Kanonen die letzte Entscheidung brachten und das deutsche Land endgiltig von Dänemark lösten. Seitdem sind 43 Jahre vergangen, und nichts ist geschehen, was auch nur im geringsten als ein Anzeichen gedeutet werden könnte, daß über das Schicksal Schleswig-Holsteins noch nicht das letzte Wort gesprochen wäre. Den Völkern sind neue und bessere Aufgaben gestellt, als in unfruchtbarem Groll über die Vergangenheit auch dann nebeneinander herzugehn, wenn Vernunftgründe und Rassenverwandtschaft in gleichem Maße dafür sprechen, daß man in Zukunft Hand in Hand geht.

In der Tat beginnen in den maßgebenden Kreisen des unabhängigen dänischen Staats die Wunden zu verharschen, die dem Selbstgefühl des stolzen, zähen und ehrliebenden Volks geschlagen worden sind. Zwischen den beiden Herrscherhäusern besteht schon eine herzliche Freundschaft, und auch sonst wächst im dänischen Volke die Einsicht von der Nutzlosigkeit und Sinnlosigkeit des alten Grolls gegen die geistesverwandte, mächtig aufstrebende Nachbarnation. Auf dieser Grundlage ist der vielbesprochne „Optantenvertrag" zustande gekommen. Er bedeutet eine Anerkennung des gegenwärtigen Besitzstandes, wie sie in vorbehaltloser Form bisher von der offiziellen dänischen Staatsgewalt noch nicht ausgesprochen worden war. Dafür hat die deutsche Regierung einen Beweis vertrauensvollen Entgegenkommens gegeben, indem sie die bisher in staatsrechtlichem Sinne heimatlosen Optantenkinder in den preußischen Staatsverband aufnahm.

Das war ein Schritt, der vom Standpunkt einer weiterschauenden, großen Politik aus gebilligt werden muß. Daß es in Dänemark auch intransigente Stimmen gibt, die von Versöhnung nichts wissen wollen, und die sich in der haltlosen Behauptung gefallen, der Verzicht auf den nördlichen Teil von Schleswig sei in dem Vertrage von Dänemark gar nicht ausgesprochen worden, kann an diesem Urteil nichts ändern.

Nun sehen wir aber auch die Deutschen Nordschleswigs nicht nur von starker Besorgnis erfüllt, sondern zu einem großen Teil geradezu erbittert und tief gekränkt und entmutigt. Haben sie ein Recht zu dieser Auffassung?

Wir haben der Leitung der auswärtigen Politik unbedingt Recht gegeben, daß sie die Gelegenheit, die Beziehungen zwischen Deutschland und Dänemark wieder auf einen gesunden Boden zu stellen, nicht von der Hand gewiesen hat. Aber wenn wir den Zusammenhang der nordschleswigschen Frage mit den Rücksichten der auswärtigen Politik stark betont haben, so ist damit nicht gesagt, daß die Frage nur von diesem Gesichtspunkt aus anzusehen ist. Sie ist vielmehr zugleich eine interne Frage des preußischen Staats. Insofern hatten die deutschen Nordschleswiger ein Recht darauf, daß die Empfindungen dieser kampfmutigen und treu ausharrenden Männer geachtet wurden. War es nötig, nach dem Abschluß des Optantenvertrages

die „Politik der festen Hand“, die nachgerade die Billigung aller Deutschen von fester, nationaler Gesinnung gefunden hatte, aufzugeben? War es richtig, die Herausforderungen der inländischen dänischen Agitatoren, den frechen Hohn, mit dem sie sogar die dänische Regierung direkt zu einer illoyalen Auslegung und Handhabung des geschlossenen Vertrages aufforderten, mit Versöhnungs- und Verbrüderungsversuchen und mit gänzlich überflüssigen Liebenswürdigkeiten zu beantworten? Man wird auf diese beiden Fragen ruhig mit Nein antworten können. Die Pflege der guten Beziehungen zu Dänemark, die loyale Ausführung des Vertrags, die gerechte Behandlung der preußischen Staatsbürger dänischer Zunge schließen durchaus nicht die Notwendigkeit ein, daß der preußische Staat von seinen besten Traditionen abweicht und seine Autorität einer unverschämten Agitation preisgibt. Die „feste Hand“ bedeutet kein Schema, das etwa eine rauhe, ungerechte Behandlung der dänisch sprechenden Bevölkerung mit sich brächte; sie ist durchaus vereinbar mit den Rücksichten, die die hohe Politik fordert, denn sie geht ja nicht angriffsweise vor, sondern ist nur die natürliche Gegenwirkung der Staatsgewalt gegen die Tätigkeit der Agitatoren, die auch die dänische Regierung im Grunde nur kompromittieren, ohne ihr zu nützen. Nachdem der preußische Staat, dem Optantenvertrag gemäß, eine nicht unbeträchtliche Anzahl national unzuverlässiger Elemente in seinen Staatsverband aufgenommen, sich selbst freiwillig die Möglichkeit der Ausweisung dieser Elemente abgeschnitten und so das Gleichgewicht zuungunsten der deutschen Bevölkerung verschoben hatte, konnte er um so mehr mit ruhigem Gewissen die Wirkung seines Entgegenkommens abwarten und den dänischen Hetzaposteln genau in dem Maße entgegentreten, wie sie es selbst herausforderten. Man war das gerade unter diesen Umständen den Deutschen schuldig. Es ist gewiß recht gut, wenn nicht der Eindruck entsteht, als ob das Dänentum nur durch besondre Maßregeln der Regierung in Schranken gehalten werde. In Wahrheit liegt die Sache so, daß das Deutschtum in Nordschleswig aus natürlichen Gründen im Vordringen begriffen ist, und die Leidenschaftlichkeit und der Fanatismus der nordschleswigschen Dänenführer erklärt sich gerade dadurch, daß sie sehr deutlich das Gefühl der Ohnmacht gegenüber einem unaufhaltsamen Entwicklungsprozeß haben. Die Deutschen werden und können daher gern auf besondre Hilfe und künstliche Förderung durch die Regierung verzichten. Aber in dem Augenblick, wo die feindliche Agitation mit besondrer Gehässigkeit einsetzt, um die Wirkungen der beginnenden Versöhnung und Beruhigung zu hintertreiben, sollte die Regierung gerade der unabhängigen deutschen Bevölkerung freies Spiel lassen, nicht aber an dieser Stelle das Gefühl erzeugen, daß die Regierung sie nicht nur im Stich läßt, sondern ihr auch in den Arm fällt.

Wir sind also der Meinung, daß der neue Oberpräsident von Bülow — sein in den Bahnen der Herren von Köller und von Wilmowski wandelnder Vorgänger von Dewitz ist leider aus dem Dienst geschieden — einen schweren Fehler begangen hat, als er eben jetzt den Augenblick für gekommen hielt, denselben Dänen, die soeben noch der Staatsautorität ins Gesicht geschlagen hatten und wieder einmal bis an die Grenze des Landesverrats gegangen waren, die Arme noch weiter zu öffnen, als es ohnehin schon geschehen war, und diesen „Brudergruß“ mit einer recht wenig angebrachten Ermahnung an die Deutschen zu begleiten. Er setzte sich dadurch zunächst einer persönlichen Niederlage aus, denn sein Appell wurde von den Deutschen, an die die Rede gerichtet war, mit vielsagendem Schweigen aufgenommen, während die folgende mannhafte und dabei besonnene Erklärung des Grafen Rantzau mit dem alten deutschen Kampfliede der Nordmark: „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ beantwortet wurde. Die weitere Folge der Rede des Oberpräsidenten wird aber auch eine Verschärfung der Kampfstimmung sein, da

dem Übermut der Dänen die Erbitterung der Deutschen entspricht. Das ist das Gegenteil von dem, was erreicht werden sollte. Ein festes Auftreten würde den Zwecken der auswärtigen Politik besser gedient haben, denn die dänischen Hetzer arbeiten ja gerade diesem Ziel entgegen und vertreten keineswegs die Bedürfnisse und Interessen der friedlichen dänischen Bevölkerung. Hoffentlich sieht man das noch rechtzeitig ein, denn wenn auch keine Gefahr für den Verlust dieses Grenzgebiets besteht, so gehen doch von den dortigen Zuständen Rückwirkungen aus, die im nationalen Interesse vermieden werden müssen. Das straffere Anziehen der Zügel braucht nicht in einer Weise zu geschehen, die — wie einst bei Herrn von Köller — Aufsehen und Widerspruch aus parteipolitischen Gründen weckt; man kann die mildeste Form wählen, aber das Prinzip muß gewahrt werden.

Japan als kolonisatorische Macht. Eine englische Übersetzung des Buches von Yosaburo Takekoshi „Japanische Herrschaft auf Formosa“ ist soeben bei Longmans Green & Co. erschienen, zu der Baron Shimpei Goto die Einleitung geschrieben hat. Das japanische Experiment in Formosa ist für alle kolonisatorischen Mächte von großem Interesse — namentlich auch da die aus Korea kommenden Nachrichten in keiner Weise schmeichelhaft für die östliche Großmacht klingen —, sodaß wir, da das Buch Takekoshis uns noch nicht zugänglich ist, einiges darüber amerikanischen und englischen Wochenschriften entnehmen, von denen die amerikanischen gewiß den Japanern gern etwas am Zeuge flicken wollen. Japan soll als kolonisatorische Macht beurteilt werden, das ist der Zweck des Buches Takekoshis; aber da es natürlich ist, daß der japanische Patriot darauf ausgeht, die Situation so schön wie möglich zu färben, so müssen seine Schlüsse mit einer gewissen Reserve aufgenommen werden. Einst wird Korea erzählen, was Japan in der Kolonisation leisten kann, sodaß ein endgiltiges Urteil doch erst in Dekaden gefällt werden kann; vorerst spricht Formosa allerdings zu Japans Gunsten, namentlich in finanzieller Hinsicht. Fast sieht es aus, als ob die neue Großmacht bis 1910 alle auf Formosa ausgegebnen Millionen wieder daraus hervorgeholt haben würde, ein Umstand, der wohl berechtigt ist, die Amerikaner eifersüchtig zu machen, wenn sie an die für die Philippinen verschleuderten Millionen denken, die unrettbar verloren sind. Was Eisenbahnen und Straßen, Telegraph und Telephon und endlich Sanierung betrifft, so sind in der Tat gewaltige Fortschritte auf Formosa gemacht worden. Es herrscht wirklich Ordnung auf der großen Insel; und das sprichwörtliche junge Mädchen kann allein sicher dort reisen, selbstverständlich abgesehen von den unzivilisierten Teilen, wo jetzt mit militärischer Macht gegen die Eingebornen vorgegangen wird. Allerdings darf auch nicht vergessen werden, daß der finanzielle Erfolg der japanischen Regierung nicht zum kleinen Teil auf dem Opium-, Salz- und Kampfermonopol beruht. Eine Reform des Gerichtswesens muß auch noch angebahnt werden. Takekoshis Buch enthält eine ausgezeichnete historische Schilderung von Formosas Vergangenheit und eine geographische Schilderung der Insel sowie eine Statistik ihrer Bodenschätze. In dieser Eroberungsperiode ist es von Interesse, daß man die Anzahl der auf Formosa lebenden Wilden festzustellen versucht hat.

An einer andern Stelle von The Nation lesen wir darüber: Die Nachricht der Times, daß Japan achttausend Mann nach Formosa schickt, um die wilden Stämme an der Ostküste von Formosa zu unterwerfen, zeigt, daß man von der Politik des frühern Generalgouverneurs Viscount Kodama abzuweichen gedenkt. Er hatte es unternommen, diese Schwierigkeit zu lösen, indem er die Eingebornen sich selbst überließ; Macht wurde nur angewandt, wenn die Eingebornen versuchten, ihre Gebiete zu verlassen. Der zivilisierte Teil der Insel ist durch eine Grenze von

Blockhäusern geschützt, einem wahren japanischen Limes; und Viscount Kodama hatte die Absicht, hier noch im westlichen Teil weiterzukommen, ehe er an die Unterwerfung der Wilden denken wollte. Japan hat das Gefühl, daß es in Formosa als kolonisatorische Macht vor dem Gericht der Öffentlichkeit steht, und daß nach seinen dortigen Erfolgen seine Bestrebungen in Korea und der Mandschurei beurteilt werden würden. Die Japaner sind von einer ganz besondern Empfindlichkeit gegenüber fremdem Urteil; sie wollen darum ihre Leistungen auf Formosa genau gewürdigt haben, wozu neben dem erwähnten erschöpfenden Buche von Takekoshi die japanischen Blaubücher stets Gelegenheit gegeben haben. Man darf also wirklich sagen, daß Japan auf vieles, was auf der Insel geschehen ist, stolz sein kann. Das Raubunwesen, der Fluch der Jahrhunderte, ist beseitigt; die Zivilverwaltung war durch Viscount Kodama bald an Stelle des militärischen Gouvernements gesetzt worden. Wenn man Formosa noch heute „die Insel der Schutzleute oder Polizeidiener" nennen kann, so ist doch zu bemerken, daß diese Policemen dem Generalgouverneur direkt verantwortlich sind. Gewiß sind die Steuern unter der japanischen Herrschaft bedeutend höher geworden; aber dies wird wohl dadurch aufgewogen, daß die Zahlungen an die Briganten und die korrupten Beamten Chinas aufgehört haben, daß Eisenbahnen und Straßen gebaut, Leben und Eigentum gesichert sind. Dazu erhält der Pflanzer weit bessere Preise für seinen Reis, die Löhne sind höher, und die Gelderwerbs- und Geschäftsmöglichkeiten sind gewachsen. Im Jahre 1904 hat Japan den letzten Zuschuß zu der Verwaltung der Insel gezahlt, jetzt steht sie auf eignen Füßen, und 1910 hofft Japan, wie schon bemerkt worden ist, sein Geld wieder herausbekommen zu haben, ganz abgesehen von den dem Mutterlande für alle Zeiten zuteil gewordnen Handelsvorteilen.

Im Jahre 1899 brachte Formosa 20529000 Bushels Reis hervor, 1904 sind daraus 41598000 Bushels, mehr als das Doppelte, geworden. Die Eisenbahnen mit 400 Kilometern Ausdehnung — gegen 95 — zahlen sich selbst; 9000 Kilometer gute Straßen, fast alle zwischen 1899 und 1902 gebaut, durchziehen das Land. Drahtloser Telegraph und Telephon sind eingeführt worden, und 3000 Kilometer Telegraphenlinien sind in Funktion. Hat nun auch Japan den besten Beweis dafür geliefert, daß es eine kolonisierende Nation sein darf: liefert es eine gerechte Regierung für Formosa, und sind die Inselbewohner zufrieden? Takekoshi sagt: „Neues Territorium kann durch das Schwert gewonnen werden, aber ohne daß die erobernde Nation die Eigenschaften hat, die für die weise Administration ihrer Besitzungen ein Bedürfnis sind, muß Enttäuschung und Auflösung unbedingt folgen." Takekoshi läßt merken, daß die Erfolge Japans auf Formosa das Reich in die Gemeinschaft der großen Kolonialmächte der Erde aufnehmen, er zweifelt nicht an dem endlichen Glück der Formosaner unter japanischer Herrschaft, gerade so wie er das Regierungsmonopol auf Salz, Kampfer und die ganze Tabakindustrie verteidigt. Klug genug wären ja auch die Japaner, wenn sie die folgende Maxime verfolgten: „Jeder Versuch, unsre Gewohnheiten und sozialen Institutionen den Formosanern aufzuzwingen und sie nach japanischem Modell umzuformen, wird unsre Politik nur Gefahren aussetzen und uns in der Kolonisation der Insel gar keinen Nutzen bringen. Vergessen wir nicht, daß der Erfolg in der Kolonisation von Tropenländern darin liegt, daß man das Vertrauen der Eingebornen durch liberale und weise Administration und ihre Heranziehung zur loyalen Mitarbeit gewinnt." Wahre und beherzigenswerte Worte, die die Japaner hier für tropische Kolonialgebiete — und nicht bloß ihre eignen — aussprechen: in Korea und der Mandschurei, als nichttropischen Gebieten, machen sie auch wirklich keinen Gebrauch davon, und der Ausblick auf die japanischen Erfolge in Korea ist ebenso düster, als er für Formosa hell erscheint.

Kultur- und Universalgeschichte. An der Leipziger Universität ist die Bildung eines Seminars für Kultur- und Universalgeschichte im Gange. Lamprecht, der Schöpfer der neuen Einrichtung, ist schon seit mehreren Jahren dabei, von den Studien und der Darstellung der deutschen Geschichte zu einer einheitlichen, psychologisch-historischen Erfassung der Entwicklung der Erdenvölker überzugehen. Das neue Seminar soll zugleich dieser in ihrer gründlichen Art ersten Weltgeschichtsforschung dienen und ihren Teildisziplinen, den Kulturgeschichten einzelner Nationen. Wir wünschen heute hier auf einige literarische Vorposten dieser verheißungsvollen Bestrebungen aufmerksam zu machen. Lamprecht gibt neuerdings in zwei Serien die besten der Arbeiten seiner Schüler heraus. Bei Perthes erscheinen „Geschichtliche Untersuchungen" — darin volkspsychologisches, wie die guten Studien von Arens „Das Tiroler Volk in seinen Weistümern", Markgraf „Das moselländische Volk in seinen Weistümern" und Brandt „Der Bauer im Herzogtum Sachsen-Altenburg" — und eine Anzahl trefflicher Untersuchungen zur Geschichte des historischen Denkens (zum Beispiel über Mosheim, Gervinus, Luden, Bodin, Abbt). Die andre Reihe heißt geradezu „Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte" (Voigtländer), hebt an mit einer verständigen, großzügigen und frisch geschriebnen Arbeit über Goethe als Geschichtsphilosoph, die das Thema viel weiter und tiefer faßt als die wohl manchem unsrer Leser bekannten Schriften von Wegele und Lorenz, und läßt dann unter anderm zwei Studien über die Entwicklung des ältesten japanischen Seelenlebens nach seinen literarischen Ausdrucksformen und über die altchinesische Ornamentik folgen. Alles das ist methodisch sicher gearbeitet, und solange wir Lamprechts eigne Darstellung der Weltgeschichte noch zu erwarten haben, wird man diesen überraschend neuen Bausteinen zu einer uns befriedigenden Vorstellung von dem, was man Weltgeschichte nennt, volles Interesse nicht versagen können.



Die Grenzboten

66. Jahrgang

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

Nr. 32

Ausgegeben am 8. August 1907

Inhalt

50 Pf. das Heft

Fr. Wilh. Grunow Leipzig

6 Mark das Viertelj.

Berlinische Lebens-Versicherungs-Gesellschaft

Aeltestes preussisches Institut, begründet 1836, empfiehlt sich zum Abschluss von

Lebens-, Spar und Renten-Versicherungen.

Ende 1906 betrug der Versicherungs-Bestand **51005** Personen mit M. **245969795** Versicherungs-Kapital und der Gesamt-Reservefonds M. **91512952.**

Zahlreiche Verträge mit Behörden und Korporationen, mit Konsistorien und Generalsuperintendenten, mit Kommunalbeamten, Lehrer-Vereinen, mit **vielen landwirtschaftlichen Vereinen** etc. Vorteilhafte Versicherungs-Bedingungen; billige Prämien; hohe Dividenden ohne Nachschussverpflichtung. — Auskünfte und Prospekte durch die Agenten sowie durch die Direktion in Berlin SW., Markgrafenstrasse 11/12.



J. A. Henckels.

Zwillingswerk in Solingen

fabriziert und empfiehlt: Messer und Gabeln für Küche und Haus — Messer für alle Gewerbe und Künste — Hirschfänger u. Jagdmesser — Scheren f. alle Zwecke.

Hauptniederlage: **BERLIN W.,** Leipzigerstraße 118.

Eigene VERKAUFS-Niederlagen: CÖLN a. Rh., Hohestraße 144 — DRESDEN, Wilsdrufferstraße 7 — FRANKFURT a. M., Roßmarkt 15 — HAMBURG, Große Johannisstraße 6 — WIEN I, Kärntnerstraße 24.



Wiesbaden Hotel Nassau (Nassauer H

und daranschließend Hotel Cecilie. Badhaus am ... und Königlich...



Russische Briefe

Von George Cleinow

7. Nach dem Staatsstreich

Seit meinem letzten Briefe sind äußerlich viele Veränderungen in Rußland vor sich gegangen. Die zweite Reichsduma wurde aufgelöst, ein Manifest verkündete am 3. (16.) Juni die Einführung eines neuen Wahlgesetzes, der Reichskontrolleur von Schwanebach mußte zu seiner großen Überraschung plötzlich aus dem Amte scheiden, und — am Kopf der Moskowskija Wjedemosti prangt nicht mehr das ceterum censeo für die Auflösung der Duma, sondern es heißt: „Und nun vor allen Dingen muß dem Aufruhr ein Ziel gesetzt werden!" Der deutsche Leser wird wahrscheinlich das neue Wahlgesetz als das wichtigste aller dieser Geschehnisse betrachten. Tatsächlich wäre das aber eine Überschätzung seiner Bedeutung. Die Wahlrechtsänderung an sich hätte wohl die ihr zugedachte positive Bedeutung, wenn sie nicht zugleich den Sieg einer ganz bestimmten Gruppe aus der Gesellschaft über die Regierung darstellte, also wenn sie als Zeichen und Ausfluß der Stärke der Regierungsgewalt hingenommen werden könnte. Das Gesetz ist aber tatsächlich nicht das Werk einer tatkräftigen, weitschauenden Regierung, wie viele meinen, es ist ein vorläufiges Ergebnis des Kampfes einer verhältnismäßig kleinen Gruppe aus der Gesellschaft, die von Reformen nichts wissen will, gegen die zu Reformen geneigte Regierung. Darum darf auch das mit dem Gesetz verbundne Auftreten der Regierung nicht schlechthin als ein Zeichen erstarkender Regierungsautorität aufgefaßt werden. Es ist lediglich, wie schon gesagt, der augenblickliche Erfolg einer revolutionären Partei über eine andre, erkämpft mit Hilfe einer geschwächten Regierungsgewalt. Das mag paradox klingen, ist aber tatsächliche Wahrheit. Rußland ist kein durch das Zusammenwirken der Gesellschaft und der Exekutive regierter Verfassungsstaat, worin sich die Regierungsautorität auf eine oder mehrere politische Parteien im Lande stützt. Es ist heute, wie vor 1905, ein von der Bureaukratie selbstherrlich regierter Staat, worin allerdings die Regierung vom

Monarchen beauftragt ist, durch zweckentsprechende Reformen erst verfassungsmäßige Zustände herbeizuführen. Das Maß und der Umfang dieser Reformen waren durch den Kaiser im Manifest vom 17. (30.) Oktober 1905 vorgeschrieben worden. Die Aufgabe konnte jedoch bisher aus verschiednen Gründen, deren Ursprung in der Schwäche der Regierung liegt, nicht durchgeführt werden. Auf der einen Seite versuchte die sozialistisch erzogne Intelligenz weit über das hinauszugehn, was für den historisch entstandnen Staat zulässig ist, und auf der andern suchte ein durch die Regierung seit dreißig Jahren verzogner Adel jede gründliche Reform zu verhindern. Der Gegner von links ist hierbei als die treibende, also gesundere, wenn auch leicht staatsgefährliche Kraft, der Gegner von rechts aber, der unter allen Umständen zu den Verhältnissen zurückkehren will, die früher zur Revolution geführt haben, ist als stagnierende und zersetzende Kraft zu betrachten. Hier ist, wohlverstanden, nicht von liberal und konservativ die Rede. Das sind Begriffe, die wohl noch recht lange in Rußland nicht im westeuropäischen Sinne werden angewandt werden dürfen. Hier heißt noch konservativ soviel wie asiatisch-roh, und liberal bedeutet Schwäche. Beide kämpfenden großen Richtungen bedienen sich zur Erreichung ihrer Ziele der Gewalt, beide sind unduldsam, wie es nur Dogmatiker sein können. Die Regierung hat vor beiden die Waffen gestreckt. Vor der Intelligenz im Winter 1905/06, vor dem reaktionären Adel am 3. (16.) Juni 1907. Von diesem Standpunkt betrachtet kann das neue Wahlgesetz nur die Bedeutung einer zeitweiligen Folgeerscheinung haben, während der Befehl W. Gringmuts am Kopf der Moskowskija Wjedemosti gegenwärtig die schaffende Kraft andeutet, die die Tätigkeit der Regierung und die Wirksamkeit des Wahlgesetzes ausfüllen soll.

Trotz dieser Auffassung soll aber das Wahlgesetz zuerst besprochen werden, weil sich aus manchem seiner Paragraphen das ergibt, was über die neuerdings wieder zur Macht gekommene Partei weiter unten gesagt werden muß.

* * *

Das Wahlgesetz vom 3. Juni beruht im allgemeinen auf denselben Grundsätzen, auf denen das Bulyginsche vom 6. (19.) August 1905 aufgebaut war. Aber die Ziele sollen im einzelnen mit andern Mitteln erreicht werden als früher. Die Aufgabe der Gesetzgeber war, wie vor zwei Jahren, eine der Bureaukratie genehme Volksvertretung zu schaffen, also eine solche, die für die Bauern keine Landzuweisung durch Enteignung, für die Nichtrussen keine der Russifizierung entgegenstehenden Freiheiten fordern würde, und — last not least — die sich nicht zu intensiv um die Finanzwirtschaft des Reiches kümmerte.*) Im ersten Wahlgesetz sollte das Ziel, wie wir vor zwei Jahren an dieser Stelle nachwiesen, erreicht werden mit Hilfe der Ungebildeten und der

*) S. meinen letzten Brief.

Kapitalisten aller Grade — Großgrundbesitzer, Fabrikant und Kulak. Dem Adel wurde nicht getraut, und er mußte sogar gegenüber den Bauern zurückstehn, weil er sich in den Sjemstwo als unzuverlässig, d. h. konstitutionell erwiesen hatte. Es wurde schon früher darauf hingewiesen, daß der Grund der Unzuverlässigkeit des ganzen Standes hauptsächlich darin zu finden war, daß sich eben nur die verhältnismäßig wenigen Konstitutionalisten in die Sjemstwo drängten, während die damals viel zahlreichern Absolutisten keine gemeinnützige Politik trieben; was jeder Einzelne von ihnen brauchte, erwirkte er direkt durch seine Petersburger Verbindungen. Im neuen Wahlgesetz werden die Kapitalisten im allgemeinen als zuverlässig bevorzugt. Dagegen gelten die Bauern nach den Erfahrungen während der beiden ersten Wahlkämpfe als durchaus unzuverlässig. Darum schenkt die Bureaukratie ihr Vertrauen wieder dem Adel. Es handelt sich dabei nur um den absolutistischen Adel, der durch die Ansprüche der Bauern aus seiner Apathie aufgeschreckt, sich politischen Organisationen angeschlossen hat und nun aus der Abwehr der Konstitution zum Angriff gegen sie vorgeht. Doch ganz traut der bureaukratische Gesetzgeber seinem adlichen Bundesgenossen nicht. Darum hat er, wo er seines Erfolges nicht durchaus sicher ist, durch eine große Anzahl von mechanischen Schiebungen, Erläuterungen, Ergänzungen und Abweichungen von den Hauptrichtlinien des Gesetzes Hintertüren geöffnet, mit denen das Gesetz den örtlichen Verhältnissen entsprechend gehandhabt werden kann.

Die eben angedeutete Schmiegsamkeit gibt dem Gesetz vom 1. (16.) Juni ein ganz eigentümliches Aussehen. Wir gewahren bei näherm Zusehen, daß wir nicht ein in sich geschlossenes Werk vor uns haben, sondern drei miteinander nur mechanisch verbundne, im übrigen selbständige Gesetze, von denen wieder jedes einzelne mit einer so großen Zahl von schmarotzenden Klauseln und Ausnahmen umgeben ist, daß man den Hauptgedanken leicht aus den Augen verliert. Aus diesem Grunde können wir nicht unbedingt behaupten, das Gesetz beruhe auf ständischen oder proportionalen oder nationalen oder demokratischen Prinzipien. Wenn wir ein wirklich durchgeführtes Prinzip überall erkennen, dann ist es das der Zweckmäßigkeit. Aber es ist nicht die Zweckmäßigkeit, die ein weitschauender Staatsmann handhabt, es ist eine solche, die aus der Hand in den Mund lebt und sich lediglich als bureaukratische Geschicklichkeit darstellt. Wir vermissen jeden großen, befreienden Gedanken, jeden Blick in die Ferne; wir erkennen nur, daß für die nahe dritte Reichsduma gesorgt wird. Sie soll unter allen Umständen und mit allen Mitteln zu einer der zur Macht gelangten Adelsgruppe genehmen Einrichtung werden.

Wie schon angedeutet worden ist, tun wir gut, das Gesetz in seine drei Bestandteile zu trennen, um eine Übersicht über die zur Anwendung gelangten Prinzipien im Rahmen eines politischen Bildes zu gewinnen.

Das erste Gesetz (Artikel 2), zugleich das Hauptgesetz, findet Anwendung in den 49 Gouvernements des europäischen Rußlands, die nach dem allgemeinen

Regulativ verwaltet werden (Gesetzsammlung Band II, Teil 1 von 1892), ferner im Gebiet der Donkosaken, in dem zum Verwaltungsgebiet des Kaukasus gehörenden Gouvernement Stawropol, in den sibirischen Gouvernements Tobolsk und Tomsk sowie schließlich in den Städten Petersburg, Moskau, Kijew, Odessa und Riga.

In diesem Gebiete sind die Wähler eingeteilt in: 1. Großgrund- und Immobilienbesitzer, die über eine bestimmte Menge Land (Artikel 28) verfügen, 2. städtische Wähler, die große Steuern bezahlen, 3. solche, die kleine Steuern zahlen, 4. die Vertrauensmänner der Bauern, nach Wolosten oder Stanizen geordnet, und 5. in den betreffenden Gouvernements die Vertrauensmänner der Fabrik- und Bergarbeiter. Somit gibt es fünf Kurien. (Artikel 6.)

Der Hauptunterschied des neuen Wahlmodus gegen den frühern liegt nun in zwei Richtungen. Zunächst hat der Minister des Innern das Recht, überall, wo verschiedne Nationalitäten zusammenwohnen, die Zahl der gesetzlich festgestellten Wahlmänner durch seine Organe (Gouverneure und Stadthauptleute) auf die einzelnen Nationalitäten verteilen zu lassen (Artikel 29, 35 und 38). Damit soll das nationale Prinzip mehr Geltung bekommen, als es bisher der Fall war. Es wird nunmehr möglich sein, auch in solchen Gegenden Wahlmänner russischer Nationalität aufzustellen und durchzubringen, wo das Verhältnis der verschiednen Nationalitäten dem fremden Stamme günstiger ist als dem russischen. So können die zahlreichen polnischen Gutsbesitzer, Pächter und Verwalter im Nordwest- und Südwestgebiet (siehe Tabelle IX und X) gegen früher ganz bedeutend in ihrem Wahlrecht beschnitten werden. Ferner werden bei einer gewissen Kategorie von Immobilienbesitzern (Artikel 28, 4 und 5) die Wahlmänner aus Vertrauensmännerversammlungen gewählt, wobei nicht die Zahl der Stimmen, sondern Menge und Wert des Immobilienbesitzes den Ausschlag gibt (Artikel 30 und 31). Dadurch werden sowohl die Kapitalisten wie die Vertreter des Kirchenbesitzes bevorzugt. Denn die Vorversammlung hat unter solchen Verhältnissen begreiflicherweise ein lebhaftes Interesse daran, möglichst wohlhabende Vertrauensmänner für sich zu bestellen. Infolgedessen ist theoretisch der Fall denkbar, daß zum Beispiel der Verwalter eines Klostergutes von 8000 Hektar sich selbst seine Stimme gibt und damit alle seine gegen ihn stimmenden Mitbewerber schlägt, wenn deren Besitz zusammengenommen kleiner als 8000 Hektar sein sollte! Die Tatsache, daß neben der Größe auch der Wert des Anwesens eine Rolle spielt, hat auf mein Beispiel keinen Einfluß.

Wie nach dem alten Wahlgesetz treten die Vertrauensmänner der Bauern, der Grund- und Immobilienbesitzer sowie der Städter nach Kreisen zusammen, um, jede Kurie für sich, die hierunter für die einzelnen Gouvernements aufgeführten Wahlmänner zu wählen.

Wie aus der Gegenüberstellung der Zahlen aus dem alten und dem neuen Gesetz hervorgeht, sind hier bedeutsame Veränderungen eingetreten. Abweichend

von andern Kritikern des Gesetzes habe ich die Gouvernements nach Wirtschaftsgebieten geordnet, wie sie gewöhnlich nur volkswirtschaftlichen Betrachtungen zugrunde liegen. Diese Einteilung hat den Vorteil, daß daran gezeigt werden kann, wo die größten Gefahren für Rußland in sozialer Beziehung vorhanden sind, und wo die Regierung durch ein besonders energisches Vorgehen glaubt die revolutionäre Entwicklung aufhalten zu können. Bei oberflächlicher Durchsicht der Gouvernements, wie sie im Gesetz aufgeführt sind, läßt sich zunächst feststellen, daß die Zahl der bäuerlichen Wahlmänner im allgemeinen verringert, die der grundherrlichen vergrößert worden ist. Die Zahl der städtischen Wahlmänner ist in einzelnen Gegenden vergrößert, in andern wieder verringert worden. Die Gesamtzahl aller Wahlmänner hat sich in dem behandelten Gebiet um rund 720 verringert oder um durchschnittlich 14 auf jedes Gouvernement. Bei der Größe dieser Verwaltungseinheiten könnte es somit scheinen, daß die kleine Verminderung kaum politisch auszubeuten sei, da sie sich in jedem Gebiet auf etwa 150 bis 300 Wahlversammlungen verteilen würde. Etwas anders wird dagegen das Bild, sobald wir uns die Gouvernements nach Wirtschaftsgebieten zusammenstellen und in diesem neuen Rahmen jedes Gouvernement einzeln betrachten. Da fällt uns zunächst auf, daß einzelne Gebiete (Nr. I, VII, VIII, IX) sogar eine, wenn auch geringe Vermehrung der Wahlmänner überhaupt aufzuweisen haben. Sie umfassen den Nordwesten und Westen des Reichs ohne Polen sowie das Zentrum um Moskau. Im Westen teilen sich in die Vermehrung Großgrundbesitz und Städte. Im Zentrum geht fast die gesamte Vermehrung auf den Großgrundbesitz über, der obendrein noch neben den 89 Wahlmännermandaten von den Bauern 11 von den Städten übernommen hat, mithin um 106 gestärkt erscheint.

Im ganzen Ostgebiet (II, III, IV der Tabelle) vom Kaspischen bis zum Weißen Meer schwankt die Verringerung der Zahl der bäuerlichen Wahlmänner zwischen Zweidrittel bis Fünfsechstel gegen die frühere Zahl. Im Gouvernement Wjatka, das dreizehn Sozialisten*) in die zweite Reichsduma geschickt hat, ist die Zahl der Wahlmänner von 148 auf 23 herabgesetzt worden. Im ganzen Schwarzerdegebiet (V, VI, IX, XII der Tabelle) beträgt die Verminderung die Hälfte bis Zweidrittel. Hierneben erscheint die Zahl der gutsherrlichen Wahlmänner zurückgeblieben. Sie ist meist nur um ein Drittel, vielfach aber auch um das Doppelte gestiegen, so in Archangelsk von 13 auf 26, im Dongebiet von 47 auf 79, in Wladimir von 18 auf 38, in Moskau von 13 auf 42, in Stawropol von 6 auf 24 usw.

Doch nicht genug. Um den Großgrundbesitzern, das heißt in Rußland dem Adel unter allen Umständen das Übergewicht bei der Wahl der Abgeordneten zu sichern, ist die Zahl ihrer Wahlmänner meist so hoch festgesetzt, daß die Summe

*) Es sind meist Sozialrevolutionäre gewesen; in der Tabelle sind als Sozialisten aufgeführt: Sozialdemokraten, Sozialrevolutionäre, Volkssozialisten, Arbeitsgruppe und Bauernbund.

Nr.	Gouvernements usw.	Zahl der Wahlmänner von den Bauern 1905	Bauern 1907	Grundbesitzern 1905	Grundbesitzern 1907	Städtern 1905	Städtern 1907	im ganzen 1905	im ganzen 1907	Fabrik- und Bergarbeitern 1907	Für die zweite Reichsduma wurden gewählt: Polen	Sozialisten	Kadetten	Gemäßigte	Absolutisten
	I. Nord-Gebiet														
1	Archangelsk . . .	19	9	13	26	—	10	32	46	1	—	2	—	—	—
2	Olonez	27	17	9	26	14	17	50	60	—	—	—	3	—	—
3	Wologda	46	19	21	42	13	24	80	85	—	—	4	1	—	—
4	Petersburg . . .	14	8	21	31	19	25	54	70	6	—	3	6	—	—
5	Nowgorod	31	16	45	55	16	25	92	98	2	—	1	—	4	1
6	Pskow	24	14	27	38	10	18	61	70	—	—	—	3	—	1
		161	83	136	218	72	119	369	429	9	—	10	13	4	2
	II. Nordost-Gebiet														
7	Wjatka	148	23	18	53	34	29	200	109	4	—	13	—	—	—
8	Perm	86	26	58	59	52	30	196	120	5	—	12	1	—	—
		234	49	76	112	86	59	396	229	9	—	25	1	—	—
	III. Ost-Gebiet														
9	Ufa	88	30	36	58	26	19	150	110	3	—	4	6	—	—
10	Orenburg	63	20	19	32	23	13	105	66	1	—	2	5	—	—
11	Ssamara	97	33	52	76	31	21	180	131	1	—	10	—	3	—
		248	83	107	166	80	53	435	307	5	—	16	11	3	—
	IV. Südost-Gebiet														
12	Astrachan	29	10	5	12	16	23	50	46	1	—	2	1	1	—
13	Dongebiet	93	31	47	79	37	29	177	142	3	—	3	9	—	—
		122	41	52	91	53	52	227	188	4	—	5	10	1	—
	V. Mittlere Wolga														
14	Nish.-Nowgorod.	42	21	30	50	18	27	90	100	2	—	4	3	—	—
15	Kasan	98	33	23	50	18	32	139	117	2	—	5	2	3	—
16	Ssimbirsk	44	17	29	43	17	19	90	80	1	—	6	—	—	—
		184	71	82	143	53	78	319	297	5	—	15	5	3	—
	VI. Mittl. Schwarzerde-Gebiet														
17	Pensa	47	22	28	47	15	21	90	92	2	—	6	—	—	—
18	Ssaratow	64	27	51	68	35	30	150	127	2	—	11	—	—	—
19	Tambow	92	26	62	70	26	27	180	125	2	—	9	1	2	—
20	Woronesh	101	35	42	75	22	28	165	140	2	—	4	3	5	—
21	Charkow	64	30	43	71	43	29	150	134	4	—	9	1	—	1
22	Kursk	78	31	44	71	28	33	150	137	2	—	7	4	—	—
23	Orjól.	29	23	45	58	18	30	92	113	2	—	—	5	3	1
24	Tula	32	16	29	46	15	28	76	92	2	—	—	1	2	3
25	Rjäsán	54	24	40	52	27	27	121	104	1	—	3	5	—	—
		561	234	384	558	229	253	1174	1064	19	—	49	20	12	5

Nr.	Gouvernements usw.	Zahl der Wahlmänner von den: Bauern 1905	Bauern 1907	Grundbesitzern 1905	Grundbesitzern 1907	Städtern 1905	Städtern 1907	im ganzen 1905	im ganzen 1907	Fabrik- und Bergarbeitern 1907	Für die zweite Reichsduma wurden gewählt: Polen	Sozialisten	Kadetten	Gemäßigte	Absolutisten
	VII. Mittleres Industrie-Gebiet														
26	Wladimir	26	13	18	38	48	32	92	89	6	—	2	4	—	—
27	Kostroma	29	17	35	42	28	26	92	90	5	—	2	4	—	—
28	Jaroslawl	17	12	20	36	23	27	60	77	2	—	—	5	—	—
29	Twer	49	22	41	54	30	28	120	106	2	—	5	3	—	—
30	Moskau	16	15	13	42	63	28	92	94	9	—	4	6	—	—
31	Kaluga	30	14	25	35	21	26	76	77	2	—	—	—	2	3
32	Smolensk	31	16	40	51	19	27	90	95	1	—	—	2	3	1
		198	109	192	298	232	194	622	628	27	—	13	24	5	4
	VIII. Das Baltikum														
33	Kurland	13	11	14	24	19	25	46	62	2	—	—	3	—	—
34	Livland	21	12	25	43	15	20	61	78	3	—	1	4	—	—
35	Estland	10	6	21	26	14	12	45	46	2	—	3	—	—	—
		44	29	60	93	48	57	152	186	7	—	4	7	—	—
	IX. Nordwest-Gebiet														
36	Witebsk	31	31	39	48	20	27	90	106	—	2	—	1	2	1
37	Mohilew	40	35	53	64	16	25	109	125	1	1	—	1	4	1
38	Minsk	41	41	74	71	20	23	135	137	2	—	—	—	6	3
39	Wilna	40	19	44	38	7	18	91	76	1	5	—	1	1	—
40	Kowno	39	23	35	35	16	17	90	75	—	—	4	2	—	—
41	Grodno	43	38	36	44	26	32	105	116	2	—	1	2	4	—
		234	187	281	300	105	142	620	635	6	8	5	7	17	5
	X. Südwest-Gebiet														
42	Wolhynien	69	42	86	83	40	31	195	156	—	—	—	—	1	12
43	Kiew	80	36	74	78	71	31	225	150	5	—	15	—	—	1
44	Podolien	82	42	76	76	37	30	195	150	2	—	12	—	—	1
		231	120	236	237	148	92	615	456	7	—	27	—	1	14
	XI. Kl.-Rußland														
45	Poltawa	23	21	109	100	49	33	181	155	1	—	1	—	5	6
46	Tschernigow	63	26	50	65	37	34	150	127	2	—	6	3	1	—
		86	47	159	165	86	37	331	282	3	—	7	3	6	6
	XII. Neu-Rußland														
47	Jekaterinoslaw	34	18	38	62	63	24	135	108	4	—	7	3	—	—
48	Taurien	42	18	31	45	23	22	96	86	1	—	4	2	—	—
49	Stawropol	33	15	6	24	8	6	47	45	—	—	3	—	—	—
50	Cherson	50	20	69	76	31	23	150	123	4	—	—	1	3	7
51	Bessarabien	43	23	56	66	21	26	120	115	—	—	—	—	3	6
		202	94	200	273	146	101	548	477	9	—	14	6	6	13
	zusammen	2505	1147	1965	2654	1338	1237	5808	5178	110	8	190	107	58	49
											412				

der bäuerlichen und städtischen Wahlmänner sie nicht erreicht. Die großen Abweichungen von dieser Regel finden sich in Gebieten mit verschiednen Nationalitäten. So in Kurland, wo die Städter sogar ohne Hilfe der Bauern allein über den Grundadel siegen können. Im Nordwestgebiet (Tabelle IX), wo Großgrundbesitzer polnischer Nationalität in Frage kommen, stehen die Wahlmänner des Großgrundbesitzes zu denen der Städter und Bauern in folgendem Verhältnis: in Witebsk 48:58, in Mohilew 64:61, in Minsk 71:76, in Wilna 38:58, in Kowno 35:40 und in Grodno 44:62. In den genannten Gouvernements bilden die Polen 1 bis 3 Prozent der Gesamtbevölkerung in Minsk, Witebsk und Mohilew, 10,1 Prozent in Grodno, 9 Prozent in Kowno und 8 Prozent in Wilna. In den Städten setzt sich die Bevölkerung zu 60 bis 80 Prozent aus Juden zusammen.*) In den russischen Gouvernements, wo der Adel unzuverlässig erscheint wie in Kostroma, Smolensk, Moskau, Kaluga und Poltawa, haben teils Städter, teils die Bauern freiere Hand bekommen.

Eine sehr wesentliche Veränderung des Wahlrechts für die Bauern liegt in der Tatsache, daß sie nicht mehr aus ihrer Mitte und ohne Mitwirkung der andern Stände besondre Abgeordnete wählen dürfen. Sie wählen ihre Abgeordneten gemeinsam mit dem Großgrundbesitz und den Städtern. Da nun aber die Großgrundbesitzer, wie gezeigt wurde, vielfach stärker vertreten sind als die Bauern, so ist es denkbar, daß die Bauern nur solche ihrer Abgeordneten werden durchbringen können, die den Großgrundbesitzern als ihnen gewogen und zuverlässig bekannt sind. Die Bauern können somit durch das Wahlgesetz in die Lage kommen, keine faktische Vertretung ihrer Interessen im Parlament zu haben. Nur dort erscheint es möglich, daß die Bauern ihre Interessenvertreter in die Duma bekommen werden, wo der Adel nicht geschlossen reaktionär zusammenhält.

Mit Hilfe des eben gekennzeichneten Gesetzes werden 407 Abgeordnete gewählt werden. Es bleiben somit nur noch 35 Mandate übrig für die beiden andern Wahlgesetze.

Das zweite Wahlgesetz (Artikel 3) hat Anwendung im Zartum Polen, bei den Uralkosaken wie auch in den beiden sibirischen Gouvernements Jenessej und Irkutsk. Es werden dadurch 16 Abgeordnete gewählt. Die Hauptveränderung gegen früher besteht in der Herabsetzung der Zahl der Abgeordneten und in der Vorschrift, wonach in Warschau-Stadt ein Vertreter von der russischen Bevölkerung zu wählen ist. Die Vorschrift, daß in Ssedletz und Cholm Abgeordnete russischer Nationalität zu wählen sind, ist alt. Die Polen können nun im besten Falle 12 Abgeordnete aus den zehn Weichselgouvernements in die Reichsduma entsenden, das heißt, wenn nicht in Städten wie Lodz, Kalisch und Warschau deutsche, russische und jüdische Wähler zusammen einen gemeinsamen Kandidaten

*) Eine genaue Darstellung der Nationalitätenverhältnisse in den einzelnen Gouvernements findet sich in meinem Buche Verfassungskämpfe (2. Band von Aus Rußlands Not und Hoffen), das in den nächsten Tagen bei C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin, herausgegeben wird.

durchbringen. Im Gouvernement Ssuwalki, wo die Juden über großen Landbesitz verfügen, könnten sie bei einiger Organisation sehr wohl eigne Abgeordnete durchbringen.

Das dritte Wahlgesetz (Artikel 4) gilt im Kaukasus ohne Stawropol, im Amur- und Seegebiet, bei den Amurkosaken, in Transbaikalien sowie in den Städten Wilna, Kowno, Warschau. Wie schon aus der Buntheit der aufgeführten Gebiete zu erraten ist, handelt es sich hier nicht um ein einheitliches Gesetz. Es ist vielmehr eine Sammlung von Vorschriften, die für jedes der Gebiete verschieden sind, nach denen die Wahlen vor sich zu gehen haben. Vielleicht sind sie am kürzesten und richtigsten charakterisiert, wenn ich schreibe, daß in den Vorschriften dem Ermessen der Gouverneure usw. ein besonders großer Spielraum gelassen wird. Für die Zusammensetzung der Reichsduma sind die Wahlen in den genannten Gebieten unwesentlich, da aus ihnen nur 19 Abgeordnete hervorgehen sollen.

Zusammenfassend kann man alle neuen Wahlvorschriften dahin kennzeichnen, daß sie ein Prüfstein für die Gesinnung des russischen Adels sind. Ihm ganz allein räumt der Gesetzgeber die Möglichkeit ein, sich tatkräftig an der Lenkung der Geschicke Rußlands zu beteiligen. Es scheint mir darum vom höchsten Interesse, einmal zu zeigen, wie eigentlich dieser Adel aussieht. Der nächste Brief soll den russischen Adel in seiner Bedeutung für Kultur und Politik Rußlands behandeln.

Schuwalowo bei St. Petersburg, Mitte Juli 1907



Zehn Jahre Zionismus



Zehn Jahre ist es her, seit der Zionismus seinen Einzug in die Reihe der modernen Bewegungen gehalten hat. Viel älter freilich als die straffe, konkrete Form ist die zionistische Idee in weitestem Sinne; das Zionswort: „Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen" (Psalm 137, 5) ist dem jüdischen Volke in allen Abschnitten seiner Leidensgeschichte lebendig gewesen. Aber während diese Idee in den frühern Jahrhunderten vornehmlich aus den messianischen Bewegungen Kraft und Leben schöpfte, ist sie in dem verflossenen Jahrhundert von dem Boden des religiösen Mystizismus mehr und mehr auf den der Wirklichkeit getreten und gibt sich als Äußerung bewußten Nationalgefühls. Und demgemäß haben wir auch den Zionismus als moderne geschichtliche Erscheinung in die Reihe der nationalen Befreiungskämpfe einzugliedern, die im neunzehnten Jahrhundert begannen und nach erfolgter Emanzipation des Individuums die Emanzipierung des Volksganzen anstrebten.

Dennoch kann man auch heute zwei verschiednen Ausgangspunkten in der Bewegung nachgehn, der Judennot und der Palästinatreue. Aber der erste Beweggrund darf nur einer unter andern sein und würde in seiner Triebkraft versagen, sobald die Not einmal abflaut, oder sich den Heimatlosen neue Siedlungsmöglichkeiten eröffnen; er hat seinen Herd in den Ländern der jüdischen Assimilation, das heißt in Westeuropa und in Amerika. Viel ständiger, und nicht bloß nach Bedarf, fließt die zweite Quelle der zionistischen Bewegung, die unversiegliche Palästinatreue, die aus religiösen und nationalen Gründen für das Land der Väter arbeitet und namentlich an den jüdischen Massen des östlichen Europas ihren Rückhalt hat. Diese sieben Millionen, die die überwiegende Mehrheit der gesamten Judenschaft darstellen, wollen lieber alle Not ertragen, als ihr Volkstum und ihre Hoffnungen verleugnen.

Aber obwohl ihrer Arbeit in Palästina und für Palästina das moderne Prinzip der Selbsthilfe zugrunde liegt, war sie doch ungeregelt und planlos; die Kolonisationsversuche, die genau vor einem Vierteljahrhundert zur Gründung der ersten jüdischen Kolonie im Heiligen Lande führten, krankten daran, daß sie auf der Wohltätigkeitsform aufgebaut waren. Man nennt diese Art philanthropischer Kleinkolonisation den Chowewe-Zionismus, er hat noch heute an der Odessaer Gesellschaft zur Unterstützung jüdischer Ackerbauer in Palästina und Syrien seinen Mittelpunkt.

Das Ziel dieser Kolonisationszionisten ist ungefähr das gleiche wie das des politischen Zionismus, beide erstreben die Schaffung eines unabhängigen jüdischen Gemeinwesens als eines nationalen Zentrums für die Judenheit. Aber der Fehler jener Zionsfreunde war, daß sie dieses Ziel nicht offen vor aller Welt proklamierten, vielmehr glaubten, es ohne eine gesicherte rechtliche Grundlage der türkischen Verwaltung gegenüber in aller Stille, durch allmähliche „Infiltration" des Landes, erreichen zu können. Infolgedessen überließen sie, statt eine große nationale Organisation ins Leben zu rufen, die Aktion privaten Kolonisationsvereinen und Einzelpersonen, unter denen sich namentlich der Baron Edmund Rothschild in Paris mit seinem Fünfzigmillionenopfer ein rühmliches Andenken gesetzt hat. Aber die Schäden dieses philanthropischen Systems zeigten sich bald in allerlei Schwierigkeiten von seiten der türkischen Behörden, in ökonomischen Übelständen der Wirtschaft und in der Demoralisation der Kolonisten, denen durch die ständige Kreditgewährung Verantwortlichkeitsgefühl und Arbeitstrieb mehr und mehr abhanden kamen. Es wurden hier dieselben Fehler gemacht und erkannt, die z. B. Professor Kaerger in seiner Arbeit „Landwirtschaft und Kolonisation im spanischen Amerika" (1901, Bd. 2, S. 72) hervorhebt, und die überhaupt in der Jugendgeschichte der europäischen Siedlungen ziemlich regelmäßig wiederkehren.

So richtig also vom Standpunkt des modernen politischen Zionismus das Ziel der Chowewe-Zionisten war, so verfehlt war ihre Methode. Aber dennoch hat diese Kolonisationstätigkeit Kraft und Willen ausgelöst und auch in den

jüdischen Massen viel Energie aufgespeichert. Es bedurfte nur der starken Hand, die Energie flüssig zu machen und den Willen in die zielbewußte Tat umzusetzen.

Da erstand aus einem Milieu, das die meisten Zionsfreunde längst als entjudet angesehen hatten, zur rechten Zeit der rechte Mann. Theodor Herzl lebte um die Mitte der neunziger Jahre als Vertreter der Wiener Neuen Freien Presse in Paris. Zu jüdischen Fragen zog ihn nichts, er ging ganz in künstlerischen und literarischen Neigungen auf. Da rief die Kollektivverleumdung, die sich an die Dreyfusaffäre knüpfte, den Juden in ihm wach. Über Nacht wurde aus dem geistreichen Feuilletonisten ein jüdischer Staatsmann. Und in wenigen Jahren wurde er, der mit fünfunddreißig Jahren seinem Volke noch ein Fremdling gewesen war, dessen Stolz und Hoffnung. Aber da starb er, am 3. Juni 1904. „Es war das größte Glück des politischen Zionismus, Theodor Herzl gefunden, seine schwerste Prüfung, ihn so früh verloren zu haben." Aber das Wort aus Herzls Selbstbiographie hat sich bewahrheitet: „Ich weiß nicht, wann ich sterben werde, aber die Bewegung wird anhalten, der Zionismus wird nie sterben." Sein Tod und die gleichzeitige Ostafrikakrise waren Kraftproben für die Bewegung. Sie hat diese bestanden. Die „Seifenblase" ist nicht zerplatzt. Und die erneute Rückkehr des letzten Kongresses zu dem alten Palästinaprogramm zeugt von der Macht der Idee und der Stärke der Organisation.

Die Ära des modernen politischen Zionismus läßt sich schon vom Jahre 1896 datieren, wo Herzl durch eine gleichnamige Broschüre die Losung des „Judenstaates" ausgab. Drei Punkte in dieser Schrift trafen, mit Energie, ja mit Radikalismus vorgetragen, seine Volksgenossen in das Herz, daß sie ihn gegen seinen Willen in die Führung der politischen Bewegung hineindrängten; es waren das Prinzip des Nationalismus; die Forderung, daß den Juden wieder ein mit Souveränitätsrechten ausgestattetes Gemeinwesen werde; und der Grundsatz, daß die Erwerbung dieser Heimstätte auf öffentlich politischem Wege, im Einverständnis mit den Regierungen, zu erwirken sei. Hatte Herzl bei der Heimstätte anfangs noch an Palästina oder an Argentinien gedacht, wo der Baron Hirsch seit fünf Jahren jüdische Kolonien ins Leben rief, so rang er sich in der Folge rapide zu der Einsicht durch, daß als Territorium nur Palästina in Frage kommen könne. Und gleichsam als politisches Testament hinterließ er auf der letzten Tagung des Aktionskomitees in Wien seinen Freunden das Wort: „Das Problem des jüdischen Volkes kann nur in Palästina gelöst werden."

Der „Judenstaat" erhob die Judenfrage zu einer politischen Frage von allgemeiner Bedeutung. Diese Auffassung brach gründlich mit der in den führenden Kreisen des Judentums herrschenden. Hier regierte die Assimilationspolitik. Das heißt, der „Israelit" — das Wort „Jude" war in den westeuropäischen Salons verpönt — glaubte die Judenfrage dadurch zu lösen, daß er sich als Deutscher, Tscheche, Pole, Magyare usw. mosaischer oder, nach der Taufe, christlicher Konfession ausgab. Aber der Glaube, die Judenfrage werde dadurch verschwinden, daß das jüdische Volk verschwinde — sei es durch die

Ausmerzung alles Jüdischen und das „Untertauchen in die Völkerwelt“, sei es durch die Leugnung einer Solidarität der jüdischen Interessen, sei es durch die Errichtung hoher Grenzpfähle gegen die Not und Rückständigkeit des östlichen Judentums —, ist längst als ein Irrtum erkannt worden. Das jüdische Volk kann gar nicht verschwinden, selbst wenn es wollte, das zeigt das unwürdige Assimilantentum des Westens; aber es will auch gar nicht verschwinden, das zeigen die Verhältnisse des Ostens. Herzl und seine Freunde ließen sich also durch das Geschrei und die Verdächtigungen des Reformjudentums und der liberalen Rabbiner nicht irre machen, sondern sie fuhren in der Schilderhebung des Jüdischen fort. Sie schufen sich zur publizistischen Vertretung ihrer Ideen im Juni 1897 ein Wochenblatt, „Die Welt“. „Dieses Blatt ist ein Judenblatt. Wir nehmen das Wort auf, das ein Schimpf sein soll, und wollen daraus ein Wort der Ehre machen“, so verkündete es mit unerhörtem Freimut. „Die Welt“ ist noch heute das Zentralorgan der zionistischen Bewegung, und es ist, ganz abgesehen von seiner Bedeutung für die Organisation, auch für den ein interessantes und überraschendes Dokument, der vom Judentum nur das charakterlose Schacherwesen und den liberalen Durchschnittsjuden unsrer Tage kennt. Denn es stellt dem Materialismus den Idealismus, der mammonistischen Auffassung die selbstlose großartige Arbeit, der Assimilation die Pflege jüdischer Kultur, der Judenfeindschaft den Judenstolz entgegen und übt nach allen Seiten, nicht zuletzt gegen die Schwächen der eignen Volksart, eine herbe und freimütige Kritik.

Schon die erste Nummer der neuen Wochenschrift kündigte die Einberufung eines Zionistenkongresses an, und am 29. August 1897 wurde unter Anwesenheit von 204 Delegierten der erste Kongreß in Basel eröffnet, wo die Zionisten in der Folge immer eine gastliche Aufnahme gefunden haben. Die Zahl jener Delegierten hat sich auf den bisherigen sieben Kongressen um mehr als das dreifache gesteigert; sie vertreten heute etwa 200000 organisierte Zionisten.

Dieser erste Kongreß bildet einen Merkstein in der Geschichte des Zionismus, vielleicht auch einen Wendepunkt in der jüdischen Geschichte überhaupt; denn er proklamierte durch seine Zusammensetzung aus allen Ländern und Kulturkreisen wie durch sein Programm die Solidarität der jüdisch-nationalen Interessen, und er schuf zugleich diesen Interessen die erste und einzige Tribüne, die das jüdische Volk bisher gefunden hat. Die Kongresse sind das Parlament geworden, auf dem das Problem der heimatlosen Rasse unter steigender Aufmerksamkeit der europäischen Öffentlichkeit, nicht immer ohne Leidenschaft und Sturm, aber stets mit Ernst und Größe, behandelt wird.

Schon der erste Kongreß vereinte die Summe der Intelligenz, die das Kapital der Zionisten bildet; manches feine Wort wurde gesprochen. So definiert Herzl den von der Bewegung ausgehenden Nationalisierungsprozeß: „Der Zionismus ist die Heimkehr zum Judentum vor der Rückkehr ins Judenland.“ Oder Max Nordau faßt die Judennot des Ostens in dem Wort zusammen:

„Wir sind ein Volk von geächteten Bettlern", und er analysiert die „sittliche Judennot" des Westens, die „bitterer ist als die leibliche", dahin: „Innerlich wird der emanzipierte Jude verkrüppelt, äußerlich wird er unecht und dadurch lächerlich und für den höher gesinnten, ästhetischen Menschen abstoßend wie alles Unwahre."

Die wichtigsten Leistungen jenes Kongresses waren die Schaffung des zionistischen Programms und der zionistischen Organisation. Das sogenannte Basler Programm lautet: „Der Zionismus erstrebt für das jüdische Volk die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina." Es wurde nicht nur auf dem ersten Kongreß einstimmig angenommen, sondern es steht noch heute, nachdem der Zionismus sehr bedeutende Entwicklungsstadien durchgemacht hat, in unverändertem und unerschütterlichem Ansehen. Eine Analysierung stellt deshalb am besten Mittel und Ziele der Bewegung ins Licht.

Eine „Heimstätte" wird erstrebt, das heißt nicht: Es soll der Zerstreuung der Juden in allen Ländern durch die Begründung eines Staatswesens und eine nachfolgende Massenkolonisation ein Ende gemacht werden — in der Verwirklichung dieses Gedankens sieht der heutige Zionismus eine Utopie —, sondern das heißt: Es soll für einen Teil des Volkes eine Heimstätte geschaffen werden, aber eine solche Heimstätte und in einem solchen Lande, daß von ihr auf die Lage des ganzen Volkes, auch der zerstreuten Teile, eine Rückwirkung ausgehn kann. Durch diese Schaffung einer jüdischen Metropole wird die Ausnahmestellung beseitigt, die die Juden in allen Ländern aus dem Grunde einnehmen, weil sie ohne nationales Zentrum und darum ohne Halt und ohne Schutz sind. In ihr kann sich das geistige Leben frei entfalten und das Bedürfnis nach nationalem Leben erfüllen; von hier kann auch den zerstreuten Gliedern politische Hilfe und frische nationale Kraft zufließen. Und wie hilfs- und schutzbedürftig die Juden des Ostens sind, das hat noch die jüngste jüdische Leidensgeschichte zur Genüge bewiesen.

Aber „öffentlich-rechtlich" gesichert muß die Heimstätte sein; das Volk darf dort nicht wieder, wie bisher, auf Schutz und Duldung angewiesen sein, sondern es muß in faktischem und rechtlichem Besitz der Stätte sein. Faktisch, indem es die Mehrheit der dortigen Bevölkerung bildet; rechtlich, indem ihm von dem Souverän des Landes die Selbstverwaltung gewährleistet wird. Darum richtet sich das Bemühen der Zionisten auf einer Charter, d. i. ein Kolonisationsprivileg auf Grundlage der administrativen Autonomie. Durch Erteilung des Charters soll das Land natürlich von seinem Souverän ebensowenig verschenkt werden, wie etwa England Gebiete verschenkt hat, wenn es der Südafrikanischen Gesellschaft oder der Nigerkompagnie einen Charter gewährte. Und auch die lokale Autonomie, die angestrebt wird, ist nichts Unerhörtes; denn einem christlichen Territorium am Libanon eignet schon dieses Recht der Selbstverwaltung ebenso wie der Insel Samos, und doch gehören beide Gebiete loyal zum türkischen Reich.

Ein Charter mit dem Recht der Selbstverwaltung und der Munizipalgesetzgebung ist der zionistischen Organisation auch schon von der englischen Regierung im Jahre 1903 für ein Gebiet in Ostafrika angeboten worden; aber die jüdische Heimstätte kann nur „in Palästina" liegen, und deshalb ist das sogenannte „Ugandaprojekt", das schon den sechsten Kongreß beschäftigte und dann bis zu dem siebenten im Jahre 1905 das ganze innere Leben der Organisation ausfüllte und schwere Krisen zeitigte, von diesem mit überwältigender Mehrheit endgiltig abgelehnt worden. „Der siebente Zionistenkongreß erklärt: Die zionistische Organisation hält an dem Grundprinzip des Basler Programms: »Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina« unerschütterlich fest und lehnt — sowohl als Zweck wie als Mittel — jede kolonisatorische Tätigkeit außerhalb Palästinas und seiner nächsten Nachbarländer ab." So lautet dessen erste Resolution.

Palästina ist seit der Zerstreuung des jüdischen Volkes das Land seiner Sehnsucht, in ihm wurzeln alle seine geschichtlichen, nationalen und religiösen Traditionen. Nur für dieses Land steht deshalb, wenn man mit der Psychologie der Massen rechnet, eine Mobilisierung aller materiellen und moralischen Kräfte zu erwarten, deren es bedarf, wenn die Heimstättengründung Volkssache werden soll. In jedem andern Lande würde der anzusiedelnde Teil nur eine Gruppe von Juden bilden; Palästina allein kann als das historische Land trotz der Teilsiedlung bei Juden und Nichtjuden die Autorität eines jüdischen Zentrums in Anspruch nehmen; hier hat einst Esra mit 42000 Mann nach seiner Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft das jüdische Reich wiederhergestellt.

Aber ist das Land auch für eine Besiedlung durch Juden geeignet? Die „Territorialisten", die für Uganda oder Kanada oder sonst eine Zufluchtsstätte in der Welt eintreten, bestreiten es. Dagegen stimmen alle Palästinaforscher, die deutschen wie die englischen, mit den Konsularberichten des Landes darin überein, daß Palästina eine Zukunft hat und seiner wirtschaftlichen Erschließung erst entgegengeht. Und die praktischen Erfolge, die die kolonisatorische Tätigkeit der deutschen Templer seit vierzig Jahren gebracht hat, bestätigen es. Palästina wartet nur auf Kultur und Menschenkraft, um die alte Blüte neu zu entwickeln und zugleich eine ganz neue Bedeutung als Industrie- und Handelsstaat zu erlangen. Die „Zukunft Palästinas" forderte eine Abhandlung für sich.

Das ist das Programm, das in seiner knappen, klaren Fassung einen ausnehmend glücklichen Wurf darstellt. Ebenso schwierig war für jenen Kongreß die Ausarbeitung eines Organisationssystems. Denn zum erstenmal seit der Zerstreuung der Juden sollte ein die Welt umspannendes national-jüdisches Land geschaffen werden. Da hat sich der Gedanke der Schekelabgabe (1 Schekel = 1 Mark), der an die alttestamentliche Tempelsteuer anknüpft, als besonders volkstümlich bewährt. Wer den Schekel zahlt und sich zum Basler Programm bekennt, ist Zionist. Je hundert Schekelzahler stellen auf Grund des allgemeinen

und gleichen Wahlrechts einen Abgeordneten zum Kongreß und zu den Landesparteitagen. Durch diese demokratisch-parlamentarische Verfassung ist dafür gesorgt, daß die zionistische Bewegung die Volksideale nimmer verleugnet.

Die Leitung der Organisation wurde einem Engern und einem Weitern Aktionskomitee übertragen, an dessen Spitze bis zu seinem Tode Dr. Herzl stand. Schon vor dem zweiten Kongreß wurde dann als das „finanzielle Instrument" der Bewegung in London ein Bankinstitut unter dem Namen The Jewish Colonial Trust (Jüdische Kolonialbank) ins Leben gerufen. Für diese Bank forderte Herzl als den kleinsten Betrag, der für finanzielle Verhandlungen mit der Türkei in Betracht komme, ein Stammvermögen von 40 Millionen Mark; in Wirklichkeit hat sie, dank der Teilnahmlosigkeit der jüdischen Finanzkreise, bis auf den heutigen Tag nur eine Höhe von etwa 6 Millionen erreicht. Trotzdem entwickelt sie sich zusehends. Im Jahre 1903 wurde von ihr ein Tochterinstitut in Jaffa unter dem Namen Anglo-Palestine Company gegründet, und diese Gründung hat schon wieder Filialen in Jerusalem, in Beirut und Haifa gezeitigt.

Auf dem vierten Kongreß wurde die Organisation durch ein neues Mittel, den „Nationalfonds", verstärkt, dessen Schaffung der Heidelberger Professor Schapira schon bei der ersten Tagung in Anregung gebracht hatte. Dieser Fonds ist in der kurzen Zeit seines Bestehns zur populärsten Einrichtung im jüdischen Volke geworden; seine Mittel, die bisher aus freiwilligen Spenden auf anderthalb Millionen Mark angewachsen sind, sind dazu bestimmt, nach Erlangung genügender rechtlicher Garantien Grund und Boden in Palästina anzukaufen, der für ewige Zeiten Eigentum des jüdischen Volkes bleibt. Ein Teil des Kapitals ist schon zum Landkauf für die landwirtschaftliche Versuchsstation, für die geplante Musterfarm und das genossenschaftliche Gut verwandt worden; mindestens ein Viertel des Bestandes muß jedoch satzungsgemäß unantastbar bleiben, bis bedeutungsvolle Augenblicke eine Kolonisation in größerm Stil ermöglichen.

Aber so unverrückt die Grundlinien des Ziels und der Organisation sind, so ist der Zionismus doch nicht eine durch strenge Dogmen abgegrenzte Theorie, sondern er ist eine sich dauernd im Flusse befindende Bewegung. Eine solche geistige Strömung setzt nicht nur mit der fortschreitenden Vertiefung des Programms und der Spezialisierung ihrer Tätigkeit Meinungsverschiedenheiten und Gegensätze aus sich heraus, sondern sie macht selber in naturgemäßem Wachstum eine Entwicklung durch. Das einigende Prinzip in dieser Entwicklung ist für alle Gruppen und zu allen Zeiten das alte unveränderliche Basler Programm geblieben.

Zu dessen Verwirklichung hatte der erste Kongreß vier Mittel in Aussicht genommen:

1. Die zweckdienliche Förderung der Besiedlung Palästinas durch jüdische Ackerbauer, Handwerker und Gewerbetreibende;

2. die Gliederung und Zusammenfassung der gesamten Judenschaft durch geeignete örtliche und allgemeine Veranstaltungen nach Maßgabe der Landesgesetze;

3. die Stärkung und Förderung des jüdischen Selbstgefühls und Volksbewußtseins;

4. vorbereitende Schritte zur Erlangung der Regierungszustimmungen, die nötig sind, um das Ziel des Zionismus zu erreichen.

Während nun die sechs ersten Jahre der organisierten Tätigkeit neben der Vertiefung der Idee dem Ausbau der Organisation und der Anknüpfung von Beziehungen zu politischen Kreisen und Persönlichkeiten, also der Auswirkung der drei letzten Punkte gewidmet waren, blieb es dem jüngsten Stadium der Bewegung vorbehalten, der praktischen Arbeit in Palästina, die früher nicht genügend gewürdigt worden war, größere Geltung zu verschaffen. Infolgedessen liegt gegenwärtig der Schwerpunkt aller Tätigkeit in der Gegenwartsarbeit. Einen Merkstein in dieser Beziehung bildet der Beschluß des sechsten Kongresses vom Jahre 1903, eine mit Geldmitteln dotierte „Kommission zur Erforschung Palästinas“ zu schaffen, deren Arbeitsprogramm der letzte Kongreß noch wesentlich erweitert hat.

Die rein diplomatische Tätigkeit des „Charterismus“ hat sich, wie heute offen anerkannt wird, als verfehlt erwiesen, das Endziel ist auf diesem Wege seiner Verwirklichung nicht um einen Schritt näher gerückt worden. Eines Tags — im Jahre 1902 — schien Herzl freilich nahe daran, den Charter vom Sultan zu erlangen. Aber die angebotne Konzession für eine zerstreute zusammenhanglose Siedlung in verschiednen Teilen des Reiches konnte den jüdisch-nationalen Bedürfnissen nicht genügen. So ist der „katastrophale“ Zionismus, der Glaube an die Schaffung eines Judenstaats mit einem Schlage, die Hoffnung auf die plötzliche und radikale Lösung der Judenfrage, vor der Macht der Tatsachen als Illusion erwiesen und dem Entwicklungscharakter der Bewegung zufolge abgelöst worden durch den „synthetischen“ Zionismus, der in der gegenwärtigen Palästinaarbeit die Synthese von Politischem und Praktischem findet.

Dieser Ruf nach Gegenwartsarbeit, der heute weit über die Kreise der organisierten Zionisten hinaus die Stimmung des gesamten palästinatreuen Judentums wiedergibt, ist aber so wenig als eine Reaktion gegen den sogenannten „politischen“ Zionismus oder als ein Rückfall in die unsystematische Kleinkolonisation zu beurteilen, daß er vielmehr in Verwirklichung des ersten Programmpunktes die notwendige Weiterbildung der zionistischen Idee darstellt. Denn eine reale Politik, wie sie der Zionismus gegenwärtig bewußt treibt, umspannt nicht allein die Idee, auch nicht allein die Wirklichkeit, sondern beides. Erst Basis und Spitze ergeben zusammengenommen die Pyramide, der sich eine realpolitische Bewegung vergleichen läßt. So soll durch die praktische Arbeit der Boden der Diplomatie keineswegs verlassen werden; im Gegenteil, die diplomatische Tätigkeit soll sich nicht auf die Forderung eines Charters im Sinne der

Maximalkonzession versteifen, sondern sie soll auch speziellere und geringere Konzessionen anstreben wie etwa für die Palästinabank, für den Landkauf, für die Einwanderung, für den Empfang des „Zehnten“ usw. Und für diese gesamte diplomatisch-politische Tätigkeit kann der reale Boden nicht besser geschaffen und, wenn geschaffen, geebnet werden als durch eine planmäßige, energische, unentwegte Arbeit in Palästina, die greifbare Ergebnisse zeitigt. Das Ziel dieser Arbeit ist einerseits, den Komplex von Bedingungen zu schaffen, der für eine natürliche, stetig wachsende Einwanderung nötig ist, andrerseits, den jüdischen Massen einen entsprechenden Einfluß auf das kulturwirtschaftliche und soziale Leben in Palästina zu sichern. Keins der beiden Ziele benötigt als Grundlage des Charters. Der Charter schafft überhaupt nicht als solcher die Bedingungen für eine jüdische Masseneinwandrung. Eine Großkolonisation wird nicht „gemacht“. Es liegt vielmehr in ihrem Wesen, daß sie mit einer systematischen Tätigkeit in bescheidnem Umfange beginnt, und, von den natürlichen Bedingungen des Kolonisationsgebiets begünstigt, fortschreitend den Boden für eine Massensiedlung schafft. Das ist eine Erkenntnis, die sich aus der Betrachtung der Geschichte der großen Wandrungen und Siedlungen in den letzten Jahrhunderten ergibt. Und daß dieser Erkenntnis zufolge nun auch in Palästina eine der Wirklichkeit entsprechende Kolonisationsmethode eingeschlagen ist, eröffnet für den Zionismus verheißungsvolle Aussichten.

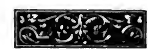
Denn schon gegenwärtig hat, obwohl wir erst im Anfang der Entwicklung stehn, die praktische Palästinaarbeit die ökonomische Position der Juden im Lande gestärkt. Ebenso wichtig aber sind die moralischen Erfolge, die die Palästinakommission durch ihre umsichtige, methodische und praktische Arbeit in der jüdischen wie in der nichtjüdischen Welt errungen hat; sie dürften namentlich auch das Vertrauen der türkischen Regierung zu dem Willen und den Fähigkeiten des jüdischen Volks steigern. Und aus mancherlei Anzeichen läßt sich schließen, daß in Stambul die Politik des Sultans Bajazet des Zweiten, der 1492 die aus Spanien vertriebnen Juden aufnahm und dabei sagte: „Ihr nennt Ferdinand von Aragonien einen weisen König! Er aber macht unser Land reich und sein eignes arm!“ noch heute nicht ganz verlassen und vergessen ist.

Das jüdische Kapital setzt neuerdings mit Unternehmungen industriellen, kommerziellen und auch landwirtschaftlichen Charakters kräftig ein; es sind das natürlich Äußerungen der Privatinitiative, aber die Palästinakommission bahnt ihnen den Weg, indem sie mit Eifer und Erfolg an die wissenschaftliche und praktische Erforschung Palästinas gegangen ist. Ein landwirtschaftliches und technisches Auskunftsbureau ist von ihr errichtet worden, eine Kunstgewerbeschule blüht in Jerusalem und erzeugt die ersten palästinischen Teppiche; eine landwirtschaftliche Versuchsstation ist im Entstehn begriffen, ein hygienisches Laboratorium zur Bekämpfung der endemischen Krankheiten ist geplant, die Errichtung einer hebräischen Mittelschule in Jaffa gesichert — kurz, Bedeutendes ist seit dem Jahre 1903 geleistet, Bedeutenderes noch ist eingeleitet oder für die Zukunft

geplant worden. Vielleicht dürfen wir in einem besondern Aufsatz auf diese Gegenwartsarbeit zurückkommen, die mit der Frage nach den wirtschaftlichen Möglichkeiten, nach der „Zukunft" des so oftmals totgeglaubten alten Wunderlandes in engstem Zusammenhange steht.

Heute galt es einen Rückblick auf das erste Jahrzehnt des Zionismus und seine Wandlungen. Die gärende Sturm- und Drangzeit ist in ihm zur Ruhe gekommen; die Bewegung ist, wie es scheint, in das Stadium der Klärung und der Reife eingetreten. Von einem uferlosen, über den Wolken wandelnden Idealismus ist nicht mehr die Spur. Wirklichkeitswerte regieren die Bewegung, und ein in gutem Sinne praktischer Idealismus schafft langsam aber sicher, systematisch aber um so erfolgreicher eine täglich sich verbreiternde jüdische Interessensphäre im Lande. So läßt sich schon heute mit Bestimmtheit sagen: auch das ganze nächste Dezennium des Zionismus, das durch den achten Kongreß dieses Jahres eingeleitet wird, wird — welche Erfolge auch immer die diplomatisch-politische Tätigkeit zeitigen mag — unter dem Zeichen der Palästinaarbeit stehn. Für dieses Dezennium aber gilt dasselbe, was überhaupt für die zionistische Bewegung gilt: Arbeiten, Geld sammeln und Geduld haben.

O. Eberhard



Ethik und Kapitalismus



Das ganze soziale Problem der Gegenwart dreht sich um die Pole Ethik und Kapitalismus. Der Stein der Weisen wäre gefunden, wollte uns jemand die Frage lösen: Wie kann der Kapitalismus alle ethischen Forderungen der menschlichen Gesellschaft erfüllen, und wie werden die ethischen Forderungen der Gesellschaft den Kapitalismus beherrschend gestalten? Die Frage scheint auf den ersten Blick sehr einfach. Kapitalist ist, wer Kapital, Besitz und Bargeld, Bodengrund, Fabrikbetrieb, Gewerbe usw. hat. Kapital bedeutet Macht und Aufgabe zur Arbeit. Wer also sein Kapital so umtreibt, daß er seine Macht nicht egoistisch sondern im Dienste des Ganzen ausnützt, und wer zugleich als Arbeitgeber seine Aufgabe zur Arbeit so auffaßt, daß jeder seiner Arbeitnehmer durch die Leistung der Arbeit Teilhaber eines menschenwürdigen Daseins wird, der hat die Pole Ethik und Kapitalismus geeinigt.

Die Berge von Fragen — von Wenn und Aber — von Entweder – Oder —, die sich da erheben wie ein noch nicht überstiegnes Urgebirge der Menschheit, hat wohl bis jetzt so klar wie noch nie das Werk eines Theologen gezeigt, der aus seiner stillen Schwabenheimat ausgewandert ist, um das Problem Ethik und Kapitalismus an der Quelle zu studieren, zu erleben. Der Pastor Lic. theol. Traub hat sich in Dortmund, inmitten der Blüte deutschen Kapitals, mit

wachen Augen umgesehen und als die Frucht seiner Schulung ein gutes Buch auf den Tisch aller Parlamentshäuser, wo von Arbeit — Kapital — Volkswohl geredet wird, niedergelegt.*)

Das Buch liest sich leichter, als die Schwere seines Gehalts ahnen läßt. Traub ist ein guter Stilist. Als Theologe brachte er das Pectus mit und hat uns doch mit pastoralen Phrasen verschont, mit denen inferiore Geister so oft im Kanzelton die soziale Frage spielend lösen. Daß der Verfasser Theologe ist, mag ihm vielleicht in den Augen der strengen Wissenschafter schaden. Aber mit Unrecht. Traub ist außerdem aus dem Kreise Naumanns. Aber Traub teilt nicht den pessimistischen Zug von Naumanns religiös-christlicher Weltanschauung. Eine Literaturangabe am Schlusse jedes der sechsundzwanzig Paragraphen zeigt, daß Traub mit schwäbischer Akribie zu Werke ging, mit dem Schulsack eines alten Tübinger Stiftsrepetenten. Traub hat etwas innerlich Verwandtes mit seinen Landsleuten Friedrich List und dem Philosophen Planck, Sinn für das reale Leben und Bedürfnis zu Begriffskonstruktion zugleich.

Das Werk Traubs ist es also wert, eingehender betrachtet zu werden in Für und Wider. Traub ist sich klar über die Schwierigkeit der ganzen Erörterung. Er sagt einleitend: „Unsre Aufgabe ist, zuverlässige Maßstäbe für die sittliche Beurteilung der heutigen kapitalistischen Entwicklung zu gewinnen. Hierzu ist ein Doppeltes nötig. Einmal müssen wir prüfen, welche sittlichen Wirkungen von den bestehenden wirtschaftlichen Ordnungen ausgehn. Dann gilt es den Versuch, bestimmte sittliche Richtungslinien zu ziehn, nach welchen die volkswirtschaftliche Entwicklung beeinflußt werden soll."

Aber Traub will sich nicht bei dieser philosophisch-sozialen Arbeit begnügen. Er will höher gehn. Das Resultat soll ihn stark machen, Normen zu finden zur sittlichen Beeinflussung der volkswirtschaftlichen Entwicklung. Es ist ein weiter Weg, der bis zu diesem Resultat und zu den Mitteln der Ethik führt, in denen auch heute das Heil der Volksgesundung zu suchen ist. Mit zwei ethischen Gedankenreihen schließt das Buch, und ich will sie zuerst als das Ziel der ganzen Untersuchung nennen zur Beleuchtung der ganzen scharfsinnigen Deduktion. Erstens: keine Technik und keine Wirtschaft kann die sittlichen Kräfte ersetzen. Zweitens: die Ethik — sagen wir die Ethik Christi — darf die Verbindung mit dem Leben nie verlieren. Ich gebe diese beiden Gedankenreihen mit den Worten Traubs wieder zur kurzen Orientierung über das ganze Problem.

Traub sagt in seinem Rückblick und Ausblick am Schluß: „Die Ethik erfaßt den ganzen Menschen und zwingt ihn in jedem Beruf, sittlicher Mensch zu bleiben. Die Kunst des sittlichen Lebens ist überall dieselbe. Dazu kommt, daß keine Technik und keine Wirtschaft die sittlichen Kräfte ersetzen kann. Denn

---

*) **Ethik und Kapitalismus.** Grundzüge einer Sozialethik von Lic. theol. Traub. Heilbronn, E. Salzer, 1905. 4 Mark 20 Pfennige.

Ethik ist treibende Macht, nicht rückständige Gewalt. Sie veranlaßt geradezu den Fortschritt im materiellen und geistigen Leben. Das Böse bringt sein Programm zu Ende; das kommt ans Ziel. Das Gute ist ein grenzenloser Prozeß und ist nie mit dem Erreichten zufrieden. So wirft die Ethik in das Wirtschaftsleben der Völker den unstillbaren Drang nach Reform. Ein sittlicher Mensch ist nie fertig; ein wirtschaftendes Volk erfährt von der Ethik her den immer erneuten Anstoß zur Weiterarbeit. Zugleich beginnt die Ethik die Auslese unter den wirtschaftlich Tüchtigsten. Es ist immer noch an dem, daß Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Geschicklichkeit, Treue, Mut die einzigen Pfeiler des wirtschaftlichen Gebäudes sind, auf die man sich verlassen darf."

Die zweite Gedankenreihe gebe ich am Schluß der Besprechung. Diese Gedankenreihe gipfelt in der Erkenntnis, daß die alten ethischen Kräfte: Mut, Liebe, Opfersinn auch ferner die Leiter jeder volkswirtschaftlichen Entwicklung bleiben werden.

Wir werden uns bei diesen Resultaten nicht getrost auf den behäbigen Altenteil zurückziehn und sagen, wie so oft geschieht: Also nur Mut! Es geht auch in der Gegenwart alles hübsch nach den alten Gesetzen, nach „den Kräften ewiger Wahrheit"! Nein, bis wir zu diesem beruhigenden Ende kommen, das uns nur stark machen soll, in dem Riesenkampfe moderner Material- und Geisteswerte ruhig zu bleiben und auf keine neuen Offenbarungen, seis vom Himmel, seis von der Erde, müßig zu warten. Nein, wir sollen mit den gegebnen Mitteln der Ethik eben den Riesen Kapitalismus bezwingen, und das Ziel der Ethik ist im Kampfe nicht Tötung, sondern Beherrschung — Dienstbarmachung für die letzten Ziele der Menschheit, das heißt für ein Maß von materiellem Glücksdasein, das den Menschen tüchtig und lustig macht, seine geistigen Anlagen zu fördern und zu genießen.

Beide Begriffe: Kapitalismus und Ethik sind spröde bei ihrer nähern Bestimmung. Traub begrenzt den Kapitalismus den Gewerben und der Landwirtschaft gegenüber. Er bezeichnet sie als dessen Feinde. Nach meiner Überzeugung ist das aber das Zeichen des Übergangskampfes. Für das deutsche Volk muß eine Zeit kommen, wo Kapitalismus — Traub könnte auch sagen: Industrie —, Gewerbe und Landwirtschaft wieder Brüder werden. Es scheint sich jetzt schon ein Verständnis dafür anzubahnen. In diesem Punkt ist Traub, wie Naumann, wohl zu sehr von dem einen Gedanken: Kapitalismus — Industrie gefangen genommen. Es mag die berechtigte Einseitigkeit sein, ohne die man nie zum Ziele kommt. Den Begriff des Kapitalismus scharf zu bestimmen hindert uns Deutsche auch unser eben nicht ohne Bangen und Sorge sich vollziehender Übergang von der Volkswirtschaft zur Weltwirtschaft. Wenn Traub befürchtet, daß es durch die Unberechenbarkeit des technischen Fortschritts dem Sozialethiker immer schwieriger werde, bestimmte Richtungslinien zu ziehn, so darf man wohl diesen Fortschritt in der Möglichkeit, die ethischen Forderungen anders zu gestalten, nicht überschätzen. Schwer sind hier Fragen:

„Wie wirkt der Kapitalismus auf die sittliche Haltung des Volks? Sehen wir dieselben Erscheinungen in allen Ländern, wo er eingesetzt hat, oder müssen die ethischen Zustände der Völker aus andern Verhältnissen abgeleitet werden? Ist es möglich, eine bestimmte Wirtschaftsweise für sittliche Folgen verantwortlich zu machen? Steht die Technik der Gütererzeugung und Güterverteilung in einem faßbaren Zusammenhang mit dem Gewissen einer Nation? Überragen nicht die Einflüsse des Klimas, der Rasse, der geschichtlichen Erziehung, der politischen Stellung so sehr, daß wir das Konto, welches für die volkswirtschaftlichen Einflüsse in Betracht kommt, gar nicht reinlich ausscheiden können?"

Ethik und Volkswirtschaft haben es ja doch mit ein und demselben Menschen zu tun. Man soll nicht sagen, der Fabrikherr, der Arbeiter — und die Ethik sind zweierlei Dinge. Ich möchte noch schärfer als Traub von vornherein betonen, daß eben tatsächlich beide Faktoren in der Leidenschaft des Kampfes als Eines geleugnet werden. Es müßte viel mehr Vertrauen und viel weniger Elend in allen Kontroversen da sein, wenn sich Kapitalist und Arbeiter einander mehr in ethischer Beziehung verpflichtet fühlen wollten. Ich erinnere an die großen Streiks, vor allem an die Bergarbeiterstreiks. Traubs Buch ist allerdings vor diesen geschrieben worden.

Noch größer sind die ethischen Fragen. Traub nennt dagegen die kapitalistischen Probleme ein Kinderspiel. Es gibt noch viel weniger einen einheitlichen Maßstab für Ethik, für „gut" — „Tugend". Was tausend für soziales Unrecht erklären, verteidigen hundert andre als sittlich.

Ethik steht gegen Ethik, das alte Weltbild hat sich verändert. Traub nennt den Grund nicht — es ist die Reformation. Aber er scheidet klar: die einen leben im galiläischen, die andern im romanischen, die dritten im protestantischen Christentum. Dieses spaltet sich wieder in rationalistische und pietistische Ethik. Daneben erhebt sich der stoisch ruhige Bau der antiken Staatsmoral und dann ein Haus — noch ohne Dach —, die anarchistische Beurteilung der Gegenwart und ihrer angefaulten Ethik. Und zuguterletzt hat die rein politische Ethik noch ihre Scheidung in demokratisches und aristokratisches Lager.

Aber auch die Grundfesten dieser einzelnen Säulen wanken unsicher: Hie Sozialethiker, da Individualethiker! Zwei Feinde. Unter dem Druck dieser Komödie der Wirrungen sagt Traub nicht ohne Ironie: „Was nützt es, etwas zu sagen, wo die besten Führer einander widersprechen? Hier liegt einer der Gründe, warum die Sozialethiker von den Männern wirtschaftlicher Praxis über die Achsel angesehen werden. Diese begreifen nicht, warum sie ihre Erfolge preisgeben sollen, solange ihre Kritiker noch nicht einmal über ihre eignen Grundsätze eins sind." Aber wir lassen uns das Recht nicht nehmen, an diesen höchsten Menschheitsfragen mitzuarbeiten. Die höchsten Gedanken sind die streitbarsten.

Erschwert wird eine ethisch, ich möchte sagen gemütvolle Aussprache dadurch, daß sich die Großkapitalisten selten über die ethische Seite ihres Berufs

ausgesprochen haben. Carnegie in seiner „Kaufmanns Herrschgewalt“, Siemens und Krupp haben das ehrlich und offen getan.

Ich möchte gerade in dieser Zeitschrift, die zweifellos manchen Großindustriellen zum Leser hat, einen dringenden Ruf an diese Männer richten, ihren hohen Beruf, ihren großen Erfolg und ihr Bekenntnis für die ethische, volkserhaltende und beglückende Seite ihres Berufs immer mehr schriftlich zu fixieren. Das muß kein Buch sein, darf keine unkontrollierbare Monographie werden, aber ehrliche Bekenntnisse vor aller Welt. Das kann unsre Kapitalisten nur ehren und manches Vorurteil zerbrechen. Denn ich bin gewiß, es geschieht noch viel mehr ethische Arbeit an den Arbeitern durch das Kapital, als es die Antikapitalisten, die Sozialisten Wort haben wollen. Ich möchte noch viel stärker als Traub gerade auf diese versöhnende Arbeit den Finger legen. Mancher ungerechte Vorwurf der Arbeiter wird schwinden, wenn er Einblick in die Sorgen seines Herrn erhält, aber auch manches schlafende Gewissen des Arbeitgebers wird zum Wachen kommen. Die Schwierigkeiten mag ein ethischer Wille überwinden.

Es fehlt uns hier der Raum, auszuführen, wie sich Traub wissenschaftlich mit allen den großen Fragen auseinandersetzt: Wesen des Kapitalismus, seine Ankläger und Verteidiger, Wesen der Ethik, ihre falsche, einseitig beschränkte Form als Gefühls-, Interessen-, Berufs- und Klassenethik. Der Glanzpunkt des Buches sind die Partien über die allgemeine Ethik und das Verhältnis von Moral und Christentum. Vielumstrittne Probleme werden hier scharf angefaßt. Bei der allgemeinen Bedeutung dieser Kontroversen darf auch hier ein Wort darüber gesagt sein, zugleich als Probe dafür, wie Traub seinen theoretischen Teil behandelt.

Traub weist zunächst einige Irrungen ab: 1. daß das Moralische nur ein Teilbesitz des Gesamtwillens sei. Nein, das Moralische ist dessen Herr. 2. daß das Moralische schwach mache und nur Schwächlinge erhalte. Nein, die stärksten Menschen der Weltgeschichte waren ethische Charaktere, weder Schwächlinge noch Hüter des Schwächlichen, starke Helden, die die müden Kniee wieder aufgerichtet haben!

Welchen Beitrag hat nun das Christentum zu der allgemeinen Menschheitsmoral geleistet?

1. Sittlich ist, wer nichts Einzelnes, sondern ein Ganzes will. (Gesinnung, nicht Erfolg macht den Charakter.)

2. Wer das, was er will, selbst will. (Freie Selbstbestimmung ist die Atmosphäre des sittlichen Handelns.)

3. Wer sich für das, was er ist, verantwortlich weiß. (Verantwortlichkeit steigert sittliche Größe und Urteilskraft.)

4. Kraft ist, wer in dem, was er tut, nach Einheit mit sich selber ringt (oder nach Aufhebung der Widersprüche zwischen sittlichem Urteil und sittlichem Willen).

5. Sittlich ist, wer das Ideal der Gemeinschaft freier Menschen verwirklichen will. Damit erreicht der bisher formale Begriff des Sittlichen seinen Inhalt: gut, sittlich ist, was der Gemeinschaft dient.

Traub versteht unter Christentum die religiösen Zentralgedanken Jesu, wie sie uns durch Reformation und Aufklärungszeit in neuem Gewande zugeführt wurden. Die leitenden Ideen sind: Sündenvergebung und Gotteskindschaft. Scheinbare theologische unfruchtbare Schlagwörter, und doch die fruchtbarsten Elemente zur Vertiefung und Durchführung selbständiger Moral. Es ist hier unmöglich, die feinen Auffassungen Traubs auch nur übersichtlich zu geben. Ich verweise auf das Buch und nenne nur die Resultate: Sündenvergebung ist sittliche Reformation, Mut, Freude zu neuer Tat mitten im Irren, ohne bedingende Fessel und Brandmarkung. Gotteskindschaft ist Gleichheit aller vor Gott. Das Neue in Christo ist nicht dieser Gedanke, sondern die Tat der Verbrüderung mit den Menschen, anhebend bei den Ausgestoßenen. „Der individuelle Menschenwert als Postulat sittlichen Denkens ist mit dem Leben Christi engstens verbunden." Der christliche Gedanke der sozialen Gleichheit behält aber seine Höhe dadurch, daß er nicht mechanisch quantitativ die Menschen gleichstellen will, sondern nur nach der qualitativen Wertung ihrer Gesinnung. Traub hätte auch noch darauf hinweisen können, daß damit aller utopistischen Neuformierung anarchistischer Gelüste im Namen Christi die Spitze abgebrochen ist. Aber damit ist der Wert Christi für die soziale Ethik noch nicht erschöpft; er gab ihr nicht nur zwei neue religiöse Güter, er gab dazu auch noch das Mittel, diese sich anzueignen — er gab eine neue Pädagogik. Er entband die Großmacht der Liebe als höchste sittliche Energie. Göttliche Liebe erzieht den Charakter zu sittlicher Freiheit, sie macht alle die Tugenden wirksam, die soziales Wirken erheischt. Christus gab keine Regeln und Gesetze, weder für den Bankier, noch den Politiker, noch den Handwerker, noch den Kirchenmann. Er gab allen Lebenskreisen der Menschheit die sittliche Aufgabe, an der Hand seiner Grundsätze Ewigkeitsprobleme mit irdischem Material zu lösen. Immer werden Versuche frommer Menschen nötig sein, die uns sagen wollen, wie Jesus heute handeln würde. Nur müssen fromme Leute aus allen Berufsschichten gehört werden. Der Theologe selbst ist wohl der am wenigsten taugliche zu solcher Arbeit!

Es ist eine weitverbreitete Ansicht unter Theologen, daß Christus von einer Menge sittlicher Interessen, die die moderne Kultur auslöst, keine Vorstellung gehabt habe. Auch Traub ist teilweise dieser Ansicht. Ich kann das nicht finden. Vor allem wird Christi Ablehnung gegen das Geld, gegen die Kapitalisten als beschränkt richtig empfunden gerade für unsre Zeit. Aber einmal weist Christus in seinem Verkehr mit einer Anzahl vermögender Leute durchaus unbefangne Objektivität auf — so gegen Zachäus, Nikodemus, Joseph von Arimathia, Simon usw. Wenn er dem Kaiser geben will, was des Kaisers ist, so zeigt er inmitten eines korrupten Steuersystems doch ein geistvolles

Verständnis für die finanzielle Basierung des Staatskörpers. Bei den Gleichnissen von den Talenten, vom ungerechten Haushalter gibt er über Segen und Unsegen richtiger und falscher Kapitalwirtschaft eine heute noch als Maxime durchaus giltige Norm. Der Mann mit seinen fünf erworbnen Talenten ist ein respektabler Unternehmer und erwirbt sich damit den Himmel. Bei dem Gleichnis vom verlornen Sohne, vom Weinbergbesitzer, vom Perlenhändler, vom Weizenbauern, der großmütig das Unkraut erträgt, haben wir doch ein Gefühl fast behaglicher, unreflektierter Anerkennung dieser solid veranlagten Kapitalisten, die ihre Werte umsetzen, und denen Gewinn und Verlust nicht gleichgiltig ist.

Aus allen diesen Worten Christi über Kapitalwirtschaft kann man auch für die kompliziertesten modernen Geldverhältnisse Maximen zu sittlichem Handeln finden. Ich glaube, daß die Theologen und die Ethiker hier noch nicht alle Arbeit geleistet haben. Ich glaube nicht, daß es nötig ist, Christi Stellung zum Geldbesitz aus seiner transzendenten Weltanschauung heraus als befangen zu erklären. Ich glaube, daß da der Ebionitismus, die Armut der urchristlichen Gemeinde, manches Wort erst antikapitalistischer gedeutet hat, als Jesus es meinte.

Aber die transzendente Weltstimmung Christi als Ganzes ist allerdings ein wesentlicher Zusatz zur allgemeinen Menschheitsmoral geworden. Traub hätte das vielleicht noch etwas schärfer herausheben können. Ich möchte sagen: Der Begriff Gotteskindschaft hat zwei Seiten: eine immanente: gleiche Brüderlichkeit der Menschen — und ein übersinnliches Bürgertum in der übersinnlichen Welt. Unter dem sittlichen Gedanken der Gleichberechtigung schaffen wir Kulturwerte. Die Arbeit an ihnen ist uns Lebensinhalt und Aufgabe. „Aber, sagt Traub, die Freiheit zu solcher Mitarbeit, die dauernde Freude daran gewinnt er nur, wenn er noch höhere Werte kennt."

Das Kapitel: Moral und Christentum gehört zu den tiefsten Partien des geistvollen Buches. Traub anerkennt unumwunden die Komödie sittlicher Irrungen, die ohne viel Wissen und Kunst auch im „Christentum" und seiner Geschichte offenliegen. Aber vergessen wir nie, daß die „modernen sittlichen Begriffe der »Persönlichkeit« und »Verantwortlichkeit« in letzter Linie auf das Lebensbild Christi zurückführen". Auch die Zurückweisung der Kulturseligkeit, die Betonung der höhern Werte, moderne Mystik und Metaphysik finden in der Religion Christi ihren Boden.

Traub will Grenzen zwischen Christi Weltbild und unsern sittlichen modernen Ordnungen erkennen, die Christus von unserm modernen industriellen Zeitalter trennen. Er sagt: „Es wird auch der besten Exegese nie gelingen, Christus und das moderne industrielle Zeitalter einander so anzunähern, daß die beiden einander etwas deutliches zu sagen hätten. ... Jesus sagt nichts über Kredit- und Bankwesen, über Industrie, Handel und Ackerbau als volkswirtschaftliche Größen. Er sah keine Panzerflotte und hörte keinen Kanonendonner.

Er sah Gott und dürstende Menschenseelen. Diese beiden zusammenbringen, war seine Kraft. So war er Erlöser und ist es bis heute."

Den letzten Teil der Ausführungen unterschreibe ich; den ersten, wie schon oben angedeutet, nicht. Es ist eine Überschätzung der wirtschaftlichen Größen, die sich auch bei Naumann findet. Bank-, Kreditwesen usw. sind doch nur quantitiv, nicht qualitativ von Christi Zeitalter unterschieden. Bei den Juden jener Zeit gab es doch schon ein stark ausgebildetes Handels- und Geldsystem. Die Römer hatten einen Agrikulturgroßbetrieb in ihren Latifundien, der eine respektable volkswirtschaftliche Größe bedeutete. Zwischen Panzerflotte und Kanonendonner und Römerflotte und Schlachttoben war doch auch nur ein quantitativer Unterschied. Ja Handel und Krieg waren damals in einer Weise weltpolitisch, wie wir sie erst im zwanzigsten Jahrhundert wieder erleben. Und gab es wirklich keine Großindustrie im alten römischen Weltreich? Zum mindesten gab es einen Kunsthandel, der in seinen Weltbeziehungen und seinem Fabrikbetrieb Industrie war. Man kann aber für alle diese volkswirtschaftlichen Größen der alten und der neuen Zeit oberste Maximen aus Christi Weltanschauung finden, ohne gewaltsame Exegese: Ehrlichkeit im Handel und Geldverkehr, Solidität in der wagenden Spekulation, in der Fabrikproduktion. Und der Ackerbau, sollte der nicht heute noch in unmittelbarster Beziehung zu Christi Gedanken stehn? Christus hat mit keinem Wort das strenge Verhältnis von Herren und Knechten aufgehoben. Er verlangt vom müden Knechte, daß er vor seinem Feierabend noch den Herrn zuerst bedient. In allen diesen natürlichen Lebensordnungen hat sich Christus weiter an nichts als eine natürliche Gerechtigkeit gehalten, die weiß, daß sich die Dinge der Welt nur in festen Ordnungen von Befehlenden und Gehorchenden ausleben und fortentwickeln. Christus hat das Gefüge der Weltmaschine nicht zerschlagen, sondern nur das Öl der Liebe in ihre Gelenke gegossen. Wenn also Christus über viele soziale Gliederungen nichts sagte, so war das kein Mangel seines Zeitbildes, sondern die Achtung vor den bestehenden Grundordnungen der Dinge, die er auf seinen himmlischen Vater zurückzuführen allen Grund hatte.

Würden alle modernen volkswirtschaftlichen Größen heute nur nach dem einen Grundgesetz Christi: Liebe oder soziale Fürsorge des Starken für den Schwachen organisierte Werke von einer Einheit sittlicher Persönlichkeiten — ich wüßte nicht, warum wir mit diesem einen Grundsatz Christi nicht in bessere Zukunft steuern sollten. Ich finde, daß der soziale Geist der Liebe in den großen Parlamenten der christlichen Völker mächtig erwacht. Da und dort reibt er sich schlaftrunken noch die Augen, aber da und dort ist man doch im Begriff, die Kinderschuhe zu zertreten. Gerade an dieser Stelle des Buches hätte ich zwei Paragraphen gewünscht: Ethik und Volksvertretung. Ethik und Volksverwaltung, oder: Wie erkennen Parlament und Regierung ihre ethischsozialen Aufgaben?

Es ist noch ein weiter Weg, bis Traub alle sittlichen Werturteile, die die Beziehung zum Kapitalismus fordert, festgestellt hat. Dieser theoretische Teil

nimmt gerade die Hälfte des Buches in Anspruch. Der zweite Teil befaßt sich mit der ethischen Wertung einzelner Stände. Zuerst kommt der Kaufmann an die Reihe, der vornehmste moderne Vertreter des Kapitalismus. Zur Illustration, wie Traub seine Aufgabe von der praktisch-ethischen Seite anfaßt, sei gezeigt, wie er über das Thema „Kaufmann und Ethik“ spricht.

Die Urteile über den Stand des Kaufmanns und seine Beziehungen zur allgemeinen Ethik schwanken. Der Sozialist Fourier nennt ihn den Krebsschaden der Zivilisation. Alle Völker bis zum Mittelalter hatten instinktives Mißtrauen gegen den Handel. Heute erkennen wir den Handel als notwendiges Glied der arbeitsteiligen Produktion in unsrer Wirtschaftsordnung an. Er ist sozialer Dienst ersten Ranges. Der Handel organisiert die gesamte wirtschaftende Gesellschaft. Es ist interessant, das hohe Lied zu lesen, das Traub dem Kaufmannsstande schreibt. Man kann ihm nur Recht geben, und die erste Probe seiner sittlichen Maßstäbe auf einen Typus des Kapitalismus gelingt ihm sehr. Ethisch gewertet bedeutet der Kaufmannsstand: ruhige Erwägung, Sachkenntnis, Wirklichkeitssinn und Wahrhaftigkeit. Lug und Trug sind nicht bloß die Gefahren des Kaufmanns. Jeder Beruf hat sie, auch der theologische. Die Frage ist nur, ob der moderne Handel diese Gefahren größer oder kleiner macht. Der Großhandel kann nur auf der Grundlage der Verantwortlichkeit und der Wahrhaftigkeit gedeihen. Das ethische Verhältnis zwischen Großhandel und Detailhandel dürfte noch nicht so geklärt sein. Ehrlicher Großhandel schärft auch dem Kleinhandel das Gewissen, stattet ihn mit ehrlicher Ware aus und erleichtert ihm den Kampf gegen die Schmutzkonkurrenz. Ich möchte hier einen Schritt weiter gehn und darauf aufmerksam machen, daß Großfirmen an gewisse Warenhäuser nicht verkaufen, das ist ein ethischer Zug. Der Staat sollte alles tun, den ehrlichen Großhandel schon im Interesse des Kleinhandels zu unterstützen — nicht zur Ausschaltung der Warenhäuser, sondern einzelner schmutziger Praktiken. Hier sind wir an einem Punkte, wo die Ethik geradezu befruchtend und befreiend auf die Volkswirtschaft einwirken kann, wo sie Parlamentarismus und Kapitalismus zu neuen Formationen sittlich verpflichtet.

Der Handelsstand fordert sittliche Persönlichkeiten. Er kennt Opfermut (E. Lohner, Krupp usw.). Geiz findet sich sogar hier weniger als anderswo. Sittliche Defekte rächen sich viel offenkundiger als in andern Ständen. Der Kaufmannsstand mit seinen Versuchungen hat deshalb die sittliche Pflicht, unsaubere Elemente auszustoßen. Der Protestantismus hat den Kaufmann und den Kapitalismus gefördert. Der Protestantismus schafft selbständige, verantwortliche Persönlichkeiten. Ein hohes Maß sittlicher Wahrhaftigkeit, Selbstbeschränkung und sozialen Pflichtgefühls fordert vor allem die Preisbestimmung der Waren, vorzüglich der großen unentbehrlichen Gütermassen für die Volkserhaltung. Gerade die Sozialethik hat sich mit dem ökonomischen Begriff des Wertes auseinanderzusetzen. Die menschliche Arbeit als sittliche Leistung muß

immer das Normgebende sein, wobei der Zusammenhang der Ware mit dem Naturstoff selbstverständlich nicht ausgeschlossen sein soll. Ich möchte noch hinzufügen, daß die Ethik gerade hier ihre höchste soziale Zukunftsaufgabe hat: die soziale Aufgabe wäre in dem Augenblick gelöst, wo eine Organisation freier oder kommunaler sittlicher Persönlichkeiten die Macht und die Einsicht hätte, den Preis jeder Ware so zu bestimmen, daß Arbeitgeber und Arbeitnehmer so gelohnt würden, daß das jetzt herrschende Mißverhältnis zwischen Kapital und Arbeit aufgehoben wäre, populär gesagt: daß der Arbeitsgewinn des Unternehmers in gewissen Prozenten zugunsten des Arbeiters beschränkt würde.

Ähnlich werden sittlich und volkswirtschaftlich gewertet der Konsument, der Rentner, der Bauer, der Unternehmer, der Handwerker, der Arbeiter und die Frauenfrage. Da, wo sich gegen Traubs Ausführungen im einzelnen Widersprüche erheben, müßte ich zu weit für den mir übrigen Raum ausholen. Es handelte sich hier nur darum, zur Lektüre des wertvollen Buches anzuregen. Ich denke, daß das Schlußwort Traubs dazu das meiste noch beitragen kann: „Die Hauptsache ist, daß die Ethik die Verbindung mit den tatsächlichen Lebens- und Entwicklungsbedingungen nie verliert. Ihre Werte und Güter liegen zwar höher als alles, was wir kausal erklären können. Aber die sittliche Arbeit und sittliche Entwicklung muß an dem gegebnen Stoff und mit den vorhandnen Mitteln des geschichtlichen Lebens arbeiten.... Volkswirtschaftliches Handeln ist sittlich, wo es um der Zukunft des Volkes willen geschieht. Der Kapitalismus hat die Völker formell gewöhnt, mit der Zukunft zu rechnen; er liebt Überraschungen; er treibt unaufhörlich in die Weite. Dieses Triebes muß die Ethik Herr werden, indem sie die Gedanken der privatwirtschaftlichen Zukunft umbiegt zu dem Willen, die ganze Volkswirtschaft zu einer fröhlichen, segensreichen Zukunft der Völker zu gestalten. Mut, Liebe, Opfersinn bleiben die Kräfte jeder Entwicklung. Die Ethik hat sie zu bewahren, zu begründen, nach allen Gesichtspunkten hin als die lebendigen Mächte des Fortschritts zu erweisen. Die Volkswirtschaft wird ihr stets dankbar sein, weil sie nur dadurch vor eignem Zerfall behütet wird. Wenn die Seele des Volkes krankt, hilft kein noch so fein durchdachter Apparat materieller Wohlfahrt. Nicht die Zeit ist es, welche die Ewigkeit trägt. Nur dort werden die Zeiten groß und die Völker in ihnen über das gewöhnliche Maß erhoben, wo die Kräfte ewiger Wahrheit lebendig in ihnen geworden sind."

David Koch





Thomas Bailey Aldrich



ls Aldrich vor zwei Monaten seine Ode an Longfellow zu dessen hundertjährigem Geburtstag dichtete, da ahnte er nicht, daß diese Verse der Huldigung und des liebevollen Erinnerns die letzten sein sollten, die er schrieb. Denn zu ihm kamen die Todesgedanken nur in flüchtig vorüberhuschenden Stimmungen, die vergessen waren, sobald ein Sonnenstrahl ihn streifte oder eine kleine, wenn auch noch so vergängliche Freude ihn ablenkte. Solcher kleinen Freuden hat er sich viele zu schaffen gewußt, sich auch im Alter die Frische bewahrt, die die Lebenskünstler im alten Attika so weise festzuhalten wußten. Eine gewisse finanzielle Befähigung ermöglichte es ihm, seine nicht sehr umfangreichen literarischen Werke so nutzbar zu machen, daß er in spätern Jahren vor Sorgen gesichert war. Da hat er nun im wahrsten Sinne des Wortes seines Lebens Feierabend gehalten. Wenig hat es ihn gekümmert, daß sein bescheidner europäischer Ruf allmählich verblaßte, daß auch seine Landsleute weniger von ihm sprachen, seit die Muse seltner und seltner bei ihm zu Gaste kam.

Um die Zeit, als Bret Hartes Argonautenerzählungen jugendliche Köpfe mit übersprudelnden romantischen Ideen füllten, war Aldrich auch bei uns einer der meistgelesnen amerikanischen Autoren. Zwar wir in Europa kennen ihn mehr als Humoristen, während Amerika ihn als Dichter ehrt. Noch ein drittes aber, das in beiden Seiten seines Schaffens gelegentlich zum Ausdruck kommt, ist zu merken. Die trauliche Behaglichkeit der Kleinstadt, das ein wenig philiströse Festhalten an altväterischen Sitten, und über dem allen der eigentümlich schüchterne Reiz der neuenglischen Landschaft im Schneesturm wie in der Glorie des Frühlings, das alles findet sich in Aldrichs Werken zu einem zu der feinsten Harmonie abgetönten Bilde zusammengefügt. Seine scharfe Beobachtungsgabe macht ihn zum zuverlässigen Sittenschildrer eines Zeitabschnitts, der bei der raschen Entwicklung des amerikanischen Kulturlebens bald der Geschichte angehören wird.

Aldrich hat den Reiz dieser Bilder von seinen Knabenjahren an in sich aufgenommen; war er doch Neuengländer durch und durch, nicht frei von dem feinen geistigen Hochmut, mit dem sich die Zeitgenossen Emersons und ihre Nachkommen als der zu Kulturaposteln Amerikas auserwählte Stamm fühlten. Zwar war Aldrichs Tätigkeit von bescheidnerm Umfang als das Wirken des

Weisen von Concord, dessen Gedankenflug weit über Amerikas Grenzen hinaus seine Kreise zieht. Dennoch war Aldrich als Herausgeber der Wochenschrift Every Saturday und später als Leiter der vornehmen Atlantic Monthly von bedeutendem literarischem Einfluß, und es spricht für sein ausgereiftes kritisches Urteil, daß unter seiner Ägide die Atlantic Monthly den Ruf gewann, die bestredigierte Zeitschrift in englischer Sprache zu sein. Wie groß die Bedeutung solch sorgsamen Sichtens und Ausschaltens für eine junge Literatur ist, wird erst in spätrer Zeit an den Resultaten klar, und dann wird freilich das Verdienst eines Einzelnen dabei leicht übersehen, ob auch ein guter Teil seines Lebenswerkes dieser mühsamen kritischen Arbeit gewidmet war.

Über seine Abstammung hat Aldrich einmal in einem kleinen Gedicht berichtet. Da erzählt er von dem wunderlichen Herzensbund seines Ahnen, der ein Krieger vom Schlage Cromwells gewesen und sich zur Gattin eine Tochter des Südens gewählt hatte, in deren Adern das Blut wie feuriger Wein rollte; und in bezug auf sich selbst fügt er hinzu:

In me these two have met again;
To each my nature owes a part;
To one the cool and reasoning brain,
To one the quick unreasoning heart.

Seeleute waren die Aldrichs der frühern Generationen. Erst als infolge der Einführung des Schutzzollsystems Neuenglands Häfen verödeten, wandten die Familienhäupter ihre Energie finanziellen Unternehmungen zu. Doch genug von dem Temperament der auf den Meeren heimischen Vorfahren hatte Thomas Bailey geerbt, um den Hafencharakter seiner Vaterstadt Portsmouth, die so durchdrungen ist von Erinnerungen an das Meer, zu verstehn. Unter dem Namen Rivermouth hat er sie oft zum Schauplatz seiner Erzählungen gewählt und in Poesie und Prosa immer wieder die ulmenbeschatteten Straßen geschildert, die hinab zum Hafen führten. „Giebel und Dächer der ostwärts schauenden Häuser sind mit rotem Rost überzogen gleich den Schaufeln alter Anker; Salzgeruch durchdringt die Luft, und dichte graue Nebel, der unmittelbare Hauch des Ozeans, wälzen sich von Zeit zu Zeit bis in die stillen Straßen hinauf und hüllen alles ein. Furchtbare Stürme peitschen das Küstenland, und die erzürnten Wogen werfen Tang und Spiere und zuweilen die Leichen Ertrunkner an den Strand. Schiffsbauplätze, Werften und die rotbraune Flotte der Fischerboote, die alljährlich in Rivermouth ausgerüstet wird — alle diese Dinge und hundert andre nähren die Phantasie jedes gesunden Knaben und füllen ihm das Hirn mit abenteuerlichen Träumen."

So sah der Tummelplatz von Aldrichs Knabenjahren aus; unter Obhut Großvater Nutters sollte er die Schule in Portsmouth besuchen, während der Vater in Neworleans sein in einem Bankunternehmen „allzu sicher" angelegtes Vermögen zu retten suchte, was sich nach jahrelanger Arbeit als unmöglich

erwies. Das stille Haus des würdigen Herrn Nutter, wo man den Sonntag nach gut puritanischer Überlieferung mit der Feierlichkeit eines Leichenbegängnisses umgab, und die ebenso stillen, schattigen Alleen, die von vergangnen Tagen frischern Lebens zu träumen schienen, hätten auf den muntern Knaben sicher unerträglichen Druck geübt, wenn nicht der lustige, immer zu übermütigen Streichen aufgelegte Schülerbund der Centipedes gewesen wäre. Die Heldentaten der Centipedes bilden einen höchst wichtigen und sehr amüsanten Teil der Story of a bad Boy*), in der Aldrich die Erinnerungen aus seinen Schuljahren aufgezeichnet hat. Da erfahren wir von der Schneeballschlacht auf dem Slatterhügel, die tagelang wütete und mit so viel Erbitterung ausgefochten wurde, daß es hüben und drüben blutige Köpfe gab. Da war das große Feuerwerk am Tage der Unabhängigkeitserklärung, wozu sich Tom Bailey mit Hilfe der Waschleine aus seinem Schlafzimmerfenster hinabließ, denn da des Großvaters Erlaubnis zur Teilnahme an dem nächtlichen Vergnügen höchst zweifelhaft war, so hatte sich der artige Junge der Versuchung zum Ungehorsam entzogen, indem er, ohne erst zu fragen, entwischte. Den Höhepunkt des Freudenfeuers bildete dann das Verbrennen der alten Mail coach — ein Ereignis, das an drastischer Wirkung nur noch durch das berühmte Mitternachtsbombardement übertroffen wurde. An der Reede von Portsmouth lagen nämlich unbenutzt, als zwecklose Zierat alte Geschütze aus dem Jahre 1812, und eines schönen Sommernachmittags, als die Häupter der Centipedes im Hafen angelten, ließ der Anblick der rostüberzognen Rohre in Tom Baileys Kopf den Gedanken aufblitzen, ihre metallnen Mäuler noch einmal reden zu lassen, um den braven Bürgern von Portsmouth damit eine sinnige Überraschung zu bereiten. Der Vorschlag wurde allseitig mit Begeisterung aufgenommen, eine rasch veranstaltete Sammlung ergab zusammen mit dem Vereinsfonds neun Dollars, die sogleich in Pulver angelegt wurden. In einer der folgenden Nächte donnerten dann die alten Kanonen, deren Ladung durch Lunten entzündet wurde, in regelmäßigen Abständen eine nach der andern los, bis jeder einzelne Bürger von Portsmouth aus süßem Schlaf geweckt war, und in den dunkeln Straßen ein wahrer Tumult aufgeregter Männlein und Weiblein herrschte, die nicht anders glaubten, als daß Portsmouth bombardiert würde. Der folgende Morgen erst brachte die Erkenntnis, daß die gute Stadt durch einen Eulenspiegelstreich genarrt worden war — wessen Hirn die geniale Idee aber entsprungen war, und wer sie ausgeführt hatte, das haben die Portsmouther erst erfahren, als Aldrich es selber ausgeplaudert.

In dieser Story of a bad Boy und in einigen seiner kürzern Erzählungen (Marjorie Daw, Mademoiselle Olympe Zabriski, A Rivermouth Romance) gibt

*) Verlag Houghton, Mifflin & Co., Boston und Newyork. Hier erschienen sämtliche Werke Aldrichs; in die Tauchnitz-Edition aufgenommen sind nur The Stillwater Tragedy und die short story Sammlung Marjorie Daw.

der Humorist Aldrich sein Bestes. Die Situationskomik ist oft überwältigend, dazu kommt ein sehr gewählter Stil mit seinen, kleinen Wortwitzen, die in der Übersetzung leider nicht wiederzugeben sind. Dennoch ist es dankenswert, daß manche seiner Novelletten in deutscher Übersetzung zugänglich sind,*) denn sie gehören zu dem besten, was der amerikanische Humor uns geschenkt hat. Dem deutschen Leser wird ihre Komik sympathischer sein als die Mark Twains. Aldrich ist weniger trocken und nicht so grotesk wie Mark Twain oder Artemus Ward. Des neuenglischen Dichters Freude am Komischen bleibt immer anmutig, sie bewegt sich in zierlichen Tanzschritten und verzichtet auf die tollen Kapriolen, an denen man in Amerika soviel Gefallen findet. Und irgendein verborgnes Winkelchen ist immer vorhanden, wo weichere Töne den Leser ansprechen; die kommen geradeswegs aus dem goldnen Herzen des warmfühlenden Optimisten, der Elend und Leid nie als die Hauptsache im Leben sah. Einige seiner größern Romane (Prudence Palfrey, The Stillwater Tragedy, The Queen of Sheba) bewegen sich auf der Grenze des Tragischen, aber des Dichters letztes Wort ist immer versöhnend.

An psychologischer Feinheit steht die zuerst genannte Erzählung wohl am höchsten. Es ist ein überaus anziehendes Idyll aus einer neuenglischen Kleinstadt mit ihren Alltagssorgen, ihren kleinen Freuden und Leiden, die sich unter wohlgehütetem altväterischem Dekorum kaum recht ans Licht wagen, bis aus einer neuentdeckten Goldregion der frischere Wind abenteuerlustigen Wagemuts hineinbläst. Da zieht denn Jack Dent hinaus in die Rocky Mountains, in der Hoffnung, mit goldner Beute heimzukehren, um als würdiger Freier vor seine geliebte Prue treten zu können. Und ob auch das Mädchen ihm kaum ein Zeichen ihrer Zuneigung gibt, wartet sie doch drei lange Jahre auf ihn und läßt sich weder durch die falsche Nachricht von seinem Tode noch durch das Erscheinen eines andern Freiers irre machen. Zwar dieser, Ehrwürden Mr. Dillingham, ist ein gefährlicher Rivale. An des verstorbnen Pastor Hawkins Stelle gerückt, hat er sich die Herzen von Rivermouth im Sturm erobert; durch seine Predigten wird die Gemeinde von Tag zu Tag frommer, und die jungen Damen bezeigen ihm ihre Verehrung in Gestalt von ungezählten gestickten Pantoffeln. Schließlich wird ihm aber infolge von Jack Dents Rückkehr der Boden in Rivermouth zu heiß, was bei seiner Vorgeschichte nicht weiter verwunderlich ist. Denn er hat in seiner, dieser geistlichen Episode vorangegangnen Laufbahn als Goldgräber „Cool Dick" alias George Nevins verschiedne Heldentaten auf dem Kerbholz, die selbst den Bürgern von Rivermouth ihren Pastor verleiden würden. Einige seiner Streiche kann Jack Dent erzählen, denn er hat in persönlichen Beziehungen mit jenem gestanden und hat allen Grund, das zu bedauern. Als er aber erfährt, daß seinem Rivalen das reine Gold in Prues Herzen unerreichbar geblieben ist, erweist er sich als echtes Kind der Aldrichschen

*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, und Halle, Otto Hendel.

Muse: er lacht über den gelungnen Gaunerstreich, durch den er sein mühsam erworbnes Vermögen eingebüßt, und hat seine Rachepläne gegen den Goldgräber, dem er mit Lebensgefahr nachgespürt hat, bald leichten Herzens vergessen. Diese dramatische Episode, die nach dem Herzen Bret Hartes gewesen sein muß, ist mit köstlicher Laune wiedergegeben. Daß übrigens Amerikas Autoren derartige Begebenheiten nicht aus ihrer Phantasie zu schöpften brauchten, daß die Wirklichkeit ihnen reichen Stoff dafür bot, ist mehrfach bestätigt worden. Für Aldrich ist es ganz bezeichnend, wie er den Gauner im kritischen Augenblick von der Bildfläche verschwinden läßt, damit alles in Harmonie ende.

Zuweilen klingen in Aldrichs Lyrik ernstere Töne an, besonders in den „Achtundzwanzig Sonetten". Da ists, wie wenn ein andrer zu uns spräche als der hochherzige Dichter, der des Lebens Sonnenstrahlen so glücklich zu fangen und festzuhalten wußte. Es sind zum Teil Erinnerungen an seine Reisen — die schwarze Silhouette Fredericksburgs mit den Schatten des nahenden Verhängnisses, die Geheimnisse der nachtdunkeln Wüste, dann wieder ein Hineintauchen in phantastische Träume, die ostwärts fliegen wollen in ein sonndurchglühtes Land, oder ein Grübeln über das tiefe Ausruhen im Schlafe, und wie es sein wird, wenn wir nicht wieder erwachen — das sind die Themata der Sonette. Sie stehn meiner Ansicht nach höher als die übrigen Poesien Aldrichs, ausgenommen vielleicht die Gedichte, in denen die keusche Anmut der Kindesseele wiedergegeben wird.

Die Eigentümlichkeit der kindlichen Persönlichkeit hat Aldrich trefflich verstanden, und wenn man genau zusieht, so spuken in einigen seiner kurzen Erzählungen schon die ersten Spuren jener übertriebnen Rücksichtnahme auf die Individualität des Kindes, die gegenwärtig in der amerikanischen Jugenderziehung zum Grundsatz geworden ist und in dieser uneingeschränkten Anwendung nur verderblich wirken kann. Doch zeigt sich hierin die Reaktion gegen die eignen Kindheitserfahrungen. Wer die puritanische Sonntagsfeier, die sogar so stille Spielkameraden wie Bücher verbannte, so hassen gelernt hat wie Aldrich, der wird die Erziehung der nächsten Generation auf andrer Basis aufbauen. Das ist der ernstere Inhalt, der solchen lustigen Büchern wie Aldrichs Story of a bad Boy oder den Knabengeschichten Mark Twains zugrunde gelegt ist. Auch sie trugen das ihre dazu bei, mit dem alten Gerümpel der sogenannten ethischen Anschauungen aus der Zeit der Pilgerväter aufzuräumen.

Solche kritische und erziehliche Tätigkeit sichert Aldrich einen Platz unter den führenden Geistern seines Landes, wenngleich ihm vielleicht die Nachwelt nicht einhellig den Kranz der Unsterblichkeit reichen wird. Das eben ist das Sympathische an dieser jungen Literatur, daß fast alle ihre Dichter und Denker ein klar abgegrenztes Ziel vor sich sehen, dem sie ihre volle, unverbrauchte Kraft zuwenden. Und wenn ein solches Lebenswerk getan ist, vereint es sich mit dem verwandten Streben andrer Mitarbeiter zu Nutz und Frommen des ganzen Volkes. Dieses erntet die Früchte, ob auch das Werk des Einzelnen bescheiden

war. Der Mann, der im März als Siebzigjähriger zu Boston gestorben ist, hätte in diesem Sinne voller Befriedigung auf seine Arbeit zurückschauen dürfen, denn er hat mit der Erkenntnis des zunehmenden Alters seine Schriften immer wieder gesichtet, um der Nachwelt nur das Beste seines Schaffens zu überliefern.

Beda Prilipp

In Taschkent und auf dem neuen Schienenwege nach Orenburg

Reiseerinnerungen von H. Toepfer

2



Die Eisenbahn folgt der umgekehrten Richtung des russischen Vordringens nach Innerasien; sie berührt verschiedne Punkte von geschichtlicher Bedeutung, wie die an Baudenkmälern reiche Stadt Turkestan und die Ruinen von Otrar, auch Orte wie Ikan, an denen ein Denkmal den Heldenmut der kleinen Häuflein Erobrer verkündet, die sich im ungleichsten Kampfe behaupteten. Sie berührt sich vielfach mit dem alten Trakt und macht nunmehr Städte wie Perowsk, Kasalinsk und Emba zugänglicher, die als befestigte Etappenpunkte gleich wichtig für die Verbindungen im Rücken wie für den Karawanenhandel geworden sind, sie verbindet die russischen Kolonien mit der Heimat. Und sie ist nicht bloß interessant als ein Unternehmen, das Raum und Zeit in bewundernswerter Weise überwunden hat, sondern sie bietet auch Schönheiten. Zuerst begleiten uns reichliche 20 Kilometer weit die fruchtbaren Obst-, Wein- und Gemüsegärten, die Getreide-, Baumwollen- und Reisfelder des reichlich bewässerten Kreises Taschkent. 113 Kunstbauten überspannen auf dieser Strecke die Wasseradern, den Fluß Ssalar, den Boß-ssu und den Keleß und die von ihnen abzweigenden Aryks, sämtlich flotte Eisenkonstruktionen auf sauber gemauerten Landpfeilern. Hinter der Dshilga steigt die Bahn in vielen Windungen zu der 568 Meter über dem Meere liegenden Paßhöhe des Kasygurt, eines Ausläufers des Kara-tau-Gebirges empor, das bisher rechts in der Ferne seine schneebedeckten Höhen in der Sonne hatte aufglänzen lassen. Unbeschreiblich schön war die Abendlandschaft bei der Station Ssary-Agatsch, deren noch persische Anklänge verratendes Hauptgebäude sich prachtvoll vornehm in der reinen klaren Steppenluft von dem wundervoll gefärbten Abendhimmel abhob. Längst hatte das Kulturland ausgedehnter Steppe Platz gemacht, die aber noch ziemlich belebt erschien. Zahlreiche Arbeiter waren tätig, um die Frostschäden an dem Bahndamm auszubessern, die Wasserabführung zu regeln und eine Röhrenleitung für die Wasserzuführung nach wasserlosen Stationen zu verlegen.

An den am zweiten Tage der Fahrt zunehmenden Schneeflächen und der trotz blendenden Sonnenscheins sinkenden Temperatur merken wir, daß wir dem kältern Norden zueilen. Bei Tjumen-Aryk erreichen wir den Ssyr-darja zugleich mit der alten Poststraße, die dem Strom nunmehr bis Perowsk folgt, während die Eisenbahn in gerader Richtung seine Bogen abschneidet. So wechseln von nun an Steppen-, auch mit ausgedehnten Ssaxaulgebüschen bestandne Flächen mit Niederungslandschaft, zwischen deren dichtem, verschiednes Raubzeug beherbergendem Gebüsch und Waldstand der Strom verschwindet. Aber er ist tückisch und hat vor jetzt drei Jahren durch sein Frühjahrshochwasser auf, glaube ich, über 200 Kilometer Länge den Schienenweg so zerstört, daß er auf einen mehrere Meter hohen Damm etwas östlich verlegt werden mußte. Eine ganze Reihe verschiedenartigster wasserbautechnischer Arbeiten, Buhnen, Terrassen, Stauwehre, Steinpackungen sind zum Schutz der dem Strom zugekehrten, ganz flach geböschten Dammseite besonders in dem Niederungslande zwischen Perowsk und Karmaktschi notwendig geworden. Dieser Strich, den die alte Poststraße in weitem Bogen umging, ist von Sümpfen und Seen, Aryks und Flüssen durchsetzt und hat wieder einer größern Anzahl Brückenbauten, darunter zwei von 125 Meter Länge, an denen trotz Frost unter mächtigen Holzbaracken gemauert wurde, zum Dasein verholfen, um die Wasserabführung zu regeln. Halbeingeschnittene Erdhütten und Kirgisenjurten liegen trotz der Überschwemmungsgefahr in diesem Überflutungsgebiet verstreut, und das dazu gehörende Haus- und sonstige Getier sucht sich unter der immer noch festen Schneeschicht mühsam seine Nahrung. Das Streckenpersonal reitet zu Pferde oder Kamel seine Strecke ab, Kamele ziehen niedrige Schlitten auf schmalen Pfaden in einsamer Fahrt durch das Buschwerk. Eine Ssaxauloase bringt mit graugrünem Schimmer etwas Abwechslung in die Schneelandschaft. Schon haben hier und da Schneezäune gestellt werden müssen, und einmal erinnert eine mit Hacke und Schaufel in Halbpelz und Walenki (Filzschuhen) bereitstehende, von dem langsam fahrenden Zuge passierte Arbeiterkolonne, daß Schneeansammlungen hier gelegentlich eine ebenso unangenehme Erscheinung sind wie die Sandverwehungen an der Transkaspischen Eisenbahn. Weiterhin jenseits Kasalinsk bringt der Kampf mit dem Schnee bei Nordstürmen noch viel größere Gefahren. Da fuhren wir durch endlose Schneefelder, stellenweise durch tief in Schneehügel eingeschnittene Hohlwege, in denen mancher Zug festgesessen hat. In zwei und drei Reihen standen beiderseits die Schneezäune hinter- und auch übereinander eigentlich bis Orenburg und mußten in ihrer Ausdehnung Staunen erregen, denn der Umfang der geleisteten Arbeit steht im Mißverhältnis zur geringen Dichtigkeit der Bevölkerung und zu der zur Verfügung stehenden kleinen Anzahl Streckenarbeiter, denen keine Soldaten zu gelegentlicher Unterstützung zugeführt werden können.

Von Kasalinsk aus läuft die Eisenbahn zum Nordostufer des Aralsees. Hier war tiefer Winter, achtzehn Grad Kälte und in dem nächtlichen Dunkel

auf der Station Aralsee von Land und eisbedeckter Wasserfläche nichts zu unterscheiden. Nachdem der Schienenweg sodann ein Seengelände und dann die Große und die Kleine Barssukwüste durchschnitten hat, windet er sich vom Tschelkarsee aus in den Tälern der unbedeutenden Flüßchen Kuldshur, Kleine und Große Karaganda hinauf zum Paß Kum-Aß des Mugodshargebirges. Ist auch die absolute Höhe dieses Ausläufers des Uralgebirges nur gering (nicht über 300 Meter), so boten doch bei der Festlegung der Trasse seine zerrissenen Formen und Steilhänge eben solche Schwierigkeiten wie bei der Bauausführung die Einsprengung der Bahneinschnitte in den rotgeaderten Granit und im Betriebe die Freihaltung dieser Hohlwege von Schneemassen. Als wir am Abend den Kamm des Höhenzugs passierten, tat uns die scheidende Sonne wieder den Gefallen, die schneebedeckten Felsformen mit rotgoldnem Lichte zu überfluten und uns mit diesem Anblick für manche einförmige Stunde der Fahrt zu entschädigen. In solchen Stunden dachten wir wohl mit einem gewissen Schauder des Daseins in einer der Arbeiterkasernen oder Stationen dieser Gegend, wo man eine Hälfte des Jahres mit Schnee und sonst mit Sturm und Sonnenbrand zu kämpfen hat. Jenseits des Mugodsharhöhenzugs werden die Flüsse Emba, Kubelei, Temir und Ilek und die zwischen ihnen liegenden Wasserscheiden überschritten. Die Eisenbahn ist schon vor dem Ilek in ein Gebiet eingetreten, in dem Ackerbau stärker betrieben wird. Hinter der Station Aktjubinsk, von der aus der Betrieb schon seit Januar 1904 eröffnet war, und der Aufenthalt im Zuge durch zuströmende Reisende immer ungemütlicher wird, erscheinen langgestreckte russische Dörfer mit wohlgeordneter Felder- und Gartenwirtschaft. In Ilezkaja Saschtschita, das die Bahn mit einem kleinen Umweg erreicht, wird das seit langer Zeit betriebne bedeutende Steinsalzbergwerk angeschlossen. Kurz nach Mittag des vierten Reisetags tauchen endlich die blau und grün gestrichnen Dächer und vergoldeten Kuppeln von Orenburg am hohen rechten Ufer des Uralflusses auf. Der Zug rollt eine lange Dammschüttung hinauf und auf einer 340 Meter langen Brücke über das tief unter ihr liegende feste Eis des Flusses. Die Eisenbahn hat uns den Beweis geliefert, daß sie nach dreieinhalbjähriger Bauzeit vollständig betriebsfähig ist. Sie hat uns in fast genau viermal vierundzwanzig Stunden mit vierstündigem Aufenthalt in Kasalinsk die 1800 Kilometer lange Strecke mit nicht sehr großer Geschwindigkeit zwar, aber ohne Verspätung zurücklegen lassen. Fast genau 20 Kilometerstunden ist die erreichte durchschnittliche Fahrzeit, während die eigentliche Fahrgeschwindigkeit auf 25 Kilometer zu bemessen ist, da der Zug die Stationszwischenräume von rund 20 Kilometer im allgemeinen in fünfzig Minuten zurücklegt und fast überall zehn Minuten, auf den größern Stationen bis eine halbe Stunde anhält.

Die Bahn hätte schon damals einen ganz andern Betrieb vertragen. Die Geleise lagen gut, und die Nebengeleise und Weichenanlagen der Stationen waren hergestellt. Nur die Wasserversorgung, die vornehmlich zwischen Aralsee

und Mugodsharbergen ursprünglich einige Sorgen verursacht hatte, war noch nicht fertig und machte streckenweise die Mitführung von Zisternenwagen nötig. Aber überall, wo das Wasser fehlt, wird durch frostfrei verlegte Leitungen — eine wird über 200 Kilometer lang — die Wasserzuführung geregelt. Naphthatanks waren ausreichend vorhanden, um die Maschinen des Wagenparks zu speisen. Und es scheint, daß am Flusse Dshu-ssu bei den Mugodsharbergen ergiebige Naphthaquellen angebohrt sind, sodaß der Betrieb von dem teuern Bezug aus Baku unabhängig wird.

Unfertig waren die Stationsgebäude, bewundernswert die Großartigkeit ihrer Anlage. Auf dem Südabschnitt waren es in Sandstein gemauerte Paläste, umgeben von einer großen Zahl gefällig aussehender Dienst- und Wohngebäude. Arys, die Station, von der der noch unter dem alten Regime schleunigst befohlene Neubau der wichtigen Zukunftsbahn über Tschimkent—Wjerny zur sibirischen Eisenbahn abzweigen wird, könnte ebenso wie Kasalinsk wegen der Freiheit in der Raumbenutzung, der Übersichtlichkeit der Gesamtanlage und der zweckmäßigen Einrichtung der hohen Räume der Empfangsgebäude als Musterbahnhof bezeichnet werden. Etwas weniger ansprechend, aber durch die Verbindung von Mauer- und buntgehaltnem Fachwerksbau auffallend sind die Stationen des Nordabschnitts. Überall waren die Restaurationen in behelfsmäßigen Räumen notdürftig untergebracht, aber sie deckten alle Bedürfnisse und zeichneten sich zum Teil durch vorzügliche Küche aus. Freilich das Gebotne war fast immer dasselbe, ich habe mich die vier Tage über fast nur von Schtschi oder Borschtsch, den vorzüglichen mit einem Stück Rindfleisch gereichten Kohlsuppen und einigen Pasteten genährt und sehr wohl dabei befunden. In Kasalinsk gabs Aralseefischkaviar, schön braun, frisch und süß, und für einen Rubel so viel, daß wir zu fünf die gereichte Portion nicht bewältigen konnten.

Das hastige Stoßen und Drängen unsrer Bahnhöfe ist den russischen fremd. Hier kam vollends jeder zu seinem Recht, und dank der schönen Einrichtung dreimaligen Glockenschlags versäumte niemand den Abgang des Zuges — achtundvierzigstündiger Zwangsaufenthalt wäre ja auch kein Vergnügen gewesen. Um die Abfahrt unbesorgt, fanden wir darum reichlich Gelegenheit, auf Land und Leute ein paar Blicke zu werfen. Die uns schon bekannten Sarten beherrschten die Situation auf den Anfangsstrecken — sie sind in den Niederungen angesessen; je mehr wir aber uns von Taschkent entfernten, um so mehr traten die Kirgisen und zwar Kaissakenkirgisen in den Vordergrund. Ihrer Neigung nach sind sie Nomaden und werden es gern bleiben. Vorläufig betrachten sie die ihre Idylle störende Eisenbahn noch mit Neugier, vielleicht später mit feindseligen Augen, denn ein wichtiger Erwerbszweig, der Verdienst an den Karawanentransporten von Orenburg nach Taschkent, wird ihnen genommen. Aber einzelne haben die Zeit verstanden und in dem Verkehr von den Bahnstationen in das Land hinein Ersatz gefunden, andre fahren Droschken und Lastschlitten zwischen den Bahnhöfen und

zugehörigen, aber meist ziemlich weit entfernten Orten. Viele lungerten auf den Bahnhöfen herum und boten sich der Beobachtung und der Kamera unsers Photographen. In ihren mittelgroßen, breitschultrigen gedrungnen Gestalten, der breiten Stirn, den hervortretenden Backenknochen, den schief stehenden Augen und dem mangelhaften Bartwuchs sprach sich der mongolische Typus deutlich aus. Der Gewohnheit, endlos lange im Sattel zu sitzen, hat sich Körperform und Haltung, das Oval des Beines angepaßt. In der für beide Geschlechter fast gleichen Kleidung ist der Kirgise kein Gigerl. Unmittelbar auf dem Körper trägt er ein langes weites Zitzhemd mit weitem Kragen, darüber im Winter zwei bis drei mit Watte gefütterte langschößige Röcke, bisweilen noch einen Pelz; diese ganze Oberkleidung kann in die weiten, aus gegerbtem, verschiedenfarbigem, bisweilen mit Seide benähtem Hammelfell bestehenden Hosen gestopft werden. Je mehr Röcke er trägt, desto feiner ist der Besitzer derartiger Kleiderpracht, die bei festlichen Gelegenheiten durch eine Stufenleiter von Zitz-, Tuch- und Seidenröcken, darüber den auszeichnenden Prunkröcken aus Sammet mit Goldbrokat ersetzt wird. Am silberbeschlagnen Gürtel hängt der wichtigste Gebrauchsgegenstand des Kirgisen, das Messer, mit dem er Fleisch schneidet und ißt, gefallnen Tieren die Haut abzieht und im Bedarfsfall am lieben Nächsten seine Stärke mißt. Als Fußbekleidung dienen weite Stiefeln, darunter wollne Fußlappen und Socken aus dünnem Filz. Als Kopfbedeckung wird für gewöhnlich ein weicher spitzer Filzhut mit Krempe über einer den rasierten Schädel schützenden Kappe getragen. Wo der Winter noch herrschte, war der Filzhut durch eine Lammfell- oder Fuchspelzmütze mit etwas abgeflachter Spitze und heruntergeklappten Seitenkrempen ersetzt.

Überaus anspruchslos, ohne Murren hungernd, wenn es sein muß, im Sommer durch die sengenden Sonnenstrahlen fast gebraten und im Winter in der durchlöcherten Jurte (Filzhütte) vor Frost klappernd, ist er inmitten seines Viehs am zufriedensten und jedenfalls für die weniger ansprechenden Gegenden in Zentralasien, Transkaspien und Steppenland, die die Bodenbearbeitung nicht lohnen, wie die Halbinsel Mangyshlak, die Steppen seitab von den Strömen, die Flächen nördlich des Aralsees das geeignetste Menschenmaterial. Wie bei allen Nomadenvölkern herrschen patriarchalische Sitten; Gastfreundschaft wird gern geübt. Stämme und Geschlechter sondern sich in die administrativen Einheiten, deren Älteste jetzt von der russischen Regierung bestätigt werden müssen. Als Recht gilt das ungeschriebne Gewohnheitsrecht, der Adat, der der Frau ebenfalls eine wenig bevorrechtete Stellung anweist. Ackerbau wird nur getrieben, soweit er sich mit dem Wechsel des Wohnsitzes vom Winter- zum Sommerlager und umgekehrt vereinigen läßt.

Ob die Eisenbahn die in ihrem Bereich nomadisierenden Kirgisen zu mehr oder weniger seßhafter Lebensweise bekehren wird oder nicht, so viel ist sicher, daß so oder durch Zuzug von Sarten oder Russen die produktiven Kräfte des Landes gehoben werden können. Für die ausreichend bewässerten Landstrecken

von Taschkent bis zum Aralsee ist es ebenso sicher, daß sie sich bald selbst ernähren können, wie für die Strecken westlich der Mugodsharberge, daß sie zur Ausfuhr werden beisteuern können. Doch die Hauptbedeutung der Bahn liegt nicht in der Beförderung dieser rein lokalen Interessen, auch nicht in der Möglichkeit einer baldigen Ausbeutung von Bodenschätzen (Kupfer, Eisen, Kohle) an den von ihr berührten Strichen. Sie soll vielmehr die reichen Länder Ferghana, Ssamarkand und Buchara in wirtschaftlicher, politischer und militärischer Beziehung an das Reich in Europa angliedern. Sie soll auch die Eroberung des mittelasiatischen Marktes in Afghanistan und den westlichen Provinzen Chinas durchführen helfen. Die mittelasiatische Eisenbahn, so wesentliche Dienste sie in all diesen Beziehungen geleistet hat, war doch ein Torso, so lange sie nicht in unmittelbarer Schienenverbindung mit dem europäischen Rußland stand. Jetzt erst kann sie so recht ihren Einfluß äußern, nachdem sie durch die verbilligte Anfuhr von Getreide aus den russischen Kornmagazinen für den Austausch der wirtschaftlichen Erzeugisse und die Heranziehung der Produkte der angrenzenden Länder mittelst Zweig- und Stichbahnen frei geworden ist. Jetzt kann der Baumwollenbau bis zur Sättigung des russischen Marktes und darüber hinaus in die Höhe getrieben werden. Jetzt wird die mittelasiatische Eisenbahn eine wirkliche Verkehrsader, die ihre Verästelungen in die Nachbargebiete hineinstreckt, und die nach Fertigstellung der in Afghanistan geplanten englischen Bahnen einen Teil des Durchgangsverkehrs von Westeuropa über Taschkent, Ssamarkand und Herat nach Indien zu vermitteln hat. Jetzt kann die Kolonisation in größerm Stil in Innerasien befördert werden; der mit einem Auge nach der Heimat zurückblickende Mushik, der für die Seefahrt nicht viel übrig hat, hat eine feste Landverbindung hinter sich. Eine starke Kolonistenbevölkerung dient aber der Stärkung des Reichsgedankens, erhöht das Ansehn der herrschenden Nation innerhalb einer zu Unruhe neigenden, auf fremde Erfolge wartenden, heißblütigen, unüberlegten und leicht zu Fanatismus fortzureißenden Bevölkerung. Man kann sogar sagen, daß die politische und militärische Lage Rußlands in Zentralasien jetzt überhaupt erst haltbar wird. Ein Kolonialland, in dessen Gebäude erst vor zwanzig Jahren der Schlußstein mit der Festlegung der afghanischen Grenze gefügt worden ist, war auch nach Durchführung der mittelasiatischen Bahn bis Andishan kein gesicherter Besitz, weil eine schnelle und sichere Landverbindung fehlte. Die weitere Ausdehnung des Kolonialbesitzes auf Kaschgarien und die Dsungarei war unmöglich, da sie einen Zusammenstoß mit englischen Interessen herbeigeführt hätte, in dessen Austrag eine Verstärkung der turkestanischen Armeekorps nur mit großem Zeitaufwand zu bewirken und wegen der Lage der mittelasiatischen Eisenbahn an der persischen Grenze mit ernstlicher Gefährdung verknüpft war. Nunmehr ist nicht nur die Ergänzung dieser Korps sehr erleichtert, sondern ihre schnelle Verstärkung aus den jederzeit kriegsbereiten Kasakenheeren jederzeit möglich. Binnen zweiundzwanzig Tagen kann ein Armeekorps aus der Gegend von Moskau um Ssamarkand oder Merw

herum aufmarschiert sein. Schließlich ist nicht zu vergessen, daß auch eine aktivere Politik in Persien wesentlich an Aussichten und damit an Wahrscheinlichkeit durch die unmittelbare Landverbindung gewonnen hat. Von diesem Standpunkte betrachtet, ist die neue Eisenbahn entschieden ein großartiges Unternehmen weitsichtiger Eisenbahn- und Kolonialpolitik; ihre beschleunigte Fertigstellung, jedenfalls eine Folge der während des japanischen Krieges in Innerasien sich gefährlich anlassenden Lage, ist vielleicht die Ursache gewesen, die englische Politik von feindseligen Schritten dort abzuhalten.



Der Antiquar

Von Julius R. Haarhaus



Es ist noch gar nicht so lange her, daß in Reichenbachs Hof — so wollen wir ihn nach einem seiner frühern Besitzer nennen, obgleich er heute einen andern Namen trägt — ein bescheidnes Lädchen die Aufmerksamkeit aller Passanten auf sich lenkte, die für alte Bücher, stockfleckige Kupferstiche, Reliquien aus der Völkerschlacht und Münzen jedes Gepräges ein wärmer empfindendes Herz hatten. Obgleich der Hof in der innern Stadt lag und hüben wie drüben auf sehr belebte Straßen mündete, war er doch nicht, wie so viele andre seinesgleichen, eine richtige Verkehrsader, und es betrat ihn eigentlich nur, wer in einem der zahlreichen Gewölbe geschäftlich zu tun hatte. So kam es, daß in dem engen, von hohen Gebäuden über Gebühr verfinsterten Durchgang gewöhnlich eine wohltätige Stille herrschte, die zu dem Bücherlädchen, seinem verstaubten Inhalt und nicht zum wenigsten zu dem Besitzer dieser Herrlichkeiten vortrefflich paßte.

Herr Polykarp Seyler, der Antiquar, liebte es auch nicht sonderlich, wenn diese Stille, die recht eigentlich sein Lebenselement war, durch den Besuch eines Kunden unterbrochen wurde. Denn die Kunden kamen in der Regel mit der ausgesprochnen Absicht, ihm mit ihrem schnöden Gelde den einen oder den andern seiner in Pergament, Halbfranz, Leinwand oder Pappe gekleideten Lieblinge abspenstig zu machen. Von diesen vermochte er sich nur mit schwerem Herzen zu trennen, denn entweder hatte er sie schon gelesen: dann waren sie ihm vertraute Freunde geworden, mit denen er sich innerlich verwachsen fühlte, oder er hatte sie noch nicht gelesen: dann fiel ihm der Abschied von ihnen doppelt schwer, denn er war überzeugt, daß sie ihm so manches anzuvertrauen hätten, und daß es lieblos sei, sie wieder aus seiner Obhut zu entlassen, ohne ihnen zuvor Gehör geschenkt zu haben. Der Handelsgeist, den man bei einem Händler, und wenn es auch ein Händler mit Büchern ist, voraussetzen sollte, war Polykarp Seyler durchaus fremd. Er betrachtete sein Lädchen als seine Bibliothek, und die Bücher, die er darin aufgestapelt hatte, schienen ihm weit mehr dazu bestimmt zu sein, den Schatz seines Wissens als seine Kasse zu füllen. Diese etwas seltsame Auffassung seines Berufs wird nur verständlich, wenn man bedenkt, daß unser Freund von Haus aus kein Buchhändler, sondern klassischer Philologe gewesen war. Aber das Schifflein, das ihn mit vollen Segeln auf das hohe Meer der Wissenschaft hatte tragen sollen,

war an der Klippe mangelnder pädagogischer Begabung gescheitert und leck, mit gebrochnem Mast, in den Nothafen des Antiquariatsbuchhandels eingelaufen. Auch hier waren dem Schiffbrüchigen keine Erfolge beschieden gewesen, und so war er schließlich bei einem Geschäftsbetriebe angelangt, den man eigentlich nur als Büchertrödel bezeichnen konnte. Seyler selbst empfand diesen Niedergang nicht, denn seit er keine Kataloge mehr herausgab, hatte er Zeit zum Lesen in Hülle und Fülle, und das war für ihn die Hauptsache. Desto mehr litt unter dem Wandel der Verhältnisse seine Nichte Käthchen, eine hübsche Brünette von zwanzig Jahren, die in Seylers Lädchen als Gehilfin tätig war, an einer tiefen Sehnsucht nach Licht und Leben krankte und einen beharrlichen aber aussichtslosen Kampf gegen den Staub, die Not und den Idealismus ihres Onkels führte.

Da steht schon wieder einer am Schaufenster, sagte Herr Seyler, indem er die Brille auf die Stirn schob, den Zeigefinger seiner Linken als Buchzeichen in die Elzevirsche Ausgabe der Orationes des Daniel Heinsius klemmte und aus dem Lichtkreise seiner auch bei Tage brennenden Pultlampe an das mit Kupferstichen verhängte Fenster trat. Daß einen die Menschen nie in Ruhe lassen! Der sieht ganz so aus, als ob er hereinkommen wollte.

Sei doch froh, Onkel! erwiderte Käthchen, die auf der andern Seite des Pultes stand, in einer nicht mehr ganz neuen Nummer des Buchhändler-Börsenblattes die Rubrik „Gesuchte Bücher“ studierte und nach einem stark abgegriffnen Zettelkatalog die Offerten ausschrieb. Es wäre ein Glück, wenn wir heute ein Geschäft machten. In der Kasse sind nur noch fünfundsiebzig Pfennig, und den Bäcker müssen wir am Sonnabend doch auch einmal wieder bezahlen.

Polykarp Seyler seufzte und musterte mit argwöhnischen Blicken durch die Lücke zwischen zwei Hogarthschen Blättern den Mann, der draußen vor der Scheibe stand und den dahinter ausgelegten Büchern eine so bedrohliche Aufmerksamkeit zuwandte.

Gib acht, er kommt herein, sagte er, er hat schon nachgesehen, ob er auch genug Geld im Portemonnaie hat. Siehst du!

In diesem Augenblick ertönte die dünnstimmige Klingel der Ladentür, und der Gefürchtete trat ein. Es war eine Erscheinung, der man auf den ersten Blick ansah, daß sie in derselben Welt lebte wie Herr Polykarp Seyler, und daß ihr, abgesehen von den Büchern, alle Dinge dieser Erde genau so gleichgiltig waren wie diesem. Sogar im Äußern hatte der Mann eine gewisse Ähnlichkeit mit unserm Freunde: er mochte wie dieser in der Mitte der Vierziger stehn, hatte dieselbe Statur, dieselbe schlechte Haltung, denselben wenig gepflegten, leicht ergrauten Vollbart.

Womit kann ich dienen? fragte der Antiquar, da der Besucher beharrlich schwieg und seine Blicke begehrlich über die vollgepfropften Bücherregale schweifen ließ, als ob er die Absicht hätte, das ganze Gewölbe auszukaufen.

Sie haben da im Schaufenster Kreußlers Geschichte der Universität Leipzig. Kostet?

Das Buch ist teuer, lieber Herr, ich habe nämlich beim Einkauf zuviel dafür bezahlt. Unter sechs Mark kann ichs nicht hergeben. Anderswo bekommen Sie es billiger.

Zeigen Sie mal her!

Es ist auch nicht ganz komplett. Die eine der beiden Porträttafeln fehlt. Mit einem defekten Exemplar wird Ihnen wohl nicht gedient sein.

Wollen Sie mir das Buch denn nicht wenigstens einmal aus dem Fenster holen? fragte der Fremde, ohne sich beirren zu lassen.

O ja, das kann ich, wenn Sies durchaus sehen wollen. Er griff zwischen den Kupferstichen hindurch in die Auslage und brachte das Verlangte zum Vorschein.

Ein hübscher Halbfranzband, sagte der Kunde, den gepreßten Rücken des Buches liebevoll betrachtend.

Na, es geht an. Ein Meisterstück der Buchbinderkunst ists gerade nicht. Außerdem sind die Ecken abgestoßen.

Sechs Mark? fragte der Fremde wieder.

Billiger würde ichs nicht verkaufen können, antwortete Seyler, vorausgesetzt, daß ichs verkaufen wollte. Aber ich möchte das Buch lieber behalten, wenigstens noch ein paar Wochen. Ich habe es selber noch nicht gelesen.

Verkaufen Sie nur, was Sie gelesen haben?

Das ist allerdings mein Grundsatz. Wenigstens bei Büchern, deren Lektüre sich lohnt.

Guter Mann, da müssen Sie aber Zeit haben!

Habe ich auch. Vielleicht fragen Sie in vierzehn Tagen wieder einmal nach.

Bedaure. Ich bin von auswärts. Wenn ich das Buch nicht mitnehmen kann, nützt es mir nichts. Machen Sie also keine Umstände. Hier ist Geld.

Er legte ein Zwanzigmarkstück auf den Tisch.

Kleiner haben Sies wohl nicht? fragte der Antiquar ein wenig unsicher.

Nein. Sie werden schon wechseln müssen.

Das kann ich eben nicht, rief unser Freund triumphierend. Ich habe nur fünfundsiebzig Pfennig in der Ladenkasse.

Soll ich zu Bergmanns hinüberspringen, Onkel? ließ sich jetzt Käthchen vernehmen, die haben immer kleines Geld.

So lange wird der Herr nicht warten wollen. Wissen Sie was? wandte er sich an den Fremden, Sie lassen mir Ihre Adresse hier, und ich sende Ihnen den Kreußler zu, sobald ich ihn entbehren kann. Das Buch kommt selten vor, und wer weiß, ob ich so bald wieder ein Exemplar erhalte. Und Sie werden verstehn, daß es mich als Leipziger schließlich mehr interessiert als Sie, der Sie ja von auswärts sind.

Nehmen Sie mirs nicht übel, bemerkte der Fremde, wenn ich Ihre geschäftlichen Usancen ein wenig sonderbar finde. Weshalb legen Sie denn eigentlich Bücher, die Sie durchaus nicht verkaufen wollen, in Ihr Schaufenster?

Ja, bester Herr, da mögen Sie wohl fragen! Aber ich kann die Auslage doch nicht leer lassen. Außerdem kommen die meisten Menschen, die sich vor mein Schaufenster stellen, gar nicht auf den Gedanken, etwas zu kaufen. Wenn ich geahnt hätte, daß Sie die Auslegerei so blutig ernst nehmen, würde ich das Buch vorher herausgenommen haben. Sie werden doch zugeben, daß ich mit meinen Büchern machen kann, was ich will. Von nun an werde ich für den Kreußler zehn Mark verlangen, und dann werden wir einmal sehen, ob sich noch ein Liebhaber dafür findet!

Fordern Sie lieber gleich hundert Mark, guter Mann, sagte der enttäuschte Herr von auswärts mit bitterm Hohn, dann gehn Sie ganz sicher, daß Sie zeitlebens darauf sitzen bleiben.

Ach nein, bester Herr, erwiderte Seyler mit heitrer Gelassenheit. Dann kauft es ein Engländer oder ein Amerikaner. Ich habe in dieser Hinsicht schon schlimme Erfahrungen gemacht.

Dann ist Ihnen nicht zu helfen. Entschuldigen Sie nur, daß ich mir überhaupt die Freiheit genommen habe, in Ihr Tuskulum einzudringen!

Bitte sehr! Es war mir ganz interessant, Ihre Bekanntschaft zu machen. Wenn Sie wieder einmal etwas brauchen —

Der Fremde hatte den Laden jedoch schon verlassen und warf jetzt die Tür ins Schloß, daß das Gebimmel der Klingel Seylers letzte Worte übertönte.

Den wären wir glücklich los geworden! wandte sich der Onkel an die Nichte. Lächerlich! Als ob ich verpflichtet wäre, ihm ein Buch zu verkaufen, das ich für mich selbst gebrauche! Na, der kommt sicherlich nicht wieder.

Wir hätten die sechs Mark gerade jetzt sehr nötig gehabt, sagte Käthchen mit leisem Vorwurf, in drei Wochen ist die Miete fällig, und wir haben erst zweiundfünfzig Mark beisammen.

In drei Wochen erst? Dann mach dir keine Sorgen, Mädel. Bis dahin kann ich ein reicher Mann geworden sein, entgegnete der Onkel mit unerschütterlichem Optimismus. Bedenke nur, wie viel Geld in den Lagerbeständen steckt! Du Cange, Glossarium ist allein zweihundert Mark wert. Dann Sybels Historische Zeitschrift in schönen Halbfranzbänden. Dafür bekomme ich jeden Tag hundertundachtzig Mark. Endlich die große Pariser Ausgabe des Chrysostomus von 1718 bis 1738. Was glaubst du, daß die jetzt wert ist? Lorentz hatte sie in seinem letzten Katalog mit hundertundfünfundsiebzig Mark, und dabei war sein Exemplar noch wasserfleckig. Siehst du, das sind nur ein paar Sachen, die mir gerade einfallen. Ich verstehe gar nicht, weshalb du immer tust, als ob wir am Hungertuche nagen müßten.

Käthchen mochte die Nutzlosigkeit einer Entgegnung einsehen und beugte sich seufzend über ihre Offertenzettel. Seyler aber verschloß das Buch, um das er vorhin einen so erbitterten Kampf ausgefochten hatte, in die Schieblade eines zierlichen, mit Bronzebeschlägen geschmückten Damenschreibtisches im strengsten Empirestil, der, wie alle Möbel dieser Art, aus dem Besitze der Königin Luise von Preußen stammen sollte und in einer Periode, wo sich Seyler mit Feuereifer auf den Antiquitätenhandel geworfen hatte, von ihm zu einem viel zu hohen Preise erworben worden war. Jetzt stand das steifbeinige Ding in einem Winkel des engen Gewölbes und harrte unter der Last verstaubter Bücherstöße auf einen Käufer, der wohlhabend und gutgläubig genug war, die fromme Legende, die sich um den Schreibtisch spann, mit einigen blauen Scheinen zu honorieren.

Herr Polykarp Seyler war kaum zu seinem Pult und zu der Lektüre des Daniel Heinsius zurückgekehrt, als er wiederum durch einen Eindringling gestört wurde. Diesesmal war es ein junger Mann, den man eher für einen Landwirt als für einen Jünger der Wissenschaft gehalten hätte. Käthchen, die ihn bei seinem Eintritt mit einem flüchtigen Blicke gestreift und sich dann wieder ihrer Schreiberei zugewandt hatte, sah verwundert auf, als er nach Gruppes Untersuchungen über die römische Elegie fragte. Zufällig war das Buch vorrätig und wurde auch von Seyler nach langem Suchen glücklich gefunden.

Es wundert mich, daß Sie sich für den alten Gruppe interessieren, bemerkte der Antiquar, während er den Band an seinem Ärmel abwischte, das Buch ist durch die neuern Forschungen überholt worden. Damit will ich freilich nicht behaupten, daß man den Autor nun zum alten Eisen werfen müßte. Männer wie Schwabe und Ribbeck schätzten ihn hoch, und ich selbst darf behaupten, daß er mir recht eigentlich das Verständnis für die Poesie der Elegiker erschlossen hat. Wie fein ist zum Beispiel seine Kritik des Properz-Textes!

Und nun hielt er dem jungen Manne einen so eingehenden Vortrag über Properz und den dreisilbigen Pentameterausgang als das charakteristische Merkmal für die Jugendwerke des Dichters, daß der Besucher erstaunt fragte, ob Herr

Seyler etwa Philologe von Fach sei. So gerieten die beiden so grundverschiednen Männer in die lebhafteste Unterhaltung, und der Antiquar — aber auch Käthchen, die plötzlich mit ihrer Arbeit fertig zu sein schien und dem Gespräche mit mehr als rein philologischem Anteil zuhörte — erfuhr, daß Doktor Waetzold der Sohn eines Rittergutsbesitzers aus der Umgegend sei, aus purer Begeisterung für das klassische Altertum philologische Studien getrieben habe und sich im kommenden Herbste als Privatdozent an der Universität Halle zu habilitieren gedenke.

Sehen Sie, Herr Doktor, Ihnen will ich den Gruppe verkaufen, erklärte der Antiquar dem Kunden. Es ist eins meiner Lieblingsbücher, und von denen pflege ich mich sonst nicht zu trennen. Aber weil Sie mir gefallen, und weil ich die Überzeugung gewonnen habe, daß es bei Ihnen in gute Hände kommt, sollen Sie das Buch haben. Und zwar zum Einkaufspreise von zwei Mark und zwanzig Pfennig. Was meinst du dazu, Käthchen, wandte er sich an seine Nichte, die errötend in dem Zettelkataloge zu wühlen begann, sollen wir dem Herrn den Gruppe anvertrauen?

Natürlich, Onkel! erwiderte das Mädchen, schnell gefaßt, vorausgesetzt, daß sich der Herr Doktor verpflichtet, ihn gut zu behandeln.

Alle drei lachten, und der Fremde, der für Seyler und dessen Nichte jetzt eigentlich gar kein Fremder mehr war, zog die Börse heraus und schickte sich an, den erworbnen Schatz zu bezahlen.

Sie wollen den Band gleich mitnehmen? fragte Seyler ein wenig enttäuscht.

Weshalb nicht? Ich habe schon schwerere Pakete getragen, erwiderte der Philologe.

Daran zweifle ich nicht. Aber sehen Sie: der Abschied von dem Buche kommt mir etwas gar zu unerwartet. Ich hätte gern noch ein paar Einzelheiten über Tibull nachgelesen.

Bitte, Herr Seyler, ich habe Zeit, sagte der Doktor zuvorkommend, wenn ich mich ein wenig in Ihrem Laden umsehen darf, warte ich gern, bis Sie Ihre Lektüre beendet haben. Er reichte dem Antiquar den Band hin und trat an eins der Regale, wo er die Rückenschildchen der Bücher eifrig zu studieren begann. Da er aber zufällig an die anorganische Chemie geraten war, ein Fach, wo ihn Namen und Titel wie böhmische Dörfer anmuteten, machte er eine Schwenkung und wanderte, immer die Regale musternd, langsam in einem großen Bogen um das Doppelpult herum, bis er an der Seite stand, die der Schauplatz von Käthchens Tätigkeit war. Hier blieb er stehn und betrachtete über ein aufgeschlagnes Buch hinweg ihr feingeschnittnes Profil, dessen obere Partie jetzt, wo sie sich eifriger denn je über ihre Schreiberei beugte, von der Fülle des offenbar sehr widerspenstigen und eigenwilligen dunkeln Kraushaars beschattet wurde.

Müssen Sie den ganzen Tag hier Licht brennen, Fräulein Käthchen? fragte er, nachdem er sich vergewissert hatte, daß der Onkel in den Banden Tibullischer Verskunst lag.

So ziemlich den ganzen Tag, antwortete sie, indem sie ihre großen braunen Augen zu ihm aufschlug, mit Ausnahme einiger Mittagsstunden im Sommer.

Wie halten Sie das nur aus? fragte er mit ehrlicher Verwunderung. Ich ginge dabei zugrunde. Mir ist es schrecklich, bei Licht arbeiten zu müssen. Ich fühle mich nur in frischer Luft und Sonnenschein wohl.

Und doch sind Sie Philologe geworden? Müssen Sie da nicht bis spät in die Nacht bei der Lampe sitzen?

O nein, sagte er. Ich bin von Jugend auf daran gewöhnt, früh aufzustehn und habe, Gott sei Dank! auch die Kunst gelernt, ökonomisch mit der Zeit

umzugehn. Wenn ich früh um sechs mit der Arbeit beginne, bin ich spätestens um fünfe des Nachmittags mit meinem Pensum fertig, und dann bleibt mir der ganze Abend zum Reiten, Fechten und Schwimmen oder zu Ausflügen ins Freie.

Da sind Sie zu beneiden, Herr Doktor. Mein Onkel geht ja auch zuweilen aufs Land, wenn er auf der Jagd nach Büchern ist und bei Gutsbesitzern und Landpfarrern auf den Böden herumstöbert, aber ich bin seit Jahren nicht aus Reichenbachs Hof herausgekommen. Das heißt — ich will nicht ungerecht sein! — voriges Jahr bin ich einmal um die Osterzeit bei Lützschena in den Schlüsselblumen gewesen. Ach, das war herrlich! Da hatte ich im Handumdrehn einen Strauß, so groß, daß ich kaum wußte, wie ich ihn heimtragen sollte. Die Erinnerung an das kleine Erlebnis versetzte das junge Mädchen in eine Erregung, daß die dunkeln Augen zu blitzen begannen.

Aber Sonntags? fragte er. Kommen Sie denn nicht wenigstens Sonntags aus diesem dumpfen Mauerloch?

Dann habe ich andre Pflichten. Wenn man sich Wochentags so wenig der Wirtschaft widmen kann wie ich, hat man Sonntags alle Hände voll zu tun. Da gibt es zu nähen und zu flicken, die Wäsche will ausgebessert werden, und kochen muß ich doch auch, wenn mein Onkel auch keine großen Ansprüche macht.

Er betrachtete sie mit Teilnahme.

Sie haben kein leichtes Los, sagte er dann, aber vielleicht kommt es mir nur so schwer vor, weil mir Luft, Licht und Freiheit über alles gehn.

Mir wohl nicht weniger, erwiderte sie leiser, oder glauben Sie, die Sehnsucht nach Freiheit würde schwächer, wenn sie ungestillt bleibt?

Gibt Ihnen Ihr Herr Onkel niemals Urlaub? fragte er ebenso leise und nicht ohne sich vorher davon überzeugt zu haben, daß Seyler noch immer so völlig in seine Lektüre vertieft war, daß er von den Lebensregungen der Außenwelt nicht das geringste wahrnahm.

Käthchen schüttelte lächelnd den Kopf. Was sollte er ohne mich anfangen! sagte sie. Er muß jemand haben, der ihn versorgt und behütet, denn er ist hilfloser als ein Kind. Ohne mich würde er unter seinen Büchern verhungern, weil er von selbst niemals auf den Gedanken käme, Speise und Trank zu sich zu nehmen.

Es tut mir aufrichtig leid, daß ich ihn eines seiner Lieblingsbücher beraube, flüsterte der Doktor. Er scheint wirklich mit ganzer Seele daran zu hängen.

Machen Sie sich deshalb keine Gewissensbisse, erwiderte sie nun auch im Flüsterton, wir haben eine ganze Anzahl Bücher auf Lager, von denen er sich ebenso ungern trennen würde.

Zum Beispiel? fragte er, indem er zuerst die Nichte und dann den nichtsahnenden Onkel schalkhaft anschaute und seinen blonden Schnurrbart heftig bearbeitete.

Sie hatte seine Absicht erkannt und wurde rot bis zu den Schläfen.

Ach — wenn ich Ihnen Onkels Lieblinge alle nennen wollte, dann hätte ich viel zu tun! sagte sie ausweichend.

Ich verlange ja auch gar nicht, daß Sie mir alle nennen. Aber ein paar Titel können Sie mir getrost verraten. Man lernt ja die Menschen am besten aus ihrer Lektüre kennen, und da ich nun in Zukunft öfter mit Ihrem Onkel Geschäfte zu machen gedenke, muß es mir natürlich wertvoll sein, mich über ihn und seine literarischen Passionen zu informieren. Also bitte: nur ein halbes Dutzend Titel!

Nun, wenn Sie nicht mehr verlangen! sagte sie, indem sie sich den Anschein gab, als sei sie durch seine Argumente von der Harmlosigkeit seiner Absichten überzeugt worden, ein halbes Dutzend sollen Sie haben. Also, Lieblingsbuch Nummer eins: Bernhardy, Grundriß der römischen Literaturgeschichte. Nummer zwei: Heeren, Geschichte des Studiums der klassischen Literatur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften. Drittens: Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Viertens: Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien. Fünftens —

Herr Polykarp Seyler war mit dem Kapitel über Tibull zu Ende und somit auch geistig wieder in seinem Laden anwesend.

So, jetzt wäre der Gruppe reif zum Verkauf, sagte er. Es war gut, daß ich noch einmal hineinsah, denn von den Ausführungen über das Buch Sulpicia war mir schon manches entfallen.

Wenn Sie es etwa noch länger zu behalten wünschen, Herr Seyler, bemerkte Doktor Waetzold, so kann ich ja morgen oder übermorgen noch einmal vorsprechen —

Danke vielmals, Herr Doktor. Was ich wissen wollte, weiß ich jetzt. Und da ich ja doch entschlossen bin, Ihnen das Buch zu verkaufen, so ist es schon besser, ich trenne mich gleich davon. Zur Not suche ich mir ein neues Exemplar. Er wickelte den Band in einen Bogen Makulatur und händigte dem Doktor das Paketchen ein. Dieser verabschiedete sich von Onkel und Nichte mit einem kräftigen Händedruck und nahm sich vor, Seylers Aufforderung: Beehren Sie mich bald wieder! nicht als eine leere Redensart zu betrachten, sondern so bald und so oft wie möglich zu beherzigen.

Als seine Schritte draußen auf den Steinfliesen des stillen Hofes verhallten, seufzte der Antiquar auf.

Ach, daß die Leute immer gerade die Bücher verlangen, die einem ans Herz gewachsen sind! sagte er. Den Schund habe ich zentnerweise daliegen, aber nach dem fragt niemand. Was einem am liebsten ist, das muß man aus den Händen geben.

Lieber Onkel, erwiderte Käthchen, wenn dir die Bücher so lieb und teuer sind, dann solltest du ihnen auch gönnen, daß sie endlich aus Staub und Finsternis an die Luft und den Sonnenschein hinauskommen. Es ist traurig genug, daß wir beide an dieses dumpfe Loch gebunden sind. Ein billigeres Lokal würden wir in der innern Stadt allerdings schwerlich finden.

Was heißt das, Mädel? Das sieht ja beinahe aus, als ob du dich hier nicht wohl fühltest?

So recht wohl nicht, Onkel. Aber es wird schon wieder vorübergehn. Weißt du, zuweilen, wenn dort oben zwischen den hohen Dächern einmal ein Stückchen blauen Himmels erscheint, oder wenn der Frühlingswind so frisch und ungestüm durch den Hof pfeift, dann ist mirs, als müßt ich hier in unserm engen, dunkeln Gewölbe ersticken. Da ists denn ein Trost, wenn sich wieder graue Wolken über das blaue Fleckchen schieben, und wenn der Wind weiter zieht, weil er einsieht, daß er hier weder Knospenhüllen noch Blütenblätter, sondern nur Strohhalme und Papierschnitzel als Spielzeug findet.

Wie sonderbar du heute nur redest, Kind! sagte Seyler, indem er die Brille emporschob und die Nichte mit erstaunten Augen anschaute. Hast du denn nicht alles, was der Mensch zu seiner Existenz braucht: Nahrung, Kleidung und Bücher? Und dann solltest du doch wissen, was es mit dem Blau des Himmels auf sich hat! Die Luft wirkt einfach als ein trübes Mittel vor dem dunkeln Hintergrunde des

Weltenraums. Das wußte doch schon Lionardo da Vinci. Laß also die Grillen fahren und lies einmal etwas Heiteres. Wir haben ja gerade die schöne St. Galler Übersetzung vom Lob der Narrheit des Erasmus da. Die wird dich schon auf andre Gedanken bringen. Und zuvorkommend, wie er immer war, wenn es galt, die Nichte mit irgendeinem Juwel der Literatur bekannt zu machen, stieg Herr Polykarp Seyler auf die Leiter und suchte in eigner Person den verstaubten schwarzen Pappband, über den das arme Käthchen den blauen Himmel vergessen sollte.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Die Kaiserbegegnung bei Swinemünde. Deutschland und Rußland. Die weltpolitische Lage. Neue Unruhen in Marokko.)

Der Kaiser ist von seiner Nordlandfahrt zurückgekehrt, und diese Heimkehr ist zugleich durch ein bedeutsames Ereignis bezeichnet: die Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland.

Monarchenbegegnungen sind heute nicht mehr solche Marksteine auf dem Wege der Politik, wie sie es sogar noch vor etwa einem Menschenalter waren. Auch in dieser Beziehung steht die Welt jetzt im Zeichen des Verkehrs. Der Form und dem Buchstaben nach ist der Umfang der persönlichen Verantwortlichkeit der Herrscher stark beschränkt worden, aber das Verständnis der monarchischen Völker für Wert und Bedeutung des Herrscherberufs ist gewachsen, und mit ihm das Bedürfnis der Monarchen selbst, sich auf dem Gebiete lebhafter zu betätigen, das doch trotz aller konstitutionellen Schranken auch heute noch einzelnen, auf hoher Warte stehenden, von dem Bewußtsein der höchsten Verantwortung getragnen und dadurch besonders starken Persönlichkeiten vorbehalten geblieben ist. Dieses Gebiet ist das der auswärtigen Politik. So sind, dem Geist der Zeit und den gesteigerten Verkehrsmöglichkeiten entsprechend, die Monarchenbegegnungen häufig geworden. Mit dieser Häufigkeit haben sie aber auch allmählich in vielen Fällen den Charakter von nachgerade üblichen Höflichkeitsbeweisen gewonnen, die in politischer Beziehung zu nichts verpflichten. Doch darf man nicht vergessen, daß man auch umgekehrt nicht selten eine Höflichkeitspflicht offiziell vorschiebt, um den politischen Charakter eines Besuchs zu verschleiern.

Die Kaiserbegegnung am 3. August auf der Reede von Swinemünde gehört nicht zu denen, deren politische Bedeutung man zu verschleiern versucht hat. Das wäre auch bei den Umständen, unter denen sie stattfand, einfach lächerlich gewesen. Formell handelt es sich ja um die Erwiderung des letzten Besuchs, den unser Kaiser dem Zaren in den finnischen Schären abgestattet hat. Aber an diese Erwiderung war unter den schweren Sorgen, die an den russischen Herrscher herangetreten sind, lange Zeit nicht zu denken gewesen. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn diese Reise des Zaren, die eigentlich seine erste Auslandsreise seit dem Beginn der für seine Regierung so trüben und unruhvollen Zeiten ist, mit besondrer Aufmerksamkeit betrachtet wird.

Gewiß ist das nicht unberechtigt. Nur ist man vielleicht an den meisten Stellen geneigt, in den Deutungsversuchen dieser Reise und den Erwartungen, die man daran knüpft, zu weit zu gehn. Man wird gut tun, die Phantasie nicht zu hoch fliegen zu lassen, sondern sich zuerst einmal das Nächstliegende anzusehen. Es

sind die Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland, die dabei wohl zunächst in Frage kommen. Sie sind in den letzten Jahren immer gut und vertrauensvoll gewesen, soweit die beiderseitigen Dynastien und Regierungen in Betracht kommen. Aber man konnte im Zweifel sein, ob dieses Verhältnis in der öffentlichen Meinung beider Länder ein genügendes Echo fand, und ob das Ausbleiben dieses Echos nicht mit der Zeit auch auf die Regierungen zurückwirken mußte. Lange hat das Freundschaftsverhältnis, das in der Zeit der Befreiungskriege und der Heiligen Allianz zwischen dem preußischen Königshause und der Dynastie Holstein-Romanow geschlossen wurde, nachgewirkt, obwohl es an Schwankungen und unerfreulichen Momenten dabei zu den verschiedensten Zeiten nicht gefehlt hat. Das kam daher, daß sich in diesem einzigartigen Verhältnis zwischen zwei Dynastien doch etwas mehr bemerkbar machte als eine bloße Familientradition. In den persönlichen Beziehungen der Herrscher und ihrer Familien lag eine Veranlassung mehr, die Bedürfnisse und Interessen der beiden Völker von einem andern Standpunkte zu betrachten, als die nationalen Vorurteile und die mißleiteten Instinkte unverantwortlicher Kreise häufig einzugeben schienen. Es ist den Nationen zugute gekommen, daß die Träger der höchsten Verantwortung ihr Verhältnis auch dann mit pietätvoller Scheu betrachteten, wenn persönliche Neigungen und das Hinhorchen auf volkstümliche Stimmungen drauf und dran waren, die Lage recht ernst zu gestalten. So aber hat das persönliche Verhalten der Herrscher doch immer wieder der zutreffenden Vorstellung zum Siege verholfen, daß die wirklichen Interessen der beiden Völker keinen Gegensatz bedingen, sondern sie darauf hinweisen, trotz den stark auseinandergehenden und schwer vereinbaren nationalen Eigentümlichkeiten und Bedürfnissen miteinander Frieden zu halten und nachbarlich Hand in Hand zu gehn. Die revolutionäre Bewegung in Rußland mußte die Befürchtungen verstärken, daß dort die deutschfeindlichen Instinkte die Oberhand behalten würden. Für eine realpolitische Würdigung der Beziehungen zu den Nachbarländern hat die russische Volksbewegung zurzeit wenig Sinn. Man ist mit den innern Fragen so sehr beschäftigt, und die Leidenschaften sind so ziellos und ungeklärt, daß man auch bei der Beurteilung der auswärtigen Beziehungen mehr nach den Sympathien bluts- und wahlverwandter Rassen und nach ihrer Stellung zu den demokratischen Prinzipien fragt als nach geschichtlichen Zusammenhängen und realen Interessen. Wenn bei dieser Sachlage vom Zarenthrone selbst ein sichtbares Zeichen ausgeht, daß sich die kaiserliche Gewalt noch als Herrin der Lage fühlt und die alten freundnachbarlichen Traditionen aufrechterhalten wissen will, so ist das von großem Wert.

Man hat, wie gesagt, in dem Besuch des russischen Kaisers, der übrigens ganz aus seiner eignen Initiative hervorgegangen ist, sehr viel mehr gesucht, womöglich die Einleitung von Vereinbarungen, die eine ganz neue weltpolitische Lage herbeiführen sollten. Für die Wahrscheinlichkeit solcher Annahmen spricht wenig oder nichts. Die Vorstellung von der englischen „Einkreisungspolitik“ spukt noch in den Köpfen. Wir haben diese sogenannte Einkreisung sehr kühl aufgefaßt. Die Bemühungen Englands, mit allen im Mittelmeer interessierten Mächten, zu denen Deutschland — wenigstens in dem Sinne, auf den es hier ankommt — nicht gehört, sich über bestimmte Fragen zu verständigen und sich für die Aufrechterhaltung gewisser Fundamente seiner Machtstellung Garantien zu verschaffen, erklären sich sehr natürlich aus dem Bedürfnis, die englische Weltherrschaft in einer der neuen, veränderten Weltlage entsprechenden Weise zu stützen. Man braucht dabei natürlich nicht zu übersehen und zu leugnen, daß die englischen Staatsmänner, um zu dem Ziel zu kommen, das die englischen Interessen forderten, sich allerdings auch mehrfach der deutschfeindlichen oder auf Deutschland eifersüchtigen Strömungen bedient haben, die ihnen in ihrem eignen Lande und anderwärts die diplomatische Arbeit zu erleichtern

schienen. Bei uns hat man daraus auf den deutschfeindlichen Zweck dieser ganzen Politik geschlossen. Man hätte aber erkennen müssen, daß sie gerade zu diesem Zweck ungeeignet war, weil die gegenseitigen Interessen der mit England verbündeten Mächte viel zu sehr auseinander- und durcheinanderliefen, als daß sie zu einem gemeinsamen offensiven Vorstoß gegen den festgefügtesten Staat Mitteleuropas hätten vereinigt werden können. Hat England wirklich seine Abmachungen mit Spanien, Frankreich, Italien zu dem Zweck getroffen, mit allen diesen Mächten gemeinsam Deutschland einzuengen und zur politischen Ohnmacht zurückzuführen, so hat es eine ungeschickte und gewagte Illusionspolitik getrieben. Hat es aber den Zweck verfolgt, die Interessen der Mittelmeermächte geschickt zu benutzen, um seine maritime Etappenstraße nach Indien zu decken und sich einen guten Rückhalt für seine Weltpolitik zu verschaffen, dann bekommt die ganze Sache erst einen Sinn. Und in diese Politik fügt sich auch das Bündnis mit Japan sinngemäß ein. Aber es mußte mehr geschehn, wollte England nicht in Ostasien und im Stillen Ozean als Schleppenträger Japans erscheinen. Jetzt, wo Japan Rußland bezwungen hatte, und Rußland in seinen asiatischen Expansionsbestrebungen vorläufig gelähmt war, konnte England den Augenblick nicht vorübergehn lassen, ohne eine Verständigung mit Rußland über asiatische Fragen zu versuchen. Und inzwischen hatte man auch in Rußland erkannt, daß bei der durch den Krieg geschaffnen Lage in Ostasien und nach dem wohl unter englischem Einfluß zustande gekommnen französisch-japanischen Abkommen nichts bessers zu tun sei, als auf die von Japan und England angebotne Verständigung einzugehn. Damit wurde freilich der unvorteilhafte Eindruck erzeugt, als spiele Rußland in dieser Mächtekombination — England, Frankreich, Japan, Rußland — eine recht untergeordnete Rolle. In Deutschland aber konnte die Verständigung zwischen England und Rußland aufs neue die Vorstellung lebendig machen, daß schließlich doch die „Einkreisung" Deutschlands der Endzweck der ganzen britischen Politik sei. In diesem Zusammenhange wird es verständlich, wenn eben jetzt die russische Politik das Bedürfnis empfand, in augenfälliger Weise Deutschland die Hand zu reichen. Es spricht sich darin nicht eine neue Wendung der internationalen Politik oder gar ein Gegensatz gegen England aus, sondern vielmehr nur das gemeinsame Interesse von Deutschland und Rußland, die gegebne Lage vor Mißdeutungen und ungewollten Eindrücken zu bewahren. So wird sich der Begegnung der beiden Kaiser sehr bald die weitere zwischen Kaiser Wilhelm und König Eduard in Wilhelmshöhe anschließen, wodurch zur Genüge bekundet wird, daß von einem Gegensatz gegen England nicht die Rede ist.

Die Anzeichen von einem Nachlassen der frühern Spannungen in der internationalen Lage sind um so wertvoller, als die Verhältnisse in Marokko wohl geeignet sind, allerlei Besorgnisse hervorzurufen. Der wilde Unabhängigkeitssinn der Marokkaner hat sich wieder einmal mit dem mohammedanischen Fanatismus zu schlimmen Ausbrüchen des Fremdenhasses vereinigt, sodaß ein neues Einschreiten der Europäer erforderlich sein wird. Die in Casablanca ermordeten Europäer waren in der Mehrzahl Franzosen; es ist also wohl zu verstehen, daß in Frankreich besondre Erregung herrscht, und einige heißblütige Patrioten nichts Geringeres fordern als eine Revision der Algecirasakte. Auch in England gibt es Stimmen, die schon wieder der Furcht Ausdruck geben, Deutschland könnte vielleicht durch seine Haltung die Marokkaner ermutigen und Frankreich in den Arm fallen. Das ist aber eine ganz falsche Auffassung des Standpunktes der deutschen Politik. Deutschland ist den berechtigten Interessen Frankreichs in Marokko niemals entgegen gewesen. Wogegen es sich verwahrt hat, war die einseitige, ohne entsprechende Garantien verlangte, frühern internationalen Vereinbarungen widersprechende Inanspruchnahme eines französischen Mandats zur Vertretung der Interessen aller andern, in Marokko

Handel treibenden Völker. Diesen Standpunkt hat Deutschland trotz der Schwierigkeiten, die ihm von allen an einem guten Einvernehmen mit Frankreich besonders interessierten Mächten bereitet wurden, auf der Konferenz von Algeciras in den wesentlichen Punkten durchgefochten. Es würde seinen eignen Grundsätzen entgegenarbeiten, wenn es jetzt das Recht Frankreichs, sich Genugtuung zu verschaffen, nicht anerkennen wollte, zumal da die europäische Polizei, die nach der Algecirasakte von Frankreich und Spanien gemeinsam organisiert werden soll, noch nicht eingerichtet worden ist. Überdies geht Frankreich diesmal gar nicht auf eigne Faust vor. Es hat sich, wie es die internationalen Vereinbarungen festgesetzt haben, mit Spanien ins Einvernehmen gesetzt, also dadurch bekundet, daß es im Geiste der Abmachungen von Algeciras vorgehn will. Und auch insofern hütet sich Frankreich vor den Fehlern der einstigen, gegen Deutschland provokatorischen Politik Delcassés, als es der deutschen Regierung auf diplomatischem Wege offen und ehrlich von den beabsichtigten Maßnahmen in Marokko Kenntnis gegeben hat. Man ist also zu der Erwartung berechtigt, daß aus den Unruhen in Marokko keine ernsten Verwicklungen entstehen werden. Aber es drängt sich auch der Wunsch auf, daß die vollständige Ausführung aller Beschlüsse der Marokkokonferenz nicht allzu lange mehr auf sich warten lassen möge. Hätten wir schon eine organisierte europäische Polizei in Marokko, so wären die Ausschreitungen der fanatisierten Bevölkerung von Casablanca vielleicht gar nicht vorgekommen.

Der Norddeutsche Bund. Vierzig Jahre sind verflossen, seit zum erstenmal das Bestreben, einen zentralisierten deutschen Bund zu schaffen, mit Erfolg gekrönt wurde. An Versuchen, dem deutschen Reich eine über den einzelnen Gemeinwesen stehende Zentralgewalt und dem deutschen Volk eine Verfassung zu geben, hat es schon zur Zeit des alten Deutschen Bundes von 1815 nicht gefehlt. Da diesem aber vertragsmäßig das Prädikat der „Unabänderlichkeit“ beigelegt war, so wurden jene Reformversuche erst durch die Katastrophe von 1866, die die Sprengung des Bundes zur Folge hatte, ihrem Ziele näher gebracht. Nachdem Österreich vertragswidrig die Bundesexekution gegen Preußen beantragt hatte, erklärte dieses am 14. Juni 1866 seinen Austritt aus dem Bunde, den es für nicht mehr bestehend betrachtete.

Aber schon am 10. Juni waren von Preußen den deutschen Regierungen „Grundzüge zu einer neuen Bundesverfassung“ durch Zirkulardepesche unterbreitet worden, verbunden mit der Anfrage, „ob sie eventuell, wenn in der Zwischenzeit bei der drohenden Kriegsgefahr die bisherigen Bundesverhältnisse sich lösen sollten, einem auf der Basis dieser Modifikationen des alten Bundesvertrags ... neu zu errichtenden Bunde beizutreten geneigt sein würden“.

Ein solcher Bündnisvertrag wurde von fünfzehn norddeutschen Staaten am 18. August 1866 geschlossen. Das Königreich Sachsen trat ihm am 21. Oktober bei.

Dieses Bündnis bestand zunächst „zur Erhaltung der Unabhängigkeit und Integrität, sowie der innern und äußern Sicherheit“ seiner Kontrahenten. Zugleich wurde in Artikel 2 des Bündnisvertrags vereinbart, die Zwecke des Bündnisses definitiv durch eine Bundesverfassung auf der Basis der preußischen Grundzüge vom 10. Juni 1866 sicherzustellen, unter Mitwirkung eines gemeinschaftlich zu berufenden Parlaments. Demgemäß verpflichteten sich auch die Regierungen, die auf Grund des Reichswahlgesetzes vom 12. April 1849 vorzunehmenden Wahlen der Abgeordneten zu jenem Parlament anzuordnen und Bevollmächtigte nach Berlin zu senden, um nach Maßgabe der erwähnten preußischen Grundzüge den Bundesverfassungsentwurf festzustellen, der dem Parlament zur Beratung und Vereinbarung vorgelegt werden sollte.

Diese allgemeinen Wahlen fanden in ganz Norddeutschland am 12. Februar 1867 statt.

Nunmehr berief König Wilhelm der Erste von Preußen den Norddeutschen Reichstag „zur Beratung der Verfassung und der Einrichtungen des Norddeutschen Bundes" auf den 26. Februar 1867 nach Berlin.

Die Beratungen über den Entwurf (die preußischen Grundzüge) waren am 16. April beendet, und es erfolgte eine Annahme mit 230 gegen 53 Stimmen. Unmittelbar darauf traten die Kommissarien der verbündeten Regierungen zu einer Sitzung zusammen zwecks einstimmigen Beschlusses, „den Verfassungsentwurf, wie er aus der Schlußberatung des Reichstages hervorgegangen ist, anzunehmen". Dieser Beschluß wurde am 17. April dem Reichstag offiziell mitgeteilt.

Der Norddeutsche Bund war geschlossen. Das Bündnis vom 18. August 1866, dessen Dauer ja bis zum Abschluß des neuen Bundesverhältnisses auf ein Jahr festgesetzt war, wenn der neue Bund nicht vor Ablauf eines Jahres geschlossen sein sollte, hatte also sein Ende gefunden.

Die Rechtsnatur dieser Ereignisse ist lebhaft bestritten worden und nicht leicht zu beurteilen.

Die an das Reichswahlgesetz von 1849 sich anschließenden 22 Landeswahlgesetze von 1867 für den sogenannten konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes hatten jenem allerdings nur eine beratende, nicht vereinbarende Tätigkeit bei dem Zustandekommen der Bundesverfassung zugeschrieben. Hierauf stützt sich die eine Ansicht, besonders von Professor Laband (Straßburg) vertreten, die am 17. April den Norddeutschen Bund als noch nicht errichtet betrachtet. Jener konstituierende Reichstag sei eben kein Parlament im staatsrechtlichen Sinne gewesen, sondern „nur eine Versammlung vom Volk gewählter politischer Vertrauensmänner"; seine Genehmigung des Verfassungsentwurfs habe nur die Bedeutung eines Gutachtens gehabt, kurz gesagt, der Reichstag sei nicht als „Paziszent" ein den Regierungen gegenüber gleichberechtigtes Rechtssubjekt gewesen.

Gegen diese Ansicht spricht ein Verweis auf das Bündnis der norddeutschen Staaten vom 18. August 1866, jenen Vorvertrag für den Norddeutschen Bund. In Artikel 2 desselben, oben zitiert, ist wörtlich von der „Mitwirkung eines gemeinschaftlich zu berufenden Parlaments" die Rede, und es spricht Artikel 5 ausdrücklich davon, der Bundesverfassungsentwurf solle diesem „Parlament" zur „Beratung und Vereinbarung" vorgelegt werden. Also dieses Bündnis, diese wichtigste Grundlage für den Norddeutschen Bund legt die Feststellung der Verfassung in die Hände eines vereinbarenden, nicht nur eines beratenden Reichstags.

Ist dies nicht entscheidend? Laband selbst spricht den Grundsatz aus: „Alle Rechtsakte, welche zur Gründung des Bundesstaats führten, waren Akte der souveränen Einzelstaaten." Und ein solcher souveräner Akt war auch der Vertragsschluß der verbündeten Regierungen. Dem Reichstag, der hierdurch ein vereinbarendes Votum erhielt, konnte dies in der Weise nicht genommen werden, daß sich die Kammern, besonders das preußische Abgeordnetenhaus darauf versteiften, dem Reichstag nur „die Beratung der Verfassung" zu überweisen.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet ist der 17. April 1867 der Tag, an dem sich der auf die Geburt des Norddeutschen Bundes zielende Einigungsakt, die „Vereinbarung" zwischen den norddeutschen Staaten und dem norddeutschen Volk vollzog. Dieser besonders auch von Professor Binding (Leipzig) verteidigten Meinung steht nicht entgegen, daß das Verfassungswerk noch nicht völlig erledigt war. Dies war die Konsequenz aus der damaligen unrichtigen Anschauung, die Publikation der Verfassung könne nicht reichsgesetzlich, sondern müsse landesgesetzlich geschehen. Demgemäß besteht auch kein ordentliches „Gesetz, betreffend die Verfassung

des Norddeutschen Bundes", und es ist auch in der Verfassungsvereinbarung nicht der Tag festgestellt, an dem jene in Kraft treten sollte. Dies alles mußte auf dem Wege der Landesgesetzgebung vor sich gehen.

Die Landesverfassungen mußten nach Maßgabe der Bundesverfassung modifiziert werden. Hierzu war die ständische Zustimmung unentbehrlich. Das Veto einer Kammer hätte jedoch nur die Zugehörigkeit des betreffenden Staates zum Bunde illusorisch gemacht, dessen Verfassung aber unberührt gelassen. Es wurde allerdings nun die Bundesverfassung selbst in Form eines Landesgesetzes publiziert, und zwar in den einzelnen Staaten zwischen dem 21. und 27. Juni 1867, mit der Bestimmung, daß sie „mit dem 1. Juli 1867 in Kraft treten solle". Das bedeutete nur: Am 1. Juli solle die interne Anpassung der Landesverfassungen an die Verfassung des schon bestehenden externen Bundesverhältnisses vollzogen sein.

Auf den Akt der Vereinbarung vom 17. April 1867 war der Geburtstag des Norddeutschen Bundes am 1. Juli 1867 gefolgt.

Nicht die Bedeutung einer Publikation, sondern die einer Bestätigung trägt das Königliche Publikandum (Seite 23 des Bundes-Gesetzblattes von 1867):

„— Indem Wir dies hiermit zur öffentlichen Kenntnis bringen, übernehmen Wir die Uns durch die Verfassung des Norddeutschen Bundes übertragenen Rechte, Befugnisse und Pflichten für Uns und Unsere Nachfolger an der Krone Preußen.

Wir befehlen, dieses Publikandum durch das Bundesgesetzblatt des Norddeutschen Bundes zu veröffentlichen.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichem Insiegel.

Gegeben Bad Ems, den 26. Juli 1867. Wilhelm.

(L. S.) Gr. v. Bismarck-Schönhausen."

Von diesem Norddeutschen Bund zu dem heutigen Deutschen Reich bedurfte es nur eines Schrittes, des Zusammenschlusses mit den Südstaaten, was schließlich 1870 zu Versailles und Berlin geschah. Hierzu vorbereitende Verbindungen zwischen dem Norddeutschen Bunde und den süddeutschen Staaten waren jedoch bereits hergestellt in Form von Schutz- und Trutzbündnissen und besonders in der Zollvereinigung vom 8. Juli 1867, dem letzten und sichersten Vorboten der Verfassung eines Deutschen Reiches.

R. Werner

Garibaldis Gründe für seine Teilnahme am Kampfe Frankreichs gegen Deutschland. Am 4. Juli wurde in Italien unter lebhafter Teilnahme der hundertste Geburtstag des großen Freiheitshelden Giuseppe Garibaldi gefeiert, und die Presse aller Welt gedachte in sympathischen Artikeln dieses italienischen Patrioten. Ein besondrer Abschnitt in diesen Artikeln war der Beteiligung Garibaldis an dem Kampfe der französischen Republik gegen Deutschland im Jahre 1870 gewidmet, ohne daß man aber die Beweggründe in erschöpfender Weise aufzuzählen vermochte, die Garibaldi veranlaßt hatten, sein stilles Eiland Caprera zu verlassen, um den Franzosen zu Hilfe zu eilen.

In authentischer Form sind alle diese Beweggründe meines Wissens auch noch nirgends veröffentlicht worden, und ich glaube mir deshalb den Dank des sich für Geschichte interessierenden Lesers zu verdienen, wenn ich dies hiermit tue.

Anfang 1872 war ich in Italien. Kurz vorher war Mazzini gestorben. In Bologna traf ich zufällig mit einigen seiner Getreuen zusammen, die auch den Zug in Frankreich und zwar in der unmittelbarsten Umgebung Garibaldis mitgemacht hatten. Diese erzählten mir des öftern von den Kämpfen der Garibaldischen Freischar in Frankreich, namentlich aber auch von den Gründen, von denen Garibaldi bei diesem Unternehmen geleitet wurde, wie sie sie teils von den Söhnen

und den nähern Freunden Garibaldis, teils aus dem Munde des alten Haudegens selbst gehört hatten. In erster Reihe stand hierbei seine Vorliebe für die republikanische Staatsform, wie sie Frankreich nach Sedan und dem Sturze Napoleons angenommen hatte. Er befürchtete, daß die siegreichen Deutschen Napoleon nach Frankreich zurückführen oder den Grafen von Chambord auf den neu zu errichtenden Königsthron setzen würden. Vor dieser vermeintlichen Gefahr wollte er die Republik in Frankreich retten. Ja, nicht nur dies allein. Er hoffte dadurch, daß er die auf den Trümmern des Kaisertums entstandne Republik und deren aus der Erde gestampften Armeen zum Siege und Triumphe führte, den monarchischen Ländern die republikanische Staatsform als eine nachahmenswerte Einrichtung zeigen zu können. Nächstdem wurde der alte Schwärmer Garibaldi von dem idealen Gedanken beherrscht, daß es seine patriotische Dankespflicht sei, dem verwandten romanischen Volke, das 1859 auf den lombardischen Schlachtfeldern sein Blut für die Befreiung und die Einheit Italiens vergossen hatte — und darin die Priorität vor Preußen hatte, das erst 1866 die Befreiung Veneziens mitergekämpfte —, in seinem Unglücke beizustehn. Er glaubte dies um so mehr tun zu müssen, als es sich für Frankreich in jenem Stadium des Krieges — nach Sedan — nur noch darum handelte, sich Elsaß und Lothringen, also die bisherigen Grenzen zu erhalten. Und hierbei rechnete er auch darauf, daß wenn es ihm gelänge, eine Wendung des Kriegsglücks herbeizuführen und Frankreich die alten Grenzen neu zu sichern, sich dieses bereit finden lassen werde, als Ausdruck des Dankes hierfür den zehn Jahre vorher (1860) von Napoleon dem befreundeten Italien entrissenen Gebietsteil mit Nizza an Italien wieder zurückzugeben. In dieser Beziehung sollen auch Verhandlungen zwischen Garibaldi und Gambetta gepflogen worden sein, doch war nicht zu erfahren, ob Gambetta irgendwelche Aussichten auf Erfüllung dieses Wunsches Garibaldis eröffnet hatte. Man glaubte jedoch, daß sich Gambetta ablehnend verhalten habe, ja daß der diesbezügliche Antrag Garibaldis für Gambetta mitbestimmend gewesen sei, ihm nicht den Oberbefehl über die französische Südarmee zu geben, wie Garibaldi gehofft hatte. Jedenfalls war Garibaldi später auf Gambetta nicht sonderlich gut zu sprechen; er maß ihm auch die Hauptschuld daran bei, daß er, von mehreren Departements in die Nationalversammlung zu Bordeaux gewählt, dort nicht zu Worte gelangen konnte, und als er es wiederholt verlangte, mit stürmischen Mißfallenskundgebungen überhäuft wurde. Garibaldi trug von dieser Szene die Überzeugung mit heim — noch am Abend des denkwürdigen Tages reiste er nach Italien ab —, daß Gambetta sie arrangiert habe, da er in Frankreich allein als der Nationalheros gelten wollte und die Anwesenheit Garibaldis in Frankreich als eine Beeinträchtigung seines Ruhmes ansah. Auch über seine kriegerischen Taten in Frankreich war Garibaldi innerlich wenig befriedigt, wenn er auch bis zuletzt mit allem Nachdruck versicherte, daß er bei Dijon einen „großen Sieg" errungen habe (30000 Freischärler und Reguläre hatten zwei Tage gegen zwei preußische Regimenter gekämpft, wobei die Fahne des 61. Regiments unter einem Haufen Toter begraben wurde. Tags darauf von den Freischärlern gefunden, wurde sie später von Garibaldi in ritterlicher Weise an das Regiment zurückgesandt, da sie nicht im Kampfe selbst erobert worden sei). Dieser Versicherung pflegte er dann hinzuzufügen, daß, wenn er über größere Truppenmassen zu kommandieren gehabt hätte, und wenn er nicht in vielen Dingen von der Gambettaschen Verwaltung im Stiche gelassen worden wäre, er den Entsatz Belforts und damit einen entscheidenden Schlag zugunsten Frankreichs herbeigeführt haben würde.

A. Kutschbach





66. Jahrgang

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

Nr. 33

Ausgegeben am 15. August 1907

Inhalt

50 Pf. das Heft

Fr. Wilh. Grunow Leipzig

6 Mark das Viertelj.



Die christlichen Gewerkschaften in den Jahren 1906 und 1907

Von Willy Brachvogel in Berlin



Die christlichen Gewerkschaften, die unter den verschiednen gewerkschaftlichen Strömungen der deutschen Arbeiterbewegung ihrer Entstehung nach die jüngste, ihrer Bedeutung nach die zweitstärkste ist, entstanden im Jahre 1894. Als erster trat der Gewerkverein christlicher Bergarbeiter für den Oberbergamtsbezirk Dortmund ins Leben. Es dürfte nicht unbekannt sein, daß gerade im Bergmannsstande die Organisation schon Jahrhunderte alt war. Die Knappschaftsvereine, aus mittelalterlichen Gilden entstanden, hatten sich bis in die neueste Zeit hinein gerettet und sind heute die Träger der gesetzlichen Arbeiterversicherungen für die Bergleute geworden. Auch Vereine gewerkschaftlicher Natur, also Vereinigungen zur Besserung der Arbeits- und Lohnverhältnisse, waren unter den Ruhrbergleuten nichts neues, als der Gewerkverein christlicher Bergarbeiter entstand.

Die Tendenzen des Gewerkvereins sind mannigfacher Art. Er ist gewissermaßen eine dauernde Vereinigung von Lohnarbeitern desselben Gewerbes zur Regelung der Arbeits- und Lohnverhältnisse. Demnach befaßt er sich mit der Regelung der Arbeitszeit, der Löhne, des Arbeitsangebots, des Arbeitsvertrags, der Kündigungsfristen, der Lohnauszahlung, der Einsetzung von Schiedsgerichten oder Vertrauenskommissionen und mit allem, was mit diesen Aufgaben in engem Zusammenhang steht. Alle diese Bestrebungen sucht er endgiltig durch Abschluß des kollektiven Arbeitsvertrages zu verwirklichen, bei dem sich die organisierten Arbeiter einerseits und die organisierten Unternehmer andrerseits zur Einhaltung von bestimmten Arbeitsbedingungen (Tarifvertrag) verpflichten.

Im Jahre 1906 nun haben die christlichen Gewerkschaften einen nicht zu verkennenden Aufschwung genommen, sie weisen nämlich eine Mitgliederzunahme von 35,7 Prozent auf; dasselbe trifft auch bei den weiblichen Mitgliedern zu,

deren Zahl sich um das Doppelte vermehrt hat. Die Gesamtzahl der Mitglieder stellt sich somit auf 335247.

Hiervon entfallen 260040 auf die dem Gesamtverband angeschlossenen Verbände, während sich die übrigen aus Vereinen rekrutieren, die dem Gesamtverband nicht angeschlossen sind, aber immerhin mit zugezählt werden können, da jene eine dem christlichen Gewerkschaftsprogramm entsprechende grundsätzliche Bestimmung in ihr Statut aufgenommen haben und von christlicher Seite gegründet worden sind.

Die höchste Mitgliederzahl im Jahre 1906 hatten die Bergarbeiter mit 73542, die Textilarbeiter mit 34581, die Bauhandwerker mit 36459, die bayrischen Eisenbahner mit 22155, die Metallarbeiter mit 24744 usw. Gegenüber dem Vorjahre hatten die Bauhandwerker einen Zuwachs von 15780, die Metallarbeiter von 6804, die Hilfs- und Transportarbeiter von 4848, die Textilarbeiter von 4600, die Keramarbeiter von 3604 Mitgliedern. An der Zunahme der weiblichen Mitglieder sind der Textilarbeiterverband mit 5246, der Tabakarbeiterverband mit 2098, der Keramarbeiterverband mit 827, die Heimarbeiterinnen mit 527 Mitgliedern beteiligt.

Besonders auffallend ist der Mitgliederwechsel in den einzelnen Verbänden selbst. Selbstverständlich findet ein solcher in jeder Gewerkschaftsorganisation statt; immerhin ist die Zahl der Personen, die den christlichen Gewerkschaften wieder den Rücken gekehrt haben, ziemlich bedeutend, nämlich 70804. Die folgende Tabelle veranschaulicht den Mitgliederwechsel etwas genauer:

Organisation	Es wurden Mitglieder aufgenommen	Die Zunahme betrug von Jahresschluß zu Jahresschluß	Es schieden sonach wieder aus
Bergarbeiter	12934	8523	4411
Bauhandwerker	30138	16099	14039
Textilarbeiter	22106	9594	12512
Metallarbeiter	21044	9132	11912
Hilfs- und Transportarbeiter	14008	4510	9498
Holzarbeiter	7472	1349	6123
Keramarbeiter	5272	3001	2271
Tabakarbeiter	7830	3020	4810
Heimarbeiterinnen	1150	1006	144
Schuh- und Lederarbeiter	2682	1448	1234
Schneider	3346	1256	2090
Maler	1814	1068	746
Graphisches Gewerbe	784	115	669
Bayrische Salinenarbeiter	98	33	65
Krankenpfleger	702	422	280
zusammen	131380	60576	70804

Zur Entschuldigung führt das Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften Deutschlands an, daß „der Wechsel im Vergleich mit den meisten sozialdemokratischen Verbänden allerdings schwächer ist als in diesen“. Diese Erwiderung steht doch auf sehr schwachen Füßen, denn die sozialdemokratischen

Verbände haben drei-, viermal und noch mehr Mitglieder aufzuweisen. Etwas verspätet kommt der Entschluß, den Ursachen nachzuspüren. Das hätte schon längst geschehen müssen, da doch dieser Mitgliederwechsel schon seit Jahren anhält!

Stark zurückgegangen ist die Mitgliederzahl der deutschen Eisenbahnhandwerker von 48903 auf 41436, was also einem Verlust von 7467 Mitgliedern gleichkommt. Dieser Rückgang soll mit dem „Allgemeinen Verband der Eisenbahnvereine der preußisch-hessischen Staatsbahnen und der Reichsbahnen" zusammenhängen, nach dessen Gründung es mit dem Trierschen Verbande immer mehr rückwärts geht.

Trotzdem hält aber in den andern Verbänden das Wachstum der Mitglieder stetig an, sodaß natürlich den sozialdemokratischen Gewerkschaften der Aufschwung der christlichen unbequem wird. Dies illustrierte auch der Generalsekretär Stegerwald in Köln, der auf dem sechsten christlichen Gewerkschaftskongreß im vorigen Jahre an der Hand statistischer Ziffern nachwies, daß zum Beispiel in der Textilindustrie und im Bergbau schon jetzt die sozialdemokratischen Gewerkschaften für Lohnkämpfe auf Verständigungen mit den christlichen Organisationen angewiesen sind, wenn sie sich nicht von vornherein der Gefahr eines erfolglosen Kampfes aussetzen wollen.

Gleichen Schritt mit der Mitgliederzunahme halten auch die finanziellen Kräfte. Die Einnahmen betrugen insgesamt 3644865 Mark, die Ausgaben 2977733, der Kassenbestand 2613961 Mark. Auch hier haben die Kassenverhältnisse eine wesentliche Steigerung erfahren, was die folgende Aufstellung zeigt:

	Einnahmen	Ausgaben	Kassenbestand
1906	3644865	2977733	2613961
1905	2674190	2423554	1523214
1904	1337341	1094643	948197
1903	1131106	938363	745107
1902	823864	633719	572648

Unter den Einnahmen ist die höchste Summe die der Beiträge, was nur freudig zu begrüßen ist, denn vor nicht langer Zeit wurden noch von den einzelnen Verbänden so minimale Beiträge erhoben, daß die Unkosten mitunter kaum gedeckt werden konnten. Beispielweise betrugen die Einnahmen der Beiträge im Jahre 1904 nur 799147 Mark, während sie im Jahre 1906 auf 3033217 Mark gestiegen sind. Von den einzelnen Verbänden erreichten die höchsten Einnahmen an Aufnahmegebühren die Bauhandwerker mit 15069 Mark, die Metallarbeiter mit 10522 Mark, die Hilfs- und Transportarbeiter mit 7004 Mark; an Beiträgen die Bergarbeiter mit 741445 Mark, die Bauhandwerker mit 553644 Mark, die Metallarbeiter mit 460996 Mark; an Extrabeiträgen die Metallarbeiter mit 33253 Mark, die Textilarbeiter mit 25652 Mark, die Bauhandwerker mit 23377 Mark; an sonstigen Einnahmen die Bergarbeiter

mit 49769 Mark, die bayrischen Eisenbahner mit 40741 Mark, die Bauhandwerker mit 16252 Mark.

Von den Ausgaben entfallen die größern Beträge mit 853435 Mark — gegen 1000320 Mark im Jahre 1905 — auf Streik- und Gemaßregeltenunterstützung, 434622 Mark auf den Anteil der Lokalkassen, 275260 Mark auf das Verbandsorgan, 262787 Mark auf Agitation, 265485 Mark auf Krankengeld, 136994 Mark auf Sterbegeld, 124977 Mark auf Verwaltungskosten usw. Von den beiden größern Summen für Ausgaben (Streik- und Gemaßregeltenunterstützung und Verbandsorgan) verbrauchten für den ersten Posten die Textilarbeiter 213794 Mark, die Bergarbeiter 202828 Mark, die Bauhandwerker 141176 Mark und für den zweiten Posten die Bergarbeiter 74887 Mark, die Bauhandwerker 43134 Mark, die Textilarbeiter 37962 Mark usw.

Die Erhebung von Mitgliedsbeiträgen geschieht für die Woche und für den Monat. Die Wochenbeiträge schwanken zwischen 20 und 90 Pfennigen, die der Monatsbeiträge zwischen 30 und 80 Pfennigen. Außerdem wird von einem Verbande der Beitrag pro Quartal erhoben. Jedenfalls wäre es für die Finanzverhältnisse sehr zu wünschen, daß die Beiträge von 20 Pfennigen recht bald eine Erhöhung erfahren würden, um dadurch den Gesamtverband in jeder Hinsicht leistungsfähiger zu machen.

Mit Genugtuung kann ferner konstatiert werden, daß das Unterstützungswesen in den christlichen Gewerkschaften immer mehr ausgebaut wird und heute als ein fester Bestandteil angesehen werden kann. An Unterstützungen verausgabten die christlichen Gewerkschaften im Jahre 1906 insgesamt 1364105 Mark. Eingeführt sind folgende Unterstützungen:

I. Streik- und Gemaßregeltenunterstützung haben mit Ausnahme der bayrischen Eisenbahner und der Krankenpfleger wohl alle Verbände vorgesehen; ebenso ein Sterbegeld bis zu 200 Mark.

II. Arbeitslosenunterstützung haben desgleichen schon acht Verbände mit nahezu 150000 Mitgliedern eingeführt. Die Unterstützung schwankt zwischen 4,20 Mark und 15 Mark wöchentlich.

III. Krankengeld gewähren zwölf Verbände mit 230000 Mitgliedern. Das wöchentliche Krankengeld schwankt zwischen 3 Mark und 15 Mark.

IV. Reiseunterstützung haben elf Verbände vorgesehen; dieselbe beträgt täglich 75 Pfennige bis 1,50 Mark.

Der Gutenbergbund gewährt dann noch Invalidenunterstützung; ebenso leisten die meisten Verbände Beihilfe zu Umzügen nach andern Orten.

Für Unterstützungen zahlten die höchsten Beträge zu Gruppe I für Sterbegeld (Streik- und Gemaßregeltenunterstützung hatte ich schon unter den allgemeinen Ausgaben angeführt) die Bergarbeiter mit 60270 Mark, die bayrischen Eisenbahner mit 59251 Mark; zu Gruppe II und IV der Gutenbergbund 12224 Mark, die Metallarbeiter 8961 Mark, die Holzarbeiter

6924 Mark; zu Gruppe III die Bergarbeiter 184726 Mark, die Textilarbeiter 44988 Mark, der Gutenbergbund 23017 Mark.

Wichtig für die Gesamtbeurteilung der christlichen Gewerkschaften als Faktor der deutschen Gewerkschaftsbewegung ist ihr Anteil an der Ausstandsbewegung. Ist auch das Jahr 1906 nicht so reich an Streiks und Aussperrungen gewesen, so sind doch immerhin 68768 Personen beteiligt gewesen. Von den christlichen Gewerkschaften waren insbesondre die Berg-, Metall- und Textilarbeiter an bedeutungsvollen Kämpfen beteiligt. Im Jahre 1906 nun waren sie in 1024 Bewegungen verwickelt. An diesen Bewegungen waren am meisten beteiligt die Bauhandwerker mit 14881, die Textilarbeiter mit 14055, die Hilfs- und Transportarbeiter mit 10053 Personen. Die meisten Bewegungen führten ebenfalls die Bauhandwerker mit 172, die Textilarbeiter mit 153 und die Holzarbeiter mit 140. Die Zahl der an den 446 geführten Streiks und Aussperrungen (Angriffsstreiks, Abwehrstreiks, Aussperrungen) beteiligten Personen beträgt 30049. Bei den Angriffsstreiks haben die höchste beteiligte Zahl die Hilfs- und Transportarbeiter mit 3626, die Bauhandwerker mit 2989 und die Textilarbeiter mit 2060 Personen aufzuweisen. Bei den Abwehrstreiks stellen die höchste Personenzahl die Metallarbeiter mit 3401, die Hilfs- und Transportarbeiter mit 1214 und endlich bei den Aussperrungen die Textilarbeiter mit 6701 und die Bauhandwerker mit 1054. Mehr als die Hälfte der Bewegungen mit 56,3 Prozent der Beteiligten sind somit friedlich verlaufen.

Bewegungen und Streiks wurden allein geführt in 398, mit andern Organisationen in 619 Fällen, während in 395 Fällen — zwei Verbände machten hierüber keine Angaben — die Mehrzahl der Beteiligten christlich organisiert war. Die Ursachen der Streiks und der Aussperrungen waren:

	Zahl der Fälle
Höhere Lohnforderungen	143
„ „ und Arbeitszeitverkürzung	207
Arbeitsverkürzungen	27
Abwehr gegen Verschlechterungen	30
Sonstige Ursachen	35

Der Ausgang der Streiks und Aussperrungen war folgender:

	erfolgreich	teilweise erfolgreich	erfolglos
Angriffsstreiks	169	112	57
Abwehrstreiks	4	29	19
Aussperrungen	10	20	19

Man sieht aus diesen Zahlen, daß weitaus die meisten Kämpfe von den Arbeitern nicht vergebens geführt worden sind. Bemerkenswert ist, daß die christlichen Gewerkschaften im Berichtsjahre an 239, insgesamt am Jahresschluß an 527 Tarifabschlüssen beteiligt waren.

Den christlichen Gewerkschaften liegt aber auch die Bildung ihrer Arbeiter, besonders der führenden Kräfte am Herzen. Zu diesem Zwecke werden vom Volksverein für das katholische Deutschland seit 1901 alljährlich Kurse von acht- bis zehnwöchiger Dauer, desgleichen vom Gesamtverbande der evangelischen Arbeitervereine in Gemeinschaft mit andern sozialpolitischen Korporationen seit 1904 alljährlich Kurse von vierwöchiger Dauer abgehalten. Hierdurch will man den immer steigenden Anforderungen in geistiger Hinsicht gerecht werden. Ferner wird in den letzten Jahren die billige sozialpolitische und gewerkschaftliche Literatur energisch zu verbreiten gesucht. Der dieserhalb auf dem Generalsekretariat in Köln eingerichtete Schriftenverlag erreichte in den ersten zehn Monaten seines Bestehens einen Umsatz von etwa 20000 Mark.

Beachtung verdient noch, daß jetzt alle christlichen Gewerkschaften über eigne Verbandsorgane verfügen. Es erscheinen gegenwärtig 24 mit einer Auflage von über 400000 Exemplaren. Wöchentlich erscheinen 17, vierzehntäglich 9 und monatlich 1. Die Verbände der Bergarbeiter, Bauhandwerker, Textilarbeiter, Metallarbeiter, bayrischen Eisenbahner, Hilfs- und Transportarbeiter und Holzarbeiter haben jetzt eigne Redakteure angestellt.

Daß die Mitgliederzunahme tatsächlich anhält, beweist uns von neuem der Mitgliederstand im Jahre 1907. Die Organisationen, d. h. die dem Gesamtverband angeschlossenen Verbände, der christlichen Gewerkschaften hatten sich wiederum am 1. April 1907 um 17220 Mitglieder vermehrt, trotzdem daß wegen der Reichstagswahl die gewerkschaftliche Agitation in der ersten Hälfte des Quartals danieder lag, und sich nach der Wahlschlacht eine außerordentliche Versammlungsmüdigkeit zeigte. Folgende fünf Organisationen kommen hauptsächlich in Betracht. Am 1. Mai 1907 betrug die Mitgliederzahl der Bergarbeiter 77111, der Bauhandwerker 42209, der Textilarbeiter 40097, der Metallarbeiter 27341, der bayrischen Eisenbahner 24500. Vergleicht man diese Zahlen mit denen im Jahre 1906, die ich schon angeführt habe, so liegt doch wohl die Berechtigung vor, daß man auch weiterhin eine andauernde Erstarkung annehmen darf.

Die Gegner der christlichen Gewerkschaften bezeichnen diese mit Vorliebe als „ultramontane Organisationen". Aus welchem Grunde? Weil an der Gründung verschiedner Verbände katholische Geistliche mitgewirkt haben? Der Ultramontanismus hat mit den christlichen Gewerkschaften nicht das mindeste gemein. Sowohl die ersten Anregungen zur Gründung der meisten und größten Verbände kamen aus Arbeiterkreisen, wie auch die Statuten und die einleitenden Delegiertentage von Arbeitern selbst vorbereitet wurden.

Von besonderm Interesse ist bei dieser Gelegenheit die Gründung der sogenannten „vaterländischen Arbeitervereine". Brauchen wir tatsächlich noch eine Gewerkschaftsrichtung? Nein! Das Zentralblatt schreibt: „In einem Lande, in dem schon mehr als zwei Millionen Arbeiter gewerkschaftlich organisiert sind, und diese, wie die Erfahrung lehrt, in den entscheidenden Situationen die seither abseits Gestandnen mit sich reißen, ist der Zeitpunkt für derartige Gründungen

schon reichlich spät. Arbeiter in größerer Zahl werden sich für die »vaterländischen Arbeitervereine« ebensowenig finden, wie die »katholischen Fachabteilungen« trotz intensiver Agitation solche nicht zu sammeln vermochten. Es hieße den gesunden Sinn der deutschen Arbeiterwelt tief einschätzen, annehmen zu wollen, daß, nachdem die gewerkschaftlichen Erfolge der letzten Jahre so offensichtlich vorliegen, für solche Bevormundungsgebilde sich noch ein breiterer Boden fände. Die sechzig Jahre deutscher Preßfreiheit und vierzig Jahre allgemeinen direkten Wahlrechts müßten spurlos an großen Massen vorbeigegangen sein. Die Sozialdemokratie verfügte bei der letzten Reichstagswahl über dreieinviertel Millionen Stimmen, den mit ihr verbündeten Gewerkschaften gehören gegenwärtig 1800000 Mitglieder an. Und dieser Bewegung glaubt man mit solch faulen Gründungen begegnen zu können."

Ist nun die Zersplitterung der deutschen Gewerkschaftsbewegung, an der hauptsächlich die „freien" Gewerkschaften infolge ihres sozialistischen Nebencharakters schuld sind, wie gesagt, eine sehr bedauerliche Erscheinung, so hat man auf der andern Seite — so machtvoll die Gewerkschaftsbewegung in Deutschland auch dasteht — damit zu rechnen, daß weite Kreise der deutschen Unternehmerschaft diese noch nicht als die berechtigte Interessenvertretung der deutschen Arbeiter ansehen. Mag die deutsche Industrie noch so stolz sein auf eine gewisse Ebenbürtigkeit mit der englischen Industrie, jener freie Blick und das gesunde Urteil gerade über die Organisationsbestrebungen der Arbeiter, Eigenschaften, die der englischen Industrie eigen sind und sie groß gemacht haben, die fehlen noch so recht einem großen Teile der deutschen Unternehmerschaft. Dort Anerkennung der Gewerkschaften als selbstverständliche und notwendige Interessenvertretung der Arbeiter, hier noch vielfach offner Kampf gegen die Idee an sich, Mißtrauen und nur verhältnismäßig spärliches Verständnis! Die deutschen Arbeitgeber organisieren sich teilweise noch zunächst unter dem Gedanken des Niederkämpfens der Gewerkschaften — statt zum Ausgleich des Kräfteverhältnisses zwischen Arbeiter und Arbeitgeber.

Man sieht also, daß die deutsche Gewerkschaftsbewegung noch lange nicht innerlich so konsolidiert ist, wie es vom rein volkswirtschaftlichen Standpunkte zu wünschen wäre. Anstatt nun die Gewerkschaftsbewegung zu stärken, versucht man, sie zu zersplittern. Den Anfang haben wir bei dem „Bund vaterländischer Arbeitervereine". Mit Recht kann man diese neue Gründung „gelbe Gewerkschaft" nennen, da sie in Wirklichkeit weiter nichts als eine Organisation ist, wobei die Mitglieder des Bundes auf ihr Koalitionsrecht verzichten müssen!

Von den gewerkschaftlich organisierten Arbeitern werden die gelben Gewerkschaften nicht ohne Grund heftig bekämpft. Niemand wird etwas dagegen haben, daß wohlwollende Arbeitgeber durch Wohlfahrtseinrichtungen, gesellige Vergnügungen usw. den Arbeitern zu Hilfe zu kommen und ein persönliches Band zwischen sich und ihnen zu knüpfen versuchen. Sobald aber solche Bestrebungen darauf ausgehn, die Gutmütigkeit oder die Unerfahrenheit des Arbeiters aus-

zunutzen und ihn bewußt um sein Koalitionsrecht zu bringen oder ihn gar dazu zu erziehen, seinen Kollegen bei berechtigten Bestrebungen in den Rücken zu fallen, so sind sie nach jeder Richtung hin zu verwerfen und zu bekämpfen.

Für ihre gewerkschaftlichen Bestrebungen haben die nichtsozialistischen Arbeiter ihre christlich-nationalen Gewerkschaften, für ihre geistig-sittlichen ihre konfessionellen Arbeitervereine. Wozu da noch diese Uneinigkeit stiftenden gelben Gewerkschaften?

Verfolgt man die ganze Entwicklung der christlichen Gewerkschaften, so kommt man zu dem Ergebnis, daß es andre Gründe waren, als die von den Gegnern angeführten. Es war der Kampf um die christliche Weltanschauung, provoziert durch die Sozialdemokratie und die ihr ergebnen Organisationen. Nicht „Unternehmerfreundschaft", nicht „Streikbrechertum", nicht „pfäffische Knechtseligkeit" waren es, was die christlichen Arbeiter zur Gründung ihrer besondern Organisationen angetrieben hat, sondern das ehrliche Bestreben, ihre wirtschaftliche Lage zu bessern, ohne dabei Verrat an ihren religiösen und nationalen Anschauungen zu üben.

Wenn der sittliche Ernst und die zunehmende Besonnenheit in den christlichen Gewerkschaften immer größern Einfluß gewinnen wird, dann können sie ruhig und gelassen der Zukunft entgegensehen.



Betrachtungen über innere Politik

Von Carl Negenborn

1



Am 12. Dezember 1905 hat der Staatssekretär Graf Posadowsky im Reichstage bei der Lesung des Etats, der Flottenvorlage und der Finanzreform in einer großen Rede die Frage erörtert, wie in Deutschland das ständige Wachstum der Sozialdemokratie, der immer zunehmende Einfluß dieser Partei auf weite Kreise des Volkes zu erklären sei. Er sagte: „Wie ist es psychologisch erklärlich, daß in diesem Deutschland, einem Lande, das auch wirtschaftlich zum Besten der untern Volksklassen so gewaltige Fortschritte macht, eine Partei mit drei Millionen Stimmen auftreten kann, die unsre ganze Geschichte verleugnet, unsre ganze Vergangenheit, und sagt: das moderne Staatsleben ist so durch und durch morsch, daß es von Grund auf neu umgebaut werden muß? Ich habe mit Ausländern darüber gesprochen, die mir gesagt haben: Wir stehen vor einem Rätsel. Woher kommt in diesem Deutschland, bei diesem Wohlstand, wo man

überall wohlgekleidete Leute sieht, das auf sozialem Gebiete so viel geleistet hat, das alle Welt als Vorbild betrachtet, diese große radikale Partei?“

Graf Posadowsky fuhr fort, man könne viele Antworten auf diese Frage geben, er wolle nur zwei Gründe anführen: „Ich glaube, daß wir bei der Art unsrer Verwaltung auch in den Lokalinstanzen noch manche kleinen Gesichtspunkte aus dem alten Polizeistaate herübergenommen haben, die in unsre Zeit nicht passen. Ich glaube ferner, daß mit unserm wachsenden Wohlstande nicht die Opferfreudigkeit, die Großherzigkeit in wirtschaftlichen Dingen gestiegen ist, die die besitzenden Klassen haben müssen. Die Sozialdemokratie wurzelt unbezweifelt in einer außerordentlich materialistischen Weltanschauung. Ich kann es aber nicht leugnen auf Grund der Beobachtungen des täglichen Lebens, daß mit unserm wachsenden Reichtum auch in unsern besitzenden Klassen das Maß materialistischer Weltanschauung, materialistischer Genußsucht gewachsen ist, die mich manchmal mit Trauer und Bedauern erfüllt. Darin sehe ich den eigentlichen Grund, daß die bürgerliche Gesellschaft nicht die Kraft hat, die Sozialdemokraten zu überwinden. Der Materialismus ist eben in der Sozialdemokratie und in der bürgerlichen Gesellschaft kongenial. Die bürgerliche Gesellschaft wird die Sozialdemokratie nicht mit Gesetzen, nicht mit großen Worten überwinden, sondern nur dann, wenn sie diesen materialistischen Standpunkt verläßt, und wenn durch das ganze Leben der bürgerlichen Klassen ein größeres Maß sittlichen Ernstes geht.“

Als der Staatssekretär dann einige Tage später, am 15. Dezember 1905, auf denselben Gegenstand zurückkam, stellte er zunächst fest, daß im Jahre 1903 von zwölfeinhalb Millionen Wählern fast drei Millionen der Wahlurne ferngeblieben seien, und daß diese drei Millionen wohl keine Sozialdemokraten gewesen seien, da die Sozialdemokraten so ziemlich ihren letzten Mann an die Urne gebracht hätten. Die Zersplitterung der bürgerlichen Parteien bei den Wahlen, ihre Unfähigkeit, sich auf einen Kandidaten zu einigen, förderten weiter die Macht der Sozialdemokratie, und den Schaden trage der Arbeiter, da die Zahl derer wachse, die sich der Fortführung der Sozialpolitik gegenüber ablehnend verhielten und nach Repressalien riefen. „Ich bin, sagte Graf Posadowsky, der Ansicht, daß man mit Gesetzen Krankheiten überhaupt nicht heilt, und hier liegt eine Krankheit vor. Man hat sich viel zu wenig mit dieser Frage beschäftigt. Es handelt sich um die psychologische Frage: Auf welchen Grundlagen beruht es, daß in einem geordneten deutschen Staatsleben sich eine Partei von drei Millionen bilden kann, die das ganze Staatsleben mit seiner ganzen Geschichte verleugnet? Der Zustand wird sich erst ändern, wenn wir die Ursache der Krankheit gefunden haben und über die richtigen Wege nachdenken, um dem Übel zu steuern. Man bewertet die Leiter der Sozialdemokratie zu hoch, wenn man im Reichstage und in der Presse sagt, daß die ganze sozialdemokratische Bewegung eigentlich nur die Folge der Agitation der Führer sei. Nein, diese hypnotische Kraft haben die Führer nicht. Es müssen also innere

Ursachen vorhanden sein, die das deutsche Volk in die Sozialdemokratie treiben. Diesen innern Ursachen nachzugehen ist Pflicht jedes Patrioten, und zu diesem Nachdenken anzuregen war der Zweck meiner Rede."

Der Staatssekretär ist damals wegen dieser beiden Reden vielfach angegriffen worden, aber er hat diese unberechtigten Angriffe abgelehnt mit den Worten: „Solange ich an dieser Stelle stehe, werde ich dem deutschen Volke das sagen, was ich für richtig halte. Das nager entre deux eaux ist viel bequemer, und es ist für den immer schwer, der den Mut hat, der Katze die Schelle anzuhängen. Wer aber den Schläfer in der Stunde der Gefahr kräftig an der Schulter faßt, erwirbt sich auch ein Verdienst."

Graf Posadowsky ist ja inzwischen aus dem Amte geschieden, aber die Bedeutung seiner Worte wird dadurch nicht vermindert. Es ist ein Glück für den Staat, wenn Männer von der Bedeutung des Grafen Posadowsky ihre Überzeugung ohne Rücksicht darauf aussprechen, ob das, was sie zu sagen haben, bequem ist oder nicht. Es ist auch charakteristisch für unsre Zeit, daß dieser Mut selten geworden ist. Die Zahl derer, die sich aus Neigung mit solchen politischen Fragen beschäftigen, ist bei uns wohl überhaupt nicht sehr groß, es ist bequemer, sich seine Ruhe nicht stören zu lassen. Von denen aber, die offnen Auges durchs Leben gehn und etwas zu sagen hätten, kommen viele in dem schwach entwickelten politischen Leben unsers Volkes nicht zum Worte. Ihnen steht höchstens ein Stück Papier zur Verfügung, um ihre Ansicht zu sagen, und wenn dann einmal ein Mann von unbestrittner Autorität auftritt, die Schläfer aufzurütteln, so reiben diese sich erstaunt die Augen und sind wohl gar noch ungehalten darüber, daß man sie nicht hat weiter schlafen lassen. Es müßte öfter vorkommen, daß sich jemand findet, den Winterschlaf des braven deutschen Michels zu stören, und um so dankenswerter ist es, daß das geschehen ist an der Stelle, die berufen ist, für das Wohl und den Fortschritt des deutschen Volkes zu sorgen, vor dem Forum des deutschen Reichstages. Da aber Graf Posadowsky selbst gesagt hat, daß es die Pflicht jedes Patrioten sei, den Ursachen unsrer krankhaften politischen Entwicklung nachzugehn, so möge der Versuch gestattet sein, einen bescheidnen Beitrag zur Beantwortung der Fragen zu geben, die er damals im Reichstage zur Diskussion gestellt hat.

Graf Posadowsky hat für die krankhafte Ausdehnung der sozialdemokratischen Bewegung besonders zwei Gründe angeführt, daß nämlich unsre Verwaltung noch zu viele Gewohnheiten aus dem alten Polizeistaate herübergenommen habe, und daß mit dem wachsenden Wohlstande die Opferfreudigkeit und Großherzigkeit der besitzenden Klassen nicht gleichen Schritt gehalten habe, sowie daß unsre bürgerliche Gesellschaft zu materialistisch und zu genußsüchtig sei, als daß sie die Sozialdemokratie überwinden könnte. Den Vorwurf, der hier wohl zunächst gegen die preußische Verwaltung erhoben wird, haben seit langer Zeit weite Kreise der Bevölkerung immer und immer wieder erhoben, und es kann kaum zweifelhaft sein, daß er gerechtfertigt ist. Wir haben vom

alten Polizeistaate her ein System der Vielregiererei und der Bevormundung, das nicht mehr in unsre Zeit paßt. Unsre Verwaltung lebt immer noch in dem Glauben, daß sie die Pflicht habe, sich um alles und jedes zu kümmern, daß es ihre Aufgabe sei, den Menschen von der Wiege bis zur Bahre zu geleiten, durch möglichst viele Polizeiverordnungen, die niemand kennt und niemand kennen kann, die Bevölkerung vor Unheil zu bewahren. In wichtigen Angelegenheiten darf man recht lange auf einen Bescheid warten, sehr schnell ist man aber bei der Hand, durch Strafmandate an die Existenz von Verordnungen zu erinnern, von denen die mit dem Strafbefehl beglückten noch nie etwas gehört hatten. Die vielen Übergriffe und Ungeschicklichkeiten von Polizeibeamten tragen auch nicht dazu bei, unsre untern Verwaltungsorgane beliebt zu machen; aber die Gerechtigkeit fordert es doch, zu sagen, daß die Neigung zur Vielregiererei und zur Bevormundung bei den höhern Behörden gerade so eingewurzelt ist wie bei den niedern. Es ließen sich viele Beispiele dafür anführen. Unzweifelhaft werden viele Menschen jahraus jahrein durch ungeschickte Behandlung verärgert, aber ob dadurch weite Massen der Bevölkerung zur Sozialdemokratie getrieben worden sind kann doch zweifelhaft sein. Mir will es scheinen, daß unsre Verwaltung weniger durch das gesündigt hat, was sie getan hat, als durch das, was sie unterlassen hat, worauf später noch eingegangen werden soll. Jedenfalls kann man wohl damit rechnen, daß die Staatsregierung eine Reform der Verwaltung bald durchführen wird, nachdem deren Rückständigkeit an so hervorragender Stelle bezeugt worden ist. Die Regierung wird bei einem solchen Bestreben sicher den Beifall aller Kreise der Bevölkerung finden.

Die Richtlinien einer Reform der Verwaltung sind durch vielfache Erörterungen im Parlament, in der Presse und in Zeitschriften ziemlich klargestellt. So sehr die Ansichten im einzelnen abweichen, darüber waren doch bisher alle, die sich mit der Angelegenheit beschäftigt haben, einig, daß die Verwaltung dezentralisiert werden müsse, das heißt, daß den Beamten, die der Bevölkerung am nächsten stehen, den Landräten und Regierungspräsidenten oder Oberpräsidenten, je nachdem man diese oder jene für geeigneter hält, die Lokalverwaltung zu beaufsichtigen, größere Selbständigkeit eingeräumt werden müsse. Nur durch weitgehende Dezentralisation wird man erreichen können, daß das Schreibwerk vermindert wird, unter dem jetzt die produktive Verwaltungstätigkeit leidet. Zugleich würde aber die Dezentralisation die Möglichkeit gewähren, die Zahl der Beamten zu vermindern, was unbedingt angestrebt werden muß. Oberbürgermeister Adickes hat nachgewiesen, mit welcher Verschwendung von Menschenmaterial unsre Justizverwaltung arbeitet, und daß nur durch eine Änderung der Organisation und durch eine Verminderung der Zahl der Richter die Mängel beseitigt werden können, an denen die Justizverwaltung krankt. Die Gedanken, die er ausgesprochen hat, können und werden nicht verloren gehn, sie müssen den Anstoß zu einer Reform der Justiz geben. Was aber für die

Justiz gilt, daß zu viele Beamte vom Übel sind, das gilt auch für die Verwaltung. Es wird auf diese Weise nicht nur das Schreibwerk künstlich gefördert, es liegt nicht nur eine Verschwendung von Staatsmitteln vor, die für dringende Kulturaufgaben besser verwandt werden können, sondern es ist auch klar, daß die Anforderungen an die geistigen Leistungen des Beamtentums um so tiefer gestellt werden müssen, je größer die Zahl der Beamten ist. Je weniger Beamte, um so bessere Auswahl wird man treffen können. Man darf sich wohl nicht verhehlen, daß das Ansehen des Beamtentums in den letzten Jahrzehnten abgenommen hat. Mit den Leistungen und Fortschritten auf wirtschaftlichem Gebiete haben die Beamten nicht Schritt halten können; da wir aber ein nicht nur pflichtgetreues, sondern auch tüchtiges Beamtentum in Deutschland nicht entbehren können, so liegt alle Veranlassung vor, ernstlich zu prüfen, auf welche Weise die Leistungsfähigkeit des Staatsbeamtentums so gehoben werden kann, daß es das volle Vertrauen der Bevölkerung wieder gewinnt. Die Voraussetzung dafür wird aber sein, daß man die Zahl der Beamten nach Möglichkeit vermindert. Eine kleinere Zahl von Beamten wird man dann auch leichter mit der freiern Auffassung zu erfüllen vermögen, die Graf Posadowsky gefordert hat.

Wenn es hiernach von der Initiative der Staatsregierung abhängt, dafür zu sorgen, daß sich unsre Verwaltung von den kleinen Ideen des alten Polizeistaates frei macht, so hat allerdings auf die Erfüllung des andern Wunsches, daß die Opferfreudigkeit und Großherzigkeit in wirtschaftlichen Dingen zunehmen möge, und daß materialistische Weltanschauung und Genußsucht nicht weiter überhandnehmen möchten, die Regierung keinen Einfluß. Daß in einem Volke, dessen Wohlstand dauernd wächst, auch das Wohlleben und die Freude am Genusse zunimmt, kann schließlich nicht wundernehmen, und es ist dabei doch auch zu berücksichtigen, daß nicht nur die Freude an materiellen, sondern auch die an edeln Genüssen zugenommen hat. Die vergangnen Jahrzehnte, in denen unsre Vorfahren vielleicht behaglich und zufrieden, aber auch recht armselig und freudlos dahinlebten, wird man doch auch nicht zurückwünschen können. Daß die Opferfreudigkeit in unserm öffentlichen Leben noch nicht so entwickelt ist, wie erwünscht wäre, ist gewiß richtig. Aber Fortschritte sind doch auch auf diesem Gebiete gemacht worden, manches ist geschaffen worden, und wenn noch mehr zu tun übrig bleibt, so ist zu bedenken, daß unsre wirtschaftliche Entwicklung seit dem Kriege mit Frankreich überstürzt war, daß wir zu schnell reich geworden sind, und daß wir, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, noch nicht Zeit gehabt haben, die Eigenschaften zu entwickeln, die zu dem neuen Wohlstande gehören.

Damit soll die Bedeutung der Worte des Staatssekretärs nicht angezweifelt werden. Wenn ein Staatsmann wie Graf Posadowsky von der hohen Warte aus, auf der er so viele Jahre gestanden hat, solche Mahnungen ausspricht, so hat er das sicherlich getan auf Grund vielfacher Erfahrungen und Beobachtungen, und diese Mahnung sollte deshalb nicht vergessen werden. Inwieweit die Mängel, die uns auf diesen Gebieten anhaften, dazu beigetragen haben, dem erschreckenden Wachstum

der Sozialdemokratie Vorschub zu leisten, ist schwer zu beurteilen. Das subjektive Ermessen, die Erfahrungen, die der einzelne zufällig gemacht hat, spielen eine zu große Rolle. Es wird deshalb zu untersuchen sein, welche andern Gründe etwa noch mitgewirkt haben, in unserm Staatsleben einen Zustand zu erzeugen, den man als Krankheit bezeichnen muß. Die Ursachen der Krankheit müssen sehr tief liegen, wenn es dahin kommen konnte, daß sich ein so großer Teil des deutschen Volkes einer Partei anschließt, die die Grundlagen unsers ganzen Staatslebens verneint.

In der Rede vom 12. Dezember 1905 sagte Graf Posadowsky noch: „Man muß zugestehn, daß die moderne Arbeiterbewegung in engem Zusammenhange steht mit der unerhört großartigen Entwicklung unsrer deutschen Industrie.“ Es klingt das wie ein fast zögernd gemachtes Zugeständnis, und doch wird man, wie es scheint, von unsrer wirtschaftlichen Entwicklung ausgehen müssen, wenn man für unsre Lage Verständnis gewinnen und die Mittel suchen will, die Krankheit zu heilen.

Mit Stolz pflegen wir von unsrer Zeit zu sprechen, von den gewaltigen Fortschritten, die sie uns auf allen Gebieten gebracht hat, von der Freiheit, die sie dem einzelnen gegeben hat im Vergleich zu vergangnen Zeiten. Wenn das Wort Mittelalter genannt wird, kommt uns fast ein Gruseln an, denn damit ist nicht nur der Gedanke verbunden an Unsicherheit, an Raub und Mord, sondern auch vor allen Dingen an Zwang und Bann und an die Unfreiheit der Menschen. Weit, weit liegt in der Vorstellung des modernen Menschen diese Zeit zurück, an die er nur mit einer Mischung von Hochmut und Verachtung zu denken vermag. Wohl nur selten fragt sich jemand, wann denn dieses dunkle Zeitalter bei uns abgeschlossen worden ist, und doch sind noch nicht hundert Jahre verflossen, seit in dem größten deutschen Staate, in Preußen, mit der Vergangenheit gebrochen und eine neue Zeit eröffnet wurde. Das Zeitalter der Aufklärung, so viel es auch an neuen Gedanken gebracht hatte, wagte doch nicht die Unfreiheit eines großen Teiles der Untertanen zu beseitigen; im Gegenteil, das Preußische Allgemeine Landrecht befestigte aufs neue den Unterschied der Stände, die Gebundenheit der Berufe, den Schutz der Arbeit mit mittelalterlichen Mitteln. Der Adliche durfte keine bürgerlichen Gewerbe betreiben, der Bürger keine adlichen Güter erwerben, Zwangs- und Bannrechte hemmten Bewegung und Fortschritt. Die Hörigkeit der Gutsuntertanen blieb bestehn, und erst nach dem Zusammenbruch des Staats wurde unter der Einwirkung eines genialen Staatsmanns das Edikt vom 9. Oktober 1807 erlassen, das die mittelalterliche Gebundenheit brach und auch denen, die Stadtluft nicht frei gemacht hatte, die Freiheit gab mit den monumentalen Worten: Nach dem Martinitage 1810 gibt es nur freie Leute.

Erst mit dem Martinitage 1810 also wurde eine vielhundertjährige Entwicklung abgeschlossen, wurde das Mittelalter Vergangenheit, erst mit diesem Tage begann die neue Zeit, unsre Zeit. Wie vieles hat sich in die siebenundneunzig Jahre gedrängt, die seitdem verflossen sind, welche reißende Entwicklung

haben wir seitdem gehabt, der gegenüber der Inhalt der vergangnen Jahrhunderte wie jahrhundertelanger Stillstand erscheint. Es ist notwendig, sich darüber Klarheit zu verschaffen, was alles uns dieses eine letzte Jahrhundert gebracht hat, welche tiefgreifende Änderung das Leben der Menschen in diesem kurzen Zeitraum erfahren hat, wenn man begreifen will, daß diese nie dagewesne Entwicklung das Gleichgewicht der Menschen beeinträchtigen und Wirkungen hervorbringen mußte, die Krankheitserscheinungen gleichkommen. Und es ist weiter notwendig, sich zu erinnern, wie anders und wie viel glücklicher die Geschichte des englischen und auch des französischen Volkes verlaufen ist, wie spät wir im Vergleich zu diesen beiden Nationen zur Selbständigkeit und Einheit gekommen sind, und welche ungünstigen Folgen es gerade bei dem Charakter des Deutschen haben mußte, daß unsre politische Einigung dem wirtschaftlichen Fortschritt nicht vorherging, sondern zeitlich mit ihm zusammenfiel.

Durch die Stein-Hardenbergische Gesetzgebung wurde zwar mit der Vergangenheit gebrochen, der Weg für den Fortschritt frei gemacht, indem die ständische Gliederung beseitigt und die persönliche und wirtschaftliche Freiheit gewährt wurde, aber zunächst ging es doch sehr langsam vorwärts. Der Verkehr braucht gute Wege, und an diesen fehlte es noch fast ganz. Die römische Kunst des Straßenbaues war längst verloren gegangen, bis weit in das neunzehnte Jahrhundert blieb es bei dem mittelalterlichen Zustande, daß für den Verkehr der Menschen, für die Bewegung der Güter nur schlechte Landwege zur Verfügung standen. Erst 1812 lernte Mac Adam die heute übliche Art des Straßenbaues in — China kennen, und es dauerte dann noch lange, bis in Deutschland in größerm Umfang ein Netz moderner Kunststraßen geschaffen wurde.*) Nun nahm sowohl die Masse wie die Schnelligkeit des Verkehrs zu, aber immer noch rechnete man auf eine Tagereise nicht mehr als 40 Kilometer, und als 1824 der Generalpostmeister von Nagler die englischen Schnellposten mit einer Tagesleistung von 75 Kilometern einführte, und der Postwagen von Berlin nach Magdeburg nur noch 15 Stunden brauchte, statt wie bisher zwei Tage und eine Nacht, da schüttelte man bedenklich den Kopf. Erst 1833 richtete Preußen zwischen Berlin und Magdeburg den ersten optischen Telegraphen ein, und es war ein gewaltiger Fortschritt, als man nach einiger Zeit unter Benutzung von 50 je 15 Kilometer voneinander entfernten Stationen durch optische Zeichen in 15 Minuten von Berlin nach dem Rhein Nachrichten übermitteln konnte. Bezeichnend ist es, daß nur Regierungsdepeschen befördert und erst auf den Antrag von Handelskammern auch Privatnachrichten zugelassen wurden.**) Die ersten kleinen Eisenbahnen mit Pferdebetrieb wurden im Deutschen Reiche 1830 im Wupper- und Ruhrtale gebaut, und so kann man also sagen, daß in unserm Vaterlande der Verkehr noch völlig unentwickelt war, als schon ein Drittel des

*) S. Lamprecht, Zur jüngsten deutschen Vergangenheit, II, I. S. 119 ff.

**) Grenzboten 1906, Heft 50, S. 574.

Jahrhunderts verflossen war. Erst mit der Verwendung der Dampfkraft und der Elektrizität beginnt die neue Zeit. Die erste deutsche Eisenbahn mit Dampfbetrieb wurde 1835 zwischen Nürnberg und Fürth eröffnet, die zweite 1838 zwischen Berlin und Potsdam, aber noch in den fünfziger Jahren mußte man sich zum Teil der Post bedienen, um von Frankfurt nach Köln zu gelangen. Erst in den sechziger und siebziger Jahren wurde das Eisenbahnnetz planmäßig ausgebaut. 1845 fuhr der erste Schraubendampfer über den Ozean, und erst 1856 stellte die Hamburg-Amerika-Linie zwei Dampfschiffe ein; im Jahre 1843 hat in Deutschland die Rheinische Bahn zuerst den elektrischen Telegraphen angewandt, und noch 1850 wurden in ganz Preußen nicht mehr als 55000 Depeschen befördert. Wie klein erscheint uns diese Zahl heute, und doch wie wenig Zeit ist seitdem verflossen! Jetzt erst waren Raum und Zeit überwunden, war die Bahn frei für den wirtschaftlichen Aufschwung, aber damit war auch ein Wendepunkt gekommen im Leben der Menschen. Dampfschiff, Eisenbahn und Telegraph sind gleichsam heimatlos, sagt Lamprecht sehr richtig. Darum machen sie auch heimatlos, lösen vom Boden, geben innerhalb der Erdverhältnisse unendlichen Horizont.

Aus dem Hausfleiße der bäuerlichen Familie war einstmals die Hausindustrie hervorgegangen, aus gelegentlicher Arbeit wurde ständige Arbeit, und der Hausierer, der alte vertraute Freund des Landbewohners, vertrieb die Ware. Als aufgeklärte Fürsten in ihren Ländern die industrielle Tätigkeit zu fördern suchten, entwickelte sich die Manufaktur, die Lamprecht als zentralisierte Hausindustrie bezeichnet. Bei den ersten Ansätzen zur Gewerbefreiheit entstand die kleine Fabrik, erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts begann das Zeitalter der eigentlichen Fabrikbetriebs, und nun förderte die freie Unternehmung schnell die Entstehung des Großbetriebs, aus dem die Riesenunternehmen unsrer Zeit entstanden sind. Die Schnelligkeit, mit der diese Entwicklung vor sich ging, mußte zersetzend wirken, zumal da auch Handwerk und Handel dieselbe Umbildung vom Kleinbetrieb zum Großbetrieb erfuhren.



Eine neue Blücher-Biographie



Den hervorragendsten unsrer vaterländischen Helden der Befreiungskriege sind längst würdige biographische Denkmale gesetzt worden. Seltsamerweise fehlte ein umfassendes, allen Ansprüchen der heutigen Forschung entsprechendes und zugleich von richtiger militärischer Empfindung eingegebnes Werk über Blücher, wenn auch eine Reihe wertvoller Schriften über den Marschall Vorwärts vorhanden war. Es wird deshalb jeder Freund des Vaterlandes und insbesondre jeder deutsche Soldat freudig begrüßen, daß sich General von Unger der mühevollen

Aufgabe unterzogen hat, uns ein Lebensbild des Mannes zu geben, der uns einst „bewußt und groß vom Feinde losriß". Das Werk*), von dem der erste Band vorliegt, ist mit großem Fleiß unter sorgfältiger Benutzung des verfügbaren gedruckten Materials bearbeitet, und das bisher Bekannte ist dabei durch mancherlei noch nicht benutzte archivalische Quellen ergänzt worden. Die Ausstattung des mit sechs Bildnissen aus verschiednen Lebensaltern Blüchers und neunzehn Kartenskizzen versehenen Buches ist sehr gediegen. Dieser erste Band reicht bis zum Jahre 1811. Eine Würdigung Blüchers als Feldherr ist dem zweiten (Schluß-)Bande vorbehalten.

Man darf gespannt sein, wie der Verfasser insbesondre diese Aufgabe lösen wird, können wir uns doch die Führertätigkeit Blüchers kaum anders als gemeinsam mit Gneisenau ausgeübt denken, wohl mit eine Erklärung dafür, daß Blücher noch keine würdige Biographie gefunden hat. Unzweifelhaft gebührt Gneisenau ein reiches Maß an den Erfolgen der Schlesischen Armee, ein reicheres, als es sonst einem Chef des Generalstabes zufällt, aber inmitten der Großtaten des Heeres von der Katzbach bis Belle-Alliance steht doch die alles überragende herrliche Gestalt des alten Helden. Seine Seele barg die Glut, an der sich das Kriegsfeuer immer wieder aufs neue entzündete, seiner fortreißenden Gewalt war es zu danken, daß sich die Kriegführung der Koalition nicht an ihren eignen Reibungen erschöpfte. Blücher ist mit nichten ein vorwiegend repräsentativer General, wie sie uns Sir Jon Hamilton**) bei den Japanern schildert, während dem Generalstabe dort die eigentliche Heerführung zufiel. Der englische General fand bei den Japanern im mandschurischen Kriege überhaupt geringe Begeisterungsfähigkeit für die Persönlichkeiten der Führer. Der Individualismus ist nach ihm ein Produkt des Westens, nicht des Ostens. Wenn die dem japanischen Volke eigentümliche Gemeinsamkeit des Empfindens eine wesentliche Ursache seiner Erfolge ist, so wird man allerdings sagen können, daß solche Gemeinsamkeit des Empfindens im höchsten Maße auch im preußischen Volke 1813 bestand. Gleichwohl brachte sich damals eine Reihe ausgeprägter Persönlichkeiten zur Geltung, und in ihrem Wirken auf der Grundlage der vorhandnen Volksstimmung beruhte die hohe Leistungsfähigkeit der Nation. Wie uns General von Unger in dem bis jetzt vorliegenden Bande das Werden seines Helden schildert, ist schon erkennbar, daß wir es hier mit einer Persönlichkeit zu tun haben, deren spätere Tätigkeit im Felde sich nimmermehr nach Art japanischer Führer durch den Generalstab neutralisiert sehen konnte, und von dem man nur Würde und Ruhe gefordert hätte. Für europäische Heere hat der Ausspruch des Erzherzogs Albrecht von Österreich***) volle Giltigkeit: „Man hat vielfach geglaubt, daß der Mangel unentbehrlicher Feldherrneigenschaften

*) Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1907.

**) A Staff Officers scrap book II.

***) Über die Verantwortlichkeit im Kriege. Wien, 1869.

bei einem Armeekommandanten durch die Talente eines Gehilfen ersetzt werden könne, aber darin liegt ein gefährlicher Irrtum. Man erwähnt oft als Beweis des Gegenteils Radetzky und Heß, Blücher und Gneisenau, vergißt aber die Tatsache, daß ersterer, ein Feldherr im vollen Sinne des Wortes, 1848 und 1849 bereits über achtzig Jahre zählte und aus diesem Grunde einer besondern Unterstützung bedurfte. Blücher aber, obwohl während der Befreiungskriege bedeutend jünger und rüstiger als Radetzky 1848, hatte allerdings wenig studiert, verband aber mit großer Kriegserfahrung und gesundem, scharfem Urteile Menschenkenntnis, große Beharrlichkeit und einen eisernen Willen, der vor keinem Hindernis zurückschreckte. Er war viel mehr als ein bloßer Haudegen und fand seine volle Kompensation an dem ebenso ausgezeichneten als bescheidnen Gneisenau.... Es unterliegt keinem Zweifel, daß jene berühmt gewordnen Generalstabschefs schwerlich ihre glänzenden Eigenschaften zur vollen Geltung gebracht haben würden, wenn sie, statt an der Seite hochbegabter Feldherren zu stehen, es mit unfähigen, kleinlichen und unberechtigten Einflüssen zugänglichen oder gar aller moralischen Autorität baren Charakteren zu tun gehabt hätten. Es gibt Dinge, die niemand dem Feldherrn ersetzen kann, wenn sie ihm mangeln. Fehlt ihm zum Beispiel die geistige Selbständigkeit so weit, daß er aus der Fülle aller möglichen Entschlüsse nicht den entsprechendsten zu erkennen vermag; fehlt ihm ferner die Festigkeit, ihn auszuführen und unter Umständen Gehorsam und Pflichterfüllung im Heere aufrecht zu erhalten, so wird diesem Übelstande niemand abhelfen können."

In diesen Worten des Siegers von Custoza wird jedem, dem Feldherrn wie dem Generalstabschef das seine gegeben. Betrachten wir, wie Blücher allmählich zum Feldherrn der Befreiungskriege heranreifte.

Der Anfang des Ungerschen Buches ist der Natur der Sache nach vorwiegend von heeresgeschichtlichem Interesse, doch wird uns in dem Bilde vom Husarenleben und Husarendienst während des Siebenjährigen Krieges und in der folgenden Friedenszeit, das hier ausgemalt ist, zugleich ein Kulturbild der Zeit geboten. Über Belling, Blüchers väterlichen Freund, der sein soldatisches Vorbild wurde, erfahren wir manche interessante Einzelheit. Aus der Jugendzeit Blüchers ist mit großem Geschick alles Überlieferte verwertet worden. Es reicht hin, uns den Eindruck eines außerordentlich veranlagten Menschen zu erwecken. Über die, man möchte sagen, berüchtigte Schreibweise Blüchers wird gesagt (S. 7 und 8): „Wie man von alten Dichtungen nur dann den rechten Genuß hat, wenn man sie in gewohnten Sprachformen liest, so muß man auch Blüchers Briefen den Eindruck sichern, den sie zu jener Zeit gemacht haben; erst wenn man Satzfügung und Rechtschreibung nach unsern Regeln geordnet hat, findet man zu seinem Erstaunen, daß man oft geradezu musterhafte Schreiben vor sich hat. Seine Lebhaftigkeit verhinderte ihn meist, an die Ordnung des Inhalts zu denken; eine Nachschrift ist fast die Regel; aber oft stoßen wir auf Briefe, die durch gedrungne Sätze und klaren Aufbau von den schwülstigen

Machwerken gelehrter Kameraden vorteilhaft abstechen, und hin und wieder trifft man auf Perlen von hinreißender Schönheit. Das Schreiben ging ihm nicht schwer von der Hand; er schrieb viel und diktierte nur, wenn er krank war; seine Briefe sind oft viele Seiten lang; gesammelt würden sie dicke Bände füllen."

Mündlich hat sich Blücher wohl gelegentlich in der Sprache gehen lassen, jedoch nicht mehr, als es zu jener Zeit in der Armee allgemein üblich war. Hier und da ist er ins Plattdeutsche verfallen. „Daß er aber im gewöhnlichen Sprechen oder gar in gehobner Rede auffallend viel Sprachfehler gemacht hätte, ist entschieden nicht der Fall. Valentini, der als General dem Militär-Erziehungs- und Bildungswesen vorstand, versichert, Blücher habe »in Rücksicht der Bildung der Mehrheit seiner Zeitgenossen auf keine Weise nachgestanden«, er habe sich »in Rede und Schrift sehr gut auszudrücken gewußt«. Vielfach werden uns seine Gespräche in gutem Deutsch wiedergegeben."

Als hervorstechendster Zug in ihm zeigt sich frühzeitig ein hochentwickelter gesunder Menschenverstand. Las er nicht viel in Büchern, so verstand er um so besser in den Menschen zu lesen. Im Umgang mit ihnen ist er bemüht, sich fortzubilden, lebt er höhern geistigen und sittlichen Interessen. So ist er ein eifriger Freimaurer gewesen, so hat er es verstanden, auch als Landwirt zeitweise nach seiner bekannten ungnädigen Verabschiedung durch Friedrich den Großen Tüchtiges zu leisten. Als Landschaftsdeputierter erfreute er sich des Vertrauens seiner Standesgenossen, er arbeitete sich rasch in jeden Gegenstand ein und wußte die Angelegenheiten der Landschaft mit Geschick auch dem Großkanzler von Carmer gegenüber zu vertreten.

Eine gründliche formale Bildung hat Blücher allerdings nicht gehabt; eine solche konnte er sich bei den dürftigen Verhältnissen, in denen er aufwuchs, und die ihn schon im Knabenalter in das Kriegsleben verwickelten, nicht aneignen. Darum hat er auch später die Hilfe eines geschulten Kopfes, wie es Gneisenau war, nicht zu entbehren vermocht. Die Wurzeln seiner Kraft sind im Gemüt zu suchen. Aus innerer Freiheit heraus ergab sich die Größe des Blicks, die feste Zuversicht, die ihm später über alle Schwierigkeiten der Heerführung hinweggeholfen hat. Überhaupt ist es nicht vorzugsweise kalte Verstandesarbeit, sondern vor allem ein tapferes, warmes Herz, das den großen Soldaten kennzeichnet. Gleichwohl hätte Blücher niemals eine so hohe Bedeutung gewinnen können, wenn er nicht auch durch hervorstechende Geistesgaben ausgezeichnet gewesen wäre. Gerade weil sein Geist nicht mit vielem Wissen belastet war, ist ihm die Ursprünglichkeit des Blickes gewahrt geblieben. In diesem Sinne trifft mit entsprechenden Einschränkungen auch auf Blücher zu, was Taine von Napoleon sagt, dessen Überlegenheit über die ihn umgebende Kulturwelt er zum Teil daraus erklärt, daß er in den ursprünglichen und einfachen korsischen Verhältnissen aufwuchs. „Unser Denkvermögen, sagt er (Les origines de la France contemporaine, le régime moderne I), hat nach jahrhundertelangem Gebrauch etwas von seiner Kernigkeit, seiner Schärfe und

Elastizität eingebüßt. Gewöhnlich hat es die besondre berufsmäßige Beschäftigung ganz einseitig werden lassen und den freien anderweitigen Gebrauch behindert. Es kommt hinzu, daß uns die Häufung fertiger Ideen und eingeprägter Begriffe einengt und das freie Gedankenspiel gewissermaßen zur Gewohnheitsäußerung herabdrückt. Endlich ist unser Geist durch das Übermaß der Gehirntätigkeit ermüdet, durch andauernd sitzende Lebensweise erschlafft. Das volle Gegenteil besteht bei der Ursprünglichkeit ihrer Denkweise für Männer einer jugendlichen Rasse.... Seit drei Jahrhunderten büßen wir immer mehr den klaren und unmittelbaren Blick für die Dinge ein; unter dem Zwange einer andauernden und hohe Anforderungen stellenden Erziehung im Zimmer studieren wir statt der Dinge selbst die dafür üblichen Zeichen, statt des Geländes die Karte...."

Die dem japanischen Volke eignen Vorzüge, seine ungemeine Aufnahmefähigkeit, beruhen zum großen Teil in dieser Jungfräulichkeit seiner Daseinsbedingungen gegenüber der seit Jahrhunderten durch die europäische Zivilisation verweichlichten Rasse. Erscheinungen wie Blücher aber legen die Frage nahe, ob wir uns hinsichtlich unsrer intellektuellen Entwicklung in den letzten hundert Jahren auf dem richtigen Wege befinden. Welcher Gegensatz zwischen unsrer Zeit und den Jahren unmittelbar nach den Befreiungskriegen, von denen Treitschke sagt (Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert II): „Noch verstanden die Gymnasien, weil sie geisttötende Vielwisserei vermieden, die dauernde Freude am klassischen Altertum und den Drang nach freier menschlicher Bildung in ihren Schülern zu erwecken.... Die altberühmten Heimstätten der klassischen Gelehrsamkeit, die sächsischen Fürstenschulen und die württembergischen Klosterschulen, entließen ihre Männer zur Universität, sobald die Lehrer die Zeit gekommen glaubten, und der Staat meisterte sie nicht." Seitdem sind wir immer mechanischer geworden und immer mehr dem Bildungsdünkel verfallen, ohne zu bedenken, daß wir echte Bildung damit sicherlich nicht fördern, wenn wir die wissenschaftlichen Anforderungen für die verschiedensten Berufe immerfort steigern. Viel zu wenig sagt sich die Schule, daß sie nicht nur um ihrer selbst willen da ist, und damit die Lehrer glänzende Ergebnisse erreichen.

Unzweifelhaft bedarf die Jugend einer strengen Schulung des Geistes, aber es will scheinen, als ob bei uns immer noch Wissen ohne weiteres für Bildung gehalten würde. Treffend sagt Otto von Leixner in seinem „Weg zum Selbst": „Der tüchtige Bauer, der im Schweiße seines Angesichts seinen Boden bestellt und einfach und schlicht denkt und fühlt, stellt in seiner Art einen Hochgebildeten dar. Wehe allen, die diese Bildung mißachten und zerstören." Auf diesem Wege der Mißachtung befinden sich aber, wenn auch vielleicht unbewußt, zahlreiche akademisch Gebildete. Sehr schön läßt Frenssen seinen Peter Mohr (Fahrt nach Südwest) über seinen Leutnant äußern, die Mannschaften hätten sich gewundert, wie er die Anstrengungen und Entbehrungen besser

ertragen hätte als sie. Es sei nicht daher gekommen, daß er mehr gelernt habe, sondern weil er ein innerlich gebildeter Mensch gewesen sei, der sich in der Gewalt gehabt habe.

Diese Art Bildung ist es, die für den Offizier erstrebt werden muß, ob sie sich der Einzelne nun mit oder ohne Abiturientenexamen aneignet. Die einseitige Förderung rein verstandesmäßiger Ausbildung ist jedenfalls der Entwicklung kraftvoller Persönlichkeiten, wie es Männer der Tat sein müssen, und wie ihrer Blücher einer war, unbedingt schädlich. Darum ist die Forderung des Abiturientenexamens als Bedingung für jeden, der die Offizierslaufbahn ergreifen will, jedenfalls zu verwerfen. Wir klagen mit Recht über die Frühreife der heutigen Jugend, bedenken aber nicht, daß sie mit eine Folge davon ist, daß bereits zwei vorhergehende Generationen eine übertriebne und einseitige Belastung des Gehirns in ihrer Jugendzeit erfahren haben. Statt in unsrer Examenswut, die kein geringrer als Bismarck schon verspottet hat, noch weiter fortzuschreiten und die Jugend über Gebühr lange an die Schulbank zu fesseln, sollten wir vielmehr danach trachten, sie früh fertig zu machen, wie es die Jünglinge zu Blüchers Zeit waren, damit würde einer ungesunden Frühreife am wirksamsten vorgebeugt. Eine Masse von Kenntnissen allein gibt jedenfalls nicht die geeignete Grundlage, auf der jener „harmonische Verein von Kräften" gedeiht, der nach Clausewitz das Kennzeichen einer edeln Soldatennatur ist.

Die Sorge Friedrichs des Großen galt nach dem Hubertusburger Frieden vor allem der Wiederherstellung der Disziplin in der Armee. Ihr zuliebe hat der alternde König über mancherlei Auswüchse, die sich dabei einschlichen, hinweggesehen, und auch sonst läßt sich sagen, daß die vielen Schäden, die sich 1806 so übel bemerkbar machten, doch zum großen Teil schon zu Lebzeiten Friedrichs des Großen vorhanden waren. Der Wechsel zwischen der von ihm geübten schonungslosen Härte, die auch Blücher zu fühlen hatte, da seine mehrfachen Gesuche um Wiederanstellung in der Armee immer unberücksichtigt blieben, und der Milde Friedrich Wilhelms des Zweiten konnte allerdings nicht günstig wirken. Für das Vaterland aber war es ein Glück, daß der neue Herr auch Blücher seine Gnade zuwandte. Das Jahr 1787 brachte ihm die Wiedereinreihung in sein altes Regiment vor einem Offizier, der ihm einst vorgezogen worden war, unter Beförderung zum Major und Nichtanrechnung der vierzehn Jahre, die er außer Dienst gewesen war!

Das Urteil der Nachwelt über einen Zeitabschnitt der Geschichte wird vielfach anders lauten als das der Zeitgenossen. So gewinnt man aus dem Buche des Generals von Unger nicht den Eindruck, daß man in der preußischen Armee nach dem Tode Friedrichs des Großen das Bewußtsein hatte, in einer Zeit des Niederganges zu leben, und das um so weniger, als die Taten der preußischen Truppen im Revolutionskrige wohl darüber hinwegtäuschen und den Glauben erwecken konnten, daß die Armee noch auf ihrer alten Höhe stehe. Dieser Krieg war zwar nicht dazu angetan, die moralische Kraft des Heeres zu

steigern, aber ebensowenig dazu, an ihrer Güte ernstlich zu zweifeln, denn daß die Franzosen ihre Erfolge im Grunde nur der Zwietracht der Verbündeten zu verdanken hatten, mußte um so mehr in die Augen fallen, als die preußischen Truppen, wo sie den Feind ernsthaft anpackten, diesen immer zu schlagen wußten. Hier liegt zum Teil die Erklärung dafür, daß auch 1806 noch die Armee durchaus nicht ohne Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang in den Kampf gezogen ist, und daß der plötzliche Absturz so tiefgreifende Folgen hatte.

Im Schlagen der Franzosen aber leistete im Revolutionskriege keiner mehr als Blücher. In einem Rückblick auf den Verlauf der Rheinfeldzüge sagt General von Unger (S. 219 ff.): „Die tüchtigsten Offiziere drängten sich zu Blüchers Jagden. Wo seine Roten sich zeigten, waren die Franzosen auf ihrer Hut. Bei Kaiserlichen und Briten, bei Holländern, Hannoveranern und Hessen standen die dunkelroten Husaren und der Oberst von Blücher in hoher Achtung. Nun gehts von Flandern nach der Mosel. Mit müden Pferden langt Blücher in einem Dorf bei Luxemburg an; da hört er vorn Schießen; er reitet hin und findet österreichische Kameraden in Bedrängnis. Ohne Besinnen holt er seine Husaren und fährt bei Frisingen wie ein Wetterstrahl auf die Franzosen.... Bei Eröffnung des Feldzuges 1794 versucht er sich bei Weidental trotz schwieriger Lage sehr erfolgreich im Gebirgskrieg mit gemischten Waffen. Wenige Tage später führt er seine Husaren bei Kirrweiler, seine Nachbarn mit sich fortreißend, zu unerhörten Taten gegen Infanterie, überlegne Kavallerie und Artillerie.... An dem glänzenden Abschluß des Krieges im Gefecht bei Kaiserslautern spielt Blücher eine wichtige Rolle durch geschickte Führung, selbständiges, energisches Eingreifen und durch seine Verfolgung in ein Gelände hinein, das man im allgemeinen als ungeeignet für Kavallerie hinzustellen pflegt, auch hier wieder durch sein Beispiel zu den schönsten Taten begeisternd.... Es war ein seinem Wesen eigentümliches kriegerisches Feuer, das Blücher zu seinen Taten aneiferte. Der Feuerkopf, der ihn manchmal in scharfe Händel gebracht, der Wagemut, der ihn in Schulden gestürzt, der Trotz, der ihn die Stellung gekostet hatte, sie fanden in geläuterter Form ein Feld zur Betätigung in kühnem Ansturm und im zähen Ausharren. Ihn lockte die Gefahr, ihn reizte die Aufregung des Kampfes, ihn erfüllte mit stolzer Befriedigung das Bewußtsein der Gewalt, die er über andre ausübte. Er schien das Leben als nichts zu achten; ihn kümmerte nicht das Schwinden seiner Hilfsquellen. In dieser heldischen Unbekümmertheit riß er Offiziere und Leute mit sich fort, daß sie vergaßen, was sie sonst an die Welt fesselte."

Für Blücher waren die Rheinfeldzüge eine vortreffliche Schule. „Mehrmals hatte ihm die selbständige Leitung des Gefechts obgelegen, und schon erkannte man sein Geschick, das Zusammenwirken der drei Waffen sicherzustellen, den richtigen Augenblick für das Einsetzen der Truppen zu Verstärkung und Gegenstoß zu erfassen; ja gelegentlich ertappen wir den kühnen Husaren beim Schanzen." Auch die großen Eigenschaften und das Geschick, das er später an

der Spitze einer aus preußischen und russischen Truppen zusammengesetzten Armee bewähren sollte, offenbarte er schon hier. „Sympathisch berührt seine warme Kameradschaft, die ihn ohne Zaudern für den Nachbarn eintreten heißt, seien es nun seine Brüder im roten Dolman oder Landsleute im blauen Rock, seien es Holländer oder Kaiserliche, so sehr er sich als Preuße fühlt, ja gelegentlich als treuer »Brandenburger« bekennt. Von den Eifersüchteleien, die so leicht zwischen den Führern der verschiednen Kontingente eines verbündeten Heeres entstehen, hat Blücher auch nie eine Spur angewandelt, weil er sich selbst nie genug tun konnte." Wir ahnen hier den Mann, der später berufen war, die Schlesische Armee rücksichtslos für die gemeinsame Sache der Verbündeten einzusetzen, der sie dadurch zur treibenden Kraft der Koalition machte, der kein Bedenken trug, sein stärkstes Korps an Bernadotte abzutreten, um den ewig Zögernden in die Völkerschlacht bei Leipzig zu treiben, der bei Belle-Alliance Wellington die Zusage hielt, wiewohl dessen Hilfeleistung an die Preußen zwei Tage zuvor bei Ligny ausgeblieben war, dem die Kasaken als dem Marschall Vorwärts dereinst nicht minder zujubeln sollten wie die Söhne des eignen Landes.

Valentini schreibt über Blücher aus der Zeit der Revolutionskriege: „Sein Benehmen gegen Freund und Feind war untadelhaft, und überhaupt konnten nur Unkunde oder übler Wille ihn für einen halben Barbaren ausgeben. Sein klarer Sinn, von einem gewissen Ideenschwung belebt, fand überall ohne Mühe die passenden Worte. Wie oft haben wir später Gelegenheit gehabt, seine bald würdevolle, bald populäre, niemals gemeine, immer dem Gegenstand und den Personen angemessene Beredsamkeit zu bewundern! Vor allem verstand er die Kunst, die Gemüter der Menge durch irgend sie ansprechende Motive zu bewegen und dabei Zufälle und Veranlassungen geschickt zu benutzen, ja wohl die zu Taten auffordernde Leidenschaft sich selbst anzuräsonieren."

Nach Treitschke (Historische Aufsätze II. Das Deutsche Ordensland Preußen) „ist jeder große Mensch reich begabt zur Sünde wie zum Segen", so fehlen denn in Blüchers Leben neben den Licht- auch nicht die Schattenseiten. Reiche berichtet, daß er einst während der Rheinfeldzüge Blücher noch in später Nacht am Pharaotische angetroffen habe, wo man bis zum Morgen beim Spiel zusammengeblieben sei. „Als der Tag anbrach, setzte sich die ganze Gesellschaft zu Pferde, den Feind zu rekognoszieren und die Vorposten weiter anzuordnen." Blüchers Geldverhältnisse, sagt General von Unger, „waren durch den Krieg und das Spiel in üble Verfassung geraten". Noch mehrfach wird der Neigung Blüchers zum Spiel Erwähnung getan. Sie ist in der Tat bei dieser von echter kriegerischer Leidenschaft erfüllten Natur tief eingewurzelt. Das Lebensbild einer solchen verträgt die Wahrheit auch dort, wo sie nach unsern friedfertigen und sanftern Sitten nicht angenehm berührt. Wagt man diese Dinge nicht mehr beim rechten Namen zu nennen, so verfällt man in einen ähnlichen Fehler wie die Männer vom grünen Tisch und im Parlament, die das Handeln unsrer Offiziere und Beamten in den Kolonien an dem Maßstabe gesitteter

heimischer Verhältnisse messen. Wollen wir nur Musterknaben um uns dulden, dann werden wir uns im Kriege vergeblich nach einem Blücher umsehen. Es soll damit nicht gesagt sein, daß man im Frieden über alle Fehler dieser Art hinwegsehen soll, aber wenn sie uns in einer geschichtlichen Gestalt wie Blücher vorgeführt werden, so mag uns das eine Warnung vor übertriebnem Moralisieren sein; darum müssen dem geschichtlichen Bilde seine ursprünglichen Farben gewahrt bleiben. Die ältere Zeit verfuhr schon in diesem Sinne. So gibt sogar die amtliche „Darstellung der Ereignisse bei der schlesischen Armee im Jahre 1813", die der Generalstab in den Beiheften zum Militärwochenblatt von 1843 bis 1845 erscheinen ließ, offen zu, Blücher sei „nicht frei gewesen von der Gewohnheit und der Lust an dem wüsten Treiben der Feldlager", wenn auch hinzugesetzt wird, er habe doch zugleich „große Herrschaft über sich selbst besessen, nie damit Anstoß gegeben oder seine Pflicht verletzt". Wir wissen auch von Scharnhorst, auf dessen Betreiben doch Blücher im Frühjahr 1813 an die Spitze der preußischen Truppen gestellt wurde, und der ihm als Chef des Generalstabes zur Seite stand, bis seine Verwundung diese Stellung an Gneisenau übergehen ließ, daß das Treiben in Blüchers Hauptquartier ihm nicht sympathisch war.

Die stillen aber gewitterschwülen Jahre nach dem Basler Frieden brachten dem nunmehrigen General und Regimentschef bei wechselndem Aufenthalt in Ostfriesland und Westfalen wenig dienstliche Befriedigung. In sein durch den 1791 erfolgten Tod seiner Gemahlin verödetes Haus führte er 1795 seine zweite, um dreißig Jahre jüngere Frau. In Münster hat er sich eifrig an den Bestrebungen des Freimaurerordens beteiligt, wobei er Umgang mit vielen ausgezeichneten Männern, vor allem Stein und später Vincke, fand. Es war ein günstiger Zufall, daß er dort auch mit dem Kriegsrat Ribbentrop zusammentraf. Der spätere hochverdiente Intendant der Schlesischen Armee und der General schlossen hier eine Freundschaft, die in ernster Zeit dem Vaterlande zum Segen gereichen sollte. Das Verdienst, das sich Ribbentrop um den Erfolg der Operationen 1813 und 1814 erworben hat, wurde bisher noch nicht genugsam gewürdigt. Die Wechselwirkung, die im Kriege zwischen Heerführung und Verpflegung besteht, ist kaum jemals so glücklich zum Austrag gebracht worden wie bei der Schlesischen Armee.

Von seinem durch die französische Nachbarschaft und mannigfache sonstige Reibungen wenig erfreulichen Posten als Oberkommandierender in Westfalen sehnte sich Blücher, der seit 1801 Generalleutnant war, mehr und mehr fort, zumal da er von seinem teuern Regiment, das in die pommerschen Garnisonen zurückgekehrt war, getrennt blieb. Körperliche Leiden verbitterten ihm in den Jahren 1803 und 1804 das Dasein. Er sehnte sich danach, sein Leben auf dem Lande in Ruhe zu beschließen. Auch Moltke hat, wiewohl er eine völlig andre Natur war, dieses Ruhebedürfnis nach dem Kriege 1864 und in verstärktem Maße nach 1866 empfunden. Ihn wie Blücher hat die Pflicht im Dienst inmitten einer gärenden Zeit festgehalten zum Segen des Vaterlandes.

Die Mobilmachung des Jahres 1805 ließ Blücher sein körperliches Ungemach alsbald vergessen, und hocherfreut sah er seine Husaren bei Münster eintreffen. Bitter aber empfand er die Schmach des Schönbrunner Vertrages, und daß Preußens Schwert wiederum zurück in die Scheide fuhr. Diese neuste Wendung der preußischen Politik ist es recht eigentlich gewesen, die den feurigen Patrioten immer rückhaltloser mit seiner Meinung hervortreten ließ. Von nun an tritt er unter die führenden Geister der Nation, entwickelt sich in ihm der „Held des stürmischen Völkerzornes" nach Treitschkes Wort (Deutsche Geschichte I). Hatte er als Husarengeneral schon früher Gelegenheit genommen, dem Könige „sehr dreist" seine Ansicht vorzutragen, so läßt ihn sein warmes Vaterlandsgefühl in den Denkschriften, die er vor Ausbruch des Krieges 1806 an den König richtet, eine noch weit kühnere Sprache führen. Er warnt den König vor den Ratgebern, die ihm Napoleons Schritte als ungefährlich schildern. „Jeder Tag früher, wo wir Frankreich den Krieg erklären, ist der größte Gewinn.... Führen E. Kgl. Majestät nur selbst unsre brave Armee, die von dem Wunsche glüht, die Franzosen zu bekriegen und die Menschheit an diesem Räuber zu rächen, und in der kein Tambour ist, der diesen Feind nicht hasse, verachte und im voraus des Sieges gewiß sei...."

Der stolze Freimut und die hohe Verantwortungsfreudigkeit sind der schönste Charakterzug Blüchers, und diese Eigenschaften erscheinen in ihm mit den Jahren nur gesteigert. Da ist kein ängstliches Behüten des früher erworbnen Kriegsruhms, wie man es so oft bei alternden Führern, die schon glückliche Kriegstaten vollführt haben, wahrnimmt, keine Spur von kleinlichem persönlichem Ehrgeiz, nur ein volles Aufgehen in der großen Sache des Vaterlandes. Der hohe moralische Mut, der ihn auszeichnet, ist es recht eigentlich, der Blücher den Stempel des Helden verleiht. So manchem wackern Degen hat er gefehlt. Napoleon vermißt ihn an Murat, obwohl auch dieser ein Held auf dem Schlachtfelde war und sich gleich Blücher am wohlsten fühlte, wenn er mit seinen Reiterscharen in den Feind einbrechen konnte. Wo es aber einen verantwortungsvollen Entschluß im Zimmer zu fassen galt, war er nach dem Urteil seines kaiserlichen Schwagers schwach wie ein Mönch oder ein Weib.

Was Blücher im Befreiungskriege und vor allen Heerführern der Verbündeten voraus hatte, was ihm und seiner Schlesischen Armee recht eigentlich die Siegeskraft verlieh, war, daß ihm das Gefühl der Scheu vor Napoleon völlig fremd war. Er kannte keinerlei Furcht; auch inmitten der Niederlagen des Jahres 1806 hat er den Kopf hoch behalten, wie sein Rückzug nach Lübeck beweist. Daß er zuletzt doch noch im freien Felde bei Ratkau kapitulieren mußte, hat ihn aufs tiefste bekümmert, aber im innersten Herzen durfte er sich als nicht durch die feindlichen Waffen, sondern nur durch die Gewalt der Umstände überwunden erachten. Dieses Bewußtsein hat ihm später im Jahre 1813 die feste Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang des Kampfes gegeben. Ein günstiges Geschick führte in diesen schweren Tagen nach der Niederlage vom

14. Oktober den spätern Führer unsers Heeres und dessen Reorganisator, Scharnhorst, zusammen. Prophetisch schrieb dieser nach der Kapitulation von Ratkau seinem General: „Das Schicksal muß für Sie glücklichere Begebenheiten herbeiführen, oder es wäre unbeschreiblich ungerecht — und an diesen glücklichern muß ich teilnehmen."

An dem Werk der nach dem Tilsiter Frieden beginnenden Reorganisation der Armee hat Blücher, der während der Friedensjahre mit dem Oberkommando in Pommern betraut war, nicht unmittelbar teilgenommen. Mittelbar hat er jedoch bei dem hohen Ansehen, das er in der Armee genoß, großen Einfluß ausgeübt. Eifrig sprach er sich auch für Steins Berufung an die leitende Stelle aus. Es ist bezeichnend, daß bei allem Freimut, den Blücher gerade König Friedrich Wilhelm dem Dritten gegenüber zur Schau trug, dieser ihm trotz vorübergehender Verstimmungen doch eigentlich immer gewogen blieb. Bei der einfachen soldatischen Weise des Generals mochte ihn das bedrückende Gefühl nicht befallen, das er geistig überlegnen Männern gegenüber sonst stets empfand.

Im Sommer 1808 erkrankte Blücher ernstlich. Er verfiel darüber in tiefe Schwermut, die von den merkwürdigsten Wahnvorstellungen begleitet war, wie sie ihn ähnlich später im Feldzuge von 1814 in den Tagen von Craonne und Laon befielen und seine Tatkraft lähmten. Die wunderbare Widerstandskraft seines Körpers und die Elastizität seines Geistes halfen ihm jedoch diesen Zustand allmählich überwinden. Im Frühjahr 1809 fühlte er sich wieder völlig frisch, zur Freude aller Patrioten, deren Hoffnungen für den Tag der Rache sich auf ihn richteten. In jener Zeit schrieb ihm Scharnhorst: „Sie sind unser Anführer und Held, und müßten Sie auf einer Sänfte uns vor- und nachgetragen werden; nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück."

Es waren jene Tage hochgradiger Erregung, in denen die Wogen, die Österreichs Befreiungskampf erregte, auch nach Preußen überzuschlagen begannen. Wie sollte Blüchers deutsches Herz davon unberührt bleiben! Das Beispiel Schills verfehlte seine Wirkung nicht. Auch Blücher scheint einen Augenblick erwogen zu haben, ob er nicht losschlagen solle, ohne den Befehl des Königs abzuwarten, er scheint entschlossen gewesen zu sein, es im Einvernehmen mit Götzen zu tun, für den Fall, daß die Franzosen in Schlesien einrücken würden. Ohnehin glaubte er, daß ihm der König nicht mehr gewogen sei, da seine Truppen, wenn auch nur vorübergehend, dem jüngern General von Stutterheim, der mit besondern Vollmachten nach Berlin ging, unterstellt wurden. Er erbat, wenn der König seiner Tatkraft nicht mehr traue, seinen Abschied ohne Pension, wiewohl er arm sei und sein Brot in fremden Diensten suchen müsse. „Ich werde — schreibt er dem König — mit dem wehmütigsten Gefühl einen Dienst verlassen, worin ich glaubte, noch vor meinem Ende die vorige Ausdehnung des Staats erleben und hierzu durch rastlose Bemühung und eigne Aufopferung tätig mitwirken zu können — Gedanken und Wünsche, die mich, wenn mich auch keine Fessel mehr an Preußen bindet,

doch als ein treuer Anhänger dieses Staats und als ein Deutscher ewig beschäftigen werden, und um deren Realisation ich und der größte Teil Euer Majestät treuer Diener Gott den Allmächtigen anflehen, der vielleicht diese vielfältigen Gebete nur dann erst erhören will, wenn Euer Majestät sich entschließen, an diesem letzten Kampfe teilzunehmen, ein Moment, der für Preußen gewiß nie wiederkehrt." An Gneisenau schrieb Blücher damals: „Sie können als ein Mann von treuem deutschen Gefühl meine Stimmung leicht beurteilen. Gott weiß, mit welcher Wehmut ich einen Staat und eine Armee verlasse, worin ich fünfzig Jahre zubrachte; mein Herz schlägt vor Unmut, da ich gezwungen werde, einen Herrn zu verlassen, den ich liebe, für den ich mich tausendmal aufgeopfert hätte.... Ich habe dem Staat alles geopfert und verlasse ihn, wie man aus der Welt scheidet, das heißt arm, nackend und bloß; aber mein Mut ist unbegrenzt; wohin ich gehe, wird ein beruhigendes Bewußtsein und eine Menge Redlicher mich begleiten." Dem Grafen Götzen schreibt er: „Noch will ich eine kleine Frist geben; ordnet es sich dann nicht, kommen wir nicht zu einem Entschluß, so gehe ich und verwende meine Kräfte, die ich noch habe, zum Besten meines bedrängten deutschen Vaterlandes: trage Fesseln wer da will, ich nicht!"

Blücher trug sich damals mit dem Plane, ein Freikorps zu werben, und Gneisenau arbeitete hierüber bestimmte Vorschläge aus, die dem Erzherzog Karl zugestellt wurden. Wie ausschließlich Blücher dem Gedanken der Befreiung Deutschlands von dem verhaßten Unterdrücker lebte, zeigte sich im Sommer 1811, als Preußen eine Zeit lang, bevor es das französische Bündnis einging, entschlossen schien, sich an Rußland anzuschließen. Damals schrieb Blüchers ältester Sohn an Gneisenau: „Mein Vater lebt ganz wieder auf, da er Aussicht hat, noch mit Ehre leben oder sterben zu können, und belebt uns alle."

König Friedrich Wilhelm hat im Frühjahr 1809 den erzürnten Helden begütigt. Er versicherte ihm, daß er nach wie vor sein volles Zutrauen habe, und gab dem Ausdruck, indem er ihn zum General der Kavallerie beförderte. Er hat ihn auch 1811 gehalten, als die Wendung zu Frankreich Blüchers Enthebung vom Kommando notwendig machte, und ihm ausdrücklich versichert, daß darin nur eine vorläufige, durch die Umstände gebotene Maßregel zu sehen sei, daß er noch auf weitere Dienste des Generals rechne.

So blieb der preußischen Armee für kommende Tage ihr Führer erhalten und dieser zugleich davor bewahrt, sich gegen seinen König aufzulehnen. Was er dem Heere war, erkennt man daraus, daß Scharnhorst und Gneisenau, als sie von der englischen Regierung im Winter 1811/12 gefragt wurden, ob sie, nachdem sich König Friedrich Wilhelm für das französische Bündnis entschieden habe, zu einem selbständigen Vorgehen geneigt seien, erklärten: Was 1809 und selbst im Sommer 1811 möglich gewesen wäre, sei es heute nicht mehr; nach Blüchers Abberufung könne man nicht mehr auf die Gesamtheit der Truppen durch einen Führer wirken, der ihr ganzes Vertrauen habe, und der vorbereitende

Maßregeln ergreifen könne; es fehle seitdem die Möglichkeit, die Offiziere und Soldaten zu bearbeiten und sie auf ein heroisches Unternehmen vorzubereiten. Jetzt werde die Armee auf des Königs Befehl sich willig dem französischen Joch unterwerfen.

Wenn es im Befreiungskriege gelang, dieses Joch zu zerbrechen, so war das nur dadurch möglich, daß sich unter den preußischen Generalen, als den Führern des Volkes in Waffen, eine Reihe ausgeprägter Charaktere befanden. Am höchsten aber unter diesen steht Blücher. Ihn dem jetzigen in einem langen Frieden zur Verweichlichung neigenden Geschlecht in seinem ganzen Heroismus vorgeführt zu haben, ist eine Tat. Seien wir dem Verfasser dankbar, daß er uns Gelegenheit geboten hat, uns an dem Feuer vaterländischer Begeisterung, das in diesem Heldengreise loderte, zu erwärmen.



Unsre Wohnzimmer

Ueber die Zeit der „Stile" in den Wohnungen wächst man heute glücklicherweise hinaus. Es war schrecklich, als alles stilvoll sein mußte: entweder Rokoko oder englisch oder gar „altdeutsch", mit Butzenscheiben, Ritterschilden und Hellebarden, diese allerdings oft nur in dem friedlichen Beruf von Portierenstangen. Daß solche Sinnlosigkeiten möglich waren, ist kein glänzendes Zeugnis für unsern kunstgewerblichen Verstand; daß man sie aber hübsch fand und sich in solchen künstlich verstilisierten Räumen wohl fühlte, beweist einen bedenklichen Tiefstand des Geschmacks. Aber nach der tiefsten Ebbe setzt die Flut ein, und jetzt haben wir ja wohl eine steigende Bewegung in unsrer Wohnungskultur.

Der Begriff Stil läßt sich ungefähr mit dem Wort Einheitlichkeit wiedergeben. Nun ist es aber der Einheitlichkeit zum Beispiel eines Beamtendaseins im zwanzigsten Jahrhundert durchaus nicht entsprechend, sich eine Einrichtung anzuschaffen, die den Formen des sechzehnten nachgebildet ist. Die einfachen derben Möbel aus Luthers Zeit sind schön, weil sie aus gutem Holz, in zweckmäßigen Formen dauerhaft gearbeitet waren; auch die nicht einfachen, reich geschnitzten Schränke und Truhen jener Zeit sind teilweise sehr schön, und mit Recht ist jeder stolz, der einen solchen Besitz sein eigen nennen kann. Aber im allgemeinen gesprochen: passen die großen schweren Stücke in unsre Zeit der Umzüge und Mietwohnungen? Haben wir für neue Bedürfnisse nicht neue Geräte nötig? Ist es nicht Künstelei, diese für unsre Zeit notwendigen Dinge — wie etwa Ausziehtische, Damenschreibtische, Bücherschränke usw. — in die äußerlichen Formen einer Vergangenheit zu kleiden, die

keine Damenschreibtische und keine Bücherschränke brauchte? Das äußere Leben und das innere Empfinden der Menschen im zwanzigsten Jahrhundert ist so ganz anders als das derer im sechzehnten oder achtzehnten, daß es doch das natürlichste von der Welt wäre (oder sein sollte), sich auch mit andern, dem heutigen Leben entnommnen und angepaßten Formen zu umgeben.

Andrerseits sind Tische, Stühle, Schränke Dinge, die man seit vielen Jahrhunderten im Gebrauch hat, und für manche derartige Geräte haben wir noch keine bessern Formen gefunden als unsre Vorfahren. Es wäre auch Künstelei, wollte man das alles abschaffen, nur um eine moderne Sprache zu sprechen! Unsre Sprache birgt ja auch, so anders sie immer geworden ist, unzählige Worte, die vor dreihundert und fünfhundert Jahren beinahe ebenso gebraucht wurden. Woher kommt es, daß man sich in den durch und durch, bis auf die Nippessachen, stilreinen Zimmern unbehaglich und beengt fühlt? Mögen sie nun im Rokoko- oder im modernsten Stil sein, wir werden nicht warm darin. Warum umfangen uns dagegen Stuben, in denen ruhig ältere und neuere Sachen nebeneinander stehn — vorausgesetzt, daß sie nur an sich geschmackvoll und in der Farbe nicht unharmonisch sind —, viel traulicher? Das kommt wohl daher, daß es sich nicht um die äußere Einheitlichkeit der Formen (was wir gewöhnlich Stil nennen) handelt, sondern um die innere: daß ein Wohnraum der Ausdruck des darin Wohnenden ist.

Unsre Wohnung ist ein Stück von uns selbst, man nennt sie gewöhnlich das weitere Kleid des Menschen. Aber wie weit sind wir noch davon entfernt, daß dem so ist! Und wie schlimm, wenn das überladne Durcheinander so mancher Wohnung wirklich der charakteristische Ausdruck des Sinnes seiner Bewohner wäre! Geschmack muß geschult, und sich charakteristisch und zugleich schön einzurichten, muß gelernt werden, wobei man gewöhnlich etwas Lehrgeld zahlen muß. Gerade die stilvollen Einrichtungen sind die charakterlosesten und darum unwohnlichsten aller Einrichtungen. Man bestellt sich eine solche auch nicht nach persönlichem Bedürfnis und Geschmack für jedes Stück, sondern richtet umgekehrt seine Bedürfnisse nach den nun einmal „dazu gehörigen" Möbeln, die natürlich für hundert oder tausend „compl. herrschaftliche Ausstattungen" dieselben sind. Dieses Übel besteht einigermaßen auch bei den modernen, im großen und ganzen praktischen und schönen Wohnungseinrichtungen; wer es haben kann, sich von einem Künstler ganz und gar und bis auf Salzfäßchen und Wassergläser einrichten zu lassen, der bekommt heute sicher eine geschmackvolle und vollständig einheitliche Umgebung — bloß ist sie nicht gerade der Ausdruck *seines* Denkens und Fühlens.

Wir wollen deshalb die absolute Stileinheit, auch die gute moderne, lieber den Gasthäusern und öffentlichen Gesellschaftssälen überlassen, die natürlich gewissermaßen neutral-geschmackvoll sein müssen. Solche Räume und Festsäle, von Künstlern nach den Gesetzen von Raum, Farbe, Linie entworfen und geschmückt, sind unentbehrlich für das öffentliche und gesellige Leben und

schon an sich eine Quelle des Genusses für den Besucher. Möchten nur recht viele solche im edelsten Sinne stil- und stimmungsvolle Räume entstehn.

Unsre Wohnung aber soll unsrer Person entsprechen und ihr allein dienen.

Nun ist keine Persönlichkeit ganz selfmade; wir sind alle Glieder zwischen Vorfahren und Nachkommen. Früher fand das deutlichen Ausdruck in Wohnung und Kleidung. Dem letztern hat „die Mode“ ein Ende gemacht, und aus einem Extrem ist ein andres geworden: früher gingen Enkel und Urenkel nach dem Schnitt ihrer Ahnen gekleidet, einerlei, ob er ihnen saß und zusagte; jetzt hat man sich jedes Jahr anders zu kleiden, einerlei, ob einem das Alte besser paßt und gefällt! In der Wohnung aber sich von Besitz und Gebrauch der Voreltern völlig loszulösen wirkt unvornehm und auch unheimatlich. Was ist heimeliger als die Stuben der Großeltern mit ihren hellen eingelegten Möbeln, Silhouetten in glattem Rahmen an der Wand? oder dem gediegnen Mahagonigerät mit seinem warmen Farbton, gehoben durch bronzene Beschläge, Uhren, Leuchter? Und warum ist das alles so traulich? Weil es der deutliche und entsprechende Ausdruck jener Zeit und jener Menschen war, und weil es solid, aus schönem Material gearbeitet war. Darum überdauerte es Generationen, und zu den übrigen Vorzügen kommt noch der Zauber der Erinnerung — ein wahrlich nicht zu unterschätzendes Moment bei dem Heimatgefühl, das man in seinen vier Wänden sucht. Die spätere Zeit dagegen — unruhiger, unsolider, geschmackloser — sah mehr auf neuen und vielen als auf einfachen und zweckmäßigen Hausrat. Jeder wollte alles haben wie sein Nachbar, deshalb waren zeitweilig alle Wohnungen mit Plüschsofas, Vertikows und Büfetts überschwemmt. Nach zwanzig, dreißig Jahren verloren diese schlecht und rasch gearbeiteten billigen Sachen Ansehen und Gebrauchsfähigkeit; die Kinder waren dann froh, wenn sie den alten Kram los wurden, und — fingen das Stück von vorn an.

Diese Art, „die Mode“ auch über das weitere Kleid, unsre Wohnung, herrschen zu lassen, ist also ebenso unpraktisch wie häßlich und unvornehm. Sie wird nur vermieden, wenn bei Neueinrichtungen oder -anschaffungen nicht alles „neu“ sein soll und also nicht einfach nach stilgerechtem Katalog verfahren wird; sondern wenn man zunächst von alten Stücken behält, was brauchbar und in sich stilvoll ist; es ist nicht Geschmack, sondern Geschmacklosigkeit, sie wegzutun, bloß weil sie „altmodisch“ sind. Vor allem aber sollte man darauf sehen, daß jedes neue Stück, das man anschafft, in schönem Holz und einfachen Linien hergestellt sei und seinen eigensten Zweck möglichst vollkommen erfüllt. Damit ist der Grund zu einer wahrhaft harmonischen und schönen Einrichtung gelegt. Denn was ist schließlich Stil und Schönheit bei einem Möbel? Man könnte sagen Aufrichtigkeit, daß es seinen Zweck erfüllt und nichts andres vorstellen will, als es ist. Ein Schrank zum Beispiel ist ein Ding, das zum Aufbewahren von Kleidern oder Geschirr oder

Büchern bestimmt ist, also durchaus für praktischen häufigen Gebrauch. Aber was hat man aus einem Geschirrschrank (zu deutsch Büfett) gemacht! Eine Burg mit Butzenscheiben, Zinnenverzierungen und Eckbrettern nach außen. Oder aus einem Bücherschrank? ein geschweiftes Etwas (obschon Bücher doch immer gerade und eckig sind) mit möglichst viel überflüssigen Zieraten, die nur gut sind, die Aufmerksamkeit vom Inhalt abzulenken. Das schlimmste, was es gibt, ist das Modernisieren älterer Sachen! Daß man Eichenholz braun anstreicht, Blechbeschläge darauf nagelt und fabrikmäßige Schnitzereien aufsetzt, damit es zur neuen Nußbaumeinrichtung „paßt", kommt ja wohl glücklicherweise nicht mehr vor. Aber es geschieht doch noch alle Tage, daß ein ehrlicher tannener Schrank oder Waschtisch auf Mahagoni gestrichen und gemasert und mit einer künstlichen karrarischen Holzmarmorplatte versehen wird. Und doch machen es die heutigen Mittel — Beizen, Schnitzen, Tiefbrand — jedem möglich, einem solchen Gegenstand ein gefälliges Äußeres zu geben ohne Vorspiegelung falscher Tatsachen, zum Beispiel eine angenehme Tönung, die die natürliche Maserung nicht verdeckt, oder aber Leisten und Füllungen mit passenden Mustern zu beleben.

Die andre Hauptfrage in einem Wohnzimmer ist die Farbe. Hierin wird noch immer unverzeihlich gesündigt, denn bis hierhin reicht der Einfluß unsrer vorgeschrittnen Möbelkultur noch recht mangelhaft. Wenn die einzelnen Sachen aber auch noch so schön sind, mit einer in den Farben nicht dazu passenden Umgebung bilden sie dennoch kein Ganzes. Für die Wohnlichkeit eines Gemachs ist die Farbe ausschlaggebend. Die Ungemütlichkeit manches Wohnzimmers liegt nur daran, daß noch so wenige Menschen verstehn, eine farbige Grundstimmung herzustellen, in der weder die Eintönigkeit noch die Buntheit schreit. Mich dünkt, es ist recht ein Feld für die Frauen, eine fein abgestimmte Farbenharmonie um uns zu verbreiten. Das war auch ein Vorzug der Wohnungen unsrer Groß- und Urgroßeltern: sie waren sparsamer und einfacher in der Farbe. Sie wiesen lange nicht so viele Teppiche, Decken und Deckchen, Vorhänge und Dekorationen auf wie unsre Stuben. Und die Tapeten waren bedeutend nichtssagender als unsre aufdringlich gemusterten und hart gefärbten. Gerade dadurch redeten sie deutlich mit bei der Traulichkeit der Räume; es ist sehr klug, daß man jetzt wieder vielfach auf die einfarbig gestreiften oder mattbunten Tapeten früherer Zeit zurückkommt. Sie geben dem ganzen Zimmer eine helle Stimmung, was das Beengende der Wände einigermaßen einschränkt; oder sie bringen mit einem dunklern warmen Ton gerade das Trauliche des eingeschlossenen Raumes zum Bewußtsein. Geräte, Bilder und Menschen heben sich besser von solchem Hintergrund ab und werden durch ihn gehoben, als von einem Hintergrunde, der an und für sich mit einem großblumigen, mehrfarbigen Muster wirken will. Man hat neuerdings festgestellt, daß und welche Einflüsse die verschiednen Farben auf uns ausüben, zum Beispiel gelb eine sehr anregende, blau eine herabstimmende usw.

Daß es nicht gleichgiltig ist, auf welche heitern oder düstern Töne unsre Umgebung gestimmt ist, kann jeder an sich selbst erfahren. Und mehr noch als an den Möbeln kann sich hier der individuelle Geschmack betätigen und eine unruhige oder harmonische, anheimelnde oder unbehagliche — kurz stilvolle oder stillose persönliche Umgebung herstellen. „Zeige mir deine Wohnung, und ich will dir sagen, wer du bist."

B. Göring



Eine Mittelmeerfahrt nach Spanien

Von Martin Anderson Nexö



Mit trocknen Augen sagten wir Italien Lebewohl und schifften uns ein. So schön dieses Land ist, so ist es doch ein wenig zu viel Tableau, allzu sehr Idylle. Seine Gauner lächeln zu liebenswürdig, die ganze Nation lacht und schlängelt sich — nach Trinkgeldern. Die unzähligen Reisenden haben das italienische Volk zu einer Art naßgekämmten Pudels gemacht, der herumspringt und seine närrischen Kunststückchen vorführt. Überdies ist das ganze Land wie abgegrast von allen möglichen Malern, Poeten und Philosophen der Welt. Jedes Fleckchen Erde trägt seine Fuhre Papier und Leinwand und Reminiszenzen; und will nun so ein armer moderner Skribent ein bißchen abseits stehn — ebenfalls in Berufsangelegenheiten —, so ertönen gleich ein Dutzend Stimmen abgeschiedner großer Geister aus der Erde, ganz wie die der Kobolde im Märchen. Wie in China kann man vor lauter Vorgängern nicht ausspucken und vor lauter Überlieferung nicht frei Atem holen.

Wir haben also den Anker gelüftet; mag es nun dort weiter gehn, wie es wolle! Napolis Myriaden heller Lichter erlöschen im Golf; Messina kommt und geht, ohne in unserm flüchtigen Sinn, der schon in Spanien weilt, Spuren zu hinterlassen; Palermo versinkt tief in sein goldnes Horn und verschwindet, und nun verbirgt sich als letztes der Schneegipfel des Ätna in den Wellen. Schön ist es so zu fahren, zu allen Seiten, soweit das Auge reicht, Meer und nichts als Meer. Meile um Meile der Meeresfläche zieht unter den Schiffssteven und gleitet unter dem Achter hinaus, weit draußen aber am Horizont rollen neue Wasserflächen heran, ebenso rasch, wie wir sie zurücklegen. Es ist, als kämen wir nicht weiter, und doch stampft das Schiff unverdrossen, und die Schraube schnurrt; so muß es sein, wenn man durch die Unendlichkeit watet.

Die Sonne hebt sich aus dem Meere und taucht darin unter, Tag um Tag. Dieselbe Wasserfläche rollt stets unter uns, blau oder perlmutterglänzend, träge, schläfrig, mit langen Dünungen, die auf der Oberfläche schaukeln wie mächtige schlafende Weichtiere. Dann und wann erscheint ein matter Fleck

am nördlichen oder südlichen Horizont, ein Vorgebirge der sardinischen oder der afrikanischen Küste. Aber er wirkt fern, unstofflich und stört nicht den Eindruck der vorbeigleitenden Unendlichkeit.

Das Mittelmeer!

Bald ist es von einer verdrießlich grünen Farbe, undurchsichtig und dickflüssig wie geschmolzenes Flaschenglas, bald leuchtet es wie ein Opal in matter Milchfarbe; dann wieder atmet die ganze Fläche heißes Indigo. Oder es ist, als seien Kristalle in seinem Spiegel; so durchsichtig ist es und fast luftig leicht, daß unsre Schatten quer hindurchgehn und deutlich auf den grauglänzenden Rücken eines großen Hais fallen, der uns getreulich in einigen Klaftern Tiefe begleitet. Zahlreiche große Medusen durchkreuzen in rhythmischen Stößen das zitternde klare Element, silberschuppige Fische und lange geschlängelte Schleimfasern fahren erschreckt zu beiden Seiten des Schiffskiels auseinander. Es ist ein schmutziger holländischer Frachtendampfer, auf dem wir fahren. Wir essen dreimal des Tags „Bikkemad", schlafen in kleinen Proviantträumen direkt oberhalb der Schraube, mitten unter offnen Kisten mit Rosinen, Zwetschken, Grütze und getrockneten Fischen — und müssen dafür dreihundert Franken bezahlen. Wir haben dieses Fahrzeug gewählt, um Geld zu ersparen. Mit einem Passagierdampfer hätte es uns die Hälfte gekostet, aber dies erfuhren wir erst, als es zu spät war. Diese Fahrgelegenheit hat uns jedoch — „der König von Sizilien" selbst verschafft, und er kam dreimal in höchsteigner Person an Bord, um das Fahrgeld selbander in Empfang zu nehmen. Insoweit war also alles in Ordnung.

Wir schlafen übrigens nicht viel. Wenn die ersten Rosenblätter des Morgens auf blanken Glanzwellchen daher geschaukelt kommen, finden sie uns schon in Bewegung: wir lesen das Log ab, suchen auf der Seekarte die gegenwärtige Lage unsers Schiffes, untersuchen die Kimmung mit dem großen Fernrohr. Mit allen Poren saugen wir diese neue Welt in uns ein — und speisen Haufen von Bikkemad dazu. Die Seeluft zehrt, sagte der Matrose, während er sich übergab. Welche Tage, welche Nächte! Ohne eine Wolke steht die Sonne tagsüber am Himmel und schüttet vergeblich ihre ganze Fülle aus über das unersättliche Meer. Und wenn sie müde dem Horizont zusinkt, dann streckt sich das Meer in güldner Schönheit, als wollte es sie zurückhalten; es erglüht in unkeuschen Farben, schwimmt wie goldflutendes Haar weit hinaus gegen Westen. Und die Sonne greift kraftvoll in dieses herrliche Goldhaar, während sie hinabsinkt. Da geht ein Schauer durch die See, ein glühendes Erröten, als schäme sie sich ihrer prachtvollen Nacktheit; sie sinkt matt dahin, von einem zartgoldnen Schimmer umhaucht. Und von Osten her trägt der Abend einen Flor aus hellem Drap und Aschgrau herbei und deckt ihn schonend über ihre Blöße.

Himmel und See sind entschwunden. Nur unser kleines Schiff ist zurückgeblieben mitten auf einer Fläche von mattem Silber, die sich fernhin nach

allen Seiten in ein lichtes Chaos von grau abtönt. Blei= und Schiefergrau stehn als dunkle Töne zwischen hellem Zement= und Perlgrau; der Rauch hängt wie eine Rohseidenschleppe über dem schweren Quecksilberton des Kielwassers. Grau in allen Tönen und Schattierungen, und weiter nichts als grau! Wohltuend sanft, eintönig und dennoch reich quillt es uns entgegen wie ein Farbengedicht ohne Farben: so summt das Volk seine Poesien über die Welt; so hat der Urnebel ausgesehn.

Aber die Nacht kommt, und der Himmel löst sich aus in einem heftigen, fast beklemmenden Violett, das den Puls wieder lauter schlagen macht. Und das Meer fließt schwarz und träge wie Teer. Diese Nächte mit ihrem Glucksen und Gurgeln unter dem Schiffe, dem schwachen Klingen des Logs und dem derben Schnarchen der Mannschaft unter Back! Und dazu die große seltsame Stille des Himmelsraumes, in die unablässig die dumpfen Stempelschläge des Schiffes hacken, daß es klingt, als picke ein Totenwurm in einem großen geschlossenen Alkoven!

Am Morgen des fünften Tages taucht Spanien auf wie eine violette Felsmauer, die sich schroff aus dem Meere erhebt, und deren oberer Rand von Wolken verdeckt ist. Während wir näher kommen, ziehen sich jedoch die obern Felsmassen zurück, blaue Klüfte öffnen sich und grüne Täler, ganze Felsen lösen sich aus der Masse und treten in den Vordergrund, bis sie sich endlich als Vorgebirge offenbaren, die sich mehrere Meilen vor die eigentliche Küste schieben. Und wo die Klippen just in das Meer zu tauchen scheinen, da erschaut man eine breite üppige Ebene; es sind die berühmten Huertas, die fruchtbarsten Gegenden der Welt. Sie bilden einen Küstengürtel von Barcelona bis südlich von Malaga und umfassen eine Strecke von mehr als 150 deutschen Meilen.

Über den Wolken glänzt es weiß, und als diese sich gegen Morgen zerteilen, sehen wir südwestlich in einer Entfernung von 30 bis 40 Meilen die mächtigen Schneefirnen der Sierra Nevada. Den ganzen Tag behalten wir die „Schneeberge“ in gleicher Richtung und Entfernung, so fern und so gewaltig sind sie. Erst am nächsten Morgen kann ich durch das Fernrohr die verschiednen Dörfer am Südabhange der Bergkette unterscheiden, das ganze Alpujarras, das so berühmt ist wegen seiner Früchte und Schinken und seiner tausendjährigen maurischen Sitten. Und dahinter, am Nordabhange der Berge, liegt wohl Granada mit der Alhambra, der Vega, den Zigeunern.

Zur Mittagszeit gleiten wir in den Hafen von Malaga. Malaga ist dieselbe freundliche Stadt wie vor sechs Jahren, reizend in ihrem Gemisch von alt und neu: maurische Ruinen, andalusische Winkelgäßchen, neue Straßen mit Holzpflaster, moderne Zementmolen. Es ist lauter Gutes, aber nichts Charakteristisches von seinen 200000 recht rührigen Einwohnern zu sagen, die von dem übrigen Andalusien beschuldigt werden, mit den Engländern zu liebäugeln und überdies die verdammenswerten Worte geäußert zu haben, daß ihr

Hafen ebensoviel wert sei wie Granadas Alhambra. Der Ausländer, der beides gesehen hat, wird finden, daß die beiden Parteien ebensogut darüber streiten könnten, was höher sei, das hohe C oder die Spitze der Domkirche in Sevilla. Allein die Malagueños sind nun einmal entartet; haben sie nicht etwa selbst den entscheidenden Beweis geliefert, indem sie nun ebenfalls ihren Hafen zum Freihafen umwandeln wollen, nach dem Muster des naheliegenden Gibraltar?

Während unser Dampfer seinen Eisenmagen mit Feigen, Rosinen, süßem Malagawein und manchem andern vollstopft, gehn wir ans Land, um uns umzusehen und die Post zu holen. Es ist mitten in der Exportzeit, und am Hafen ist Leben und Bewegung. Alle Früchte Spaniens scheinen sich zu unserm Willkommen hier ein Stelldichein gegeben zu haben, und wir bahnen uns einen Weg zwischen Wein- und Ölfässern, Tonnen mit gepreßten Trauben, Kisten mit Datteln, Rosinen, Zitronen, Apfelsinen und Mandeln, Bastkörben mit Feigen, Säcken voll Hasel- und Walnüssen und vielen andern Früchten. Da und dort ist ein Sack unter den Händen der Arbeiter geplatzt, und sie bieten uns, während wir vorbeigehn, von dem Inhalt an.

Weiter oben auf dem Hafenplatz liegen Scharen von Weibern und Kindern auf den Knien um große Apfelsinenhaufen. Sie schwatzen und singen, während sie die von einigen Männern sortierten Früchte in Seidenpapier rollen und in die langen Kisten packen. In ihren farbenreichen Lumpen wirken sie wie ein um einen Goldhaufen geschlungner Kranz von Mohn- und Kornblumen. Man stutzt unwillkürlich, wenn man diese daheim so kostspieligen und so begehrten Früchte hier wie Kartoffeln behandeln sieht. Eisenbahnwaggons kommen auf den Schienen dahergelaufen, die Schiebtüren öffnen sich, und heraus rollen die Orangen in Körbe oder auch auf die bloße Erde, wie es gerade trifft. Magere, sehnige Männer mit bloßen Füßen und einem turbanartig um den Kopf gewickelten roten Tuche laufen herbei und stürzen den Inhalt der Körbe über die hochgestapelten Haufen, sodaß die Früchte hinausrollen zwischen die nackten Beine der Weiber und Kinder und weiter über die schwarze Erde wie Funken im Dunkeln.

Drei Wochen haben wir keine Post bekommen, und mit einer gewissen Erwartung eilen wir zum Konsulat. Konsul Schultz, ein liebenswürdiger alter Deutscher, sucht nach der Post, schüttelt lächelnd seinen grauen Kopf und reicht uns eine Zeitung in Kreuzband. Eine Zeitung, ach, dieses andalusische Postwesen! Mit den Briefen mag es noch dahingehn; die hat wohl irgend eine Witwe bekommen, die sich besonders gut mit dem Postboten stand. Da aber der öffentliche Schreiber, der sonst die Briefe für sie schreibt und liest, ihr diese nicht verdolmetschen kann, glaubt sie, sie handelten von einem Millionenerbe, und macht nun Schulden und zehrt davon ihr ganzes Leben. Das ist nun auch ihre Sache. Aber die Zeitungen — wer könnte hier auch nur annähernd dasselbe Interesse an ihnen haben wie wir?

Im übrigen scheint das Ausland von dem gesamten Geschäftsleben dieser „englisch betriebsamen“ Stadt Besitz ergriffen zu haben; alle großen Handelshäuser sind in französischen, englischen, namentlich aber deutschen Händen. In allen südeuropäischen Städten trifft man ja deutsche Kaufleute, oft in ganzen Kolonien, die sich selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen zu behaupten wissen. Den Rest unsers Aufenthalts verbringen wir auf den Straßen umherschlendernd. Wir trinken Muskateller und essen Malagatrauben und besteigen den hohen Felsen Gibralfaro mit den maurischen Ruinen, wo das ärmste Volk wohnt. Die Weiber da oben sagen uns grauenhafte Dinge im Vertrauen darauf, daß wir sie nicht verstehen, und lachen einander verständnisvoll zu. Als ich aber, um ihnen Einhalt zu tun, zeige, daß ich sie verstanden habe, treiben sie es noch ärger und sagen etwas sehr Gemeines über uns beide. Da werde ich zornig und gebe ihnen einen häßlichen Namen, und sie schreien entsetzlich und bücken sich, um Steine aufzuheben. Wir sputen uns, den Berg hinabzukommen, während böse Worte und kleine Steine hinter uns hersausen.

Die weiße Stadt

Und wieder sind wir auf dem Wasser. Wir verließen Malaga um Mitternacht, lautlos, wie wir gekommen waren, passierten Gibraltar und steuerten westlich. Die afrikanische Küste verzog sich gegen Süden, hinter uns versank die Felsenfestung Fuß um Fuß in den Wogen, starke See und kalter Wind verrieten, daß wir uns dem Atlantischen Ozean näherten. Vor nicht mehr als zwei Stunden glitten wir über die unterseeische Schwelle, die die andalusischen Berge mit dem Gebirge Nordafrikas verbindet und eine unsichtbare aber scharfe Grenzscheide zwischen zwei Meeren errichtet: dem blauen lächelnden Mittelmeere, dessen Wärmegrad (15 bis 17 Grad Reaumur) uns erlaubte, jetzt im November täglich zu baden, und jenem Zipfel des Atlantischen Ozeans, der wie ein schmollend gespitzter Mund uns Strömung und See und kalten Wind entgegenblies, sodaß wir trotz sorgfältiger Vermummung heimlich froren. Der Himmel war hell, fast weißblau, ohne die verzehrende Tiefe, die der südliche Himmel sonst hat, und an Stelle der steilen blauenden Küsten mit endlos hintereinander aufragenden Berggipfeln wies uns Spanien hier im Norden wellenförmige Ackerländer und eine bald flache und sandige, bald in gelben, vom Meere benagten Lehmkuchen vorspringende Küste.

Im Laufe des Vormittags kam die See allmählich in gute Laune, so wie das Mittelmeer auch hie und da in üble geraten kann. Dieses begann damit, daß sich die Sonne bemerkbar zu machen begann; irritierend wie ein böses Auge saß sie an dem kalten Himmel und stach. Dann legte sich der Wind vor ihr auf den Bauch, kroch wie an den Wellen hin und blieb zuletzt ganz still liegen. Und die Wogen sanken zusammen wie lange Dünungen, die schwächer und schwächer wurden, je wärmer und einschläfernder sich die Luft auf sie senkte. Der Himmel ging von weißlicher Milchfarbe zu blauem, zu

purpurgesättigtem Azur über; es schien, als sauge er Tiefe aus der Unendlichkeit des Raumes. Unmerklich stieg er durch Violett und Lila, wurde zu heftigem Blutrot, zu hitzestrahlendem Feueräther und zuhöchst droben zur Sonne selbst, die wie ein toter Fleck erschien in den weißglühenden Lichtmassen, das einzige, bei dem das Auge zu verweilen vermochte. Das ganze Himmelsgewölbe zitterte Sonne aus, in starkem Licht und tiefen Wärmetönen, während die Sonne selbst wie eine verlassene Puppenhülse mitten droben am Firmament hing. Starrte man aber hinein in ihre matte Haut, so floß alsobald alles milchweiß auseinander, und das Auge vermochte statt Bilder nur schmerzende Lichtmassen einzufangen.

Über Himmel und See legte sich ein Glanz der Verzückung, ein Schimmer großer Freude. Vielleicht griff er auch in die Tiefe hinab, denn fliegende Fische tauchten auf, blitzten eine silberhelle Sekunde über dem Wasser und verschwanden wieder; Thunfische schnitten da und dort wie schwarze Drehscheiben einzeln durch die Wogen oder „hutschten“ wie Schaukelpferde in langen Reihen über das Meer dahin; hie und da stieg ein Strahl empor, stand in der Luft und verzog sich als feiner weißer Staubregen. Es war dort, wo die großen Wale gingen.

Zahlreiche Dampfer nehmen denselben Weg wie wir oder kommen uns entgegen oder steuern südlich längs der afrikanischen Küste. Einer steht mit dem Steven ganz oben auf dem Land, ein kleines eifriges Schweizerboot zerrt unermüdlich daran, ohne etwas auszurichten — wie eine Ameise, die sich mit einem toten Käfer abmüht. Die dänische Flagge auf dem Dükerboot brennt wie roter Mohn in der Sonne.

Weit vor uns ragen unzählige Rauchsäulen wie Pinien gegen den Himmel, als lägen dort Hunderte von Fabriken. Aber dieses ist eine der Weltstraßen des Ozeans, unter der nächsten Rauchpinie erhebt sich ein Schiffsrumpf und dampft uns entgegen, gleitet vorüber und verschwindet in der Meerenge — und noch einer und wieder einer, bis ins Unendliche. Schwarze Stahlungetüme von 10000 Tonnen wälzen sich stöhnend mit Hilfe zweier Schrauben daher, stoßen zu beiden Seiten schmutziggelbes Wasser aus und hinterlassen einen Kielwasserstreifen von Schlacken, Küchenabfällen und glänzendem Kohlenstaub, über dem ein erstickender Rauchschweif hängt, blauschwarz wie eine Gewitterwolke. Das sind die großen Kohlendampfer nach Gibraltar, Malta und Port Said.

Es leuchtet festlich über der Meeresfläche von weißen Perlenfarben und Vergoldung, blankem Metall und Kristallglas, widergespiegelt von unzähligen Ochsenaugen. Aus den vier Schornsteinen des mächtigen Schiffsrumpfs wogt kein Rauch, sondern nur Wärme, auf den übereinanderliegenden Promenadedecks wandeln sommerlich geputzte Menschen oder liegen hingeworfen in niedrigen Streckstühlen; schwarzgekleidete Kellner laufen zwischen ihnen umher. Während das Schiff dicht an ihnen vorbeigleitet, steigen aus seinem Innern die Töne

eines Orchesters empor. Über seinem blanken Kielwasser schweben die schönen Bassangänse und fangen in der Luft auf, was ihnen goldlockige Kinder mit bloßen Knien vom Achterdeck aus zuwerfen. Es ist ein Paketboot, das mit englischen Offizieren und Beamten nach Indien fährt; wie eine festliche Luftspiegelung schreitet es an uns vorüber und ist in einer halben Stunde verschwunden.



Der Antiquar

Von Julius R. Haarhaus

(Fortsetzung)



Von diesem Tage an gehörte der Doktor Waetzold zu den treusten Kunden des Antiquars. Keine Woche verging, wo er nicht zum mindesten zweimal in Reichenbachs Hof erschien und einen Hauch des Lebens in die düstre Büchergruft brachte, in der ein warmblütiges blühendes Wesen die Tage seiner Jugend vertrauerte. Onkel und Nichte hatten sich an seine Besuche so gewöhnt, daß sie die Stunde seines Erscheinens mit Ungeduld erwarteten. Und wenn dann endlich sein fester Schritt unter dem Durchgang ertönte, wenn sich die Ladentür auftat, und die Klingel ungestüm zu bimmeln begann, dann klopfte Käthchens Herz, dann leuchteten ihre Augen, und ihre Wangen röteten sich, als sei sie den ganzen Tag draußen in Luft und Sonnenschein gewesen und habe den Lenz mit ihrem dunkeln Kraushaar spielen lassen. Und obwohl der Doktor nur der Bücher wegen kam — ganz gewiß, nur der Bücher wegen! —, vergaß er doch nie, einen Blumenstrauß mitzubringen, den er am Abend vorher draußen in Wald und Flur gepflückt hatte, und den er Käthchen als einen Gruß des Frühlings überreichte. Zuerst waren es Schneeglöckchen, dann Veilchen, dann Schlüsselblumen und so fort, die ganze Stufenfolge der Vegetation, ein wahrer Blütenkalender, der die beglückte Empfängerin unvermerkt in den Sommer hinüberleitete. Wenn sie nun einmal von ihrem Zettelkataloge aufsah, lachte ihr ein Stückchen Sonne, Luft und Freiheit entgegen, und ihre erste Sorge an jedem Morgen war, die lieben Blumen mit frischem Wasser zu versehen und sie in der etwas seltsamen, aber dafür historisch desto bedeutsamern Vase — es war die Kaffeekanne, deren sich Napoleon bei seinem Frühstück in Stötteritz am Morgen des 18. Oktober 1813 bedient hatte — neu zu ordnen.

Nicht ganz so rein und ungetrübt war die Freude, mit der Herr Seyler den Besuchen seines jungen Kunden entgegensah. Daß Doktor Waetzold einen ungewöhnlich feinen literarischen Geschmack an den Tag legte, daß er nie nach „Schund“ fragte, und daß er sein Augenmerk auf Bücher richtete, die, wenn sie auch für weitere Kreise der Fachgelehrten unter dem Wuste neuerer Erscheinungen begraben lagen, für das kleine Fähnlein erlesner Kenner von unvergänglichem Werte waren, das sicherte ihm die Sympathien und die ehrliche Anerkennung des gelehrten Antiquars. Aber, aber — daß er diese Bücher auch erwerben, ihrem treuen Hüter entfremden wollte, daß er im Laufe weniger Wochen, ohne mit einer Miene zu zucken, hintereinander nach Bernhardys Grundriß der römischen Literaturgeschichte,

nach Heerens Geschichte des Studiums der klassischen Literatur, nach Voigts Wiederbelebung des klassischen Altertums und nach Burckhardts Kultur der Renaissance fragte, das ging Herrn Polykarp Seyler wider das Gefühl und war geeignet, ihn mit tiefem Mißtrauen gegen den jungen Mann zu erfüllen, der sich sonst so vorteilhaft von seinen Fachgenossen unterschied.

Nun — zum Glück war Seyler nicht der Mann, der sich in seinen Grundsätzen irre machen ließ. Wer etwas, das ihm teuer war, von ihm kaufen wollte, der mußte sich mit Geduld wappnen, bis der Augenblick kam, wo es „zum Verkaufe reif“ war. Und an Geduld fehlte es dem Doktor nicht. Wegen eines einzigen Buches konnte er ein halbes dutzendmal nachfragen, und immer nahm er mit derselben heitern Miene den Bescheid entgegen, er möchte noch ein oder zwei Tage warten. Jeder andre wäre schließlich ungehalten geworden und hätte mit mehr oder minder verständlichen Äußerungen des Mißvergnügens auf Nimmerwiedersehen die Höhle des Drachen, der so fest auf seinen Schätzen saß, verlassen. Doktor Waetzold aber breitete über Herrn Seyler und seine Geschäftsprinzipien den Mantel der Nachsicht, entschuldigte sich noch obendrein, daß er dem Antiquar durch seine häufigen Besuche lästig falle, bat ihn, sich nur nicht stören zu lassen, und wandte dann das ganze Interesse, das er für die ihm vorenthaltnen Bücher empfand, dem hinter seinem Zettelkataloge verschanzten jungen Mädchen zu, dem der Frühling noch nie so sonnig und beglückend erschienen war wie in diesem Jahre, obgleich es auch diesmal nicht mehr davon zu sehen bekam, als was der blonde Philologe in Form von Blumensträußen und dem Abglanz des Himmels, den sie in seinen fröhlichen Augen zu erkennen glaubte, mitbrachte.

Von alledem bemerkte der harmlose Onkel natürlich nichts, sondern blieb nach wie vor davon überzeugt, daß Waetzolds Besuche lediglich seinen literarischen Juwelen gölten, und daß es deshalb seine Pflicht sei, die von dem jungen Manne bewiesne Ausdauer und Geduld ab und zu durch ein Zugeständnis zu belohnen. Bernhardy und Heeren waren schon in die Bestände der Waetzoldschen Bibliothek übergegangen, und die Zeit war nicht mehr fern, wo auch Voigts Wiederbelebung des klassischen Altertums kapitulieren mußte. Da kam Seyler eines Tages mit einem in Pergament gebundnen Oktavbändchen nach Hause, das den Titel Martyrologium Usuardi monachi, quod ad Carolum magnum scripsit trug, und das er für ein paar Groschen auf einer Auktion erstanden hatte. Als er das Büchlein, das im Jahre 1515 in Köln erschienen war, in einem Schöninghschen Katalog mit zwanzig Mark verzeichnet fand, geriet er außer sich vor Freude, gleichsam als sei mit diesem glücklichen Kauf eine neue Ära des Wohlstandes für ihn angebrochen, und Käthchen benutzte den günstigen Augenblick, ihm auszumalen, wie vorteilhaft es für ihn sein würde, wenn er sich mit größerm Eifer Literaturgebieten zuwende, für die seine persönlichen Neigungen nicht in Betracht kämen, wo es ihm also nicht schwer fallen würde, sich von seinen Erwerbungen wieder zu trennen und dadurch einen raschern Umsatz der Lagerbestände herbeizuführen. Verdiene er auf diese Weise Geld, meinte sie, so könne er sich mit gutem Gewissen eine kleine Privatbibliothek von Werken aus der Geschichte der Philologie zulegen und brauche dann nicht mehr in beständiger Sorge zu leben, durch hartherzige Kunden seiner Lieblinge beraubt zu werden.

Dieser verständige Vorschlag leuchtete Herrn Polykarp Seyler sofort ein, wie er denn überhaupt guten Ratschlägen immer leicht zugänglich war und neue Gedanken mit einem allerdings gewöhnlich bald wieder erkaltenden Feuereifer aufgriff.

Sieh einer einmal das Mädel an! rief er mit Enthusiasmus, auf eine so gescheite Idee wäre ich nie gekommen! Wahrhaftig, das läßt sich hören! Wir

müssen Bücher kaufen, die uns persönlich gar nicht interessieren, die wir schnell wieder verkaufen, und die Geld einbringen. Weiß Gott, du hast Recht: es gibt ja auch noch andre Fächer! Nehmen wir zum Beispiel einmal die Botanik! Welcher Wert steckt allein in alten Kräuterbüchern, besonders wenn sie gute Holzschnitte enthalten! Und dann die Medizin. Das heißt — mit der Medizin ist nicht viel anzufangen. Das Zeug veraltet zu schnell, und vom historischen Standpunkt aus beschäftigen sich nur die allerwenigsten damit. Nein, die Medizin wollen wir uns lieber vom Halse halten. Mit den Rechtswissenschaften steht die Sache schon besser, da ist auch mit Kompendien etwas zu machen, weil die Studenten so etwas gern antiquarisch kaufen. Aber erst die Geschichte, Käthchen, die Geschichte! Was läßt sich da alles herausholen! Die schönen Zeitschriftenfolgen! Die Biographien! Die reiche Memoirenliteratur! Und erst die Lokalgeschichte! Käthchen — jetzt hab ichs: Leipziger Lokalgeschichte! Was meinst du dazu? Davon hat man schließlich auch eine Ahnung. Da kann man doch selber ab und zu einmal einen Blick hineinwerfen. O ja, Leipziger Lokalgeschichte muß sehr interessant sein. Ich hatte schon einmal so etwas auf Lager. Ein fünfbändiges Opus mit Tafeln. Wie hieß es nur gleich? Ach ja: Siculs Annales Lipsienses. Ich hatte keine Ahnung davon, daß es eine Seltenheit ersten Ranges war, und ließ es einem alten Schuster für fünf Mark, obgleich ich selbst sechs dafür gezahlt hatte. Aber es machte mir Spaß, daß sich ein so einfacher Mann für so etwas interessierte. Ein halbes Jahr später hatte es Weigel mit fünfundsiebzig Mark im Katalog. Jetzt gäbe ich gern zwanzig darum, wenn ich es nur einmal lesen könnte.

Du, Onkel, wenn du schon wieder Lust bekommst, die Sachen selbst zu lesen, dann wollen wir die Lokalgeschichte doch lieber aus dem Spiele lassen, wandte die Nichte ein. Nein nein, was wir brauchen, sind Bücher, die du nur von außen ansiehst.

Du hast Recht, Käthchen, sagte Seyler, wir brauchen Bücher, die mir so gleichgiltig sind, daß ich mich freue, wenn ich sie wieder los werde. Aber das ist ja das Schlimme bei allen Büchern, setzte er seufzend hinzu, wirft man zufällig einmal einen Blick hinein, dann liest man weiter, und hat man erst ein paar Seiten gelesen, dann geht die schöne Gleichgiltigkeit zum Teufel, und man kommt nicht wieder davon los.

Das Gespräch der beiden wurde durch den Eintritt des fremden Herrn unterbrochen, der dem Antiquar so auffallend ähnlich sah, und der vor ein paar Monaten mit grollendem Herzen weggegangen war, weil ihm Seyler das Buch aus dem Schaufenster nicht hatte verkaufen wollen.

Sieh da! rief der Antiquar, der seinen Doppelgänger sofort wiedererkannt hatte, da sind Sie ja wieder! Sie wollen sich gewiß den Kreußler holen?

Nein, den habe ich längst bei Hiersemann gefunden, erwiderte der Fremde mit einem seltsamen Lächeln, diesmal komme ich mit einer andern Absicht. Zu kaufen ist bei Ihnen ja nichts, nun wollte ich einmal sehen, ob denn bei Ihnen etwas zu verkaufen ist.

Er brachte einen Stoß Bücher zum Vorschein, der mit einem Bindfaden zusammengeschnürt war, und den er unter dem Kragen seines Lodenmantels getragen hatte.

Sehen Sie sich die Sachen einmal an, ob Sie sie gebrauchen können.

Philologie? fragte Seyler, während er sich abmühte, mit seinen ungeschickten Fingern den Knoten des Fadens zu lösen.

Nein, Philologie ist nicht dabei, antwortete der Fremde, und gerade deshalb will ich die Sachen verkaufen. Sie nehmen mir nur Platz weg.

Der Antiquar gab den Versuch, den Knoten zu lösen, auf und suchte nach einem Messer. Da er keines fand, zog der Fremde das seine heraus und zerschnitt den Bindfaden.

Seyler schlug jedes einzelne Buch auf und las den Titel.

Viel kann ich nicht dafür bieten, sagte er endlich. Im besten Falle alles in allem achtzehn Mark.

Gut, damit bin ich einverstanden, erwiderte der andre, obgleich hier diese beiden Bändchen allein soviel wert sind. Er griff aus dem Stoße zwei in Pappe gebundne Büchlein heraus und hielt sie Herrn Seyler mit einem Lächeln hin, worin zugleich Arglist, Schadenfreude und versteckter Hohn lagen. Das zweibändige Werkchen trug den Titel: C. B. Lengrich, Beyträge zur Kenntniß seltener und merkwürdiger Bücher mit Rücksicht auf die Numismatik. Danzig 1776.

Halten Sie das etwa für etwas rares? fragte der Antiquar, indem er die Brille hochschob und den Fremden erstaunt ansah.

Sehen Sie sichs nur ein wenig genauer an! Das Buch ist nichts wert, aber die handschriftliche Eintragung auf den Vorsatzblättern desto mehr. Kennen Sie den Namen?

Seyler untersuchte die regelmäßigen, feinen und spitzen Schriftzüge, mit denen die Vorsatzblätter beider Bände bedeckt waren, und fand am Schlusse die Worte: Helmstädt, den 9ten Junius 1805. G. C. Beireis.

Der berühmte Adept von Helmstedt! rief er, der geniale Forscher und sonderbare Charlatan, der mit seinen Erfindungen und Schwindeleien die Welt in Spannung hielt, der zweite Bombastus Paracelsus, den die Laune des Schicksals als einen späten Sohn des Mittelalters mitten in die nüchtern-vernünftige Aufklärungszeit gestellt hatte!

Es freut mich, daß Sie den Mann kennen und nach Gebühr würdigen, bemerkte der Fremde. Sie werden auch wissen, daß Autogramme von ihm, besonders solche in diesem Umfange, sehr selten sind. Die Wissenschaft hat über den Mann längst den Stab gebrochen und ihn in die Rumpelkammer der Kulturgeschichte verwiesen, aber die Zeit ist nicht mehr fern, wo man ihn wieder herausholen und sich ernsthaft mit ihm beschäftigen wird. Er war in der Tat ein großer Entdecker, der nur aus einer Marotte in der Maske des Charlatans aufzutreten liebte, und der als Sonderling erschien, um die Neugier der Zeitgenossen von seinen gewinnbringenden Geheimnissen auf seine Person abzulenken. Geben Sie acht: diese Eintragung von seiner Hand wird sich Ihnen wertvoll erweisen, wertvoller, als Sie jetzt ahnen!

Seyler hatte einer der Schiebladen des Empireschreibtisches, der ihm auch als Geldschrank diente, die von dem Fremden geforderte Summe entnommen und zählte die Münzen dem Verkäufer in die Hand. Hätte er gesehen, wie sich auf dessen Lippen in diesem Augenblick wiederum das sonderbare häßliche Lächeln zeigte, so würde er vielleicht doch stutzig geworden sein. Aber seine Gedanken weilten schon bei den neuerworbnen Büchern, und so fiel es ihm auch nicht einmal auf, daß sich der Fremde, sobald er das Geld in der Tasche hatte, mit einer geradezu unheimlichen Schnelligkeit entfernte.

Der Mann gefällt mir nicht, Onkel, bemerkte Käthchen, indem sie den Deckel des Zettelkastens energisch zuklappte und die Schreibärmel aus schwarzem Kattun abstreifte und in ihr Pult legte, mich fröstelt immer, wenn ich ihm ins Gesicht sehe.

Auf mich machte er schon damals einen sehr unangenehmen Eindruck, pflichtete Seyler dem Mädchen bei, das war auch der Grund, weshalb ich ihm den Kreußler

nicht verkaufen wollte. Es wäre mir fatal gewesen, das Buch im Besitze dieses unausstehlichen Menschen zu wissen. Was er uns da eben gebracht hat, ist nicht viel wert, aber ich wollte ihn loswerden und denke, er wird niemals wiederkommen, denn er wird ganz genau wissen, daß ich ihm für die paar Kleinigkeiten vielzuviel bezahlt habe.

Jetzt bemerkte er, daß sich die Nichte zum Weggehn anschickte.

Wohin willst du denn? fragte er verwundert.

Das Abendessen besorgen. Es geht auf acht.

Auf acht? Er sah nach der Uhr. Wahrhaftig! Und ich hätte darauf geschworen, daß wir erst sechse hätten. Nun, dann laß dich nicht aufhalten. Ich mache den Laden nachher schon allein zu.

Vergiß aber nicht, pünktlich zum Essen zu kommen, Onkel. Nicht, daß ich dich erst wieder holen muß. Sie setzte ihren Hut auf, nahm den lächerlich geringen Betrag, den sie zum Einkauf des Zubrots benötigte, aus der Ladenkasse und machte sich auf den Weg.

Sobald Seyler allein war, griff er nach den beiden unscheinbaren Pappbändchen und schickte sich an, die handschriftliche Eintragung des Helmstedter Wundermannes zu entziffern. Und je länger er las, desto mehr zwangen ihn die Worte, die ihm zuerst ein überlegnes Lächeln abgenötigt hatten, in ihren Bann. Da stand:

Wahrhafter Bericht von einem von mir selbst erfundenen und erprobten Mittel, allerlei Gegenstände, vornehmlich Bücher, Münzen, Preziosen, Gemälde und Kupferstiche, so einem auf irgend eine Art durch Zutun Fremder abhanden gekommen sind, auf chemisch-magnetischem Wege wiederzuerlangen.

Es ist mir, der ich jetzt in meinem sechsundsiebzigsten Lebensjahre stehe, des öftern begegnet, daß gute Freunde, Collegen und Studenten, sich aus meiner Bibliothek Bücher borgeten — sonderlich kostbare, so auf hiesiger Universitätsbibliothek nicht vorhanden —, selbige lasen oder excerptiereten, alsdann aber zurückzugeben vergaßen. Wenn ich sie an ihre Pflicht gemahnete, wollten sie, da sie sich ihrer Liederlichkeit schämten, gewöhnlich nichts davon wissen, schworen hoch und heilig, es müsse ein andrer gewesen sein, oder stellten sich gar darüber beleidigt, daß ich ihnen eine so unverzeihliche Nachlässigkeit zutrauen könnte. Und wenn sie auch gedachte Bücher noch in guter Verwahrung hatten oder bei irgend einer Gelegenheit unter ihren eignen wiederfanden, so brachten sie selbige nun erst recht nicht wieder, weil sie sich scheuten, ihr Unrecht und ihre Vergeßlichkeit einzugestehen. Des weiteren habe ich nicht minder häufig erleben müssen, daß fremde Reisende, darunter solche von Rang und Stand, denen ich meine Sammlungen vorwies, das eine oder andre Stück, sei es eine Münze von unschätzbarem Wert, sei es eine kostbare Mineralstufe, ein Fossil oder ein anatomisches Präparat, in einem unbewachten Augenblick zu sich stecken, wobei es dahingestellt bleiben mag, ob sie solches aus gemeiner Hab- und Stehlsucht taten, oder sich ein wohlfeiles Andenken an mich zu verschaffen, oder etwaige Zweifel an der Echtheit meiner Kostbarkeiten durch eine geheime genauere Untersuchung zu beheben trachteten. Die übeln Erfahrungen, die ich in dieser Hinsicht gemacht, haben mich auch bewogen, meinen wertvollsten Schatz, den großen bengalischen Diamanten von 6400 Karat, der mit seinem Wert von 704 Millionen Talern ein ganzes Königreich repräsentiert, nur einigen wenigen fürstlichen Besuchern und meinen beiden Freunden, nämlich dem Abt Henke und dem Hofrat Fein, zu zeigen.

Um mich nun gegen solche Verluste zu sichern, habe ich in den Schriften der chaldäischen und indischen Magier, nicht weniger in den Werken des Albertus Magnus, des Theophrastus, des Olaus Borrichius und vieler andrer eifrig nach

einem Mittel gesucht, wie man ein Ding, so man in Verwahr und Eigentum gehabt und so durch einen andern mit hinweggenommen worden, modo hyperphysico möchte zurückerhalten, habe selber auch fleißig experimentiert und als den endlichen Preis unausgesetzter Bemühungen eine Salbe erlangt, die sich bei sorgfältiger Anwendung trefflich bewähret, also, daß mir von da an gute Freunde und curieuse Durchreisende, die Bücher, Münzen, Preziosen oder dergleichen aus meinem Hause mit von dannen geführet, selbige nach kurzer Frist haben zurückbringen müssen. Ja, es mag verwunderlich klingen: Gedachte Salbe übet eine so starke chemisch-magnetische Kraft, daß auch Menschen, die in das Haus gehören, zum Exempel famuli oder Domestiken, wenn sie einmal eine Reise getan oder einen andern Dienst angenommen, nicht lange mögen außenbleiben, sondern, gleichsam als könnten sie nirgends anders leben, mit reuigem Herzen zurückkehren.

Zu gedachter Salbe sind aber dreiunddreißig ingredientia vonnöten, die genau in der Reihenfolge, wie hier angegeben, in einen eisernen Tiegel getan und bei konstantem Feuer, am besten in einem Windofen, so lange gekocht werden müssen, bis es eine dickliche Brühe von silbergrauer Farbe und aromatischem Geruche wird. Man nehme: Süße Milch 1 Schoppen, Kandis 8 Lot, Branntwein $^1/_4$ Schoppen, Aloe 1 Lot, orientalischen Safran $^1/_2$ Quint, Champhor $^1/_2$ Lot, Theriac $1^1/_2$ Lot, Angelica $1^1/_2$ Quint, Terra sigillata 1 Lot, Ossa felis dom. gebrannt und pulverisiert 3 Lot, Goßlarischen Alaun $^1/_4$ ℔, Cremortartari 1 Messerspitze, Tormentill $1^1/_2$ Quint, Krebsschalen gestoßen 1 Lot, Flores sulph. 2 Quint, Taubenhirn 2 Lot — hier war das hintere Vorsatzblatt des ersten Bandes zu Ende, und Seyler mußte die Fortsetzung des Rezeptes im zweiten suchen. Dort wurde die Aufzählung denn auch weitergeführt und nach einigen Vorschriften über die Aufbewahrung des Dekokts die ziemlich einfache Gebrauchsanweisung beigefügt. Man brauche mit der Salbe, so stand da zu lesen, nur die Schwelle des Hauses oder des Raumes zu bestreichen, dessen Inhalt gegen die Gelüste oder gegen die Vergeßlichkeit fremder Interessenten geschützt werden solle, und müsse den Gebrauch des Mittels wiederholen, wenn die letzte Spur der Bepinselung verschwunden sei.

Der Antiquar legte die beiden Bücher beiseite und begann in einem der andern neuerworbnen Bände zu blättern. Aber seine Gedanken kamen von den Aufzeichnungen des Helmstedter Sonderlings nicht los, und halb unbewußt begann er deren Lektüre von neuem. Da wurde er, sehr zu seinem Mißvergnügen, durch Käthchen gestört, die ihm mitteilte, es gehe schon auf neun, und wenn er nicht bald in die Wohnung heraufkomme, würde der Tee ganz kalt, die Butter weich und der Schinken trocken sein. Ob er denn gar keinen Hunger spüre? Oder ob er ihr zumute, so lange mit dem Abendbrot zu warten, bis er den ganzen Bücherstoß durchgelesen habe? Mit seinen guten Vorsätzen scheine es nicht weit her zu sein, denn wenn er die Leserei doch wieder fortsetze, so werde er nie und nimmer auf einen grünen Zweig kommen.

Der Onkel ließ diese Philippika geduldig über sich ergehn, weniger weil er einsehen mochte, daß seine Nichte im Rechte war, als weil die heitere Gelassenheit seines Gemüts ihn wider alle Anfechtungen wirksam schützte. Er legte die Bücher in sein Pult, befestigte die schweren hölzernen Schutzläden vor dem Schaufenster, drehte die Lampe aus und folgte, nachdem er die Ladentür abgeschlossen hatte, dem Mädchen in die Wohnung.

Als sich die beiden bei Tisch gegenüber saßen und ihr bescheidnes Abendbrot verzehrten, hielt Käthchen den Augenblick für günstig, den Onkel schonend mit einer Tatsache bekannt zu machen, die zunächst ihre eigne kleine Person betraf, die aber auch für ihn von einiger Bedeutung sein mußte.

Siehst du, Onkel, begann sie vorsichtig, es wäre gut, wenn du dich allmählich ein wenig mehr an Ordnung und an ein geregeltes Leben, wenigstens was das pünktliche Zutischgehn anlangt, gewöhnen wolltest.

Aber, liebes Kind, komme ich denn nicht immer, sobald du mich rufst? antwortete er halb vorwurfsvoll, halb belustigt.

Ja, das schon. Aber es könnte doch einmal die Zeit kommen, wo du in dieser Beziehung für dich selber sorgen müßtest. Denn ewig kann ich ja doch nicht bei dir bleiben.

Nein, ewig allerdings nicht. Mit der Ewigkeit dürfen wir sterblichen Menschen nicht rechnen. Wie alt bist du eigentlich jetzt?

Im Februar zwanzig geworden.

Und gesund bist du doch auch?

O ja. Gesund bin ich schon.

Nun also! Du kannst mit Leichtigkeit achtzig Jahre alt werden. Dann hätte ich dich immer noch sechzig. Das heißt, ich bin ja ein Vierteljahrhundert älter als du, da wirst du dich, vorausgesetzt, daß ich nicht schon viel früher sterbe, mindestens fünfundzwanzig Jahre ohne mich behelfen müssen.

Wir wollen gar nicht vom Sterben reden, Onkel. Ich könnte dich doch aber auch so eines Tages verlassen.

Seyler lachte vergnügt auf.

Damit machst du mir nicht bange, Mädel, sagte er zuversichtlich. Ich weiß doch, wie du an mir und an unserm behaglichen Lädchen und an den Büchern hängst. Oder willst du dir etwa eine Stelle in einem andern Antiquariat suchen?

Nein, daran denke ich gar nicht. Wenn es mir vom Schicksal bestimmt wäre, mein ganzes Leben unter alten Büchern zu verbringen, so bliebe ich natürlich am liebsten bei dir, Onkel.

Du willst also unter neue Bücher? In ein Sortiment oder in einen Verlag?

Daran denke ich noch weniger.

Nun siehst du! Dann bin ich beruhigt. Was könnten dir auch die neuen Bücher bieten! Im besten Falle aufgewärmtes Alte. Es ist ja alles früher schon viel besser geschrieben und unvergleichlich viel besser gedruckt worden!

Käthchen betrachtete den Onkel eine Weile mit stiller Verzweiflung. Daß sich die Gedanken dieses eingefleischten Junggesellen durchaus nicht in die Bahn einlenken lassen wollten, auf der ihre eignen Wünsche und Hoffnungen so leicht und schnell dahinflogen! Sie rührte ungeduldig in ihrer Teetasse und ging beherzt zu dem Kern- und Hauptpunkt ihrer Eröffnung über.

Ich sehne mich weder nach dem Sortiment noch nach dem Verlag, lieber Onkel, sagte sie, aber schließlich werde ich doch einmal heiraten.

Er sah sie groß an.

Heiraten? wiederholte er, ist das durchaus nötig? Hast du es bei mir nicht tausendmal besser als bei einem Manne, den du womöglich gar nicht einmal näher kennst?

Einen Wildfremden würde ich natürlich nicht nehmen, erwiderte sie, froh, daß er keinen triftigern Gegengrund ins Feld führte.

Kennst du denn überhaupt einen Mann näher? fragte er, fest überzeugt, daß er durch diesen Einwand ihrem Luftschlosse die reale Basis entziehe.

Allerdings. Den Doktor Waetzold.

Den? Nun, das ist kein übler Mensch. Aber wie kannst du annehmen, daß er dich will?

Ich nehme es an, weil er es mir gesagt hat.

So — so! sagte der Antiquar gedehnt, er hat dir also einen Antrag gemacht! Davon habe ich ja gar nichts bemerkt!

Er kam gestern gerade, als du zur Auktion gegangen warst.

Ich kann mir schon denken, was er wollte, bemerkte Seyler mit geheimer Genugtuung, er hat sicher wieder nach Voigts Wiederbelebung des klassischen Altertums gefragt.

Nein, danach hat er diesmal nicht gefragt, berichtete Käthchen der Wahrheit gemäß. Als er merkte, daß du nicht da warst, meinte er, wir könnten ja auch einmal über andre Dinge reden als nur über Bücher. Er ginge in acht Tagen in die großen Ferien, und nachher zöge er dann nach Halle, und deshalb wolle er Abschied von mir nehmen. Ich solle doch so gut sein und ihm zum Abschied die Hand geben. Das tat ich denn auch und gab sie ihm, und da fragte er, ob er sie nicht gleich behalten könne. Er habe eine hübsche Bibliothek, und da brauche er nachher auch eine — eine Frau, die mit Büchern umzugehn wisse.

Aha! Hinc illae lacrimae! rief der Onkel, indem er sich die Hände rieb, nun kann ich mir die Geschichte erklären! Er braucht eine Bibliothekarin. Nun, das ist kein übler Posten. Ich glaube, da kannst du ruhig ja sagen.

Das habe ich schon getan, Onkel. Sieh, ich hätte dich ja eigentlich fragen sollen. Aber der arme Mensch hatte es so sehr eilig. Und da hab ich ihm den Gefallen getan und ihm gleich Bescheid gegeben. Er läßt sich dir auch schönstens empfehlen.

Danke, danke! sagte der Onkel nachdenklich, dieser Waetzold! Nicht genug damit, daß er mir die besten Bücher ausführt, er holt mir auch noch mein Käthchen weg! Man kann sich doch nie genug vorsehen. Ich freue mich übrigens, daß es kein andrer ist. Wer weiß, wohin du sonst geraten wärest. Bei ihm wirst du, soweit ich ihn kenne, eine wirklich gediegne Bibliothek finden.

Das war kein übermäßig starker Trost, aber er reichte hin, Herrn Polykarp Seyler über die traurige Tatsache hinwegzuhelfen, daß er über kurz oder lang seine Nichte verlieren sollte.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der Kurs der deutschen Politik in Nordschleswig. Marokko. Eindrücke der Swinemünder Begegnung.)

In Nordschleswig hat sich die Lage etwas hoffnungsvoller gestaltet, als nach dem unglücklichen Auftreten des Oberpräsidenten v. Bülow angenommen werden konnte. Gar zu deutlich hat sich doch herausgestellt, daß es nicht richtig war, der freundlichen, diplomatischen und höfischen Annäherung zwischen Berlin und Kopenhagen ein übereiltes Entgegenkommen in unserm internen Nationalitätenstreit folgen zu lassen. Wenn wir einem Nachbarstaat, dessen König und Regierung uns guten Willen zeigen, gern die Hand reichen und jede mit unsrer Würde vereinbarte freundliche Rücksicht erweisen, so folgt daraus noch nicht, daß wir diesem Staat zuliebe unser gutes Hausrecht ungewahrt lassen und unsre Staatsautorität von pflichtvergessenen Untertanen verhöhnen lassen sollen. Es war ein Glück für die

deutsche Sache, daß die deutsche Bevölkerung in Nordschleswig ihren Standpunkt mit solcher Festigkeit und Besonnenheit vertreten hat. Sie ließ sich nicht ins Unrecht setzen, obwohl die Versuchung zu einer scharfen und erbitterten Opposition gegen den drohenden neuen Kurs in der nordschleswigschen Politik nahe genug lag. Fest auf ihrem Recht und ihrem vaterländischen Empfinden fußend, wichen die Deutschen keinen Schritt zurück, aber sie ließen sich auch nicht zu leidenschaftlichen Kundgebungen und Maßregeln fortreißen, sondern bewiesen der Regierung an den Tatsachen, wie sehr sie Recht gehabt hatten. Denn die Dänen stürmten nun wie eine wilde Meute gegen das Tor, das ihnen der Oberpräsident mit seinem „Bruderkuß“ unvorsichtig geöffnet hatte. Die Maßlosigkeit der dänischen Hetzpresse und die ruhige Festigkeit der deutschen Bevölkerung bauten der Regierung die Brücke zum Rückzug. Denn ein so entschlossener Widerstand, ein so verzweifelter Ingrimm, eine so mühsam verhaltne Erbitterung auf der Seite der Deutschen konnte ebensowenig ohne Eindruck bleiben, wie es eine preußische Staatsbehörde verantworten konnte, daß ihr wohlmeinendes Entgegenkommen mit so frechem Hohn und solchen Herausforderungen von dänischer Seite beantwortet wurde. Gegen diese offenbare Illoyalität Nachsicht zu üben, war eine Sache, die kein Vertreter der preußischen Staatsgewalt gemeint haben konnte, wenn er auch von Versöhnung und brüderlichen Begrüßungen sprach. So war der Weg freigegeben, sich von unvorsichtiger Überschwenglichkeit wieder zu praktischem Staatsbewußtsein und zu den harten Notwendigkeiten der Realpolitik zurückzufinden. Jetzt war es leichter, den Dänen zu erklären, daß es so nicht gemeint gewesen sei, daß von einem weitern Entgegenkommen nur unter der Voraussetzung der Loyalität auch auf der andern Seite die Rede sein könne, wobei man freilich vorher besser hätte orientiert sein können, daß auf diese Loyalität nicht zu rechnen war. Indessen, wenn auch dieses Abirren vom rechten Wege bedauerlich erscheinen muß, so bleibt doch die Hauptsache, daß noch rechtzeitig die richtige Erkenntnis zum Durchbruch gekommen ist, welch schwerer Fehler eine wirkliche Schwenkung in der innern nordschleswigschen Politik jetzt sein würde.

So konnte der Schein einer verhängnisvollen Schwenkung noch glücklich vermieden werden, und die Brudergrußrede des Oberpräsidenten konnte als eine vereinzelte Entgleisung gelten, wenn auch Schaden genug dadurch angerichtet worden ist. Ja es scheint sogar, als bestünde das Bestreben, den übeln Eindruck ausgiebig wieder gut zu machen. Der Vorsitzende des „Deutschen Vereins für das nördliche Schleswig“, Landrichter Dr. Hahn in Flensburg, konnte in einer Vorstandssitzung berichten, daß er wichtige Zusagen von dem Oberpräsidenten erhalten habe. Diese Zusagen sind so bedeutsam, daß sie in der Form, wie sie von dem genannten Verein wiedergegeben worden sind, wohl auch an dieser Stelle der besondern Mitteilung wert sind. Danach handelt es sich um folgende Punkte:

1. Die Landesgrenze bleibt immerdar an der Königsau.

2. Die Sprachanweisungen vom 18. Dezember 1888 bleiben felsenfest bestehen. Die Volksschule ist und bleibt deutsch.

3. Neue Naturalisationen, die der Januarvertrag nicht gebietet, erfolgen nicht, ebensowenig auch Nachgiebigkeiten ähnlich dem Falle Finnemann. Ausländer, die zum Zwecke der Agitation die Landesgrenze überschreiten, sollen ferngehalten werden. Hier seßhafte Ausländer, die Übergriffe begehn, werden verwarnt, eventuell ausgewiesen.

4. An die Ausweisung der kommissarischen Amtsvorsteher wird nicht gedacht.

5. Bedeutende staatliche Mittel werden beantragt werden zur Förderung der bisherigen deutschen Zwecke, zur planmäßigen Kräftigung und Vermehrung des

Deutschtums, namentlich zur Kolonisation, zur Kreditgewährung, zur Errichtung und reichen Stipendierung deutscher Volkshochschulen, zur Gewährung einer auskömmlichen Nordmarkszulage für die Volksschullehrer und zum Bau von Dienstwohnungen.

Der letzte Punkt in diesen Zusagen ist von besondrer Bedeutung. Es wird ein aktives Vorgehen gegen das irredentistische Dänentum geplant. Die Dänen haben das der Dreistigkeit zu verdanken, mit der sie ihre letzten Ziele enthüllen und darauf hinarbeiten. Erst kürzlich hat sich wieder der Reichstags- und Landtagsabgeordnete H. P. Hanssen, dem seiner Zeit von einem preußischen Gerichtshof bescheinigt wurde, daß seine Tätigkeit sich nicht mit dem Treueid, den er als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses dem König geleistet habe, vereinigen lasse, an irredentistischen Kundgebungen in Dänemark beteiligt. Wenn man das Auftreten dieses „deutschen“ Parlamentariers auf dänischem Boden, z. B. neuerdings in Stubbekjöbing auf der Insel Falster, näher betrachtet, kann man nur die Geduld und die Rücksichtnahme bewundern, die die preußische Regierung diesem aufreizenden, friedenstörenden, in seinen Zielen landesverräterischen Treiben von Leuten, die von Rechts wegen preußische Untertanen sind, zuteil werden läßt. Diese Leute sind der lebendige Beweis, daß von wirklicher Unterdrückung nicht die Rede ist, und wenn behauptet wird, daß die Gerechtigkeit zu kurz kommt, so kann das nur insofern zutreffen, als die deutschen Interessen nicht immer kräftig und streng genug gegen Herausforderungen des dänischen Übermuts geschützt werden. Also hoffen wir, daß der Kurs unsrer innern Dänenpolitik jetzt ein für allemal feststeht, und die Deutschen in Nordschleswig nicht wieder in die Lage peinlicher Enttäuschung gebracht werden!

Nun steht das Gespenst der Marokkofrage einmal wieder am politischen Horizont und gibt den Stoff zu recht bunten Betrachtungen. In Wirklichkeit besteht diesmal kein unmittelbarer Anlaß zur Sorge wegen möglicher Verwicklungen zwischen den europäischen Mächten. Die Lage ist heute ganz anders als vor der Algecirasskonferenz, weil sämtliche Mächte auf einer gemeinsam anerkannten Rechtslage fußen und gar keine Lust haben, sich deswegen ohne Not zu veruneinigen. Immerhin ist Vorsicht und Wachsamkeit nötig, weil bei dem Fanatismus der Marokkaner mit ganz überraschenden Zwischenfällen gerechnet werden muß.

Freilich taucht an vielen Stellen auch die Sorge auf, daß durch die neuste Entwicklung die Algecirasakte vollständig hinfällig werden könnte, und darin erblickt man einen schweren Schlag für das Prestige des Deutschen Reiches. Das scheint vielleicht auf den ersten Blick einleuchtend, und doch vergißt man dabei, was die Algecirasakte eigentlich zu bedeuten hat. Ob es Fälle geben kann, die in den Abmachungen von Algeciras nicht vorgesehen sind, oder ob ihr Inhalt in einzelnen Punkten über kurz oder lang der Abänderung bedarf, darauf kommt es ja gar nicht an. Wir müssen uns klar machen, daß wir mit zwei von Hause aus ganz verschiednen Auffassungen der Marokkofrage zu tun hatten, die nebeneinander herliefen, und deren Berührungen eigentlich nur Mißverständnisse erzeugten. Die eine Auffassung entstand aus dem Gedanken, Deutschland bedürfe, seit es afrikanische Kolonialmacht geworden war, auch in Nordafrika eines Stützpunktes, und das könne nur Marokko sein, wo die deutschen Handelsinteressen einen zusehends wachsenden Raum gewannen. Begierig wartete man auf den Augenblick, wo Deutschland seine Hand auf Marokko legen würde, und daher empfand man das englisch-französische Abkommen von 1904 als einen schweren Schlag, als eine Niederlage der deutschen Interessen. Dann kam die Zeit, wo die deutsche Politik dem Versuch Delcassés, uns auszuschalten, entgegentrat, und nun glaubten die Anhänger jener unternehmenden Marokkopolitik, es sei die Erfüllung ihrer Wünsche gekommen. Statt dessen begannen die langwierigen Unterhandlungen, um das Zustandekommen der

Konferenz zu sichern, und dann die Konferenz selbst mit ihren unangenehmen Erfahrungen bei der für Deutschland sehr ungünstigen Gruppierung der Mächte und mit den Zugeständnissen, die Deutschland machen mußte, wenn nicht die Konferenz gesprengt werden sollte. Vom Standpunkt einer Aktionspolitik, wie sie von großen Gruppen nationaler Politiker in Deutschland gewünscht wurde, waren die in Algeciras erhaltnen Eindrücke sehr unerfreulich. Man hielt in diesen Kreisen das Ergebnis für eine „Blamage" der deutschen Politik. Wenn nun jetzt neue Verwicklungen entstehn, die Frankreich zum selbständigen, gewaltsamen Vorgehen gegen Marokko nötigen, so ist es nicht zu verwundern, daß das Mißvergnügen der geschilderten Kreise über die Lage in Marokko, das angebliche Fiasko der Konferenz von Algeciras und die scheinbar unglückliche Rolle der deutschen Politik sehr verstärkt worden ist.

Nun kann man vielleicht unsrer Regierung bei einzelnen Phasen ihrer Marokkopolitik manchen taktischen Mißgriff und manchen „Kunstfehler" nachweisen, aber gerecht wird man doch nur urteilen können, wenn man feststellt, daß sich die Regierung die Ansichten und Wünsche jener Aktionspolitiker niemals, in keinem Stadium ihrer Marokkopolitik, zu eigen gemacht hat. Sie hat von Anfang an eine ganz andre Auffassung vertreten, die übrigens in nicht minder gutnationalen Kreisen vollkommen geteilt und gebilligt worden ist. Sie hat es immer abgelehnt, irgendwelche politischen Ziele in Marokko zu verfolgen, dagegen den realen wirtschaftlichen Interessen deutscher Reichsangehöriger in Marokko die größte Aufmerksamkeit und Fürsorge zugewandt. Nun versuchte Frankreich auf dem Wege einer Verständigung mit England ohne Hinzuziehung andrer Mächte eine Lage in Marokko zu schaffen, die sich mit den deutschen Interessen nicht vertrug. Überdies versuchte die französische Politik unter Delcassés Führung diese schon inhaltlich den deutschen Interessen zuwiderlaufenden Bestrebungen in einer Form und Methode zu verfolgen, die sich Deutschland um seines Ansehens und seiner Würde willen nicht gefallen lassen konnte. Dieser Taktik gegenüber befand sich Deutschland in einer schwierigen Lage. Noch war nichts vorgefallen, was eine direkte Handhabe zum Einschreiten bot. Vorstellungen zu erheben auf die bloße Beobachtung hin, daß die französische Politik so handelte, als ob Deutschland nicht vorhanden sei, war sehr mißlich, denn es führte direkt in den Konflikt mit Frankreich hinein und ließ dabei Deutschland als den Angreifer erscheinen. Und doch mußte Frankreich ein Wink gegeben werden, der ein „Bis hierher und nicht weiter!" bedeutete. Es mußte ein ganz außerhalb des diplomatischen Verkehrs liegender Akt sein, der mit der französischen und englischen Politik äußerlich nichts zu tun hatte, aber doch aller Welt Deutschlands Entschlossenheit zeigte, die Rechtslage in Marokko nicht über seinen Kopf hinweg ändern zu lassen. Das wurde bekanntlich dadurch erreicht, daß der Kaiser bei Gelegenheit seiner Frühjahrsfahrt ins Mittelmeer Tanger anlief und durch den offiziellen Verkehr mit dem zu seiner Begrüßung entsandten Vertreter des Sultans die Möglichkeit fand, öffentlich die Unabhängigkeit Marokkos und die Fortdauer seiner direkten Beziehungen zu Deutschland zu betonen. Nun mußte Frankreich seine Karten aufdecken; es mußte, wenn es weiter wollte, sich mit Deutschland verständigen oder direkt feindselig auftreten. Durch die Entfernung Delcassés wählte es den ersten der beiden Wege, und nun war Deutschland seinerseits vor die Entscheidung gestellt, ob es unter der Gunst der Umstände eine direkte Verständigung mit Frankreich wählen und dadurch vielleicht allerlei Vorteile herausschlagen, oder ob es in seiner Stellung zur Marokkofrage das einmal aufgestellte Prinzip zäh und beharrlich festhalten solle. Die erste Möglichkeit entsprach, wie man wohl ruhig aussprechen darf, den Wünschen der öffentlichen Meinung in

Deutschland, die sich gern draufgängerisch gebärdet; das kostet nichts und gewährt in jedem Falle die Möglichkeit des Schimpfens. Aber in Wirklichkeit hätte dieser Weg bestenfalls zu einem glänzenden Scheinerfolg geführt, der die wirklichen deutschen Interessen preisgab und dafür nicht zu übersehende neue Verwicklungen in sich barg. Die deutsche Regierung entschied sich für den weniger populären, aber sichrern Weg, streng an der einmal gewählten Richtlinie festzuhalten und darauf zu bestehn, daß die Angelegenheiten Marokkos auf einer internationalen Rechtsgrundlage geordnet werden müßten.

Wer sich diesen Zusammenhang genau vergegenwärtigt, wird erkennen, daß es im Grunde außerordentlich gleichgiltig ist, ob die Abmachungen der Konferenz von Algeciras alle Möglichkeiten genügend vorgesehen haben oder nicht, ob Deutschland von seinen ursprünglichen Forderungen und Vorschlägen etwas abhandeln ließ oder nicht, ob die andern Mächte dabei freundschaftlich oder unfreundlich gegen uns auftraten. Die Hauptsache ist erreicht: die internationale Rechtsgrundlage der Marokkofrage. Von einer pénétration pacifique durch eine einzelne Macht, unter Nichtachtung der deutschen Interessen, kann nun nicht mehr die Rede sein. Wohl kann dieser Vertrag, wie jede menschliche Abmachung, auf gewaltsamem Wege zerrissen werden. Gewiß! davor sind wir natürlich niemals geschützt, dazu müssen wir ohnehin immer genügend gerüstet und auf alle Fälle vorbereitet sein. Aber ein Vorgehen Frankreichs in Marokko, wie es vor der Konferenz von Algeciras geschah, kann nicht wiederholt werden. Darum ist es durchaus falsch, die jetzige Lage als ein Wiedererstehn derselben Schwierigkeiten wie früher anzusehn. Es hat seinen guten Grund, wenn sich Frankreich diesmal mit uns loyal über sein Vorgehn verständigt hat, und die gesamte auswärtige Presse, auch in England und Italien, das alles vorurteilsfrei und ruhig würdigt. Und wir können jetzt, bei der größern Klarheit der Lage, Frankreich unbedenklich zugestehn, daß es seine Differenzen mit Marokko ebenso regelt, wie wir es tun würden, wenn die Marokkaner sich ebenso gegen Deutsche vergangen hätten wie jetzt gegen Franzosen.

Zur allgemeinen Beruhigung hat auch die Kaiserzusammenkunft in Swinemünde in der erwarteten Weise beigetragen. Über ihre Bedeutung haben wir uns bereits ausgesprochen. Es muß nur noch nachgetragen werden, daß auch die russische Presse das Ereignis durchaus in seiner richtigen Bedeutung, d. h. in sympathischer Würdigung der davon ausgehenden günstigen Einflüsse auf die deutsch-russischen Beziehungen und die internationale Lage, aber ohne Überschwenglichkeiten bespricht. Wenn einige panslawistische oder unter polnischen Einflüssen stehende Blätter zwar ebenfalls gute Beziehungen zu Deutschland als eine vorläufige Notwendigkeit betonen, dabei aber sich nicht enthalten können, zu versichern, daß eigentlich keine Interessengemeinschaft zwischen Deutschland und Rußland bestehe, so kann man das zu dem übrigen legen. Daß wir von dieser Seite nichts zu erwarten haben, wissen wir auch so. Einstweilen gelten noch die wirklichen Bedürfnisse der Weltwirtschaft an dieser Stelle mehr als Stimmungen und Rasseninstinkte. Ebenso bemerkenswert wie die Haltung der russischen Presse ist auch die der englischen, die die Begegnung von Swinemünde fast ausnahmslos ruhig und sachlich bespricht und durchaus zutreffend in freundschaftlicher Weise beurteilt. Eben jetzt findet ja auch die Begegnung des Königs Eduard mit seinem kaiserlichen Neffen statt und verstärkt die Eindrücke, die den friedlichen Charakter der Weltlage bezeichnen.

Die Kultur der Gegenwart. Zwei Bände des enzyklopädischen Werkes, das Paul Hinneberg unter diesem Titel (bei B. G. Teubner, Berlin und Leipzig) herausgibt, haben wir so ausführlich besprochen, daß wir uns bei dem uns zuletzt

zugegangnen Bande wohl auf eine kurze Anzeige beschränken dürfen. Es ist der erste Teil der Abteilung VI und hat die systematische Philosophie zum Gegenstande. (1907; Preis geheftet 10, gebunden 12 Mark.) Wilhelm Dilthey unterzieht sich der schwierigen Aufgabe, „das Wesen der Philosophie“ zu ermitteln. Eins der Ergebnisse seiner Untersuchung lautet: Die Philosophie „duldet keine strengen Abgrenzungen durch einen bestimmten Gegenstand oder eine bestimmte Methode“. Alois Riehl legt den gegenwärtigen Zustand der Logik und der Erkenntnistheorie dar. Wilhelm Wundt leitet seine Abhandlung über die Metaphysik humoristisch ein. Er erinnert an ihre Dunkelheit und an die Überzeugung jedes Metaphysikers, daß sein System das allein wahre und richtige sei, und bemerkt: „Diese zwei überlieferten Eigenschaften würden vielleicht schon genügen, die Metaphysik in der öffentlichen Meinung der gelehrten wie der ungelehrten Welt zu diskreditieren, auch wenn nicht als eine dritte Eigenschaft noch die hinzukäme, daß sie anerkanntermaßen eine gänzlich nutzlose Wissenschaft ist.“ Nachdem sie nun auch wirklich eine Zeit lang verachtet gewesen sei, hätten in den letzten Jahrzehnten auf einmal statt der Philosophen die Gelehrten aller möglichen Fächer angefangen, Metaphysik zu treiben: die Physiker, die Chemiker, die Zoologen, die Physiologen, die Juristen, die Nationalökonomen, die Theologen und die Historiker; „nur die Philologie hat sich, namentlich seit ihr auf dem Felde der Philosophie selbst eine Tochter in der Kantphilologie erblüht ist, bis jetzt gegen den Sirenengesang der Spekulation spröde erwiesen, darin unähnlich ihrer Vergangenheit in dem Zeitalter Kants und Schellings.“ Diese wunderliche Erscheinung beweist die unüberwindliche Stärke des metaphysischen Triebes. Dieser ist „der Einheitstrieb der menschlichen Vernunft selbst, der sich nicht daran genügen lassen will, das Einzelne zu erkennen und innerhalb der beschränkten Sphäre, der es zunächst angehört, mit anderm Einzelnen in Beziehung zu setzen, sondern der zu einer Weltanschauung gelangen möchte, in der die getrennten oder nur lose verbundnen Bruchstücke unsers Wissens zu einem Ganzen geeint sind“. Der Metaphysiker unter den Zoologen ist bekanntlich Haeckel. Wundt charakterisiert sein System, das er in den „Welträtseln“ dargelegt hat, ganz objektiv, ohne auf die anfechtbaren Einzelheiten einzugehn, und verweist es in die Region der halb mythischen ionischen Naturphilosophie. „Darum hätte Haeckel Fühlen und Streben, Anziehung und Abstoßung ebensogut mit Empedokles Liebe und Haß nennen können. Schon der aufgeklärte Demokrit würde aber wahrscheinlich dieses Weltbild abgelehnt haben, nicht weil es willkürlich ist — darin blieb ja auch die Atomistik in den Grenzen der dichtenden Metaphysik —, sondern weil es die innere Einheit der Gedanken vermissen lasse; und der grimme Heraklit würde über diese Philosophie schwerlich milder als über die seiner andern Zeitgenossen geurteilt haben. In der Tat gehört diese Spekulation ganz und gar dem poetischen Stadium der Metaphysik an. Sie bewegt sich in einer Reihe willkürlicher Einfälle und unbestimmter Analogien, bei denen man sich trotz modernen Anspielungen in die Zeit zurückversetzt fühlt, wo die Kunst des strengen logischen Denkens noch nicht entdeckt war, und die positive Wissenschaft sich noch auf ihrer Kindheitsstufe befand. Gerade in diesen Eigenschaften besitzen aber die »Welträtsel« doch wieder einen typischen Wert. Sie zeigen an einem mustergiltigen Beispiel, daß, wenn jemand, ohne sich viel um das zu kümmern, was die Geschichte des Denkens bis dahin geleistet hat, frisch und fröhlich daran geht, sich seine Weltanschauung nach eignem Bedürfnis zu modeln, er immer wieder da anfängt, wo auch die Philosophie angefangen hat, mit Dichtung und Mythus. Den meisten wird diese Form primitiver Metaphysik durch ihre Religion entgegengebracht. Wo das nicht der Fall ist, wo der einzelne frei seinen spekulativen Neigungen

nachgeht, da wird aber immer ein solches mehr oder weniger verschwommnes, aus freier Dichtung und halbvergessenen Mythen zusammengesetztes Gebilde entstehn, eine primitive Philosophie in neuem, mit Ornamenten moderner Wissenschaft ausgestattetem Gewande." Gewiß eine vortreffliche Charakteristik des Philosophen Haeckel. Hermann Ebbinghaus belehrt uns über den dermaligen Stand der Psychologie, Rudolf Eucken über die Philosophie der Geschichte, Wilhelm Münch über die Pädagogik, Theodor Lipps über die Ästhetik. Die würdige und glänzende Krönung des inhaltreichen Bandes macht Friedrich Paulsens Betrachtung über die Zukunftsaufgaben der Philosophie, worin auch das religiöse Problem in einer Weise gelöst wird, die viele befriedigen wird. Am Schluß wird mit scharfem Spott die philosophische Schulgründerei gegeißelt und das Treiben von Leuten, die mit ganz gewöhnlicher Reklame ihre Augenblickseinfälle zur weltbeherrschenden Philosophie aufzubauschen verstehn.

Nochmals: „Warum heiratet unsre Tochter nicht?" In einer der letzten Nummern der Grenzboten las ich unter obenstehender Spitzmarke von Beobachtungen, die ein töchterloser Vater an heiratenden und nicht heiratenden jungen Mädchen der höhern Stände angestellt hat. Ich bin in bezug auf das, was er von den Ursachen der größern oder geringern Heiratschancen unsrer jungen Damen sagt, ganz seiner Ansicht, doch finde ich, daß er einige große Hauptsachen keiner Erwähnung gewürdigt hat. Als Mutter von sechs Töchtern, von denen vier verheiratet sind, während die beiden Jüngsten noch im Glanz der Backfischjahre prangen, fühle ich mich berechtigt, auf diesem Gebiet meine Ansichten zu haben und mitzusprechen und bin gern bereit, aus dem Schatze meiner Erfahrungen einiges auszukramen, wobei ich jedoch von vornherein erwähnen will, daß wir nicht mit irdischen Gütern reich gesegnet sind, meine Töchter also vor Mitgiftjägern geschützt waren, und daß meine Kinder keine besondern Schönheiten zu nennen sind, sondern bloß „gut aussehen", wie man zu sagen pflegt.

Zuerst die große Frage: Können wir Eltern etwas dazu tun, um unsre Töchter unter die Haube zu bringen? Ja und nein. Indirekt und bei der Erziehung sehr viel; direkt gar nichts, falls wir uns vor der Verantwortlichkeit scheuen, Schicksal spielen zu wollen.

Ich habe meine Töchter niemals „ausgeführt". Ich hasse diesen Begriff und finde, es liegt etwas Entwürdigendes für die jungen Damen in dieser gewissermaßen offiziellen Mitteilung an die Welt, daß sie nun erwachsen und zu haben seien, in dieser Verpflichtung, die wir unserm Verkehrskreise auferlegen, für das Bekanntwerden unsrer Töchter zu sorgen, in dieser Warenauslage in den Schaufenstern. Ohne daß wir jemals im eigentlichen Sinne des Wortes „Haus gemacht" haben, standen aber unsre Türen allen Bekannten unsrer Kinder, den jungen Mädchen ebenso wie den jungen Herren offen, und wir hatten dadurch immer einen regen, sehr netten und völlig zwanglosen Verkehr in unserm Hause. Diese Art von Geselligkeit bringt ja dadurch, daß man oft unerwartet und unvorbereitet besucht wird, einige Unbequemlichkeiten für die Hausfrau mit sich, dafür aber werden keine großen Anforderungen an die Bewirtung gestellt, und unsern Gästen wird das angenehme Gefühl gegeben, keine Umstände zu machen.

Dies aber ist auch das einzige, was wir an Greifbarem für die Zukunft unsrer Töchter getan haben, das übrige haben sie selbst besorgt. Verlobt haben sie sich alle ohne mein Zutun, ganz „von alleine". Wie ihnen denn das so leicht gelungen ist? Ja, sie haben sich an das Rezept des oben erwähnten töchterlosen Vaters gehalten, sie haben von ihrem Kapital von Herzensgüte, das ihnen die freundliche

Natur verliehen, reichliche Zinsen in Scheidemünze als Liebenswürdigkeit in Haus und Gesellschaft ausgegeben, und sie mögen im tiefsten Grunde ihrer Seele nie an ihrer Zukunft als einstige Frauen gezweifelt haben, setzten sich nicht in falschem Stolz den männlichen Annäherungsversuchen als Noli me tangere entgegen. Doch sind diese beiden Punkte allein wohl noch nicht ausschlaggebend.

Ich habe in meinem Leben immer wieder Gelegenheit gehabt, zu beobachten, was für einen großen Reiz Natürlichkeit, Unmittelbarkeit, Harmlosigkeit und Unbewußtheit ausüben, und es entsteht für uns Eltern die Frage: Was können wir in der Erziehung tun, um unsern Töchtern diese Mitgift der Natur zu erhalten? Anmut, dieses köstlichste Geschenk, bekommen ja nicht alle Mädchen in die Wiege gelegt, sie können wir weder erlangen noch uns erhalten, wenn sie uns versagt wurde. Doch jene Gaben wurden uns allen gleichmäßig geschenkt, wir verlieren sie aber meist bald wieder, entweder durch ungünstige Umstände oder durch unsre Erziehung, wenn wir zu Vorsicht und Mißtrauen gegen unsre Mitmenschen aufgefordert, uns zu früh die Augen über sie geöffnet wurden, wenn wir lernten, bei allem, was wir tun und sagen, den Eindruck zu bedenken, den unser Wort und Wesen auf die andern machen würde, wenn den Mädchen im Zusammensein mit Knaben entweder unnötige Prüderie und übertriebne Reserve oder ein entschiednes Entgegenkommen nahegelegt wird, wenn wir die Leute in unsrer Gegenwart über unser Aussehen oder Wesen sprechen hörten, kurz, wenn erstens Menschenliebe und -vertrauen nicht gepflegt werden oder die Eitelkeit zu laut wachgerufen wurde. Eitelkeit aber ist meiner Ansicht nach die schlimmste Feindin der Natürlichkeit, sie ist so oft die Quelle der Reflexion über uns selbst, sie macht uns unfrei, unwahr, bewußt, absichtlich, nach Schein haschend, sie zu unterdrücken müßte eine der Hauptaufgaben der Erziehung sein. Wahrhaft glücklich wird erst der, der von sich selbst loskommt, der sich dank einer weisen Erziehung und eigner Selbstzucht so zu geben vermag, wie er ist, selbst glücklich und beglückend für die, mit denen er in Berührung kommt. Wie überall, suchen wir auch im Menschen die Natur, das Wahre, und wie ein erfrischender Quell im Walde wirkt es auf uns, wenn wir einem Geschöpf begegnen, das uns frisch aus der Hand der Natur zu kommen scheint.

Zur Natürlichkeit gehört bei der Frau auch die Weiblichkeit. Etwas andres sein zu wollen als das, wozu die Natur uns gemacht hat, ist nicht nur unschön, unklug, es ist auch unwahr. Unweiblichkeit steht darum keiner Frau gut zu Gesicht; wenn sie anziehend sein soll für den Mann, so muß das andersartige in ihr, das, was sie vor ihm voraus hat, hervorgehoben sein, nicht das, was sie ihm gleich machen soll.

Einen großen Fehler begehn meiner Ansicht nach die Mütter oft in der Toilettenangelegenheit ihrer Töchter. Ich meine damit nicht nur, daß sie aus der Kostbarkeit der Gewänder einen Rückschluß auf die Eitelkeit und die nicht haushälterischen Eigenschaften der Trägerinnen provozieren, sondern ich habe dabei auch jene auffallenden Toiletten im Auge, die den Blick von der Persönlichkeit auf deren Kleidung abziehn. Die Toilette ist meiner Meinung nach die beste, die in keiner Weise als eigner Wert hervortritt, die nur dazu da ist, die Erscheinung der Trägerin ins beste Licht zu rücken, zur Geltung zu bringen, die nur Mittel zum Zweck sein will. Es sei denn, daß die Persönlichkeit eine so reizlose ist, daß man gut tut, die Blicke von ihr ab auf ihr drum und dran zu lenken, wenn die schöne Hülle ein Trost für den geschmacklosen Kern sein soll.

Doch nun genug von dem, was die Heiratschancen unsrer Töchter mehren oder vermindern kann. Die Hauptschuld an der Tatsache, daß so viele allerliebste Mädchen sitzen bleiben, tragen doch die Verhältnisse unsrer Zeit und die dadurch

vielfach hervorgerufne Heiratsscheu unsrer Herren. Doch das ist ein Kapitel für sich, das hier nicht weiter erörtert werden soll.

Nur noch auf eine große Schwierigkeit in der Mädchenerziehung will ich hindeuten. Wie löst man das Problem, wie vereinigt man es, den jungen Mädchen den Glauben an ihren zukünftigen Beruf als Frauen und Mütter zu bewahren und sie zugleich so zu beeinflussen, daß sie danach streben, brauchbare, tüchtige, *ganze* Menschen zu werden auch ohne Erfüllung jenes Lebenszweckes? Man soll in ihren Gemütern die natürliche Auffassung der Ehe als dem seligmachenden Schicksal der Frau erhalten und sie zugleich zu einem sie befriedigenden *andern* Beruf erziehen? Entweder — oder. C. Weber

Kursächsische Kirchenmusikpflege. Es ist ein überraschend dicht gefülltes Bild der Teilnahme von Geistlichen und dann besonders von genossenschaftlich vereinigten Bürgern und Schülern an dem musikalischen Schmuck des ältern sächsischen Gottesdienstes in den größern und namentlich auch sehr vielen kleinern Orten des alten Kursachsens, das uns soeben *Johannes Rautenstrauch* in seimem Buche *Luther und die Pflege der kirchlichen Musik in Sachsen* (Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1907) zeigt. Mit Bienenfleiß hat er allerhand literarische und archivalische Notizen zu seinem ausgedehnten Mosaikwerke gesammelt: Organisationen, ihre Finanzen, ihr künstlerisches Bestreben, ihre Schicksale namentlich vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert werden in großer Menge lebendig, vom Harz bis zum Riesengebirge, besonders aber im Gebiete des heutigen Königreichs Sachsen. Einige Seiten über die Ausläufer dieses alten Lebens im neunzehnten Jahrhundert und über Luthers bekannte Stellung zur Musik lassen die Wahl des Titels berechtigt erscheinen.

Das Seite 15 zitierte, im Grunowschen Verlag erschienene Handbuch der Musikgeschichte ist nicht von „Arrey und Dommer", sondern von Arrey von Dommer verfaßt.



66. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 34

Ausgegeben am 22. August 1907

Inhalt

50 Pf. das Heft



6 Mark das Viertelj.




Bernard Stadler

Werkstätten für die gesamte Wohnungs-Ausstattung

Paderborn

Zimmer-Einrichtungen von gutem Geschmack, deren einzelnen Teile gediegen, bequem, von durchdachter Zweckmäßigkeit u. billig sind, durch Zusammenarbeiten von Künstler, Handwerker und Kaufmann. Verarbeitung bestgepflegter Hölzer, nur allerbeste Polsterzutaten. Maschinenbetrieb zur Ausarbeitung des Holzes; sorgfältiger, handwerksmäßiger Zusammenbau auch der ganz schlichten Stücke. Reichhaltige Auswahl fertiger Einrichtungen jeder Art, Fenster- und Tür-Vorhänge, Teppiche, Zierstücke. Einzelanfertigung in verständnisvoll. Eingehen auf besondre Wünsche. Ausführliche Vorschläge für jede Preislage, Zeichnungen und Entwürfe kostenlos. Kein Preisbuch, deshalb bitte Gewünschtes nach Art u. Preislage angeben.







NEU!

Adler Kleinauto

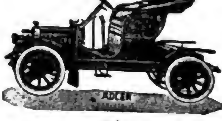
Erstklassiges Fabrikat.

Billiger, leistungsfähiger, leichtlaufender, stabiler, betriebssicherer

Personenwagen

2 Cylinder 4/8 PS.





2 Zündungen (Magnet u. Batterie).

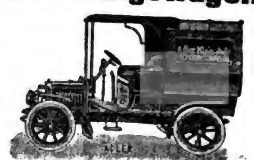
Äußerst ruhiger Gang.

und

Lieferungswagen

Geräuschloseste Umschaltung.

Sparsamer Betrieb.



Man verlange Prospekt Kl. 16.

Adlerwerke vorm. Heinrich Kleyer A. G.

Gegr. 1880. **Frankfurt a. M.** Ca. 3000 Arbeiter.

Automobile, Motorräder, Fahrräder u. Schreibmaschinen.

Viele höchste Auszeichnungen im In- u. Auslande; Staatsmedaille, etc.

Mailand **GRAND PRIX** 1906.



Photographische Apparate

jeder Art, sowie sämtliche Bedarfsartikel zu billigsten Preisen. — Katalog mit Probebildern gratis.

HESS & SATTLER, Mainz 14



Der Konflikt zwischen Rumänien und Griechenland

Von A. Kutschbach

or kurzem wurde die politische Welt mit der Nachricht überrascht, daß sowohl Rumänien wie Griechenland und zwar zu derselben Zeit die wirtschaftlichen Repressalien widerrufen habe, mit denen sie sich gegenseitig bedacht hatten, um in ihrem Konflikte den andern Teil zur Unterwerfung zu zwingen. Wohl etwas voreilig knüpften die Zeitungen an diese Nachricht die Bemerkung, daß nunmehr der schon seit mehr als zwei Jahren währende Konflikt beigelegt sei, denn man hat auch bis heute noch nicht gehört, welches die nähern Bedingungen des Friedensabschlusses seien. Die Forderung, die Rumänien erhoben hatte, und über die es zum Bruche zwischen den beiden Staaten kam, bestand darin, daß Griechenland dem Unwesen der auf griechischem Gebiete gebildeten und zum Teil von aktiven griechischen Offizieren befehligten Banden in Mazedonien ein Ende mache, und daß es das ökumenische Patriarchat in Konstantinopel veranlasse, sich der Anwendung des im Mai 1905 unter hervorragender Mitwirkung Deutschlands erlassenen Iradés des Sultans nicht länger zu widersetzen, laut dem den Kutzowalachen oder Mazedorumänen, wie sie in Rumänien genannt werden, die rumänische Nationalität zuerkannt wurde, wodurch diese das Recht erlangten, sich in Schule und Kirche der rumänischen Sprache statt der bisher üblichen griechischen zu bedienen. Gegenüber dieser Forderung erhob Griechenland den Einwand, daß es unwahr sei, daß es die Bildung von griechischen Banden begünstige, und ferner, daß es auf die Entschließungen des Patriarchats, das eine vollständig unabhängige Körperschaft sei, keinen Einfluß ausüben könne.

Diesen beiderseitigen Standpunkt haben die zwei gegnerischen Staaten trotz aller freundschaftlichen Bemühungen der Mächte, eine Aussöhnung zu vermitteln, bisher auch beibehalten. Wenn nun ohne eine wenigstens bis heute in die Öffentlichkeit gelangte Nachgiebigkeit Griechenlands sich Rumänien bereit erklärt hat, in dem aus Anlaß jenes politischen Konflikts mit Griechenland geführten

wirtschaftlichen Kampfe — worin, da der Handel Griechenlands mit Rumänien weit bedeutender ist als umgekehrt der rumänische mit Griechenland, Rumänien der weniger leidende Teil war — die verfügten Maßregeln zurückzuziehn, so ist darin wohl zunächst das Bestreben des seit dem Kabinettswechsel vom März dieses Jahres wiederum das Staatsruder lenkenden alten Sturdza erkennbar, die Schroffheit des von dem frühern Kabinett Cantacuzino geführten Kampfes zu mildern, um auf einer freundlichern Basis wegen der Beilegung des Konflikts mit Griechenland zu verhandeln.

Nicht ganz ohne Zusammenhang mit diesem Schritte dürfte jedoch die wenig Tage später von der Hohen Pforte an die griechische Regierung gerichtete Note sein, worin diese in sehr energischen Worten ermahnt wird, dem griechischen Bandenwesen in Mazedonien ein Ende zu machen und sämtliche griechische Offiziere, die sich bei den Banden befinden, abzuberufen. Es mag hierbei daran erinnert werden, daß Sturdza einige Zeit, bevor er wiederum zur Leitung des rumänischen Kabinetts berufen wurde, in Konstantinopel weilte, und daß schon damals seine Reise dorthin mit der Beilegung des Konflikts in Beziehung gebracht wurde. Es ist sehr leicht möglich, daß Abmachungen zwischen Rumänien und der Türkei bestehen, nach denen diese es unternommen hat, die durch die griechischen Banden fortgesetzt gestörte Ruhe in Mazedonien in energischer Weise wiederherzustellen und dem Iradé zur Respektierung zu verhelfen, das der Großherr zugunsten der Mazedorumänen erlassen hat. Denn die Umtriebe der Griechen sind darauf gerichtet, das Iradé zu durchkreuzen und dessen Nichtbeachtung zu erzwingen; mit ihren Operationen gegen die mazedorumänischen Gemeinden, die sie wieder unter den griechischen Kultus nötigen wollen, rebellieren sie zugleich gegen die Anordnungen des Sultans in einer von diesem noch beherrschten Provinz. Daß ein augenfällig gutes Einvernehmen zurzeit zwischen der Türkei und Rumänien besteht, kann man auch aus den Freundschaftsbezeugungen ersehen, die die Souveräne der beiden Staaten gegenseitig letzthin ausgetauscht haben: sie sandten sich unter Entfaltung eines besondern Gepränges ihre höchsten Orden. Es ist also wahrscheinlich, daß Sturdza die wirtschaftlichen Repressalien gegen Griechenland zurückgezogen hat im sichern Vertrauen darauf, daß nunmehr die Pforte die rumänische Forderung als die ihrige ansehen und sie erzwingen werde, ja vielleicht ist ihm dies sogar verbrieft worden.

Um die ganze, nicht uninteressante Streitfrage zwischen Rumänien und Griechenland, die die politische Welt schon des öftern lebhaft bewegt hat, zu verstehn, muß man einen Blick auf die Vergangenheit werfen. An den Abhängen des Pindus leben mehr als 300000 rumänische Stammesgenossen, mit denen sich die Rumänen im Königreiche, was Nationalität und Kultur anlangt, verbunden fühlen. Schon im Jahre 1893 trat die rumänische Regierung an die Pforte mit dem Ersuchen heran, diesen Mazedorumänen, die in religiöser Beziehung dem ökumenischen Patriarchat unterstehn und fast durchweg griechische

Seelsorger haben, selbständige Kirchengemeinden zu gewähren und ihnen die Erlaubnis der Abhaltung des Gottesdienstes in rumänischer Sprache zu geben. Es begab sich damals zu derselben Zeit eine Delegation von Mazedorumänen, an deren Spitze sich der Pfarrer Balamaci aus Koritza in Albanien befand, mit einer die Forderung der rumänischen Regierung unterstützenden, von siebentausend Personen unterzeichneten Bittschrift nach Konstantinopel. Die Verhandlungen mit dieser Delegation zogen sich über ein Jahr lang, während welcher Zeit diese in Konstantinopel blieb, hin, und es gab Augenblicke, wo sie sich des Erfolges schon sicher wähnte. Es war die Rede davon, daß die Mazedorumänen ein kirchliches Oberhaupt erhalten sollten, entweder mit dem Sitze in Konstantinopel oder in Bitolia, und man war bereits auf der Suche nach einer geeigneten Persönlichkeit hierfür; doch zerschlugen sich alle diese Verhandlungen schließlich, und zwar weil das ökumenische Patriarchat, beseelt von dem Wunsche, die Mazedorumänen der griechischen Propaganda in aller und jeder Beziehung anzugliedern, einen offnen und geheimen Widerstand der auf kirchliche Selbständigkeit der Mazedorumänen gerichteten Forderungen entgegensetzte, und weil die Hohe Pforte Furcht hatte, daß sie, wenn sie diese Forderungen bewilligte, beschuldigt werden könnte, ein Schisma in der rechtgläubigen Kirche herbeigeführt zu haben.

Um die Mazedorumänen für das Scheitern ihrer Hoffnungen einigermaßen zu entschädigen und ihnen das Interesse zu bekunden, das die rumänische Regierung an der Aufrechterhaltung und Förderung ihrer rumänischen Nationalität nehme, ließ darauf die rumänische Regierung in den verschiednen Teilen Mazedoniens mit ihrer Unterstützung rumänische Ephorien errichten, denen die Leitung der Schulen, die die damalige rumänische Regierung in rascher Folge ins Leben rief, sowie die Leitung der religiösen Bewegung obliegen sollte; ja der damalige rumänische Kultusminister Take Jonescu trug sich sogar mit der Idee der Schaffung einer höhern mazedorumänischen Schule, einer Art kleiner Universität, in Konstantinopel.

Als jedoch im Jahre 1895 die Liberalen in Rumänien ans Ruder kamen, wurde der eben eingeschlagne Weg wieder verlassen, und die Delegation der Ephorie in Bitolia, die nach Bukarest gekommen war, um die Beibehaltung dieses Weges zu erbitten, wurde unter Drohungen zur sofortigen Wiederabreise genötigt. Die Folge war ein großer Wirrwarr unter den Mazedorumänen und eine Flut gegenseitiger Beschuldigungen, wovon die Griechen, die von jeher die Mazedorumänen für ihre Nationalität zu gewinnen trachteten, ja sich schon daran gewöhnt hatten, sie als ihre Stammesbrüder zu bezeichnen, nach Kräften Nutzen zu ziehen suchten.

Drei Jahre später sahen die Liberalen, durch die inzwischen gemachten Erfahrungen gewitzigt, den begangnen Fehler ein und suchten die Gemüter der Mazedorumänen durch Bezahlung ihrer für die Erhaltung der Schulen und der Ephorien gemachten Schulden zu beruhigen, und als dann später wieder die

Konservativen die Regierung übernahmen, warfen diese von neuem bedeutende Summen für die Errichtung von rumänischen Volksschulen und einiger rumänischer Lyzeen in Mazedonien aus.

Dies änderte sich wiederum, als im Jahre 1901 die Liberalen wieder zur Regierung berufen wurden. Die für die rumänischen Schulen in Mazedonien im Etat stehenden Summen wurden um mehr als die Hälfte ermäßigt, die namentlich nach der griechischen Grenze zu liegenden Primärschulen zu einem großen Teil wieder aufgehoben und von den vorhandnen sechs Sekundärschulen drei aufgelassen. Damit wurde eine große Anzahl von Lehrern brotlos gemacht, und die Mazedorumänen wurden aufs neue an ihren Stammesbrüdern nördlich von der Donau irre. Es wurde damals viel von einer rumänisch-griechischen Allianz gesprochen, König Karol traf in Abbazia mit dem König Georg zusammen, und die rumänischen und die griechischen Studenten tauschten gegenseitige Besuche in Athen und Bukarest aus. Der Preis einer solchen Allianz konnte aber, wie weiterschauende sogleich richtig vermuteten, für Rumänien nur in der Preisgabe der Mazedorumänen und in der Auslieferung dieser an das Hellenentum bestehn. Bald wurden denn auch von Griechenland ausgehende dahinzielende Aspirationen bemerkbar, und die Rumänen, die vor kurzem noch eine Allianz mit den Griechen laut gepriesen hatten, fingen an einzusehen, daß um diesen Preis, um den Verrat an ihrem verlassenen Bruderstamm, eine solche Allianz zu teuer erkauft sei.

Unter dem Drucke dieser täglich mehr erstarkenden öffentlichen Meinung sah sich auch das damalige Kabinett Sturdza zum Wiedereinlenken veranlaßt. Man fing an, die Freundschaft mit Griechenland lauer zu behandeln, dagegen erneute Summen für die Wiedereröffnung der geschlossenen rumänischen Schulen in Mazedonien auszuwerfen, den dortigen notleidenden Lehrern und Geistlichen ihre Gehalte nachzuzahlen und sie, sofern sie nach Rumänien oder anderswohin ausgewandert waren, wieder an die Stätte ihrer frühern Tätigkeit zu deren Wiederaufnahme zurückzuführen. Auch wurde neben dem alten rumänischen Konsulat in Bitolia noch ein neues Konsulat in Janina errichtet.

Auf den Rat des russischen Geschäftsträgers in Konstantinopel suchte ferner die russische Regierung den ökumenischen Patriarchen für die Wünsche der Mazedorumänen zu gewinnen. Auf rumänischer Seite gab man sich dabei der Hoffnung hin, daß sich der Patriarch, dessen Wahl seinerzeit nur unter dem Einflusse Rußlands zustande gekommen war, schon mit Rücksicht auf Rußland entgegenkommend zeigen werde. Sehr wider Erwarten fiel aber die Antwort verneinend aus. Es zeigte sich, daß das ökumenische Patriarchat noch immer dem Griechentum zuneigte, daß es in seiner Zusammensetzung — Synode und Laienrat — die historisch-griechische Tradition nicht aufzugeben gewillt sei. Daneben mag wohl auch die Besorgnis von Einfluß gewesen sein, daß die Gewährung des Gebrauchs der rumänischen Sprache beim Gottesdienst und die Bildung rumänischer Kirchengemeinden schließlich zur Aufrichtung eines mazedo-

rumänischen Exarchats nach bulgarischem Muster führen werde, was man in Bukarest allerdings für die zweckentsprechendste Lösung dieser Angelegenheit hält.

Später unternahm der ehemalige rumänische Metropolitprimas Ghenadie eine Reise nach Mazedonien, um sich durch Augenschein davon zu überzeugen, ob der Boden für die Schaffung einer mazedorumänischen Nationalkirche geebnet sei. Zugleich wollte er den Mazedorumänen Gelegenheit geben, einmal einen rumänischen Erzbischof zu sehen und sie in ihren schon zum Ausdruck gebrachten Wünschen bestärken. Aber obgleich Ghenadie die Reise ohne Vorwissen der rumänischen Regierung als einfacher Privatmann unternommen und auch in Mazedonien alles vermieden hatte, was bei dem ökumenischen Patriarchen Anstoß hätte erregen können — er hatte deshalb auch die mehrfach an ihn ergangne Aufforderung, einen Gottesdienst abzuhalten, abgelehnt —, nahm das Patriarchat diese Reise doch als einen ihm feindseligen Akt auf, und es richtete deshalb an die Synode der rumänischen Landeskirche in Bukarest eine Beschwerde. Die Synode antwortete, daß Ghenadie die Reise nach Mazedonien aus eigner Initiative und ohne ihr Vorwissen ausgeführt habe; zugleich benutzte aber die Synode die Gelegenheit, die kirchlichen Wünschen der Mazedorumänen warm zu befürworten und der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß sie durch das Patriarchat endlich erfüllt werden möchten.

Mit dieser Antwort unzufrieden, wandte sich das ökumenische Patriarchat an die Hohe Pforte mit der Androhung, daß, wenn durch die türkische Regierung die kirchlichen Wünsche der Kutzowalachen erfüllt würden, sich das Patriarchat genötigt sehen werde, zum Schutze seiner Privilegien zu derselben Politik seine Zuflucht zu nehmen, die es im Jahre 1871 gegen die Bulgaren angewandt habe, nämlich ein ökumenisches Konzil einzuberufen, das die Mazedorumänen als Schismatiker erklären werde.

So standen die Dinge, als zu Beginn des Jahres 1905 die Konservativen in Rumänien wiederum ans Ruder gelangten. Energischer als zuvor suchte man jetzt die Wünsche der Mazedorumänen zu erfüllen, und als der Vali von Janina zwei mazedorumänische Schulinspektoren unberechtigterweise hatte gefangen nehmen lassen, nahm man dies zum Anlaß, bei der Hohen Pforte die endliche Anerkennung der Mazedorumänen als Nationalrumänen durchzusetzen. Zugleich wandte sich die Bukarester Regierung an die ihr befreundeten Mächte um Unterstützung dieses ihres Schrittes bei der Hohen Pforte, und sie hatte die Genugtuung, daß sich insbesondre Deutschland mit Nachdruck für ihre Forderung in Konstantinopel verwandte. Dank dieser Fürsprache Deutschlands wurde denn nun auch das lange erstrebte Ziel erreicht. Am 19. Mai 1905 erschien ein Iradé des Sultans, worin die rumänische Nationalität der Kutzowalachen ausdrücklich anerkannt wird. Mit dieser Anerkennung ist implicite für die Kutzowalachen das Recht verbunden, eigne Kirchen und Schulen zu unterhalten und das Rumänische als Kirchensprache einzuführen.

Darob natürlich große Unzufriedenheit bei dem ökumenischen Patriarchen und der Heiligen Synode, insbesondre aber bei den Griechen, denen durch die Anerkennung der Mazedorumänen als Nationalrumänen eine Einbuße ihres Einflusses in Mazedonien drohte. Um sich diesen Einfluß zu erhalten, rüsteten sie unter Anführung aktiver Offiziere Banden aus, die die Aufgabe hatten, unter Mord und Brand eine wahre Schreckensherrschaft unter den Mazedorumänen auszuüben und die mit dem Tode zu bedrohen, die rumänische Kirchen besuchen und sich der rumänischen Sprache bedienen würden.

Die rumänische Regierung richtete deshalb wiederholt Beschwerden an das Kabinett zu Athen, und sie wurde hierbei unterstützt durch die Stimmung des rumänischen Volkes, das sich auf das höchste über den Terrorismus empörte, den die Griechen in den mazedorumänischen Gemeinden ausübten. Die griechische Regierung verlegte sich auf das Ableugnen, obgleich das Bestehen einer mazedonischen Gesellschaft in Athen, die auf griechischem Territorium Banden organisiert, mit Waffen versieht und sie dann unter Führung beurlaubter griechischer Frontoffiziere unter den Augen der griechischen Behörden über die mazedonische Grenze schickt, aller Welt bekannt ist, und obgleich durch aufgefangne oder vorgefundne Briefe die Verbindung griechischer Konsuln in Mazedonien mit den Banden — auch der griechische Konsul in Saloniki ist durch solche Briefe stark kompromittiert worden — völlig ausreichende Beweise in Bukarest vorliegen. Die griechische Regierung kehrte aber den Spieß um, indem sie behauptete, daß griechische Geschäftsläden in Rumänien zerstört und deren Inhaber mißhandelt worden seien, daß auch die rumänischen Behörden eine in Giurgiu vorgefallene Beleidigung der griechischen Flagge geduldet hätten, und sie forderte schließlich noch die sofortige Rücknahme der Ausweisung der Herausgeber des in Bukarest erschienenen griechischen Blattes Patris. Die rumänische Regierung konnte hierauf antworten, daß der Vorwurf der Zerstörung griechischer Geschäftsläden und der Mißhandlung der Inhaber völlig aus der Luft gegriffen sei, indem sich der Vorgang, auf den sich der Vorwurf stütze, auf eine Prügelei beschränke, die zwischen Mazedogriechen und Mazedorumänen, die übrigens sämtlich türkische Untertanen gewesen seien, in einem mazedonischen Kaffeehause stattgefunden habe, eine Ausschreitung, wegen der sich die Beteiligten vor Gericht zu verantworten hätten, daß es sich ferner bei der angeblichen Beleidigung der griechischen Flagge in Giurgiu nur um einen zusammengeflickten Lappen gehandelt habe, den ein Teilnehmer an einer Manifestation aus der Tasche gezogen und zerrissen habe, daß übrigens auch die bei diesem Vorgange anwesend gewesnen Polizisten gegenüber der großen Menge der Manifestanten an Zahl nicht ausreichend gewesen wären, um die Tat zu verhindern, und daß, was schließlich die Ausweisung der Herausgeber des Blattes Patris betreffe, jedes freie Volk das Recht habe, ihm lästig fallende Ausländer auszuweisen, und die Herren von der Patris hätten das ihnen in Rumänien eingeräumte Gastrecht sehr gröblich mißbraucht, indem sie

Sammlungen zu der Ausrüstung griechischer Banden veranstaltet und in ihrem Blatte Hetzartikel gegen Rumänien veröffentlicht hätten.

Die griechische Regierung erteilte hierauf ihrem Gesandten in Bukarest die Weisung, auf unbestimmten Urlaub zu gehn und auch keinen Geschäftsträger zu hinterlassen. Dieser Vorgang, der insofern ungewöhnlich war, als der Gesandte nicht, wie es sonst in solchen Fällen üblich ist, seine Pässe verlangte und die im Lande lebenden Untertanen seiner Regierung dem Schutze des Vertreters einer andern Macht unterstellte, mußte selbstverständlich von der rumänischen Regierung mit der unter gleichen Modalitäten erfolgenden Beurlaubung ihres Gesandten in Athen beantwortet werden. Und da die griechische Regierung ihre schon von der rumänischen Regierung entkräfteten Anschuldigungen in einem Rundschreiben an die Mächte wiederholte, sah sich die rumänische Regierung veranlaßt, ihren 1900 mit Griechenland abgeschlossenen Handelsvertrag zu kündigen. Dieser trat denn auch nach Ablauf der neunmonatigen Kündigungsfrist im Juli 1906 außer Kraft.

Seitdem wurde die Einfuhr griechischer Waren in Rumänien mit einer durch das Parlament beschlossenen Extrasteuer belegt, die so hoch war, daß sie einem Verbot der Einfuhr gleichkam, und außerdem wurde die Gewerbe- sowie die Immobiliensteuer der in Rumänien lebenden Griechen um ein vielfaches erhöht. Zahlreiche Griechen, darunter geschäftlich und gesellschaftlich sehr hochstehende Personen, gegen die der Verdacht rege wurde, daß sie mit den in Mazedonien operierenden griechischen Banden sympathisierten und sie finanziell unterstützten, wurden des Landes verwiesen. Selbstverständlich beeilte sich die griechische Regierung, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und sie erließ gegen die Einfuhr rumänischer Waren in Griechenland und gegen die dort wohnenden Rumänen ähnliche Maßregeln. Da aber in Rumänien etwa 80000 Griechen wohnen, und da der griechische Handel mit dem Donaukönigreiche von alters her sehr bedeutend ist, während in Griechenland nur 70 bis 80 Rumänen ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, und der rumänische Handel dorthin nur einen geringen Prozentsatz der Gesamtausfuhr ausmacht, so war Griechenland bei diesem Kampfe in bedeutendem Nachteil gegenüber Rumänien. Jetzt sind nun, wie gesagt, diese Maßregeln von beiden Seiten aufgehoben worden, und wenn der von der Hohen Pforte getane energische Schritt, dem sich auch schon einige andre Mächte angeschlossen haben, in Athen den erhofften Erfolg haben wird, dürfte der endgiltige Friedensschluß nicht mehr lange auf sich warten lassen, und die diplomatischen Beziehungen unter den beiden Staaten wieder aufgenommen werden.

Erörtern wir aber bei dieser Gelegenheit auch einmal eingehender die Frage, mit welchem historischen Rechte die Griechen nicht nur die Mehrzahl der Einwohner Mazedoniens — unter denen neben Bulgaren und Serben die Kutzowalachen die Minderheit bilden — sondern auch die von Epirus und Albanien als griechischen Ursprungs bezeichnen und deshalb für ihre Nationalität

reklamieren. Eine historische Studie, die hierüber der Präsident der „Gesellschaft für intellektuelle Kultur in Mazedonien“, Dr. Leonte in Bukarest, vor mehreren Jahren veröffentlichte, enthält hierzu ein recht interessantes Material.

Dr. Leonte bestreitet zunächst die Rechte der Griechen auf Albanien. Er verweist hierbei darauf, daß erwiesenermaßen dieses Land niemals zu Griechenland gehört hat, daß es immer von denselben Albanesen bewohnt war, die es noch heute zum größten Teil bevölkern, und daß man dort nicht ein einziges griechisches Dorf vorfindet. Ich kann dem noch hinzufügen, daß die Albanesen, deren Land ich des öftern bereist habe, trotz ihrer Nachbarschaft zu den Griechen und trotz des Einflusses, den diese in mancherlei Hinsicht zu gewissen Zeiten auf sie ausgeübt haben, so wenig von den Griechen angenommen haben, daß sie noch heute die Bauerntracht der Römer tragen, unter deren Herrschaft sie verhältnismäßig frühzeitig gelangt sind. Man findet zwar viele griechische Familien unter den Albanesen, doch sind diese im Laufe der Jahre eingewandert und immer zerstreut seßhaft; nie bilden sie ein Gemeinwesen für sich. Hätte man es hier mit Ureinwohnern zu tun, so würden sich doch noch ganze Siedlungen, ganze rein griechische Dörfer erhalten haben, die man aber in Albanien nirgends findet.

Auch was Epirus anlangt, so kann man so weit, wie man will, in die Vergangenheit zurückgehn, ohne zu finden, daß es je einmal zu Griechenland gehört hat oder mit ihm verbündet war. Im Gegenteil weiß man, sagt Dr. Leonte, daß sich Themistokles, als er sich zu Admetos flüchtete, mit diesem nicht verständigen konnte, da der König der Molossen nicht griechisch konnte. Auch zur Zeit des Peloponnesischen Krieges waren die Epiräer keine Griechen geworden. Wir erhalten hierüber von Thucydides vollständige Aufklärung. In seiner Geschichte liest man an verschiednen Stellen folgendes: „Epidamnos (jetzt Durazzo) ist eine Stadt rechts vom Jonischen Golf. Sie ist umgeben von Taulentinern, einem barbarischen Volk.... Nach innern Zerwürfnissen kamen die Bewohner zum größten Teil um in einem Kriege mit ihren Nachbarn, den Barbaren.“ (Thucydides, I, Kapitel 24.) Und des weitern von Argos am Nordufer des Golfes von Arta redend, schreibt der berühmte griechische Geschichtschreiber: „... Überwältigt von Mißgeschick forderten die Einwohner die Ambraciten, ihre Nachbarn, auf, die Stadt zu teilen, und in ihrer Verbindung mit den Argoiern lernten die Ambraciter griechisch, denn der Rest der Amphilochen bestand aus Barbaren. Mit der Zeit jagten die Ambraciten die Argoier davon und behielten die Stadt.“ (Buch I, Kapitel 68.) Weiterhin bei der Abhandlung über Akarnanien, Zakinthos, Cephalonia und Naupactos sagt Thucydides: „Barbaren mischten sich zu den Griechen, und unter den Barbaren sah man viele Chaoner, die keine Könige haben; mit ihnen gingen die Thesproter, die ebenfalls keine Könige kannten. Die Molossen und die Antitonen wurden von Sabylinthus angeführt.... Die Chaoner und die andern Barbaren machten einen eiligen Marsch in der Hoffnung, diese Stadt zu nehmen und den Ruhm des Sieges zu haben.“

(Thucydides, II, Kapitel 80 bis 88.) Es geht aus diesem Zeugnis des Thucydides hervor, daß die Epiräer vierhundert Jahre v. Chr., also dreißig bis vierzig Jahre vor der Geburt Philipps des Dritten von Mazedonien, des Vaters Alexanders des Großen, der Griechenland unterwarf, keine Griechen sondern Barbaren waren.

Auch später sind die Epirärer nicht Griechen geworden. Der berühmte französische Geograph Malte-Brun schreibt hierüber im fünften Kapitel seiner Geographiegeschichte: „Epirus, das alle andern Griechen von Griechenland ausschließen, wird von Strabon mit Illyrien und Mazedonien zusammen geschildert. Seine hauptsächlichsten Kantone waren in Chaones: Thesprotis und Molossis. Strabon und Plutarch lehren uns, daß die Epirärer eine besondre Sprache sprachen, die mit mazedonisch gleichlautend war. Es scheint, daß das heutige Albanesisch davon abstammt.“ Man weiß, daß die beiden griechischen Gelehrten Strabon und Plutarch im ersten und zweiten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung lebten. Somit waren bis dahin die Epiräer nichts weniger als Griechen. Wann sollen sie es nun geworden sein? Vielleicht unter römischer Herrschaft, als nach Aussage Titus Livius die Bevölkerung Griechenlands ein colluvies gentium geworden war, oder unter der Herrschaft von Byzanz, dessen Geschichtschreiber Nichetas Choniales, Pachymerus, Chalcocondylas, Franzes usw. Epirus und Thessalien nur „die große und die kleine Walachei“ nennen?

Was Mazedonien betrifft, so war auch dessen Bevölkerung so wenig griechischen Ursprungs und im Gebrauche der griechischen Sprache, daß Demosthenes, der größte Redner Griechenlands, in seinen Reden Philipp den Dritten beständig einen Barbaren nennt. Außerdem ist historisch erwiesen, daß die Griechen zu jener Zeit in Mazedonien und Epirus nur einige kleine Kolonien besaßen, wie Amphipolis, Olynth usw. Wenn die Mazedonier zur Zeit Philipps des Dritten keine Griechen waren, wann wären sie es denn geworden? Vielleicht unter den Nachfolgern Alexanders, gegen die die Griechen die Hilfe der Römer anriefen, da jene Barbaren seien? Oder unter den Römern, oder unter den Byzantinern, als sich das römische Element, das in Mösien ansässig war, seitdem Aurelian seine Legionen und eine Anzahl römischer Kolonien am rechten Ufer der Donau angesiedelt hatte, fliehend vor dem Ansturm der Slawen in Mazedonien zu verbreiten begann? Oder noch später, als die Slawen und darauf die Türken in Mazedonien eingedrungen waren? Wurde damals diese Provinz vielleicht durch ein Wunder griechisch? Weder in jenem Zeitabschnitte noch überhaupt spricht die Geschichte von einer griechischen Invasion Mazedoniens.

Diesen Ausführungen Leontes sei noch hinzugefügt, daß das, was später, in nicht allzufern liegender Zeit, in Mazedonien, Epirus und Albanien als Hellenentum entstand, aus einer Verschmelzung von Ideen und Begriffen erwuchs. Der vom Sultan ernannte griechische Patriarch war der einzige Repräsentant der Christenheit in der Türkei, und mit der Zeit flossen die christliche und die hellenische Idee zu einem einzigen Gedanken zusammen. Das Griechische wurde die Kirchensprache, und von hier übertrug es sich auch auf den alltäglichen

Verkehr, sodaß die christlichen Bewohner Mazedoniens und Epirus noch heute, namentlich bei ihren Berührungen mit Ausländern, die griechische Sprache anwenden. Daheim in der Familie aber wird die Sprache der Ahnen als ein teures Erbteil behütet und gepflegt, jene Sprache, die die durch die Römerzüge und die spätern Völkerwirren ins Land gekommnen und dort seßhaft gewordnen Volksgenossen der Rumänen, Bulgaren und Serben redeten und noch heute reden, und durch die sie mit ihren Heimatsbrüdern geistig verbunden sind.

Es ist also geschichtlich nicht begründet, daß die Griechen Mazedonien, Epirus und Albanien als Heimstätten ihrer Vorfahren und die jetzt diese Länder bewohnende Bevölkerung als ihre Stammesgenossen reklamieren. Nur gewisse Landstriche sind, wie es bei der Nachbarschaft Griechenlands natürlich ist, von Griechen besiedelt, in dem übrigen, unvergleichbar größern Teil der genannten Länder sind Rumänen, Serben, Bulgaren, Albanesen, Türken und Spaniolen (Juden) seßhaft.

Aber ganz abgesehen hiervon — wohin würde es führen, wenn die Griechen auf Grund historischer Reminiszenzen Gebiete reklamieren wollten, die jetzt von andern Nationen besessen werden? Sie könnten dann ganz Süditalien, große Strecken in Afrika, die Stadt Marseille und andre Landstriche zurückfordern, und die Karte der Alten Welt müßte eine gründliche Umänderung erfahren, wenn man diesem Verlangen entsprechen wollte.

Auch das Interesse, das die Rumänen ihren Volksgenossen in Mazedonien zuwenden, ist wohl weniger von dem Wunsche diktiert, dereinst die Herrschaft über das von diesen bewohnte Land auszuüben — was bei dessen geographischer Lage ein Hirngespinst wäre —, als dadurch ein Kompensationsobjekt in die Hand zu bekommen, das Rumänien bei einer Liquidierung der europäischen Türkei in Anrechnung bringen könnte.



Betrachtungen über innere Politik

Von Carl Negenborn

2



Als der Zunftzwang gefallen war, und die tatkräftigen Handwerker kleine Unternehmer wurden, zugleich viele neue Elemente in das Handwerk eindrangen, da gestaltete sich bald die Lage derer schwierig, die dem Kampfe nicht gewachsen waren, wie ihn der freie Wettbewerb hervorbrachte, und schon um 1840 erlebte das Handwerk seine erste Krisis. Aber die Klagen über die Schäden der Gewerbefreiheit konnten den Geist der freien Unternehmung nicht bannen, die Großindustrie drängte auf weiten Gebieten das Handwerk zurück, auf andern Gebieten verdrängte sie es ganz. Nur wenige konnten aufsteigen, viele wurden bei der Entwicklung vom Handwerk zum Fabrikbetrieb zum Arbeiter herunter-

gedrückt, und viele andre, die dem Namen nach Handwerker blieben, wurden tatsächlich abhängig vom Großkapital. Und ähnlich im Handel. Vom kleinen Kramladen führte der Weg zum Großunternehmer, der bei geringerm Verdienst im einzelnen einen sehr viel größern Umsatz erreicht, die kleinen Konkurrenten erdrückt oder von sich abhängig macht. Das Warenhaus ist der Abschluß dieser Entwicklung.

Auf allen Gebieten also dasselbe Ergebnis, daß ein großer Teil der einstmals freien Existenzen vernichtet wurde; der Hausindustrielle war zum Arbeiter geworden, der Handwerker zum Diener des Kapitals, der kleine Kaufmann zum Angestellten des Großunternehmers. Es hat keinen Zweck, diese Entwicklung zu beklagen, denn sie war wohl unvermeidlich, und es kommt nur darauf an, über ihre Wirkungen klar zu werden. Die frühere Arbeit war Qualitätsarbeit gewesen, die Persönlichkeit des einzelnen, ihr Geschmack, ihre Begabung kamen dabei zu ihrem Rechte. Selbst der kleinste Handwerker konnte sich ausleben in seiner Hände Arbeit. Auf der Quantität aber beruht die Arbeit des Großunternehmens, sie ist Massenarbeit und Arbeit für die Masse. Die Persönlichkeit des einzelnen mußte leiden, da nur wenigen noch beschieden blieb, sich frei zu betätigen, sich in selbständiger Arbeit zu entwickeln. Das Ziel, das sich früher viele stecken konnten, durch angestrengte Tätigkeit zu einer unabhängigen wirtschaftlichen Existenz zu gelangen, können heute auch von den dazu Berufnen nur noch wenige erreichen, und je weiter der Konzentrationsprozeß des Großkapitals fortschreitet, um so näher werden wir dem Zustande kommen, daß einige wenige Auserwählte unser gesamtes Wirtschaftsleben leiten. Daß bei dieser Unterdrückung der Persönlichkeit, bei der ununterbrochnen, angestrengten Arbeit, die das moderne Wirtschaftsleben fordert, die Menschen einseitiger, auch innerlich unfreier wurden, konnte nicht ausbleiben.

Diese außerordentliche wirtschaftliche Entwicklung aber, die wir in der kurzen Zeit seit den sechziger und eigentlich erst seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erlebt haben, hat nicht nur die Wirkung gehabt, daß zugunsten weniger Auserwählter eine große Zahl einstmals wirtschaftlich unabhängiger Existenzen vernichtet, viele früher in freiem Berufe tätige zu Angestellten der Großunternehmung, zu Hörigen des Kapitals, besonders aber in die Klasse der Lohnarbeiter herabgedrückt worden sind, sie hat außerdem auch innerhalb des Deutschen Reiches eine Verschiebung der Bevölkerung, eine Binnenwanderung zur Folge gehabt, die wirtschaftlich und politisch von der allergrößten Bedeutung ist. Zu der sozialen Umschichtung kam die räumliche Umschichtung.

Nach Schmoller und Lamprecht lebten im Gebiete des heutigen Deutschen Reiches auf dem Geviertkilometer im Jahre 1800 nur 40 Einwohner, im Jahre 1900 aber deren 104. In den Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, in denen auf der Grundlage des freien Wettbewerbs der Kleinbetrieb, das Handwerk zurückgedrängt wurde durch die werdende Macht des Kapitals, war Deutschland ein Land starker Auswanderung. Über das Meer, besonders nach

den Vereinigten Staaten, zogen Unzählige, die sich in den veränderten Verhältnissen zu Hause nicht mehr zu helfen wußten und drüben neu zu erwerben hofften, was sie in der Heimat verloren hatten, eine unabhängige wirtschaftliche Stellung. Verstärkt wurde ihre Zahl durch die politisch Unbefriedigten, und es waren bekanntlich nicht die Schlechtesten, die damals dem Vaterlande den Rücken kehrten und dem erstarkenden Amerika als Kulturdünger dienten. Auch nach dem Kriege war die Abwanderung noch sehr groß, und von 1871 bis 1895 hat Deutschland noch etwa $2^1/_2$ Millionen Seelen auf diese Weise verloren. Und trotz dieser Verluste während eines Jahrhunderts hat sich die Bevölkerung im Reichsgebiete, die 1816 etwa 25 Millionen betrug, bis zum Jahre 1900 auf mehr als 56 Millionen vermehrt. Seit dem Jahre 1895 überwiegt die Zuwanderung in das Deutsche Reich sogar die Auswanderung. Nur unserm wirtschaftlichen Aufschwung ist es zu verdanken, daß wir diese gewaltigen Menschenmengen zu ernähren vermögen, aber die Kehrseite dieser Entwicklung ist es, daß die Zunahme der Bevölkerung nicht allen Teilen des Reiches und allen produktiven Berufsständen ungefähr gleichmäßig zugute kam, sondern wesentlich den großen Städten und den Gebieten des Reiches, die industriell entwickelt sind, daß aber auf dem Lande, besonders im Osten, die Bevölkerung entweder, verglichen mit der Zahl der Geburten, relativ zurückgegangen ist, oder wie in Ostpreußen, der Provinz mit der größten Geburtenzahl, sogar absolut abgenommen hat. In den fünf Jahren von 1895 bis 1900 haben die preußischen Provinzen östlich der Elbe fast eine halbe Million Einwohner durch Abzug verloren, also die Gebiete, die vorwiegend landwirtschaftlich sind. Während im Jahre 1882 die ländliche Bevölkerung noch 26,3 Millionen betrug, war sie bei der Volkszählung im Jahre 1895, trotz der gewaltigen Zunahme der Volkszahl, auf 25,9 Millionen zurückgegangen; statt mit 58 Prozent im Jahre 1882 war das platte Land jetzt nur noch mit 50 Prozent an der Gesamtbevölkerung beteiligt.

Der Zug vom Lande in die Stadt, vom Osten in die Industriegebiete des Westens ist die Begleiterscheinung unsrer wirtschaftlichen Entwicklung. Im Jahre 1840 gab es in Deutschland nur zwei Städte mit mehr als 100000 Einwohnern, Berlin und Hamburg, 1900 gab es deren 41 mit einer Gesamteinwohnerzahl von annähernd 12 Millionen, und die überwiegende Mehrzahl dieser Städte liegt im Westen. Auf wessen Kosten sich diese Entwicklung aber vollzogen hat, das zeigen die Ergebnisse der Volkszählungen. Im Jahre 1905 wurden in Preußen 57 ländliche Kreise gezählt, in denen eine Abnahme der Bevölkerung stattgefunden hatte, und darunter waren 11 brandenburgische, 14 ostpreußische und 15 schlesische Kreise. Bei der vorletzten Zählung im Jahre 1900 waren es in Schlesien sogar 25 und in Ostpreußen 28 Kreise gewesen, in denen die Zahl der Bewohner zurückgegangen war. Es liegt hier also eine Entvölkerung weiter Teile des preußischen Staates vor, die um so erschreckender ist, wenn man berücksichtigt, wie groß der Geburtenüberschuß gerade dieser östlichen Gebiete ist. Das entgegengesetzte Bild bieten die

Gebiete, in denen das Vorkommen von Kohle und Erzen die Entwicklung der Industrie begünstigt hat, in Preußen besonders das oberschlesische und das rheinisch-westfälische Industriegebiet. An diesem zuletzt genannten sind die Regierungsbezirke Düsseldorf, Arnsberg und Münster beteiligt, und wie sehr die Bevölkerung in diesen drei Bezirken zugenommen hat, zeigen folgende Zahlen:

Es hatten Einwohner die Regierungsbezirke

	1871	1900
Düsseldorf . .	1328324	2599806
Arnsberg . .	865815	1851319
Münster . . .	435805	699583
	2629944	5150708

In neunundzwanzig Jahren also eine Verdopplung der Bevölkerung. Hier sind die Riesenwahlkreise wie Essen und Duisburg-Mülheim-Ruhrort, wo bei der Reichstagswahl am 25. Januar 1907 in jenem 94804, in diesem 93173 Stimmen abgegeben wurden. Hier sind nicht nur Städte in fast amerikanischer Weise gewachsen, sondern auch Landgemeinden, wie Borbeck mit heute 60000, Hamborn mit 80000 Einwohnern. Land- und Stadtkreis Essen hatten zur Zeit der Volkszählung vom 1. Dezember 1875 zusammen 163507 Einwohner, am 1. Dezember 1900 aber deren 402941. Die vom Statistischen Bureau in Berlin veröffentlichten Ergebnisse enthalten leider keine Mitteilungen über die Abstammung der in den Provinzen, Kreisen und Gemeinden gezählten Personen, sodaß sich über die Bewegung der Bevölkerung innerhalb des Staatsgebiets kein rechtes Bild gewinnen läßt. Deshalb ist vielleicht die Mitteilung von Wert, daß im Land- und Stadtkreise Essen allein jährlich etwa achthundert Militärpflichtige beim Oberersatzgeschäft vorgestellt werden, die in Ostpreußen geboren sind. Sie stammen fast ausschließlich aus den masurischen Teilen Ostpreußens, und in erster Linie schickt der Kreis Ortelsburg seine Söhne dorthin in das Kohlenrevier. Daß dieser Kreis dabei nicht einmal zu den Kreisen gehört, deren Bevölkerung zurückgeht, das spricht für die unverwüstliche Lebenskraft dieser östlichen Gebiete. Eine Vorstellung von der polnischen Binnenwanderung erhält man, wenn man die bei den Reichstagswahlen von 1903 und 1907 in einigen westlichen Wahlbezirken abgegebnen polnischen Stimmen vergleicht. Es wurden abgegeben im Wahlkreise

	1903	1907
Duisburg-Mülheim .	2881	5455
Essen	1589	2540
Bochum	6208	7511
Dortmund	2743	5085
	13421	20591

Das bedeutet in dreieinhalb Jahren eine Steigerung der polnischen Stimmen um 53½ Prozent, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß ein Teil der polnischen Wähler sicher schon im ersten Wahlgange für den Sozialdemokraten gestimmt hat.

Als im Jahre 1902 in Düsseldorf die glänzende Industrieausstellung Zeugnis ablegte von den Leistungen des rheinisch-westfälischen Industriebezirks, da war auf einer Ehrentafel in Erz eingegraben, welcher große Anteil der Gesamtbevölkerung in diesem Bezirke lebt und mit welchem hohen Betrage die Bewohner dieses Bezirks an dem Gesamtertrage der preußischen Steuern beteiligt sind. Nur eine Zahl fehlte, nämlich eine Angabe darüber, wie viele ihrer Söhne die andern Provinzen an diesen Bezirk abgegeben haben, die nun hier die Maschinen in Bewegung setzen, die ohne diese Arbeitskräfte still stehn müßten. Wenn es wesentlich auf der angestrengten Arbeit der Industrie beruht, daß wir reicher geworden sind, so darf doch niemals vergessen werden, daß Blut edler ist als Gold, daß diese Erfolge erreicht wurden auf Kosten andrer Erwerbsstände und auf Kosten der Gebiete, von denen aus unser Staatswesen geworden ist, und daß eine Verödung dieser Gebiete, die ihr Bestes hergeben an den Westen und an die großen Städte, unbedingt zurückwirken muß auch auf die Teile des Staatsgebiets, die jetzt von der Anhäufung von Menschen Vorteil zu haben glauben. Es darf aber auch nicht vergessen werden, daß die Menschen, die, angezogen durch hohe Löhne und durch Vergnügungen, in diese Industriebezirke abwandern, Schaden leiden an Körper und Seele.

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, über diese soziale und räumliche Umschichtung unsers Volkes zu klagen, denn das Ergebnis dieser Entwicklung liegt heute als Tatsache vor uns, und mit Tatsachen muß man sich abfinden. Es kommt hier nur darauf an, zu prüfen, welche Folgen es gehabt hat, daß durch unsre wirtschaftliche Entwicklung eine große Zahl einstmals wirtschaftlich selbständiger Menschen in die Klasse der Lohnarbeiter herabgedrückt, daß unzählige andre von ihrer heimatlichen Scholle losgelöst in den großen Städten und den Industriebezirken Spreu vor dem Winde geworden sind; zu prüfen, ob nicht dieser völlig umgestalteten Gesellschaft gegenüber Unterlassungssünden begangen worden sind, die manchen Übelstand, unter dem wir heute leiden, erklärlich erscheinen lassen; sowie endlich, ob nicht aus den Lehren der Vergangenheit Folgerungen gezogen werden können für das, was zu geschehen hat, um eine glücklichere Zukunft vorzubereiten.

Wenn hier versucht worden ist, in großen Zügen ein Bild unsrer jüngsten wirtschaftlichen Entwicklung und der Wirkungen zu geben, die diese Entwicklung auf die soziale und räumliche Umschichtung unsers Volkes gehabt hat, so muß außerdem zum Verständnis unsrer Lage daran erinnert werden, daß diese wirtschaftliche Entwicklung der Zeit nach im wesentlichen zusammengefallen ist mit unsrer politischen Einigung. Wir haben gesehen, daß Kapitalismus und Großbetrieb eigentlich erst in den siebziger Jahren entstanden sind, also nach dem großen Kriege, in dem die zerrissenen deutschen Stämme zu einem Volke geeinigt wurden.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß erst auf der Grundlage dieser politischen Erfolge der gewaltige Aufschwung unsers wirtschaftlichen Lebens möglich war, der noch mächtig gefördert wurde durch die französische

Kriegsentschädigung, die dem deutschen Markte reiche Mittel zur Verfügung gab. Bei den Völkern, die, glücklicher als wir, die politische Einigung seit vielen Jahrhunderten hatten, konnten die Fortschritte der Technik keine so umwälzenden Folgen haben als bei uns, wo die Verwirklichung des Traumes unsrer Vorfahren unser Staatsleben von Grund aus umgestaltete und allen bis dahin gebundnen Kräften gewaltige Impulse gab. In kurzem Zeitraum wurde mit Riesenschritten nachgeholt, was uns fehlte, wurden in einem Jahre unter der Führung der preußischen Macht die Fehler eines Jahrtausends wett gemacht. Das kriegstüchtigste Volk der Welt, dessen Blut auf allen Schlachtfeldern Europas mit Ehren geflossen war, und das doch dank seiner politischen Zerrissenheit nur als Volk der Denker mitleidig geduldet wurde, hatte sich plötzlich aufgerafft, sich seinen Platz an der Sonne erobert und trat ein in die Reihe der Weltmächte. Aber es geschah unvermittelt, der Übergang fehlte, keine politische Schulung in innern Kämpfen hatte das Volk vorbereitet auf die neue Stellung in der Welt, auf die großen neuen Aufgaben, die jetzt zu erfüllen waren. Die Kämpfe der preußischen Konfliktszeit hatten doch am besten die politische Unreife selbst der Männer erwiesen, die in dem einzigen deutschen Staate, der eine stolze Geschichte hatte, zur Führung des Volkes berufen waren.

Mit der Magna Charta begann im Jahre 1215 der Kampf des englischen Volkes um seine politische Freiheit, und in jahrhundertelangem Ringen des Parlaments mit der Krone ist dann die ungeschriebne englische Verfassung entstanden, die gerade deshalb so fest im Rechtsbewußtsein des Volkes begründet ist, weil sie nicht das Ergebnis kühler Erwägungen und schwächlicher Kompromisse ist, sondern weil sie historisch geworden, weil sie Stück für Stück erkämpft und errungen ist. So hat sich das politisch begabte englische Volk wie einstmals das römische Volk im Laufe der Zeit das Recht und die Verfassung geschaffen, die seiner Eigenart entsprechen, indem es mit zäh konservativem Sinne auf dem vorhandnen Grunde weiterbaute und nur da veränderte und erweiterte, wo neue Bedürfnisse entstanden, denen das geltende Recht nicht mehr genügte. Das englische Volk hat es niemals nötig gehabt, sich an seine Verfassung zu gewöhnen, in diese Verfassung erst hineinzuwachsen, denn Recht und Verfassung sind mit ihm geworden, sind das natürliche Ergebnis seiner Geschichte. Wie anders bei uns. Was waren wir vor 1866 und 1870?

Unklar und unreif waren die Gedanken, die in der Revolution von 1848 ihren Ausdruck fanden, unklar und unreif die Träume und Wünsche der Zeit der Schützenfeste und eine politische Donquijoterie die Begeisterung des deutschen Volkes für die Freiheitskämpfe der Hellenen und der Polen. Als dann aber die Männer kamen, die den Weg weisen wollten aus dieser Wirrnis, als König Wilhelm und Bismarck die Mittel forderten, Preußen stark zu machen für den unvermeidlichen Kampf, da ergab sich, daß sogar im Staate Friedrichs des Großen sie fast niemand verstand. In den schlimmen Jahrzehnten, die auf die Befreiungskriege folgten, hatte man sich des politischen Handelns entwöhnt,

hatte man verlernt, an Großes zu glauben. Die Krone war stark genug, ihren Willen durchzusetzen, Preußen von der österreichischen Vormundschaft zu befreien und so die Bahn freizumachen für eine größere Zukunft, es ist aber bezeichnend für unsre politische Entwicklung, daß auf dem Wege, den Preußen gehen mußte, die süddeutschen Brüder standen, und daß die preußische Macht aufgerichtet werden mußte gegen ihren Willen.

Es war das traurige Ergebnis einer vielhundertjährigen Geschichte, daß man in Süddeutschland die Größe der Stunde nicht erkannte und sich dem stärkern Norden versagte zugunsten des Kaiserstaates. Nicht lange vorher hatte Fürst Hohenlohe darüber geklagt, daß ein großer Teil der deutschen Nation ausgeschlossen sei von der Bestimmung der Geschicke Deutschlands; er, der Süddeutsche, bestätigt, daß zur politischen Ausbildung und Kräftigung eines Volkes die Teilnahme an den Interessen der Menschheit, an dem, was man gewöhnlich große Politik nennt, unumgänglich nötig sei, und daß sich in kleinlichen, beschränkten Verhältnissen der Horizont des Individuums verengere und damit Tatkraft, gesundes Urteil und Charakterstärke zugrunde gingen und einer spießbürgerlichen Weichmütigkeit Platz machten.*) In der nationalen Erregung der Jahre 1870 und 1871 wurden dann auch die Süddeutschen mit fortgerissen, wurde die ersehnte deutsche Einheit errungen, aber konnte man erwarten, daß die hochgespannte, zu Opfern bereite Stimmung dieser großen Zeit anhalten würde? Wenn der Partikularismus, die Abneigung gegen Preußen in Süddeutschland nach dem Kriege langsam wieder zugenommen haben, wenn man dort vielfach zu vergessen scheint, daß Preußen den andern Deutschen das Beste gegeben hat, was der Mensch haben kann, ein starkes Vaterland, so zeigen sich hier eben die Folgen davon, daß ein großer Teil der Deutschen bis 1870 in bequemer Kleinstaaterei ohne große politische Aufgaben und Ziele dahinlebte. Die Sünden von Jahrhunderten lassen sich nicht so schnell ausgleichen, sie wirken nach auch in der Generation, die nach 1870 aufgewachsen ist. Hinzu kommen die ausgesprochen demokratischen Neigungen der Oberdeutschen. Es kann dahingestellt bleiben, ob diese nicht auch zum guten Teil die Folge davon sind, daß das politische Leben in den Kleinstaaten zu lange des Inhalts entbehrte, weil es leicht ist, sich politischen Träumereien hinzugeben, wenn nicht große Aufgaben zu ernstem Nachdenken zwingen, wenn nicht große Ereignisse von Zeit zu Zeit die Menschen über den Unterschied von Schein und Wirklichkeit belehren. Tatsache ist, daß diese demokratischen Neigungen in Süddeutschland stärker vorhanden sind als in Norddeutschland, und auch daraus ergibt sich ein Gegensatz zu dem im norddeutschen Boden wurzelnden Kaisertum.

*) Denkwürdigkeiten des Fürsten Hohenlohe-Schillingsfürst I, S. 114.





Aus dem Lager der Gegner Goethes



Es ist wohl an der Zeit, die Äußerungen der Zeitgenossen Goethes, denen sein Wesen nicht gefiel, rein objektiv im Dienst der Wahrheit, also ohne jede vorgefaßte Meinung zu prüfen. Man braucht bei solcher Untersuchung nicht zu fürchten, deshalb selbst zu Goethes Gegnern gerechnet zu werden: bei dem Lichte pflegt ja der Schatten nicht zu fehlen. Es empfiehlt sich der Versuch, die Wurzeln der Goethefeindschaft bloßzulegen.

Aus dem literarischen Nachlaß Joh. Gottfried Grubers, der nach einer langen segensreichen akademischen Wirksamkeit 1851 als Geheimer Hofrat und ordentlicher Professor zu Halle gestorben ist, stehen mir, durch die Güte des Herrn Direktors Gruber in Schivelbein, vereinzelte Briefe zur Verfügung, aus denen sich einige Beiträge zur Geschichte der Goetheopposition gewinnen lassen.

J. G. Gruber, seit 1803 Privatdozent in Jena, trat dort in nahe Beziehungen zu dem Direktor der Allgemeinen Literaturzeitung, Professor Chr. Gottfried Schütz, und zu dessen Sohne Friedrich Karl Julius, der sich, obwohl fünf Jahre jünger, schon 1800 in derselben Fakultät als Privatdozent habilitiert hatte. Am 19. März 1803 wagte es der junge Schütz, im Weimarer Schauspielhaus nach der Aufführung der Braut von Messina ein Hoch auf Schiller auszubringen. Zwei Tage später erteilte Goethe auf besondern Befehl Serenissimi dem Herrn von Hendrich den Auftrag, „daß dieselben gedachten Doctor Schütz vor sich kommen lassen, um von ihm zu vernehmen, wie er als ein Eingeborner, dem die Sitten des hiesigen Schauspielhauses bekannt sein mußten, sich eine solche Unregelmäßigkeit habe erlauben können? wobey Sie ihm Serenissimi Mißfallen und eine bedrohliche Weisung für künftige Fälle auf das nachdrücklichste werden zu erkennen geben". Das war eine arge Demütigung für den selbstbewußten Privatdozenten, der schon auf eine Professur hoffen mochte. Goethe beruhigte sich damit aber noch nicht, er gab in einer Nachschrift von Hendrich den weitern Auftrag: „im Namen Serenissimi Herrn Hofrat Schütz zu erkennen zu geben: Höchstdieselben hätten sich von ihm versprochen, daß sein Sohn besser gezogen sein würde".

Ob das Vivat eine Vorgeschichte hatte, die das überstrenge Vorgehen Goethes herausgefordert hat, läßt sich nicht feststellen. Jedenfalls bestimmten die Nasen, die Vater und Sohn erhalten hatten, den Vater, einen ehrenvollen Ruf nach Halle anzunehmen und die Allgemeine Literaturzeitung zum Schaden

Jenas dorthin zu verpflanzen. Der Sohn wurde zugleich außerordentlicher Professor in Halle. Goethe hatte diesen Gegenschlag nicht gefürchtet. Er spricht daher von einem „in die Unternehmer der ALZ. gefahrenen Schwindelgeist" von „einer Tücke der abscheidenden Unternehmer". Es mochte ihm gar nicht in den Sinn kommen, daß er sich die beiden Schütz zu Todfeinden gemacht hatte.

Bei der neuen Jenaer Literaturzeitung, die Eichstädt auf Geheiß Goethes ins Leben rief, fand auch Gruber Verwendung. Er meinte später, er habe „vor Goethes Augen Gnade" gefunden. Daß Goethe ihm nicht recht traute, zeigt sein Brief vom 7. Januar 1804 an Eichstädt. Gruber war wohl auch der Urheber des Geredes, das Böttiger am 5. Februar 1815 an F. J. Bertuch weitergibt: „Da haben wir denn unser blaues Wunder über das Treiben der Jenaischen Literaturzeitung vernommen. Goethe hat manchmal 50 Recensionen zu allerhöchster Stempelung bei sich liegen."

Jetzt verstehen wir auch Grubers Brief aus Weimar vom 1. Februar 1807 an F. K. J. Schütz. Folgende Stellen kommen hier in betracht: „Geschlossen ist der heilige Bund, — ewig gilt er, — fest und innig. Freund, schließe ich Dich an mein Herz! Wird mirs in meinem Abdera zu enge, dann fliegt mein Geist zu Dir, zu Deinem Vater, den ich unbeschreiblich liebe, in Deinen ganzen Kreis, und nun athme ich freier. Warum liegen 9 Meilen zwischen uns.

Kommt Dirs aber sonderbar vor, daß ich das teutsche Athen Abdera nenne? Freund, ein Abderitenstreich jagt hier den andern. Der neueste war, daß der hiesige Bürgermeister bei der Ankunft des Herzogs den Bürgern ansagen ließ, ihm ein Vivat zu bringen, — bei 8 gr. Strafe. Der Herzog von Gotha, der jetzt auch hier ist, hat dagegen ein Stückchen gemacht, das fast demokratisch aussieht. Man hat ihm die Wahl des Schauspiels überlassen, welches er sehen wolle, und da eben in diesem Stücke der Herzog von W(eimar) zum erstenmal wieder im Theater erschien, hat er — Stella gewählt.

Bei dem Wort Stella fällt mir wieder ein Berg auf die Brust. Gehört ihr Verfasser auch zu den Abderiten? — Fast scheint mirs so. Seit etwa 5 Wochen gehe ich nicht mehr zu ihm, denn er hat mir die Erbärmlichkeit zugetraut, ich könne der Einsender der Klätschereien seyn, die über Weimar in verschiedenen Zeitungen gestanden haben. Höflich, aber beißend habe ich ihm darüber eine Erklärung zugestellt, und seit der Zeit war er verlegen, wenn wir in Gesellschaft uns trafen. Das jedoch ließe sich wohl bald wieder ausgleichen, allein da ich für G(oethe) doch einige Achtung behalten möchte, muß ich ihn nicht mehr sehen, wo die Frau geh. Räthin auch ist. Wäre sie eine Philine, eine Aspasia, eine Ninon, — gut: aber so gemein, so widerwärtig gemein, und G(oethe) doch ihr cavaliere servante, und in den Augen Aller — ein Narr, das thut mir weh. Dies ist ein Grund, warum ich jetzt alle Gesellschaft meide, und nur das Theater ist meine Erholung. Ich kann mich wenigstens ärgern; ach, wie unglaublich schlecht sieht es oft darum aus!

Euer geh. Rath Wolf ist — ein niederträchtiger Schurke. Der Schluß der Rec. über Hofbauers Geschichte der Universität Halle in der ALZ. hat mich

gefreut sowie der über Eichstädts Programm. In dem letztern habe ich Deinen Vater zu sehen geglaubt. Grüße ihn herzlich, herzlich von mir, und sage ihm, daß er mit nächster Post einen Brief von mir erhielte. Was sind die meisten Humanisten doch für ein verfluchtes Gesindel, und — Er dagegen, bei seinem Geist, seinem Witz, seiner Gelehrsamkeit, welch ein herrlicher Mann! Einen ähnlichen Eindruck wie er hat nur Klopstock noch auf mich gemacht, den ich nie vergessen kann. An Deinem Vater kann ich nur Eins nicht leiden, sage ihm das, daß er mich in einer anderen Welt nicht wiedersehen will. Klopstock versprach mir das, und ich lasse mirs nicht nehmen, daß ich beide wiedersehe, sonst schaudren mich ja nur fremde, nie verstandene Entzücken aus jener Welt an, die es, wie ich fest glaube, giebt."

Die Stelle über Goethe in diesem Briefe erhält noch einige Aufklärung durch einen von L. Geiger veröffentlichten Brief Grubers an K. A. Böttiger vom 20. Juli 1810, in dem es heißt: „Mit Goethe stand ich anfangs sehr gut, er war sogar vertraulich, offen gegen mich. Seit er mir auf Zuflüstern von Vulpius die Niederträchtigkeit zutrauen konnte, daß ich die Nachricht von seiner Verheirathung in die Zeitung gesendet habe, bin ich nicht wieder zu ihm gekommen, denn bei dem Minister hatte ich nichts zu suchen, und Goethen hätte ich, ungeachtet ihn Fernow von meiner Unschuld überzeugt hatte, doch wohl nicht wieder gefunden. Gefällig sind wir uns übrigens gegenseitig immer geblieben."

In einem Briefe Grubers an den jungen Schütz vom 27. Juli 1807 aus Weimar ist von allgemeinstem Interesse seine Schilderung Napoleons: „Werden sich denn nun die Schwingen des Geistes wieder entfalten? Endlich ist er ja da der langersehnte Friede! Welche Folgen wird er haben? Welche für Halle? Wird das zu Westphalen oder Sachsen kommen? Begierig bin ich, wie sich alles entwickeln wird. Am vorigen Donnerstag ging der Mann des Entsetzens hier durch, nachdem alles schon seit Montag seinetwegen auf den Beinen gewesen war. Bald hieß es, er käme bald, er käme nicht, und einmal mußte schleunig alles nach Buttelstedt aufbrechen, weil die Nachricht kam, er werde nicht durch Weimar gehen. Endlich kam er doch. Dicht neben den Brandstätten hatte Senatus Populusque Vimariensis eine hohe Ehrenpforte errichten lassen, die er aber nicht besah. Er fuhr nicht auf das Schloß, stieg gar nicht aus, sondern gab aus dem Wagen Audienz. Die souveraine Durchlauchtigkeit neben dem Wagen mit entblößtem Haupt in unterthänigster Stellung zu sehen, gab Dir doch einen eigenen Anblick. Sehr nah hab ich nun den Invictissimum, wie er auf der Ehrenpforte hieß, gesehen. Kein einziger Kupferstich, keine Büste gleicht ihm, und das begreift sich, denn er hat auch nicht einen markirten Zug. Sein Gesicht sagt rein nichts, sein Auge ist ohne alles Feuer, ganz erloschen, seine Stirn aber ist sehr hoch, und etliche Falten darauf, die allein mit seinem sonst jugendlichen Ansehen contrastiren. Weit entfernt übrigens das mindeste Abstoßende zu haben, scheint er vielmehr etwas Gutmüthiges zu haben, ich möchte sagen sanguinisches Phlegma. Sein Gesicht ist mit seinem Wesen

im völligen Widerspruch. Was man gesagt hat, daß sein Lächeln etwas Schreckliches habe, ist nicht wahr; man sieht nur, daß er kein Lächler ist, denn kaum verzieht sich der eine Mundwinkel. Sein Bruder Jerome ist ein solcher Lächler, immer freundlich, ich würde ihm aber weniger trauen. Er sieht seinem Bruder ziemlich ähnlich. Uibrigens hat sich Napoleon hier viele Feinde gemacht, weil er am Hofe — die Braten hat verderben lassen. Ich bin ihm gut, weil er in steife Nacken Gelenke bringt."

Darauf folgt „noch ein Jocosum aus dem teutschen Athen". „Neulich ist hier ein Ball gegeben worden, ein öffentlicher, versteht sich, wo jeder bezahlt hat. Nichtsdestoweniger hat kein Theilnehmer für sein Geld die Erlaubniß gehabt, eine Dame mitzubringen, ohne sie vorher gemeldet, und die besondre Erlaubniß dazu erhalten zu haben. Und wer, meinst Du wohl, daß diese ertheilt? — Wer? — Die Frau geheime Räthin von Goethe Excellenz, weiland Demoiselle Vulpius — risum teneatis amici."

Die Unzufriedenheit mit Goethe selbst spricht aus einem Briefe Grubers aus Weimar vom 27. November 1807 an den Freund in Halle: „Endlich . . kommt ein freier Augenblick, in welchem ich Dir wenigstens ein Zeichen des Lebens geben kann. Das geschehe in meinem Dank, daß Du mir eine so angenehme Bekanntschaft, wie die der Madame Hendel, die ich früher als Madame Eunike gekannt, verschafft hast. Mit Bewunderung hab ich diese teutsche Hamilton gesehen und gehört, und Du kannst ihr kein so großes Lob beilegen, in das ich nicht einstimmte. Behüte Dich aber Gott, jemals wieder einen, der Dir lieb ist, nach Weimar zu empfehlen. Madame Hendel erklärte bei ihrem Fortgang Madame Schoppenhauer für eine Närrin, und sie hat Recht; Goethen für einen Flegel, und sie hat Recht. Von andern sprach sie — gar nichts, und das war unstreitig sehr gütig von ihr. Denke Dir meinen Verdruß. M. Hendel erklärte, par honneur hier spielen zu wollen. Goethe war in Jena. Ich wende mich an den geh. Rath Einsiedel, der bei dem Herzog und der Herzogin die Sache anbringt, ein Expresser wird nach Jena gesendet, Einsiedel schreibt selbst, und — trotz des Herzogs Wunsch — was kommt von dem Papst in Jena zurück? — Ein gebietendes: Nein! Meinst Du nicht, daß Teutona hier die Geißel ergreifen solle? Ich habe große Lust, dem Papst an die Krone zu kommen. Du aber mein Freund, wie konntest Du, auch nur im Scherz, mich seinen Kardinal nennen? Behüte Dich Gott vor so bösen Gedanken."

Aus den letzten Worten erkennt man, daß Schütz schon anfing, an der Zuverlässigkeit seines Gruber zu zweifeln. Es war übrigens eine große Naivität von Gruber und Schütz, wenn sie erwarteten, daß Goethe auf ihre Empfehlung nach allem, was vorhergegangen war, der Schauspielerin Hendel, der spätern Gattin von Schütz, freundlich entgegenkommen würde.

Der Nekrolog J. G. Grubers, verfaßt von O. G(ruber), spricht von konventionellen Irrungen, die es mit sich gebracht, daß Gruber später Goethes Nähe gemieden habe, weil er den Dichter, aber nicht den Minister und Haus-

herrn in ihm zu bewundern gelernt, und hebt es hervor, daß Wielands Gunst ihm so entschieden zugewandt gewesen sei, daß er schon jetzt zu seinem Biographen von Wieland selbst ernannt und vorbereitet worden sei.

An den Wielandbiographen Gruber ist der Brief des Buchhändlers Georg Joachim Göschen gerichtet, aus Grimma vom 17. Januar 1824. Aus dem „Leben Georg Joachim Göschens von seinem Enkel Viscount Goschen" erfahren wir zwar, wie es gekommen, daß Göschen den Verlag Goethischer Schriften verloren, aber wir hören nicht, daß er ein entschiedner Gegner Goethes gewesen sei. Dieses aber beweist der genannte Brief. Folgendes halte ich der Veröffentlichung wert:

„Die zweite Hälfte des Lebens Wielands hat mich ebenso erfreut, wie die erste. Sie haben sich ein großes Verdienst damit erworben; die Manen Wielands, das Publikum und meine Wenigkeit sind Ihnen den größten Dank dafür schuldig. Ich kann den Augenblick kaum erwarten, wo ich den Agathon noch einmal lesen kann, über den Sie soviel Licht verbreitet haben. Und wie interessant ist Ihre Geschichte unserer damaligen Literatur, für mich besonders, der ich die Helden und ihre Thaten und deren Wirkungen auf das Publikum gesehen und gehört habe. Ich habe mein geistiges Leben bei der Lectüre Ihrer Darstellung noch einmal gelebt.

Jetzt muß ich Ihre Anfrage »warum ich das Leben Wielands dem Pränumeranten auf die wohlfeile Ausgabe umsonst geben will«, beantworten. Ein Nachdrucker zwingt mich, wie Sie aus der Beilage ersehen, diese Ausgabe schon jetzt zu machen, da die gute Ausgabe kaum fertig ist, und ich deren Absatz schade durch die wohlfeile Ausgabe. Mehrere von diesem Nachdruckergesindel haben nur darauf gewartet, daß Ihre Ausgabe vollendet sey, um gleich Hand an den Raub zu legen. Ich muß ihnen zuvor kommen, und selbst meine eigne schöne Ausgabe nachdrucken. Ihr Leben Wielands ist der Gnadenstoß, den ich ihnen gebe, weil sie es nicht nachdrucken können, da es noch nicht da ist und sie den Preis ihrer Dieberei nicht bestimmen können, bis sie wissen, wie stark das Leben wird.

Endlich sind 14 Thaler schon eine bedeutende Ausgabe für die unbemittelten Leser. Das Abschreckende der Summe wollte ich dadurch mildern, daß ich zwey Bände umsonst gebe, welches Opfer ich gern bringe, wenn das Publikum den Wieland so gern nimmt als den Klopstock.

Als ich von Weimar zurück kam, fühlte ich eine große Sehnsucht über Halle zu gehen, aber das Schiff vom Stapel laufen zu lassen, nemlich die wohlfeile Ausgabe der Wielandschen Werke, dieser Gedanke trieb mich mit Gewalt nach Grimma zurück.

Sie bedauern Ihre Wielandsche Biographie nicht so geben zu können wie Goethe die seinige gegeben hat. Beruhigen Sie sich. Goethes Frischheit und Lebendigkeit ist sehr oft nichts als eine Seifenblase, ein Schimmer von Farben, der bald zerplatzt. Ich habe sein Buch aus der Hand geworfen, als ich seine Schilderung von Basedow und Lavater las. Beide Männer habe ich genau

gekannt, und Basedow war ein Riese gegen Lavater, wenigstens in der Vernunft und männlichen Kraft. Uiberhaupt ist das ganze Leben von Goethe eine Spazierfahrt, während welcher mancherlei Gegenstände unserm Auge vorüber gehen, ohne unsern Geist wahrhaft zu bereichern. Die Engländer, welche den großen Lama nicht zu fürchten haben, haben ihn gar tüchtig bei den Ohren gehabt, in dem Edinburgher Review, woraus Meister Goethe manches lernen kann, wenn er Lust hat.

Apropos bei dem Edinburgher Review! Ich wünsche, daß sie in Nr. 74 die Theilung von Pohlen mögen gelesen haben, es ist ein gar zu erbauliches Stück, und wirft ein Licht auf die Erscheinungen neuerer Zeit.

Sie haben meiner Berührung des kitzlichen Punktes zu viele Wichtigkeit gegeben. Nachdem ich die zweite Hälfte der Handschrift des Lebens gelesen hatte, ist die Frage, ob Wieland als komischer Dichter recht hatte, mit Ja entschieden, und ich muß bekennen, daß ich jetzt Manches, freilich in meinem Alter, gar nicht gefährlich finde, was mir als Jüngling das Blut ein wenig in Wallung brachte. Aber darauf kann ein komischer Dichter nicht Rücksicht nehmen, der die verdorbene vornehme Welt durch Lächerlichkeiten oder vielmehr Darstellungen derselben bessern will; er muß voraussetzen, daß der Jüngling durch moralische und religiöse Erziehung gegen das Verführerische schlüpfriger Situationen gewappnet sey."

Bekannt ist K. J. Schützens gehässiges Pamphlet gegen Goethes Wanderjahre. In Grubers Nachlaß finden sich nur noch wenige Blätter, die auf die falschen Wanderjahre Bezug nehmen. Anfang 1822 hatte er dem Freunde folgende Zeilen geschickt: „Bey dem Interesse, was ich, wie Du, mein verehrtester Freund, weißt an der Erscheinung der 2ten Wanderjahre und ihrem Verfasser nehme, kann ich es mir nicht versagen Dir beifolgende Gedichte mitzutheilen und Dich um Dein Gutachten besonders über das lezte zu bitten. Der Verfasser der Wanderjahre hat mir nun auch noch ein neues (noch nicht in den Buchhandel gekommenes) damit zusammenhängendes Werk: Gedanken einer frommen Gräfin zugeschickt, das dergestalt voll asketischer Frömmeley ist, daß Fouqué statt seines »Visier auf!« ihm lieber »Capuze ab« hätte zurufen sollen.

N. S. Im eben erschienenen 3. Heft des 3. Bandes seiner Hefte über Kunst und Alterthum, unter dem Titel: Geneigte Teilnahme an den Wanderjahren, übergeht Goethe mit vornehmem Stillschweigen seinen Gegner ganz, und berichtet dagegen, daß Hr. Varnhagen von Ense etc. ihn über sich selbst aufgeklärt, und das Problem seines Lebens, an dem er selber wohl noch irre werden könne, gelöst habe! Ebendas. S. 52 hat er seine Inhaltsanzeige der Iliade, von Riemern, als Etwas ganz Außerordentliches anpreisen lassen."

Die drei Gedichte sind 1. von Friedrich de la Motte Fouqué vom 14. Dezember 1821 „An den ungenannten Verfasser von Wilhelm Meisters Tagebuch, nach Empfang eines Exemplars dieses geistreichen Werkes", 2. von dem Verfasser von Wilhelm Meisters Tagebuch und der Wanderjahre „Antwort

an Friedrich Baron de la Motte Fouqué", 3. von K. J. Schütz, Halle, Februar 1822 „Zuruf an Beyde". Wegen seiner erheuchelten Objektivität verdient dieser „Zuruf" veröffentlicht zu werden, er ist für seinen Verfasser höchst bezeichnend.

Welch hehres Bild stellt meinem Blick sich dar!
Von seinen Felsenhöhn senkt sein Gefieder
Mit sanftem Flügelschlag, der mächtge Aar —
Zur Taube eines Tempels friedlich nieder.
Und wie der Dichtkunst Goldes Zauberband
Altar und Burgen liebend einst umwunden,
Schaun wir den Ritterdichter Hand in Hand
Dem priesterlichen Sänger hier verbunden!

Heil Euch, Ihr Frommen, wandelnd in dem Herrn!
Der Kirche seyd Ihr Held und Priester beyde.
Allein von höhrem Dom strahlt Orpheus Stern,
Die Lyra, gleich herab auf Christ wie Heide.
Die Poesie ist Aller, wie das Licht!
Drum: gilt es Euch ein Urtheil über Goethen,
Den Dichter, der zur ganzen Menschheit spricht,
So seyd nicht Ritter, Priester, seyd — Poeten.

Nicht viel später ist eine recht fade Parodie „Autorbeichte von Schütz" auf die „Generalbeichte von Goethe".

Überschauen wir den ganzen Lebenslauf dieses K. J. Schütz, alle seine Irrungen und Wirrungen, und beurteilen wir nach dem Spätern das Frühere, dann müssen wir gestehen, Goethe hatte Recht gehabt, der Vater hätte den Sohn besser erziehen müssen. Zu dieser Erkenntnis führte K. J. Schütz auch den treuen Freund Gruber 1835 durch die Auseinandersetzung in der Vorrede zum zweiten Bande des Lebens von Chr. G. Schütz. Al. Reifferscheid



Burgenzauber

Von Karl Bader in Darmstadt

1

Ein düstrer Zauber umschwebt die trutzigen Mauern der altersgrauen Burgen, deren Türme allerorten in Deutschlands herrlichen Gauen an die entschwundnen Zeiten der Ritter und Sänger, an Fehde und Turnier, an holde Burgfrauen und Minnedienst erinnern. Die Steine geschwärzt, von Frost und Regen zerklüftet, von stürmender Kriegerfaust gebrochen, von zehrenden Feuersgluten geborsten, dauern sie dennoch durch die Jahrhunderte. Wie für die Ewigkeit gebaut, bilden sie Merkzeichen der Landschaften, Sage und Geschichte schlingen einen

immergrünen Kranz darum und lassen sie — die Zeugen längstvergangner Zeiten — noch heute vernehmlich zu uns Enkeln reden.

In diesen Worten hat Bodo Ebhardt, der viel beredete und viel befehdete Meister des Aufbaus der Hohkönigsburg im Elsaß, alte Gedanken in neue, gefällige Form gekleidet und seinem stattlichen Werke über „Deutsche Burgen" vorausgeschickt.

Burgenzauber?! Ein Begriff fähig, dem Geschichtsfreunde Gewissenspein zu schaffen; „auch der erklärte Widersacher bläßlicher Romantik und unfreier Rückwärtsgelüste" (Scheffel) wird von ihm ergriffen, aber wer ihn empfindet und ausspricht, trägt ohne Zweifel Gefühle in die Betrachtung des Denkmals hinein, die sich nicht recht vertragen wollen mit den Ergebnissen ernster und gründlicher Forschung; gerade die Burgenkunde weiß, daß sie nichts oder wenig, aber sicher das eine weiß, daß das Leben in den befestigten Einzelsitzen des Mittelalters recht wenig erfreulich, behaglich und kurzweilig gewesen sein muß.

Aber er hat uns fest gepackt, der Burgenzauber, und will nicht loslassen.

Die Worte „Burg" und „Ruine" gehören nun einmal, für uns Deutsche besonders, zu den Begriffen, von denen so unvergleichlich Herman Grimm sagt, sie trügen etwas von einer Zauberformel in sich. „Man spricht sie aus, und wie der Prinz in dem Märchen der Tausend und eine Nacht fühlt man sich vom Boden der Erde in die Wolken steigen. Nichts Bestimmtes, keine einzelnen Gestalten erblicken wir, aber Wolkenzüge, aus herrlichen Männerscharen gebildet, ziehen am Himmel hin.

Nun aber treten wir näher und wollen die Dinge deutlicher betrachten. Da erkalten die glühenden Bilder und werden trübe und nüchtern. Wie überall gewahren wir auch hier den Kampf der gemeinen Leidenschaften, Ärger, Wehmut und Trauer stehlen sich ein an die Stelle der Bewunderung, die uns zuerst bewegte. Und dennoch was ist das? Indem wir uns abwendend von weitem einen Blick zurückwerfen, da liegt der alte Glanz wieder auf dem Bilde, und eine schimmernde Ferne scheint das Paradies trotzdem zu entfalten, zu dem es uns hinzieht. . . ."

Freilich nicht zu allen Zeiten haben die erhaltnen Reste der Wehr- und Wohnbauten vergangner Jahrhunderte diese Sprache geredet, die heute jeden entzückt, dem empfänglicher Sinn für geschichtliche Dinge zu eigen ist. Ihre Klänge ertönen natürlich erst seit den Tagen, wo die Burgen aufhörten, hochgetürmte, uneinnehmbare Wohnstätten zu sein, wo die Fortschritte im Gebiet des Geschützwesens die dem frühern Mittelalter völlig unbekannte Fernwirkung der Geschosse gebracht hatten, wo endlich die Städter im Kampf um die Sicherung des Handelsverkehrs Talsperren brachen, Raubnester aushoben und dem Erdboden gleich machten. Und wer sich vorstellt, wie eng, dunkel, unwirtlich diese Wohnstätten waren, wie unsagbar eintönig das Leben der Insassen, mit wenig Ausnahmen, gewesen sein mag, der versteht, wie der Zug nach der Stadt schier unwiderstehlich über die Bergeshöhen einherbrauste und mit sich fortriß. Das

„werliche hus“ des Mittelalters hatte sich überlebt. Ritter und Knechte zogen zu Tal, wo das Leben kurzweiliger einging, wo erhöhte Sicherheit und Bequemlichkeit ihrer harrte, und in Höhen- und Wasserburgen blieb höchstens ein Wächter zurück, oder auch das letzte menschliche Wesen zog ab. Ungenügend unterhalten oder völlig vernachlässigt barsten und stürzten die Türme, zerklüfteten die Mauern, Bäume und Gesträuche überwucherten die vordem absichtlich kahl gehaltnen Stellen an der Burg und rings um sie, Palas und Kapelle verdarben, dienten den niedrigsten landwirtschaftlichen Zwecken oder wurden zu bequemem, billigem Steinbruch entweiht. Statt Wächterrufs lautlose Ruhe, kurz, wie Uhland singt:

Drinnen ist es öd und stille,
Im Hofe hohes Gras in Fülle,
Im Graben quillt das Wasser nimmer,
Im Haus ist Treppe nicht noch Zimmer,
Ringsum die Efeuranken schleichen,
Zugvögel durch die Fenster streichen.

Gestein und Zeit beginnen ihren hier kurzen, dort hartnäckigen Streit, Berchfrit und Kemenate, die ganze Burg wird zur Ruine, entweder „der Zeit steinern stilles Hohngelächter“ oder verschwindet völlig in Asche und Schutt.

Doch, wo der Mensch gewichen war,

Da zog der Uhu als Burgherr ein
Und mit ihm als Knappen die Eulen

oder wohl gar ähnlich unheimliches, lichtscheues Gesindel, aber ohne Fleisch und Bein: Gespenster, Geister und Spuk; die einsame Burgstelle wird zum verrufnen, ängstlich gemiednen Platz, allen Schätzen gleißenden Goldes, die angeblich in ihrer Tiefe ruhen, zum Trotz. Da nun obendrein von einer Wanderlust in unserm Sinne früher gar keine Rede sein kann, so kam auch kaum ein Naturfreund an jene dem Verfall preisgegebnen Stätten, und niemand brachte die Kunde vom Zerstörungswerk der Zeit und die Anregung zur Abhilfe in die Stadt hinab. Ja sogar — und das ist eine höchst merkwürdige Erscheinung — als dann später gewandert wurde, und die Romantik in höchster Blüte stand, pries man wohl in langen, hochpoetischen Ergüssen die versunkne Pracht, aber keine Hand regte sich, die Reste der Baudenkmäler aus der Burgenzeit vor weiterm Verderb zu schützen.

Denn, um das Seltsame fast unglaublich zu machen: nicht die Zeit unsinniger Schwärmerei für das Mittelalter brachte den Burgruinen Rettung, nein, das blieb dem Zeitalter des Dampfes, der Maschinen und der Elektrizität vorbehalten. Auch hier nur allmählich. Als schon die Wiederaufnahme der Dombauten des Mittelalters aufs eifrigste betrieben und durch Studien vorbereitet wurde, war die Profan-, besonders Burgenbaukunst noch ein Stiefkind der Architekten, denn sie schuf ja keine steinernen Lobgesänge zu des Höchsten Ehre,

sondern sehr irdischen Zwecken der Selbsterhaltung dienende Nutzbauten auf knappem Raum, mehr trotzig und fest als gefällig oder gar schön. Erst die planvolle, gleichmäßige Erforschung der Kunstdenkmäler der deutschen Lande und das Streben, sie womöglich in gesetzlichen Schutz zu stellen und so endgiltig der Nachwelt zu erhalten, brachte Abhilfe und den Burgresten Gleichberechtigung neben Domkirchen und Bauernhäusern.

In den Reihen der für tatkräftige Denkmalpflege eintretenden Männer aber schloß sich, ein Kreis im Kreise, wiederum eine Anzahl solcher zusammen, die besonders unter dem Banne des Burgenzaubers stehn und seiner Erhaltung wie der Verbreitung des Verständnisses seiner Reize im Volke Förderung aller Art angedeihen lassen wollen: die 1899 ins Leben getretne „Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen" mit ihrem, recht sinnig, der „Burgwart" genannten Fachblatt und ihren burgenfrohen Festen auf der Marksburg am Ufer des Rheins. Und es ist eine Schar, nicht hindämmernder Phantasten und Träumer, sondern mit Feder und Spaten gleich vertrauter Gelehrter und Burgenfreunde in die so lange verlassenen Hallen eingerückt; Retten, was vor Verwitterung und Verfall zu retten ist, heißt ihre Losung; es regt sich allenthalben frisch im deutschen Land, und es steht zu hoffen, daß liebevolle Pflege der steinernen Zeugen einer längst entschwundnen Zeit in der Gegenwart Erfolge erringen und reiche Früchte in der Zukunft unsers Volkes ernten werde.

Das Ziel ist deutlich bezeichnet, nur über die Wege gehn die Meinungen oft weit auseinander, besonders bei denen, die als Bauverständige die Frage der Erhaltung als Ruine oder des Wiederaufbaues zu erwägen und zu beurteilen haben.

Da hat sich denn eine mitunter gesunde, mitunter aber auch der Sache schädliche Polemik entwickelt, und wir brauchen nur an den Wiederausbau der Hohkönigsburg zu denken, wenn wir erfahren wollen, daß die Feuerschlünde im Kampf der Ansichten noch nicht verstummt sind. Eine Burg wieder erstehn zu lassen, ist kein leichtes Geschäft; das hat zum Beispiel schon der Gießener Professor Hugo von Ritgen an sich erfahren und andern bewiesen, als er die jedem Deutschen geläufige Burg des Lichts, das hell von der hehren Gestalt der heiligen Elisabeth und Martin Luthers markiger Persönlichkeit ausstrahlt, die Wartburg, auf- und ausbaute. Wer hätte nicht die Für und Wider verfolgt, die vorgebracht wurden, als Bodo Ebhardt für unsern Kaiser die Pläne zum Wiederaufbau der schon erwähnten Hohkönigsburg fertigte; als vollends in dem noch unendlich volkstümlichern Heidelberger Schloß der Ottheinrichsbau Gefahr lief, zu verfallen oder verschlimmbessert zu werden, da ging eine die weitesten, nicht bloß badische oder speziell künstlerische Kreise ergreifende Bewegung durch das deutsche Volk. Wer sich einen annähernden Begriff machen will, wie weit die Wellen schlugen, der lese einmal im vierten Bande der „Mitteilungen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses" nach, wo sich der Niederschlag aller zu jener Angelegenheit getanen Äußerungen auf nicht

weniger als 238 Seiten gedrängt gesammelt findet: ein Chaos von Meinungen, Empfindungen, Warnungen, Wünschen. Allen gemeinsam eine treibende Kraft, die pietätvolle Erhaltung der ehrwürdigen Reste vergangner Zeiten gebieterisch heischt: nichts andres im Grunde als der Burgenzauber, und je nachdem er so oder so entzückt, fällt auch die Antwort auf die Frage aus: Ruinenerhaltung oder Ausbau.

Wenn etwas Sache des Gemüts ist, so ist es unser Empfinden im Anblick eines solchen herrlichen Baudenkmals, in das Jahrhunderte ihre Zeichen wie in ein steinern Stammbuch eingeschrieben haben. Da aber kein Empfinden eines Menschen dem eines andern gleicht, so wenig wie ein Blatt dem andern, so brauchen wir zur Lösung des Rätsels, warum es auch hier nicht ohne Streit und Zank abgehn kann, keinen Schlüssel mehr. Man wird niemals eine allgemein befriedigende Abgrenzung der Gefühle finden und aussprechen können, die ausgelöst werden, wenn wir in Halle und Saal, Turm oder Verlies herumwandelnd den „Odem der Vergangenheit" um uns spüren; nicht definieren wird man, sondern nur die verschiednen Farben registrieren, in denen der Begriff des Burgenzaubers im Laufe der Jahre geschillert hat, und sich die auswählen, die dem eignen Empfinden am nächsten kommen.

Sehr mit Recht hat man gesagt (Krollmann im „Burgwart" I, 78), in eine mittel- oder süddeutsche Landschaft gehöre notwendig vor unser geistiges Auge eine ragende Burg oder eine einsame Ruine. Ebenda können wir auch lesen, das ästhetische Wohlgefallen an Burgresten komme daher, daß das in den meisten Fällen sehr augenfällig liegende Bauwerk mit seinen ausgeprägten, geraden und eckigen Linien einen angenehmen Gegensatz zu den meist runden und fließenden Konturen des Berglandes bilde, seine Masse biete dem Auge einen erwünschten Ruhepunkt. Das eigentlich Romantische scheine auf ein Erinnerungsgefühl zurückzuführen zu sein. „Bei den meisten Menschen werden diese Gefühle um so romantischer sein, je unbestimmter sie sind. Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdischen, ein wenig Träumerei von einem phantastischen Mittelalter, mehr gibt uns auch ein Sänger wie Eichendorff nicht!"

Dieses ist in der Tat eine treffende Erklärung der Gefühle, mit denen die breite Masse der zahllosen Menschen, die jetzt Burgruinen erschauen oder ersteigen, diese betrachten. Denken die einen dabei an die Stunden des Friedens und beleben den Raum, unter der Burglinde ruhend, mit Gestalten aus der Blütezeit des Rittertums, so schweifen andre im Anblick der Schießscharten, Pechnasen und Bollwerke mit ihren Gedanken in die Zeit, wo Wall und Graben sichrer waren als Worte und verbrieft Geleit. Der Reiz wird erhöht durch die befriedigte Wanderlust, die reine Luft in der Höhe des oft nur mühselig zu erklimmenden Berchfrits, den weiten Blick in deutsches Land über Wälder und Höhen, Berg und Tal. Neuerdings, wo auch an den entlegensten Plätzen für des Leibes Notdurft gesorgt ist (freilich an Burgplätzen nicht immer zur Freude des Geschichtsfreunds), mag die Liebe zur Burg bei manchem

auf dem Umwege durch den Magen zum Herzen gedrungen sein, und der Rebensaft am burgenbesäten Rheinstrom dürfte hier sein redlich Teil getan haben und tun.

Ganz anders dagegen wird es im Kopfe eines Bauverständigen aussehen, der, sei es im Geiste, sei es in Wirklichkeit, neu schaffen will, was die Zeit, Elemente und Menschenhände so grausam vernichtet haben. Da sind es Zahlen und Maße, keine Gefühlsduselei, aber Freude an den Formen und Linien, an Bogen und Säulen, ein prüfender Blick nach verschütteten Bauteilen, die Mauerverbandstechnik und die Haltbarkeit des Materials, was ihm den Sinn bewegt. Und wenn er dann im Anblick der wuchtigen, gewaltig getürmten Bossenquadern nachempfindet:

Selbst im Versinken noch zeuget der Burgen altes Gemäuer
Von dem eisernen Sinn derer, die es gebaut,

so ist das noch ein erlaubter Rückschluß auf vergangne Tage. Weniger statthaft und wünschenswert aber ist vom Standpunkt der historischen Wahrheit die so sehr beliebte Weise von der „guten alten Zeit" voll Edelsinn und Biederkeit und ihrer schönsten Verwirklichung auf Bergesgrat oder im Tale hinter Graben und Wall, im Burgbereich. Wir wissen jetzt, gottlob, daß alle Zeiten gut und schlecht waren, daß die Freuden und die Leiden der Menschheit immer im Grunde dieselben sind und bleiben, und wenn überhaupt ein Vergleich angebracht wäre, so könnte der viel eher zugunsten unsrer Tage ausfallen.

Völlig im Banne dieser „guten alten Zeit" stehn noch die Worte: „Das Herumwandeln auf den Trümmern alter Burgen, den ehrwürdigen Wohnsitzen längst verschwundner Generationen, hat immer etwas Feierliches, ich möchte sagen, Heiliges, das jedes Gefühl unwillkürlich ergreift, und der Anblick dieser stillen, ehrfurchtgebietenden Zeugen früherer Geschlechter, mit seiner ganzen Masse von Erinnerungen, versenkt das Gemüt so leicht in jene melancholische Schwärmerei, die, der Gegenwart vergessend, die Schatten der Vorwelt aus ihren Gräbern hervorruft."

Dieser Geist durchweht die zehn Bände des Werkes von Friedrich Gottschalk über „Die Ritterburgen und Bergschlösser", das im neunzehnten Jahrhundert wohl das meistgelesne Buch über diesen Gegenstand gewesen ist, bis erst vor wenigen Jahren die Schriften von Piper (1895), Bodo Ebhardt (1900) unter andern den höchst nötigen und ersehnten Ersatz gebracht haben, freilich nicht, ohne unter den vorher oft sehr kritiklos aufgenommnen und weitverbreiteten Irrtümern und Fehlern gründlich und erbarmungslos aufzuräumen.

So freudig die Forschung dieses begrüßt, so berechtigt ist aber der Wunsch, daß darum doch fortan der Born nicht ganz versiegen möge, aus dem die Verkünder des Burgenzaubers schöpften und schöpfen.

Schier endlos ist die Reihe der Poeten, die, von unsern Bergschlössern und Burgen gewaltig angeregt, ihrem dichterischen Empfinden den freiesten Lauf

gelassen haben, ob sie nun in Gedichten, Prosa und Romanform eine bestimmte Burg zum Schauplatz ihrer Erzählung wählen (man denke an den Ekkehard und den Hohentwiel bei Scheffel, als ein Beispiel für viele) oder, ohne eine besondre Burgstätte im Auge zu haben, ausplaudern, was ihnen zwischen efeuumrankten Mauertrümmern im Abendrot der alte Burggeist erzählt hat. Alle diese dichterischen Verherrlichungen einmal im Zusammenhang zu betrachten, wäre eine dankbare, wenn auch zum Teil schon gelöste Aufgabe. Ein Riesenlager von Material für Dichter und Novellisten liegt vor uns, wenn wir durchstöbern, was auf Burghalden schon alles geträumt und gereimt, gesucht und gebucht worden ist. Neben vielem wertlosen, unechtem ist auch eine Reihe tiefempfundner und herrlich ausgedrückter Gedanken dabei vertreten.

Je weniger wir verbürgtes wissen vom wirklichen Leben des Alltags in einer Burg des Mittelalters, um so mehr wurde erfunden, je fester verrammelt das Tor des Kastells dem Feind entgegenstarrte, desto weiter öffnete es sich später für Vermutungen und poetische Ausschmückung. Neben Taten und Geschehnissen in Balladen und Romanzen bringen die Dichter der Burgenschönheit auch bloße Stimmungen und Empfindungen im lyrischen Gewande.

Ein Gedanke, der sie — wie schon gesagt worden ist — fast ausnahmslos gleich stark ergreift, ist der an die Vergänglichkeit alles Irdischen; da singt zum Beispiel Christoph August Tiedge:

So ödet dunkel trauernd
Die alte Burg herab
Und predigt: nichts ist dauernd,
Und ruhig nur das Grab.

Nikolaus Lenau bringt denselben Gedanken in etwas gefälligerer Form zum Ausdruck in den Worten:

Vom Berge schaut hinaus ins tiefe Schweigen
Der mondbeseelten schönen Sommernacht
Die Burgruine; und in Tannenzweigen
Hinseufzt ein Lüftchen, das allein bewacht
Die trümmervolle Einsamkeit,
Den bangen Laut: „Vergänglichkeit“.

Und da dem Poeten nicht mit toten Steinmassen gedient ist, wenn er sie nicht nach seiner Art bevölkern kann mit Menschen aus Fleisch und Bein, voll Lieb und Treu, Haß und Neid, so ziehen allgemach in hellen Haufen die Gebilde seiner Phantasie den Burgweg hinan und halten sieghaften Einzug von der Zinne des Berchfrits bis in die dunkelsten Räume des Verließes, ja durch unterirdische Gänge bis tief in den Burgberg hinein.

Daß Zinnen und Minnen sich trefflich reimt, kam den Dichtern des Burgenzaubers gerade recht. Wohnt doch in winddurchtoster Höhe der Wächter, sorglich spähend, die Zeit meldend und Gefahr verkündend mit seines Hornes

Schall. Die Weise, mit der er von der Zinne den Tag begrüßt, das Tagelied, ist ja geradezu eine besondre Gattung des Minnesanges geworden, und seine Klänge zeigen uns den Wächter, der als Hüter des Schlafes der Burgbewohner der treueste der Treuen sein sollte, auch in jener so eigentümlichen, aber hochpoetischen Stellung als Beförderer verbotner Minne, indem er den Ritter, der für des Burgherrn Frau in Liebe erglüht ist, einläßt und rechtzeitig an den Abschied gemahnt.



Über Moskau heimwärts

Reiseerinnerungen von H. Toepfer



Nach einer viertägigen Fahrt läßt man sich ein paar Stunden Aufenthalt in einer so netten Stadt wie Orenburg gern gefallen. Nach Erledigung der Gepäckschwierigkeiten und Einrichtung einer ordnungsmäßigen Wache sausten wir zu Schlitten in die durch Pugatschoffs Aufstand gegen die zweite Katharina und als Tauschhandelsplatz für den innerasiatischen Handel einstmals so berühmte Vorstadt des Russentums gegen Asien hin. Sie hat als Handelsplatz schon durch die mittelasiatische Eisenbahn ungemein verloren, und der große Tauschhof fünf Kilometer von der Stadt steht verödet. Noch kauft man preiswert seidne Tücher und dieses oder jenes orientalische Erzeugnis, aber den letzten Teil seiner Bedeutung wird Orenburg an die vorgeschobnen asiatischen Märkte abgeben, sobald der regelmäßige Verkehr zu den Staffeltarifen der russischen Eisenbahnen auf der neuen Strecke endgiltig eröffnet ist. So zeigt sich Orenburg jetzt als sehr anständige Ausgabe des Typus der russischen Gouvernementshauptstädte, die sich besonders gut unter der schützenden, alle Unsauberkeit verhüllenden Schneedecke und mit dem regen Verkehr der bunten, ein-, zwei- und dreispännig gefahrnen Schlitten, der geschmückten, glöckchenbehangnen Troiken ausnehmen. Nur noch eine Moschee mit spitzem Minaret macht Zugeständnisse an den mohammedanischen Osten; wenige Kamelzüge erinnern an die schöne Zeit, in der sie das Monopol des Verkehrs hatten; große viereckige Kaufhöfe endlich erscheinen als verbesserte Karawansereien. Aber die fremdartigen Menschen haben dem Mushik Platz gemacht, der in seiner Stumpfnasigkeit mit dem unter dem umgestülpten Topf geschnittenen Haupthaar, dem Halbpelz oder dem wattierten Schoßrock mit buntem Kuschak, der viereckigen Pelzmütze und den langen Stiefeln auch kein übermäßig schöner Vertreter des Menschengeschlechts ist. Der arme Mushik, was hat er alles erdulden müssen, welch hoffnungsloses Mühen ist ihm durch die jeden Fortschritt hemmende Besitzordnung bei der Aufhebung der Leibeigenschaft, durch die Aufhalsung der

Ablösungszahlungen für die Rechte der Gutsherrschaft auferlegt worden, bis endlich die Niederschlagung der noch rückständigen Summen erfolgt ist! Wie oft mußte er unter Hungersnöten leiden, um in einem erntereichen Jahr endlich den Segen der Bodenbearbeitung für Schleuderpreise abzugeben, um nur die Schulden zu decken. Massenweise lagerten die Getreidevorräte an den Eisenbahnstationen, die sogenannten Saleshi, die bei dem chronischen Wagenmangel der Eisenbahnen dem Verderben geweiht sind. Damals war wenigstens Aussicht, für die Bedürfnisse der nach Asien abzutransportierenden Truppen das Vorhandne abzusetzen und Geld zu lösen.

Von Orenburg aus wurden wir der Wohltaten der Eisenbahntarife teilhaftig. Wir erhielten durchgehende Fahrscheine bis Warschau für eine Strecke von 2857 Kilometern für 23,40 Rubel mit achttägiger Giltigkeit. Zwischen zweitausend und dreitausend Kilometern staffeln sich die Fahrpreise in Zonen von fünfzig Werst um je dreißig Kopeken (II. Klasse). Die verabreichten Scheine werden nach dem Vordruck für die betreffende Zone zurechtgeschnitten und mit der Aufschrift der gewählten Strecke versehen, soweit völlig gedruckte Fahrkarten nicht vorhanden sind. Natürlich erfordert die Herstellung dieser Scheine mit der mehrfachen Abstempelung und Beschreibung einige Zeit — Geduld ist am russischen Schalter eine unerläßliche Eigenschaft. Das Gepäck, von dem man nur vierzig Pfund frei hat, muß man bis zum Endziel aufgeben, darf es sich jedoch bei Fahrtunterbrechung gegen Quittung aushändigen lassen. Gibt man es, wie wir, bis zu einer Zwischenstation auf, verliert man für den Rest der Fahrt rettungslos den Anspruch auf Freigepäck. Um diesen und ähnlichen kleinen Plackereien zu entgehn und aus Besorgnis vor unbefugter Durchsuchung beladet man sich lieber mit Unmassen Handgepäck, von dem einzelne Teile ja allerdings auf den langen Strecken notwendig gebraucht werden. Aber es wird zur Strafe, wenn man in einen so vollgestopften Zug gerät wie wir in Ssamara, wo man in den von Irkutsk kommenden sibirischen Zug umzusteigen hat.

Schon in Kinel waren wir auf die über Ufa nach Sibirien führende Strecke gelangt und hatten Gelegenheit, auf dieser Station und unterwegs bis Ssamara den hoch gesteigerten Kriegsverkehr zu beobachten. Kinel war auf seinen vielen Ausziehgeleisen mit Zügen mit Kriegsmaterial vollgestopft und in den Verpflegungsräumen dicht besetzt. Die Verpflegung der auf den endlosen Transport nach dem Kriegsschauplatz angewiesenen Truppen war sachgemäß auf eine große Anzahl Stationen verteilt. Ssamara, wohin wir mit einiger Verspätung gelangten, war mit besonders großartigen Einrichtungen versehen und auch schon durch seine Bedeutung im Friedensverkehr dazu befähigt, Truppenstaffeln in etwa einstündigem Aufenthalt zu verpflegen. An dem Ende des hundert Kilometer nach Osten ausholenden Bogens der Wolga, verhältnismäßig hoch und malerisch gelegen, ist die Stadt der gegebne Umladeplatz für Wassertransporte auf der Wolga, die von oder nach Sibirien gehn, für Getreide und insbesondre

für Bauholz, das auf der Wolga und Kama herabkommt und in die waldarmen Gegenden des Südostens bestimmt ist. Auch Ssamara ist die übliche russische Provinzialstadt, deren breite Straßen nicht immer einwandfrei, im Frühjahr schmutzig, im Sommer staubig und im Winter am besten, nämlich mit Schlitten zu befahren sind. Wir zogen indessen diesmal einen Spaziergang in der frischen Morgenluft vor und stellten an verschiednen großen und kleinen Häusern deutsche Firmenschilder fest, die darauf hinwiesen, daß in der Wolgagegend viele deutsche Kolonisten angesiedelt sind, deren blühende Anwesen ihre Besitzer als kaufkräftige Leute erkennen lassen.

Auf dem Bahnhof lagen in der Zeit unsrer unfreiwilligen Muße infolge vierstündiger Zugverspätung Truppenzüge mit der Telegraphenkompagnie der neunten Sappeure und mit neunter Artillerie. So lernten wir die Tepluschken, das heißt die zu den Wintertransporten nach der Mandschurei bestimmten, mit Heizeinrichtungen versehenen, mit Filz ausgeschlagnen Güterwagen kennen, in denen der russische Krieger drei Wochen zubringen mußte. Sie waren ja nicht gerade schön, aber gewährten doch einigermaßen Schutz gegen Wind und Kälte und stellten die mit Filzstiefeln und Halbpelz ausgerüsteten Soldaten anscheinend zufrieden. Ihren völlig gleichgiltigen Gesichtern war weder kriegerische Begeisterung noch Schwermut, weder Freude noch Verdruß noch Langeweile anzusehen. Auch die Offiziere machten einen ruhigen, gehaltenen Eindruck — von Hurrapatriotismus keine Spur, ganz im Gegensatz zu einem miles gloriosus, einem unverschämten Schlingel von Praporschtschik der Reserve (eigentlich Fähnrich, unserm Vizefeldwebel der Reserve entsprechend) oder Offizierstellvertreter, der mit dem Arm in der Binde laut renommierte, viel beanspruchte und auf sein Heldentum pochend wenig oder gar nichts zahlen wollte. Bevölkerung und Reisepublikum nahm von den ausreisenden Truppenteilen nicht die geringste Notiz; gewiß mochten die nunmehr über Jahresfrist währenden Transporte jedermann dagegen abgestumpft haben, Hauptgrund war doch wohl die gegen den Krieg gerichtete Stimmung im Volke, die die Zeitungen nach Möglichkeit in ungünstigem Sinne beeinflußt hatten, und die aus jeder Unterhaltung herauszuhören war.

Als der sibirische Zug einlief, verfingen zum erstenmal unsre guten Empfehlungen und die höchsten Trinkgeldangebote nicht mehr. Wir hatten uns in die Aufgaben der Erkundung, Plätzebelegung, Gepäckbewachung und des Gepäcktransports geteilt, aber alle Wagen waren besetzt, alle schmutzig, muffig, widerlich. Alle Einrichtungen waren in ekelerregender Weise verdorben, alle Fahrgäste von der langen Fahnt um alles gesellschaftsfähige Aussehen gebracht. Schließlich mußten wir froh sein, in einem Abteil bei einem Verrückten und einem Schwindsüchtigen, in einem andern bei einem rekonvaleszenten Offizier drei Plätze und in einem Durchgangswagen zwei bescheidne Eckchen von dem einigen Damen zukommenden Platzanteil zu erhalten und unsre Siebensachen auf den obern Polstern verstauen zu können. Die Hilfsbereitschaft der Mit-

reisenden in dem Wagen muß anerkannt werden. Sie fühlten sich alle solidarisch und hatten sich an die Luft im Wagen, an einige unberechtigte Mitreisende ohne Fahrkarte und auch einen unzweifelhaften Spitzbuben gewöhnt, der eine wertvolle goldne Uhr ohne Scheu zum Verkauf anbot. Ein geringer Trost in dieser Hölle war der Gedanke, nur fünf Stunden bis zum Abend darin verbringen zu müssen, und die Bekanntschaft eines jungen blondbärtigen Deutschen, der, in Polen gebürtig, in einem Montanwerk im Ural beschäftigt, alle drei in Betracht kommenden Sprachen gleich schlecht sprach und sich mit einem Freund und Kollegen vor der ihm drohenden Einberufung als Landwehrmann durch schleunigst genommenen Urlaub gerettet hatte.

Schon kurz hinter der Station Ssamara hielt der Zug. In jeden Wagen vorn und hinten stieg ein bärtiger Landwehrmann, verscheuchte alles von der Plattform in das Innere und bewachte uns mit aufgepflanztem Seitengewehr, während der Zug die mit Posten außerdem besetzte Ssamarabrücke passierte. So wurde die ganze Eisenbahn von Pensa oder gar Rjäsan aus bis zum Kriegsschauplatz gesichert; vielleicht wars des Guten ein bißchen viel, aber man hat auf diese Weise den großartigen Kriegsbetrieb über Jahr und Tag ohne nennenswerte Störung aufrecht erhalten und sogar auf der Transbaikalbahn, dem Sorgenkinde des Verkehrsministers, bis auf vierzehn Züge täglich in jeder Richtung steigern können. In Erwartung des technisch interessanten Bauwerks der Wolgabrücke zwischen Obscharowka und Batraki haben wir die fünfstündige Marter einigermaßen geduldig ertragen. Der Zug kletterte eine lange Dammschüttung hinan und gestattete uns durch die Führung dieses Dammes in einer Kurve die Stromniederung und Brücke lange vorher zu sehen. Erst nachdem am linksufrigen Brückenhaupt ein Offizier die Postenaufstellung in den Wagen nachgesehen hatte, setzte sich der Zug langsam in Bewegung und schlich über die zwölf hohen spindeldürr aussehenden Pfeiler und mehr als hundert Meter langen Spannungen der Gitterträger des eingleisigen eisernen Oberbaues. Von der schräg einfallenden Abendsonne auf die schneebedeckte Eisfläche des mächtigen Stromes projiziert, zeichnete er dort sich und seine Bewegung deutlich sichtbar ab. Weil gar so vorsichtig gefahren wurde, war man versucht, die Betriebssicherheit der Brücke in Zweifel zu ziehn, sie hat jedoch gehalten. Die wohl auch gegen unlautere Elemente des eignen Landes gerichteten Sicherheitsmaßregeln aber haben sich bezahlt gemacht, denn die Folgen einer einigermaßen gelungnen Zerstörung der Wolgabrücke wären tief einschneidend gewesen.

Das westliche Hochufer nahm sich in der Beleuchtung des klaren Abends sehr malerisch aus, und die Hügellandschaft, durch die sich der Zug in mehreren Windungen emporarbeitete, rechtfertigte ihren guten Ruf landschaftlicher Schönheit. Nachdem er noch einmal einen Ausblick auf die Brücke gewährt und an drei Stationen mit dem Namen Batraki angehalten hat, läuft der Zug endlich bei schnell herniedersinkender Dämmerung und leuchtendem Abendrot in die wichtige Station Ssysran ein.

Hier fand Zugwechsel statt und begann ein ebenso ernstlicher wie im Grunde ergötzlicher Kampf ums Dasein in den nächsten vierundzwanzig Stunden. St.s Findigkeit und im Brustton der Überzeugung die russische Sprache manchmal grausam schlecht behandelnder Zungengeläufigkeit war es gelungen, ein für unsre Nachtruhe sehr geeignetes Doppelabteil zu behaupten, bis Hilfe kam und die Anzahl unsrer Stücke unsre auf sieben bis acht Personen hinaufgelogne Stärke einigermaßen wahrscheinlich machte. Es galt noch manchen Sturm abzuschlagen, zum Beispiel einen aus der Mandschurei zurückkommenden Roten-Kreuz-Doktor, der vermöge seines Äußern, seiner Formen und seiner Begleitung ein höchst unlieber Reisegenosse geworden wäre. Na ja, wählerisch in der Annahme der Ärzte für den Feldzug zu sein, den Luxus konnten sich Staat und Hilfsgesellschaften eben nicht leisten. Bei Nacht hatten sich einige Mann vom Zugpersonal auf unsern freien Plätzen breit gemacht, kamen aber bei dem plötzlich erwachten St. übel an. Rache ist süß — sie straften uns durch Nichtachtung, erhielten dafür aber auch nicht eine Kopeke Trinkgeld.

In dem lebendigen Treiben auf dem Bahnhof Ssysran, von dem aus mehrere Strecken abzweigen, herrschten natürlich die aus dem Kriege zurückkehrenden gesunden und verwundeten, auf Stöcke gestützten Krieger und die nach dem Kriegsschauplatze reisenden neu equipierten Offiziere in packendem Gegensatz dazu vor. Meist trugen sie zu den grauen Feldzugsuniformen die hohe zottige Lammfellmütze, die zu den gutmütigen, etwas stumpfsinnigen Russengesichtern so gar nicht recht passen will, aber jedenfalls ein zweckmäßigeres, weil leicht zu verpackendes und gegen die Kälte schützendes Ausrüstungsstück ist als etwa unser Helm. Zurückkehrende Soldaten versammelten ein ihren Erzählungen andächtig lauschendes Publikum um sich und konnten sogar ein paar japanische Gewehre als Trophäen aufweisen.

Nach einer erneuten Portion Schtschi gabs eine vorzügliche, nur in Pensa noch einmal unterbrochne Nachtruhe und eine angenehme Fahrt am folgenden Tage. Sie führte durch die fruchtbaren Schwarzerdegouvernements Pensa, Tamboff, Rjäsan vorüber an Feldern mit tiefschwarzem, schon abgetautem Boden, an Waldstücken und Wiesen, an Dörfern und vereinzelten Herrensitzen, an Flüßchen und Bächen, bei Morschansk an einer Anzahl bunter Windmühlen und an riesigen Getreideelevatoren, an begegnenden Kriegstransporten und Friedenszügen. In Rjashsk mußte nach dreistündigem Aufenthalt ein erneuter Kampf um die Unterkunft ausgefochten werden. Der aus Baku kommende Zug führte nur die leidigen Durchgangswagen, und diese waren nach drei- oder viertägiger Fahrt nicht eben schön. Man mußte froh sein, Lager im obern Stockwerk zu bekommen und sich in der stickend heißen Luft wenigstens ausstrecken zu können. Eine kräftig entwickelte junge Jüdin machte sichs mir gegenüber bequem und verlangte im Traume nach ihrem Ssascha, der sich irgendwo anders ein Lager bereitet hatte. Was ich mehr bewundern soll, ihre Unverfrorenheit oder die Nachlässigkeit, mit der sie im schleppenden Kleide die

Unreinlichkeiten des Wagenfußbodens auffegte, darüber bin ich zu keinem Entschluß gekommen.

Nach einem fahlen Morgen in dieser übelriechenden, widerlichen Umgebung nahte endlich die Erlösung. Wälder und Datschen (Sommerlandhäuser) kündigten die Nähe von Moskau an, die Halbstationen wurden häufiger, manchmal wurden sie glatt durchfahren. Bald folgten die Gärten der ausgedehnten Vorstädte, und fast fahrplanmäßig lief der Zug endlich in den Rjäsaner Bahnhof ein. Durch die Verspätung in Ssamara hatten wir den Kurierzug versäumen müssen und einen halben Tag verloren. Trotzdem konnte der erzielte Rekord in Anbetracht des kaum eröffneten Betriebes auf der Orenburg—Taschkenter Eisenbahn und des Kriegsverkehrs von Ssamara aus als gut bezeichnet werden. In siebentägiger Fahrt waren reichlich 3400 Kilometer zurückgelegt worden.

Moskau wird von Moltke in seinen Briefen als wunderbar schön geschildert. Freilich der Rundblick vom Iwan-Weliki-Turm im Kreml und von den Sperlingsbergen, von denen aus Napoleon die Stadt vor sich zum erstenmal erblickte, gehören zu den großartigsten Städtebildern, die man kennt. Die Häusermassen mit den grünen Dächern, die bunten und goldnen Kuppeln der unzähligen Kirchen, die Umrahmung mit den Gärten und parkartig durchlichteten Wäldern wirken gleichmäßig, ob nun Schnee das Ganze überdeckt oder ein frisches Grün die an sich häßlich gestrichnen Häusermassen unterbricht, oder wie bei unserm kurzen Aufenthalt nur noch halbwinterlicher Zustand herrscht und die Straßen von Schnee und zu Eis gefrorner Schlittenbahn befreit sind. Und doch ist man berechtigt, Moskau eigentliche Schönheit abzusprechen. Der Petersburger nennt es ein großes Dorf. Und das Sprichwort: „Kratzt am Russen, und bald zeigt sich der Tatar", paßt auf Moskau übertragen ganz genau: „Kratzt die europäische Tünche ab, und Asien kommt zum Vorschein." Ich hatte Moskau neun Jahre lang nicht gesehen und konnte manchen Fortschritt erkennen, aber ich war auch kritischer geworden und fand ein Urteil mir aus der Seele gesprochen, das ich in der Nowoje Wremja las: „Moskau ist noch immer dieselbe geräuschvolle, geschmacklose, malerischste und schmutzigste aller Residenzen. Als Peter der Große sein Rußland von dem Tatarentum nicht befreien konnte, schmiedete er es an das westliche Europa an, aber Moskau blieb der alte Riesennagel, mit dem sein Land an Asien befestigt war. Die Kremlkirchen sind die unglückseligen Zeugen davon. Im Vergleich zu andern hehren Denkmälern christlicher Baukunst setzt ihre Kleinheit und plumpe Gestalt in Erstaunen und erweckt die Erinnerung an eine armselige, in der Anlage verpfuschte Kultur, an etwas Heimatliches und doch wieder Abstoßendes." Wirklich, in dem Stilmischmasch dieser Kirchen ist nirgends etwas großartiges, nirgends ein eigenartiger Zug, ist alles entlehnt und alles verballhornisiert, zusammengeknittert. Von dem bunten Kleckswerk der elf Kapellchen des Wassili Blashenny auf dem Roten Platz bis zu dem vergoldeten Kiosk, der Alexanders des Zweiten Standbild überdacht, überall ist die

wunderbare Fähigkeit zu entdecken, fremde Kunst zu adoptieren und gründlich zu verderben.

In den ungeschlachten, schlecht gegliederten Profangebäuden des Großen Kremlpalastes, des Findelhauses, des Großen Theaters, der städtischen Manege, in den sonderbaren Denkmälern der großen Glocke und Kanone im Kremlhof offenbart sich wieder ein andrer nicht sympathisch berührender Zug: die Großmannssucht, das Streben zu imponieren, die Neigung, aufs ganze zu gehn, ohne Berücksichtigung der Ausführung im einzelnen, die Maßlosigkeit, mit der der einzelne Russe wie die Gesamtheit des Volkes immer über das vernünftigerweise zu steckende Ziel hinausschießt.

Das alles schließt nicht aus, daß Moskau eine der interessantesten Großstädte ist und viel Sehenswertes bietet. Meine Aufgabe solls hier nicht mehr sein, das alles systematisch aufzuzählen und zu beschreiben, gerade so wenig, wie ich den Versuch gemacht habe, in den paar Tagen unsrer Anwesenheit den Gefährten als Kundiger Moskau gründlich zeigen zu wollen.

Der Aufbau Moskaus auf dem linken Moskwaufer in mehreren Ringen um den Kreml, das Vorhandensein dreier breiten Straßenzüge an der weißen Mauer, im Zuge der Boulevards und der großen Ssadowaja (Garten)-Straße, jenseits deren der Kranz der Vorstädte anschließt, die Anordnung radialer Straßenzüge erleichtert die Orientierung, die an sich in einer eine so große Fläche bedeckenden Millionenstadt nicht leicht sein würde. Von all den Straßen weist die Twerskaja, die fast schnurgrade vom Kreml nach dem Petrowski-Park führt, das meiste und bunteste Leben und Treiben zu jeder Tageszeit auf, aber es ist überall reger Verkehr von Fußgängern und Wagen. Droschken sind in den verschiedensten Formen vertreten und erreichen die höchste Vollendung in den sogenannten Lichatschi. Das sind tadellos gehaltene Phaethons mit weichen Federn und Gummireifen, bespannt mit Trabern guter Zucht, die der wie ein herrschaftlicher Kutscher mit dick wattiertem dunkelblauem Schlafrock und viereckiger Pelzmütze angetane Lenker mit verblüffender Sicherheit durch das Getriebe steuert. Der Genuß, nach einem guten Diner mit einem Lichatsch zum Kaffee nach Strjelna im Petrowski-Park zu fahren, ist wirklich mit einigen Rubeln nicht zu teuer bezahlt.

Die Unsitte herrscht noch immer, daß man über den Fahrpreis mit dem Kutscher verhandeln muß; oft ist man selber überrascht, wenn auf ein stark gedrücktes Gegengebot der Rosselenker mit einem höflichen Pashäluitje (bitte) zum Einsteigen einladet. Mit der nötigen Stirn fährt man auf diese Weise erstaunlich billig, Viertelstundenstrecken oft für dreißig Pfennige, und immer flott. Die Droschke ist eine so wichtige und viel gebrauchte Erscheinung, daß man in manchen Redewendungen zwischen Kutscher und Wagen zu unterscheiden sich gar keine Mühe gibt, und der Deutschrusse in wörtlicher Übersetzung die herrliche Wendung aus der russischen Sprache übernommen hat: „ich setze mich auf einen Fuhrmann“.

Moskau stand während unsrer Anwesenheit noch unter dem Eindruck des Attentats auf den Großfürsten Ssergius. Man hatte die Stelle im Kreml, wo die Bombe geworfen wurde, umgittert und mit Blumen geschmückt. Gar mancher Bauer und Kleinbürger ging Hut abnehmend und sich bekreuzigend an ihr vorüber, mancher widmete den Manen des Gemordeten ein Gebet. Mag er eine noch so wenig sympathische Persönlichkeit gewesen sein, verabscheuungswürdig ist das Verbrechen doch ebenso wie jeder andre Mord und wurde in niedern Volksschichten so empfunden. Der Revolutionär, der irgendeine hochgestellte Persönlichkeit zum Tode zu verurteilen in sich das Recht findet, vertritt aus eigner Machtvollkommenheit das Prinzip der Herrschaft über Leben und Tod, das er leugnet. Das vollstreckende Organ solches Urteils begeht feigen Meuchelmord, denn nichts andres ist der Angriff auf eine Persönlichkeit, die sich dessen nicht versieht. Wie die russische Gesellschaft dazu kommen kann, solches zu entschuldigen, sogar zu billigen, wie die gebildeten Vertreter der Duma sich entschließen können, eine allgemeine Amnestie für diese Verbrecher zu fordern, ist nur durch eine vollständige Verdrehung aller Rechtsbegriffe zu erklären. Es ist die aufgegangne Saat, die Folge einer Kette von Rechtsbeugungen, von Handhabung drakonischer Gesetze durch übelberufne Vertreter des bisher herrschenden Systems. Wie die Ernte werden wird, wenn die Sätze der Lehre des Guten und Bösen, für dessen Unterscheidung auch der vielgeschmähte Mushik ein richtiges Empfinden hat, so umgestoßen werden, kann kaum zweifelhaft sein. Die Barrikadenkämpfe in Moskau haben einen kleinen Vorgeschmack gegeben. Sicher ist in Moskau, der Zentrale russischer Intelligenz, dem Sitz einer Universität, unter deren Angehörigen von jeher die revolutionäre Propaganda ganz besondre Erfolge gezeitigt hatte, der Ausbruch der revolutionären Bewegungen schon frühzeitig erwartet worden. Verstärktes Polizeiaufgebot deutete darauf hin. Um so angenehmer mußte man empfinden, daß trotzdem dem Verkehr keinerlei Beschränkungen auferlegt waren, und wenn ich mich recht erinnere, auch die Anmeldung bei der Polizei ohne Vorzeigung des Passes erledigt wurde. Der Eintritt in den Kremlpalast begegnete nicht den geringsten Schwierigkeiten. Die sämtlichen großen Säle, Treppen und Korridore waren geöffnet; die uralten Schloßteile, der Terem, waren zugänglich und zeigten so recht den Gegensatz zwischen der Einfachheit der alten Zeit und dem Prunk, der heutzutage von der Umgebung der regierenden Persönlichkeiten untrennbar ist. Aber Achtung vor den Sälen im Großen Kremlpalast! Der in blau und gold gehaltene Andreassaal mit den Ordensemblemen ist ebenso schön, wie der mit weißer Marmorbekleidung ausgestattete Georgssaal in einfacher Vornehmheit seinesgleichen sucht. Die Namen der Georgsordensritter bedecken in Goldschrift die Wände, die noch Raum genügend gewähren für künftig auszuzeichnende Krieger. Das einfache Georgskreuz ist eine heißbegehrte, hochgeehrte Kriegsauszeichnung, die nicht nach Gunst und Gaben verschenkt wird, sondern über deren Verleihung in einer

Duma von Ordensrittern ernsthaft beraten wird, und deren vierte Klasse der volle General*) mit gleichem Stolz entgegennimmt wie der jüngste Leutnant, deren dritte Klasse die Auszeichnung für ganz außergewöhnliche Leistungen darstellt.

Der Große Kremlpalast war seit Beginn des Krieges für die Zwecke des Roten Kreuzes zur Verfügung gestellt. Tausend bis dreitausend Frauen aller Stände waren unter dem Protektorat der Großfürstin Ssergius täglich beschäftigt, die Liebesgaben auszupacken, zu sortieren und nach Bedarf zusammenzustellen. Lange Tische standen in den Sälen mit den verschiedensten Bedarfsartikeln, und unaufhörlich wurden auf dem Hofe große Warenballen an- und abgefahren. Die Privatwohltätigkeit hat sich während des Krieges, namentlich zu Beginn, in glänzendem Lichte gezeigt. Daß sie allmählich und in Moskau sehr fühlbar nachließ, ist zu verstehn, weil die Begeisterung für den Krieg nichts weniger als nachhaltig war. Daß in der Presse die sicher vorgekommenen Fälle von Unehrlichkeit dafür als Grund aufgebauscht wurden, ist gleich töricht, wie sich darüber zu beklagen, daß manche Sendung auf irgendeiner Station dem Verderben ausgesetzt wurde; das liegt in der harten Notwendigkeit, die Truppen und das Kriegsmaterial unter allen Umständen bei der Beförderung mit der Eisenbahn zu bevorzugen und ist im Kriege 1870/71 auch des öftern vorgekommen. Unlust am Kriege war in Moskau aus mancher Unterhaltung an den Nachbartischen zu entnehmen. Die massenhaft zurückgekehrten Offiziere taten keineswegs immer das ihrige, die Begeisterung zu heben. Briefe haben das Feldzugselend in sehr düstern Farben geschildert.

Das Erwerbsleben hatte unter dem Kriege anscheinend kaum gelitten. Moskau ließ sich alle russischen Erzeugnisse teuer bezahlen. Wo wir anklopften, überall zeigten die hohen Preise, daß es noch nicht nötig war, um bar Geld zu sorgen. Die Schufte in den kaukasischen Warenlagern verlangten für manchen Schund unglaubliche Summen. Die Pelzwarenhändler auf dem Kusnetzki Most, der elegantesten Geschäftsstraße, die Juweliere in den Kaufreihen und Passagen, die Kunsthändler, alle hielten sie an ihren Geschäftsgewohnheiten fest, sodaß wir schließlich in das Kleingewerbemuseum zogen, um unsre kleinen Andenken einzukaufen.

Dieses Museum, das den guten Zweck hat, der russischen Hausindustrie Freunde zu werben und sie zu ermuntern, bezweckt zugleich eine ökonomische Unterstützung in der Hausindustrie geschickter Arbeiter und Arbeiterinnen und bringt echt russische Erzeugnisse in Stickereien, Holzschnitzereien, Lackarbeiten, aber auch Spielwaren in reicher Auswahl zum Verkauf.

In einem Verbrauchsartikel ist Moskau billig, aber nicht aus eignem Verdienst, sondern weil der Staat an seinem Monopol festhält und selber den Verkauf regelt; das ist der mit Recht so beliebte Wodka. Man lernt ihn

*) General der Infanterie, Kavallerie usw.

schätzen, wo er zu den schmackhaften Sachen des Büfetts oder der Sakußka so tadellos gekühlt verabreicht wird wie bei Billo oder in der Eremitage. Man kauft sich dann wohl ein paar Flaschen, um jenseits der Grenze festzustellen, daß er in andrer Umgebung ebensowenig Freunde findet wie guter reiner Moselwein in Ostpreußen.

Billo und die Eremitage zu studieren, durften wir uns natürlich nicht entgehn lassen. Im Hotel Billo waren wir abgestiegen und hatten alle Ursache, uns der deutschen Ordnung dort zu freuen und der ganz vorzüglichen Verpflegung alle Ehre anzutun. Der Kaviar, der Störrücken, der Ssig*), die Salate und Pasteten und alles, was sonst das reichhaltige Büfett belastet, alles ist auf der Höhe. Dazu stehn täglich die besten Gerichte der russischen, deutschen, österreichischen und französischen Küche, alle möglichen Weine und gut behandelte Biere zur Auswahl und läßt eine sehr aufmerksame Bedienung nichts vermissen. In der Eremitage ist dagegen verfeinerter russischer Stil zu Hause. Bequem und mit Rücksicht auf den Gesamteindruck gut verteilte Tische in dem weiß gehaltenen Saal, schneeweiß angezogne Tataren zur Bedienung, ein Musikkorps auf der Empore oder ein Orchestrion in diskreter Stimmung zur Erhöhung des Wohlbehagens, in der Vollendung zubereitete Speisen und ausgezeichnete russische Weine und Sekte, all dies trug dazu bei, nach siebentägiger Eisenbahnfahrt und köstlich erfrischendem Bad uns beim Schlußfest in die gehobenste Stimmung zu versetzen.

Außer dem Sinn für das Materielle kommt der durch mancherlei Geschmacklosigkeit beleidigte Kunstsinn in diesem oder jenem Gebäude doch wieder zu seinem Recht. In der Tretjakoffgalerie zwar im äußern nicht, denn diese in Samoskworjetschje, das heißt in dem auf der andern Seite der Moskwa gelegnen Kaufmannsviertel versteckte Sammlung ist in einem ausgedehnten, aber ziemlich verbauten Hause untergebracht, wohl aber im Inhalt der Sammlung. Die besten russischen Künstler wie Aiwasowski und Makowski sind hier in ihren Meisterwerken vereinigt, und von Wereschtschagin ist die ganze, vor zwanzig Jahren in Berlin ausgestellte Gruppe von Bildern und Skizzen vorhanden und stellt der Produktivität des verstorbnen Künstlers ein ebenso großartiges Zeugnis aus wie der Auffassung und Wiedergabe der von glühender Sonne beleuchteten Denkmäler der zentralasiatischen Geschichte und dem packenden Naturalismus der Darstellung der Kriegsszenen, die der Maler selbst geschaut hat. Die Bilder aus Zentralasien fesselten, nachdem wir die Wirklichkeit hatten betrachten dürfen, unser Interesse auf das höchste, denn sie versetzten uns zurück auf den Registan und vor die Portale von Schach-Sindah in Ssamarkand. Übrigens hatte auch die freilich weniger künstlerische Sammlung der Volkstypen im Rumjanzeff-Museum, in der jede Nation, jedes Völkchen aus dem Reiche des Zaren seine Darstellung in echt kostümierten, lebensgroßen Puppen,

*) Marinierte oder geräucherte Seeforelle.

in Häusermodellen, Geräten und Handarbeiterzeugnissen gefunden hat, für uns den Nutzen, daß wir alle die Typen der Leute nochmals vor uns sahen, die zwischen Batum und Moskau an uns vorübergezogen waren.

Man darf Moskau nicht verlassen, ohne der schönsten Kirche, dem Erlöserdom einen Besuch abgestattet zu haben. Als Denkmal des „Vaterländischen" Krieges von 1812 in jahrzehntelanger Arbeit fertiggestellt, ist er ein Kunstwerk des russisch-griechischen Kirchenbaustils im Äußern wie im Innern. Keine Fläche innen, die nicht durch kunstvolle Mosaik oder Malerei verziert ist; hehr und geschmackvoll der Ikonostas, der in andern russischen Kirchen durch seine aufdringliche Goldbronze inmitten nüchterner Wände oft unangenehm in die Augen fällt. Vortrefflich ist die Akustik in dem ganzen in der Form des Kreuzes gegründeten Bauwerk. Herrlich kamen bei dem Sonntagsgottesdienst die Chorgesänge der Diskantstimmen, die Tonfülle der sanft einsetzenden, zu gewaltigem Klange anschwellenden „sammetartigen" Bässe der Geistlichen zum Ausdruck. Man begreift, daß in der entfalteten Pracht und Schönheit des griechisch-katholischen Ritus etwas die Sinne gefangen nehmendes liegt, und daß dem andächtigen Rechtgläubigen Herz und Gemüt davon erhoben werden. Sehr viel weniger ansprechend ist der ostentative Bilderdienst der rechtgläubigen Kirche. Wenn ich auch den frommen Brauch noch gelten lassen will, daß man beim Durchschreiten des Erlösertors der Kremlmauer ehrfürchtig den Kopf entblößt, so steht die blinde Verehrung des Muttergottesbildes in der Kapelle an der iberischen Pforte, der Glaube an dessen wundertätige Wirkung im schärfsten Widerspruch zu der rationalistischen Weltanschauung, die in Rußland schon lange ihren Einzug gehalten hat. Die Mutter Gottes wird von wohlhabenden Leuten in schweren Krankheitsfällen in ihr Haus eingeladen und reist sogar gegen hohes Entgelt nach auswärts; ihr Erscheinen hat stets einen kleinen Auflauf Heilsdurstiger zur Folge. So aber kommt die russische Kirche zu Besitz und Reichtum. Viele Milliarden gehören der Toten Hand und bilden die Deckung, wenn einmal die russischen Staatsfinanzen in ganz schwere Bedrängnis geraten.

Moskau sollten wir nicht verlassen, ohne es im Schnee gesehen zu haben. Beinahe hätte der unzeitgemäße Witterungsumschlag mit seinen Schwierigkeiten für Wagen und Pferde uns den Schnellzug acht Uhr Abends versäumen lassen, in dem der sehr entgegenkommende Stationsvorsteher ein Abteil für uns belegt hatte. Ein Produkt aus Sparsamkeit und den Absichten, Warschau nur einige Tagesstunden zu widmen, aber in Moskau möglichst lange zu bleiben, hatte uns diesen Zug zu wählen veranlaßt. So passierten wir zwar das Schlachtfeld von Borodino bei Nacht, konnten aber Gelegenheit nehmen, Napoleons Rückzug über Smolensk, Orscha zur Berjosina bei Tage zu verfolgen. Der noch festliegende Schnee half der Phantasie, sich in die Lage der Großen Armee hinein zu versetzen, als sie über die beschneiten Felder, die vereisten Straßen westwärts zog. Trefflich hat Wereschtschagin in seinem Napoleonzyklus das

winterliche Land und die Schrecken des Rückzugs auf der Leinwand geschildert. Damals hatten die Wölfe goldne Tage; wir sahen einige der heutigen Hungerleider, vom Zuge überrascht, scheu flüchten; ihre Aussichten auf einen fetten Bissen waren jedenfalls denkbar dürftig. Der Jagdlust der Stadtherren zuliebe sollen kluge Bauern darauf gekommen sein, einiges Raubzeug, Wölfe und Bären, künstlich zu züchten und gegen hohes Schußgeld abschießen zu lassen.

Warschau wurde frühmorgens erreicht. Frühlingswetter verschönte den kurzen Aufenthalt in der eleganten Hauptstadt Polens und lud zu ausgiebigem Bummel zu Fuß und zu Wagen ein. Die Krakauer Vorstadt mit ihrem lebhaften Verkehr der vornehmen Welt, der Besuch des Lasjenki-Parkes mit seinen Schlößchen und Alleen beschäftigte uns genügend bis zum Abend. Gräßlich viel Juden verkünden die Firmenschilder in dem Stadtteil des Weichselbahnhofs und das Gemauschel auf den gedrängt bevölkerten Straßen, die man in schon vorgerückter Abendstunde nach dorthin durchschreiten muß. Ihre große Zahl erschwert die Lösung der Nationalitätenfrage, ihre Begehrlichkeit schafft Zwiespalt. Schon hatten zahlreiche Attentate die erregte Stimmung gesteigert und starkes Truppenaufgebot zu den Wachen, regen Patrouillengang durch die Straßen nötig erscheinen lassen.

Im Osten, in Asien hatten wir die russische Kolonisation von schönem Erfolg begleitet gesehen. Hier nach Westen hin hat sie völlig Fiasko gemacht. Mit der gedankenlosen Befürwortung polnischer Autonomie hat das Russentum selber seinen Bankerott im Lande erklärt. Ein sehr lehrreicher Gegensatz, der zu denken gibt.

Bei Mlawa fuhren wir am Morgen über die russisch-deutsche Grenze. Nunmehr etwas reisemüde, verstaubt und im Gefühl einer schlecht verbrachten Nacht in den europäisch unbequemen Wagen der Warschau--Mlawaer Eisenbahn fanden wir wenig Gefallen an der fiskalischen Engherzigkeit der deutschen Eisenbahnbeamten gegenüber unserm Eigentum. Die letzten Stunden wurden die längsten, die letzten Minuten zählten gleich Stunden, aber auch sie gingen vorüber.

Fünfzig Tage waren wir unterwegs gewesen, hatten neunzehn Nächte auf der Eisenbahn, sieben auf Dampfern und nur vierundzwanzig in ordnungsmäßigen Betten zugebracht und dabei an 13000 Kilometer zurückgelegt. In Rumänien haben wir einen Staat mit erstarkendem Nationalbewußtsein durcheilt, am Bosporus und Schwarzen Meer tiefen, fast hoffnungslosen Verfall beobachtet. In Kaukasien betraten wir den Schauplatz des zu erneuter blutiger Abrechnung gediehenen althergebrachten Streitens mehrerer Nationalitäten um wirtschaftliche, durch religiösen Haß verschärfte Gegensätze, in Zentralasien konnten wir das Russentum, das dort ohnmächtig zusieht, nach kriegerischen Erfolgen als Vertreter moderner Zivilisation an der Arbeit sehen, bei sich zu Hause haben wir es in dem die Revolution vorbereitenden Zersetzungsprozeß erblickt. Wir haben auf den Trümmerfeldern uralter Kultur geweilt und an der Stätte des Wirkens

großer, der Geschichte angehöriger Persönlichkeiten uns deren Taten erinnern dürfen. Viel Schönes und Sehenswertes wurde uns zu schauen geboten; nie und nirgends wollten wir uns durch den Gedanken, daß noch mehr zu sehen war, die Freude an dem zunächst erreichbaren verderben lassen. So ist nur angenehme Erinnerung an die Sammlung gekaufter und selbst aufgenommener Bilder geknüpft, die den mit jeder vernünftigen Reise verbundnen Genuß rückschauender Betrachtung wesentlich vertiefen.



Der Antiquar

Von Julius R. Haarhaus

(Fortsetzung)



Der Antiquar hatte das Rezept des Helmstedter Gelehrten schon mindestens ein dutzendmal gelesen. Nicht etwa, daß er an die Wirkung des Mittels geglaubt hätte! Beileibe nicht! Ein Mann, der seinen Geist an der literarischen und philosophischen Hinterlassenschaft des Altertums geschult hat, ist gegen den Zauber, den das Übernatürliche auf unbefangne Menschen ausübt, gründlich gefeit. Hätte sich das Mittelalter, als es die kostbare Erbschaft der Antike antrat, weniger an die philologisch-grammatikalische Schale und mehr an den geistigen Kern der Klassiker gehalten, so würde es die Irrwege mystisch-hyperphysischer Spekulationen vermieden und die Kulturentwicklung nicht um mehrere Jahrhunderte aufgehalten haben. Allerdings — das mußte sich auch Polykarp Seyler immer wieder fragen — wo lagen in den verschiednen Perioden der Menschheitsgeschichte bei den höher organisierten Individuen die Grenzen der Naturerkenntnis? Sollte es nicht zu jeder Zeit Männer gegeben haben, deren geistigem Auge sich die rätselhaften Kräfte, die das All beseelen und bewegen, williger enthüllten als andern? Schienen nicht auch in unsern Tagen die Entdeckungen eines Röntgen, eines Hertz, eines Marconi die ganze mühsam erworbne Schulweisheit unsrer physikalischen Wissenschaft über den Haufen zu werfen? Vielleicht war der alte Beireis auch so einer gewesen, dem sich der Zauberberg von selber auftat, an dessen Eingang Tausende vergebens stehn und ihr „Sesam, öffne dich!“ rufen?

Gewiß, der kritiklose Glaube an die tiefern Naturkenntnisse des Helmstedter Professors wäre lächerlich und eines gebildeten Mannes unwürdig gewesen. Aber daß Beireis tatsächlich in mancher Hinsicht seiner Zeit weit voraus gewesen war, dafür sprachen seine von glaubwürdigen Zeugen verbürgten wissenschaftlichen Erfolge und Entdeckungen.

Hier war nun ein Rezept von seiner Hand. War es wirklich das ernstzunehmende Resultat langjähriger Versuche, oder war es eine jener Mystifikationen, in denen sich der Sonderling gefiel, wenn es galt, mißgünstigen Kollegen, lästigen Besuchern oder dreisten Plagiatoren ein Schnippchen zu schlagen? Seyler gestand sich ein, daß es einen eignen Reiz haben müsse, dieses Rätsel durch eine vorurteilslos unternommne Probe zu lösen. Erwies sich das Mittel als unwirksam, so war der Mystifikator wieder einmal entlarvt, zeigte es sich wirksam, um so besser,

dann wurde unser Freund mit einem Schlage alle die Sorgen und Schmerzen los, die ihm aus der Notwendigkeit, seine Lieblinge verkaufen zu müssen, erwuchsen. Denn das war ja klar: reagierten die Bücher auf die chemisch-magnetische Kraft, so taten sie es in jedem Falle, mochten sie nun auf rechtmäßige oder unrechtmäßige Weise aus Seylers Besitz in den eines andern übergegangen sein.

So stand denn eines Tages bei dem Antiquar der Entschluß fest, sich die dreiunddreißig Ingredienzien zu beschaffen und die geheimnisvolle Kocherei genau nach den Anweisungen des Helmstedter Adepten vorzunehmen. Käthchen durfte natürlich nichts davon wissen; der Onkel hatte die dunkle Empfindung, als ob sie seinem Unternehmen nicht das wünschenswerte Verständnis entgegenbringen würde. Außerdem war es ja jederzeit der Brauch der Alchimisten und ähnlicher Laboranten gewesen, ihre Tätigkeit profanen Augen zu entziehen.

Die Nichte wunderte sich im stillen darüber, daß der Onkel jetzt häufiger als je ausging, und daß er, wenn er heimkam, gewöhnlich eine Tüte oder eine Flasche mitbrachte und sorgfältig in den Empireschreibtisch verschloß. Noch mehr gab ihr der merkwürdige Umstand zu denken, daß eines Mittags der größte eiserne Topf aus der Küche verschwunden war. Dabei schien der Onkel jetzt beschäftigter und zerstreuter als je, ging nach dem Abendbrot wieder in den Laden hinunter und kam vor Mitternacht nicht in die Wohnung zurück.

Der gute Seyler hatte es auch wahrhaftig nicht leicht. Was gehörte nicht alles dazu, die einzelnen Chemikalien zusammenzubekommen, von denen die Leute in den Kräutergewölben und Droguerien manche nicht einmal dem Namen nach kannten! Am meisten Mühe machte es ihm, die gebrannten Ossa felis domesticae, vulgo Katzenknochen aufzutreiben, die er endlich durch die Gefälligkeit eines Gärtners erhielt, und die er, um die Neugier des Mannes zu befriedigen, für das einzig wirksame Schutzmittel gegen die Mäuse ausgegeben hatte.

Als schließlich alles beisammen war, konnte das große Werk begonnen werden. Es war ein glühendheißer Julitag gewesen, so ungewöhnlich heiß, daß man es sogar in den dämmrigen Gewölben von Reichenbachs Hof verspürt hatte. Gegen Abend hatten sich schwere Wolken aufgetürmt, ein Sturmwind sondergleichen war durch den Hof gebraust, hatte Stroh und Papierschnitzel bis zu den höchsten Stockwerken emporgewirbelt, Fenster aufgerissen und zugeworfen und unter den Geranien und Nelken, die Käthchen auf einem Blumenbrett vor ihrem Kammerfenster pflegte, eine vandalische Verwüstung angerichtet. Jetzt war es stockfinstere Nacht, der Regen prasselte nieder, Blitze erleuchteten für Sekunden den Hof taghell, und Donner auf Donner krachte, als sollte die Welt zugrunde gehn. Das war die rechte Stunde für eine Arbeit, wie sie Herr Polykarp Seyler vorhatte. Wenn die Elemente in Aufruhr liegen, wenn der Himmel seine Pforten geöffnet hat und dem schwachen Auge des Menschen einen kurzen Blick in seine unermeßlichen Strahlenräume gewährt, dann sind die tausend und abertausend geheimen Kräfte der Natur doppelt wirksam und nicht minder willig zu schöpferischem Tun wie die mächtigen Urgewalten, die sich in segenspendendem Zorn über die Erde entladen, ihren Schoß befruchten und ihren Dunstkreis vom Staube des Alltags reinigen.

Und während die Leute oben in ihren Wohnungen ängstlich bei ihren Kerzen oder Lampen saßen, beim blendenden Scheine der Blitze zusammenfuhren und mit angenehmem Gruseln auf das Knattern des Donners warteten, stand der Antiquar in seinem wohlverschlossenen Lädchen, las mit einer Art von Andacht noch einmal das Rezept, sortierte seine Tüten und Flaschen genau den Angaben des Helmstedter Wundermannes entsprechend nach der vorgeschriebnen Reihenfolge und stellte den eisernen Topf mit der Milch über den auf einem Seitentische angebrachten Gas-

brenner, der seiner Nichte im Winter gewöhnlich dazu diente, den Kaffee oder den Tee warm zu halten, wenn die Kälte des schwer heizbaren Raumes eine regelmäßig wiederholte innere Erwärmung des menschlichen Körpers notwendig machte.

Es währte nicht lange, so verriet auch schon ein scharf brenzlichter Geruch, daß sich Feuer und Milch ohne Konsens und Segen einer sachverständigen Hausfrau zu vermählen begannen. Aber der Kandis wirkte mildernd, und als sich erst der Alkohol dazugesellte, stieg im Geiste des späten Alchimisten die unklare Erinnerung an eine Punschbowle auf, die er vor Jahr und Tag — er wußte nicht mehr, wann, bei welchem Anlaß und in welcher Gesellschaft — einmal getrunken hatte. Nun kam jedoch die Aloe, das Lieblingsingrediens mittelalterlicher Apothekerkunst, an die Reihe, und vor ihrem bitter-aromatischen Duft schwanden die profanen Gedanken des Kochkünstlers dahin wie Nebel vor der Morgensonne. So ging es fort: Geist und Materie, Himmel und Erde, Gutes und Böses, mystischer Zauber und gemeine Wirklichkeit schienen in dem schwarzen Kessel miteinander zu ringen, bald schien der Geist, bald die Materie zu siegen, bald entströmte dem quirlenden Gemenge ein beseligender Duft, der Herrn Polykarp mit faustischen Ahnungen erfüllte, und bald wieder der kräftige Geruch einer guten Krebssuppe, der ihn aus den lichten Höhen geläuterter Erkenntnis auf den festen Boden des Allzumenschlichen zurückriß.

Mitternacht war längst vorüber, als Seyler den Inhalt seiner letzten Tüte in den Topf schüttete und mit erlahmendem Arm unter das brodelnde Gemisch rührte. Er merkte mit Befriedigung, wie der Brei dicker und dicker wurde, und wie unter dem zur Seite geblasnen Dampfe die silbergraue Materie zum Vorschein kam, die das Resultat und der Lohn so angestrengter Arbeit war. Wenn sie nur schneller erkaltet wäre! Aber sie kochte noch eine Weile weiter, obgleich der sonderbare Alchimist das Gas längst abgedreht hatte und mit Ungeduld auf den Augenblick wartete, wo er das Produkt der Kocherei in das bereitgestellte Gefäß füllen und die Spuren seiner geheimnisvollen Tätigkeit so gründlich wie nur möglich beseitigen konnte.

Endlich war auch das geschehen, und außer einem schwachen, für eine profane Nase undefinierbaren Geruch und einigen Spritzern an der altersgeschwärzten Wand verriet nichts mehr, daß sich hier ein Sterblicher die geheimnisvollen Kräfte der Natur dienstbar gemacht und gleichsam auf Flaschen gezogen hatte. Und seltsam! Seit Seyler die dickliche Mixtur vor sich sah, war er auch von ihrer Wirksamkeit felsenfest überzeugt. Und als er sich nun in Ermanglung eines Pinsels einen Pappstreifen zurechtschnitt, ihn in den grauen Brei tauchte und damit eine silbrige Bahn, ähnlich der Spur einer Schnecke auf einem trocknen Waldwege, über die Türschwelle zog, verstand es sich für ihn ganz von selbst, daß jedes Buch, das die Hand eines Fremden über diese Schwelle trug, über kurz oder lang in das Gewölbe zurückkehren mußte.

So kam es, daß er am nächsten Morgen mit wahrer Sehnsucht auf einen Kunden wartete. Wie ein Luchs lauerte er hinter den Kupferstichen des Schaufensters auf die Vorübergehenden und suchte, wenn sie wirklich stehn blieben und sich die stockfleckigen Kunstblätter, die beiden französischen Reiterpistolen, die Originaldrucke Prendelscher Bekanntmachungen aus den Tagen der Völkerschlacht und die verstaubten und vergilbten Bücher ansahen, in ihren Augen zu lesen, ob sie wohl eintreten und irgend etwas von diesen Raritäten kaufen würden. Gegen Mittag trat denn auch wirklich ein Herr ein, der den Lockungen des Schaufensters nicht widerstanden und sein Auge auf einen Magdeburger Druck vom Jahre 1666, betitelt: J. Praetorius, Anthropodemus plutonicus, d. i. eine neue Weltbeschreibung

von allerley wunderbahren Menschen, geworfen hatte. Er nahm an dem nicht gerade mäßigen Preise von fünfundzwanzig Mark nicht den geringsten Anstoß, sah die beiden Bände auch gar nicht weiter an, sondern bezahlte sie und trug sie mit der Befriedigung eines Mannes, der einen wertvollen Fund gemacht hat, von dannen. Aber schon am Spätnachmittage erschien er wieder, legte das Buch mit einiger Verlegenheit auf den Ladentisch, erklärte, er habe sich etwas ganz andres darunter vorgestellt, und bat flehentlich, Seyler möchte es doch freundlichst zurücknehmen, er wolle mit Vergnügen ein Reugeld von fünf Mark bezahlen. Der Antiquar, der hierin mit einem stillen Triumphgefühl die erste Wirkung des Beireisschen Zaubermittels erkannte, ließ sich nicht lange nötigen und holte die zwanzig Mark in Gestalt von vier Fünfmarkstücken aus der Ladenkasse. Der reumütige Kunde steckte sie ein und suchte mit dem Ausdruck der Erleichterung das Weite.

Am andern Morgen, als Seyler aus seiner Wohnung herunterkam und den Laden öffnen wollte, stand der Kunde schon vor der Tür.

Ich möchte Ihnen etwas andres abkaufen, sagte er, indem er mit den Fünfmarkstücken klapperte, als müsse er sich dadurch als kaufkräftig legitimieren. Da sah ich gestern ein dünnes Quartbuch, ein Memorial des Don Diego Colon über die Bekehrung der Völker der von ihm entdeckten Länder — was würde das kosten?

Der Antiquar suchte den dünnen Band hervor.

Sie meinen jedenfalls dieses hier? fragte er. Es ist der spanische Originaltext des Berichts an den König, nach dem Manuskript gedruckt im Jahre 1854. Es kostet zwanzig Mark.

Der Herr nahm das Buch und blätterte darin.

Ich habe zwar nie Spanisch gelernt, bemerkte er, aber ich sollte denken, wenn man Italienisch kann, müßte man sich im Spanischen auch zurechtfinden können. Ich nehme es mit. Hier ist das Geld.

Seyler ließ ihn mit dem Buche ziehen und freute sich der Entdeckung, daß das Mittel seine Kraft auch den noch kursierenden Münzen gegenüber bewährte. Schon am Nachmittag war der Käufer mit dem Buche wieder da und sagte ziemlich kleinlaut:

Spanisch ist doch schwerer, als ich annahm. Und dann die vielen Abbreviaturen! Ich habe kaum drei Zeilen herausbekommen. Nein, mit dem Buche kann ich beim besten Willen nichts anfangen. Es wäre mir lieb, wenn Sie es zurücknehmen wollten. Wenn ich auch nur fünfzehn Mark dafür wiedererhalte.

Der Antiquar war zu dem Geschäfte mit Vergnügen bereit, er hatte seinen Columbus wieder und nebenbei die frohe Gewißheit, daß auch die fünfzehn Mark ihren Weg aus der Tasche des Fremden in die Ladenkasse zurückfinden würden. Und in der Tat ging es so fort: Bücher, die immer billiger, und Geldbeträge, die immer kleiner wurden, zogen aus dem engen Lädchen in die Welt hinaus, die jenseits der Mauern von Reichenbachs Hof brandete, und trieben wie von einer verborgnen Strömung geleitet in den stillen Port zurück, der ihnen vom Schicksal zu einem Heimatshafen für alle Ewigkeit bestimmt schien. Leute, die sonst jährlich höchstens ein- oder zweimal irgendeine Kleinigkeit gekauft hatten, erschienen jetzt jeden zweiten oder dritten Tag, holten und brachten, gleichsam als seien sie von einer epidemischen Bibliomanie und dabei von einer geradezu pathologischen Abneigung gegen die glücklich erstandnen Literaturschätze befallen worden. In der Ladenkasse häuften sich die Überschüsse aus den rückgängig gemachten Geschäften zu ansehnlichen Summen, und wenn sich Käthchen jetzt am Abend mit Geld zum Zubrot versah, dann mußte sie eine ganze Weile unter Goldstücken und Silbermünzen wühlen, bis sie die paar Nickel fand, die sie zum Einkauf des rohen Schinkens, der Eier oder der Mettwurst brauchte. Aber auch die Nickel wurden über kurz oder lang von dem rätselhaften

Heimweh nach der Schieblade des Empireschreibtisches ergriffen, und meist schon am nächsten Morgen tauchte in Seylers Lädchen der Kaufmann auf, der im Hofdurchgang seinen Stand hatte, und verlangte einen alten Liebesbriefsteller, ein Traumbuch oder eine Anleitung zu Kartenkunststücken, lauter Bücher, die sich bei näherm Zusehen als unbrauchbar erwiesen und mit derselben Schnelligkeit wie ihre gelehrten Verwandten den Weg zu Seylers staubigen Regalen zurückfanden.

Niemand war über diesen plötzlichen Wandel der Dinge erstaunter und erfreuter als Käthchen. Wären ihre Gedanken weniger mit ihrer eignen Zukunft beschäftigt gewesen, so würde sie wohl zu der Einsicht gekommen sein, daß der unerwartete Aufschwung des Geschäfts keineswegs allein auf die gesteigerte Tätigkeit und die tatsächlich ein wenig bezähmte Lesewut des Onkels zurückgeführt werden konnte. Aber sie weilte mit ihrem Geiste jetzt meist in fernen Gegenden, am Monte Cristallo, in Schluderbach oder in Cortina d'Ampezzo, und zwischen die abgegriffnen Blättchen des Zettelkatalogs gerieten jetzt häufiger Ansichtspostkarten, auf denen die Zinnen der Dolomiten in rosigem Abendscheine über lakonischen aber nicht minder feurigen Wandergrüßen glühten. Wie hätte sie da also dem geheimnisvollen Zauber nachspüren können, der in gleicher Weise die Regale und die Kasse des Onkels füllte! Daß er jetzt, wo sie im Begriffe stand, ihn zu verlassen, auf dem besten Wege war, ein „vernünftiger" Mensch, das heißt ein tüchtiger Geschäftsmann zu werden, gewährte ihr eine große Befriedigung. Vielleicht kam er auch noch dazu, der Pflege seines äußern Menschen etwas mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, zur rechten Zeit an die Mahlzeiten zu denken, der herrschenden Mode ein paar kleine Konzessionen zu machen und Haupthaar und Bart öfter verschneiden zu lassen. Früher waren ihr dergleichen Äußerlichkeiten nicht aufgefallen, seit sie jedoch den Doktor Waetzold kannte, fand sie, daß jedes männliche Wesen mit Umlegekragen, langem Gehrock und hängenden Locken eigentlich ein Scheusal sei, und daß zu den notwendigsten Requisiten der Manneswürde ein Stehkragen, kurzgeschornes Haar und ein flotter Jackettanzug gehörten. Und aus dieser Erkenntnis erwuchs bei der Nichte die Überzeugung, daß der Onkel, wie überhaupt jeder ordentliche Mann, zeitlebens einer ihn sanft leitenden weiblichen Hand bedürfe, und daß es für ihn nur eine Rettung vor dem ihm mit ihrem bevorstehenden Weggang drohenden Abgrund gänzlicher Verwilderung gäbe, nämlich so bald als möglich selbst zu heiraten.

Eines Abends bot sich ihr denn auch die erwünschte Gelegenheit, dem Gespräche die Richtung zu geben, die auf das Thema Heirat führen mußte. Wider Erwarten blieb der Onkel bei der Stange, schweifte weder zu den Oden des Horaz noch zu den Briefen des jüngern Plinius ab, sondern hörte Käthchens Darlegungen mit einer Aufmerksamkeit zu, die nur zu deutlich verriet, daß der Gegenstand für ihn ein mehr als rein philologisch-antiquarisches Interesse hatte. Daß er schließlich aber doch noch sämtliche Gründe und Gegengründe, die Petrarca in seinem Büchlein De remediis utriusque fortunae für und gegen die Ehe ins Feld führt, aufzählte, schien der Nichte zu beweisen, der Onkel habe sich selbst schon mit der großen Frage eingehend, wenn auch zunächst rein theoretisch, beschäftigt. Wie erstaunte sie aber erst, als er dann sein Notizbuch hervorzog und diesem einen mehrfach zusammengefalteten Zettel entnahm, auf dem von seiner Hand folgender Entwurf eines Heiratsgesuches stand:

Mariage.

Antiquariatsbuchhändler im besten Mannesalter mit kleinem, aber flottgehendem Geschäft sucht, da es ihm an Damenbekanntschaft fehlt, auf diesem Wege eine Lebensgefährtin. Damen mit schöner Handschrift, gediegnen Literaturkenntnissen und Verständnis für den Geist des klassischen Altertums, wenn auch ohne Vermögen — guterhaltne Witwen nicht ausgeschlossen —, belieben ihre Adresse mit einem kurzen Curriculum vitae bei der Expedition dss. Bl. unter Ars amandi niederzulegen.

Tageblatt oder Nachrichten? fragte er, indem er die Brille emporschob und seine Nichte forschend ansah.

Ich würde zunächst das schreckliche Wort „Mariage“ durch unser gutes „Heiratsgesuch“ ersetzen und aus der guterhaltnen Witwe eine jüngere, kinderlose Witwe machen, meinte Käthchen. Und dann, fürchte ich, wird durch die Forderung gediegner Literaturkenntnisse die Zahl der Bewerberinnen allzusehr eingeschränkt werden.

Das schadet gar nichts, Käthchen, erwiderte der Onkel, je weniger sich melden, desto besser. Je kleiner die Wahl, desto geringer die Qual. Mit der Mariage und der guterhaltnen Witwe magst du übrigens Recht haben.

Er nahm einen Bleistift und korrigierte.

So! sagte er befriedigt, jetzt wird nichts mehr daran geändert. Ich dächte, das Ding hätte Hand und Fuß. Wenn ich es jetzt gleich in die Expedition bringe, kommts noch in die nächste Nummer.

Er stülpte sich seinen alten Schlapphut auf, warf den Kragenmantel um die Schultern, ohne den er auch im heißesten Sommer nicht ausging, da man in den geräumigen Taschen eine ganze Bibliothek unterbringen konnte, und verließ die Wohnung.

An den beiden nächsten Tagen konnte Käthchen dem Onkel gar nicht oft genug zur Expedition gehn und nach eingelaufnen Offerten fragen. Gleich das erstemal brachte sie an die dreißig Briefe mit, die alle in mehr oder minder kalligraphischen Schriftzügen die verheißungsvolle Aufschrift Ars amandi trugen. Herr Polykarp Seyler strahlte vor Vergnügen.

Das ist ja gerade, als ob wir im Börsenblatt Götzingers Reallexikon gesucht hätten, bemerkte er. Da kommen die Offerten auch immer gleich dutzendweise.

Die Freude mäßigte sich jedoch, als sich herausstellte, daß die meisten der Briefe nichts weiter waren als ganz geschäftsmäßige Zuschriften von Heiratsvermittlern, die samt und sonders ein wohlassortiertes Lager von Damen zu unterhalten schienen, deren hervorstechendste Eigenschaft ohne Ausnahme das tiefste Verständnis für die Welt der Antike war. An den übrigen, von zarter Hand geschriebnen Briefen hatte der Heiratskandidat fast überall etwas auszusetzen. Bei manchen gefiel ihm die Handschrift nicht, andre waren ihm zu stark parfümiert, wieder andre ließen das Curriculum vitae vermissen oder wiesen darin irgendeinen dunkeln Punkt auf, der sogar ein so harmloses Gemüt wie das unsers Freundes stutzig machte, einige endlich verrieten durch mehr oder minder bedenkliche orthographische und stilistische Entgleisungen, daß nicht einmal der Geist Goethes, geschweige denn der Horazens oder Ciceros an der Wiege der heiratslustigen Schreiberinnen gestanden hatte.

So blieben also endlich alles in allem zwei Offerten übrig, die nach Form und Inhalt vertrauenerweckend waren und eine ernstliche Berücksichtigung zu verdienen schienen. Die erste entstammte der Feder einer Jungfrau mit Namen Rosalie Schott, die als Tochter des Herrn Friedrich Wilhelm Schott, Kgl. Preuß. Kanzleirats und Ritters des Kronenordens IV. Klasse in Merseburg das Licht der Welt erblickt, ihren Lehrerinnenberuf wegen längerer, jetzt aber, Gott sei Dank, gänzlich behobner Kränklichkeit aufgegeben hatte und nun, achtunddreißig Jahre alt, mit ausgesprochnem Sinn für alles Schöne in Literatur und Kunst von einer kleinen Rente und dem Vermieten zweier gut möblierter Zimmer an durchaus solide und gebildete junge Leute lebte, des Alleinseins müde war und sich befähigt fühlte, einem gemütvollen Manne in gesetzten Jahren eine behagliche Häuslichkeit zu bieten. Die beigefügte Photographie zeigte eine offenbar sehr schlanke Dame mit dunkelm Haar, sorgfältig angeordneten Stirnlöckchen und Klemmer. Sie lehnte an einem

Tisch, auf dem eine Gipsnachbildung der Laokoongruppe stand, und sah über ein aufgeschlagnes Buch hinweg den Beschauer mit sinnig-gedankenvollem Ausdruck an.

Numero zwei, Frau Minna Krause, bekannte sich zu einem Alter von vierunddreißig Jahren; sie war die Witwe eines Buchdruckereibesitzers (vier Handpressen, zwei Tiegeldruckpressen, zwei Accidenzmaschinen von König und Bauer), in der Korrespondenz erfahren, mit buchhändlerischen Verhältnissen nicht ganz unbekannt und nebenbei eine perfekte Köchin. Sie konnte ihren herzensguten, vor vierzehn Monaten verstorbnen Mann immer noch nicht vergessen, war aber im übrigen heitern Gemüts und hatte eine unbezähmbare Leidenschaft für gute Lektüre. Ihre Druckerei wurde durch einen tüchtigen Faktor geleitet, sie selbst war völlig unabhängig und jederzeit zu einer persönlichen Vorstellung bereit. Auf dem Bilde (Kabinettformat) präsentierte sie sich als eine untersetzte üppige Blondine mit lachenden Augen, Stumpfnäschen und „Wuschelkopf".

Den sehr verschiedenartigen Reizen, die mit Hilfe dieser beiden Offerten auf ihn einstürmten, war Herr Polykarp Seyler nicht gewachsen. Er hätte sich gern kurzerhand für eine der beiden Schönen entschieden, aber wenn er die Stirnlöckchen gegen den Wuschelkopf, den sinnig-gedankenvollen Blick gegen die lachenden Augen, die Rente gegen die Accidenzmaschinen, die vornehme Schlankheit gegen die verlockende Fülle, den Laokoon gegen die Passion für gute Lektüre abwog, so hielten alle diese Vorzüge einander die Wage, und er war nach mehrfach wiederholter reiflicher Erwägung, welcher der beiden Konkurrentinnen er die Palme zuerkennen solle, so klug wie zuvor. Käthchen, die ihm aus seinem Dilemma helfen sollte, hielt mit ihrem Urteil vorsichtig zurück und meinte, der Onkel solle sich bei seiner Wahl einzig und allein durch die Stimme seines Herzens leiten lassen.

Unserm Freunde blieb also nichts weiter übrig, als seine beiden Kandidatinnen zu einem Rendezvous zu bestellen und so aus den Coeurdamen zunächst Treffdamen zu machen, wobei er freilich Gefahr lief, eine davon, indem er sich für die andre entschied, schließlich in eine Pikdame zu verwandeln. Aus seiner Anonymität herauszutreten beabsichtigte er zunächst nicht, und mehr als ein paar Nachmittagstunden auf die Introduktion seines Liebesfrühlings verwenden mochte er auch nicht, dazu war ihm die Zeit zu kostbar, und außerdem war der Andrang der Kunden jetzt immer so groß, daß Seyler eigentlich keine Minute abkömmlich war. Er fand deshalb den Ausweg, Fräulein Rosalie auf nächsten Mittwoch, Nachmittags vier Uhr, und Frau Minna auf denselben Tag, fünf Uhr, nach Reichenbachs Hof zu bestellen. Jede sollte langsam durch den Hof promenieren und als Erkennungszeichen ein weißes Taschentuch in der Hand tragen. Der Herr, der ihre Bekanntschaft zu machen wünschte, werde ebenfalls an einem weißen Taschentuch kenntlich sein.

Der Mittwoch kam, und mit ihm pünktlich um vier Fräulein Rosalie Schott. Der Antiquar hatte einen Kunden, der ihn aufzuhalten drohte, geschwinder, als es sonst seine Art war, abgefertigt, stand nun, das weiße Taschentuch in der Hand, vor Aufregung zitternd hinter den Kupferstichen seines Schaufensters und musterte mit Falkenblick alle Vertreterinnen des schönen Geschlechts, die den langen, schmalen Hof passierten. Da plötzlich tauchte das ersehnte Erkennungszeichen auf, getragen von einer Dame, die keine andre als Fräulein Rosalie sein konnte, die aber noch ein gut Teil schlanker, um nicht zu sagen: magerer und eckiger war, als man nach der Photographie hätte annehmen können. Sie wandelte so stolz, würdevoll und siegesbewußt dahin, als schmücke der väterliche Kronenorden auch ihre jungfräuliche Brust; in ihrem Antlitz war jedoch, was Seyler durchaus erklärlich fand, in diesem Augenblick von dem sinnig-gedankenvollen Ausdruck, der ihn auf dem Bilde so bezaubert hatte, nicht viel zu bemerken. Sie sah weder nach rechts noch nach links

und schien keine Ahnung davon zu haben, daß sie sich dem kleinen, flottgehenden Antiquariatsgeschäfte, worin der späte Mai ihres Lebens blühen sollte, bis auf etwa fünf Schritte genähert hatte.

Dem verborgnen Freier klebte die Zunge am Gaumen. Er wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn, räusperte sich und stürzte rasch entschlossen aus der Ladentür. Als Fräulein Rosalie seiner oder vielmehr seines Taschentuchs ansichtig wurde, stutzte sie, überflog ihn mit einem prüfenden Blick und blieb, da die Prüfung nicht gerade zu seinen Ungunsten ausgefallen war, hold errötend stehen. In der Verlegenheit benutzte Seyler das Taschentuch im Sinne seiner ursprünglichen und von der gesamten Kulturmenschheit anerkannten Bestimmung und schneuzte sich so ausgiebig, daß die Dame den Glauben an einen Zusammenhang zwischen dem leinenen Gebrauchsgegenstand und ihrem künftigen Lebensglück verlor und sich anschickte, ihre Wanderung durch den Hof fortzusetzen. Da endlich fand der Freier Worte.

Wenn ich nicht irre, habe ich die Ehre mit Fräulein Rosalie Schott? fragte er mit verbindlichem Lächeln, während er ihr zu seiner Legitimation das Taschentuch präsentierte. Mein Name ist Polykarp Seyler. Sie werden sicherlich schon Kataloge mit meiner Firma in der Hand gehabt haben. Aber wollen Sie nicht näher treten? Meine Nichte wird sich freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen.

Diese letzte Wendung hielt er für äußerst diplomatisch. Denn es war ja nicht unmöglich, daß das Fräulein, die Tochter eines Kgl. Preußischen Kanzleirats, Bedenken trug, der Einladung eines männlichen Wesens zu folgen, wenn ihr nicht die Anwesenheit einer Ehrendame die Garantie dafür bot, daß hier alles nach den ungeschriebnen Gesetzen der Schicklichkeit vor sich ging.

Fräulein Rosalie ließ sich denn auch nicht lange nötigen, trat ein und wurde mit Käthchen bekannt gemacht. Sie war durchaus nicht so schüchtern, wie Seyler vermutet hatte, bewunderte in ihrer temperamentvollen Art die vielen, vielen „sicherlich furchtbar interessanten" Bücher, geriet in Entzücken über eine kleine Meißner Rokokotasse und bemerkte beiläufig, ganz genau so eine habe ihre selige Großmutter, die eine geborne von Köckeritz und eine Nichte des Geheimen Kriegsrats dieses Namens gewesen sei, auch besessen. Es war für den Antiquar eine große Beruhigung, daß die Dame so ziemlich allein die Kosten der Unterhaltung trug, denn trotz oder vielleicht gerade wegen seines schönen Fonds an positivem Wissen fühlte er sich nicht recht befähigt, einem weiblichen Wesen gegenüber den leichten Konversationston anzuschlagen, der ihm als die Einleitung zu ernstern und gehaltvollern Gesprächen unerläßlich schien. Da er überdies die dunkle Empfindung hatte, Fräulein Rosalie erwarte jetzt schon einen regelrechten Heiratsantrag, so brachte er zur Klärung der Lage die Unterhaltung mit einem kühnen Gedankensprung auf die Presse und äußerte, es sei doch merkwürdig, daß diese gewaltige Kulturmacht heutzutage berufen sei, nicht nur das politische Leben ganzer Völker zu lenken, sondern auch bestimmend in das Schicksal des einzelnen Individuums einzugreifen und zwischen einander fernstehenden Menschen Beziehungen zu vermitteln, die unter Umständen, das heißt, wenn sich der erste, günstige Eindruck bei näherer Bekanntschaft noch mehr vertiefe, von schwerwiegender Bedeutung für die Zukunft und das Lebensglück der betreffenden sein könnten.

Zum Glück fiel ihm noch rechtzeitig ein, daß ihm die Presse ja auch noch Beziehungen zu einem andern Individuum vermittelt hatte, und daß jeden Augenblick ein zweites Taschentuch vor dem Schaufenster sichtbar werden konnte. Fräulein Rosalie sah nicht so aus, als ob sie die Stätte des „ersten, günstigen Eindrucks" so bald wieder zu verlassen gesonnen sei, und mußte deshalb schonend darauf vor-

bereitet werden, daß gegen fünf Uhr noch eine andre Dame, „eine entfernte Verwandte“, erscheinen werde, die natürlich nicht zu wissen brauche, welcher Veranlassung er — Seyler — den Besuch Fräulein Rosaliens verdanke. Sie möge deshalb erlauben, daß er sie der andern Dame ebenfalls als eine entfernte Verwandte vorstelle. Die Tochter des Kgl. Preußischen Kanzleirats mußte sich nun mit der Unterhaltung Käthchens begnügen, denn Herr Polykarp Seyler schien plötzlich das dringende Bedürfnis zu empfinden, das Arrangement des Schaufensters von Grund auf zu ändern und die Kupferstiche, die bisher auf der rechten Seite gehangen hatten, mit denen auf der linken Seite zu vertauschen. Er war übrigens jetzt bei weitem nicht so aufgeregt wie vor einer Stunde, was vielleicht daher kam, daß er den herben Reizen Rosaliens Geschmack abgewonnen hatte und sich der Hoffnung hingab, Frau Minna Krause möchte ihm weniger gefallen und deshalb von vornherein für ihn nicht weiter in Betracht kommen. Eins wußte er jetzt schon: so pünktlich wie die ehemalige Lehrerin war sie nicht. Fünf war längst vorüber, und noch immer ließ sich in Reichenbachs Hof kein weißes Taschentuch sehen.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Kaiser Wilhelm und König Eduard. Wilhelmshöhe und Ischl. Agitationen für Wahlrechtsreform in Preußen. Herrn Spahns Rheinbacher Rede.)

Der bedeutsamen Monarchenbegegnung in Swinemünde sind zwei weitere gefolgt, in Wilhelmshöhe zwischen König Eduard und Kaiser Wilhelm, und in Ischl zwischen König Eduard und Kaiser Franz Joseph. Schon bei Besprechung der Zusammenkunft in Swinemünde wurde an dieser Stelle hervorgehoben, daß der angekündigte Besuch König Eduards in Wilhelmshöhe im Zusammenhang damit betrachtet werden müsse. Es handelt sich bei allen diesen Zusammenkünften nicht um besondre Abmachungen und Neugruppierungen der Mächte, sondern um freundschaftliche Aussprachen über die gegebne Lage; ihre Bedeutung liegt lediglich darin, daß sie zur Klärung beitragen und als Anzeichen dafür gelten können, daß in der politischen Atmosphäre die Spannungen nachgelassen und die Wolken sich verzogen haben.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Besuch König Eduards bei seinem kaiserlichen Neffen, so kurz das Zusammensein auch war, entschieden das größte Interesse erregt hat. Es sind nun einmal die beiden Herrscherpersönlichkeiten, die bisher die Blicke der Welt am meisten auf sich gelenkt haben. Auf beide trifft die Erfahrung zu, daß die monarchische Würde immer noch — oder vielmehr eben jetzt — sehr viel mehr bedeutet, als in Verfassungsparagraphen umschrieben werden kann. Es kommt nur darauf an, daß der Träger der Krone ein starkes Gefühl und ein lebendiges Bewußtsein hat für die Regungen der Volksseele, die sich in der Persönlichkeit des höchsten Vertreters der irdischen Gewalt gern spiegeln möchte. Jede Eifersucht auf die feste Innehaltung der Schranken, die Verfassung und Gesetz dieser irdischen Gewalt gezogen haben, verschwindet gegenüber der volkstümlichen Auffassung des Herrscherberufs, die ganz ihre eignen Wege geht und ihre besondern

Bedürfnisse hat. Diese Erscheinung fällt fremden Beobachtern viel leichter auf als den zunächst Beteiligten; nur wird sie in der Regel falsch gedeutet, denn die Völker kennen sich gegenseitig gewöhnlich recht schlecht. Sie führen alles auf rein persönliche Eigenschaften der Herrscher zurück, was zu einem guten Teil den nationalen Eigentümlichkeiten, dem Charakter und den Einrichtungen des Volkes, dessen feinfühliger Repräsentant der Herrscher ist, zugeschrieben werden müßte. Die Engländer halten Kaiser Wilhelm für einen gewaltigen Autokraten, weil sie von ihrem Standpunkt aus für die Überlieferungen und Eigenheiten der Hohenzollerndynastie, für die historischen Bedingungen dieses Königtums keinen richtigen Maßstab und kein rechtes Verständnis finden. Es kommt ihnen nicht der Gedanke, daß der Kaiser konstitutioneller ist, als er sich zu geben scheint, und daß der entgegengesetzte Eindruck nur aus einem geschichtlich berechtigten, stolzen Bewußtsein innerer Einheit zwischen Fürst und Volk entsteht. Sie kennen unsre staatlichen Einrichtungen und den Geschmack unsers Volkes zu wenig, um zu verstehn, daß der Deutsche trotz der leidigen Gewohnheit des Räsonierens und Kritisierens gerade Freude daran empfindet, daß der Mann, der an der Spitze des Reiches steht, sich auch dieser Stellung entsprechend fühlt und nicht nur ein Abstraktum, eine Idee, einen staatsrechtlichen Begriff darstellt. Die Engländer meinen nun, das deutsche Volk sei unfrei, ganz dem persönlichen Willen des Kaisers anheimgegeben, und dieser Gedanke, daß ein großes, militärisch geschultes Volk ganz einer einzigen, starken, impulsiven Persönlichkeit ausgeliefert sei, peinigt sie und erfüllt sie mit Mißtrauen. Dasselbe aber, was sie an unserm Kaiser nicht recht begreifen können, finden sie an ihrem eignen König ganz natürlich und selbstverständlich.

Mit König Eduard geht es uns Deutschen im Grunde ganz ähnlich. Zweifellos hat er einen ungewöhnlichen politischen Einfluß und erfreut sich einer persönlichen Macht, wie sie seit zweihundert Jahren kein englischer König besessen hat, obwohl die geschriebnen Gesetze und die bestehenden Einrichtungen des Landes seitdem kein Jota den Kronrechten hinzugefügt haben, im Gegenteil der bewußte Genuß der Volksfreiheit und das entschiedne Streben, die Schranken der Königsgewalt aufrecht zu erhalten und womöglich zu verengen, eher eine Zunahme erfahren hat. Das Geheimnis liegt darin, daß König Eduard eben ganz und gar ein König nach dem Herzen der Engländer ist, der geborne Repräsentant des englischen Volkes mit seiner ganzen Eigenart und seinen Traditionen. Was der anerkannt erste Mann in einem Großstaate mit Jahrhunderte alten Traditionen wirklich vermag, hängt eben nicht von geschriebnen Satzungen ab. Wir sehen wohl diese auffallende Tatsache des außerordentlichen persönlichen Einflusses, den ein englischer König ausübt, aber der Durchschnitt unsrer öffentlichen Meinung erkennt zu wenig, wie dieser Einfluß zustande kommt. Man sieht persönliche Neigungen und Stimmungen, wo der König doch nur der vielleicht zu geschäftige Mandatar der englischen Interessen ist.

Aber so wie die Dinge nun einmal liegen, wo die Persönlichkeiten der beiden Herrscher so sehr im Vordergrunde stehn, und die beiden Nationen alles, was sie gegenseitig beschäftigt und erregt, dem Herrscher der andern auf das persönliche Konto schreiben, hat die Frage der persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Monarchen auch wirklich eine Bedeutung erlangt, die geradezu unbegreiflich erscheinen müßte, wenn man die Verfassungen der beiden Länder ansieht. Es hat bekanntlich längere Zeit eine Spannung zwischen Kaiser Wilhelm und König Eduard bestanden, die bei dem Unterschiede des Lebensalters, der Verschiedenheit der Temperamente der beiden nahen Verwandten wohl erklärlich war, und die durch gewissenlose Zwischenträgereien gelegentlich verschärft wurde. Daß diese Spannung jetzt beseitigt ist, muß im Interesse der Beziehungen zwischen Deutschland und England mit

Freude begrüßt werden, und das ist der zunächstliegende, wichtigste Eindruck der Wilhelmshöher Begegnung.

Was die weitere politische Bedeutung dieser Begegnung und der in Ischl betrifft, so kommt neben der allgemeinen, den Frieden befestigenden Wirkung vor allem eins in Betracht. In den letzten Jahren deuteten mancherlei Vorgänge darauf hin, daß die alte Gruppierung der europäischen Mächte in Ost- und Westmächte wieder Bedeutung gewonnen hat. Lange Zeit war sie in den Hintergrund gedrängt worden, da der Dreibund und der französisch-russische Zweibund der politischen Lage das Gepräge gaben. Aber die Gegensätze, die in diesen Bündnissen zum Ausdruck kamen, milderten sich; wenn die Bündnisse selbst auch fortbestanden und nach der Ansicht ihrer Teilnehmer nützlich wirkten, so wurde doch durch neue Interessen die Aufmerksamkeit von ihnen abgelenkt, und besonders waren die Verhältnisse im nahen Orient nicht in das alte Schema hineinzubringen. Hier führte die Verschiedenheit der Interessen die beiden Freunde Rußland und Frankreich in verschiednen Richtungen auseinander, dagegen hielt Rußland es für nützlich, sich mit Österreich-Ungarn zu verständigen, und Deutschland hatte das durch seine Lage und durch das Bündnis mit Österreich-Ungarn gegebne natürliche Bestreben, den beiden Kaisermächten als Rückhalt zu dienen. Daß England in Angelegenheiten des nahen Orients Frankreich näher stand als den Ostmächten, beruhte auf alter Tradition und der bekannten Rivalität in Asien. So bereitete sich schon damals eine Scheidung der Interessen der Ost- und Westmächte vor. Dann kam die Phase der englischen Politik, die zu dem vielbesprochnen „Dreibund der Westmächte“ führte und auf dessen Erweiterung zu einem Vierbund durch den Anschluß Italiens hinarbeitete. Die Erweckung des Anscheins, als ob der alte Gegensatz der West- und Ostmächte in Europa wieder aufleben sollte, scheint jedoch der englischen Politik selbst unerwünscht und unbequem zu sein. Nachdem die bekannten zahlreichen Sonderabkommen Englands mit andern Mächten die vielverzweigten britischen Weltmachtinteressen nach Möglichkeit gesichert haben, soll der unangenehme Eindruck beseitigt werden, als wolle England eine den Frieden bedrohende Koalition bestimmter Mächte herbeiführen. Die neue asiatische Politik Englands forderte ohnedies eine Verständigung mit Rußland, und als das geschehn war, wünschte das englische Kabinett offenbar zu zeigen, daß es auch im nahen Orient eine friedfertige Politik treiben wolle, ebenso aber auch, daß dies alles nicht gegen Deutschland gerichtet sei. König Eduard wurde auch in diesen Verhandlungen der geschickte und unermüdliche Geschäftsträger der Politik seines Landes. Er benutzte seine Reise zur Kur in Marienbad, um vorher mit dem deutschen Kaiser und mit Kaiser Franz Joseph persönlich zusammenzukommen. Man kann nicht nur hoffen, sondern vielmehr bestimmt annehmen, daß diese vertraulichen Besprechungen zu dem erwünschten Ziel geführt haben und in ihren Nachwirkungen eine weitere Beruhigung in der politischen Lage mit sich bringen.

In der innern Politik ist jetzt vielleicht die stillste Zeit des Jahres, aber ganz ohne irgendwelchen Lärm der Parteikämpfe geht es auch dann nicht ab. Eifrig werden noch immer die Aussichten der Blockpolitik und die künftige Stellung des Zentrums erörtert. Die Liberalen haben durch das vorzeitige Anschneiden der Wahlrechtsreform in Preußen einen Fehler begangen, der jetzt von ihren Gegnern nach Möglichkeit auszunutzen versucht wird. Das hat wenigstens das Gute, daß sich die einsichtigen Liberalen rechtzeitig von dieser „Bewegung“ zurückgezogen haben, die ihnen nur Mißerfolge bringen kann und durch die notwendig daraus folgende Sprengung des Blocks außerdem noch jede Möglichkeit nimmt, sich auch nur die Vorteile zu sichern, die ihnen die Blockpolitik bringen muß. Soviel also auch über die Reform des preußischen Landtagswahlrechts gesprochen und geschrieben werden

mag, recht ernsthaft ist die Sache nicht zu nehmen, denn auch der Sozialdemokratie glückt es nicht, die Massen für diese völlig aussichtslose Sache zu erwärmen.

Unterdessen hat Herr Spahn in einer politischen Versammlung zu Rheinbach eine Rede gehalten, die den Kombinationspolitikern einige Rätsel zu raten gibt. Er hat von der Notwendigkeit gesprochen, im nächsten Etat einen Mehraufwand von 65 Millionen für Heer und Flotte zu bewilligen. Alles soll natürlich in geziemendes Erstaunen geraten über die Sachlichkeit, Uneigennützigkeit und opferwillige Vaterlandsliebe einer Partei, die der Reichskanzler unter der offenbar ganz falschen Anschuldigung, notwendige Mittel verweigert zu haben, von sich gestoßen hat. Das könnte ja zunächst nur komisch wirken, wenn es nicht Anlaß zu allerlei Kopfzerbrechen gäbe, was Herr Spahn damit eigentlich bezweckt hat. Gewiß hat er nicht gegen seine persönliche Überzeugung gesprochen; er hätte wohl am liebsten schon im Dezember 1906 alles bewilligt, was die Regierung haben wollte, und einem Manne wie Herrn Spahn mag es sauer genug geworden sein, sich unter das Joch des Herrn Erzberger und seiner Demagogengarde zu beugen. Aber nach allem, was geschehen ist, kann er jetzt nicht so naiv sein, zu glauben, daß man in seinen letzten Äußerungen bloß das Bedürfnis, seine Meinung zu sagen, erkennt. Ebensowenig darf man annehmen, er habe das gesagt, um sich der Regierung wieder zu Gnaden zu empfehlen, oder gar — so weit versteigt sich die mißtrauische Kombinationssucht nicht — weil sich die Regierung bereits insgeheim mit ihm verständigt habe. Nein, solche kindliche Politik treiben Regierung und Zentrum denn doch nicht! Aber allerdings mag Herr Spahn auf die Gespensterfurcht mancher nationalen Kreise spekuliert haben, die, wie er richtig annahm, sich sofort regen mußte, wenn aus dem Munde eines Zentrumsführers eine anscheinend regierungsfreundliche Äußerung fiel. Und der kluge Herr wußte sehr genau, daß es niemals schaden konnte, diese Furcht in dem Augenblick anzuregen, wo die Liberalen mit ihren Erörterungen über das preußische Wahlrecht die Konservativen besonders verstimmt hatten, und wo die extremen Elemente im konservativen Lager sehr stark an dem Block zu rütteln begannen. Den Konservativen sollte zu Gemüte geführt werden, daß das Zentrum nach wie vor bündnisfähig sei, wenn die Liberalen einen zu hohen Preis für die Blockpolitik forderten, und daß zur Not die Liberalen entbehrt werden könnten, ohne die nationalen Forderungen für Heer und Flotte zu gefährden. Also auch dies ein Blocksprengungsversuch in optima forma! Demgegenüber wird es notwendig sein, erst recht an der Blockpolitik festzuhalten, wie es die einsichtige Mehrheit der Konservativen und der Liberalen auch zu tun gewillt ist.

Bayrische Verkehrsmisere. Es vergeht jetzt kaum ein Tag, wo man nicht in der süddeutschen Presse Klagen und Beschwerden über die Rückständigkeit der bayrischen Verkehrseinrichtungen und des Eisenbahnwesens zu lesen bekommt. Man macht der Verwaltung den Vorwurf, daß sie zu bureaukratisch organisiert sei, vor dem beständig wachsenden Fremdenverkehr ratlos dastünde und zu wenig Verständnis für die Forderungen der Zeit habe. Die Klagen sind nicht unbegründet. Norddeutsche Reisende, die über München in die Alpenländer zu fahren pflegen, haben leider auch die Erfahrung machen müssen, daß in den verkehrsreichen Monaten die Zustände, namentlich auf dem Münchner Bahnhof, von Jahr zu Jahr bedenklicher geworden sind; man merkt in der Tat keine Fortschritte in der sachgemäßen Leitung und Behandlung des Reiseverkehrs. Oft stauen sich auf dem Münchner Bahnhof die Fahrgäste zu Hunderten vor den engen Einlaßtüren des eisernen Gitters, und wenn diese dann geöffnet werden, pflegt ein geradezu

lebensgefährliches Drängen, Schieben und Stoßen zu entstehn, da unter den Reisenden die Ansicht verbreitet ist, daß wer sich nicht früh genug einen Sitzplatz erkämpft habe, selbst in der zweiten Klasse während der Fahrt stehn müsse. So standen auch wir Mitte August vor dem Gitter in einem solchen fürchterlichen Gedränge Hunderter von Menschen, die den Mittagsschnellzug nach Dresden, Leipzig oder Berlin benutzen wollten. Plötzlich, etwa fünfzehn Minuten vor Abgang des Schnellzugs, lief ein Sonderzug ein, und — man sollte es nicht für möglich halten — die beiden Unterbeamten, ein höherer war nicht zu sehen, dirigierten den ganzen Strom der herausflutenden Sonderzügler durch die beiden für den Schnellzug bestimmten Eingangstüren, und die Unglücklichen mußten sich nun durch die wie eine Mauer dastehende wartende Masse Bahn brechen, was empörende Szenen zur Folge hatte, sodaß es mit der staunenswerten Lammesgeduld des malträtierten Publikums nun doch zu Ende war, und sich die Entrüstung über eine solche Mißhandlung der Reisenden in der schärfsten Tonart äußerte. Kaum hatte sich der letzte Reisende des Sonderzugs durch die Menge durchgearbeitet, was bei den vielen Alpenstöcken, Eispickeln und Steigeisen nicht ohne Risse und Schrammen abgehn konnte, so stürmten die Schnellzugsreisenden durch die beiden Pforten, rannten die beiden Beamten über den Haufen, sodaß von einer Kontrolle der Fahrkarten, vor allem der zeitraubenden Rundreisescheine, gar keine Rede sein konnte, und stürzten, da nur noch wenig Minuten Zeit war, auf den Bahnsteig. Zu allgemeinem Erstaunen sahen sie aber, daß der schon in zehn Minuten abzulassende Schnellzug noch gar nicht rangiert war, und daß nur einige Wagen ohne Lokomotive dastanden. Diese Wagen waren natürlich sofort bis auf den letzten Platz besetzt, und für die übrigen nach Hunderten zählenden Reisenden mußten nun erst die nötigen Wagen herangeschoben werden, wodurch der Schnellzug schon in München eine Verspätung von dreißig Minuten bekam. Da die meisten Wagen keine Tafeln mit der Aufschrift des Endziels hatten, so stürmten natürlich — denn jetzt mußte alles hurtig gehn — alle Reisenden durcheinander, Dresdner, Thüringer, Leipziger und Berliner in die Wagen. Die Folge davon war, daß auf einer andern Station wieder umgestiegen werden mußte, und da dort noch ein neuer Wagen durch Arbeiter langsam herangeschoben wurde, so kam der Schnellzug schließlich mit der Verspätung von fast einer Stunde in Leipzig an. Die Hauptschuld an dieser Verschleppung trägt die mangelhafte Organisation auf dem Münchner Bahnhofe. Schon hier hätten die Reisenden nach ihrem Endziel gruppiert und untergebracht werden müssen; an den Einlaßtüren müßten Tafeln angebracht werden mit der Aufschrift: Durchgang für Reisende nach Berlin usw. Es würde durch diese Maßregel wenigstens den empörenden Szenen etwas vorgebeugt werden. Man sollte meinen, daß ein Schnellzug mindestens zwanzig Minuten vor der Abfahrt fertig rangiert dastehn müßte; über die Zahl der Reisenden hat sich die Verwaltung selbstverständlich rechtzeitig Klarheit zu verschaffen. Die Klagen der süddeutschen Presse über die Verkehrsmisere findet deshalb bei allen Reisenden ein volles Echo; da diese Klagen aber schon Jahr für Jahr erhoben worden sind, trotzdem aber keine genügende Abhilfe geschafft wird, so kann man den Reisenden in die Alpen nur den Rat geben, in der Hauptreisezeit die bayrischen Bahnen und namentlich den Münchner Bahnhof möglichst zu meiden und andre Bahnen für ihre Fahrt nach den Alpenländern zu benutzen.

Der englische Zensor. Daß England bei allen vielgerühmten freiheitlichen Einrichtungen einen ganz gehörigen Rest alter überlebter Kulturformen auch noch heutzutage mit sich fortschleppt, weiß jeder, der in England gelebt und die mannigfachen Widersprüche genügend beobachtet hat, die sich zwischen Form und Inhalt

bei Hofe, im Parlament, in der Verwaltung, in Kirche und Schule auf Schritt und Tritt verraten. Einer der merkwürdigsten Perückenstöcke, die noch gegenwärtig eine Rolle spielen, zuweilen wie ein Schreckgespenst in die Höhe fahren und dann auf das frische, pulsierende Leben geradezu lähmend einwirken, ist der Theaterzensor, Examiner of Plays. Die Kontrolle der Bühnenstücke und der Theateraufführungen ist in England nicht Sache der Polizeibehörde, wie in andern Ländern, sondern gehört zu den Aufgaben des Hofmarschalls, der den Titel Lord Chamberlain führt. Da dieser Herr nicht wegen seiner literarischen und künstlerischen Vorzüge ein solches Hofamt erhält, muß er noch einen Hofbeamten anstellen, der die von den Theaterdirektoren eingereichten Bühnenstücke zu lesen und zu begutachten hat. Auf Grund eines solchen Gutachtens entscheidet dann der Lord Chamberlain, ob das Stück aufgeführt werden darf oder nicht. Eine höhere Instanz gibt es nicht. Dieses absolutistische Privilegium, das zu der parlamentarischen Regierungsform wie die Faust aufs Auge paßt, ist eine merkwürdige Erscheinung. Schon zur Zeit der Königin Elisabeth hat es in der Gestalt des Master of the Revels, einer Art von Zeremonienmeister, einen solchen Zensor gegeben, und durch die ganze Geschichte der englischen Bühne geht, wie Watson Nicholson in seinem Buche The Struggle for a Free Stage (London, 1907) nachgewiesen hat, ein beständiges Klagelied über die tyrannische Wirtschaft des Zensors, der sich jederzeit durch sein Amt eine hübsche Einnahme zu verschaffen wußte. Schon 1833 wies Bulwer in seinem Vorschlage zu einem Theatergesetz (Dramatic Performances Bill) auf die Überflüssigkeit und Schädlichkeit eines Zensors hin; der einzige wahre Zensor der Zeit sei der Geist der Zeit, das Publikum und die Presse seien bessere Kunstrichter als ein im Hofamt stehender Ignorant und Pfuscher. Im Jahre 1843 wurde die Gründung neuer Bühnen in London durch die Theatre Regulation Bill zwar freigegeben, aber die Oberaufsicht über die Stücke und damit das Schicksal der dramatischen Literatur blieben doch in der Hand des Hofbeamten, der seltsamerweise keiner Behörde, auch nicht dem Parlament für seine Maßregeln verantwortlich war. Es ist klar, daß bei den Entscheidungen des Zensors viele Mißgriffe vorkommen mußten. Besondre Entrüstung erregte in diesem Jahre das Verbot, die Operette „Der Mikado“ von Gilbert und Sullivan aufzuführen, da sich die in England weilenden Japaner verletzt fühlen könnten. Die englische Kritik wußte anfangs nicht recht, was sie zu dieser sentimentalen Rücksicht sagen sollte; erst als sich die Japaner selbst über dieses Verbot lustig machten, ging der Lärm in der Presse los, und selbst ruhige und vorsichtige Zeitschriften, wie The Academy, hielten es doch für ihre Pflicht, nunmehr gegen dieses die englische Nation lächerlich machende Verbot zu protestieren und dem Lord Chamberlain sowohl wie dem Zensor gehörig die Wahrheit zu sagen. „Die Aufgabe, darüber zu entscheiden, was auf irgendeinem Gebiete der Moral oder der Kunst zuzulassen oder zu verbieten ist, erscheint fast unlösbar, und das ist tatsächlich ein großes Argument gegen alle Zensorenwirtschaft. Aber wenn diese Pflicht einem Departement übertragen wird, das keine Kenntnis von dem vorliegenden Gegenstande und kein Interesse daran hat, so muß das Ergebnis unvermeidlich zu einer heillosen Verwirrung führen.“ In den letzten Jahren hat der englische Zensor die Aufführung folgender Stücke untersagt: Monna Vanna und Sister Teresa von Maeterlinck, Ghosts (Gespenster) von Ibsen, La Città Morte von d'Annunzio, The Cenci von Shelley, dreier Stücke von Brieux: The Three Daughters of M. Dupont, Maternité und Les Hannetons, ferner Mrs. Warren's Profession von Bernard Shaw und Salome von Oskar Wilde. Als Grund für die Ablehnung von Monna Vanna wird angegeben, der Zensor habe in der Regiebemerkung anstatt nue sous un manteau gelesen nue sans un manteau, er sei darüber heftig errötet und habe die Aufführung untersagt.

Stoffe, die aus der Bibel entlehnt sind, dürfen nach den alten Grundsätzen des Zensors überhaupt nicht auf die Bühne gebracht werden — ein unglaublicher Rest der alten, bornierten puritanischen Weltanschauung. Massenets Oper Herodias konnte deshalb erst dann in Convent Garden aufgeführt werden, als alle biblischen Namen geändert worden waren, und man glaubt, daß der Zensor auch nur dann Straußens Salome zulassen wird, wenn andre, möglichst moderne Namen in die Rollen eingesetzt werden. Es ist aber zu erwarten, daß sich Strauß zu einem solchen Humbug nicht hergeben wird. Das Verlangen der Musikenthusiasten nach Salome ist so groß, daß es in der nächsten Saison offenbar zu einer gewaltigen Agitation kommen wird, bei der hoffentlich der Zensor mit seiner ganzen Puderperücke und seinem wurmstichigen ästhetischen Glaubensbekenntnis aus dem englischen Kunstleben weggefegt werden wird. Ernst Groth

Zwei altschwäbische Ästhetiker. Mit dem Dichter und Zeichner Reinick und dem Landschaftsmaler Schirmer gehört der Ästhetiker Vischer zu den nun ein Jahrhundert alten. Zweiunddreißigjährig sind diese drei in Rom zusammengetroffen, und Vischers damals in Italien an die nächsten Verwandten und den Freundeskreis der Strauß, Mörike usw. geschriebnen Briefe hat sein Sohn, der Göttinger Kunsthistoriker, soeben als Büchlein herausgegeben.*) Die Ausgabe läßt manches zu wünschen übrig — von den schwäbischen Kraft- und Dialektwörtern Vischers zum Beispiel werden nur die wenigsten erklärt, was Auftätscherles, Mödel, Genäf, ein sturzener Ofen, Kressich, ahnd ist, wüßten wir Nichtschwaben auch gern, und wenn Vischer die Abteilung Castel-lamare in einem Buche von sich hätte gedruckt lesen müssen, hätte er wohl einen tüchtigen Fluch losgebrannt —, aber die Briefe sind trotzdem unterhaltend zu lesen, für den Laien wegen ihres Humors, für den historisch Gebildeten auch wegen des Zeitkolorits, d. h. der Wende von Jean Paul zu dem Realismus gegen 1870 hin. Vischer schreibt zwar einmal nach Hause, die schönsten Stellen aus Goethes Briefen aus Italien summten ihm immer in den Ohren, dabei erscheint er aber unwillkürlich mehr als ein Schoppe in Italien, und mit derselben Sentimentalität wie Albano die von seiner Ziehschwester Rabette gestickte Brieftasche holt der junge Tübinger Professor die ihm von seiner Schwägerin gestickte zu seiner eignen Überraschung in Italien aus dem Rocke.

In anderm Sinne darf der lebende Bischof von Rottenburg, Dr. Paul Wilhelm von Keppler, ein altschwäbischer Ästhetiker genannt werden. Er erfreut uns in seinem neusten Buche**) als feinsinniger Führer auf einer Wanderung durch Württembergs letzte Klosterbauten, lehrt uns den Zauber des Freiburger Münsterturmes kennen, betrachtet mit abgeklärt katholischem Verständnis Rubens als religiösen Maler, Raffaels Madonnen und das Sposalizio und Thomas von Aquin als Gegenstand der mittelalterlichen Malerei — immer mehr den Gefühls- und geistigen Inhalt als das eigentlich sehbare darlegend — und macht schließlich gegenüber der schlimmen Gegenwart seinem Herzen Luft in einer liebenswürdigen, auch anmutend illustrierten oratio pro laetitia.

*) Briefe aus Italien von Friedrich Th. Vischer. München, 1907.

**) Aus Kunst und Leben. Neue Folge. Von Dr. Paul Wilhelm von Keppler. Freiburg i. Br., 1906.




Die Grenzboten
66. Jahrgang
Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst
Jährlich 52 Hefte
Nr. 35
Ausgegeben am 29. August 1907
Inhalt
Seite
Ägypten im Jahre 1906. Von Otto Neuschler. 1 . . . 433
Konfession und Wirtschaftsleben. 1 440
Burgenzauber. Von Karl Bader. 2 453
Der Lehrling in den kunstgewerblichen Berufen. Von Joseph Aug. Lux 459
Greifswald. Erinnerungen und Glossen von Willy Hellpach 465
Der Antiquar. Von Julius R. Haarhaus. (Forts.) 476
Maßgebliches und Unmaßgebliches. Reichsspiegel (Das einige Europa. Mazedonien. Casablanca. Morenga. Der Stuttgarter Sozialdemokratenkongreß und die Kolonialpolitik) — Ein vergessener „Bericht" eines Augenzeugen über die Schlacht bei Jena 484
50 Pf. das Heft
Fr. Wilh. Grunow Leipzig
6 Mark das Vierteljahr

Auf Gegenseitigkeit **Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart** Gegründet 1875

Unter Garantie der Stuttgarter Mit- und Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung

Gesamtversicherungsstand: 650000 Versicherungen. — Zugang monatlich 6000 Mitglieder.

Vermögensstand mehr als 40 Millionen Mark.

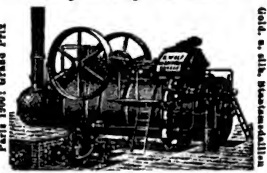
Prospekte und Versicherungsbedingungen, sowie Antragsformulare kostenfrei.

Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

R. WOLF

Magdeburg-Buckau

Paris 1900: Grand Prix



Gold. u. silb. Staatsmedaillen

Fahrbare und feststehende Sattdampf- und Patent-

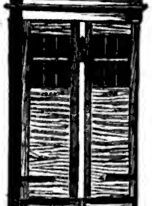
Heißdampf-Lokomobilen

bis zu 500 Pferdestärken

Wirtschaftlichste Betriebsmaschinen der Neuzeit

Wichtig für Verlobte!

Eberhardt's Möbel-Fabrik



Berlin O.,

Holzmarktstr. 21.

Moderne preiswert. Möbel

4 Zimmer-Einrichtung für Mark 1500.

2 Zimmer-Einrichtung Mark 600.

1 Zimmer und Küche Mark 350.

10 Jahre Garantie

Franko-Lieferung durch ganz Deutschland.

Komplette Musterzimmer.

Katalog gr. u. frko. Besicht. ohne Kaufzwang.



Deutsche Lebensversicherungs-Bank, Aktiengesellschaft

Kronprinzen-Ufer 18 **Berlin N.W.** Kronprinzen-Ufer 18

Vollständige Unanfechtbarkeit in einem Jahr; kulanteste Bedingungen; übernimmt Lebens-, Militärdienst-, Aussteuer- und Alters-Versicherungen.

Gesetzlich geschützt.



Trierischer Winzer-Verein A.-G.

TRIER

Vereinigung von Winzer-Genossenschaften und Winzern zum Vertrieb garantiert **naturreiner Weine** von der Mosel und Saar. Faß- und Flaschenweine von 70 Pfg. an.

Ausführliche Preislisten zu Diensten. — Lieferant vieler Offizier- und Zivil-Kasinos.

Filialen: Berlin SW. 68., Zimmerstraße 29. Leipzig, Löhrsplatz 2.

Seiler - Pianinos u. Flügel,

unübertroffen in Tonfülle u. Dauerhaftigkeit, prämiiert 22 mal. 37000 Stck. gefertigt. ED. SEILER, Pianofortefabrik, G.m.b. Liegnitz 5. Filiale: Berlin W., Schillstr. 9



Ägypten im Jahre 1906

Von Otto Neuschler

1

Wo immer England ein Land in seine Interessensphäre hineinzog — und es ist kein kleiner Teil des Globus, wo dies geschehen —, haben Sie niemals die Entwicklung des fremden Landes daniedergehalten und unterdrückt, wie manche andre Nation es zu ihrem eignen Schaden getan, sondern Sie haben Ihre Kräfte und Arbeit dafür eingesetzt, die Produktionsquellen des Landes zu erschließen und es der Kultur und der Zivilisation näher zu bringen. Von dieser Arbeit schlossen Sie auch andre Staaten in den unter britischem Einfluß stehenden Gebieten nicht aus, sondern ließen sie den gleichen Weg mit Ihnen gehn. Einen der größten Triumphe feierte diese Ihre Politik jetzt in Ägypten. In geradezu erstaunlicher Weise hat der eminente Staatsmann, Lord Cromer, nach diesem Prinzip handelnd, es verstanden, das alte Land der Pharaonen zu neuem Leben, zu neuer Kraft zu erwecken." Diese Worte sind der Rede entnommen, die Unterstaatssekretär von Mühlberg am 29. Mai d. J. an die im Zoologischen Garten zu Berlin versammelten englischen Journalisten gerichtet hat. Lord Cromer, dem er darin so hohes Lob zollt, ist seitdem von der Stätte seines langjährigen Wirkens zurückgetreten. Vor uns liegt heute der letzte von ihm verfaßte Bericht über die Finanzen, die Verwaltung und die allgemeine Lage Ägyptens und des Sudans, ein umfangreiches Blaubuch, wie er solche alljährlich dem britischen Parlament als Urkunde seines Schaffens und Wirkens vorzulegen pflegte.

Haben wir vor kurzem dem Kritiker das Wort gegeben, der die Frage nach Ägyptens Zukunft aufwarf (siehe Grenzboten 1907, Nr. 26: „Die Zukunft Ägyptens"), so soll heute der verantwortliche Leiter der Geschicke des Landes auf Grund seines amtlichen Berichts seine Anschauungen vertreten. Manche Frage wird hier in andrer Beleuchtung vor uns auftauchen; aber gerade die

Ansichten des unverantwortlichen Beobachters und des verantwortlichen Staatsmannes einander gegenübergestellt, ergänzen sich zu einem abgeschlossenen Bilde.

Und Lord Cromer maß seinen Berichten eine große Bedeutung bei und hoffte namentlich durch die in arabischer Übersetzung verteilten Abdrücke den vielerlei falschen Darstellungen, die zumal im vergangnen Jahre die einheimische Presse zu verbreiten beliebte, mit Erfolg entgegenarbeiten zu können. Von den 11500 Abdrücken des Berichts von 1905 gingen 5500 in arabischer, 5175 in englischer und 825 in französischer Sprache hinaus.

Lord Cromer ist aber auch keineswegs von der unerreichten Vorzüglichkeit des in Ägypten geschaffnen durchdrungen. Offen gibt er zu, daß eine Reihe von Fehlern und Mängeln in der Verwaltung und der Regierung des Landes vorhanden seien. Während er den Ursprung eines Teils dieser Fehler in der Vergangenheit, eines andern Teils in dem allzu raschen Anwachsen des Wohlstandes sieht, hofft er, der Mehrzahl durch eine neuzuschaffende, den gegenwärtigen Anforderungen des Landes besser entsprechende Gesetzgebung entgegenarbeiten zu können. Auf diesen Punkt wird weiter unten noch näher eingegangen werden.

Eine wichtige politische Frage fand im Jahre 1906 eine befriedigende Lösung, die Streitfrage um die türkisch-ägyptische Grenze. Ein am 1. Oktober 1906 unterzeichnetes Übereinkommen schaffte sämtliche Punkte des längere Zeit die Beziehungen beider Staaten trübenden Streits aus der Welt.

Die Sinaihalbinsel hatte bisher unter der Aufsicht zweier Departements gestanden, der nördliche Teil unter dem Ministerium des Innern, der mittlere und der südliche unter dem Kriegsministerium. Jetzt soll die ganze Halbinsel dem Kriegsministerium unterstellt werden. Ein britischer Offizier des ägyptischen Heeres wird Kommandant mit dem Hauptquartier in Nekhl. Im Jahre 1907 will man die Araber in den entferntern Teilen der Halbinsel unter eine Art von Kontrolle bringen, auch soll das Justizwesen nach und nach gehoben werden.

Einen breiten Raum nehmen in Lord Cromers Darstellung die dem „ägyptischen Nationalismus" gewidmeten Ausführungen ein. Den Orient mit seinen Eigenheiten und das eigenartige Gefühlsleben der eingebornen Bevölkerung wirklich zu verstehn, ist ungeheuer schwer, wenn auch, nach Lord Cromers Ansicht, nicht so schwer wie in Indien, wo das Kastenwesen für einen sozialen Verkehr zwischen Europäern und dem größern Teil der Bevölkerung eine große, beinahe unüberschreitbare Schranke aufbaut. Die große Schwierigkeit, die in der überaus langsam zu erwerbenden Kenntnis des orientalischen Wesens liegt, wird noch bedeutend vermehrt dadurch, daß nur ganz wenige ägyptische Politiker klar wissen, was sie auf dem Gebiete der Politik und der Verwaltung eigentlich wollen. Der Wunsch, sich alle Vorteile der britischen Besetzung — und diese Vorteile werden in vollem Umfang anerkannt — zu erhalten, aber ohne

Beibehalt der Besetzung, dieser oftmals offen ausgesprochne Wunsch kennzeichnet am besten die im Lande herrschende Stimmung.

Lord Cromer bezeichnet zwar die Behauptung, die ägyptische nationale Bewegung sei ausschließlich panislamitischer Natur, als ganz unrichtig, gibt aber ohne weiteres zu, daß sie vom Panislamitismus stark durchsetzt sei. Der Panislamitismus aber strebt eine Vereinigung aller Moslems der ganzen Welt an zum Zwecke der Herausforderung der christlichen Mächte und des Widerstandes gegen diese. Von diesem Standpunkt aus muß die Bewegung von allen europäischen Nationen, die Interessen im Osten haben, mit aufmerksamem Auge verfolgt werden, da sporadische Ausbrüche des Fanatismus in verschiednen Teilen der Welt durchaus im Bereiche der Möglichkeit liegen. Stand man aber in Ägypten im letzten Frühjahr recht nahe vor einem solchen Ausbruch, so hält doch Lord Cromer ernstere Folgen der ganzen Bewegung für ausgeschlossen, in erster Linie, weil er nicht an einen tatsächlichen Zusammenhalt und an ein Zusammenarbeiten der ganzen moslemitischen Welt zu glauben vermag, wenn es sich einmal darum handeln sollte, von Worten zu Taten überzugehn.

Neben diesem weitern Begriff bedeutet aber Panislamitismus, auch enger gefaßt, eine mehr oder weniger vollständige Unterwürfigkeit unter den Sultan. Und diese Fassung des Begriffs ist für Ägypten die richtigere. Hinzu kommt dann noch ein Streben nach Wiederauffrischung des Islams im Sinne von tausend Jahre zurückliegenden Gesetzen und Bestimmungen. Gründe, aufgebaut auf solchen Betrachtungen und unabhängig von Erwägungen politischer Art führen dazu, daß alle, denen es mit ägyptischen Reformen ernst ist, den Panislamitismus verdammen müssen. Bei dem berechtigten und notwendigen Eingehen auf die nationalen Bestrebungen der eingebornen Bevölkerung ist mit größter Sorge darauf zu achten, daß man nicht in ein rückschrittliches, gefahrbringendes Fahrwasser kommt, da es nicht immer leicht ist, das wahre panislamitische Gesicht unter der Maske des Nationalismus zu erkennen. Dazu kommt noch, daß es äußerst fraglich erscheint, inwieweit die sogenannte Nationalpartei tatsächlich die Wünsche und Neigungen der Masse des Volkes darstellt. Sehr häufig haben führende ägyptische Männer dem britischen Generalkonsul gegenüber Verwahrung eingelegt gegen die Anmaßung eines solchen Namens, noch dazu durch Leute, die nach der Ansicht jener sich keineswegs immer von edeln Beweggründen leiten lassen und auch keinerlei Recht darauf haben, als Vertreter des Volkes zu gelten. Aber die fortschreitende Erziehung des Volkes hat in einer Menge von Leuten den Ehrgeiz geweckt. Der geringste Fellache weiß heute, daß er vor dem Gesetz jedem Pascha gleich ist. Ein Geist der Selbständigkeit hat sich entwickelt. Die besser ausgebildete Jugend verlangt noch einen größern Anteil an der Regierung und der Verwaltung des Landes als bisher. Wenn man aber auf der einen Seite dieser Bewegung ihre Berechtigung nicht absprechen kann, so müssen andrerseits gerade im Anfang einer

solchen nationalen Bewegung gegenüber bestimmte Grenzen festgehalten werden. So kann das Streben der jungen Ägypter nach höhern Ämtern im Regierungsdienst, die jetzt in den Händen von Engländern sind, keineswegs von der Hand gewiesen werden. Etwas andres ist es dagegen mit der im engern Sinne politischen Seite des nationalen Programms, dem Verlangen nach größerer Ausdehnung parlamentarischer Einrichtungen.

Über die tatsächlich vorhandne Ausdehnung der parlamentarischen Einrichtungen in Ägypten wird weiter unten noch gesprochen werden — hier soll zunächst nur die Frage erörtert werden, inwieweit eine Ausdehnung der Befugnisse des „Gesetzgebenden Rats und der gesetzgebenden Versammlung" möglich und wünschenswert erscheint.

Wenn auch die ägyptische Nationalpartei ihr Programm keineswegs genau festgestellt hat, so scheint sie doch die Schaffung einer Einrichtung ähnlich dem Haus der Gemeinen in England anzustreben. Die Absicht, daneben auch eine zweite Kammer, ähnlich dem Hause der Lords, oder aber nur eine einzige, die ganze Macht in sich vereinigende Kammer zu schaffen, ließ sich noch nicht deutlich erkennen. Ebenso ist es fraglich, ob dieses angestrebte ägyptische Parlament seine gesetzgebende Tätigkeit auf alle Einwohner des Landes oder nur auf die Eingebornen ausdehnen soll. Der erste Gedanke würde die Zustimmung aller Mächte nötig machen, die sicher nicht zu bekommen wäre. Abgesehen aber von diesen freilich höchst wichtigen Erwägungen geht allem Anschein nach die Absicht dahin, erstens ein der Kammer verantwortliches und von ihrer Mehrheit abhängiges Ministerium zu schaffen, und zweitens, die gesamte Aufsicht über die Finanzen des Landes dieser Kammer zu übertragen. Während aber die Annahme des ersten Vorschlags ein reines Chaos zur Folge haben müßte, würde die Einführung des zweiten fast unvermeidlich zum Staatsbankerott führen. Die ganze Frage läßt sich überhaupt nur mit Mühe ernsthaft erörtern. Wie kann in einem Lande, das durch Jahrhunderte unter den schlimmsten Formen einer Mißregierung zu leiden hatte, und in dem vor zehn Jahren (1897) nur 9,5 vom Hundert der Männer und 3 vom Hundert der Frauen lesen und schreiben konnten, plötzlich die Fähigkeit vorhanden sein, das volle Recht der Selbstverwaltung zum Segen für sich und andre ausüben zu können? So erscheint heute das Programm der „Nationalen Partei" völlig undurchführbar.

Hat somit der „ägyptische Nationalismus" in der Form, wie ihn die ägyptische Nationalpartei vertritt, wenig oder keine Aussicht auf Erfolge, so gilt das nicht in gleicher Weise für ein andres Ideal, wie es die gesamte Nation, einschließlich praktisch denkender Politiker, wohl anstreben könnte. Ein solches Ideal aber sieht Lord Cromer selbst in der Zusammenfassung aller Bewohner des Landes ohne Rücksicht auf Rasse, Religion oder Herkunft zu einer einheitlichen ägyptischen Nation. Der Verwirklichung dieses Ideals stehn heute freilich noch die „Kapitulationen" in ihrer gegenwärtigen Gestalt entgegen, die eine Trennung nicht nur zwischen Eingebornen und Europäern,

sondern auch zwischen Europäern verschiedner Nationalität mit sich bringen. Eine wirkliche Zusammenfassung aller kann nur erreicht werden durch die Schaffung eines lokalen internationalen Gesetzgebenden Rates. Neben andern Gründen spricht für eine solche Schöpfung der Umstand, daß dadurch eine Interessengemeinschaft zwischen der so vielfach verschiednen Bevölkerung des Niltales entstünde und mit ihm der erste Schritt auf der Bahn zu einem ägyptischen Nationalgeist. Und wenn auch die Verwirklichung dieses Gedankens noch lange auf sich warten lassen wird, so ist sein endgiltiger Erfolg doch mit Sicherheit zu erwarten.

Daß in Ägypten, wie anderswo, die Presse eine bedeutende Rolle spielt, zumal die eingeborne, ist durchaus begreiflich. Lord Curzon war immer der Ansicht, ihr einen ziemlich freien Spielraum zu lassen, im Gegensatz zu manchen andern, die einschränkende Maßnahmen lieber sehen. Denn eine Reihe von Blättern in arabischer Sprache benutzt ihre Verbreitung zu wühlerischer und hetzerischer Tätigkeit. Auch Gründe, die im letzten Jahre zu einer Einschränkung der Presse hätten führen können, hat Lord Curzon nicht in diesem Sinne auf sich wirken lassen. Er hat zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, und um den treuen Anhängern der Regierung Vertrauen einzuflößen, eine Verstärkung der britischen Garnison beantragt; zu diesem Zwecke muß eine neue Summe von 900000 Mark auf die Köpfe der ägyptischen Steuerzahler umgelegt werden.

Lord Cromer liest selbst zahlreiche arabische Zeitungen, die sich gegen die britische Regierung richten, kommt aber zu dem Schluß, daß diese ganze arabische Presse voll von Irrtümern und fanatischen Ideen ist und weder in ihren Anschauungen noch in ihren Beweggründen auf der Höhe steht. Nirgends finden sich klare, verständig geschriebne Artikel über Verwaltungs- und Rechtsfragen u. a., die irgendwelchen höhern Wert hätten. Anders die europäische Presse, die, vereinzelte Schmutzblätter ausgenommen, einen durchaus wohltätigen Einfluß auszuüben vermag.

Eine wichtige Rolle in der Frage der besten Leitung der innern Verwaltung des Landes spielen die „Kapitulationen". Die Absicht Lord Cromers geht schon seit längerer Zeit dahin, dieses System der Kapitulationen abzuändern und modern zu gestalten. Dagegen handelt es sich nicht, wie vielfach fälschlich behauptet wird, um eine Ablösung dieser Kapitulationen und um eine Aufhebung der den Europäern heutzutage gewährten Rechte und Privilegien. Es wird hier keine Gerichtsreform geplant, sondern eine Reform des gesetzgeberischen Systems. Diese aber ist nötig, da heutzutage, wenig Fälle ausgenommen, ein auf die in Ägypten wohnenden Europäer anwendbares wichtiges Gesetz nicht zustandekommen kann ohne die Zustimmung von fünfzehn verschiednen Mächten. Dadurch ist Ägypten auf einem Standpunkt gesetzgeberischer Impotenz festgelegt, denn die Übereinstimmung aller Mächte zu erreichen, gelingt erfahrungsgemäß höchstens bei Angelegenheiten von größter Wichtigkeit;

aber auch bei weniger wichtigen Fragen ist das ganze Verfahren so zeitraubend, daß meist die ägyptische Regierung, bei der die Initiative liegt, schon von vornherein auf einen Versuch verzichtet. Das Unhaltbare dieses Zustandes aber nimmt von Jahr zu Jahr zu im Zusammenhang mit den Kulturfortschritten, die bei immer zahlreichern Fragen eine gesetzliche Regelung nötig machen.

Der neue Vorschlag geht dahin, die Gesetzgebung durch die Diplomatie teilweise abzulösen und an ihre Stelle die gesetzgeberische Tätigkeit eines nur aus Europäern bestehenden lokalen Rates zu setzen. Jedes Gesetz müßte dann künftig, um Giltigkeit zu erlangen, von der Mehrheit dieses Rates angenommen sein und die Billigung der ägyptischen und der britischen Regierung gefunden haben.

Eine solche Änderung ist aber für Lord Cromer wohl denkbar ohne die von mancher Seite verlangte Übernahme eines ausgesprochnen Protektorats über Ägypten, die auf unübersteigbare Schwierigkeiten stoßen und eine Änderung des gesamten politischen Status nötig machen würde, während andrerseits die Dauer der britischen Besetzung ohne zeitliche Beschränkung von mehreren Großmächten zugestanden wurde.

Welches sind nun aber die derzeitigen Vorrechte der Europäer? Es sind die folgenden: 1. die Behandlung aller zivilen oder Handelsstreitfälle und aller Streitfälle um Landbesitz zwischen Europäern und Ägyptern oder zwischen Europäern verschiedner Nationalität durch „Gemischte Gerichtshöfe"; 2. die Erledigung von Strafsachen gegen Europäer durch Konsulargerichtshöfe auf Grund ihrer heimischen Gesetze; 3. Verbot des Betretens der Häuser von Europäern durch die Polizei, außer, nachdem die Erlaubnis des konsularischen Vertreters des betreffenden Landes eingeholt worden ist und in Anwesenheit eines Konsulatsbeamten; 4. direkte Steuern dürfen Europäern nur mit Zustimmung aller Mächte auferlegt werden.

Im einzelnen durchzuführen, wie sich Lord Cromer die Neuregelung dieser Vorrechte nach den von ihm geplanten Reformen gedacht hat, dazu fehlt hier der Raum. In großen Zügen ging seine Ansicht dahin, den fünfjährigen Wechsel in den „Gemischten Gerichtshöfen" aufzuheben und ein System unverändert bleibender Gerichtshöfe in derselben Zusammensetzung wirken zu lassen bis zu einem Zeitpunkt, wo der zu schaffende lokale internationale Gesetzgebende Rat Änderungen ausgearbeitet hat, die die Billigung beider Regierungen finden. Die Konsulargerichtshöfe sollten aufhören und an ihre Stelle Strafgerichte treten, über deren Zusammensetzung und Machtvollkommenheit der nur aus Europäern zusammengesetzte Rat zu befinden hätte. Um es der Polizei zu ermöglichen, das Haus eines Europäers zu Haussuchungen u. a. zu betreten, würde an Stelle der vorher einzuholenden Erlaubnis des betreffenden Konsuls die Zustimmung eines europäischen Beamten und die Anwesenheit eines europäischen Polizeioffiziers verlangt werden. Eine Vermehrung der

Polizei in den Städten durch Europäer ist ohnehin angebahnt. Daß es in Zukunft unmöglich sein wird, den steigenden Bedürfnissen der ägyptischen Städte ohne Regelung der Beiziehung von Europäern und Ägyptern zur Leistung von lokalen Abgaben gerecht zu werden, hatte Lord Cromer schon bei frühern Gelegenheiten ausgeführt.

Schon aus dem erwähnten geht hervor, welcherlei Aufgaben dem zu wählenden Gesetzgebenden Rat zufielen. Auf ihn muß nun noch näher eingegangen werden. Es muß betont werden, daß es sich nur um persönliche Ansichten Lord Cromers handelt, zu deren Verwirklichung die Regierung keinerlei Schritte bis jetzt getan hat, da die Kapitulationen nach wie vor zu Recht bestehn und nur mit Zustimmung der Mächte geändert werden können. Das wichtigste wäre, eine Art der Zusammensetzung des zu schaffenden Rates zu finden, die diesem von vornherein das Vertrauen der Europäer gewinnen müßte. Hierdurch würde die Hauptschwierigkeit aus dem Wege geschafft werden können. Der Rat müßte notwendigerweise einen kosmopolitischen Charakter haben, wie das Land, dem er dienen soll, ein kosmopolitisches ist und auch immer bleiben wird nach Lord Cromers Ansicht, der die Möglichkeit, Ägypten werde einmal eine britische Kolonie werden, nicht nur als irrig, unausführbar, sondern geradezu als absurd bezeichnet. Das Gerichtswesen und das gesetzgeberische System muß deshalb nach seiner Ansicht international gemacht werden.

Im einzelnen sollte sich der Gesetzgebende Rat teils aus gewählten Mitgliedern, teils aus solchen, die von der Regierung ernannt werden, zusammensetzen. Lord Cromer hat in seinem diesjährigen Bericht die Zahl von etwa sechsunddreißig bis vierzig Mitgliedern ins Auge gefaßt, von denen vier Regierungsbeamte, sieben Richter aus den gemischten Gerichtshöfen, auf deren Anwesenheit im Rat er großen Wert legt, und zwanzig von den verschiednen Nationen zu wählende Mitglieder sein sollten. Die Teilnahme der Nationalitäten würde sich nach der Stärke ihrer Bevölkerungszahl und nach dem Anteil richten, den sie am gesamten Handel nehmen. Im ganzen würden sie etwa zwanzig Mitglieder stellen, zu denen dann noch fünf von der ägyptischen Regierung zu ernennende unoffizielle Mitglieder kämen.

Lord Cromer gibt ohne weiteres zu, daß er nicht glaubt, in seinen Vorschlägen etwas vollkommnes zu bieten. Er hofft aber, daß sich nach und nach aus seinen Vorschlägen etwas unbedingt brauchbares gestalten lasse, da es nur auf diese Weise möglich sei, sich selbst eignes Recht zu schaffen an Stelle der unhaltbaren Zustände, die es oft zur Entscheidung einer Frage nötig machen, an fünfzehn Orten um die Ansicht zu bitten und sich nach den wechselnden Stimmungen der Politik zu richten.





Konfession und Wirtschaftsleben

1



Die Rückständigkeit der Katholiken auch im Wirtschaftsleben ist ein vielerörtertes Thema, aber, so oft es schon durchgesprochen worden sein mag, noch lange nicht spruchreif. Wo fände man alle die Vorfragen befriedigend beantwortet wie: Ist der Pole darum rückständig geblieben, weil er katholisch, oder weil er Pole ist, oder weil er ein reichliches Jahrtausend in einer Gegend zugebracht hat, die vor der Einführung der modernen Verkehrsmittel von der westlichen Kultur nicht leicht beeinflußt werden konnte? Sind die Franzosen darum schon rückständig zu nennen, weil ihre gewerbliche Tätigkeit in mancher Beziehung anders geartet ist als die der Engländer? Wie kommt es, daß die Italiener vom zwölften bis ins fünfzehnte Jahrhundert, wo sie doch auch schon Katholiken waren, so gewaltige Fortschritte nicht bloß auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst sondern auch in Gewerbe und Handel gemacht haben und dann der Stagnation verfallen sind? Daß die Verlegung der Handelswege eine der Ursachen dieses Wandels gewesen ist, wird ja wohl allgemein anerkannt. Zeigen nicht überhaupt die vier oder fünf romanischen Nationen ganz verschiedne Physiognomien auch im Wirtschaftsleben, obwohl sie sich sämtlich, wenigstens äußerlich, zum Katholizismus bekennen? Und wäre die Tatsache der Rückständigkeit aller katholischen Nationen und Völkerbruchteile oder wenigstens der meisten festgestellt, wäre auch bewiesen, daß die Konfession daran teilhat — alleinige Ursache kann sie nicht sein, weil ganz ohne Zweifel der Volkscharakter, die geographische Gunst oder Ungunst des Landes und politische Umwälzungen sowie Änderungen der Verkehrswege mächtig einwirken —, so wäre noch zu fragen, wie der Einfluß der Konfession eigentlich zu denken sei. Liegt das Schädigende oder Hemmende bloß im Kult? Daß zum Beispiel die vielen Feiertage früher die Gewerbtätigkeit beeinträchtigt haben, wie sie denn heute noch in Rußland nicht bloß volkswirtschaftliche sondern auch ethische Verheerungen anrichten, läßt sich nicht leugnen. Oder schadet das Dogma? Und in welchem Umfange und Intensitätsgrade wirkt dieses, wie weit bleibt es harmlose Theorie? Diese Theorie darlegen, das gehört also zu den Vorbereitungsarbeiten für die Lösung der großen Frage. Oder ist die Theorie, sind überhaupt die volkswirtschaftlichen Theorien der Konfessionen vielleicht schon allgemein bekannt?

In der neuesten Zeit hat Max Weber die der reformierten Kirche, des Kalvinismus, entwickelt, Ernst Troeltsch die lutherische wenigstens kurz charakterisiert. Was die katholische betrifft, so hat man sie natürlich bei Thomas von Aquin zu suchen, den ja Leo der Dreizehnte aufs neue als den authentischen Darsteller der römischen Kirchenlehre empfohlen hat. Das herrschende protestantische Vorurteil gegen die Scholastik hat Harnack für unbegründet erklärt. Sie war wissenschaftliches Denken, schreibt er in seiner Dogmengeschichte. Daß dieses Denken von Vorurteilen abhängig war und sich teils gar nicht, teils nur sehr langsam von ihnen befreite, das sei ein Gebrechen, an dem die Wissenschaft aller Zeiten kranke. Es sei auch nicht richtig, daß im Mittelalter die deduktive Methode allein geherrscht habe; man habe vielfach die Erfahrung herangezogen; nur habe man das Sinnliche weniger zu beobachten verstanden als das Geistesleben und darum in den Naturwissenschaften keine Fortschritte gemacht. „Somit ist die Scholastik einfach Wissenschaft gewesen, und es wird lediglich ein ungerechtfertigtes Mißtrauen dadurch verewigt, daß man diesen Teil aus der allgemeinen Geschichte der Wissenschaft mit einem besondern Namen glaubt absondern zu dürfen." Das Vorurteil beginne ja zu weichen. Man lese die Scholastiker wieder und finde, daß sie nicht so unvernünftig sind, wie man sie sich vorgestellt hatte. Hier und da würden sie sogar überschätzt, so von einem berühmten Juristen. Damit ist ohne Zweifel Ihering gemeint, der in der zweiten Auflage seines Werkes: Der Zweck im Recht (2. Anmerkung auf S. 161 des 2. Bandes) schreibt: „Kaplan Hohoff ... weist mir durch Zitate aus Thomas von Aquin nach, daß dieser große Geist das realistisch-praktische und gesellschaftliche Moment des Sittlichen ebenso wie das historische bereits vollkommen richtig erkannt hatte. Den Vorwurf der Unkenntnis, den er für mich daran knüpft, kann ich nicht von mir ablehnen, aber mit ungleich schwererem Gewicht als mich trifft er die modernen Philosophen und die protestantischen Theologen, die es versäumt haben, sich die großartigen Gedanken dieses Mannes zunutze zu machen. Staunend frage ich mich, wie war es möglich, daß solche Wahrheiten, nachdem sie einmal ausgesprochen waren, bei unsrer protestantischen Wissenschaft so gänzlich in Vergessenheit geraten konnten? Welche Irrwege hätte sie sich ersparen können, wenn sie dieselben beherzigt hätte! Ich meinerseits hätte vielleicht mein ganzes Buch nicht geschrieben, wenn ich sie gekannt hätte, denn die Grundgedanken, um die es mir zu tun war, finden sich schon bei jenem gewaltigen Denker in vollendeter Klarheit und prägnantester Fassung ausgesprochen."

Dieses Zitat wird den Grenzboten hoffentlich Absolution dafür erwirken, daß sie sich einmal mit einem Scholastiker abgeben. In der nachfolgenden Skizze der volkswirtschaftlichen Ansichten des Aquinaten stütze ich mich auf die vortreffliche Studie von Max Maurenbrecher: Thomas von Aquins Stellung zum Wirtschaftsleben seiner Zeit (Leipzig, J. J. Weber, 1898), und ziehe noch einen Katholiken zu Rate, Franz Walter: Das Eigentum nach der Lehre

des heiligen Thomas von Aquin und des Sozialismus (Freiburg i. Br., Herder, 1895).

Thomas hat dem Wirtschaftsleben kein besondres Werk gewidmet, sondern nur gelegentlich einzelne wirtschaftliche Fragen erörtert sowie sozialpolitische, die mit wirtschaftlichen zusammenhängen. Es geschieht dies teils in den Kommentaren zur Ethik und zur Politik des Aristoteles, teils in einigen seiner kleinern Schriften, teils an verschiednen Stellen seiner theologischen und seiner philosophischen Summa. Wo es sich nicht um geoffenbarte Wahrheiten handelt, übernimmt er einfach die Gedanken des Aristoteles, denn er sieht in ihm die verkörperte Vernunft; mit den Worten: philosophus dicit, zitiert er ihn gewöhnlich. Die Aussprüche des Philosophen erläutert er dann noch mit Anführungen aus der Heiligen Schrift, aus den Kirchenvätern und dem kanonischen Recht. Zugleich aber läßt er sich auch durch die ihn umgebende Wirklichkeit beeinflussen und unterwirft die sämtlichen Autoritäten, die er benutzt, seiner selbständigen Beurteilung hauptsächlich zu dem Zwecke, sie miteinander in Einklang zu bringen. Nicht immer ist es leicht, zu unterscheiden, ob das, was er aus seinen Gewährsmännern anführt, zugleich seine eigne Ansicht ausdrücken soll, und ob Abweichungen von ihnen bei der Wiedergabe ihrer Ansichten auf Mißverständnissen beruhen oder Korrekturen sein sollen. Dem Aristoteles entlehnt Thomas den Grundgedanken aller Gesellschaftslehre, daß der Mensch von Natur ein politisches Wesen ist, aber er versteht ihn ganz anders als der Grieche. Dieser wollte damit sagen, daß der Mensch dazu bestimmt sei, im Staate zu leben, und zwar, weil er sonst nicht wirklich Mensch sein, seine Persönlichkeit nicht vollenden könne. Thomas denkt gar nicht an den Staat, sondern meint nur, daß der Mensch ein Gemeinschaftswesen sei und es sein müsse zur Befriedigung seiner Bedürfnisse. „Den übrigen animalibus, schreibt er, hat die Natur ihre Nahrung, ihr Haarkleid, ihre Verteidigungsmittel wie Zähne, Hörner, Krallen oder wenigstens die Mittel zu rascher Flucht verliehen; der Mensch dagegen ist mit nichts dergleichen ausgerüstet. Dafür ist ihm die Vernunft gegeben, durch die er sich mittelst seiner Hände das alles selbst bereiten kann. Aber dazu genügt ein Mensch nicht. Darum ist das Leben in der Gesellschaft das für den Menschen natürliche. Ferner ist den andern Lebewesen eine natürliche Lebenskunst (naturalis industria) angeboren in Beziehung auf alles, was ihnen nützlich oder schädlich ist, sodaß das Schaf im Wolfe seinen Feind erkennt, die Tiere überhaupt die ihnen heilsamen Pflanzen, und was sonst zu ihrem Leben notwendig ist, herausfinden. Der Mensch aber besitzt nur allgemeine Erkenntnisprinzipien, aus denen er das für den besondern Fall Notwendige erst ableiten muß. Ein einzelner Mensch vermag aber nicht alle notwendigen Erkenntnisse abzuleiten. Darum müssen viele zusammenleben, damit einer dem andern helfe, indem dieser dieses, der andre etwas andres erfinde, der eine sich der Medizin, der andre einer andern Kunst widme. Diese gegenseitige Hilfe leisten sie einander schon durch die Sprache, die einen jeden

befähigt, seine Vorstellungen dem Genossen vollständig mitzuteilen, während die übrigen Tiere nur ihre Affekte auszudrücken vermögen, wie der Hund den Zorn durch Bellen." Und an andern Stellen: „Obwohl der Mensch von Natur den Trieb hat, sich das zum Leben Notwendige zu verschaffen, ist es doch nicht notwendig, daß jeder einzelne diesem Geschäft obliege. Auch im Bienenstock betreiben ja nicht alle dasselbe; sondern die einen sammeln Honig, die andern bauen Wachszellen, und die Könige tun keins von beiden. Ähnlich ist es bei den Menschen. Weil zu ihrem Leben vielerlei notwendig ist, was nicht alles von einem einzelnen geleistet werden kann, müssen verschiedne Verschiednes betreiben: die einen den Acker bestellen, die andern Häuser bauen. Und weil der Mensch nicht allein der körperlichen, sondern noch mehr der geistigen Güter bedarf, müssen einige von der Sorge fürs Zeitliche freibleiben und sich der Besserung der übrigen widmen. Die Verteilung der verschiednen Ämter (officia) an die verschiednen Personen geschieht in der Weise, daß durch eine Veranstaltung der göttlichen Vorsehung die einen mehr diesem, die andern mehr jenem Amte zuneigen. . . . Die Natur verfährt nicht so, daß sie einen und denselben für verschiedne Ämter befähigte (ordinet), sondern sie bestimmt (deputat) jeden nur für ein Amt. . . . Wie der eine Mensch verschiedne Glieder für verschiedne Verrichtungen hat, so verhält es sich auch mit dem, was für die ganze Gattung notwendig ist; deshalb müssen (nach Römer 12, 4) verschiedne Menschen in verschiednen Ämtern tätig sein. Diese Differenzierung (diversificatio) beruht ursprünglich auf der göttlichen Vorsehung, die den Zustand der Menschheit so eingerichtet hat, daß es nie an alledem fehlt, wessen die Menschen zum Leben bedürfen, in zweiter Ordnung auf natürlichen Ursachen, indem die verschiednen Menschen verschiednen Verrichtungen und Lebensweisen zuneigen."

Demnach führt Thomas das gesamte Gesellschaftsleben auf die Arbeitsteilung zurück, die es allein ermögliche, daß alle menschlichen Bedürfnisse befriedigt werden, eine Arbeitsteilung, die durch die Gliederung in verschiedne Berufe bewirkt wird, also nicht die von Adam Smith beschriebne ist, obwohl man diese als die radikale Durchführung jener ansehen kann. Von hier aus, meint Maurenbrecher, gewinne Thomas die Möglichkeit einer sittlichen Wertung des Berufs, wie man sie vor ihm wohl kaum in der Kirche gekannt habe, und die schon an die reformatorische Auffassung heranreiche, nach der jede Berufsarbeit ein Gottesdienst ist. Von Aristoteles habe er diese Einsicht nicht. Daß es verschiedne Kunstfertigkeiten gibt, wisse dieser natürlich auch; aber daß jemand sie zur Unterlage eines Erwerbs machen könne, erscheine ihm so unnatürlich, daß er es sich nur aus einem gänzlichen Verfall der Sitten, als Ausfluß unersättlicher Geldgier erklären könne, und daß er den Bevölkerungsklassen, die auf solchen Erwerb angewiesen sind, das Vollbürgerrecht nicht einräumen möge. Eher fänden sich bei den Stoikern Anklänge, die Thomas auf seine Idee gebracht haben könnten. Sollte er sie nicht aus Paulus geschöpft und durch die Beobachtung der Wirklichkeit bestätigt gefunden haben?

Unter den mancherlei menschlichen Gemeinschaften, deren Mitglieder für die Bedürfnisbefriedigung zusammenwirken, erscheint ihm die Stadt als die vollkommenste, weil — sie es in seiner Zeit tatsächlich war, namentlich in Italien. Mit Aristoteles stimmt er darin überein, daß ihm Stadt und Staat in eins zusammenfallen. Aber während Aristoteles die Polis ethisch faßt als höchste Form des menschlichen Gemeinschaftslebens, versteht Thomas sie räumlich: als den Ort, wo in der einen Straße die Bäcker, in einer andern die Schlächter, in einer dritten die Weber oder Schreiner oder Goldschmiede wohnen, sodaß in einem solchen Gemeinwesen ein jeder alle seine Bedürfnisse leicht befriedigen kann. Das städtische Leben hält er darum für das der Menschennatur angemessenste. „Er sagt sogar ausdrücklich, daß einer, der außerhalb der Stadt lebe, entweder ein Verbannter oder so arm sein müsse, daß er gezwungen sei, zu ackern und das Vieh zu hüten; eine solche Erscheinung widerspreche aber dem Satze, daß das städtische Leben das natürliche sei, so wenig wie das Vorkommen von Einarmigen der Wahrheit, daß der Mensch von Natur zwei Arme habe." So ist denn auch der Begriff der Autarkie bei Thomas ein andrer als bei Aristoteles. Jener versteht darunter die vollkommne Bedürfnisbefriedigung in der Stadt, dieser, daß der Staat den Menschen in den Stand setzt, durch Tugendübung glücklich zu werden. (Das besorgt bei Thomas natürlich die Kirche.) Bei der Gründung einer Stadt, führt Thomas in der Schrift de regimine principum aus, sei auf die Erfüllung folgender Bedingungen zu achten. Es müsse eine fruchtbare Gegend gewählt werden, denn es sei das sicherste und würdigste, wenn sie ihre Nahrungsmittel vom eignen Grund und Boden gewinne und vom Auslande möglichst unabhängig sei. Ganz werde sich ja Umtausch des Ertragüberschusses gegen auswärtige Erzeugnisse nicht vermeiden lassen, doch solle der Handel möglichst eingeschränkt werden. (Plato wollte ihn ganz verbannt und darum seine Idealstadt möglichst weit von dem zum Handel verführenden Meere entfernt ins Land hinein verlegt wissen.) Zweitens müßten die geeignetsten Plätze für die Anlage der Kirchen, der Gerichte, der Handwerkerwohnungen ausgewählt werden. Drittens müsse je einem Gewerbe seine besondre Straße angewiesen werden (wie es in den mittelalterlichen Städten tatsächlich geschah). Und viertens müsse die Regierung dafür sorgen, daß jeder Stadtbürger sein Auskommen habe. Wie er sich das denkt, erfahren wir nicht, weil er das Werk nicht vollendet hat. Den Territorialstaat, der mehrere oder sogar viele Städte umfaßt, kennt Thomas natürlich — hatte er ihn doch in Neapel wie in Paris vor Augen —, aber er schreibt ihm nur militärische, nicht wirtschaftliche Überlegenheit über die Stadt zu.

Die Abneigung gegen den Handel teilt er mit den Alten, mit dem ganzen Mittelalter und — mit nicht wenigen Menschen unsrer heutigen Zeit. Der Handel innerhalb der Stadt darf nur im unmittelbaren Verkauf des Produzenten an den Konsumenten bestehn, der Handel mit dem Auslande oder mit

andern Städten nur Passivhandel sein, das heißt die Einwohner dürfen zwar Produkte kaufen, die von auswärtigen Händlern gebracht werden, aber sie sollen nicht selbst Händler werden, nicht vom Handel leben; eine Forderung, die im damaligen England so ziemlich erfüllt war, mit der italienischen Wirklichkeit aber im stärksten Widerspruch stand. Dagegen stimmen in Beziehung auf den Erwerb seine Ansichten mit dem Wirtschaftsleben seiner Zeit und seines Landes überein und unterscheiden sich deutlich von dem Ideal der antiken Wirtschaft, das sich sonst oft in seinen Schriften spiegelt. Dem Aristoteles namentlich ist der Oikos, das Haus als Wirtschaftsorganismus, Grundlage der Existenz. Man darf nicht meinen, daß damit auch Aristoteles die Bedarfsdeckung auf die Arbeit- und Berufteilung gründe, da ja ein solcher sich selbst genügender Oikos eine Anzahl von Sklaven voraussetzt, von denen die einen landwirtschaftliche, die andern gewerbliche Arbeiten verrichten, wieder andre häusliche und persönliche Dienste leisten; die Sklaven galten ihm ja nicht als Menschen, sondern nur als beseelte und redebegabte Werkzeuge des Herrn, der alles das selbst und allein durch sie tut. Für Thomas ist das Haus bloß Wohn- und Arbeitstätte, und seine Nahrung gewinnt der Bürger nicht ausschließlich vom eignen Grund und Boden — die wenigsten können das, bemerkt er einmal —, sondern meist durch Verkauf seiner gewerblichen Produkte oder durch Leistungen, die bezahlt werden. Während Aristoteles das Streben nach Gelderwerb für unsittlich erklärt, hält Thomas die Ausübung eines Berufs, die Geld einbringt, für erlaubt, den redlichen Geldverdienst für gerecht und sagt ausdrücklich, ohne Geld könne kein Haushalt auskommen. Aristoteles fordert im Gegenteil, daß der Oikos alle Bedürfnisse befriedige, sodaß sein Herr keines Geldes bedürfe. Zu den erlaubten Geschäften rechnet freilich Thomas die noch nicht, die später aus den Florentiner Medici Fürsten gemacht haben: sich Wechselgeschäfte bezahlen lassen, das Geld aus dem Umsatz des Geldes selbst, nicht aus dem Umsatz natürlicher Gebrauchsgüter gewinnen, das hält er für unnatürlich und darum unsittlich. Als allgemeines Gesetz der Güterverteilung gilt ihm, daß in der Stadt ein jeder sein standesgemäßes Auskommen für sich und die Seinen, aber auch nicht mehr als dieses finden soll; denn da die Scheidung der Menschheit in Berufsstände ein Werk der göttlichen Vorsehung ist, so wäre es Sünde, sich über seinen Stand erheben zu wollen. Den Stand zu ändern ist nur in dem Falle erlaubt, wenn man den weltlichen Stand mit dem geistlichen vertauschen will. Aber jeder Stand hat seine Ehre, weil die in ihm zu leistende Arbeit für die andern Menschen verrichtet wird, der Stand selbst also ein Amt ist.

Gehört nach allem bisher ausgeführten und nach der Heiligen Schrift, die Thomas natürlich vielfach anführt, die Arbeitspflicht zur natürlichen Ausstattung des Menschen, so fragt es sich noch, ob diese Pflicht jedem einzelnen oder nur der ganzen Gattung auferlegt sei. Die Gegner der Bettelmönche behaupteten das erste: wer nicht arbeiten wolle, der solle nach 2. Thessalonicher 3, 10 auch nicht essen, und zwar verstanden sie unter der jedem einzelnen

anbefohlnen Arbeit die körperliche Arbeit. Thomas entgegnete: allerdings wurzle die Arbeitspflicht im Naturrecht; allein nicht jede naturrechtliche Verpflichtung binde jedes Individuum. Essen, trinken, tugendhaft leben, dazu sei allerdings jeder einzelne verpflichtet; dagegen gelte das Gebot: Seid fruchtbar und mehret euch, offenbar nur der Gattung, nicht jedem einzelnen. So stehe es auch um die Verpflichtung zur körperlichen Arbeit. Das Menschengeschlecht sei von Anfang an berufsteilig gegliedert gewesen, anders als in solcher Gliederung gar nicht denkbar, die Berufsteilung aber ermögliche es, daß auch solche zu essen haben, die ihre Nahrungsmittel nicht mit der Arbeit ihrer eignen Hände beschaffen. Seinen eignen Orden hat er gegen die erwähnten Angriffe in einer eignen Schrift verteidigt und gelegentlich auch in andern Werken, sehr ausführlich in der philosophischen Summa. (Summa contra gentiles; in mehreren Kapiteln des dritten Buches; das interessanteste ist das hundertfünfunddreißigste.) Er beweist zunächst, daß die Nachfolge Christi in vollkommner und freiwilliger Armut erlaubt, löblich und Gott wohlgefällig sei, setzt dann auseinander, daß die Klosterbrüder ihre Bedürfnisse auf mehrerlei Weise befriedigen können: durch den Ertrag eines gemeinsamen Besitzes, durch eigne Arbeit und durch Bettel, und widerlegt die gegen diese Befriedigungsweisen erhobnen Einwendungen. Gegen den gemeinsamen Besitz werde eingewandt, daß er den Zweck des Klosterlebens vereitle: frei von der Sorge um Irdisches in Gebet und Betrachtung die christliche Vollkommenheit zu erringen, da ja die Verwaltung eignen Besitzes in irdische Sorgen verstricke. Darauf sei zu erwidern, daß die Verwaltung einem oder einigen der Brüder übertragen werden könne; was diese an Muße verlören, dafür leiste ihnen das aus Liebe gebrachte Opfer Ersatz. Gegen die Handarbeit der Mönche zur Gewinnung des Lebensunterhalts wurde dasselbe eingewandt. Thomas entgegnet: da doch nur das Notwendigste beschafft werden solle, so beanspruche die dafür nötige Handarbeit nicht die ganze Zeit der Mönche, sodaß ihnen noch genug Muße übrig bleibe. Auch verbiete der Herr in den bekannten Worten der Bergpredigt nicht etwa die Arbeit, sondern nur die ängstliche Sorge. Wenn er auf die Blumen und die Vögel hinweise, so wolle er damit nicht sagen, wir sollten leben wie die Blumen und die Vögel, sondern uns nur Vertrauen einflößen: wenn die göttliche Vorsehung diese Wesen versorgt, die sie nicht mit den uns verliehenen Hilfsmitteln ausgerüstet hat, um wie viel mehr die Menschen, denen Gott eine höhere Stellung angewiesen, und die er mit der Fähigkeit ausgestattet hat, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu erwerben. Die sich einbilden, Gott verbiete jede Sorge um die Bedürfnisbefriedigung, sind nach ihm einem ganz unvernünftigen Irrtum verfallen. Jede Handlung erfordert Sorgfalt und Aufmerksamkeit. Wäre es uns verboten, zu sorgen und aufzumerken, so dürften wir gar nichts Weltliches betreiben, was weder möglich noch vernünftig ist. (Wenn Thomas die nabelbeschauenden buddhistischen Heiligen, die sich bei vielen unsrer Allermodernsten der größten Hochschätzung erfreuen, gekannt hätte, so

würde er sie als abschreckendes Beispiel solcher Verirrung angeführt haben.) Denn Gott ordnet jedem Wesen nach seiner Natur auch eine gewisse Tätigkeit zu. Da nun der Mensch aus Leib und Seele besteht, so muß er sowohl leibliche wie geistige Tätigkeiten ausüben. Freilich ist er um so vollkommner, je mehr die geistige Tätigkeit überwiegt, aber ganz kann er die körperliche nicht einstellen, weil er dadurch sein Leben gefährden würde, das zu erhalten er verpflichtet ist. Erwarten, daß Gott ihm unmittelbar bescheren werde, was er sich selbst beschaffen kann, das hieße Gott versuchen. Nicht so wirkt Gottes gütige Vorsehung, daß sie einem jeden Wesen unmittelbar zuteilte, wessen es bedarf, sondern so, daß sie jedes Wesen antreibt, zu seiner Selbsterhaltung die seiner Natur angemessenen Tätigkeiten auszuüben.

Gegen den Bettel endlich wurde eingewandt, daß er entwürdige. Das sei, meint Thomas, im allgemeinen allerdings der Fall, aber nicht, wenn er zu einem edeln Zwecke geübt werde, und bringe er auch in diesem Falle einmal Unehre, so sei deren Erduldung eine Übung in der edeln Tugend der Demut, wie ja zur Selbstverdemütigung oder aus Nächstenliebe auch niedrige Dienste verrichtet würden. Wenn außerdem eingewandt werde, daß es unrecht sei, Almosen ohne Gegenleistung zu empfangen, so treffe das hier nicht zu. Die menschliche Gesellschaft bedürfe außer der körperlichen Arbeit (wir Heutigen würden sagen: der ökonomisch produktiven, denn diese ist gemeint) auch andre Leistungen: die Soldaten, die Regierenden können auch nicht von ihrer Hände Arbeit leben, sondern müssen mit dem gespeist werden, was andre erzeugen. So dienen auch solche, die in Armut Christo nachfolgen, dem Gemeinwesen, indem sie entweder das Volk durch Weisheit, Gelehrsamkeit und Beispiel erziehen oder ihm mit Gebet und Fürbitte helfen. In Beziehung auf die Volkserziehung hat Thomas vollkommen recht. Es handelt sich hier um ein Stück gesellschaftlicher Arbeitteilung, und zwar um ein ganz wesentliches. Im frühern Mittelalter gab es, im Norden wenigstens, keine andern Erziehungs- und Unterrichtsanstalten als die Benediktinerklöster, die freilich nicht vom Bettel, sondern von Grundbesitz lebten, den sie teils selbst, teils durch Hörige bebauten. Doch ist auch gegen das Betteln, das wir heute lieber terminieren oder Kollekten einsammeln nennen, nichts einzuwenden, wenn die Mönche und Nonnen einen so edeln Dienst verrichten wie unsre Barmherzigen Brüder und Schwestern. Je mehr sich später das weltliche Unterrichtswesen entwickelte, desto weniger bedurfte man der Klöster. Übrigens kann man unsre heutigen Volksschullehrer und wohl auch die meisten Mittelschullehrer mit größerm Rechte arm nennen als die Mitglieder eines reichen Benediktinerstifts. Doch können auch bei vollkommen befriedigender Ausgestaltung des höhern, mittlern und niedern Unterrichtswesens und bei guter Organisation der wissenschaftlichen Forschung klösterliche Institute, die sich gelehrten Spezialitäten widmen, wie die Oratorianer und die Mauriner im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, sehr verdienstlich wirken. Der Jesuitenorden gewährt heute schon durch seine die ganze Erdkugel

umspannende Organisation seinen gelehrten Mitgliedern Vorteile, die weltlichen Universitätslehrern kaum durch hohe Subventionen für Forschungsreisen vom Staate verschafft werden können. Ob sich die Mitglieder solcher gelehrter Gesellschaften durch Gelübde binden sollen oder nicht, danach braucht in diesem Zusammenhange nicht gefragt zu werden. Das Gebet freilich können wir Heutigen als eine nach dem Prinzip der Arbeitteilung auf Entschädigung Anspruch verleihende Leistung fürs Gemeinwesen nicht anerkennen.

Daß Thomas die geistige Arbeit höher schätzt als die körperliche, werden ihm heutige Gegner der Sozialdemokratie am wenigsten zum Vorwurf machen wollen. Daß er in Übereinstimmung mit den Alten und mit Lukas 10, 42 (Maria hat das bessere Teil erwählt) das Leben in beschaulicher Muße am höchsten stellt, darf man einem, der, im neunundvierzigsten Lebensjahre verstorben, als Frucht solcher Muße siebzehn Folianten (lauter gediegne Arbeit, kein leeres Geschwätz) hinterlassen hat, nicht als Liebe zur Faulheit deuten. Und wenn er mit den Alten die körperlichen Arbeiten opera servilia nennt, so spricht er doch nur aus, was bis auf den heutigen Tag allgemein gilt. Nur muß man den Ausdruck nicht wie Maurenbrecher mit Sklavenarbeit übersetzen. Die katholische Kirche nennt schmutzige Arbeiten und Arbeiten, die ein bedeutendes Maß körperlicher Anstrengung fordern, falls sie um Geldlohn verrichtet werden, bis heute opera servilia, und die deutschen Katechismen sagen dafür: knechtische Arbeiten. Werden diese Arbeiten etwa nicht von Knechten und von den ihnen gesellschaftlich gleich oder nahestehenden Tagelöhnern und Lohnarbeitern verrichtet? Welcher angesehene, welcher wirtschaftlich unabhängige Mann verdient sich denn heute seinen Lebensunterhalt mit solcher Arbeit? Steht der kleine Tischler oder Schuster, der für ein Magazin arbeitet, viel höher als die oben angeführten Klassen abhängiger Leute? Spinoza, der sich seinen Lebensunterhalt mit Brillenschleifen verdient hat, kann doch nicht als Norm für unsre heutigen Philosophen angesehen werden, wenn man mit diesen die Mitglieder der philosophischen Fakultäten meint.

In der Würdigung der verschiednen Kategorien von Handarbeitern unterscheidet sich Thomas dadurch von Aristoteles, daß dieser die Bauern, jener die Handwerker höher schätzt. Die Landwirtschaft versteht Thomas weder wirtschaftlich noch sozial noch ästhetisch und hygienisch zu würdigen; der Italiener ist nun einmal bis auf den heutigen Tag Stadtmensch, man könnte ihn Mauerschwalbe nennen (wie denn italienische Maurer in allen Landen arbeiten); auch wohlhabende italienische Städte, soweit ich sie kenne, entbehren der schönen Park- und Gartenanlagen, mit denen sich jede nicht allzuarme oder allzukleine deutsche Stadt schmückt. Unter den Handwerkern unterscheidet Thomas die angesehenen, die am Stadtregiment teilnehmen (hier malt er wieder einfach die ihn umgebende Wirklichkeit ab), und die „gemeinen" Handwerker. Von diesen sagt er, was dem Aristoteles für alle Handwerker gilt, daß sie ursprünglich servi gewesen seien und es in manchen Städten noch seien. Er wird an die

Textilarbeiter und die Hilfsarbeiter der Textilindustrie gedacht haben, die im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert so oft durch Aufstände und Ausstände ihre Lage zu verbessern strebten. Die Lohnarbeiter teilt er in gelernte und ungelernte ein; zu jenen rechnet er die Köche, zu diesen die ländlichen Tagelöhner (worin er irrt, da der ländliche Tagelöhner gar nicht wenig zu lernen hat. Maurenbrecher bemerkt, von den einzelnen Verrichtungen in Landwirtschaft und Gewerbe habe Thomas offenbar nur sehr dunkle Vorstellungen gehabt; aus eigner Anschauung die äußere Welt kennen zu lernen, wird er sich eben bei seiner ganz aufs Geistige gerichteten Tätigkeit keine Zeit genommen haben). In andrer Beziehung stellt er die Köche sehr tief, und zwar neben die Straßenkehrer, weil sich beide schmutzig machen. Je weniger an einer Verrichtung die Vernunft teil hat, je mehr sie bloß Körperkraft fordert, wie die der Lastträger und der Läufer, desto unedler ist sie. Die allerunedelsten sind die Gewerbe, zu deren Ausübung das geringste Maß geistiger und körperlicher Tüchtigkeit erfordert wird. Handwerker (artifices), die reich geworden sind, können sogar in einer Stadt mit aristokratischer Verfassung am Stadtregiment teilnehmen. Leute, die ihre Arbeitskraft verdingen müssen, sind arm, und darum soll ihnen ihr Lohn sofort nach der Arbeit gezahlt werden, weil sie sonst darben würden; Leute, die Sachen vermieten, werden meist reich, darum gilt mit Beziehung auf sie nicht das Gesetz baldiger Bezahlung.

In dem Kommentar zur Ethik des Aristoteles und sonst trägt Thomas die bekannte aristotelische Ansicht von der Sklaverei vor, ohne daran Kritik zu üben, sodaß er sie sich unverändert anzueignen scheint. Das macht auf uns Heutige einen sonderbaren Eindruck. Die Verwunderung schwindet jedoch, wenn man folgende Umstände erwägt. Wo in antiken oder mittelalterlichen Büchern dulos oder servus steht, pflegen wir „Sklave" zu übersetzen. Mit diesem Worte verbinden sich für uns Vorstellungen, die unser Empfinden empören, und diesen Vorstellungen haben ja in der Tat sowohl die Gesetze der antiken Staaten wie in vielen Fällen, keineswegs in allen, die tatsächlichen Zustände entsprochen. Für die Alten und für die lateinisch schreibenden Autoren des Mittelalters aber bedeutete servitus bloß den Zustand der unfreien Arbeiter, die ein unentbehrliches Glied des Produktionsorganismus waren, im allgemeinen ohne genauere Bestimmung, sodaß damit sehr verschiedenartige Zustände gemeint sein konnten, und kein Grund vorhanden war, beim bloßen Hören des Wortes zu erschrecken. Sodann möge man sich erinnern, daß es keineswegs die in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aufgeblühte Humanität gewesen ist, was die verschiednen in Europa noch bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts bestehenden Formen der Unfreiheit hinweggeschwemmt hat, sondern eine gewaltsame politische verbunden mit einer automatisch wirkenden wirtschaftstechnischen Umwälzung, und daß in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts zur Verteidigung der Negersklaverei, die wirkliche Sklaverei war, noch ein großer Krieg geführt worden ist. Ja während in Altrom und im christlichen

Mittelalter Freilassungen häufig gewesen waren, während sie auch im spanischen Amerika von den Gesetzen begünstigt wurden, bereitete ihnen in den Südstaaten der Union und im englischen Westindien die Gesetzgebung Schwierigkeiten: es standen empfindlich hohe Geldstrafen darauf. (Westermarck, Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe S. 577 bis 578.)

Ferner hatte Thomas ebenso wie Aristoteles die Sklaverei vor Augen, und nicht erst seit Hegel pflegt man das Bestehende so lange für das Vernünftige zu halten, als man nicht selbst darunter leidet. Seit dem achten bis ins sechzehnte Jahrhundert haben die Sarazenen (vom sechzehnten an die Türken) alljährlich massenhaft Christen, besonders Knaben und Mädchen, in die Sklaverei fortgeschleppt — die Venezianer sogar sich an dem sehr gewinnreichen Sklavenhandel nach der Levante und nach Afrika beteiligt —, und die Christen vermochten nicht einzusehen, warum sie, wenn sie im Kriege mit den Mohammedanern Gefangne machten, diesen eine bessere Lage bereiten sollten, als sich ihre Angehörigen in den Ländern des Islam gefallen lassen mußten. Es gab darum das ganze Mittelalter hindurch Sarazenen und Neger als Sklaven in den christlichen Ländern, besonders in Italien in der Zeit, als seine Handelsstädte mächtig und reich waren und in lebhaftem, bald freundlichem bald feindlichem Verkehr mit den östlichen und südlichen Küsten des Mittelmeers standen. Neger waren als Luxussklaven beliebt und hatten es, wie alles Bedientenvolk, gar nicht schlecht. (Die ersten ausführlichen Nachrichten über diese Sklaven habe ich in einem Jahrgange des Archivio Storico Italiano gefunden; jetzt veröffentlicht Karl Schneider eine Abhandlung darüber im Aprilheft der von Professor Dr. Julius Wolf herausgegebnen Zeitschrift für Sozialwissenschaft.) Daß es nun gerade diese wirklichen Sklaven sind, die Thomas bei Übernahme der aristotelischen Sklaventheorie meint, hat Maurenbrecher nachgewiesen. Von den verschiednen Klassen ländlicher Hörigen spricht er überhaupt nicht; bei seiner Geringschätzung des ländlichen Lebens mag er es nicht für der Mühe wert gehalten haben, sich mit ihnen zu befassen. Coloni im allgemeinen, Lohnarbeiter und Handwerksgesellen aber unterscheidet er ausdrücklich von den servi. So meint er, der Gläubige dürfe colonus eines Ungläubigen, zum Beispiel eines jüdischen Grundherrn, oder minister eines unchristlichen artifex werden, aber nicht servus. Denn dieses würde gefährlich sein, weil der servus lebenslänglich und mit der Verpflichtung, jeden geforderten Dienst zu verrichten, dem Herrn untergeben ist, während die Arbeiter der andern beiden Kategorien nur bestimmte Dienste zu leisten haben und nicht lebenslänglich gebunden sind. Gelegentlich deutet er an, daß er mit den servi häusliches Gesinde meint, und er nennt sie Barbaren, das seien die Völkerschaften, die nicht durch Vernunft, durch Gesetze regiert würden, die es also entweder überhaupt noch nicht zu einem gesetzlich geordneten Leben gebracht hätten, Wilde, wie wir sagen, oder unter unvernünftigen Gesetzen lebten. Ein solcher Zustand könne von dem erschlaffenden heißen Klima herrühren oder von lasterhaften Gewohn-

heiten, in denen der Mensch vertiert werde. In der Schrift de regimine principum kommen einige interessante Bemerkungen über den Einfluß des Klimas auf den Menschen vor — allerdings in den Teilen, die nicht mehr von Thomas selbst stammen (dieser hat nach Maurenbrecher nur das erste Buch und die ersten vier Kapitel des zweiten verfaßt; das übrige haben Unbekannte in der Absicht, das im ersten Buch aufgestellte Programm auszuführen, hinzugefügt; sie haben aber doch jedenfalls Ansichten ausgesprochen, die ihren Zeitgenossen geläufig waren, und die wahrscheinlich auch von Thomas selbst geteilt wurden). Es heißt da unter anderm, die Menschen seien nach Himmelsstrichen verschieden: die einen für ein Leben in Freiheit, die andern für ein Leben in Knechtschaft disponiert. Und an einer andern Stelle: wenn Pflanzen und Tiere in ein andres Land verpflanzt würden, so nähmen sie dessen Natur an. Ebenso verhalte es sich mit den Menschen. „Gallier" seien in drei Schichten nach Sizilien versetzt worden: in der Zeit Karls des Großen, mit Robert Guiscard und „in unsrer Zeit" (durch Karl von Anjou). Diese alle hätten die Art der Sizilianer angenommen, ipsorum (Siculorum) imbuerunt naturam. Nach der Natur des Landes, die eben auch die Natur seiner Bewohner ist, muß nun, meint der anonyme Theologe, die Regierung eingerichtet werden. Knechtische Völker müssen absolutistisch (principatu despotico) oder wenigstens monarchisch regiert werden; solche von männlichem Geist und mutigem Herzen dagegen, die zugleich auf ihre eigne Einsicht vertrauen, können nicht anders als in einer republikanischen Verfassung (principatu politico) leben, zu der auch die Aristokratie zu rechnen ist. Diese Verfassung blüht besonders in Italien, das immer schwer zu unterjochen war; wollen es Alleinherrscher regieren, so müssen sie tyrannische Mittel anwenden (tyrannizare). Darum haben die Inseln, die immer Monarchien waren, immer Tyrannen gehabt; Oberitalien kann von Fürsten nur regiert werden, solange sie Tyrannen sind, ausgenommen Venedig, dessen dux ein gemäßigtes Regiment führt.

Kehren wir von dieser Abschweifung noch einmal zur Sklaverei zurück, so ist als letztes und entscheidendes beizufügen, daß Thomas doch in andern Schriften, namentlich in der theologischen Summa, den Kernpunkt der aristotelischen Theorie, die Herabwürdigung des Sklaven zum redenden Werkzeug, entschieden ablehnt. Die Hauptstellen, denen freilich einige der oben angedeuteten zu widersprechen scheinen, lauten: „Der servus wird vom Herrn, der Untergebene vom Vorgesetzten zum Handeln in Bewegung gesetzt (moventur), jedoch in andrer Weise als die vernunftlosen und die unbelebten Wesen von ihren Bewegern. Denn diese Wesen empfangen den Antrieb (aguntur) nur von einem andern, sie selbst treiben sich nicht an, weil ihnen der freie Wille fehlt, der die Herrschaft über das eigne Handeln ermöglicht, und darum hängt die Richtigkeit ihres Handelns nicht von ihnen selbst, sondern von ihren Bewegern (motoribus) ab. Aber die dienenden (servi) Menschen und die Untergebnen aller Art werden durch Befehle in Bewegung gesetzt, auf die hin sie

sich selbst durch ihren freien Willen bewegen; darum müssen sie in sich selbst eine Richtschnur des Handelns tragen (requiritur in eis quaedam rectio regiminis), nach der sie den Gehorsam gegen die Gebietenden üben; und zu dieser Richtschnur [heutige Philosophen werden wahrscheinlich übersetzen: zu diesen Prinzipien] gehört auch die Art Klugheit, die man Politik nennt." Der Sklave kann demnach auch Glied des Staates sein. „Der Untergebne ist nicht verpflichtet, dem Vorgesetzten zu gehorchen, wenn dieser etwas befiehlt, was nicht in den Bereich seiner Zuständigkeit gehört (in quo ei non subdatur). Denn Seneca spricht: »Der irrt, der meint, die Knechtschaft unterjoche den ganzen Menschen (servitutem in totum hominem descendere); der bessere Teil ist ausgenommen: der Leib gehört dem Herrn, die Seele ist sui juris.« Deshalb hat der Mensch in den Dingen, die sich auf seine innersten Willensregungen beziehen, nicht einem Menschen, sondern nur Gott zu gehorchen. Der Mensch hat dem Menschen zu gehorchen in Beziehung auf körperliche Tätigkeiten, jedoch nicht in solchen, die zur Natur des Leibes gehören; auch in diesen darf er nur Gott gehorchen, denn von Natur sind alle Menschen gleich, nämlich in den Dingen, die zur Erhaltung des Leibes und zur Erzeugung der Nachkommenschaft gehören; darum brauchen weder die servi ihren Herren noch die Kinder ihren Eltern zu gehorchen, wenn es sich um die Entscheidung für Eingehung einer Ehe oder für Bewahrung der Jungfräulichkeit handelt. [Die Nichtverpflichtung in Beziehung auf das, was zur Erhaltung des eignen Leibes gehört, haben wir wohl so zu verstehn, daß der Knecht nicht zu gehorchen braucht, wenn ihm der Herr einen das Leben gefährdenden Auftrag erteilt, und daß er sich gegen den Willen des Herrn Speise verschaffen darf, wenn dieser ihn hungern läßt.] Wo dagegen eine Tätigkeit angeordnet und über Sachen verfügt wird, die dem Vorgesetzten unterstehn, hat der Untergebne zu gehorchen; so der Soldat in dem, was zur Kriegführung, der servus in dem, was zu seiner Dienstleistung (ad opera servilia exequenda), der Sohn dem Vater in allem, was zur Lebensführung und zur Hausordnung (ad disciplinam vitae et curam domesticam) gehört. ... Der servus est res domini in Beziehung auf Dinge, die zur Natur hinzukommen; aber im Natürlichen sind alle gleich; daher darf der servus gegen den Willen des Herrn einem andern Menschen durch die Ehe Gewalt über den eignen Leib einräumen." Mit den Kirchenvätern hält Thomas die Sklaverei für eine Folge des Sündenfalls. Vorgesetzte, die nicht um ihrer selbst willen gebieten, würde es auch in einer sündelosen Menschheit geben, nicht aber Herren, die lediglich zu ihrem eignen Nutzen und Genuß über die Handlungen andrer verfügen. Vom Standpunkte des Menschheitsideals also wird die Sklaverei verworfen; als Sündenstrafe dagegen gehört sie zur göttlichen Weltordnung und zur bestehenden Rechtsordnung; daß ihre Abschaffung erstrebt werden solle, das fällt ihm so wenig ein wie den Kirchenvätern; vielmehr, schreibt Maurenbrecher, „hält er den Gedanken, daß das Christentum die Aufhebung der Sklaverei fordere, für eine Ketzerei, die

aus dem Judentum wohl auch in einzelne christliche Kreise eingedrungen sei, die aber der Erlöserabsicht Christi direkt widerspreche; denn Christus sei nicht gekommen, die Ordnung der Gerechtigkeit aufzuheben, oder, wie er an einer andern Stelle sagt: das göttliche Gesetz ist nicht gegeben, um das menschliche abzuschaffen".



Burgenzauber

Von Karl Bader in Darmstadt

2



Von den Zinnen oder dem Umgang der Burg weitet sich Blick und Herz. Unten ungesehene Fernen erschließen sich dem staunenden Auge, entzückt gleitet es über Bäche, Fluren und Seen und den grünen Wald, und des Dichters Ohr vernimmt auch wohl andächtig des nahen Klosters abendlich Geläut. Durch die offnen Fenster schaut in der Nische sitzend sinnend der Wandrer über geborstne Säulen und verfallne Hallen. Es ist still. Ein Grabstein gemahnt vielleicht in ernster Sprache an die Toten, die einst hier fröhlich die Sonne begrüßten in Freud und Leid. Kein Schwert erklirrt mehr, kein flüsternd Geständnis der Liebe, die dem Stahlpanzer zum Trotz den Weg ins Herz gefunden und dort verwundet hat, ertönt, nur die alte Linde rauscht eine wehmütige Weise von treuer Liebe, bitterm Todesschmerz und vergeblichem Versuch, hinter Klostermauern zu vergessen. Kein Lied und Harfenklang erklingen mehr zum Lobe der holden Frauen, kein Becher kreist in kühner Recken Runde.

Aber wie versöhnend tönt der Vöglein Zwitschern über Verfall und Ruinen der „schicksalskundigen Burg", Staub und Totengebein, und

Blumen nicken von der morschen Mauer,
Überblühen freundlich der Zerstörung Trauer,
Und der fernen Vorzeit ernste Schauer
Deckt Natur mit Blüten zu.

Doch damit nicht genug! Wenn die Sonne sank, ist erst recht die Zeit, wo die Geister der Verstorbnen erwachen, wo um die mitternächtige Stunde wie mit einemmal Lichtschein Burg und Saal erhellt, schwer dröhnender Schritt von Gepanzerten ertönt, Hornruf von der Zinne erschallt, die weiße Frau umgeht, und unermeßliches Gold aus dem sich öffnenden Boden des Hofes gleißt und glänzt!

Wo in aller Welt gibt es aber auch ein fruchtbareres Feld für die köstlichen Blüten, die die deutsche Sage treibt, als dort oben oder am wellenumspülten Grunde der Wasserburg? Und wie üppig schoß sie empor!

Sie umrankt den Namen und die Entstehungsgeschichte der Burg, indem sie erklärt, was dem schlichten Volksverstande die Namendeutung zu sein scheint. „Wart Berg, du sollst mir Burg werden“ läßt sie den Landgrafen ausrufen, da er den Berg bei Eisenach erspäht und passend zum Burgbau findet. Wir haben es hier mit einer völlig abgegrenzten, reichbesetzten Gruppe von Sagengebilden zu tun, und es ist nur zu wünschen, daß die zweifellos richtigere Etymologie nach sprachwissenschaftlichen Grundsätzen nicht den Klang der einfachen, einfältigen Auslegung der Burgnamen durch das ungelehrte Volk für immer verwehen läßt. Auch die einzelnen Bauteile der Burg zieht die Sage in ihren Kreis, indem sie für deren An- und Unnamen eine plausible Erklärung zu schaffen sucht und „Schwalbennest, Seltenleer, Trutz, weiße Rübe, blauer Storch, Hungerturm“ zu deuten sich bemüht.

Aber nicht nur den unbelebten Stein und das tote Metall bespricht sie. Das gesamte Leben der Burgherren und -mannen, wie es sich in edeln oder schurkenhaften Taten äußert, spiegelt sich in ihren Überlieferungen. Vor allem rohe, fleischliche Lust der Ritter führt sie vor, meist und gern mit dem befriedigenden Ausgang, daß den Übeltäter die Strafe des Himmels ereilt. Und daneben strahlt in der Sage wieder das reine Glück der Ehe des Burgherrn und seiner Gattin. Liebliche Kinder blühen heran, treue Diener und Mannen bewachen das Haus als der schönste und beste Wall. Aber die Stunde der Trübsal kommt auch hier über den Burgweg zu den Menschen. Verleumdung vergiftet des Burgherrn Herz, er zeiht die Gattin der Untreue, und Tod oder finsterer Kerker harrt ihrer, sie muß untergehn, wenn nicht ein treuer Diener, ein Rabe oder sonst ein Retter Speise und Trank bringt, bis ihre Unschuld an den Tag kommt. Da ist es wohl der Burgkaplan, dem die Sage die traurige Rolle des Intriganten zuweist. Auch Ammen und Mägde läßt sie neben der höchsten Treue die Züge der häßlichsten Falschheit an sich tragen. Standhaftigkeit und Unterliegen der Burgfrau, deren Herr ins Gelobte Land oder in Fehde gezogen ist, und auf die ein andrer in verbotner Leidenschaft ein lüstern Auge geworfen hat, ist ein äußerst beliebtes und vielseitig verarbeitetes Sagenmotiv. Oder wenn jahrelang keine Kunde vom Eheliebsten kam, macht sich die harrende Gattin auf, um im Heiligen Lande den Geliebten zu suchen, ihn verkleidet zu befreien und unerkannt über die Zugbrücke der heimischen Burg zu geleiten.

Auch vor der Doppelehe scheut sie nicht zurück, wenn der Herr im fernen Osten einer Türkin Herz und Hand geschenkt hat, ein Vorkommnis, das vor allem in der Sage des Grafen von Gleichen seinen, auch anderwärts vorkommenden Ausdruck findet. Friedlich, heißt es dann, lebten die beiden Frauen nebeneinander noch lange Zeit.

Aber solche friedliche Tage erfuhren auf den Burgen oft schnelle und gründliche Trübung. Nicht umsonst spähte der Wächter bei Tag und bei Nacht, ob nicht Gefahr drohe, Belagerung, Mord und Brand. Dann berichtet die Sage

von Wundern der Tapferkeit, Ausdauer, aber auch von feigem Verrat und köstlichen Stücken von allerlei List, um dem Belagerer den Glauben beizubringen, als wimmle die Burg, obwohl sie in Wirklichkeit stark mitgenommen ist, noch von Verteidigern und Lebensmitteln: ein Ziegenbock wird an den Zinnen gezeigt oder Brot den Burgberg hinabgerollt, Krebse mit Lichtern auf dem Rücken täuschen zur Nachtzeit dem Feinde einen Angriff vor. Fällt dann die Burg, so ziehen die Frauen zum Belagerer um die Gnade bittend, mit „dem Liebsten" abziehen zu dürfen, und wie sie die gegebne Zustimmung zu deuten wissen, ist durch die Sage der Weiber von Weinsberg ja männiglich bekannt. Wer aber Abzug nicht wünscht, oder in Haft gehalten wird, für den bleibt immer noch ein kühner Sprung mit dem Pferd über den Graben übrig, wie ihn Eckelein von Gailingen in Nürnberg und anderwärts andre getan haben, deren beim Aufspringen entstandne Hufspur von dem modernen Asphaltarbeiter mit besondrer Pietät „erhalten" wird.

Man kann begreifen, daß mancher lieber so in die grausige Tiefe sprang, als dem Verlies der Burg einen Besuch für längere Dauer abzustatten, dem Raum, von dem Adelbert von Chamisso singt:

> . . . tief öffnet und eng sich eine Gruft,
> Das Burgverlies, es steigt empor der Leichen Duft,
> Tief unten gähnt der Abgrund, ein jäher Felsenspalt,
> Kein andrer Ausgang führt aus diesem Aufenthalt.

Auch hier rankt die Sage ums Gitter, fürchterliches weiß sie von den Schrecknissen der dunkeln, feuchten Tiefe zu berichten, aber durch die Züge der Grausamkeit, durch Hunger, Marter und Pein in den Armen der „eisernen Jungfrau" dringt ein Lichtstrahl, wenn die Befreier nahen, wenn Blondels Lied wie süßer Lebens- und Heimatklang ertönt, wenn dem Gefangnen im Brot eingebacken eine Feile und ein Brecheisen entgegenfällt und den Weg zur goldnen Freiheit bahnen hilft, den womöglich noch eines liebeverheißenden Frauenblicks strahlender Glanz erhellt. Eine stattliche Reihe solcher Erzählungen schmückt den deutschen Sagenkranz mit den anmutigsten Zügen deutscher Treue in guten und bösen Tagen.

So sehen wir die Sage vordringen bis in die Tiefen des Burgbaues. Unterirdische Gänge, oft meilenlang, sind eines ihrer Lieblingsgebilde, sei es, daß man durch sie zur Kirche, sei es an den Fuß des Burgberges gelangt, dem belagernden Feinde zum Hohn. Auch die Brunnen sind für den Sagenforscher unerschöpflich, wenn auch ihre Tiefe längst versandet und versteint dem modernen Menschen prosaisch entgegenschaut. Hier hausen Geister, nixenartige Gestalten entsteigen ihnen zur Nachtzeit, hier klagt die Seele der Kinder des verstorbnen Burgherrn, die der von der Mutter verschmähte böse Freier, um sich zu rächen, in die Tiefe geworfen hat. Ja sogar ein so hoher Herr, wie Kaiser Karl der Große, muß sich bequemen, vom Volk in den Brunnen der Nürnberger Burg versetzt zu werden.

Aber nicht nur Kaiserkronen schimmern im Bergesinnern unter der Burg Auch reiche Schätze, Gold und Silber, köstliche Gefäße und Gestein funkeln dort, vor Krieges Gefahr in ein Gewölbe geflüchtet, beim Untergang der Burg verschüttet oder verzaubert, der Preis des, der sie hebt. Mancherlei Geister bewachen sie, Jungfrauen, Hunde, schreckliche Getiere, mitunter spaltet sich die Erde, und die Schätze werden sichtbar, ein Flammenschein tanzt über der Stelle, Rauch wallt auf, köstlicher Wein liegt im Keller „in der eignen Haut". Eine weiße Frau geht um; erscheint sie, so zeigt sich etwas an, hier Unheil, dort Glück, überall aber ist sie Verkünderin eines bevorstehenden besondern Ereignisses. So zahlreich sind die Sagen von ihrem Weben, daß „die weiße Frau" ein stehender, fest umschriebner Begriff in der Sagengeschichte der Schlösser und Burgen geworden ist. Und wie wir beobachten, daß aller Aufklärung zum Trotz die Schatzgräbereien bis hoch ins achtzehnte Jahrhundert die Köpfe erregt und die Spaten bewegt haben, so ist der Spuk von der weißen Frau nicht aus den gebräuchlichsten und liebsten Sagenvorstellungen unsers Volkes gewichen, sondern hat sich fast überall, wo Schlösser und Burgen ragen, erhalten, und hinter der weißen Frau ziehen in gespenstischem Zuge die Geister aller Ruhelosen, Verwünschten, die zahllos auch in Burgruinen umgehen, bis der rechte Mann zur rechten Zeit das rechte Wort der Erlösung findet.

Auch der bildende Künstler hatte, solange die Burg bewohnt stand, keine Veranlassung, in ihr eine besonders wertvolle Staffage für seine Darstellungen zu sehen, zumal da die religiösen Motive die landschaftlichen völlig zurückdrängten. Erst Albrecht Dürer hat die Burg und die Ruine als wirkungsvolles Mittel, den Hintergrund zu beleben, eingeführt oder sie wohl gar zum Schauplatz seiner Bilder gemacht. Von da an vermögen wir dann in einer reichen Zahl von Kunstwerken, auf Gemälden und Altarflügeln, dem Burgenbild zu begegnen, meist freilich nur als fast selbstverständlichem Abschluß der Berggipfel und der Kuppen in der deutschen Landschaft, dessen wir aber wohl entraten könnten, ohne diese hierdurch zu schädigen. Anders aber steht es da, wo die ragende oder die verfallne Burg einen unentbehrlichen Bestandteil des Kunstwerks bedeutet, sei es, daß ihr architektonisches Bild, sei es, daß ihr romantischer Reiz dargestellt werden soll. Das erste Ziel verfolgt eine Reihe von Burgenabbildungen in den bekannten Illustrationswerken von Münster, Meisner, Dilich, Merian und im Theatrum Europaeum, deren Ruhm als naturgetreue Abbildungen freilich neuerdings zum Teil erblaßt ist, das letzte ist die beliebte Aufgabe einer Anzahl Meister vornehmlich des neunzehnten Jahrhunderts gewesen.

Wer zum Beispiel je eine Schwindmappe durchgeblättert hat, fühlt bald heraus, wie lebendig der Meister den Burgenzauber empfunden haben muß, den er so reizvoll darzustellen weiß, einerlei, ob ein liebendes Paar im Nachen an der Ruine vorübergleitet, ob wir den durch seine Doppelehe bekannten Grafen von Gleichen bei seiner Heimkunft nach langer Fahrt empfangen helfen oder des

Künstlers Wartburgfresken beschauen. Da muß eben eine Burg den Berggipfel krönen und herübergrüßend ihr Teil dazu beitragen, daß das Ganze uns „wie ein gemaltes Volkslied" anmutet. Und wenn er uns im Bilde vorführt, daß treue Mannen die beste Mauer der Burg sind, so beweist er zugleich, wie die Poesie dieses Gedankens auf dem Wege durch seine gestaltende Hand nicht an Wirkung eingebüßt hat.

Und wie ferner Ludwig Richter! Blätter wie Schwinds „Auf der Wanderschaft", Richters „Am Rhein" sind in Striche gebannter Burgenzauber. Besonders gilt dies auch von der „Überfahrt am Schreckenstein". In dem auf seinen Stab gestützt sinnend nach der Ruine hinaufschauenden Wanderburschen glaubt jeder Burgenfreund sich selbst zu erkennen, und alle Mittel, ein deutsches Gemüt besonders zu packen, sind da: die Mondsichel, auf schroffer Höhe die verfallne Burg, der Klang einer Volksweise von den Saiten des Harfners, Wellenplätschern und Ruderschlag, vielleicht in der Ferne verhallendes Abendgeläut. Klingts hier leise und wehmütig durch die Brust des Beschauers, so schwillts in uns zu gewaltigen Akkorden, wenn wir vor Arnold Böcklins „Ruine am Meer" stehn; eine schaurige Ballade erscheint auf die Leinwand geworfen, und mit sicherm Pinsel sind die Worte Walter Scotts geschrieben:

> Dort, wo das alternde Gemäuer, des Sturmes satt, dem Falle nah,
> Der Dichter Lied, des Krieges Feuer, der Liebe Seufzer schlummern da.

Viel nüchterner als Dichter und Künstler tritt der Geschichtsforscher an die Aufgabe heran, die Schicksale einer Burg zu beschreiben. Vielleicht, seit sich die Wissenschaft von aller Sentimentalität und Romantik frei gemacht hat, oft etwas zu prosaisch. Man räumte — mit Recht — unter unbewiesnen Überlieferungen gründlich auf, gewöhnte sich, nur zu glauben, was das Auge in Akten oder in Steinresten gesehen hatte, verfiel aber doch bald wieder in den Fehler, Bauperioden und Burgengruppen zu konstruieren; in demselben Maße, wie der Text kritischer wurde, wurde die Form der Darstellung oft nachlässig und trocken, und bei mancher burgenkundlichen Schrift hat weder Klio noch Apoll die Hand des Autors geführt, Lorbeer und Zauberstab sind bedingungslos dem Zirkel und dem Metermaß gewichen. Das mag für die Gelehrten gut sein, aber das Volk, das seine Burgen liebt, will mehr als Maße und Tabellen!

Da ist nun gerade zur rechten Zeit die Wissenschaft der Volkskunde wie ein verzaubertes Dornröschen vom Schlummer erwacht, und zu den Altertümern, auf die einer ihrer ersten Blicke fiel, gehörten die Burgen und ihre Geschichte, die für das Fühlen und das Empfinden unsers Volkes, wie wir gesehen haben, überreiche Anregungen ausstrahlen.

Es ist ohne jeden Zweifel eine große, wohltätige Errungenschaft, daß an Stelle romantischer, unkritischer Schwärmer Männer der Wissenschaft, vor allem auch Bauverständige getreten sind und am verfallnen Bau der Burg Operationen vorgenommen haben, die vielleicht schmerzten, auch wohl entstellten, aber doch

vor dem Untergang retteten, erhielten, aber es ist zu wünschen, daß nun auch die Jünger der Volkskunde Stimmrecht erhalten im Rat, der die wichtigen Fragen der Renovation oder des Wiederaufbaus einer Burg, vor allem aber ihrer Beschreibung zu erörtern hat. Burgen sind eben nicht nur Denkmäler der Baukunst: „Diese Steine reden von den Geschicken und der Gesittung des Volkes." (Riehl.)

Sie planmäßig zu erhalten, zu bewahren vor Wetter, Menschen und Elementen, ist die hohe Aufgabe vornehmlich des Architekten. Kein wahrhaft verständiger Burgenfreund kann verhindern wollen, daß der Efeu, so poetisch er auch Mauer und Zinne umrankt, entfernt wird, wenn wirklich seine Zweige das Mauerwerk zerstören; Entfernung der Tagwässer, Verstreben, Verankern, Ausstreichen der Fugen, unauffälliger Ersatz verwitterter Steinteile, Decken, das ist alles des Baumeisters eigenstes Feld. Aber er gehe mit Maß ans Werk und bedenke ein treffend Wort, das ein verdienter Kunstarchäologe über die Schäden an Bauwerken ausgesprochen hat: „Solche Spuren, wenn sie nicht die Sicherheit des Bestandes berühren, sind den Narben eines Soldaten oder den Kugelspuren zu vergleichen, die die Fahne eines tapfern Regiments durchlöchert haben. Alle Zeichen des Alters und die Spuren schwerer Schicksale zu verwischen, gehört nicht zu den Aufgaben einer tüchtig geleiteten Restauration."

Wenn sich Baumeister, Archivare und Geschichtsforscher zu gemeinsamer, allen Errungenschaften vorurteilsfreier Forschung und der Technik Rechnung tragender Tätigkeit vereinen, dann steht es gut um Burgenerneuerung und -erhaltung im deutschen Lande, und der Burgenzauber läuft keine Gefahr, fürderhin die Herzen weniger zu bewegen als je zuvor. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir wenig unbedingt sicheres über die Burgen und ihre Bewohner wissen, wenig, gemessen an der Bedeutung der Stätten für die Kultur in Kampf- und Friedenszeit, für die Blüte des Rittertums und des Minnesanges. Da sollte man das Bild um so fester halten, wie sich die Burg widerspiegelt im Volksgemüt, seiner Sage und Dichtung, und diese mit hineinbeziehen in die Burgenkunde und nicht die volkstümlichen Züge der Überlieferung mit verächtlicher Kürze abmachen und kein mitleidiges Anführungszeichen dem Worte: Burgenzauber beifügen. Wenn wir nur wissen, daß es Geschichten sind, und keine Geschichte! Sie gewähren tiefe Blicke in das Hoffen, Fürchten und Meinen der Deutschen. Das ist ja das Wesen des Treppenwitzes der Geschichte, daß er Empfindungen an Stelle von Tatsachen setzt. Aus der grauen nüchternen Alltäglichkeit rettet sich das Volksempfinden heraus und formt die Geschehnisse, wie sie hätten sein sollen, um schön zu sein. Eine liebenswürdige Täuschung vielleicht, doch kein Betrug, solange sie nicht als „historisch" ausgegeben werden. Die Sage ist in unsrer Geschichte wie ein harmloser Hausgeist, der niemand etwas zuleide tut, und den man nicht mutwillig scheuchen soll, da sein Auszug leicht Unheil bedeuten könnte. Wissenschaft und strenge Forschung in Ehren haltend, sollte man des Goethischen Wortes eingedenk sein: „Höchst reizend ist für den Geschichtsforscher der Punkt, wo Geschichte und Sage zusammengrenzen. Er ist

weitaus der schönste der ganzen Überlieferung. Nur müßte man nicht so griesgrämig, wie es würdige Historiker neuerer Zeit getan haben, auf Dichter und Chronikenschreiber herabsehen."

Also neben unerschrocknem Blick für die oft poesielose Wirklichkeit in der Burgenkunde offne Herzen für den Burgenzauber, empfänglicher Sinn für die Schönheiten der Bauten aus vergangnen Tagen, in dem erlaubten Maß von Begeisterung, die auch dem kritischsten Forscher wohl ansteht; nicht träumerische Romantik, aber auch kein kleinlicher Streit um fünf Jahre Differenz bei der Altersbestimmung und fünf Meter beim Höhenmaß eines Berchfrits. Kein verzagendes Verzichten, sondern frisches, tatkräftiges Wiederaufrichten rufe der Anblick der Burgenbauten in uns hervor.

Wandrer, es ziemet dir wohl in der Burg Ruinen zu schlummern,
Träumend baust du vielleicht herrlich sie wieder dir auf.

Eine im Kranz der deutschen Burgensagen oft wiederkehrende Erzählung berichtet von einer Jungfrau, die in einsamer Burgstatt auserlesnen Menschen den Schlüssel oder eine Blume reicht, damit das Tor zu öffnen, das zu den gleißenden Goldschätzen im Innern des Burgbergs führt. Sie gemahnt den von dem Reichtum geblendeten nach Herzenslust mitzunehmen, aber „das Beste" nicht zu vergessen: die Eintritt schaffende Wunderblume. Da aber ihr Rat ungehört verhallt, schwindet mit Donnerschlag Jungfrau, Blume und Schatz.

Noch heute schlummern unter den Burgen riesige geistige Schätze, der sie hebenden Geschichtsforscher und Altertumsfreunde harrend: wer sie heben will, vergesse „das Beste" nicht: den Burgenzauber!



Der Lehrling in den kunstgewerblichen Berufen

Von Joseph Aug. Lux in Dresden-Blasewitz



Was soll der Junge werden, wenn er aus der Schule kommt? „Er soll ein Handwerk lernen", sagt der Herr Onkel, der Geschichtsprofessor ist. „Wenn schon, dann darf es nicht mein Handwerk sein", sagt der Vater nachdenklich, denn er kennt die Lehrlingsmisere seines Berufs und neigt begreiflicherweise zu der Ansicht, daß es in andern Handwerksberufen besser bestellt sei. „Ein Handwerk lernen!" ruft die Mutter mit beleidigtem Stolz. „Nein, dafür ist mein Junge zu gut. Er muß was besseres werden!" Was besseres? Kann es denn was besseres geben als ein edles Handwerk, ein Kunsthandwerk, das in alten Zeiten der Stolz der Kultur war und stets die Grundlage einer wahrhaft volkstümlichen Bildung gewesen ist? Ohne Handwerk gibts keine Kunst. Es ist der alte Nährboden der Kunst und der Kultur, und das Sprichwort will sogar wissen,

daß es auch ein goldner Boden sei. Aber daran glauben heute nur noch sehr wenig Leute. Die Mutter behält in der Regel recht, der Sohn wird was „besseres“.

In der Schule stellt sich die Sache so dar, daß nur die ganz unbrauchbaren Elemente, die gar nicht weiter können, dem Handwerk zugeführt werden. Die es halbwegs vermögen, drängen nach der Mittelschule, die übergroße Mehrzahl hält sich ein paar Klassen lang mit Ach und Krach und wendet sich, mit einem dürftigen Halbwissen ausgestattet, einem der mittlern Berufe zu. Wenn sie auch nichts besondres werden, so sind sie nach ihrer Meinung zu etwas aufgestiegen, das ihnen höher als der Handwerkerstand scheint. Sie sind Herren. Du lieber Himmel! Das sogenannte geistige Proletariat hat in den Städten einen Umfang angenommen, von dem man sich noch keine rechte Vorstellung macht. Die Väter und Mütter würden von der klaren Erkenntnis der Sachlage viel für ihre Kinder profitieren können, aber trotzdem — vorläufig steht es fest: Der Sohn wird kein Handwerker.

Werfen wir nun auch einen Blick in das Handwerk selbst, und zwar ins Kunsthandwerk, von dem ich erfahrungsmäßiges mitteilen will. Vielleicht ist hier eine Erklärung der sonderbaren Abneigung gegen die Lehrlingspraxis zu finden; sie ist in der Tat so bedenklich, daß man sie einmal vor der Öffentlichkeit behandeln muß. Die Meister aller Handwerke klagen einstimmig über den Lehrlingsmangel. Es ist festgestellt worden, daß zum Beispiel im Tischlergewerbe einer größern Stadt auf 400 Schreinermeister etwa 84 Lehrlinge, also auf jeden fünften Meister nur ein Lehrling kommt. In andern Zweigen des Kunsthandwerks sieht es wohl noch schlimmer aus. Den Meistern wird himmelangst, und die Frage entsteht: Was soll denn mit dem Handwerk werden, wenn der Nachwuchs gänzlich versiegt? Der Fachverband zur Wahrung der wirtschaftlichen Interessen im Kunstgewerbe hat kürzlich auf seinem Kongreß in Düsseldorf diese Frage auf die Tagesordnung gesetzt. Dieser Fachverband ist jüngst durch seine heftigen Ausfälle gegen Hermann Muthesius, einen der Vorkämpfer des neuen deutschen Kunstgewerbes, zu einer gewissen traurigen Berühmtheit gelangt. Nichtsdestoweniger haben die Kongreßverhandlungen dieses Verbandes über das Lehrlingswesen Bedeutung, weil sie der unverfälschte Ausdruck über die in den Gewerbebetrieben herrschende Auffassung sind. Wenn man diese „Meister“ hört, gewinnt man den Eindruck, daß sie sich dem Lehrling gegenüber zwar sehr vieler Rechte, aber keineswegs ebenso vieler Pflichten bewußt sind. Es scheint tatsächlich, was durch viele Erfahrungen bestätigt wird, daß der Lehrling in den häufigsten Fällen für den Lehrherrn nur wegen der materiellen Vorteile in Betracht komme. Die Lehrlingsausnutzung ist tatsächlich die eigentliche Ursache der Handwerksuntüchtigkeit. Diese Ausnutzung ist so selbstverständlich geworden, daß die Referenten auf dem Düsseldorfer Kongreß sogar den Besuch der Fachschulen, der in die Arbeitszeit fällt, als lästig und die Interessen des Lehrherrn schädigend bezeichneten. Erhebungen, die sich jederzeit nachprüfen lassen, haben festgestellt, daß bei einer drei- oder vierjährigen

Lehrzeit der Durchschnitt der Lehrlinge in den ersten zwei Jahren überhaupt keine wesentlichen Anleitungen zu einer soliden Arbeit erhält. Natürlich gibt es Ausnahmen. Bei der großen Mehrzahl von Lehrlingen stellt sich die Entwicklung so dar, daß sie in der Regel erst in der Gesellenzeit das erlernen, was sie hätten als Lehrling erfahren sollen. Es darf immerhin schon als ein persönliches Glück angesehen werden, wenn ein solcher junger Mensch nach seiner Freisprechung in wirklich anständige Meisterhände kommt und Gelegenheit findet, das Versäumte nachzuholen. Vielen bleibt die Gelegenheit verschlossen, und bei den meisten ist der Schiffbruch im Leben die Folge einer unglücklichen Lehrzeit.

In einer nicht begüterten Familie, wo mehrere Söhne sind, ist es trotzdem heute noch ausgemacht, daß einer von den Jungen ein Handwerk lernt. Vielleicht findet der Junge eine im landläufigen Sinne gute Lehre, das heißt eine solche, wo er nicht bloß für Laufburschendienste und Taglöhnerarbeiten ausgenutzt wird. Er hat Wohnung und Verpflegung beim Meister und kommt gelegentlich an Sonntagen zum Familientisch heim. Schon nach wenig Wochen oder Monaten rücken die Geschwister von ihm ab. Es sind Veränderungen mit ihm vorgegangen, die seine Gesellschaft geradezu widerwärtig machen. Er hat Ausdrücke unflätigster Art. Er hat Bewegungen, die gemein sind. Seine Art, etwas zu verlangen oder zu nehmen, ist roh und unfreundlich. Man legt ihm nahe, nicht zu Tisch zu kommen. Nur die Mutter hat ein großes Herz. Sie bewirtet ihn, wenn er kommt, in der Küche, die Geschwister aber vermeiden es, ihn zu sehen. Der Junge hat die dunkle Empfindung, daß er sich eine hochmütige Behandlung nicht gefallen lassen dürfe. Er läßt sich immer seltner sehen und schließlich gar nicht mehr. Woher das? Die oft ganz unglaubliche Roheit der Gesellen, gemeiner Schimpf und oftmals Schläge sind nicht die Erziehungsmittel, die einen Knaben zum Kunsthandwerker machen könnten. Die Gesellen haben es in ihrer Jugend nicht besser gehabt, auch sie sind verhärtet und neigen zur Wiedervergeltung. Warum soll es der Lehrjunge heute besser haben? Am Düsseldorfer Kongreß wurde der nüchterne Versuch gemacht, diese Übelstände zur Sprache zu bringen und auf die ethischen Pflichten dem Lehrling gegenüber aufmerksam zu machen. Aber diese Versuche wurden als ungehörige Kritik am eignen Beruf abgelehnt, und dagegen wurde der Standpunkt festgehalten, daß mehr als aller Humanitätsdusel, mehr als alle geistige und fachliche Fortbildung dem Lehrling die Ohrfeigenmethode fromme.

Was nützen die von dem Fachverband vorgeschlagnen Mittel zur Abhilfe des Lehrlingsmangels, wie Lehrlingsvermittlungsstellen, Aufrufe an die Eltern und eine ähnliche Propaganda, wenn bei einem großen Teil des Handwerkerstandes das ethische Bewußtsein fehlt, daß dem Lehrling gegenüber nicht so sehr Rechte, sondern vor allem Pflichten zu erfüllen sind? Der Klageruf auf dem Kongreß, daß die Lehrlinge immer seltner werden, entsprang nicht der großen Auffassung, daß es zu den Pflichten jedes Gewerbetreibenden gehöre, auch mit eignen Opfern für einen veredelten Nachwuchs zu sorgen, sondern der

Klageruf kam aus dem kleinlichen egoistischen Interesse, das in dem Lehrling vor allem eine billige Handlangerkraft sieht. Hier sitzt der Haken. Es ist absurd, für den Lehrlingsmangel die Kunstgewerbeschulen verantwortlich zu machen, wie es auf dem Düsseldorfer Kongreß geschehen ist. Die Zöglinge der Kunstgewerbeschulen werden in der Hauptsache für die Lehrlingspraxis überhaupt nicht in Frage kommen, auch wenn es Kunstgewerbeschulen nicht gäbe. Man kann gegen den Dilettantismus der Kunstgewerbeschule sehr viel einwenden und mit Recht die größern Vorzüge der Meisterlehre dagegen geltend machen, aber es ist bei der heutigen Auffassung der menschlichen Dinge niemand zuzumuten, eine drei- oder vierjährige Lehrzeit in schlechter Behandlung und zum großen Teil in Handlanger- und Laufburschenarbeit zuzubringen. Von einer solchen Erziehung ist für den künftigen Mann und Fachmann nichts zu erwarten. In Staaten mit völliger Gewerbefreiheit, wie zum Beispiel in Amerika, bestehen praktische Handwerkerschulen, in denen jedes Handwerk binnen fünf Monaten vollkommen gelehrt wird. Die Routine ergibt sich allerdings erst in der Praxis, aber was tut das? Der junge Mann hat eine drei- oder vierjährige Lehrzeit erspart und in den fünf Monaten sicherlich mehr gelernt als die meisten unsrer Lehrlinge. Vor allem aber hat er die demoralisierende Wirkung der bei uns eingewurzelten Mißstände nicht kosten müssen. Hier hilft nichts als rückhaltlose Aufrichtigkeit. Das Handwerk selbst ist an dem Lehrlingsmangel schuld. Lehrlinge zu erziehen, das heißt für einen hochstehenden Nachwuchs zu sorgen, ist keine leichte und vor allem auch keine billige Aufgabe. Nur ein Beruf, der durch hohe Leistungsfähigkeit sein soziales Ansehen gesteigert hat, ist dieser Aufgabe gewachsen. Weder Staatskontrolle noch Polizeimaßregeln noch Unterdrückung der Schulen oder ähnliche rückschrittliche Tendenzen können dem drohenden Lehrlingsmangel Einhalt gebieten, sondern nur eine hohe ethische Auffassung und eine vorurteilsfreie persönliche Initiative im Handwerk selbst kann der Gefahr vorbeugen.

Hier liegt nichts Unmögliches vor. Gerade in den letzten Jahren sind die Leistungen des Handwerks wieder so im Ansehen gestiegen, daß sein Vorzug vor der bloß halbwissenschaftlichen Bildung ohne weiteres wieder anerkannt wird. Ockama Knoop drückt es drastisch aus: „Jeder Knabe, der die Wissenschaften studiert, sollte darum ein Handwerk lernen, damit er sich doch auch einmal geistig betätigen kann.“ Dieses Ansehen der Handwerksarbeit, die nach und nach wieder in den Mittelpunkt der allgemeinen Bildung rückt, ist allerdings nicht vom Handwerk selbst aus bewirkt worden, sondern von solchen, die ursprünglich außerhalb des Handwerks standen und sich mit einer reifen menschlichen Bildung dem Handwerk zugewandt haben. Durch diese Erneuerer des Kunsthandwerks, die eigentlich Outsiders sind, haben die handwerklichen Edelberufe eine neue ethische Grundlage empfangen. Die ethische Bewegung im Kunsthandwerk ging von England aus, von Ruskin und Morris. Der erste war der Theoretiker, der zweite der Praktiker. Morris hatte sich als Schriftsteller und Dichter einen großen Namen erworben, ehe er sich dem

Handwerk zuwandte. Er hat eine Unmenge von Handwerkstechniken erlernt und praktisch ausgeübt. Er ist der eigentliche Erneuerer des Kunsthandwerks, und sein Beispiel wirkt begeisternd. Ich erwähne von der großen Zahl seiner Nachfolger vor allem Cobden-Sanderson, der die Advokatenrobe auszog, um Buchbinder zu werden und nach Morris als der Schöpfer des modernen Kunsteinbandes gilt, namentlich was die Handvergoldekunst betrifft. Dieses geistige Fluidum, das von solchen Erneuerern des Kunsthandwerks ausging, bewirkte in der ganzen Welt eine gesteigerte Auffassung von dem Adel des Handwerks. Diese geistige Bewegung wird es dahin bringen, daß auch die geschilderten Mißstände überwunden werden. Freilich wird dies in einer andern Weise geschehen, als es die rückschrittliche Tendenz auf dem Fachverbandkongreß voraussieht. Wir alle, die ganze Öffentlichkeit, der Staat und die Gesellschaft, haben ein lebendiges Interesse daran, daß alle Edelberufe im Handwerk die unentbehrliche ethische Grundlage gewinnen und wieder als eigentliche Kulturträger den Stolz und die Freude der Handwerksangehörigen sind, wie es im alten Nürnberg der Fall gewesen ist. Dazu aber gehört, daß der ganze Umfang moderner Bildung ohne jede engherzige zünftlerische Einschränkung mit dem Handwerk verbunden werde. Um es kurz auszudrücken, eine Erneuerung der ethischen Grundlagen ist nötig, wenn die wirtschaftlichen und geistigen Interessen auf die Dauer gestärkt werden sollen.

So sehr die Mutter recht hatte, der Sohn solle etwas besseres werden, so traurig ist es, daß dieses bessere etwas andres sein solle als ein edles Handwerk. Nein, ein Kunsthandwerk oder überhaupt nur ein anständiges Handwerk lernen und ausüben ist das beste, was wir allen Jungen wünschen können. An und für sich ist ein solcher Beruf so wertvoll, daß der Sohn oder die Tochter, die sich ihm zuwenden, im Familienkreis hochangesehen und geehrt dastehen müßten, und daß der Gymnasiast, der etwa seinen Bruder in der Arbeitsbluse auf der Straße sieht, seinen Kollegen zuruft: Hut ab, das ist mein Bruder, ein Handwerker, ein Kunsthandwerker!

Daß es wieder zur rechtmäßigen Bewertung des Gewerbes und vor allem des Kunsthandwerks komme, bedarf es allerdings der Mitarbeit vieler Kräfte außerhalb des Berufs. Denn es ist nötig, daß das Publikum gute Handwerkarbeit wieder schätzen lernt als eine Bedingung der künstlerischen Qualität, sowie daß die solide Arbeit wieder einen angemessenen Marktpreis gewinnt, der dem Handwerker den wirtschaftlichen Bestand sichert. Was in dieser Hinsicht noch möglich ist, beweisen die modernen englischen Buchbinder, wie der erwähnte Cobden-Sanderson, Cockerell u. a., die mit wenig Gehilfen arbeiten und jährlich 24000 Mark verdienen, wobei der Produktionsgrundsatz nicht auf die Quantität, sondern auf die Qualität gestellt ist. Die Erkenntnis gewinnt täglich mehr Anhang, daß die Ausübung eines edeln Handwerks den Einsatz der besten menschlichen Kräfte fordert, weil keine Arbeit gut getan werden kann, wenn nicht Herz und Hirn an der Leistung der Hand beteiligt sind. Es gibt keine höhere Bildung als die Fähigkeit, edle Arbeit hervorzubringen oder edle Arbeit

zu erkennen und zu fördern. Edle Arbeit macht uns menschlich reich und nährt die Freude am Schönen, und vom Schönen lebt nach Feuchtersleben das Gute im Menschen. Von der Höhe der gewerblichen Arbeit hängt die Höhe der nationalen Kultur ab, das soziale Ansehen und die Menschenwürde des gewerblichen Arbeiters. Die Steigerung der Kunst hängt vor allem von der Steigerung der Leistung im Gewerbe ab.

Glücklicherweise können wir den vorher geschilderten Schattenseiten freundliche Bilder entgegenstellen, die als Beispiel ihren erziehenden Wert nicht verfehlen werden. In modern geleiteten Betrieben wächst die Sorge für einen veredelten Nachwuchs. Da es am ersprießlichsten ist, Erfahrungen mitzuteilen, so will ich hier in einigen Zügen das Programm einer von mir geleiteten Lehrlingsschule anführen, die in Verbindung mit den Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst ins Leben gerufen wurde. Die Schule ist zunächst für die Lehrlinge des eignen Betriebs eingerichtet, doch ist daran gedacht, daß auch die Gehilfen teilnehmen können und Lehrlinge andrer kleinerer Werkstätten von der Beteiligung an dem Unterricht nicht ausgeschlossen sind. Die Lehrlinge arbeiten während einer dreijährigen Lehrzeit täglich von fünf bis sieben Uhr in der Werkstätte und werden an Aufgaben beteiligt, die die beste Ausbildung verbürgen. Der theoretische Unterricht baut sich auf der gewerblichen Grundlage auf, umfaßt Materialkunde, Holzchemie, Patent- und Musterschutz, juristische Grundbegriffe, Kontorpraxis, Praxis im Zeichenbureau, Zeichnen und Modellieren nach der Natur und aus der Erinnerung, Volkswirtschaft, Lektüre und Besprechung von Meisterwerken der Literatur und ähnliches. Stillehre wird grundsätzlich nicht gelehrt, dagegen die organischen Funktionen des Mobiliars und der Wohnräume, die zwecklichformalen Grundlagen festgestellt und auf Grund der gewonnenen Erkenntnis und Anschauungen die Formen freihändig skizziert. Die Skizzen dienen als Grundlage für die Anfertigung genauer Fachzeichnungen in ein Zehntel Naturgröße und von Werkzeichnungen. Die Schule ist als Reformanstalt aus der Unzufriedenheit mit der schematischen Fortbildungsschule entstanden und will an die Stelle des Schemas die persönliche Initiative setzen. Zeugnisse, Klassifikationen, Strafen, wie überhaupt jede Kathederform, sind abgeschafft. Die Unterweisungen erfolgen im Wege der Diskussion und des freundlichen Umganges, das Du-Wort in Schule und Werkstatt, die Inanspruchnahme von Laufburschendiensten, jedes unfreundliche oder kränkende Wort den Lehrlingen gegenüber ist streng verpönt, dagegen ist von vornherein in der Behandlung wie im Unterricht auf Grundlage der praktischen Ausbildung das ganze Gewicht auf die Hebung der menschlichen Qualität gelegt, weil nicht einzusehen ist, wie sonst gewerbliche Qualität entstehen könnte. Für Söhne aus wohlhabenden Häusern ist ein hohes Lehrgeld bestimmt, was den Zweck hat, in Verbindung mit dem hohen materiellen Pflichtanteil, den der Betrieb hinzugibt, einer möglichst großen Zahl unbemittelter junger Leute alles nötige kostenlos zu sorgen. Die Zahl unsrer Lehrlinge und Schüler muß natürlich

eng begrenzt werden, wir können nicht durch die Masse wirken, sondern durch das Beispiel. Es wird dazu beitragen, die gewerblichen und kunsthandwerklichen Betriebe im Interesse der allgemeinen Sache an Pflichten zu erinnern, die nicht hoch genug gefaßt werden können. Wir sind natürlich keine Schulmeister und sind deshalb der Überzeugung, daß wenn eine Sache etwas wert ist, sie es nur durch die Kraft der Gesinnung wird.

Warum sind uns englische Fachschulen und das neue englische Kunsthandwerk so überlegen? Ihr Programm beruht nicht auf dem starren schematischen System, sondern auf persönlicher, hochgesinnter Initiative, ihre Lehrer sind nicht Schulmeister, sondern Weltleute im besten Sinne. Nichts steht im Wege, daß sich überall die vom neuen Geist geleiteten Betriebe mit geeigneten Persönlichkeiten zur Veredlung des Nachwuchses und Hebung des handwerklich-künstlerischen Geistes verbinden und durch die Kraft eines erfolgreichen Beispiels die Widerstrebenden zu einer gleichen Arbeit zwingen. Die schematische, staatliche Fortbildungsschule, die allabendlich Hunderte von Lehrlingen zu unterrichten hat, kann nichts wesentliches für die menschliche und geistige Höherbildung leisten; wer es mit seiner Aufgabe genau nimmt, kommt alsbald zur Überzeugung, daß der schwerfällige mechanische Apparat staatlicher öffentlicher Fachschulen nicht im entferntesten soviel geben kann wie die privaten Zusammenschlüsse hoher gewerblicher, künstlerischer und geistiger Intelligenzen, die durch Selbsthilfe die soziale, ethische und praktische Bildung des deutschen Kunsthandwerks und seines Lehrlingswesens vornimmt. Was fehlt, ist die hohe Gesinnung und das strenge Pflichtgefühl. Aber es sind gottlob zahlreiche fruchtbare Keime da, die nur der Stärkung und der Entwicklung bedürfen. Kräftige Beispiele tun not, um den Umschwung zu fördern. Die Beispiele werden sich mehren.



Greifswald

Erinnerungen und Glossen von Willy Hellpach in Karlsruhe



Der alte Kaspar David Friedrich, dessen Kunst durch die Jahrhundertausstellung den Leuten wieder ins Gedächtnis gerufen worden ist, hat ein Bild von Greifswald gemalt. Vorn Wasser, Boote, Segel, gespannte Fischnetze; im Hintergrunde die Silhouette der Stadt mit den drei Türmen von St. Nikolai, St. Marien und St. Jakob. Alles ist in einen Nebelschleier getaucht, der die Linien unsicher verschwimmen läßt. Ich kenne nur das Blatt, das der Kunstwart verbreitet hat, nicht das Original. Von welchem Standort aus der Maler diese Ansicht der Stadt hatte, ist mir trotz allem Grübeln nie deutlich geworden. Dem Fremden kann das gleich sein, dem Kunstgenießer auch, und wer von diesen beiden dennoch nebenher ein bißchen zum „Sachlichen“ hin will, zum Objekt der Darstellung, dem wird diese in Schleier gewickelte

Silhouette als Bild einer Küstenstadt immerhin plausibel sein. So, in Duft und Dunst, ist man ja gewöhnt, sich die Anwohner der Wasserkanten vorzustellen. Freilich, so ähnlich habe ich Greifswald auch manchesmal gesehen. Manchmal im Nebel, manchmal im Höhenrauch, der mit braunem Gespinst die Sonne verdunkelte und sich schwer über das Land legte.

Aber nicht dieses Bild hat sich mir in die Seele gegraben. Ein ganz andres! Blaßblauer Himmel überm tiefblauen Bodden, hellblau hinten die Wand von Rügen; hier und da und dort terrakottafarbige Segel; ein Streif von lichtgrünem Buchenwald; und scharf, wie mit der Schere in den Himmel geschnitten, die drei Türme. Zwischen ihnen die wellige Linie von alten Baumkronen, rechts und links unermeßliches Land, in das sich die Chausseen wie weißgraue Bänder aufrollen. Grünes Land, zumeist mit glänzenden Rübenblättern bedeckt. Ewig ein leiser, bald an- bald abschwellender Wind: jetzt bringt er die Kühle des Meeres, dann wieder ein paar üble Gerüche vom Ryk, und nun gar den scharfen Dunst der Räuchereien.

So sehe ich Greifswald. Die echte, rechte Ostseestadt. Denn so allein entfaltet, scheint mirs, die Ostsee ihre eigne und einzige Schönheit. Nicht, wenn sie weiße Kämme schlägt, über denen mit weißeren Schwingen die Möwen flattern. Nicht wenn sie graue Nebel ins Land schickt. Dann fordert sie den Vergleich mit der Schwester zur Linken, der Nordsee, heraus — und wird klein in jeder Hinsicht. Sturm, Regen, Nebel an der Nordsee, das alles kann Größe haben, hat sie oft; an der baltischen Küste ist das alles trostlos, nur trostlos. Aber die Ostsee bei klarem Himmel und leuchtender Sonne! Wer sie so einmal gesehen hat — etwa auf Rügen, vom Nordpeerd bei Göhren oder vom Königsstuhl bei Stubbenkammer: die unendliche, hellblaue Fläche, spiegelglatt oder nur leicht, nur hier und da gekräuselt, und zu Füßen dieses Blau mit einemmal in smaragdnes Grün gewandelt, einen schmalen Streif nur, wo das Meer an die Felsen tritt, und zwischen Blau und Grün eine märchenhafte Palette von vermittelnden Tinten: der hütet sich, sie je einem andern Meere zu vergleichen. Denn so gewiß sie kleiner, unbedeutender, langweiliger sein kann als alle andern, so gewiß ist sie in solchen Stunden größer, herrlicher, zauberhafter. So trage ich sie im Herzen und beklage jeden, der sie so nicht kennt, sich sie so nicht eingeprägt hat. So lag sie an einem wunderbaren Abend, da ich von Altefähr zum erstenmal die Silhouette des alten Stralsund grüßte; so lag sie unzähligemale vor Greifswald. So gab sie mir den Rahmen für Greifswald selber her. Nur in diesem Rahmen von Himmelsblau und Meeresblau, Buchengrün und Feldergrün ist Greifswald mir auch rein äußerlich, rein als Bild eine schöne Erinnerung geblieben. Vielleicht, in mancher Stunde dünkt michs so, die schönste, die ich habe; ganz gewiß eine einzige: blauer Himmel, blauer Bodden, grüne Buchenhaine, grüne Rübenfelder, und mitten drinnen das alte, liebe, kleine, rötlich-graue Nest: Greifswald.

Nicht so sah ichs, als ichs zum erstenmal sah. Ein trostloser Tag. Mitte Oktober. Mit dem unbändigen Eifer des Mulus traf ich gewissenhaft zur ersten Immatrikulation des Wintersemesters ein. Hinter mir eine Reise von achtzehn Stunden im Bummelzug, denn die Finanzlage erlaubte uns nur die vierte Klasse. Von Kohlfurt bis Frankfurt an der Oder und von Frankfurt an der Oder wiederum bis Pasewalk bekam ich keinen Sitzplatz. Es half meinen geräderten Gliedern wenig, daß ich in Frankfurt meiner grauen Fahrkarte zu Trotz in den Wartesaal zweiter Güte ging und der Aufräumerei

zuliebe mit großer Höflichkeit ins Separatzimmer erster Klasse weiter spediert wurde: die Stunde Schlaf auf dem roten Plüschsofa, die mir das eintrug, tats wirklich nicht. Als ich in Greifswald ausstieg und in die Stadt hineinging, da fehlte mir weiter nichts als das Retourbillett, und ich wäre in den nächsten Zug gestiegen und schnurstracks die achtzehn Stunden zurückgefahren.

Das Meer — es war eine herbe Enttäuschung. Vielleicht, weil ich zu viel erwartet hatte. Meer, meinte ich, das ist etwas dem Gebirge ebenbürtiges, ist die Versöhnung der Ebene. Ich glaube, die Sonne schien, wenigstens zeitweise, als ich mich am zweiten oder dritten Tage gegen den immer noch eisigen Sturm hinaus nach Eldena kämpfte. Aber es war alles trostlos. Die kahlen Rübenfelder, die durchweichte Landstraße — und das Meer. Grau, ein wenig aufgeregt, hier und da weiße Kämme auf den Wellen, aber im ganzen doch wie ein Teich. Rechts Strand, links Strand, und gegenüber, unheimlich nahe, wie eben Berge bei schlechtem Wetter sich präsentieren, die Küste von Rügen. Alles klobig, grob, scharfumrissen, stumpf. Kein Duft, kein Schleier, keine Weichheit. Ich weiß, daß ich nach dieser Enttäuschung die Verzweiflung der Ankunft noch einmal durchgekostet habe. Aber nun half kein Jammer mehr, denn ich war immatrikuliert. Noch ehe ich zum Meere ging, lief ich auch ein Stück ins pommersche Land hinein. Immer das gleiche. Traurig, öde. Ich fand ein blankes Hufeisen und steckte es ein. Ich habe diesen ersten Fund meiner Studentenzeit nachher überall hin getreulich mitgeschleppt. Dieses Stück Eisen, das ein Ackergaul von Heiligengeisthof oder Alt-Ungnade oder Lewenhagen verloren haben mochte, ist nach Prag und nach Heidelberg, nach Berlin, nach Schlesien und nach Thüringen gewandert. Es hat überall meine Pforte bewacht, wie Faustens Pentagramma, und wer Lust hat und Ungeschick dazu, der kann auch heute, da ich seßhaft geworden bin, an meiner Tür darüber stolpern. Meine erste Immatrikel ist längst verloren, das Hufeisen steht symbolisch für sie.

Fand ich mich also in Wochen und Monden nur mühsam, widerwillig und unvollkommen mit der Natur und den Menschen im Norden ab (unvergeßlich bleibt mir der Jubel der ersten Hochsommerferien, die mich in mein heimatliches Bergland zurückführten) — so überstieg doch in einem Punkte die „Stadt am Meer" alle meine Erwartungen. Ich konnte unglaublich billig leben. Schon ein Lustrum später, als das Geschick mich noch einmal zu kürzerem Aufenthalt nach Greifswald führte, hatte sich das etwas geändert, jetzt, nach reichlich einem Jahrzehnt, wird die Verschiebung zur Teuerung hin wohl noch deutlicher sein. Ich glaube fast, ich habe damals die letzten fetten Jahre miterlebt. Die Schilderung freilich, daß kein Studio durch die Tore hereingelassen werde, ehe er sich nicht feierlich verpflichtet habe, ein Stipendium anzunehmen, ging mir bald als ein arges Märlein auf. Für einen Mediziner und Nichtpommern war da nicht viel zu haben. Wirklich große Stipendien, wie ich sie später in Leipzig kennen gelernt und gelegentlich selber bezogen habe, gab es wohl überhaupt kaum. Man erzählte viel von einem Zwergstipendium, das, glaube ich, fürs Jahr 9 Mark 43 Pfennige betrage. Dagegen erlangte man volle Honorarstundung und vollen Freitisch ohne sonderliche Mühe. Und zu dieser Entlastung traten dann die billigen Lebensverhältnisse in eine höchst zweckmäßige „Symbiose".

Eine Wohnung kostete für den Sommer im Durchschnitt 55 bis 60, für den Winter samt der Heizung 85 bis 90 Mark. Früher muß es noch

viel weniger gewesen sein, um die Zeit etwa, wo meine Lehrer in Greifswald studiert hatten. Gar so niedrig scheinen ja übrigens jene Preise nicht zu sein, wenn man erwägt, daß ein studentischer Sommer drei Monde und eine Woche und ein studentischer Winter reichlich vier Monate währt. Aber für die meisten Zimmer bestand das Recht, sie auch in den Ferien ohne Preiszuschlag zu behalten. Wir Füchse hatten davon nichts, als die Sicherheit, bei der Rückkehr ins Semester wieder den alten Bau zu finden. Die höhern Semester dagegen nutzten die Wohnung wirklich aus. Ältere Mediziner machen ja kaum noch Ferien, und unter ihnen habe ich manchen gekannt, der für 150 Mark das ganze Jahr seine Bude mit Heizung, Bedienung und Frühstück gehabt hat.

Großen Komfort boten die Zimmer freilich nicht, aber so nackt und ungemütlich, wie ich sie später in Jena gefunden habe, war in Greifswald kaum eins. Die meisten, wenigstens die in der Altstadt, hatten einen uralten Geruch und eine ebenso alte, spießbürgerliche Gemütlichkeit. Geheizt wurden sie im ganzen gut. Im ersten Semester fiel ich in meiner Unkenntnis der Dinge auf ein Parterrezimmer in der Rotgerbergasse hinein. Diese Gasse ist der Durchgang zu den Kliniken und naturwissenschaftlichen Instituten, und von meinen Bekannten brachte es natürlich keiner übers Herz, an meinen Fenstern vorüberzueilen, ohne kräftig daran zu klopfen. Überdies lag dicht daneben ein Restaurant, in dem verschiedne Vereine kneipten, was die Nachtruhe nicht eben vermehrte. Trotzdem ist mir die Kündigung, die erste im Leben, unsäglich peinlich gewesen. Ich log der Wirtin vor, ich bezöge eine andre Universität. Sie roch natürlich den Braten, und so gut sie mich vorher versorgt hatte, von dieser Stunde an spielte sie die Gekränkte, und der Glanz meiner Stiefel verblich mit jedem Tage mehr. Ich fand dann ein urgemütliches Stübchen in der Brüggstraße; niedrig, sodaß ich mit der Hand an die Decke reichen konnte, aber behaglich, mit einem grünen Plüschsofa, was mir sehr feudal vorkam, und die Wirtschaft in den Händen eines jungen, glücklichen Ehepärchens mit einem zweijährigen Sprößling. Das gab zwar manchmal Geschrei, aber auch vielen Spaß, namentlich wenn der Kleine mich als Papa begrüßte; und meine Verpflegung hat unter dem jungen Glück nie zu leiden gehabt. Ich habe bis zum Physikum dort gehaust und bin mit Wehmut weggegangen, obwohl sich die Atmosphäre in den letzten Wochen durch die Erwartung eines zweiten Sprößlings und durch das Debüt einer Maus unter meinem Schreibtisch zu umwölken anfing.

Für einen, der mit bescheidnen Mitteln rechnen muß, ist die Wohnungsangelegenheit besonders wichtig, weil er natürlich viele Zeit daheim zubringt. Das Abendessen nahm ich, wie übrigens die meisten meiner Bekannten, die ganze Woche hindurch auf dem Zimmer ein. Die Einkäufe dazu erstreckten sich in der Regel auf Fischwaren der verschiedensten Art, Käse und Wurst. Billig war alles, und manches unglaublich billig. Über 20 Pfennige kam mir der Einkauf selten zu stehn, und besonders im Winter, wo man sich Vorrat für ein paar Tage anschaffen konnte, hatte man dafür einen Tisch voll Herrlichkeiten. Noch reichhaltiger wurde das Menu, wenn sich Bekannte zusammentaten, um auf einer Bude zu essen und jeder seine Schätze mitbrachte. Trotz der geringen Kosten habe ich später weder in Leipzig noch in Jena, weder in Berlin noch in Heidelberg wieder so gut gelebt wie in dieser Greifswalder Fuchsenzeit. Das ist keine Erinnerungstäuschung, wie sie dem romantisch verklärten Gefühl zustößt, sondern eine Erfahrung, die der kühlsten Überlegung standhält.

Es war übrigens auch nötig, denn der Freitisch nährte uns nur sehr fragmentarisch. Anfangs war er schlecht, öfters ungenießbar, später wurde er verlegt und besserte sich recht sehr; aber an Quantität büßte er desto mehr ein, und recht satt bin ich nur selten aufgestanden. Durch Bier konnte ich das Defizit nicht decken, denn das Greifswalder Gebräu widerstand meinem Magen. So mußte das Abendbrot füllen, was das Mittagessen leer gelassen hatte, und der Sicherheit halber, auch aus Liebhaberei, trank ich Tag für Tag noch einen halben Liter Milch, in allen erdenklichen Formen, mit Vorliebe aber als „dicke Milch". Wenn ich mich recht erinnere, kostete der Liter Vollmilch damals 12 Pfennige — mittlerweile wird das Milchtrinken wohl auch in Greifswald ein kostspieligeres Vergnügen geworden sein.

Am Sonntag Abend ging man ins Restaurant, in den Ratskeller oder zu Mutting Ihlenfeld. Dort gabs „Stamm". Das war der Terminus technicus für folgende Herrlichkeiten. Erst kam Fleisch, meist Gulasch oder Ragout und hierzu ausgezeichnete Bratkartoffeln — diese à discrétion, gewöhnlich war die Schüssel schon reichlich, aber trotzdem haben wir noch welche nachbestellt. Dann folgte der zweite Gang: die „kalte Platte" — nämlich ein Scheibchen Pumpernickel, ein Scheibchen Käse, zwei Scheibchen Wurst, eine Sardelle oder zwei Anschovis und ein Klümpchen Butter. Und dazu aß man Schwarzbrot oder Weißbrötchen — à discrétion. Alles zusammen kostete 40 Pfennige. Wie die Restaurants dabei bestehn konnten, ist mir immer ein nationalökonomisches Rätsel gewesen; aber seine Lösung war schließlich nicht unsre Sache, und unsre discrétion haben wir uns durch diese Sorge jedenfalls nie verkümmern lassen.

Nach diesem Souper ging es gewöhnlich in die „Bierhallen". Dort erwarteten uns zwei besondre Genüsse: Lichtenhainer und — zarte Bedienung. Das Lichtenhainer war trefflich gepflegt, Kännchen und Länzchen peinlich sauber, und ich habe mich rasch an das merkwürdige Getränk gewöhnt; später in Jena hat der Massenkonsum es mir wieder verekelt. Die Bedienung war sozusagen anständig — das heißt, fürs Privatleben der holden Schönen übernehme ich keine Bürgschaft; ihren „Schatz" hat wohl jede gehabt — nicht viel anders, als ich es später in Heidelberg fand, vielleicht gelegentlich eine Nüance Zweideutigkeit mehr. Von Animieren oder Mittrinken war aber nie die Rede. Die Mädel scherzten, kokettierten ein bißchen, und was die Hauptsache war, sie waren fast immer hübsch und fesch angezogen. Darauf hielt der „alte Kunoldt" ebenso wie auf den guten Ton in seinem Lokal. Ich gedenke gern der Abende, die ich dort verbracht habe. Der seelisch gesunde Mensch braucht ein weibliches Fluidum, und da er es in der „Gesellschaft" damals noch viel schwerer fand als heute, wo der Sport den Verkehr der Geschlechter unbefangner gestaltet hat, so ist es gut, wenn es in leidlich harmloser Art ihm auf andre Weise geboten wird. Die Kellnerinneninstitution des deutschen Südens ist nach meinem Gefühl die beste Lösung des Problems, und wir haben es immer dankbar empfunden, daß Greifswald uns auch eine solche Lösung bot. Fehlt sie, so ist der Abstieg in dunklere Tiefen meist unvermeidlich. Die Philister, die über die Damenbedienung zetern, mögen erst einmal den jungen Leuten Gelegenheit zu einem harmlosen Umgang mit Mädchen geben; solange der regelmäßige und zwanglose Verkehr in einer betöchterten Familie von ihnen als halbe Verpflichtung zur Verlobung aufgefaßt wird, dürfen sie sich über nichts beklagen.

Wir empfanden also die Luft bei Kunoldt als eine höchst wohltuende und sind nirgends so gut aufgelegt gewesen wie dort. Auch an herzhaftem Spaß

fehlte es nicht. Jeder Fuchs mußte den „Tiegenhöfer“ kosten, einen Schnaps, der eine Art Paprikaextrakt war; wenn man das verwünschte Zeug getrunken hatte, bekam man einen ordentlichen Erstickungsanfall, prustete, stöhnte und schnappte nach Luft — und goß unzweifelhaft ein Lichtenhainer nach, was aber die Sache nicht besserte, denn das fürchterliche Brennen verlor sich nur durch geduldiges Abwarten. Die Kellnerin war natürlich eingeweiht und kredenzte nur dem ahnungslosen Opfer den Teufelstrank, während die Zechgenossen einen gleichfarbigen, aber harmlosen Schnaps bekamen. Ich möchte wohl wissen, ob das artige Stücklein noch im Schwange ist! Einmal hatten wir einen außergewöhnlich orthodoxen Theologen bei uns, der uns schon im Ratskeller und unermüdlich in den Bierhallen die Überlegenheit der alttestamentlichen Kosmogonie über alle modernen Schöpfungsgeschichten explizierte. Der Mann bekam seinen Tiegenhöfer, und das nahm er noch gefaßt auf. Dann aber hetzten wir unsre Hebe auf ihn, und die legte ihm nun die Hand auf die Schulter, gab ihm auch einmal einen Klaps auf den Rücken und provozierte auf jede Art Berührungen. Der gute Mensch aber zuckte dabei zusammen, als ob die Klaue des Satans selber ihn gepackt hätte, und schließlich bat er, mit mir den Platz tauschen zu dürfen. Er hat das „aufdringliche Lokal“, wie er beim Heimgehen sagte, nie wieder betreten.

So ein Sonntag Abend verlief also sehr bescheiden und in harmloser Fröhlichkeit. Die Nachwirkung aber zeigte sich bei uns in einer sehr merkwürdigen Neigung: man lechzte nach dem „Stamm“, hatte die ewigen Fisch- und Wurstessen satt und versuchte sich auf der eignen Bude in warmer Küche. Einige haben es dabei zu ganz respektabeln Erfolgen gebracht. Ich nicht, wie ich beschämt gestehen muß. Drei Mißerfolge dieses Ehrgeizes sind mir noch jetzt in lebhafter Erinnerung geblieben. Einmal wagte ich mich an eine Omelette. Ich muß wohl die nötigsten Ingredienzien vergessen haben, denn trotz unermüdlichen Rührens kam ein veritabler Kleister heraus, den ich aber doch mit Todesverachtung hinuntergewürgt habe. Ein andermal stand mein Gelüsten nach „Fischsuppe“. In meiner Unschuld nahm ich Wasser, Salz, Pfeffer und ließ darin einen — geräucherten Hering, oder waren es gar zwei, kochen. Es gab so eine Art Rauchfleischbrühe, die mir schwer im Magen lag. Später legte ich mir zur Hebung der Ernährung Haferflocken zu. Ich wußte, daß sie lange kochen müssen. Ursprünglich wollte ich dabei bleiben; aber — wer ist Herr seiner heimtückischen Regungen? „Plötzlich ist es ihm gewesen: Knopp, du mußt noch etwas lesen“, sagt Busch. Ich verschwand, und „als ich wiederkam“, war die Bescherung fertig. Die Grütze kochte und kochte, „es wallet und siedet und brauset und zischt, wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt“ — und kochte immer munter in meine Stiefel hinein, die neben dem Kochtischchen auf der Erde postiert waren. Sie waren tagelang nicht wieder recht trocken zu kriegen. Mit diesem Mißerfolg erhielt, soviel mir erinnerlich ist, meine Ambition ihren Todesstoß, und ich kehrte reumütig und endgiltig zu Fischen, Wurst und Käse zurück.

So gestaltete sich der Zuschnitt des materiellen Lebens im Winter. Im Sommer waren wir oft Sonntags über Land, an Wochentagen Abends draußen am Bodden, in Eldena oder Wiek, und aßen dort unser Abendbrot. Teuer war es nie und nirgends. Bratfisch mit Bratkartoffeln war die Regel. Wer je einmal an der Waterkant frisch gebratne Heringe gegessen hat, wird es zu schätzen wissen. Weiter draußen im Lande oder in den herrlichen Buchenwäldern der Küste spielte die dicke Milch eine große Rolle. Für eine

gerüttelt volle, große Schale mit Zucker und geriebnem Brot zahlten wir zwanzig Pfennige, und hinterher trank man behufs besserer Verdauung „'n lütten Kuhrn". An einem Pfingstsonntag wanderten wir nach Stralsund; und in dem einfachen Gasthause, wo wir Mittags einkehrten, war der Wirt so begeistert über unsern Parforcemarsch und unsre sprudelnde Laune, daß er, um dem Ausdruck zu verleihen (in Worten gelingts so einem richtigen Pommern nicht recht), uns zu Koteletten und Bratkartoffeln gratis eine tüchtige Portion Spargel beilegte. Wofür wir ihn hoch leben ließen. Und auf einer mehrtägigen Rügenwanderung kehrten wir über Tag gar nirgends ein, sondern lebten von Brot und Wurst und Eiern, die wir mit uns schleppten — wir kauften sie allmorgens im Dorf oder Städtchen und handelten von den Preisen noch ein gut Teil ab.

Auf die Gefahr hin, als Materialist anrüchig zu werden, muß ich bekennen, daß sich auf diesem Wege durch Mund und Magen ganz allmählich eine leise Liebe zur nordischen Natur in mir entpuppte. Weil wir die Wanderungen immer mit wenig Groschen bestritten, waren sie eine reine Freude für uns, wie denn überhaupt einfache Lebensführung und gelegentliche Einschränkung für unverdorbne Gemüter in diesem Alter einen echten, tiefen Zauber hat. So lernte ich die Natur mit fröhlichen Augen anschauen, und jeder weiß, daß dies der Schlüssel zu ihren verborgnen Reizen ist. Im ersten Winter gings damit freilich nur sehr langsam. Einen entscheidenden Eindruck empfing ich an einem sonnenlichten und doch frostglitzernden Kaisersgeburtstag, an dem ich einen Eislauf über den damals fast gefrorenen Bodden wagte. Es war ein toller Streich, denn unter uns krachte die Fläche, als müsse sie in jedem Augenblick bersten, und um ein Haar wäre ich in ein riesiges Fischerloch hineingesaust. Aber unvergeßlich ist es mir geblieben, wie die Sonne unterging: die riesige Eisfläche rötlich und goldig schimmernd, der hellblaue Winterhimmel, und drüben die Küste von Rügen. Zum erstenmal ergriff mich norddeutsche Schönheit. Und als wir dann, müde und durchfroren, in Wiek einkehrten und bei prasselndem Feuer einen dampfenden Grog schlürften, da stieg die leise Ahnung jener Stimmung auf, die etwa der Anfang von Pierre Lotis „Islandfischern" in uns anrührt: „Draußen, da mußte die Nacht sein und das Meer ..."

Und der Frühling kam, und Greifswald legte sein Kleid von Flieder und Jasmin an. Welch ein Unterschied gegen die Tage, da ich hier eingezogen war! Abends, so im Juni, wenn man über den Wall schlenderte, der den größten Teil der Stadt rund umhegt, lag das Nest da wie ein Märchen: die grauen und roten Dächer mitten im Grün — und der Duft — und der fremdartige Zauber der hellen Sommernacht! Rügen vollends ließ das letzte Eis schmelzen. Auf dem Wege von Saßnitz nach Stubbenkammer und auf dem Turm der Granitz verstummte alles törichte Vergleichen mit Berg und Felsenhang, Quelle und Tal: das hier war eine Schönheit für sich, und sie griff mir gewaltig an die Seele. Nun war aus dem Saulus der Paulus geworden. Nun riß ich die Freunde mit; und jeden Sonntag, an dem die Sonne schien, wanderten wir über Land, einmal durch wunderbaren Wald nach Hanshagen, einmal, das Meer zur Rechten, nach dem stillen, schwermütigen Gristow — hier habe ich die Gewalt der Melancholie dieser Landschaft erlebt — und auch ins Land hinein, über Dersekow, Ungnade, Lewenhagen, einmal nach Stralsund und einmal nach Wolgast. Freilich, die ersten großen Ferien in der Heimat haben mich dem Neuen rasch entfremdet. Wieder

mußte ich mirs erobern, als ich zurückkam — doch nach dem zweiten Sommer ging es mir merkwürdig: ich stand auf den Höhen meiner schlesischen Herrlichkeit, und wie ich den Blick über diese lachenden Gefilde schweifen ließ, da fehlte mir etwas. Eine Sehnsucht ergriff mich, die Berge füllten mich nicht aus wie früher — ich hatte ein Neues in mich aufgesogen, das nun seine Rechte forderte — die Liebe zum Meer! Ich suchte das Meer!

Und diese Liebe habe ich nie wieder vergessen.

Freilich, das kam erst, als ich das Meer in allen Wandlungen seiner unerschöpflichen Wunderfülle gesehen hatte. Mit der „Geographischen Gesellschaft" fuhr ich hinüber nach Dänemark und Schonen. Allpfingstlich fand so eine Reise statt, und den Studenten kostete sie herzlich wenig. Was aber genoß er dafür! Wie ein Wunderland erschloß sich mir in diesen fünf oder sechs Tagen die fremde nordische Welt. Am gewaltigsten wirkte Schweden. Die groteske Natur des Kullengebirgs, wo von Kullangaard das Auge übers blaue Kattegatt hinüber bis Helsingör und die schwedische Küste entlang schweifte; zwei wunderbare Abende in Helsingborg, bei goldigem schwedischen Punsch und in mühsam reizvoller Verständigung mit blonden schwedischen Frauen — und über allem die wundersame Helldämmerung der Juninacht — mit einemmal, ich fühlte es, ging ein Sprung durch meine innere Welt, alles wurde mir zu eng, nicht bloß Schlesien, ganz Deutschland zu klein, unendliche Sehnsucht in die Ferne und Fremde quoll in mir auf. Dort ist mir die Liebe zum Meer gekommen, als zum Element der Freiheit, zur Pforte der weiten Welt; diese Tage auf skandinavischem Boden, im Anblick germanischer Rassenpracht und einer stolzen, frohen Kultur, zählten zu den folgenreichsten, den innerlich bedeutendsten, die ich erlebt habe. Seit ihnen hat mein Herz den Norden zu lieben nicht mehr aufgehört.

Und seltsam! Diese mit elementarer Gewalt erwachende Liebe umspannte das alte Greifswald mit. Als wir in Kopenhagen zur Rückkehr an Bord gingen, noch ganz erfüllt von dem letzten Gang auf nordischem Boden, der Wanderung von Skodsborg nach Klampenborg, da bangte mir davor, wie öde und eng mich nun die pommersche Kleinstadt anmuten werde. Es kam so ganz anders! Greifswald erschien mir in Wahrheit Fleisch von nordischem Fleisch; über den Abenden am Bodden lag es wie ein Abglanz der skandinavischen Herrlichkeit, und wenn die Glocken läuteten, so sangen sie von Tagen, in denen die Ostsee ein nordisches Binnenmeer gewesen war. Und nicht anders sah ich Stralsund, an einem stillen Sommerabend, von Altefähr herüber; vom Baltischen Meer bespült, voll von gewaltiger Vergangenheit, schwermütig und groß — eine nordische Stadt. Und es kamen Tage, da ich mich glücklich pries, von meinem Schicksal nach Greifswald geführt worden zu sein.

* * *

Die Pfingstfahrten der Geographischen Gesellschaft taten noch eine andre bedeutungsvolle Wirkung. Sie brachten Universitätslehrer und Studenten in eine höchst zwanglose Berührung miteinander. Die Ausschließung alles Weiblichen, an das sich sonst ja doch der Mensch zwischen achtzehn und zweiundzwanzig wie eine Klette hängen würde, ließ diese Annäherung in ihrer Fülle erschöpfen. Nicht das Wenigste trug hierzu freilich auch der gute Geist Rudolf Credners bei, des Geographen an der Greifswalder Universität und Spiritus rector dieser Fahrten. Der knorrige Prachtmensch eroberte sich das

Herz jedes Jünglings, der in den Bannkreis seiner Persönlichkeit trat. Zu seinen Füßen saßen wir, aus allen Fakultäten zusammengemischt, hörten Kolonialpolitik und folgten mit verhaltnem Atem den rücksichtslosen Attacken dieses Konservativen wider den neuen Kurs, der Afrika verschenken wollte und schon halb und halb verzettelt hatte. Dieser wurzelfeste Mann, der wiederholt Rufe an größere Hochschulen abgelehnt hat, wußte die Pfingstfahrt mit dem besten Geiste zu beleben. Er belehrte, erheiterte, befahl, tröstete und erfüllte vor allem die lebendige Anschauung der Natur mit mühelosem Verständnis ihrer Erscheinungen. Wie wuchs Rügen vor unsern Augen aus der schaffenden Arbeit der Kräfte von Jahrmillionen empor! Die Geographie, auf der Schule fast jedem verekelt, wurde zur schönsten aller Wissenschaften, wie wir sie von ihm empfingen; und ihm danke ich es, wenn sie mir die liebste und wertvollste aller Mußebeschäftigungen geblieben ist. Ich weiß, daß ich nicht der einzige bin, dem es so erging, und wenn ich in den Jubeltagen der Alma mater Gryphia zu etwas besonders herzlich gratuliert habe, so war es zum Besitz dieses Mannes, den ich ihr auf lange, lange Jahre noch erhalten wünsche!

Noch ein paar andre markante Erscheinungen treten mir neben Credner von jener Fahrt her in die Erinnerung. Im sonoren Baß und mit homerischen Lachsalven betätigte der Jurist Pescatore seinen Humor, das besiegende Lachen gar oft dem Witz vorausschickend, der im Lachen selber schließlich unterging. Um einen aufgespannten Entoutcas sammelte der süddeutsche Demokrat Stengel unsre Sektion, die seinem Schutze anvertraut war, gütig hinter den Brillengläsern hervorlächelnd. Der Pathologe Grawitz, Virchows Schüler, gab den Pfeffer zum Ganzen, den kaustischen Witz, die bissige Ironie, die er mit seinem Meister gemein hatte; sein riesiger Schnurrbart war uns überall ein wertvoller Orientierungspunkt. Und um sie und noch manchen andern scharten sich die Studenten, bald Rat suchend, bald der Belehrung lauschend, bald harmlos plaudernd und sich vergnügend, und bald in gemeinsamer Begeisterung, wie im Anblick der gastronomischen Herrlichkeiten einer üppigen schwedischen „Sexa" in Helsingborg, bald in gemeinsamem Leid, wie bei der stürmischen Fahrt zwischen Arkona und Möen, die Lehrer und Schüler zu Dutzenden auf Deck und in den Kajüten zu heillosem Jammer daniederwarf.

Hier enthüllte sich die ganze Zauberkraft der kleinen Universität. Auch an den großen Hochschulen fehlt es nicht an Veranstaltungen, die Lehrer und Schüler einander menschlich nahe bringen sollen. Das Sollen ist manchmal etwas auffällig dabei, immer aber ist die Masse zu groß, und in ihr tauchen gar bald Cliquen auf, die durch andre Zufälle den Meistern enger liiert sind. Der Universitätslehrer an kleinen Hochschulen kann die Fühlung viel enger nehmen — und halten. Veranstaltungen wie die Greifswalder geographischen Pfingstfahrten sind schlechterdings nur an einer kleinen Universität möglich — vielleicht überhaupt, jedenfalls aber so, in diesem Geiste möglich. Aus ihnen strömt mit belebendem Odem die ganze innere Wärme, die das Arbeiten und Genießen im engen Kreise vor jedem andern voraus hat und die für den Studenten, richtig aufgenommen und richtig bewahrt, eine höchst erquickende Atemluft ist.

Ich hätte gewiß nicht immer in Greifswald sein wollen. Die Kleinstadt allein kann heute, wie sich das Leben einmal gestaltet hat, nicht mehr die Waffen für den Kampf ums Dasein schleifen. Ich sah manchen, den es hier zehn Semester festgehalten hatte, und der nun unzulänglich gerüstet hinaus

in die rauhe Wirklichkeit ging. Und selber danke ich den Jahren, die ich nachher in Leipzig verbracht habe, für den äußern Lebenserfolg wahrscheinlich mehr, berechenbar mehr, als den Semestern an der Ostsee. Aber der äußere Erfolg ist nichts ohne den innern. Und wenn heute die Schule den Jüngling entläßt, so ist der Sprung in die Großstadt für manchen ein Kopfsprung, der ihm übel bekommt. Nicht von den „Versuchungen" rede ich, im bekannten Sinne. Sie waren auch in Greifswald da, wenngleich nicht so aufdringlich wie in der Friedrichstraße oder auf der Leipziger Messe. Aber der ganze Strom großstädtischen Lebens ist zu reißend, der Reize und Bilder sind zu viele, die junge Seele wird hin und her gezaust, und die Gefahr ist groß, daß sie um alle Ruhe, Wärme und Sammlung kommt. Darum danke ich dem Schicksal, das mich gerade im Anfang an eine kleine Universität geführt hat.

Mit meiner Fakultät konnte ich überdies zufrieden sein. Greifswald ist ja immer eine Medizineruniversität gewesen, und damals fing sie auf dieser Linie an, sich neu zu verjüngen. Die Anatomie wurde frisch besetzt. Unbegreiflicherweise tat das Vorlesungsverzeichnis dieses Faktums keine Erwähnung, sondern ließ die anatomischen Kollegien einfach ausfallen, und mit düstrer Sorge fuhr ich ins Studium — ängstlich, ob wohl in Greifswald überhaupt Anatomie getrieben werde. Ich habe über den Mauluskummer später oft herzlich lachen müssen. Als ich hinkam, war auch der neue Anatom schon da: ein glänzender Gelehrter; er ist mein bester akademischer Lehrer geblieben. Beim Präparieren konnte er manchmal bajuvarisch deutlich sein, aber das ist auch nötig, wie jeder Eingeweihte weiß. Und im übrigen belebte er uns die Anatomie bis in jede Faser hinein mit jener genetischen Auffassung, die aus des alten Hyrtl „trockner Materia" eine der fesselndsten Disziplinen macht und der „würzenden Zötlein" wohl entraten kann.

In den Hallen, wo Bonnet herrschte, hat sich denn auch während dieser ersten vier Semester der Hauptteil meines Arbeitens abgespielt. Das ist so in der Ordnung, denn die Anatomie lernt man im Anfang, oder aber man lernt sie nie wieder. Alles andre kann man eher nachholen. Die übrigen Vorlesungen habe ich denn auch recht homöopathisch besucht. Ich will sie nicht namentlich aufzählen, denn ich kann nicht alle loben, die sie lasen, bei manchem habe ich mich bitter geödet. Dem originellsten Gemüt unter ihnen, dem alten Landois habe ich schon früher einmal ein paar Gedenkblätter gewidmet; etliche Leute haben sich darüber aufgeregt, daß ich ihn nicht restlos als gewaltigen Forscher, sondern als tüchtigen Praktikus und wurzelfesten Menschen schilderte — nun, so mag die konventionelle Lüge regieren, nach der jeder Ordinarius ein Bahnbrecher und jeder Verstorbne ein Genie gewesen, und über alle Toten nicht bloß bene, sondern auch bonum geredet werden muß.

* * *

Als ich nach vier Semestern, das bestandne Physikum in der Tasche, an einem schönen Julimorgen von Greifswald schied, hatte ich das gewisse Gefühl, ich werde die Stätte meiner Fuchsenjahre in kurzem wieder betreten. Eine vage Ahnung, wie sie uns in solchen Stunden zuweilen überkommt. Sie erfüllte sich nach reichlich zwei Jahren. Aber . . . Nach zwei Jahren Leipziger Lebens. Neue Welten hatten sich mir aufgetan: Welten der Erkenntnis, des Genusses, der Tat, wissenschaftliche, künstlerische, politische. Ich hatte zu Füßen

eines Wundt, eines Lamprecht, eines Ratzel gesessen, hatte der Ibsengemeinde, die damals in Leipzig den Meister ehrte, angehört, hatte den aufgehenden Stern Max Klingers begrüßt, hatte Wahlkämpfe mit durchlebt, in denen der Nationalsozialismus durch Sohms Mund zum Kampfe rief — und in einem Kreise von internationaler Geistigkeit, wie das experimentalpsychologische Institut ihn sammelte, mit Russen und Amerikanern, Bulgaren und Norwegern war alles dies besprochen, diskutiert, immer aufs neue durchgelebt worden. Weiter: ich hatte auf der Schloßterrasse in Heidelberg gestanden, hinter der Hardt die Sonne versinken und Stadt und Strom in die Dämmerung tauchen sehen — an einem weichen, braungoldigen Oktobertage, und hatte leise zu dieser Herrlichkeit „Auf Wiedersehen!" gesagt. Endlich: ich kam nach Greifswald, erstens um mein Staatsexamen zu machen, zweitens um einjährig zu dienen: d. h. zu Arbeit, Aufregung, Mühsal, Plackerei, Ärger. Solange derlei an der Herrschaft ist, „erlebt" man eigentlich überall dasselbe. Nur große und tiefe Gemütsbewegungen, Freude und Schmerz, Glück und Kummer, Hoffnung und Gram modellieren auch die Lebensschauplätze zu Individualitäten. Und in der Tat, in diesem spätern Jahre, das ich in Greifswald zubrachte, ist es mir eigentlich nie sonderlich zum Bewußtsein gekommen, ob ich nun gerade in Greifswald sei — oder irgendwo anders.

Nur einen „guten Abgang" hat mir das gütige Geschick ersonnen.

Es war der Tag, an dem wir einjährigen Mediziner entlassen werden sollten, ich, damit sogleich am nächsten Morgen aus der Raupe des Musketiers durch den kurzen Puppenzustand einer Eisenbahnfahrt in Zivil der Schmetterling des Einjährigen Arztes drunten in Jena auskrieche. Nach militärischem Prinzip galt es aber, uns noch an diesem Morgen mit etwas zu beschäftigen. Der Oberst war zu einer Besichtigung eingetroffen, man schaffte uns also beiseite und ließ uns, ein Dutzend glaube ich an Zahl, mit einem sehr beliebten Oberleutnant ausrücken, um am Bodden auf einige Scheiben mit scharfen Patronen „gefechtsmäßig" zu schießen. Eine Stunde lang hatten wir da herum geknallt und etliche bemalte Pappdeckel demoliert — und dann kam der Schluß.

Es war der letzte Märzentag. Auf den Feldern lag noch Schnee, der Himmel war blaßblau wie im Winter, aber die Sonne schien so warm, und die Luft ging so weich, der Bodden, nur leicht gekräuselt, lag so lockend, so schimmernd blau drüben die rügensche Küste, als wollte sich just heute der Frühling zum Einzug rüsten. Und nun ließ uns der Offizier niederknien, in einer Reihe, und kommandierte eine Salve auf den Bodden hinaus. Ein Krach, ein Zischen und Spritzen, und dann rollte das Echo gewaltig über die Flut und grollte zurück von Ludwigsburg und Lanterbach.

Ich hätte dem Norden kein feierlicheres Lebewohl sagen können. Und diesmal fühlte ichs mit Gewißheit: für immer! Es ging gen Süden: vor mir lag Jena erst, dann Heidelberg. Und der Süden ist meine neue Heimat geworden.

Lasse ich von jener Greifswalder Zeit den Blick über die spätern Jahre schweifen, so haftet er unwillkürlich auf einem davon, das mir noch einmal unbändige Genußfreude, reichliche Muße bei zielbewußter Arbeit, die Fülle einer anmutigen Natur und die Fröhlichkeit eines zechfesten Freundeskreises beschert hat: dem Heidelberger. In Greifswald das Maien der Jünglingsjahre, in Heidelberg ihr Herbsten: als ich auf der alten Neckarbrücke Abschied nahm, da sank diese Sonne für immer. Es waren so ganz andre Stimmungen,

dort und hier. Und dennoch, so oft Erinnerung mich heimsucht, stehn die beiden nebeneinander und wollen verglichen sein.

Du armes, stilles Greifswald! Über Heidelberg liegt ein Glanz, eine Fülle, eine Wärme ohnegleichen gebreitet, gestern und heute und immerdar; der Glanz, die Fülle, die Wärme einer der mächtigsten Stätten deutschen Geisteslebens, geweiht auf Schritt und Tritt durch die Größe seiner Vergangenheit! Heidelberg ist mir wie ein üppiges, reifes Weib, dessen heißer Zauber auf alle überströmt, die sich ihm nähern; wie man sich eine vornehme Wienerin denkt, elegant und distinguiert, dabei liebenswürdig und ewig lachend, und schön, schön, den Vollklang dieses mißbrauchten Wortes ausschöpfend. Heidelberg, das ist der Süden und der Westen geeint: die südmainische Behaglichkeit und die rheinische überströmende Lust. Greifswald? Daneben gleicht es einem schüchternen Mauerblümchen im anspruchslosen Mullkleidchen. Sein Zauber fängt recht zu wirken erst an, wenn man es verlassen hat. Mit seinen stillen blauen Augen schaut es einem durchs Leben nach. Es hat etwas von der ungelösten Sehnsucht des Nordens, zu dem sein Meer hinausweist, und sonst die spröde Schlichtheit deutschen Ostens. Norden, Osten — das kommt herüber zu mir wie ein ferner, lieber Klang und läßt in der Seele ein leises Heimweh erzittern.



Der Antiquar

Von Julius R. Haarhaus

(Fortsetzung)



Endlich, endlich — es fehlte nicht mehr viel an halb sechs — tauchte aus dem Dämmer des Durchgangs ein Strohhut auf, dessen Blumenschmuck die Vermutung wachrief, die kleine Witwe habe sich zur Aufgabe gemacht, zur Erinnerung an ihren herzensguten Mann den ganzen Rosenflor des Johannis-Friedhofs mit sich herumzutragen. Denn daß die Trägerin des Hutes tatsächlich Frau Minna war, bewies nicht nur das Taschentuch, sondern auch ein blonder Kopf, der noch viel wuscheliger, und eine Körperfülle, die noch viel blühender und üppiger war, als das Kabinettbild angedeutet hatte. In der Linken trug sie das Erkennungszeichen, im rechten Arm einen in Papier gewickelten Gegenstand, den man nach Form und Größe für eine Literflasche halten konnte.

Sobald Seyler das Taschentuch bemerkte, schlüpfte er aus der Ladentür, entfaltete das seine aber wohlweislich erst draußen.

Wenn ich nicht irre, sagte er, die das erstemal mit so schönem Erfolg angewandte Redensart wiederholend, habe ich die Ehre mit Frau Minna Krause?

Die Witwe blieb stehn, zupfte ihre Bluse zurecht, nahm den eingewickelten Gegenstand in den linken Arm und bot dem Herrn im besten Mannesalter lachend die Hand. Man merkte ihr an, daß sie der Situation gewachsen und trotz ihres unvergeßlichen ersten Gatten unter allen Umständen fest entschlossen war, so bald wie möglich noch einmal ihren vollen Nacken unter das Joch der Ehe zu beugen.

Aber das ist komisch! sagte sie, Seylers Hand schüttelnd, Sie sehen ganz genau so aus, wie ich Sie mir vorgestellt hatte! Das ist wohl Ihr Geschäft? Sie musterte das Lädchen mit kritischen Blicken. Dabei las sie auch die Firma.

Polykarp heißen Sie? fragte sie. Ein drolliger Name! Mein Erster hieß Oswald. Aber man gewöhnt sich schließlich an alles. Polykarp klingt beinahe wie Polykrates. Wissen Sie — der Ring des Polykrates. Den hatten wir in unserm Lesebuch.

Wollen Sie denn nicht näher treten, verehrte Frau? Sie werden allerdings Gesellschaft finden. Meine Nichte und dann noch eine andre junge Dame — eine entfernte Verwandte. Der Antiquar konnte seine Verlegenheit doch nicht ganz überwinden.

Ja, fuhr er fort, sie kam vor einer guten Stunde und sitzt noch immer im Laden. Das beste wird sein — ja — das beste ist vielleicht, ich stelle Sie auch als eine entfernte Verwandte vor, denn sie braucht nicht gleich zu wissen, um was es sich handelt. Sie haben doch nichts dagegen?

Frau Minna Krause hatte nichts dagegen, und so standen sich die beiden „entfernten Verwandten" denn gegenüber. Wenn Fräulein Rosalie von Anfang an nicht schüchtern gewesen war, so war es Frau Minna noch weniger. Vielleicht glaubte sie es der ihr aufgezwungnen Rolle einer „Verwandten" schuldig zu sein, sich so unbefangen zu geben, als ob sie seit Jahr und Tag bei Seyler verkehrt habe. Das wirkte auch auf ihre Rivalin ansteckend, die sonst gewiß so zurückhaltend sein mochte, wie es der preußische Kronenorden ihres seligen Vaters und der Adel ihrer Großmutter verlangten, nun aber in der Betätigung verwandtschaftlicher Gesinnungen nicht hinter der jungen Witwe zurückstehen wollte. Käthchen, die wenig an den Umgang mit Geschlechtsgenossinnen gewöhnt war, konnte sich eigentlich am wenigsten in die Situation finden, sie kam gar nicht aus der Verwunderung heraus und verhielt sich so schweigsam wie möglich.

Für Seyler hatte die Sache zunächst den Reiz der Neuheit. Nicht, daß ihn der Inhalt des sehr lebhaft geführten Gesprächs gerade gefesselt hätte! Ach nein, er mußte mehr als einmal nachsichtig lächeln, wenn sich die beiden Damen über Polichsche Kostüme, Kramersche Blusen und Ahlemannsche Hüte ereiferten oder darüber stritten, ob Herr Demuth oder Herr Merkel der größere Künstler sei. Dabei lehnte er an seinem Pult, betrachtete als ein neuer Paris mit Forschermienen unter seiner Brille hinweg bald die strengen Züge Rosalie-Athenens, bald die schwellenden Formen Minna-Heras und suchte eine Gelegenheit zu erwischen, den beiden Kandidatinnen in puncto Literaturkenntnisse auf den Zahn zu fühlen. Als er damit endlich zum Ziele kam, entpuppte sich Fräulein Rosalie, deren tiefgründigem Seminardrill siebzehn lange Jahre offenbar nichts hatten anhaben können, als eine Dame von achtunggebietenden pädagogischen Kenntnissen, verbreitete sich wie ein Buch über Pestalozzi, die Brüder Zeller, Türk, Blochmann und Diesterweg und legte sich mit anerkennenswertem Eifer für die Tugend als den Endzweck der Erziehung im Sinne Herbarts ins Zeug. Dabei versäumte sie nicht, ganz beiläufig andre Gebiete des Wissens zu streifen und hier und da vielversprechende Perspektiven in die glitzernden Zauberhöhlen ihrer universellen Bildung zu eröffnen. Daß sie gerade vom klassischen Altertum nur das Allernotwendigste wußte, du lieber Gott! das war wirklich nicht ihre Schuld. Ihre Entwicklung war eben in eine Zeit gefallen, wo man die Notwendigkeit des humanistischen Studiums für das weibliche Geschlecht erst zu ahnen begann.

Frau Minna Krauses literarische Kenntnisse waren andrer Art. Der Quell, aus dem ihr Wissen sprudelte, waren vierzehn Bände Gartenlaube, und das Dreigestirn, das über ihrer Weltanschauung leuchtete, hieß Marlitt—Heimburg—Werner oder mit bürgerlichem Namen John—Behrens—Bürstenbinder. Auch der Geist der Antike war ihr nicht ganz fremd, aber er hatte sich ihr im hochgeschürzten Gewande der Offenbachschen Muse offenbart, und deshalb verknüpfte sich für sie mit den

olympischen Göttern untrennbar die Erinnerung an Tricots, Perücken, falsche Bärte, Puder und Schminke.

Für Herrn Polykarp Seyler eröffnete sich hier also ein Feld, auf dem zunächst gründlich gerodet und dann erst gesät werden mußte. Denn seine Hoffnung, die Witwe möchte ihn völlig kalt lassen, hatte sich nicht erfüllt, im Gegenteil, es gab Augenblicke, wo ihre naive Fröhlichkeit den väterlichen Kronenorden, den großmütterlichen Adel und die Herbartsche Tugend Fräulein Rosaliens in den Schatten stellte. Ganz allerliebst fand er zum Beispiel, daß Frau Minna nach einem Blick auf die Uhr erklärte, um diese Zeit pflege sie sonst zu vespern, ob der Herr Vetter dritten Grades nicht irgendetwas trinkbares zur Hand habe? Als Seyler daraufhin seine Nichte bat, drüben in der Kulmbacher Bierstube vier Seidel des braunen bajuvarischen Gebräus zu holen, meinte die junge Witwe, ihretwegen möge sich das Fräulein nicht bemühen, denn das Kulmbacher Bier gefährde ihre Schlankheit, und wenn man zufällig ein paar Gläser und einen Pfropfenzieher da habe, werde sie lieber selbst einen Tropfen zum besten geben. Sie habe gerade für ihre Hausapotheke bei Brückner und Lampe eine Flasche Maraschino geholt, und da man so jung nicht wieder zusammenkomme, wolle sie das edle Naß dem Gemeinwohle opfern. Seylers Einwände ließ sie nicht gelten, suchte vier Trinkgefäße zusammen — die Meißner Rokokotasse war auch darunter! —, enthüllte die mitgebrachte Flasche und forderte so gebieterisch einen Pfropfenzieher, daß der Antiquar, der ein solches Instrument noch von seiner Kocherei her auf dem Pulte liegen hatte, die Waffen streckte. Bald füllte ein feiner Duft, der an Orangenblüten und bittre Mandeln erinnerte, das ganze Lädchen, und die Kunden, die von Zeit zu Zeit erschienen, Bücher holten oder wiederbrachten und den Hinweis auf das „flottgehende Geschäft" glänzend rechtfertigten, schnoperten umher und warfen erstaunte Blicke in den dämmrigen Winkel, aus dem verhaltnes Lachen und das Getuschel weiblicher Stimmen erklangen.

Als das kleine Gelage zu Ende war, schloß Herr Seyler, voll von den Eindrücken des Nachmittags, den Laden, während seine Gäste, noch immer lachend, im dunkeln Durchgang verschwanden, und Käthchen ein paar Flundern zum Abendbrot holte. Trotz alles Nachdenkens konnte er nicht mit sich darüber ins reine kommen, welche der beiden Damen ihm am besten gefiel. Da gewährte es ihm denn einigen Trost, daß beide sehr bereitwillig eine Wiederholung ihres Besuchs für den übernächsten Tag in Aussicht gestellt hatten. Vielleicht entschied sich dann, ob ihm vom Schicksal Fräulein Rosalie oder Frau Minna bestimmt war. Inzwischen wollte er die Zeit nicht unbenutzt verstreichen lassen und eine Art von Lehrplan ausarbeiten, mit dessen Hilfe er die beiden Damen zunächst in die Geschichte der römischen Literatur einzuführen gedachte. Denn auf diesem Gebiete des Wissens — darüber gab er sich keinen Illusionen hin — waren beide, so verschieden sie sonst auch sein mochten, gleich schlecht beschlagen, und wenn er schließlich auch nur eine von ihnen heiraten konnte, so sollte die andre aus der kleinen Episode doch einen Gewinn für das ganze Leben davontragen.

Wider Erwarten kam die junge Witwe schon am nächsten Tage wieder und fragte nach, ob sie etwa gestern ihre Handschuhe — hellgraue Glacéhandschuhe, Nummer $5^3/_4$ — habe liegen lassen. Das war zwar nicht der Fall, aber Seyler benutzte doch die Gelegenheit, ihr in knappen Zügen ein Bild der römischen Literaturentwicklung im engen Anschluß an die politische Geschichte zu entwerfen und die fünf Hauptperioden kurz zu charakterisieren. Zwischen der zweiten, der Blütezeit der klassischen Prosarede, und der dritten, durch die Bezeichnung „Augusteische Ära" genugsam gekennzeichnet, mußte Käthchen Kaffee kochen, ein Getränk, das unser Freund zur Anregung der Aufmerksamkeit für zweckdienlicher hielt als den bitter-süßen

Maraschino, von dem ein recht bescheidner Rest übriggeblieben und von Frau Minna zu künftigen Orgien im Lädchen zurückgelassen worden war.

Aber noch ehe der braune Trank in den Tassen dampfte, noch ehe Publius Virgilius Maro Zeit gefunden hatte, in Andes bei Mantua das Licht der Welt zu erblicken, erschien Fräulein Rosalie Schott, warf ihrer Rivalin einen erstaunten, nicht gerade liebevollen Blick zu und erkundigte sich, ob Herr Seyler ihr nicht eine gute deutsche Übersetzung des Horaz leihen könne. Sie müsse zu ihrer Schande bekennen, daß sie von diesem Dichter bisher noch keinen Vers gelesen habe.

Wenn unser Freund drei Minuten vorher nahe daran gewesen war, sich für die junge Witwe zu entscheiden, so neigte sich sein Herz jetzt in heißer Liebe Fräulein Rosalie zu, bei der das Interesse für das klassische Altertum in so unerwartet schöner Weise zutage trat. Die gewünschte Übersetzung hatte er zwar nicht, aber er traute sich die Fähigkeit zu, die Horazischen Oden aus dem Lateinischen gleich in eine poetisch gehobne deutsche Prosa zu übertragen, und versprach sich von dem lebendigen, von echter Begeisterung inspirierten Worte eine ganz andre Wirkung, als von einer gedruckten Übersetzung, die irgendein alles poetischen Empfindens barer Philologe in sklavischem Anschluß an das Versmaß des Originals zusammengestoppelt hatte. Aber ehe er dazu kam, mußte er dem Fräulein den einleitenden Vortrag halten, den die Witwe schon über sich hatte ergehen lassen, und dessen zweite Hälfte dann beide Damen gemeinsam genießen sollten. Da aber Frau Minna keine Miene machte, das Feld zu räumen, und ebensowenig geneigt schien, die beiden ersten Perioden der römischen Literatur noch einmal zu durchleben, blieb Herrn Polykarp nichts weiter übrig, als seine Lektion für heute abzubrechen und Fräulein Rosalie zu bitten, am nächsten Tage eine Stunde früher zu erscheinen.

Aber, wie es so häufig geschieht: der Eifer des Lehrers war größer als der der Schülerinnen, und wenn sie sich auch täglich pünktlich einstellten, so taten sie es doch mehr in der Absicht, einen möglichst günstigen Eindruck auf den Besitzer des flottgehenden Geschäftes zu machen, als den Schatz ihres Wissens zu bereichern. Wenn jemand das Spiel der beiden heiratslustigen Damen hätte durchschauen können, so wäre es Käthchen gewesen, aber diese war mit ihren eignen Angelegenheiten jetzt lebhafter als je beschäftigt. Sie hatte nämlich von der Mutter ihres Bräutigams einen Brief erhalten, worin diese sie einlud, so bald wie möglich zu ihr aufs Land hinaus zu ziehen, damit man sich vor der Hochzeit, die im Spätherbste gefeiert werden sollte, doch gegenseitig erst genauer kennen lernen könne. Was mußte da nun noch alles geordnet und erledigt werden! Der Tag der Abreise stand nahe bevor, aber immer noch bedurfte die Garderobe einer Ergänzung, und das junge Mädchen, das sich wie ein Kind darauf freute, endlich in Luft und Licht und Freiheit hinauszukommen, war Tag und Nacht in Sorge, ob die Schneiderin auch Wort halten, und ob das Wäschegeschäft das in Auftrag gegebne Weißzeug auch rechtzeitig liefern werde. Ein wahres Glück nur, daß der Onkel kein Knauser war und ihr aus seiner Kasse, in der jetzt immer Hochflut herrschte, reichliche Barmittel zur Verfügung stellte!

Wenn er erst selbst so weit gewesen wäre wie seine junge, in Seligkeit schwimmende Nichte! Wenn er sich erst darüber klar gewesen wäre, ob sein Herz für Fräulein Rosalie oder für Frau Minna schlug! Ach es war so schwer, so schwer, die Wahl zu treffen, doppelt schwer, weil beide Damen so grundverschieden und deshalb eigentlich gar nicht miteinander zu vergleichen waren! Als Käthchen ihre Reise antrat, bat er sie, ihm offen und ehrlich zu bekennen, welche von beiden ihr am meisten gefiele. Aber Käthchen fand alle beide, jede in ihrer Art „ganz nett", sei es, weil sie die Verantwortung für einen entscheidenden Schritt des Onkels

nicht übernehmen wollte, sei es, weil ihr weder die eine noch die andre ihrer präsumtiven Tanten so recht gefiel. Als sie weg war — draußen in Licht, Luft und Freiheit! —, verfiel der Onkel auf einen Ausweg, der nach seiner Überzeugung mit absoluter Gewißheit aus dem Labyrinth des Zweifels zu einem endgiltigen Entschlusse führen mußte: er nahm, wenn die Damen auf ihrem Nachmittagsstammplatz hinter dem breiten Stehpult saßen, jeden Kunden, der in den Laden trat, und bei dem er einigen Geschmack voraussetzen durfte, beiseite, machte ihm kurze Andeutungen über seine verzwickte Lage und bat ihn, einen Blick über das Pult zu werfen und ihm dann ohne Rückhalt zu sagen, welche er an seiner Stelle heiraten würde. Die Antworten, die er erhielt, lauteten in bunter Abwechslung: „die blonde", „die dunkle", „die dürre", „die dicke", „die vergnügte", „die ernste", und so stellte sich denn aus der Praxis die Notwendigkeit heraus, eine Liste mit zwei Rubriken anzulegen, in deren erster unter dem Kopfe „M" alle Stimmen verbucht wurden, die auf die blonde, die dicke und die vergnügte fielen, während die zweite mit dem Kopfe „R" die Vota vereinigte, die zugunsten der dunkeln, der dürren und der ernsten gesprochen wurden. Seyler hatte sich vorgenommen, dieses Verfahren bis zum Ende des Monats fortzusetzen und dann auf Grund seiner Statistik seinen längst formulierten Antrag an die zu richten, die aus der kleinen Wahlkampagne mit einfacher Stimmenmehrheit hervorgehen würde. Als nun der einunddreißigste gekommen war, holte er die Liste hervor, addierte beide Kolumnen und fand — daß jede achtundfünfzig Stimmen auf sich vereinigte.

Nun war er wieder so klug wie zuvor. Er tröstete sich damit, daß eine von beiden endlich die Geduld verlieren und von selbst wegbleiben werde. Aber er hatte dabei weder mit der Ausdauer heiratslustiger Damen noch mit der Wirksamkeit seines Zaubermittels gerechnet, das mit seiner wunderbaren magnetischen Kraft nicht nur Bücher, Geld und Kunden, sondern auch die beiden Heiratskandidatinnen in das Lädchen zog. Wie stark dieses Mittel war, das hätte ihm zum Bewußtsein kommen müssen, als kaum acht Tage nach ihrer Abreise auch die Nichte wieder anlangte und reuigen Sinnes erklärte, sie habe es da draußen in dem geräumigen, kahlen Herrenhause, auf den sonnenbeschienenen Stoppelfeldern und in der schrecklichen Untätigkeit nicht länger aushalten können und wäre vor Sehnsucht nach dem gemütlichen engen Gewölbe, dem anheimelnden Dämmerlicht und dem geliebten Zettelkatalog beinahe gestorben.

Während Käthchens Abwesenheit hatte Seyler die beiden Damen nicht mit Kaffee bewirtet, sondern mit Rüdesheimer, den er sich aus einer benachbarten Weinhandlung hatte schicken lassen. Die Flasche kostete fünf Mark, aber was wollte das sagen, wo sich die Ladenkasse gleichsam immer wieder von selbst füllte! Nun blieb man beim Wein, denn es hatte sich herausgestellt, daß er den Lerneifer und das Auffassungsvermögen der Schülerinnen in geradezu wunderbarer Weise beeinflußte. Oder kam es dem Manne nur so vor, der verklärten Antlitzes an seinem Stehpult lehnte und mit echt dichterischer Begeisterung die großen Poeten des Altertums verdeutschte, während seine Zuhörerinnen schweigend dasaßen, sich verstohlne Blicke zuwarfen oder über den Rand des grünen Römers, in dem der edle Wein perlte und duftete, den seltsamen Rhapsoden halb belustigt, halb gelangweilt betrachteten?

Bei alledem verschloß sich Herr Polykarp Seyler keineswegs der Erkenntnis, daß er so nicht zum Ziele komme. Die beiden Göttinnen mußten um den Parisapfel ringen, nicht im Pentathlon körperlicher Stärke und Geschicklichkeit, sondern im Wettkampf geistiger Kräfte. Eines Tages fanden sie auf ihrem Stammtische im Ladenwinkel neben den Römern zwei antiquarische Exemplare einer lateinischen Schulgrammatik und vernahmen aus Seylers Munde, in den Geist der klassischen

Literatur vermöge nur der völlig einzudringen, der zum mindesten die lateinische Sprache beherrsche. Er habe sich deshalb entschlossen, ihnen lateinischen Unterricht zu erteilen, und bäte sie, die Bücher freundlichst anzunehmen und fleißig zu benutzen. Bei einigem Eifer würden sie dann binnen einem Jahre imstande sein, die leichtern Autoren fließend zu übersetzen und sich, wenn auch nicht in der Sprache Ciceros, so doch in der der Neulateiner, korrekt und verständlich auszudrücken. Im stillen fügte er noch hinzu: Wer es zuerst dahin bringt, ein kleines lateinisches Gespräch ohne grobe grammatische Schnitzer zu führen, wird geheiratet.

Die beiden Kandidatinnen seufzten und blätterten mit verhaltnem Gähnen in den ziemlich abgegriffnen Büchern, denen man es ansah, wie wenig liebevoll sie von ihren frühern Besitzern behandelt worden waren. Seyler begann seinen Vortrag, ließ seine etwas widerwilligen Schülerinnen Zusätze an den Rand der Seiten schreiben und überflüssige Ausnahmen wegstreichen, wurde aber durch den beinahe ununterbrochnen Besuch von Kunden so oft gestört, daß er mehr als einmal seinen Faden verlor und in einen Zustand der Gereiztheit und Nervosität geriet, der ihm bisher gänzlich fremd gewesen war.

Das wiederholte sich nun jeden Tag. Die Damen lernten zwar ihre Lektionen, aber sie schienen den Unterricht mehr als einen scherzhaften Zeitvertreib zu betrachten und ließen sich durch jeden geringfügigen Zwischenfall ablenken. Da bemächtigte sich unsers Freundes wieder ein ähnlicher Haß gegen jeden, der in der Absicht, ein Buch zu kaufen, das Lädchen betrat, wie ehedem, wo er in jedem Kunden einen persönlichen Feind gesehen hatte. Nein, dieses ewige Aus- und Eingehen mußte aufhören! Was hatte er davon, daß die Goldstücke in der Schieblade des Empireschreibtisches haufenweise lagen, daß die Bücher in den Regalen keinen Platz mehr fanden und in hohen Stößen auf die Dielen aufgestapelt werden mußten, wenn er seine Gesundheit, seinen Seelenfrieden, die heitere Gelassenheit seines Gemüts dabei zusetzte! Was nützte es, daß Frau Minna über eine ungewöhnliche Auffassungsgabe verfügte, daß Fräulein Rosalie ein wunderbares Gedächtnis hatte, wenn sie sich durch die schiefsitzende Kravatte des Herrn Geheimrats Stengel und durch die Harmonikahosen des Herrn Professors Wernicke so aus der Fassung bringen ließen, das sie domus als Maskulinum behandelten!

Und der Haß, den der Antiquar gegen die Kunden hegte, fraß wie der Rost auf einer blanken Klinge immer weiter um sich und dehnte sich auf den seligen Beireis aus, der so viel Zeit und Mühe auf die Erfindung der unseligen chemisch-magnetischen Salbe verwandt hatte. Es war ein wahres Glück, daß der Vorrat der silbergrauen Mixtur bis auf einen ganz kleinen Rest erschöpft war. Mit dem wollte unser Adept noch einmal — zum letztenmale! — die Schwelle bestreichen, dann aber für alle Zeit auf ein Mittel verzichten, das ihm zwar Geld und Gut gebracht, dafür aber auch die Ruhe seines Lebens geraubt hatte. Für alle Zeit? Nun, das war ja nicht gerade nötig. Aber doch für ein paar Monate, wenigstens so lange, bis seine Schülerinnen die unregelmäßigen Verben bewältigt hatten. In der Ladenkasse mochte getrost einmal Ebbe eintreten, die Regale mochten sich leeren, es lag ja in seiner Hand, jeden Tag den Goldstrom wieder in das Lädchen zu leiten, denn er besaß ja das Rezept und von den meisten der Ingredienzien noch mehr oder minder bedeutende Vorräte.

Von nun an hatte er ein wachsames Auge auf die Türschwelle und beobachtete mit Genugtuung, wie der schmale silbrige Streif, den er an dem Abend gezogen hatte, wo der Entschluß, auf die rätselhafte Naturkraft freiwillig zu verzichten, in ihm gereift war, unter den Sohlen der Besucher langsam verschwand. Immerhin vergingen etwa acht Tage, ehe die letzte schwache Spur gänzlich getilgt

war. Und wunderbar, schon das Bewußtsein, von dem unheilvollen Zauber erlöst zu sein, gab ihm den Frieden seiner Seele zurück! Wie er einst, am Morgen nach jener Gewitternacht, mit Sehnsucht auf einen Kunden geharrt hatte, an dem er die Wirksamkeit seines Dekokts erproben wollte, so wartete er jetzt auf einen Bücherkäufer, der durch sein Nimmerwiederkehren den Beweis erbringen sollte, daß der Bann, der auf dem düstern Gewölbe lag, gebrochen sei.

Aber er mußte lange warten. Die Leute, die Reichenbachs Hof passierten, blieben zwar vor dem Schaufenster stehn, betrachteten sich die Hogarthschen Stiche und die französischen Reiterpistolen, lasen auch die Prendelschen Bekanntmachungen und studierten die Titel der vergilbten Bücher, aber dann gingen sie weiter. Und doch waren manche darunter, die erst vor zwei oder drei Tagen im Laden gewesen waren und irgend etwas von Seylers Schätzen käuflich erworben hatten. Das war ein gutes Zeichen. Gegen Mittag kam ein Gymnasiast, offenbar ein strebsamer Primaner, und verlangte aus dem Schaufenster Brambachs metrische Studien zu Sophokles. In der Freude seines Herzens nahm der Antiquar nur eine Mark dafür, obwohl er das Buch vor Jahr und Tag selbst doppelt so teuer bezahlt hatte. Der Jüngling ging mit seinem Brambach von dannen und ward nicht mehr gesehn. Wäre die chemisch-magnetische Kraft noch wirksam gewesen, so würde das Büchlein spätestens am dritten Tage wieder in Seylers Hände zurückgelangt sein.

Die Freude unsers Freundes wurde jedoch nicht wenig durch die ebenso plötzliche wie merkwürdige Veränderung getrübt, die mit Käthchen vor sich gegangen war. Sie saß jetzt meist untätig vor ihrem Zettelkatalog, verwechselte, wenn sie wirklich einmal eine Offerte ausschrieb, die Rubriken „Gesuchte Bücher" und „Angebotene Bücher" und erklärte, als der Onkel sie nach der Ursache ihrer seltsamen Gemütsverfassung fragte, sie könne gar nicht begreifen, weshalb sie neulich sobald schon von ihrem Besuche bei den künftigen Schwiegereltern zurückgekehrt sei. Es sei da draußen auf dem Lande eigentlich doch viel schöner gewesen als hier in der Stadt und ganz besonders in Reichenbachs Hof und der schrecklichen engen Bude — sie sagte wirklich „Bude", ein Wort, das dem Onkel ins Herz schnitt —, wo man weder Luft noch Licht habe, und wo sich einem der muffige Bücherduft so schwer auf die Brust lege, daß man gar nicht recht atmen könne. Und was müßten Doktor Waetzolds Eltern von ihr gedacht haben! Sie hätten sie doch so liebevoll aufgenommen, ihr das schönste und geräumigste Zimmer zur Verfügung gestellt, ihr zu Ehren jeden Mittag eine süße Schüssel auftragen lassen und Nachmittags mit ihr Ausflüge zu Wagen gemacht, und trotz alledem habe sie die Taktlosigkeit begangen, fortwährend von ihrem Heimweh nach Leipzig zu reden, und nachdem sie kaum sechs Tage die Gastfreundschaft der guten Menschen genossen, ihren Koffer zu packen und wieder abzureisen. Sie müsse jetzt unbedingt einen Brief schreiben, Waetzolds um Verzeihung bitten und fragen, ob sie wiederkommen dürfe, denn das lächerliche Heimweh habe sie jetzt völlig überwunden.

Seyler hörte kopfschüttelnd zu, hatte aber nichts dagegen einzuwenden, daß die Nichte den Brief schrieb und abschickte. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, fiel jedoch nicht ganz so aus, wie Käthchen gehofft hatte. Man freue sich, so schrieb die alte Dame, daß das Bräutchen ihres geliebten Sohnes so bald zur Einsicht gekommen sei, und erwarte ganz bestimmt eine Wiederholung ihres Besuches, dann aber für längere Zeit. Man müsse sie jedoch bitten, nicht vor dem 15. September zu kommen, denn man stehe im Begriff, für einige Tage nach Magdeburg zur landwirtschaftlichen Ausstellung und von da zu einer silbernen Hochzeit nach Celle zu reisen. Wenn man aber dort einmal in der Gegend sei, so könne man nicht umhin, verschiedne Verwandte, die in der Nachbarschaft auf Gütern säßen, zu besuchen, und so werde die zweite Septemberwoche herankommen, bevor man wieder

zu Hause und in der gewohnten Ordnung sei. Das war nun freilich bitter, denn Käthchen hätte am liebsten Laden und Onkel und Bücher im Stiche gelassen und wäre Hals über Kopf wieder in die Luft, in das Licht und in die Freiheit hinausgezogen, nach denen sie jetzt eine doppelte Sehnsucht verspürte.

Herrn Polykarp Seyler wurde plötzlich klar, daß die Wandlung in Käthchens Wesen nur mit der aufgehobnen Kraft in Verbindung stehn könne, deren Wirksamkeit sich ja nach Beireis eignen Angaben auch auf Menschen erstreckte. Sollte damit etwa auch zusammenhängen, daß seine beiden Schülerinnen jetzt bei weitem nicht mehr mit der gewohnten Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit kamen? Allerdings setzte er ihnen seit einigen Tagen keinen Rüdesheimer mehr vor, sondern begnügte sich damit, sie wieder mit Kaffee zu bewirten, denn daß nun in der Ladenkasse wirklich die ersehnte Ebbe einzutreten begann, machte ihm mit einemmale Sorgen und veranlaßte ihn, sich in der Tugend der Sparsamkeit zu üben, aber des Weines halber waren die Damen — davon glaubte er fest überzeugt sein zu dürfen — doch auch früher nicht gekommen. Jetzt fehlte bald Fräulein Rosalie, bald Frau Minna bei den gemeinsamen Lektionen, und dabei ließen sie sich immer deutlicher merken, daß ihnen das Studium keineswegs so amüsant erscheine, wie er wohl glaube.

Eines Tages machte die junge Witwe die nicht mißzuverstehende Andeutung, daß bei der ganzen Lernerei Herr Seyler das Vergnügen, sie aber und Fräulein Rosalie die Arbeit hätten, und daß sie für ihre Mühe doch eigentlich eine kleine Entschädigung verdienten. Und dann fuhr sie mit einem vielsagenden Blicke fort, ihre einzige Leidenschaft sei das Theater.

Der Antiquar war kein Unmensch. Er lächelte nachsichtig und sagte, jede auf ernste Studien gerichtete Mühe trage ihren schönsten Lohn in sich selbst, trotzdem wolle er den Damen, wenn am nächsten Tage in der dritten Konjugation alles klappe, eine Überraschung bereiten, für die sie ihm sicherlich dankbar sein würden. Und als dann bei der nächsten Stunde wirklich alles klappte, holte er die Komödien des Terenz hervor, sprach einige orientierende Worte über die Bühne der Alten und übersetzte aus dem Stegreife „Das Mädchen von Andros“, ein Stück, das er für die Blüte des Humors und für die Krone aller Lustspiele erklärte.

Frau Minna seufzte und rückte mit seltsamer Ungeduld auf ihrem Stuhle hin und her. Mitten im Monolog des Davus erhob sie sich, bemerkte, sie müsse heute zeitiger nach Hause, da sie beim Birneneinmachen sei, und verließ mit kühlem Gruße den Laden. Seyler brach seine Vorlesung ab, fand es unbegreiflich, daß man bei einem so feinen Wortspiele, wie der Vers Nam inceptio est amentium, haud amantium sei, an häusliche Verrichtungen denken könne, und vertröstete Fräulein Rosalie, die des Trostes gar nicht einmal so bedürftig war, wegen der Fortsetzung der Terenzlektüre auf den nächsten Tag.

Da trat etwas völlig unerwartetes ein: Frau Minna Krause schrieb auf einer Postkarte, sie bedaure lebhaft, in Zukunft auf das Kaffeestündchen in Herrn Seylers Laden verzichten zu müssen, da sie sich entschlossen habe, auch noch größere Vorräte von grünen Bohnen, Steinpilzen und Preißelbeeren einzumachen, die in diesem Jahre außerordentlich wohlfeil seien. Als gute Hausfrau halte sie es für ihre Pflicht, diesen Umstand auszunutzen, denn man könne nicht wissen, ob eine so günstige Gelegenheit bald wiederkehre. Die lateinische Schulgrammatik habe sie gestern gleich im Laden liegen lassen, Herr Seyler werde sie rechts von dem Empireschreibtisch, im untersten Fache, wo die leeren Weinflaschen stünden, wiederfinden. Sie danke auch vielmals für seine Bemühungen um die Vervollkommnung ihrer Bildung und lasse sich Fräulein Käthchen und Fräulein Rosalie aufs schönste empfehlen.

Und dabei hat sie noch keine Ahnung von der vierten Konjugation! sagte Herr Polykarp, nachdem er sich vom ersten Schrecken einigermaßen erholt hatte. Bei sich aber dachte er: Gut! Mag sie wegbleiben! Wer bei der Andria des göttlichen Karthagers an grüne Bohnen, Steinpilze und Preißelbeeren zu denken fähig ist, dem sind die Musen Stein!

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Das einige Europa. Mazedonien. Casablanca. Morenga. Der Stuttgarter Sozialdemokratenkongreß und die Kolonialpolitik.)

Endlich scheint „Europa", das so oft angerufne und ersehnte Europa, als eine Art von einheitlichem Körper wirklich da zu sein. Das Gleichgewicht der großen Mächte — die kleinern Staaten sind aus der Weltpolitik so gut wie ausgeschaltet — macht sich so energisch geltend, und die Gefahren eines europäischen Krieges sind so ungeheuer, daß kein Staatsmann einen solchen riskieren mag, trotz oder vielmehr wegen der riesigen Streitkräfte zu Land und See, von denen der Erdteil starrt. Was kein Vertrag und kein Friedenskongreß jemals zustande gebracht hat, das haben die militärischen Kraftentfaltungen geleistet, und das alte lateinische Sprichwort: Si vis pacem, para bellum ist in ungeahnter Ausdehnung zur Wahrheit geworden. Dazu kommt etwas andres. Seitdem Italien und Deutschland, die jahrhundertelang die Schlachtfelder und die Siegespreise für die Kriege ihrer Nachbarn abgegeben hatten, sich als geschlossene Nationalstaaten konstituiert haben, ist die äußere politische Entwicklung Europas in der Hauptsache auf Grund des Nationalitätsprinzips zu einem Abschluß gelangt, an dem kein Krieg etwas Wesentliches mehr ändern könnte. Nur da, wo die Nationalitäten zu sehr durcheinandergeschoben sind, haben sich nationale Staatengebilde als unmöglich erwiesen. Den Anfang zur heutigen Ordnung der Dinge bildete der mitteleuropäische Dreibund. Das an sich unnatürliche französisch-russische Einverständnis sollte ihn gewissermaßen ausbalancieren und im französischen Sinne die „Revanche" für 1870 vorbereiten. Doch tatsächlich legte er Frankreich, das sich allein zu einer solchen immer unfähiger fühlte, an die Kette, da die russische Politik, so deutschfeindlich sie unter Alexander dem Dritten auch war, die Front mehr und mehr nach dem fernsten Osten kehrte und trotz der schönen Redensart, der Weg nach Konstantinopel führe durch das Brandenburger Tor, kein wirkliches Interesse an der Schwächung Deutschlands hatte. Der japanische Krieg und seine Folgen machten für Rußland jede aggressive Politik nach außen vollends unmöglich. Dafür spitzte sich der zunächst wirtschaftliche Gegensatz zwischen Deutschland und England, zumal da die Stimmung der Engländer durch die unverständige Parteinahme eines großen Teils der deutschen Presse für die von ihr idealisierten Buren noch gereizter wurde, so zu, daß ein kriegerischer Konflikt nicht ausgeschlossen schien, und das englisch-französische Einverständnis, die „Ententen", in die England außerdem mit allen möglichen Mächten trat, die vielen Reisen König Eduards, das ganze völlig ungewohnte starke persönliche Hervortreten des englischen Monarchen als des eigentlichen Leiters der auswärtigen Politik Großbritanniens wurden bekanntlich ziemlich allgemein mit einer gegen Deutschland gerichteten „Einkreisungspolitik" in Verbindung gebracht, bedeuteten jedenfalls, daß England aus seiner

lange beobachteten Zurückhaltung gegenüber den festländischen Verhältnissen entschieden heraustrete und auch an der europäischen Politik einen maßgebenden Anteil zu nehmen entschlossen sei. Hat jene Einkreisungsabsicht jemals bestanden, so ist sie aufgegeben, und selbst der gefürchtete englische Abrüstungsantrag, der ein Vorgehen gegen Deutschland einleiten konnte, ist an die Friedenskonferenz im Haag offenbar nur noch aus Anstandsrücksichten und in einer so harmlosen Form gelangt, daß er tatsächlich gar nichts bedeutete und ohne jede Aufregung in der Versenkung verschwand. Die Empfindung für die Solidarität der europäischen Kulturvölker ist eben so stark geworden, daß sie, mag auch hier und da, vor allem in englischen Blättern, wie zum Beispiel in unsrer alten guten Freundin, der National Review, die Hetze gegen Deutschland fortdauern, jeden Gedanken, Gegensätze zwischen den einzelnen Staaten mit den Waffen zu entscheiden, ausschließen. Wie dies in einer Reihe von Monarchenbegegnungen während dieses denkwürdigen August, in Swinemünde, Wilhelmshöhe und Ischl, zum Ausdruck gekommen ist, so haben diesen Verständigungsaktionen in diesen Tagen die Ministerzusammenkünfte auf dem Semmering zwischen Aehrenthal und Tittoni und auf Norderney zwischen Fürst Bülow und dem französischen Botschafter Cambon in Berlin sowie die Begegnung König Eduards mit dem französischen Ministerpräsidenten Clemenceau in Marienbad das letzte Siegel aufgedrückt. Kein Zweifel: alle Mächte wollen heute ehrlich den Frieden und sind entschlossen, dort, wo die Verhältnisse noch nicht fest konsolidiert sind, gemeinsam vorzugehn und sich wegen verhältnismäßig untergeordneter Angelegenheiten nicht zu entzweien.

Schon seit längerer Zeit sind die dort interessierten Mächte, Österreich, Rußland, England, Frankreich und Italien, gemeinsam tätig, um in dem vielgeplagten, national und religiös so zerrissenen alten Mazedonien eine leidliche Ordnung herzustellen, ohne die Souveränität des Sultans anzutasten. Denn nach den Erfahrungen der letzten dreißig Jahre denkt kein verständiger Politiker in Europa mehr daran, daß eine der Nationen auf der Balkanhalbinsel dazu berufen sein könnte, dort an Stelle der Türken die Hegemonie zu übernehmen, oder daß die nach ihrer Befreiung untereinander fortwährend hadernden und in Mazedonien einander mit Brand und Mord bekämpfenden Völker jemals eine freie Konföderation bilden könnten. Wie sollten Nationen von so verschiedner Abstammung, Sprache und Kultur, wie Griechen, Bulgaren, Serben und Albanesen, das jemals fertig bringen, nachdem die kirchliche Einheit, die die meisten von ihnen unter dem Patriarchat von Konstantinopel jahrhundertelang unter türkischer Herrschaft gebildet hatten, durch die „autokephalen“ Nationalkirchen aufgelöst worden ist. Heute ist die Aufrechterhaltung des türkischen Reichs in seinem geschmälerten Umfange auf Grund des Berliner Friedens von 1878 einschließlich der Oberhoheit des Sultans über Bulgarien, dessen etwaige ehrgeizige Bestrebungen weder in Wien noch in Petersburg Unterstützung fänden, ein europäisches Gesamtinteresse, denn nur so ist die „friedliche Durchdringung“, die pénétration pacifique, des immer noch gewaltigen Reichs, an der Deutschland einen so hervorragenden Anteil nimmt, überhaupt möglich. Dahin gehört auch die „Pazifikation“ Mazedoniens durch finanzielle und juridische Reformen unter der Gesamtaufsicht der Großmächte und durch europäische Beamte, aber unter der Autorität der Pforte, in deren Dienste der Chef der neuen mazedonischen Polizei, der italienische General de Giorgis, ebenso gut steht wie seinerzeit die deutschen Offiziere, die die türkische Armee so trefflich organisiert haben. Den in Frankreich, von der Revue des Deux Mondes, kürzlich geäußerten Verdacht, Italien möge den Ehrgeiz haben, in Mazedonien einen seiner Prinzen als Gouverneur einzusetzen, der schließlich das Oberhaupt einer Balkankonföderation werden könne, weist ein dortiges führendes Organ, die Nuova Antologia vom 15. August, mit aller Schärfe zurück; keine italienische

Regierung werde jemals dafür Zustimmung im Lande finden, kein Prinz des Hauses Savoyen werde ein so unglückliches Unternehmen (infausta impresa) unterstützen; Italien erstrebe auch dort weiter nichts, als im Einklang mit den andern Mächten vorzugehn, vor allem mit der ihm benachbarten und verbündeten Großmacht, mit Österreich.

Auf eine härtere Probe könnte das europäische Einvernehmen in Marokko gestellt werden, wenn nicht die Algecirasakte existierte. Freilich gefallen sich einige deutsche Blätter immer noch darin, zum Ruhm ihres Vaterlandes, in der Algecirasakte eine Niederlage Deutschlands zu sehen, eine grundlose, geradezu lächerliche Behauptung, die dadurch nicht richtiger wird, daß sie immer wiederholt wird. Beiläufig bemerkt: wenn zuweilen bitter geklagt wird, daß die deutsche Presse bei unsern Regierenden zu wenig Achtung fände, so mag sie doch erst dafür sorgen, daß wenigstens alle ihre größern Organe soviel Sachkenntnis, Nationalstolz und politischen Takt zeigen, wie sie der englischen und französischen Presse längst eigen sind, die solche Achtung genießt. Doch das nebenbei. Jetzt kann in Marokko keine europäische Macht auf eigne Hand vorgehn, sie muß sich bei jedem Schritt des Einverständnisses mit den übrigen beteiligten Mächten versichern. So hat Frankreich gehandelt, als es wegen der Ermordung von zehn französischen und italienischen Technikern und Arbeitern die Hafenstadt Casablanca zusammenschoß und besetzte. Allerdings, die Art des Vorgehns war, wie sich aus den neuesten Berichten ergibt, so unüberlegt und brutal, daß sie den Fanatismus der benachbarten Stämme erweckte, und daß sich die kleine französische Abteilung, die jetzt die Stadt hält, beständig heftigen Angriffen ausgesetzt sieht; ja schon ist ein neuer Sultan, Muley Hafid, proklamiert, der vielleicht den „heiligen Krieg" gegen die Ungläubigen predigt, die Ausländer wollen Fez verlassen und fühlen sich auch in den Küstenstädten nicht mehr sicher, der Handel aber ist dort auf lange Zeit hinaus ruiniert, zum schweren Schaden auch der deutschen Kaufleute. Doch was dort auch sonst noch geschehn mag, Frankreich hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß es nichts weiter will, als mit Spanien zusammen nach der Algecirasakte in den Hafenstädten die Ordnung sichern, aber an Eroberung nicht denkt, kein zweites Algier aus Marokko zu machen beabsichtigt, was ja bei der Tapferkeit dieser stolzen, niemals unterworfnen Stämme ein ganz unabsehbares Unternehmen wäre, und das übrige Europa denkt ebensowenig daran, die Franzosen an der Erfüllung einer freiwillig übernommnen Aufgabe zu hindern; es läßt ihnen den Vortritt, und keine andre Macht hat bis jetzt auch nur Kriegsschiffe zum direkten Schutze ihrer Untertanen dorthin geschickt, selbst England nicht, das es doch von Gibraltar aus so nahe hätte. Das ist die Frucht der vielverspotteten Algecirasakte; ohne sie würde heute die Rivalität der beteiligten Mächte sofort hervorbrechen und wahrscheinlich den europäischen Frieden gefährden. Und doch ist es gerade auf diesem heißen Boden höchst bedeutsam, daß Europa dem islamitischen Fanatismus geschlossen gegenübertritt.

Was ein Kolonialkrieg zu bedeuten hat, das haben wir selbst in Südwestafrika erfahren. Leider ist es nicht ausgeschlossen, daß das Kriegsfeuer im Süden der Kolonie wieder aufflackert, da am 13. August Morenga, der schlaueste und gefährlichste Bandenführer der Hottentotten, dem die Kapregierung ein Asyl gewährt hatte, statt ihn an Deutschland auszuliefern, und ohne ihn auch nur gehörig zu überwachen, die deutsche Grenze mit einigen hundert Mann überschritten hat. Zum Glück stehen diesmal die Dinge für uns weit günstiger als 1904. Zunächst verfügen wir jetzt über etwa 6000 Mann schlagfertiger und landeskundiger Truppen, die sich allmählich gegen Morenga zusammenziehen, und wenigstens über einen großen Teil der Eisenbahnlinie Lüderitzbucht—Keetmanshoop als unentbehrliche Zufuhrstraße; sodann ist uns die Haltung der kapländischen wie der englischen Regierung jetzt freundlich, während vorher das Gegenteil der Fall war; sie sind bereit, mit

uns gegen den Bandenführer zusammenzuwirken, und so wird die treffliche kapländische Grenzpolizei hoffentlich helfen, ihn möglichst rasch unschädlich zu machen. Sicherlich freilich stehn uns wieder Unannehmlichkeiten und Verluste aller Art bevor. Das eine Gute hat indessen doch die schlimme Sache: sie führt nachträglich den kurzsichtigen Antrag des Zentrums, unsre südwestafrikanischen Truppen möglichst schnell auf 2500 Mann zu vermindern (aus Sparsamkeitsrücksichten!), in der beschämendsten Weise ad absurdum und zeigt unwiderleglich, wie notwendig die Auflösung des Reichstags am 13. Dezember v. J. war. Mit dem alten Reichstage hätten wir Südafrika schimpflich verloren.

„Die Kolonialpolitik beherrscht zur Zeit die Welt", so hat auf dem internationalen Sozialistenkongreß in Stuttgart sogar der holländische Delegierte van Kol bekannt, und er hat es den deutschen Sozialdemokraten zum herben Vorwurf gemacht, daß sie sich gar nicht um die Kolonialpolitik kümmerten, nichts davon verstünden, auf diesem Gebiete ihre Schuldigkeit nicht getan hätten, während nun wieder ihre angeblich schlaffe Haltung gegenüber dem „Militarismus" die scharfe Kritik der französischen Antimilitaristen herausforderte. In Summa: die deutschen Sozialdemokraten erschienen den „Genossen" aus den politisch ältern und reifern Völkern als reaktionäre Utopisten und Dogmatiker, was sie sind, und sie bewährten auch diesmal ihren alten schimpflichen Ruhm, in einem Grade vaterlandslos und antinational zu sein wie in keinem andern Lande. Hat doch Bebel selbst offen geäußert, wenn er die Wahl habe zwischen der französischen Republik und der deutschen Monarchie, so werde er keinen Augenblick zweifelhaft sein. Und das ist die Monarchie, die für die handarbeitenden Klassen unendlich mehr getan hat als das parlamentarische England oder das republikanische Frankreich! Mit einer solchen Partei unter keinen Umständen politisch zu paktieren, sollte jede nationale Partei für eine einfache Anstandspflicht halten. Leider hat aber der Sozialdemokrat von Vollmar Recht, wenn er in Stuttgart gesagt hat, in keinem Lande sei die Stimmung weniger chauvinistisch, d. h. in diesem Falle, der Nationalstolz geringer als in Deutschland. Immer wieder taucht in linksliberalen Blättern die Hoffnung auf, die deutsche Sozialdemokratie werde sich mausern, werde sich schließlich von ihren internationalen Utopien belehren, den längst widerlegten Marxismus überwinden, sodaß sie sich einem „entschieden liberalen" Block anschließen könne. Es gilt aber nicht, die Sozialdemokratie zu belehren, sondern die deutschen Arbeiter von ihr allmählich loszulösen. Das allein ist ein würdiges Ziel, das andre ist ein Hirngespinst. Fanatiker und Dogmatiker sind eben Vernunftgründen und Erfahrungen allezeit unzugänglich. Es ist deshalb töricht und unwürdig zugleich, um ihre Gunst zu werben. Dergleichen Versuche verstärken nur die Bedeutung und den Dünkel der Sozialdemokratie. *

Ein vergessener „Bericht" eines Augenzeugen über die Schlacht bei Jena. In allen Büchern und Schriften über die Schlacht bei Jena und, soweit sie mir zugänglich waren, auch in allen Zeitungsartikeln, die zur Erinnerung an den Tag erschienen sind, geschieht der kurzen Worte nicht Erwähnung, die ein Jenaer Student über seine Erlebnisse während des Schlachttages in einer spätern Erinnerung niedergeschrieben hat. Ich lasse den kurzen Bericht, der längst gedruckt vorliegt, hier im Wortlaut folgen: „Gegen Ende April 1806 trat ich ganz allein über den Thüringer Wald, alle meine Habseligkeiten in einem Ränzchen auf dem Rücken tragend, die Reise zu Fuß, meist noch in tiefem Schnee, nach Jena an. Hier aber ging mir nun eine ganz neue Welt auf. (Folgen Mitteilungen über Professoren und gehörte Vorlesungen.) Die Schlacht bei Jena unterbrach meine Studien schon nach dem ersten Semester. Sie kostete mir fast selbst das Leben,

indem beim ersten Straßengefecht, dem ich neugierig von meinem Fenster aus zusehen wollte, mir eine Flintenkugel kaum eine Spanne weit am Kopf vorübersauste und in die vorstehende Wand des Nachbarhauses einschlug. Nach einer lustigen, ganz in studentischer Weise zurückgelegten Reise mit fünfzehn Kommilitonen in die Heimat, wo ich mehrere Wochen verweilte, kehrte ich im November nach Jena zurück." Das ist alles. Trotz der nur beiläufigen Erwähnung der Schlacht ist die Erzählung von Interesse. Sicher schon des Schreibers wegen. Denn der so neugierig aus dem Fenster der Studentenbude dem Straßenkampf zusah, wie irgendeinem gleichgiltigen Gassenvorkommnis, der von der verirrten Flintenkugel so erschreckt wurde, der kurz nach der Schlacht trotz der argen Nöte der Zeit auf der fröhlichen Heimreise sich erlustigte, das war kein geringerer als der einst verehrte und geschätzte Königsberger Professor der Geschichte Johannes Voigt. Voigt war 1786 in einem Dorfe bei Meiningen geboren, die Königsberger Professur erhielt er 1817 und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode 1863. Seine wissenschaftlichen Arbeiten, es sind zahlreiche Bände, galten der Geschichte der neuen Heimat, er wurde der eigentliche Historiker des Deutschen Ordens. Heute sind diese Bücher wohl nur noch dem Fachmann, der auf demselben Gebiet arbeitet, bekannt. Nach seinem Beruf und nach seinen Büchern kann an der vaterländischen Gesinnung des Mannes gar nicht gezweifelt werden. Als er in hohen Jahren den Abriß seines Lebens niederschrieb (er erschien 1861 als Vorwort zu dem heute noch lesenswerten Buche: Blicke in das kunst= und gewerbreiche Leben der Stadt Nürnberg im sechzehnten Jahrhundert), schildert er sein Verhalten am Schlachttage wahrheitsgetreu und unbefangen, er fand daran nichts zu tadeln. In dem damals zwanzigjährigen Jüngling von nicht gewöhnlicher Begabung steckte Tüchtiges, und doch erkannte er die gefährliche Lage des ganzen Vaterlandes nicht und nahm nicht einmal im Greisenalter Anlaß, den Irrtum der Jugend zu erklären. Voigt war Thüringer, da mochte er wohl in der Schlacht von Jena nur die Niederlage des preußischen Heeres sehen, die weitern Folgen des unglücklichen Tages entzogen sich seinem Verständnis. Als kleines, aber sicher nicht erfreuliches Stimmungsbild erscheint mir der kurze Bericht der Mitteilung wert. J. S.



Die Grenzboten



66. Jahrgang. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst. Jährlich 52 Hefte

Nr. 36

Ausgegeben am 5. September 1907

Inhalt Seite

50 Pf. das Heft

Fr. Wilh. Grunow Leipzig

6 Mark das Viertelj.



Ägypten im Jahre 1906

Von Otto Neuschler

2



Nachdem im vorigen Artikel auf Lord Cromers Plan eines lokalen internationalen gesetzgebenden Rates näher eingegangen wurde, von dem man nicht weiß, ob er jemals von seinem Nachfolger wieder aufgenommen werden wird, der aber zweifellos genug des Interessanten bietet, muß nun die jetzige Zusammensetzung der ägyptischen Regierung kurz berührt werden. Diese besteht zurzeit aus dem „Gesetzgebenden Rat" und der „Generalversammlung".

Der Rat, die wichtigere von beiden Körperschaften, besteht aus dreißig Mitgliedern, von denen vierzehn, einschließlich des Präsidenten und des einen Vizepräsidenten, durch Dekret des Khediven ernannt worden sind, während die sechzehn andern aus einer Wahl hervorgehn, die ein „Provinzialrat" abhält, dessen Mitglieder von den „Delegierten" der einzelnen Dörfer gewählt worden waren.

Die „Generalversammlung" wird gebildet aus dem gesetzgebenden Rat, zu dem noch die Minister und sechsundvierzig Notabeln treten, von denen elf die wichtigsten Städte, fünfunddreißig ländliche Distrikte vertreten, und die in ähnlicher Weise gewählt werden wie die gewählten Mitglieder des Rates.

Der Rat versammelt sich sechsmal im Jahre, die Generalversammlung mindestens einmal aller zwei Jahre.

Kein wichtiges, sich auf die Verwaltung beziehendes Gesetz oder Dekret kann ohne vorherige Vorlage an den Rat veröffentlicht werden. Der Rat kann die Regierung zu gesetzgeberischen Maßnahmen veranlassen. Der Staatshaushalt für das kommende Jahr und ebenso die Abrechnung für das abgelaufne müssen dem Rat vorgelegt werden.

Zur Einführung neuer direkter Steuern, Grundsteuern oder persönlicher Steuern muß die Zustimmung der Generalversammlung eingeholt werden, wie sie auch bei öffentlichen Anleihen, bei mehrere Provinzen berührenden Kanal-

und Eisenbahnbauten und bei der Klassifizierung des Landes zum Einschätzen für die Grundsteuer gefragt werden muß.

Der bereits erwähnte Provinzialrat, über dessen Wahl durch die Delegierten der einzelnen Ortschaften schon gesprochen worden ist, besteht aus drei bis acht Mitgliedern, je nach der Größe der Provinz. Er muß gefragt werden bei Änderung von Abgrenzungen der Gemeinden, wegen Abhaltung von Märkten; auch kann sein Rat erbeten werden in Fragen, die die Regierung zu seiner Kenntnis bringt, wie den Fortschritt des Unterrichts oder des Ackerbaus, Verbesserung der Ernte, der Bewässerungsanlagen, Auffüllung von Teichen u. a.

Der schwächste Punkt in dieser Einrichtung ist, daß ihre Zusammensetzung hauptsächlich abhängt von den Persönlichkeiten, die in den einzelnen Ortschaften zu Delegierten erwählt werden. Dies kann erst nach und nach besser werden, wenn sich der Stand der Erziehung bessert, und wenn die Gewohnheit, sich selbst eine Meinung zu bilden, bis in die kleinsten Gemeinden durchgedrungen ist. Man kann von einem Volke, das durch Jahrhunderte weder Stimme noch irgendwelche Vertretung gehabt hat, nicht verlangen, daß es auf Grund einer geschriebnen Verfassung plötzlich Stimme und Recht der eignen Vertretung sachgemäß ausübt, zumal wenn es noch nie dem Wunsch nach eigner Vertretung selbst Ausdruck gegeben hat.

Fortschritte sind gemacht worden, indem man in den einzelnen Städten Stadtverwaltungen geschaffen hat. Hier stößt man aber sofort auf die größte Schwierigkeit, da die europäischen Bewohner frei von lokalen Abgaben sind, und somit die entstehenden Unkosten schwer die nötige Deckung finden. In einer Reihe von Städten hat die Bevölkerung die erwachsenden Steuern freiwillig auf sich genommen. Auch andre Maßnahmen auf dem Gebiete der Selbstverwaltung sind in den letzten Zeiten getroffen worden. So besteht in jeder Provinz eine Kommission zur Beurteilung aller Fragen, die sich auf Wahlen, Entlassungen und Bestrafungen von Beamten u. a. beziehn. Es bestehen Kanal- und Dammkommissionen, Kommissionen zur Kontrolle der Überwachung der Nildämme durch die auf besondern Listen laufenden Bewohner. Die Nildammhochwasserkommission in jeder Provinz tritt in Tätigkeit, wenn während der Zeit des Nilhochwassers das Wasser eine bestimmte Höhe über den Nilmesser von Kairo erreicht. Neben diesen besteht noch eine Reihe andrer Kommissionen, z. B. eine Heuschreckenkommission, die sämtlich mit ausgedehnter Strafgewalt ausgerüstet sind.

Auf diese Weise hofft man, das Volk nach und nach zur Teilnahme an den Einrichtungen des allgemeinen öffentlichen Wohles und der Landesverwaltung mit heranzuziehen.

In derselben Art geschieht alles mögliche, um auch dem andern Wunsche des Landes entgegenzukommen, nämlich eine möglichst große Zahl von Ägyptern in den Stellen der höhern und niedern Staatsverwaltung zu sehen. Seit der britischen Besetzung im Jahre 1882 war es die dauernd im Auge behaltne Politik der Regierung, die Zahl der Europäer in Regierungsstellen möglichst

zu beschränken und Ägypter in großer Mehrzahl in den untergeordneten und in großer Zahl in den höhern Verwaltungsstellen zu verwenden, des weitern aber Schritt für Schritt den Boden zu ebnen für erhöhte Beiziehung von Ägyptern in höhere Stellen. Die Ausführung dieser Politik geht aus verschiednen Gründen nicht allzu rasch vonstatten. Denn zunächst war die vorhandne Zahl von Ägyptern, die die nötigen Fähigkeiten hatten, gering. Dann stellte der ungeahnte, plötzliche Aufschwung des Landes dieses vor eine Reihe schwieriger Aufgaben auf rechtlichem und technischem Gebiete, denen eben wieder nur höher geschulte Europäer gerecht zu werden vermochten. Inzwischen aber ist vieles geschehn, um die Bildung der Ägypter zu heben und sie für die ihnen in der Staatsverwaltung harrenden Aufgaben vorzubilden. Dies beweisen am besten folgende Angaben. Im Jahre 1888 war es noch nicht möglich, anderthalb Millionen Mark für Erziehungszwecke auszugeben; damals bestanden nur vierzehn Regierungsschulen mit 185 Lehrern und 2373 Schülern. Im Jahre 1907 beträgt der Aufwand für öffentlichen Unterricht siebeneinhalb Millionen Mark. Es bestehen jetzt 50 Regierungsschulen und -kollegien mit 849 Lehrern und 11063 Schülern. Die Zahl der unter der Regierung stehenden Dorfschulen („Kuttabs") ist auf 122 gestiegen mit 266 Lehrern und 8890 Schülern. Das Erziehungsdepartement beaufsichtigt und unterstützt außerdem 4432 „Kuttabs" mit 6358 Lehrern und 156542 Schülern. Im letzten Jahrzehnt wurden über neun Millionen Mark für Schulbauten ausgegeben; für dieses Jahr sieht der Haushalt 1,8 Millionen Mark für diesen Zweck vor.

Auf diese Weise wird sich nach und nach der Bildungsstand der Ägypter heben und sie zur Teilnahme an der Regierung ihres Landes befähigen. Daneben werden aber immer Europäer nötig sein, einerseits auf Gebieten, die höhere technische Kenntnisse verlangen, und dann als Gegenmittel gegen gewisse Schwächen des ägyptischen Charakters, dem es zunächst noch an Verantwortungsfreudigkeit, Festigkeit und Selbständigkeit fehlt.

Im ganzen ist im Jahrzehnt 1896 bis 1906 die Zahl der Beamten im ägyptischen Zivildienst gestiegen von 9134 auf 13279, also um 4145. Von diesen sind 3583 Ägypter und 562 Europäer, sodaß im Jahre 1906 12027 ägyptische und 1252 europäische Beamte arbeiteten; von diesen sind wieder 662 britischer, 590 andrer Nationalität. Von den 562 im letzten Jahrzehnt hinzugekommnen Europäern kommen 303 auf die Eisenbahnverwaltung, auf der eine ganz besondre Verantwortung ruht.

Bei der hier gegebnen Darstellung ist bis jetzt der Hauptwert auf die politische Leitung des Landes durch Lord Cromer und auf seine Stellung zu den verschiednen Fragen der Regierung und der Verwaltung gelegt worden. Es bleibt somit nur wenig Raum für die ökonomische Seite seiner Tätigkeit übrig, der deshalb nur die wichtigsten Angaben entnommen werden sollen.

Die Domänenverwaltung verkaufte im letzten Jahre meistbietend 1913 acres in Stücken von etwa 17 acres (1 acre = 40,46 Ar). Der erreichte Durchschnitts-

preis belief sich auf 1008 Mark für 1 acre. 545 Leute boten, darunter nur fünf Nichtägypter. Der Gewinn aus diesem Lande wird auf dreieinhalb bis vier Prozent angegeben.

Folgende Zahlen geben ein Bild von dem vorhandnen kulturfähigen Lande:

	Unterägypten acres	Oberägypten acres	Im ganzen acres
Bebaut . . .	3132539	2207099	5339638
Unbebaut . .	933985	113477	1047462
Zusammen	4066524	2320576	6387100

Davon standen im Jahre 1906 1506290 acres unter Baumwolle. Rechnet man die gegenwärtige Baumwollernte auf 303³/₄ Millionen Kilogramm, so beträgt der Durchschnittsertrag 202,5 Kilogramm auf den acre.

In Unterägypten sind 1260107 acres oder vierzig Prozent des bebauten Landes, in Oberägypten dagegen nur 246183 acres (wegen ungünstiger Bedingungen) mit Baumwolle bestanden. Eine Verbesserung der Bewässerungsanlagen zumal in Oberägypten wird eine Fläche von 5600000 acres dem Baumwollbau erschließen. Es bleiben dann nur noch etwa 800000 acres südlich von Assiut unbebaut. Dieses Gebiet kann später gegen 450 Millionen Kilogramm Baumwolle hervorbringen.

Diese Produktionssteigerung ist zunächst durch die Erhöhung des Dammes von Assuan und ähnliche Maßnahmen hervorgerufen worden. Späterhin werden auch die Seen in Unterägypten und die Oasen herangezogen werden.

Der Zuckerbau hängt in seiner Ausdehnung von den Preisen des Weltmarktes im Vergleich mit andern Erzeugnissen ab. In den südlichen Provinzen scheint der Zuckerbau seinen Platz zu behaupten, während in Mittelägypten die hohen Baumwollpreise die Grundbesitzer dazu veranlassen, an Stelle des Zuckers mehr Baumwolle zu bauen. Hier hat sich das mit Zuckerrohr bepflanzte Gebiet vermindert.

Die Politik der Regierung arbeitet auf die Erhaltung und die Vermehrung des eingebornen Bauernstandes hin. Den Erfolg beweisen nachstehende Zahlen:

Im Jahre 1896	besaßen	760731	Ägypter	4427182 acres;	6529	Europäer	573819	acres;
„ „ 1906	„	1147324	„	4666250 „	6425	„	632522	„

Die eingetragne Landfläche ist in den letzten zehn Jahren gewachsen von 5001001 auf 5298772 acres, also insgesamt um 297771 acres. Von diesem hinzugekommnen Gebiet gehören 58703 acres Europäern und 239068 Ägyptern.

Der Umlauf der von der Ägyptischen Nationalbank ausgegebnen Noten ist stetig gewachsen. Der Tagesdurchschnitt an Noten in Händen des Publikums belief sich auf 37,3 Millionen Mark im Jahre 1906 gegen 18,9 im Jahre 1905.

An dieser Zunahme hatten alle Noten teil, besonders die im Wert von ¹/₂ und 1 Ägyptischen Pfund (10,30 und 20,7 Mark). Am 31. Dezember 1906 betrug der Wert der sich im Umsatz befindenden Noten 44,9 Millionen Mark gegen 28,7 Millionen Mark am 31. Dezember 1905.

Der Gesamtwert der aus- und eingeführten Waren belief sich im Jahre 1906 auf 1012 Millionen Mark oder um 144 Millionen Mark mehr als im Jahre 1905 oder auf mehr als das Doppelte wie im Jahre 1898.

Die Einfuhr belief sich auf 497 Millionen oder 11,3 Prozent mehr als im Jahre 1905; die Ausfuhr auf 515 Millionen Mark oder 22,1 Prozent mehr als im Vorjahre.

Der Voranschlag des Staatshaushalts für 1906 hatte folgende Zahlen aufgewiesen:

Einnahmen . . .	279,45	Millionen Mark
Ausgaben	269,10	„ „
Überschuß	10,35	Millionen Mark.

Diesen stehn folgende Zahlen des Rechnungsabschlusses gegenüber:

Einnahmen . . .	317,47	Millionen Mark (38,02 mehr als im Voranschlag)
Ausgaben . . .	272,45	„ „ (3,35 „ „ „ „)
Überschuß	45,02	Millionen Mark (35,33 Mill. günstiger als der Voranschlag)

Der Reservefonds wies am 1. Januar 1907 die Summe von 228,85 Millionen Mark auf.

Die Ägyptische Schuld belief sich am 31. Dezember 1905 auf 1968 Millionen Mark und am 31. Dezember 1906 auf 1962 Millionen Mark. Von dieser Summe waren 1783 Millionen in den Händen des Publikums, der Rest von 179 Millionen ist in Händen der Regierung oder von Schuldkommissaren. Der ägyptische Steuerzahler hat somit für 68,7 Millionen Mark Zinsen aufzukommen.

Im Jahre 1883, dem Jahre nach der britischen Okkupation, hatte die Staatsschuld, die damals ausschließlich in Händen des Publikums war, 1968 Millionen Mark betragen. An Zinsen usw. waren damals 87 Millionen aufzubringen. Durch verschiedne Operationen ist es somit in der Zeit von 1883 gelungen, die Gesamtschuld um annähernd sechs Millionen Mark zu verringern, oder wenn man den in Händen der Regierung und der Schuldkommissare zurückbehaltnen Anteil mit in Betracht zieht, sogar um 185 Millionen Mark. Ebenso hat sich die vom ägyptischen Steuerzahler für Verzinsung aufzubringende Summe in derselben Zeit um über achtzehn Millionen Mark verringert. Im ganzen jedenfalls ein vorzügliches Ergebnis, das deutlicher als vieles andre die großen Vorteile der britischen Okkupation für das ägyptische Volk dartut.

Der Haushalt für 1907 sieht folgende Zahlen vor:

Einnahmen . . .	305,11	Millionen Mark
Ausgaben	294,76	„ „
Überschuß	10,35	Millionen Mark.

Von diesem Voranschlag wird besonders betont, daß er mit der größten Vorsicht aufgestellt worden sei, was ohne weiteres schon daraus hervorgeht, daß er um ein Beträchtliches in den Einnahmen hinter den im Vorjahr tatsächlich eingegangnen Summen zurückbleibt.

Auf die finanziellen Beziehungen Ägyptens zum Sudan hier näher einzugehn, fehlt der Raum.

Dagegen sollen die Bewässerungsanlagen eine kurze Erwähnung finden. Das Staubecken von Assuan hat wieder seinen ungeheuern Wert bewiesen. Die Füllung begann am 9. November 1905; am 9. Januar 1906 erreichte das Wasser seinen höchsten Stand, aber erst vom 10. Mai an wurde dem Fluß eine Wassermenge zwischen sechs und zwanzig Millionen Kubikmeter wechselnd täglich zugeführt. Am 21. Juli, einer Zeit, bis zu der das Flutwasser Assuan passiert hatte, war das Becken leer.

In Mittelägypten wurden im vergangnen Jahre mit einem Aufwande von 14,5 Millionen Mark 64550 acres von Bassinfeldern hergestellt. Es bestehn jetzt im ganzen 286618 acres, die einen Durchschnittsaufwand von weniger als 1861 Mark für den acre nötig gemacht haben. Für 1907 sind 12,8 Millionen für diesen Zweck vorgesehen; Ende 1908 soll die Arbeit vollendet sein.

Ferner wurde beschlossen, bei Esneh mit einem Kostenaufwande von 20,4 Millionen Mark einen Staudamm zu errichten, um die Wasserfläche zu Berieselungszwecken zu heben und von dem jeweiligen Wasserstande des Flusses unabhängig zu machen. Mit der Arbeit wurde im Jahre 1906 begonnen.

Das in den ägyptischen Eisenbahnen ruhende Kapital wird für 1906 auf 480 Millionen Mark geschätzt; die Reinerträgnisse beliefen sich auf 30,5 Millionen, was einer Verzinsung mit 6,75 Prozent entspricht (gegen 5,79 Prozent im Jahre 1904 und 6,03 im Jahre 1905).

Im ganzen wurden im Jahre 1906 22550000 Reisende (gegen 20036000 im Jahre 1905) und 6712019 Tonnen Güter (gegen 5622202 im Vorjahr) befördert.

Außer diesen dem großen Verkehr dienenden Eisenbahnen besteht ein Netz von 1145 Kilometern leichter Feldbahnen für landwirtschaftliche Zwecke. Diese Bahnen sind in den Händen von drei Gesellschaften, die sämtlich im vergangnen Jahre mit Erfolg gearbeitet haben; im ganzen wurden in dieser Zeit 6834000 Reisende und 929000 Tonnen Güter befördert.

Die Telegraphen haben 2,15 Millionen Mark im Jahre 1906 eingebracht; die Ausgaben betrugen hier 1,87 Millionen.

Zurzeit bestehn ferner 1375 Telephonlinien, die eifrig benützt werden.

Auch die Zahl der in Ägypten landenden europäischen Reisenden ist in stetem Steigen begriffen; sie betrug im Jahre 1906 in Alexandria 87097 und in Port Said 16850, zusammen rund 104000 (gegen 90000 im Jahre 1904 und annähernd 100000 im Jahre 1905). Außer diesen landeten 14862 Reisende (ausschließlich der Pilger) in Suez.

Lord Cromers hochinteressanter Jahresbericht ist damit noch nicht zu Ende; wir müssen es uns aber des begrenzten Raumes wegen versagen, auf die andern Teile des Berichts noch näher einzugehn. Sie alle weisen ebenfalls einen erfreulichen Aufschwung auf, mögen sie nun das Gebiet der öffentlichen Arbeiten

(Häfen, Nilbrücken, öffentliche Gebäude) behandeln oder die Einzelheiten der Verwaltung (zumal die Polizei und ihre Tätigkeit) oder das Gesundheitswesen, die Rechtspflege, die Volkserziehung und -bildung oder Künste und Wissenschaften. Auf Schritt und Tritt fühlt man die Hand des unermüdlichen, hervorragenden Staatsmannes.

Der zweite Teil des Blaubuchs ist den Verhältnissen des ägyptischen Sudans gewidmet und muß einer spätern Besprechung vorbehalten bleiben.

Lord Cromer schließt den Ägypten gewidmeten Teil des Blaubuches mit einer dringenden Ermahnung an alle britischen Beamten, alles zu tun, um sich dauernd das Vertrauen der eingebornen Bevölkerung zu erwerben und jegliche Verletzung durch gedankenlose oder unüberlegte Äußerungen und Handlungen zu vermeiden, da sie oftmals nie geahnte, weit reichende Folgen haben. Gelingt es ihnen, die Zuneigung der Bevölkerung zu erwerben, so werden sie leichter arbeiten zum Wohle des ganzen Landes.

Niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne die Überzeugung gewonnen zu haben, daß hier ein hervorragender Staatsmann, eine glänzende Verwaltungskraft tätig war; und mit gespanntem Interesse wird man in Zukunft die Geschicke Ägyptens verfolgen und zusehen, inwieweit die Reformen, die Lord Cromer angebahnt hat, von der Regierung fortgesetzt werden. Lord Cromer hat sich in der Art und Weise, wie er das Land nach andauernder Mißregierung in den fünfundzwanzig Jahren seit dem Beginn der britischen Besetzung wirtschaftlich in die Höhe gebracht hat, ein Denkmal gesetzt, das Generationen überdauern wird.



Russische Briefe

Von George Cleinow

8. Der russische Adel bis zur Bauernbefreiung



Wenn wir als Deutsche den Begriff Adel vor uns aufsteigen lassen, erscheint mit ihm ein buntes, freundlich bewegtes Bild, eine Welt von Romantik wird in uns lebendig und mit ihr — ein Stück unsrer Jugend. Waren es doch für viele, für die meisten meiner Altersgenossen, die liebsten Stunden in der Schule, wenn uns ein tüchtiger Lehrer das Aufblühen des Rittertums vortrug, und wie oft hat wohl jeder einzelne Deutsche Gustav Freytags „Ahnen" verschlungen! Rittertum und Adel! Ritterlichkeit und Edelsinn! Bedarf es noch der Erklärung, was uns Deutschen der Adel immer war und sein wird? Der deutsche Adel hat in einer bestimmten langen Zeitspanne eine gewaltige Kulturarbeit geleistet und manchen Eckstein errichtet, worauf alles das gebaut worden ist, was uns heute teuer ist. Diese Verdienste um das russische Volk hat sein Adel nicht.

Darum bitte ich die Herren von der Kreuzzeitung, mich nicht einen „gehässigen Demokraten" zu schelten, wenn ich dem in Rußland lebenden Adel nicht mit denselben Gefühlen entgegentrete wie dem deutschen.

In der russischen Sprache ist das Wort „Adel" oder „Noblesse" nicht bekannt. Seine Anwendung auf dworjanin ist eine Nachlässigkeit des Sprachgebrauchs. Als sich die Russen Rurik (862 bis 79) und Oleg (879 bis 912) ins Land riefen, gab es nur Älteste (starschije) und Fürsten (knjasja). Beides sind Bezeichnungen für Familienoberhäupter gewesen.*) Die, die sich dem Moskauer Großfürsten, dem Ältesten aller als Diener anschlossen, wurden die drushinniki, d. h. die Freunde genannt. Im Laufe der Zeit wurden diese drushinniki nach der Art ihrer Beschäftigung oder Verwendung durch den Großfürsten verschieden benannt. Erst 1176 wird der dritte Grad**) der drushinniki in Nordrußland mit der Bezeichnung dworjane, d. h. die zum Hofe des Großfürsten gehörenden belegt.***) Der russische Adel war somit schon am Anfang der Staatsbildung in seinen wesentlichsten Bestandteilen mehr der Dienende des Großfürsten und nicht durch eigne Macht oder Besitz Mitglied einer herrschenden sozialen Schicht. Daneben wuchsen freilich die Nachkommen Ruriks und Olegs in einigen Zweigen auf. Doch diese gingen bald unter der Verfolgung der Moskauer Fürsten unter, und es gibt gegenwärtig nur vereinzelte Adelsfamilien, die eine direkte Abstammung von jenen Begründern des Reichs nachweisen können.†) Der Adel war keine in sich abgeschlossene Kaste aus sonst unabhängigen Individuen, sondern mehr eine zufällig zusammengeführte Genossenschaft, die nach Ermessen des regierenden Großfürsten vergrößert oder verringert wurde. Ein Russe††) kennzeichnet die Vorfahren seiner Standesgenossen durch folgenden Vergleich:

„Der deutsche Adel bestand aus den Nachkommen der kleinen besitzenden

*) Ssolowjow erklärt den Begriff in seiner „Geschichte Rußlands", Bd. I, Ausgabe Obschtschestwennaja Polsa, S. 50, Anm. 7: „Das Wort knjas oder konjas rührt vom Stamme kon = Schranke, Grenze, Höhepunkt, Anfang her; der Stamm kon ist das dshan = gebären des Sanskrit. Im Sanskrit finden wir das dem knjas entsprechende dshanaka, dshanatri, wovon das lateinische genitor herrührt (siehe die Forschungen von F. Bußlajew über den Einfluß des Christentums auf die slawische Sprache, S. 164). Davon stammt auch die alte Bezeichnung für junge Eheleute knjas und knjaginja, da sie mit ihrem Eintritt in die Ehe Hausherren werden, Oberhaupt eines besondern, mit ihnen beginnenden Geschlechts. Dafür daß die Geschlechtsältesten bei uns schon vor der Ankunft der Waräger knjas genannt wurden, gibt es in den Annalen viele Belege." Noch heute — sei hierzu bemerkt — heißen die Familienoberhäupter der im Gouvernement Tambow angesessenen Tataren knjasja.

**) Ssolowjow, Bd. I, S. 220 ff. Den ersten Grad bildete der Bojar, das war der Älteste der drushinniki, der „Denker" für den Großfürsten. Den zweiten Grad stellten die mushi, die Männer dar, die wieder in starzy und molodyje — Ältere und Jüngere — unterteilt waren.

***) Ebenda S. 684.

†) Dolgorukow, Obojewski, Obolenski, Gortschakow, Barjatinski, Schtscherbatow, Schachowskoj, Lobanow-Rostowski, Wjasemski, Gagarin, Druzki-Ljubezki.

††) W. Paltow, Vom Adel, Moskau, Universitätsdruckerei, 1904, S. 34. 35.

Feudalen, die im Laufe der Zeit in ihrem Kampfe gegen die höhere Gewalt unterlagen und sich ihr unterwerfen mußten. Die Erinnerung an die Zeit, wo diese Feudalen selbständige Herren waren, hat sich im Gedächtnis ihrer Nachkommen wach erhalten. Ebenso ist ein Gefühl dynastischen Stolzes, als Folge der Einnerung dessen, was sie ehemals gewesen, geblieben und damit auch das Gefühl der ständischen Ritterehre sowie die Gewohnheit, Ehrenbezeugungen zu beanspruchen. ...

... Der russische Adel dagegen war stets Diener des den Staat verkörpernden regierenden Fürsten oder Herrschers. Ihren Stolz und ihre Ehre sahen die russischen Adlichen in genauer und hingebender(?) Diensterfüllung gegen Zar und Vaterland.*) ... Überhaupt bedeutete das Wort Ehre für die russischen Bojaren und Adlichen mehr Annäherung an die oberste Gewalt und deren unmittelbarste Unterstützung in der Verwaltung des Landes. Die Ehrlosigkeit entsprach dem Begriff der Ungnade. Bei einer solchen (rein äußerlichen) Auffassung des Ehrbegriffs seitens der russischen Adlichen konnte er keinen Widerspruch zu seiner Stellung darin sehn, wenn er sich noch in der Epoche der Zaren (bis Mitte des achtzehnten Jahrhunderts) unter Bittschreiben als »Sklave« oder in verkleinernder Form: Fedjka, Wanjka, Waßjka unterschrieb ..."

Tatsächlich hat der Teil der Gesellschaft, der sich der russische Adel nennt, bei seinem Entstehn nichts besessen, sei es an ideellen oder materiellen Eigenschaften, was geeignet gewesen wäre, ihm die Autorität innerhalb der Bevölkerung zu sichern, die der Adel in Westeuropa zu allen Zeiten auch dort besessen hat, wo er angefeindet wurde. Diese Erscheinung geht aus dem von den Russen selbst zugegebnen weiblichen Charakter des Volks hervor, den gewisse Kreise durch starke Entwicklung des demokratischen Sinnes zu bemänteln suchen. Diese Eigenschaft hat zu der Erniedrigung des Volks geführt, die in der Berufung Fremder, der Ruriks, zur Herrschaft liegt. Keiner der vorhandnen Stammes- oder Familienoberhäupter war stark, fleißig und mutig genug, sich die zum Herrschen notwendige Macht zu schaffen. Aber auch in den niedrigen Schichten des Volks fehlte es an irgendeinem kräftigen Triebe, der über die Befriedigung materieller Interessen hinausging und zum Betriebe einer territorialen Interessenpolitik geführt haben könnte. So kam es, daß die Autorität der dworjane nicht in der kriegerischen oder wirtschaftlichen Tüchtigkeit einer ganzen sozialen Schicht begründet lag, sondern lediglich in dem Maß der Gnade, die jedem einzelnen

*) Die Unrichtigkeit der Behauptung geht schon aus der Tatsache hervor, daß sich die Adlichen durchaus nicht verpflichtet fühlten, dem angestammten Fürsten zu dienen. Als „freiwillige Diener" gingen sie bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts zu dem Herrn, der ihnen die größten Vorteile bot. So gab es um 1550 im Fürstentum Twer 574 Großgrundbesitzer. Von ihnen dienten nur 230 dem angestammten Großfürsten, 46 drei Verwandten des Großfürsten, 60 dem Erzbischof von Twer, und 150 dienten überhaupt niemand. Miljukow, P., Skizzen aus der russischen Kultur, Teil I. Fünfte Auflage. St. Petersburg, 1904. S. 208 ff.

von dem Herrscher entgegengebracht wurde. Die Bewirtschaftung und Ausbreitung ländlichen Besitzes wurde nur wenig gepflegt. Vom Tage ihres Entstehens an ist darum die dworjanstwo ein Hof- und Beamtenadel ohne gemeinschaftliche ständische Interessen, die doch nur aus der Summe ähnlicher Interessen aller der einzelnen Persönlichkeiten entstehn könnten. Dieser Charakter findet sich auch in dem Umstande, daß die drushinniki und die spätern dworjane die Hauptaufgabe ihres Daseins in der Unterstützung des Großfürsten bei der Regierung über die Bauern sahen. Daß es zunächst auf die Ausbeutung der Bauern ankam, braucht hier nicht besonders erörtert zu werden.*) Im Verlauf des siebzehnten Jahrhunderts wurde der Adel, der nur als Werkzeug des Großfürsten zu bestehn vermochte, geradezu zum Sklaven des Staats. Er wurde verpflichtet, lebenslänglich Staatsdienst zu tun, und wurde durch den Staat grausam verfolgt, sofern er sich seinen gesetzlich festgelegten Verpflichtungen entziehn wollte. Der Adel wurde sogar der Prügelstrafe unterworfen!

Die sich hieraus ergebenden Wirtschaftsverhältnisse haben dann der schnellen Erstarkung der Staatsgewalt bedeutend Vorschub geleistet. Sie griff dort am meisten in die soziale Entwicklung der Gesellschaft ein, wo sie den geringsten Widerstand fand. Das war aber in der sozialen Schicht der Großgrundbesitzer, des freiwillig dienenden Adels. In der Zeit von 1484 bis 1584, in die besonders die militärische Erstarkung des Staates fällt, verlieren die wenigen alten Bojarenfamilien ihre Bedeutung. Neben den höfischen Dienstadel trat der militärische. Schon 1484 hat Iwan der Dritte mehr als 8000 Gutsherren, die sich nicht zum Kriegsdienst verpflichten wollten, ihres Landes beraubt und an ihre Stelle zu zeitlichem Nießbrauch Mitglieder des ständigen Heeres gesetzt. Infolge dieser innern und äußern Verhältnisse hatte die dworjanstwo vielfach die Verbindung mit dem Lande verloren. Auf dem platten Lande und in den Provinzstädten gab es darum auch fast gar kein gesellschaftliches Leben. Die Provinzstädte waren unbedeutend, ihre außerordentlich geringe Bevölkerung gehörte vorwiegend den untern Schichten an, die keine ständischen oder zünftigen Unterscheidungen kannten. Verwaltungsbehörden waren nur in geringer Zahl vorhanden, und Adliche fanden in ihnen kaum Verwendung. Der Adel befand sich im Staatsdienst**) in den Hauptstädten oder im Heere an den Grenzen des Reiches. In den Landkreisen selbst lebten Adliche nur ausnahmsweise. Das waren größtenteils aus dem Staatsdienst verabschiedete Greise und die allerärmsten Vertreter ihres Standes. Das Leben dieser adlichen Landbewohner unterschied sich nur wenig von dem der Bauern; sie hausten in demselben Dorf, in den gleichen mit Stroh gedeckten Hütten, führten dieselben Unterhaltungen, hatten dieselben Interessen wie die Bauern.

*) Siehe auch Tugan-Baranowski, M., Geschichte der russischen Fabrik. Berlin, 1900.

**) Tschetschulin, Die russische Provinzgesellschaft in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. St. Petersburg, 1889. S. 27 ff.

Besser war das Leben in den Hauptstädten. Dort fand sich ein verhältnismäßig wohlhabendes und anziehendes Milieu, fanden sich mehr und verschiedenartigere Interessen, bessere Erziehung und Bildung sowie eine größere Mannigfaltigkeit der Lebensweise. „Das war aber auch alles, meint Tschetschulin, im übrigen war das Leben des Adels ebenso einfach und unkultiviert wie in den kleinen Städten.“ Unter diesen Umständen war auch in der eben skizzierten Periode eine Entwicklung ständischer Interessen kaum möglich. Solange sich der Adel in den Hauptstädten und beim Militär im aufgezwungnen Dienst befand, hatte jeder einzelne nur sein persönliches Fortkommen, seine Stellung und das Avancement im Staatsdienst im Auge. Jedes Einzelnen Denken und Fühlen war auf den Staatsdienst gerichtet, der ihm allein die Mittel zu einer bessern Existenz und zur Befriedigung eines, wie wir sahen, äußerlichen Ehrgeizes bot. So wirkten, abgesehen von innern Gründen, auch alle äußern Verhältnisse dahin, den Adel vom Lande in die Städte, in den Staatsdienst zu treiben, er verlor auch durch die unwirtschaftliche Verwendung seiner Einkünfte die geringe Bodenständigkeit, die er teils durch die Gnade des Großfürsten als deren Lehens- oder Dienstmann besessen hatte.

Dann kamen die Reformen Peters des Großen und mit ihnen neue Ansprüche des erstarkenden Staates. Der Dienst selbst wurde schwieriger. Das Reich dehnte sich nach Westen hin aus. Mit den neuen Landesteilen kamen Vertreter deutschen Adels an den Zarenhof. Die Zaren und Zarinnen selbst waren keine Russen, sondern Germanen, in germanischen Anschauungen erzogen und fühlten sich als erste Vertreter des Adels. Alle diese Neuerungen der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts mußten die dworjanstwo beunruhigen. In ihre Domäne, den Staatsdienst, brachen neue Elemente ein, die besser dafür vorbereitet waren als sie selbst. Elisabeth, Peter der Dritte und später Katharina die Zweite, befangen in ihren deutschen Anschauungen, deuteten die in der dworjanstwo aufkommende Bewegung so, als wünsche sie eine ähnliche Stellung im Lande einzunehmen, wie sie der Adel des Westens inne hatte. Es schien ihnen, als sei das bis dahin schlummernde Standesbewußtsein erwacht.*) Auf dieser Auffassung beruhen die Reformen von 1762 bis 1795.

Peter der Dritte erließ am 17. Februar 1762 sein berühmtes Manifest von den Freiheiten des Adels, das die dworjanstwo u. a. von der Verpflichtung entband, dem Staate zu dienen. Mit welcher Verbitterung und wie ungern der Adel den durch Peter den Großen reformierten Staatsdienst trug, geht aus dem Umstande hervor, daß nach dem Manifest in kurzer Zeit Tausende die Armee und die staatlichen Kanzleien verließen, um sich auf die eignen oder den Verwandten gehörenden Güter zu begeben. Doch damit wurden nur negative Kräfte ausgelöst, der Beamtenadel wurde kein Gutsadel.

*) S. A. Korff, Der Adel und seine ständische Leitung 1762 bis 1855. St. Petersburg, 1906.

Nach den Berichten damaliger Chronisten veränderte sich wohl das Leben in der Provinz gegen früher zwischen 1762 bis 1767 von Grund aus, aber nicht die Auffassung der dworjany über Standespflichten. Bis dahin in der Provinz unbekannte gesellschaftliche Kräfte und Talente mit Ansprüchen, mit gewisser Bildung und neumodischen Lebensgewohnheiten strömten auf das platte Land. Da sie aber vom Regiment oder von der Zentralbehörde her an geselliges Leben gewohnt waren, schlossen sie sich auch in Kreisen und Gouvernements zusammen, und nach Verlauf von kaum zwei bis drei Jahren gab es vorübergehend eine adliche Gesellschaft mit sie verbindenden geistigen, gesellschaftlichen und teilweise auch wirtschaftlichen Interessen. In der schweren Zeit von 1700 und 1767 schien sich der Dienstadel eines besondern ständischen Wertes bewußt geworden zu sein und sich in einen geschlossenen Stand umgewandelt zu haben. Doch wie die weitere Entwicklung zeigt, war diese Umwandlung der alten dworjany in eine ständische Organisation wirklich eine nur scheinbare. Es war nicht das Bewußtsein übernommner Pflichten gegen sich selbst, gegen die eigne und weitere Familie oder gegen den Stand, sondern einfach eine jener rätselhaften Reaktionen des slawischen Charakters auf unbequeme äußere Eindrücke. Wäre es anders gewesen, wäre in der dworjanstwo wirklich ständisches Selbstbewußtsein erstarkt, dann hätten wir in den sechziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts neben einem Aufblühen der Landwirtschaft auch die Bildung von Kreis- und Gouvernementscliquen, Brüderschaften und Vereinigungen aller Art mit politischem Unterton sehen müssen. Der unzufriedne, angeblich zur Gewalt strebende Adel hat tatsächlich keinen einzigen praktischen Schritt getan, um die Wurzel seiner Macht in den Grundbesitz zu versenken und aus seiner wirtschaftlichen Tätigkeit zwischen Wäldern und Sümpfen mit Hilfe der Bauern die Fundamente zu legen, die den Bau einer oligarchischen Verfassung, wie sie Graf Panin anstrebte, hätten ertragen und halten können. Der Adel strömte in die Provinz, um zu faulenzen, um ein ihm neues geselliges und sorgloses Leben zu führen, nicht um sich der Bevormundung des Staates für immer zu entziehen. An dieser Auffassung kann auch das Auftreten solcher Männer nichts ändern, wie das des Fürsten Schtscherbatow in Katharinas bekannten Kommissionen. Im Gegenteil, es bestärkt unsre Auffassung, daß die dworjanstwo trotz ihrer Flucht auf das Land auch um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nicht befähigt war, ihre Autorität aus andern Quellen zu schöpfen, als aus der Gnade der Herrscher oder konkret ausgedrückt aus dem Staatsdienst. Infolgedessen ist auch Schtscherbatows Auffassung, als seien die Rangtabellen Peters des Großen an dem niedrigen Niveau der dworjanstwo schuld, nicht gerechtfertigt.*) Gewiß,

*) Alle diese Aufdringlichen, schreibt Fürst Schtscherbatow, zufällige Leute, die in den Adel gelangten durch Ränke und Gaunerei, alle diese Zuckerbäcker, Hutmacher, Schneider haben in den Adel die Niedertracht, die Gaunerei, die Gewinnsucht hineingetragen, mit der sie geboren und aufgezogen wurden, und mit denen sie den alten Adel angesteckt haben. Zitat bei Korff a. a. O.

besser ist die Nachkommenschaft der alten drushinniki durch die Ergänzung aus landfremden Abenteurern nicht geworden — aber sie haben auch nicht danach getrachtet, sich mit solchen Elementen zu verbinden, die sie hätten innerlich umwandeln und für ständische Organisationen befähigter machen können. Der nationale Dünkel verbot ihnen, sich den deutschen und schwedischen Adelsfamilien anzuschließen. Wenn also Schtscherbatow damals in deutschem Sinne forderte, der Adelsstand solle sich nur durch solche vom Monarchen persönlich ernannte Individuen ergänzen dürfen, nicht aber könne er in den Staatskanzleien von jedem Beliebigen ersessen werden, so wäre die Genehmigung dieser Vorschrift wahrscheinlich ohne praktischen Nutzen für den Staat geblieben, weil eben der Adel tatsächlich ohne innern Halt war. Aus den innern Gründen ergab sich auch, daß die ständische Organisation,*) die Katharina dem Adel gab, sehr bald jede Bedeutung verlor. Schon gegen Ende der achtziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, das war somit, als die rechtliche Stellung des Adelsstandes ihren Höhepunkt erreicht hatte,**) da schien es unmöglich, die Wahlämter in der Provinz, die einzig Adlichen zur Verfügung standen, würdig zu besetzen und die ständischen Bureaus, Schulen oder sonstige dem Adel zugestandnen Einrichtungen der Leitung unbescholtner Männer aus dem Adel anzuvertrauen. Der Adel war längst wieder in den Staatsdienst und in die Städte zurückgekehrt, und nur seine schlechtesten Vertreter wurden zu Repräsentanten des Standes. Der Adel nutzte nicht die ihm gebotne Gelegenheit, um durch Vermittlung der Adelsmarschälle und Kreisrichter im Zusammenwirken mit dem Großgrundbesitz seiner trotz allem vorhandnen Autorität neue Kraftquellen zu geben. Jeder diente nur sich, seinem kurzsichtig erkannten Vorteil, und dazu brauchte er keine ständischen Organisationen. Diese wurde ihm für seine egoistischen Ziele eher hinderlich. So wurden nicht die Adlichen Herren der Provinz, sondern die Gouverneure und Generalgouverneure, das heißt Beamte, die die Monarchen ernannten. Als Pauls des Ersten unseliges Wirken später die wichtigsten Privilegien zerstörte, hatten somit die betreffenden Ukase in vielen Fällen nur den Wert von formellen Bestätigungen dessen, was die dworjanstwo in der Praxis längst preisgegeben hatte. Der volle Unwert der dworjanstwo als monarchisch gesinnter Stand zeigte sich dann in der Ermordung des Kaisers Paul (11. März 1801), in den Geheimbündeleien während Alexanders des Ersten Regierungszeit, im Dekabristenaufstande und nicht zuletzt in seinen vielfachen Beziehungen zu den polnischen Revolutionären. Wären zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Staatsinteressen maßgebend gewesen, so hätte die Bewegung im Adel nicht den philanthropischen Charakter annehmen können, der schließlich zur Befreiung der Bauern geführt hat.

*) Am 21. April 1785, ihrem Namenstage, gab Katharina die Zweite dem Adel „die Gramota der Rechte, Freiheiten und Prärogative der wohlgebornen russischen dworjanstwo".

**) Baron S. A. Korff, Der Adel und seine ständische Leitung von 1762 bis 1855, St. Petersburg, 1906, S. 136.

Alexander der Erste gab die dem Adel durch seinen Vorgänger genommnen Rechte wieder, der Adel aber blieb dennoch, was er war, kein Stand, sondern eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft von Stellenjägern im Staatsdienst.

Die Entwicklung des Adels unter Nikolaus dem Ersten bot keine Abweichungen von der frühern. Alle Versuche des Monarchen, den Adel bodenständig zu machen, scheiterten an dessen Indolenz. Das Beamtentum spielte die erste Rolle im Staate und wurde allmächtig.

In den sechziger Jahren gab es tatsächlich keinen russischen Adelsstand, sondern nur ein als Adel bezeichnetes bureaukratisches Gefüge, in dem drei einander feindlich gesinnte Gruppen der Gesellschaft mechanisch vereinigt waren: das Beamtentum, der Großgrundbesitz und die Intelligenz, alle drei durchsetzt, ergänzt, beeinflußt von starken Elementen, die aus der Bauern- und Kaufmannschaft zu ihnen übergetreten waren.

Schuwalowo bei St. Petersburg, Anfang August 1907



Konfession und Wirtschaftsleben

2

rotestantische Autoren pflegen Thomas zu beschuldigen, daß er den Kommunismus für naturrechtlich geboten erkläre. In Wirklichkeit tut er gerade das Gegenteil. Im Anschluß an Aristoteles erklärt er das Privateigentum aus drei Gründen für notwendig. 1. Weil ohne solches ein wichtiger Antrieb zur Arbeit fehlen würde. „Ein jeder ist mehr besorgt um das, was in seinen ausschließlichen Wirkungskreis gehört, als um die gemeinsamen Angelegenheiten vieler, weil sich die meisten der Arbeit gern entziehen, und jeder seine Aufgabe dem andern zuschiebt, wie wir dies in einem Hause sehen, das viele Dienstboten hat." 2. Weil die Geschäfte ordentlicher erledigt werden, wenn einem jeden die Besorgung eines bestimmten einzelnen obliegt; wenn jedermann jedes beliebige Geschäft zu besorgen hätte, würde Verwirrung entstehen. 3. „Weil der Friede unter den Menschen besser erhalten bleibt, wenn sich ein jeder mit dem Seinen begnügt. Unter solchen, die ein Gut gemeinsam und ungeschieden besitzen, zum Beispiel unter Geschwistern, sehen wir häufig Streit entstehn." Während sich die ersten beiden Gründe nur auf die Verwaltung des Besitzes und die Verrichtung der Arbeiten beziehen, die auch bei Kollektiveigentum geschieden werden können, indem eine Obrigkeit jedem seine besondre Aufgabe zuteilt, fordert der dritte ausdrücklich die Scheidung des Besitzes. Allerdings finden sich auch Aussprüche, die, wenn man die übrigen außer acht läßt, kommunistisch gedeutet werden können (im Zusammenhang und systematisch hat ja

Thomas das Eigentum so wenig wie irgendeinen andern volkswirtschaftlichen Gegenstand behandelt). Er sagt zum Beispiel: die Verwaltung müsse getrennt, der Gebrauch oder der Genuß dagegen gemeinsam sein. Das zweite meint er aber nur in dem Sinne des Aristoteles, daß unter Freunden alles gemeinsam sei, und in dem Sinne der Bibel, die Gott als den Oberherrn von allem ansehen lehrt, der die Güter dieser Erde der gesamten Menschheit in gemeinsamen Besitz gegeben hat, so zwar, daß der eine mehr, der andre weniger empfängt, daß aber jener bereit sein müsse, dem Ärmern auszuhelfen. Unbedingt konnte Thomas jede Art von Gemeinbesitz schon deshalb nicht verwerfen, weil er Mönch war, aber er sagt ausdrücklich, daß ein hoher Grad sittlicher Vollkommenheit dazu gehöre, auf das Privateigentum zu verzichten und als Mitglied einer Genossenschaft zu leben, die nur Gemeineigentum gestattet. Das ist nun freilich das Gegenteil von Fichtes Ansicht, nach der das Sondereigentum gerade die unerläßliche Bedingung zur Entfaltung der sittlichen Persönlichkeit des Menschen sein soll, sodaß also die Vollkommenheit nur bei Sondereigentum erlangt werden kann, und das möge wohl, bemerkt Maurenbrecher, die Ursache davon sein, daß die protestantischen Gelehrten Thomas als Vertreter des Privateigentums nicht anerkennen wollen; indes dürfe man einem Autor des dreizehnten Jahrhunderts keinen Vorwurf daraus machen, daß er eine am Ende des achtzehnten aufgekommne Ansicht noch nicht gekannt habe.

Die Lehre des Thomas bedeutet sogar, wie Maurenbrecher beweist, eine entschiedne Abwendung von dem grundsätzlichen Kommunismus, dem vor ihm wirklich die Kirche gehuldigt hatte. Die Urgemeinde hatte einen Kommunismus der Bruderliebe geübt, der jedoch, wie die Erzählung von Ananias und Saphira beweist (Apostelgeschichte 5; der Vers 4 entscheidet), jeden Zwang, jede Verpflichtung ausschloß und darum als grundsätzlicher Kommunismus nicht bezeichnet werden darf; er war nur ein Kommunismus aus exaltierter Freundschaft. Nach der Auflösung der Urgemeinde blieb dieser Kommunismus das Ideal der Christenheit, das freilich nur im Mönchtum vollkommen verwirklicht werden könne. Dem Motiv der Liebe gesellte sich dann der asketische Beweggrund bei, daß das Aufgeben des Besitzes an sich schon etwas Löbliches und Gott Wohlgefälliges sei — als ein Akt der Entsagung. Einige Kirchenväter des vierten Jahrhunderts, namentlich Basilius und Ambrosius, sind dann weiter gegangen. In Anlehnung an die Stoiker lehrten sie, die irdischen Güter seien den Menschen zu gemeinsamem Besitz und Genuß gegeben; im Laufe der Zeit hätten sich jedoch einzelne mehr davon angeeignet, als sie brauchten, und so seien die Vermögensunterschiede entstanden — durch Raub: jeder Reiche sei ein Ungerechter oder der Erbe eines solchen, der Reichtum an sich ein Unrecht. Darum gehöre das Überflüssige von Rechts wegen den Armen, das Almosen sei eine Pflicht der Gerechtigkeit; wer es verweigere, verletze nicht allein die Liebe, sondern auch das Recht. Daraus schöpft das Almosen seine sündentilgende Kraft: es macht ein begangnes Unrecht wieder gut. Durch Isidor von Sevilla,

der diese Anschauung in den Text eines römischen Juristen hineininterpretiert (Wasser, Ufer und Luft gehöre nach Naturrecht allen gemeinsam), geht in das kanonische Recht die Lehre über, das Naturrecht fordere den gemeinsamen Besitz aller Güter. Freilich wurde das Verbot des Diebstahls und aller andern Vergehungen gegen das Privateigentum nach wie vor eingeschärft, aber man betrachtete dieses als einen nicht mehr zu ändernden Abfall von der ursprünglichen Naturordnung, der durch Almosen gesühnt werden müsse. Thomas nimmt den Satz: nach Naturrecht ist alles gemeinsam, zwar an, gibt ihm aber eine neue Bedeutung. Es werde damit weder der Gemeinbesitz empfohlen, noch das Privateigentum verboten, sondern nur gesagt, daß die Eigentumsverteilung eine Wirkung des positiven Rechts sei. Demnach sei das Privateigentum nicht gegen die Natur, sondern komme als ein Ergebnis der Vernunfttätigkeit zur Natur hinzu (Unde proprietas possessionum non est contra jus naturale, sed juri naturali superadditur per adinventionem rationis humanae). Das ist ganz dasselbe, wie wenn die neuern Staatsrechtslehrer sagen: außerhalb des Staates, von Natur, gibt es kein Recht; erst der Staat schafft das Recht. Sehr gut ist die folgende Stelle. „Von Naturrechts wegen, das kann einen zweifachen Sinn haben. Man kann damit meinen, daß die Natur dazu neige, zum Beispiel dem Nächsten kein Unrecht zuzufügen; oder auch, daß das Gegenteil von Natur nicht vorhanden ist. So könnte man sagen, es sei für den Menschen das Natürliche, nackt zu gehn, weil nicht die Natur ihm Kleider gibt, sondern die Kunst sie erfindet. So darf man auch sagen, von Natur sei aller Besitz gemeinsam und seien alle Menschen gleich frei, weil die Besitzverteilung und die Sklaverei nicht von der Natur, sondern zur bessern Gestaltung des menschlichen Lebens (ad utilitatem humanae vitae) von der Vernunft der Menschen eingeführt worden sind.“ Thomas spricht hier in sehr anspruchloser Form die Wahrheit aus, die vielen Naturschwärmern bis auf den heutigen Tag noch nicht aufgegangen ist, daß der Menschenvernunft die Aufgabe gestellt ist, die Natur durch die Kultur zu vollenden, oder um es kurz zu sagen, daß der Mensch kein Tier ist.

Daß das Privateigentum eine Folge der Sünde sei, gesteht Thomas den Kirchenvätern zu, nur meint er auch dieses wieder anders als sie. Während sie die Entstehung des Privatbesitzes auf wirkliche Frevel einzelner, auf Raub zurückführten, hält Thomas nur die Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts im allgemeinen für die Ursache, daß das Privateigentum notwendig geworden sei; eine sündelose Menschheit hätte die Güter ohne Zwietracht gemeinsam besitzen und genießen können, wie das ja auch einer Genossenschaft von Männern oder Frauen möglich sei, die nach der christlichen Vollkommenheit streben (hier entgeht ihm die Hauptsache: daß in einer kleinen Genossenschaft sehr vieles möglich ist, unter anderm auch die Demokratie, was in einer großen oder gar in einem nach Millionen zählenden Volke immer unmöglich sein wird). Die Verderbnis der Sünde hat das nun geändert; diese jedoch vorausgesetzt, ist das Privat-

eigentum eine wohltätige und heilsame Einrichtung, die allein eine friedliche und geordnete Verwaltung und Benutzung der Güter möglich macht. Was die Gütergemeinschaft der Urchristen betrifft, so meint Thomas, eine solche Einrichtung sei wohl möglich, aber nicht auf die Dauer; die Apostel hätten sie getroffen, weil sie im heiligen Geiste vorausgesehen hätten, daß die Gemeinde zu Jerusalem nicht lange bestehen werde; bei den Heiden, unter denen die Kirche Bestand haben sollte, hätten sie sie nicht eingeführt. Entscheidend ist endlich für seine Auffassung, daß er die Verpflichtung, von dem, was über das standesgemäß Notwendige einkommt, Almosen zu geben, nicht aus der Gerechtigkeit ableitet (wozu doch der Wortlaut der Bergpredigt Matth. 6, 1 leicht verleiten kann), sondern aus der Liebe, und die Bestimmung des Maßes ganz dem freien Willen des Schenkenden anheimstellt. Daß er den „Mundraub" in extrema necessitate für erlaubt erklärt, als Beweis für seinen Kommunismus anführen wollen, wäre unverständig. Friedrich der Große hat in einem Briefe an einen seiner Franzosen (das Zitat daraus habe ich leider verloren) es ausgesprochen, daß in diesem Falle, wo die gesellschaftliche Ordnung ihren Zweck dem einzelnen Menschen gegenüber nicht mehr erfüllt, dieser durch sie auch nicht mehr gebunden, für ihn der Naturzustand zurückgekehrt ist, wo die Gebrauchsgüter primi occupantis sind. Heutige Richter sprechen mit dieser Begründung mitunter in solchen Fällen frei.

Bei dem allgemein bekannten und viel erörterten kanonischen Zinsverbot brauchen wir nicht zu verweilen. Auch Thomas hat es mit der schon den Alten geläufigen Ansicht von der Unfruchtbarkeit des Geldes begründet. Das Geld sei nichts als Tauschmittel, kein fruchttragender Gegenstand. Beim Verleihen oder Vermieten eines solchen dürfe man sich selbstverständlich einen Anteil an der Nutzung, einen Leihzins oder Pachtzins ausbedingen, nicht aber beim Verleihen eines Gegenstandes, dessen Benutzung in seinem Verbrauch bestehe, wie eines Brotes oder einer Geldsumme; hier dürfe nur die Zurückerstattung des Verliehenen, natürlich nicht des identischen Gegenstandes, der ja nicht mehr vorhanden sei, sondern seines Äquivalents gefordert werden. Diese Anschauung enthält zwei Wahrheiten, die immer wieder zu predigen zu allen Zeiten notwendig sein wird: daß man aus der Not des Nächsten keinen Vorteil ziehen, daß man nicht Wucher treiben darf, und daß es unsittlich ist, dem eine Frucht abzunehmen, dem keine gewachsen ist. Ein Notdarlehn ist seiner Natur nach ein Werk der Nächstenliebe, und wer es zu einem Geschäft benutzt, der ist eben ein Wucherer. Nun waren in der Zeit, wo die Lehre vom Wucher ausgebildet wurde, sowohl im klassischen Altertum wie im frühen Mittelalter, die Darlehn gewöhnlich Notdarlehn, und gerade erst in der Zeit, da Thomas schrieb, begann sich der Produktivkredit in größerm Maßstabe zu entfalten, zunächst in den Handelsstädten, wo oft Geld für kaufmännische Unternehmungen aufgenommen wurde. Dem Thomas hätte es ja schon einfallen können, daß man mit Geld eine Kuh kaufen kann, die Kälber wirft und Milch gibt, oder einen Acker, oder einen Garten voll Fruchtbäume, oder ein Frachtschiff, mit dem viel

Geld verdient werden kann, oder eine mit Werkzeugen ausgestattete Werkstatt. Daß ihm diese handgreifliche Widerlegung der das ganze Zeitalter beherrschenden Ansicht nicht eingefallen ist, wird man ihm bei der Macht herrschender Vorstellungen über die Gemüter um so mehr verzeihen, weil sie auch Luther noch nicht einzusehen vermocht hat. Die eigentliche Verschuldung des kanonischen Rechts und der Scholastik besteht darin, daß sie aus gegenwärtigen Verhältnissen und Zuständen einen allgemeinen Begriff: Unfruchtbarkeit des Geldes ableiteten und diesem Begriff das gesamte Wirtschaftsleben zu unterwerfen versuchten. Ähnliches tun zwar andre Leute auch, zum Beispiel die heutigen Marxisten, und auf andern Gebieten, besonders in der Politik, doch auch in den Naturwissenschaften, kommt dergleichen vor; es gibt eben immer und überall Doktrinäre. Im vorliegenden Falle wirkte jedoch der Doktrinarismus oder Scholastizismus ganz besonders schädlich, weil sich die Kirche des allgemeinen Begriffs bemächtigte, ihn zu einem Dogma stempelte, das geglaubt werden müsse, und auf Grund dieses Dogmas sich anmaßte, dem Wirtschaftsleben Gesetze vorzuschreiben, dem Verkehr die Bahnen zu weisen für alle Zeiten. Die wirtschaftliche Entwicklung hat sich natürlich nicht um das Dogma gekümmert, und die Theologen, die Kanonisten, die Juristen sahen sich aller Augenblicke genötigt, die Theorie durch eine neue Auslegung dem praktischen Lebensbedürfnis anzupassen. Wilhelm Endemann hat (in seinen Studien über die romanisch-kanonistische Wirtschafts- und Rechtslehre) diesen langen Anpassungsprozeß beschrieben. Schön war er nicht, denn es gehörten viel Sophismen dazu, das „unerträglich verkünstelte, das natürliche Rechtsbewußtsein verletzende und die gesunde Entwicklung des Verkehrs schwer schädigende Konglomerat von Rechtssätzen“, das die Folge des kanonischen Zinsverbots war, aufzubauen und dann Stück für Stück wieder abzubauen.

Überschauen wir nun das Ganze, so müssen wir sagen: die thomistische Lehre greift weder die Grundlagen unsrer heutigen Gesellschaftsordnung an, noch enthält sie eine Rechtfertigung der Faulheit oder eine Einladung zum Müßiggang. Nicht irgendeine volkswirtschaftliche Lehre, sondern ein Institut, das von einem theologischen Dogma empfohlen wurde, hat wirtschaftlichen Schaden angerichtet. Indem Beschaulichkeit als höchste Vollkommenheit und das Gebet als eine Leistung fürs Gemeinwesen angepriesen wurde, lag darin eine Aufforderung an die Faulen, diese bequeme Leistung mühseligern Leistungen vorzuziehen, und so züchtete die Lehre von dieser Art guter Werke einen Stand zahlreicher Drohnen. Außerdem wirkte die Lehre von den guten Werken, zu denen Schenkungen an Kirchen und Klöster gerechnet wurden, mit der Naturalwirtschaft, die eine andre Besoldungsart als die Nutzung von Grundstücken nicht kannte, zusammen, ein Dritteil des europäischen Grund und Bodens in den Besitz der Toten Hand zu bringen, was bei wachsender Bevölkerung die gesunde wirtschaftliche Entwicklung selbst dann schwer geschädigt haben würde, wenn der kirchliche Grundbesitz durchweg gut verwaltet worden wäre, und wenn seine

Nutznießer dem Gemeinwesen die ihrem Einkommen entsprechenden Dienste geleistet hätten, was bekanntlich beides nicht der Fall war. Darum forderte der Zustand Europas um das Jahr 1500 eine durchgreifende Änderung. Die Reformation beseitigte die Drohnen und vermehrte die Zahl der Arbeiter. Sie schaffte das kanonische Recht ab und gab den weltlichen Obrigkeiten die volle und unbeschränkte Gewalt in weltlichen Dingen, sodaß diese ohne Rücksicht auf unveränderliche Dogmen je nach Art und Zeit in angemessener Weise geordnet und getroffne Anordnungen nach Bedürfnis geändert werden konnten. Und durch die Einziehung der Kirchengüter, die später auch auf die katholischen Staaten ausgedehnt worden ist, wurden dem Staat die Mittel für Erfüllung seiner Aufgaben zur Verfügung gestellt. Sie sind nicht sofort überall richtig verwandt worden, aber durch die Befreiung aus der Gewalt der Toten Hand wurden sie wenigstens in Umlauf gesetzt, sodaß sie mit der Zeit in die besten Hände gelangen konnten. Ein Amerikaner meint, die vordem „imaginative“ und „emotionelle“ Bevölkerung Europas sei damals „ökonomisch“ geworden und habe darum eine wohlfeilere Religion gebraucht; was einen sehr komplizierten Prozeß nach amerikanischer Art einseitig, oberflächlich und ein wenig karikiert darstellt. (Brooks Adams: Das Gesetz der Zivilisation und des Verfalls; mit einer Einleitung von Theodor Roosevelt.)

Diese Wirkung der Reformation ist ihren beiden Hauptzweigen gemeinsam; dagegen besteht in einer andern Beziehung ein tiefgehender Unterschied zwischen ihnen. In der Ablehnung aller Erscheinungen und Bestrebungen, die wir heute mit den Ausdrücken Kapitalismus, modernes Wirtschaftsleben kennzeichnen, steht Luther fest und ohne Wanken auf dem Boden der alten Kirche, und auch die lutherischen Bevölkerungen und Regierungen sind noch lange darauf stehen geblieben. Nicht bloß schilt er auf die Fuggerei und hält am kanonischen Zinsverbot fest, sondern er will auch, daß ein jeder in dem Stande verbleibe, in den Gott ihn gesetzt hat, und sich mit seinem standesgemäßen Einkommen begnüge; besonders die Dienstboten sollen bei billigem Lohn und fleißiger Arbeit ausharren. Der Kaufmannsstand wird durch Regelung der Ein- und Ausfuhr sowie durch Preistaxen auf ehrbar bescheidnen Gewinn eingeschränkt. Strenges Verbot des Müßiggangs und des Bettels, schreibt Troeltsch in dem (bei Anzeige der „Kultur der Gegenwart“ von uns besonders gelobten) Essay: Protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit, „fordert eine unausgesetzte Arbeitsamkeit; daß aber die Arbeit innerhalb des gegebnen Systems nährt, das ist teils durch den Vorsehungsglauben, teils durch die Wirtschaftspolitik der Regierungen und die Dünnheit der Bevölkerung gesichert. In möglichst abgeschlossenen Handels- und Erzeugungsgebieten wird nach dem Prinzip des Nahrungsschutzes jedem seine Sphäre garantiert; dafür ist er Fleiß und Dienstwilligkeit schuldig. So ist zu erwarten, daß [wie Seckendorff schreibt] »keinem Untertan die Notdurft zu seinen Lebensmitteln außer sonderbarer Strafe und Verhängnis Gottes und sein Verschulden mangle«. Beweglichkeit der Güter und des Besitzes, auch der

Menschen, wird nach Möglichkeit verhindert, Fremde und Vagabunden werden abgeschoben. Das Ziel der Arbeit ist, wie für die mittelalterliche Wirtschaftslehre, das Auskommen und das Übrighaben für Liebeszwecke. Der Reichtum und Überfluß ist volkswirtschaftlich erwünscht, aber kein Ziel für das Individuum. Es ist nicht bloß der überwiegend agrarische Charakter des Luthertums und der Boden unentwickelter wirtschaftlicher Verhältnisse, der sich in dem Ausschluß oder der äußersten Einschränkung der Zinses äußert. Es ist die religiös-ethische Abneigung des Asketismus gegen den Besitz und seine Gefahren, die hier vor allem wirkt. Die Pflege des innern Menschen und des Gefühlslebens, die Verwerfung der sündigen Welt und ihrer Versuchungen läßt trotz manchen merkantilistischen Versuchen der Obrigkeiten den Geist des Kapitalismus nicht aufkommen. Eine so [christlich-patriarchalisch, wie das später bezeichnet wird] erzogne Bevölkerung stellt gute Beamte, gute Untertanen, gute Soldaten und willige Arbeiter, aber sie bringt keine Initiative und Planmäßigkeit des individuellen wirtschaftlichen Handelns hervor. Es ist eine sonderbare Verschränkung gegenüber dem Calvinismus. Ist dieser in seiner puritanischen Strenge dem Vergnügen und dem Lebensgenuß viel feindlicher als das Luthertum, so ist wiederum die Askese des Luthertums der Entwicklung der modernen Wirtschaft und des Kapitalismus, der Technik und der Unternehmungslust viel feindlicher als der Calvinismus, der diese Dinge für das Gedeihen des christlichen Gemeinwesens benutzen zu müssen meint. Hier wirken Mittelalter und kanonisches Recht im Luthertum fort, während der Calvinismus es hier scharf durchbrochen hat, um an andern Punkten um so schroffer alte Wege zu gehn."

Daß der Kapitalismus bei den Calvinisten entstanden und heute in den von ihnen beeinflußten Ländern am vollkommensten ausgebildet ist, hat man ja schon immer gewußt, aber erst Max Weber hat in seiner klassischen Abhandlung*) klar gemacht, daß es wirklich der Glaube Calvins gewesen ist, der den Geist des Kapitalismus, und damit diesen selbst, erzeugt, und wie er das zustande gebracht hat. In einem sehr verwickelten Prozeß ist es geschehen; wer diesen wirklich verstehen will, muß Webers Essay studieren; hier können nur Andeutungen gegeben werden. Zur Charakteristik des kapitalistischen Geistes führt Weber Stellen aus Mahnungen Benjamin Franklins an. Hier nur einige Worte daraus! „Bedenke, daß die Zeit Geld ist, daß Kredit Geld ist, daß Geld von einer zeugungskräftigen und fruchtbaren Natur ist. Wer nutzlos Zeit im Werte von 5 Schillingen vergeudet, verliert 5 Schillinge und könnte ebensogut 5 Schillinge ins Meer werfen. Wer 5 Schillinge verliert, verliert nicht nur diese Summe, sondern alles, was damit bei Verwendung im Gewerbe hätte verdient werden können, was, wenn ein junger Mann ein höheres Alter erreicht, zu einer ganz bedeutenden Summe aufläuft." Das ist noch nicht der

*) Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus im 20. und 21. Bande des Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 1905.

ganze Geist des Kapitalismus, aber ein wesentlicher Bestandteil von ihm: Geld verdienen, immer Geld verdienen, bloß um des Verdienens willen; Geld als Lebenszweck, was unnatürlich ist, da das Geld seiner Natur nach nur ein Mittel zur Beschaffung der Lebensbedürfnisse ist, sodaß einer, der nur mäßige Bedürfnisse hat, nicht mehr zu verdienen wünscht, als zu ihrer Befriedigung notwendig ist, und nicht mehr arbeitet, als dieser Zweck fordert. Traditionalismus nennt Weber diese natürliche Anschauung und die ihr entsprechende gemächliche Art zu arbeiten, aus der die moderne Konkurrenz allüberall den Handwerker, den Kaufmann, den Landwirt hinauspeitscht. Diese Arbeitweise war dem Altertum und dem Mittelalter eigen, und zu ihr neigt die katholische Bevölkerung noch heute. Sie will arbeiten, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen und zu genießen, nicht um Geld aufzuhäufen. War nun etwa die Änderung dieser Anschauung und Stimmung eine Wirkung veränderter wirtschaftlicher Verhältnisse, marxistisch gesprochen, der ideologische Überbau eines neuen Wirtschaftssystems? Das Mittelalter hielt den Handel für sittlich bedenklich, die Kirche tolerierte ihn bestenfalls. Die Kaufleute selbst schämten sich ein wenig ihres Gewerbes und suchten auf dem Sterbebette durch milde Stiftungen die Sünden zu sühnen, die sie durch Geldverdienen begangen hatten. „Wie ist nun aus diesem sittlich tolerierten Gebaren ein Beruf im Sinne Franklins geworden? Wie ist es historisch erklärlich, daß im Zentrum der »kapitalistischen« Entwicklung der mittelalterlichen Welt, in Florenz [der Stadt der großen Bankiers] als sittlich bedenklich galt, was in den hinterwäldlerisch-kleinbürgerlichen Verhältnissen von Pennsylvanien im achtzehnten Jahrhundert, wo die Wirtschaft aus purem Geldmangel stets in Naturaltausch zu kollabieren drohte, von größern gewerblichen Unternehmungen keine Spur, von Banken nur die vorsintflutlichen Anfänge zu bemerken waren, als Inhalt einer sittlich löblichen, ja gebotnen Lebensführung gelten konnte? Hier von einer Widerspiegelung der materiellen Verhältnisse in dem ideellen Überbau reden zu wollen, wäre ja barer Unsinn."

Nicht materieller Zwang, sondern die Religion hat den Wandel bewirkt. Die leitenden Geister des sechzehnten Jahrhunderts waren ausschließlich von dem Gedanken an das Jenseits erfüllt, alles lag ihnen an der ewigen Seligkeit; das Weltliche schien an sich wertlos. Nicht etwa die auri sacra fames hat sie in den Kapitalismus hineingetrieben; die ist zu allen Zeiten vorgekommen; die spanischen Konquistadoren, deren Hidalgogeist das Gegenteil des kapitalistischen war, wurden von ihr getrieben. Auch war der Calvinist keineswegs gewissenlos im Handel, sondern höchst reell. Den kapitalistischen Geist sowohl in den Unternehmern als in den Arbeitern auszubilden, dazu ist eine lange Erziehung notwendig gewesen. Den Anfang hat Luther gemacht, indem er die Erfüllung der Berufspflicht für den eigentlichen Gottesdienst erklärte und zugleich für die vollkommne Sittlichkeit, über die hinaus eine vollkommnere nicht gesucht oder erstrebt werden dürfe. Auch den Begriff des Berufs im modernen Sinne, behauptet Weber, habe erst Luther geschaffen. Paulus meine mit κλῆσις nur die Berufung zum

ewigen Heil, nicht die Arbeit des Handwerkers, des Dieners, der Hausfrau. Nur die Sprachen der protestantischen Völker wendeten auf diese Pflichterfüllung das Wort Beruf, calling, an, das einen religiösen Sinn habe. Die Romanen gebrauchten vocation (vocacion, vocazione) nur im Sinne des paulinischen Wortes κλῆσις; den bürgerlichen Beruf bezeichneten sie mit profession, métier und ähnlichen Ausdrücken. Damit war nun freilich ein wichtiger Schritt vorwärts getan, aber bei diesem ist es auch im Luthertum geblieben. „Luther las die Bibel durch die Brille seiner jeweiligen Gesamtstimmung, und diese ist im Laufe seiner Entwicklung zwischen 1518 und 1530 nicht nur traditionalistisch geblieben, sondern immer traditionalistischer geworden." Die calvinistische Askese oder Selbstdisziplinierung mußte hinzukommen, dem neuen Begriff weltbewegende Kraft zu verleihen. Als die Träger des asketischen Protestantismus nennt Weber den Calvinismus, den Pietismus, den Methodismus und die täuferischen Sekten; da jedoch die kräftigsten Antriebe vom Calvinismus ausgegangen sind, und zwar von der Form, die er im schottisch-englischen Puritanertum angenommen hatte, so werden hauptsächlich dessen Erscheinungen der Darstellung zugrunde gelegt.

Die Prädestinationslehre wird nach der Westminster Confession von 1647 vorgetragen. Diese furchtbare Lehre mußte zunächst das Gefühl einer unerhörten innern Vereinsamung erzeugen. Der gläubige Calvinist sah sich dem unabänderlichen Dekret gegenübergestellt, das ihn entweder zur Seligkeit berief oder ewig verdammte. Im ersten Falle hatte er alles und brauchte niemand und nichts; im zweiten Falle konnte kein Mensch, kein Prediger, keine Kirche und kein Gott ihm helfen. Tiefes Mißtrauen selbst gegen die nächsten Freunde wird ausdrücklich von den calvinischen Predigern geraten. Nur auf Gott darf der Erwählte vertrauen, nur Gott darf er zum Freunde, zum Vertrauten haben: er ist ganz auf sich allein und auf Gott gestellt. Dazu gesellte sich die qualvolle Angst vor dem Tode und vor dem, was nach dem Tode droht. Dieselbe Angst, die man bei katholischen Heiligen findet. Während aber viele von diesen sie durch Selbstpeinigungen zu mildern suchen, ergreift der Calvinist rastlose Arbeit als das geeignetste Mittel. Diese ist ihm ja als Pflicht auferlegt. Er soll das äußere Leben nach dem Willen Gottes gestalten, und durch welche Mittel, das sagt ihm eben sein Beruf, der Ruf Gottes, der ihn in eine bestimmte Lebensstellung versetzt und ihm einen bestimmten Wirkungskreis zugewiesen hat. Unablässige, womöglich körperliche Tätigkeit hilft ihm über die Angst hinweg und macht ihm die Vereinsamung erträglich. Doch darf diese Tätigkeit keine planlose Geschäftigkeit zum Zweck der Betäubung sein, und damit ist ein zweiter Hauptbestandteil des kapitalistischen Geistes gegeben: die Rationalisierung der Arbeit, der Produktion. Aufgabe des Erwählten ist, als Werkzeug Gottes an der rationellen Gestaltung des Kosmos mitzuarbeiten. Und zwar in einem doppelten Sinne. Zunächst das eigne Leben, die eigne Person vernünftig zu gestalten, alles triebhafte, gefühlsmäßige Tun auszuschließen, durchaus verständig

und nach einem festen Plane zu handeln, sich selbst methodisch — der sogenannte Methodismus ist eine Frucht dieses Geistes — zu erziehen, zu bessern. Darum wird strenge Selbstkontrolle geübt. Es ist die alte methodische Klosteraskese in einer neuen Gestalt. „Die christliche Askese trägt in ihren höchsten Erscheinungsformen schon im Mittelalter durchaus diesen rationalen Charakter. Die welthistorische Bedeutung der mönchischen Lebensführung im Occident im Gegensatz zum orientalischen Mönchtum beruht auf ihm. Sie ist im Prinzip schon in der Regel des heiligen Benedikt, noch mehr bei den Kluniazensern und Zisterziensern, am entschiedensten endlich bei den Jesuiten, emanzipiert von planloser Weltflucht und virtuosenhafter Selbstquälerei. Sie ist zu einer systematisch durchgebildeten Methode rationaler Lebensführung geworden, mit dem Ziel, den status naturae zu überwinden, den Menschen der Macht der irrationalen Triebe und der Abhängigkeit von Welt und Natur zu entziehen, der Suprematie des planvollen Wollens zu unterwerfen.... Die puritanische, wie jede rationale Askese, arbeitet daran, den Menschen zu befähigen, seine konstanten Motive, insbesondre die methodisch eingeübten, gegenüber den Affekten zu behaupten, ihn zu einer Persönlichkeit, zu einem bewußten, wachen, hellen Leben zu erziehen, die Unbefangenheit des triebhaften Lebensgenusses zu vernichten.“ In der alten Kirche war diese Methodik auf die Ordensleute beschränkt geblieben, wenn auch der Tertiarierorden des Franziskus sie in einem Teile der Laienwelt verbreitete. (Heute geschieht dies durch die Missionen, durch die frommen Bruderschaften und durch die geistlichen Exerzitien für Gymnasiasten, Studenten, Lehrer, Gewerbetreibende, Frauen in größerm Umfange.) Der Calvinismus trug diese Askese in die Welt hinaus und unterwarf ihr alle, die zu seiner Gemeinschaft gehörten. Die tägliche Gewissenserforschung wurde von den Asketen beider Konfessionen geübt, nur daß den Calvinisten der kontrollierende und die Selbsterziehung leitende Beichtvater fehlte; der Calvinist kontrollierte sich selbst, oft mit Hilfe eines Tagebuchs, und richtete sich auch selbst; dabei verging er sich nach dem Urteile der Lutheraner durch Selbstgerechtigkeit und Werkheiligkeit. An die Stelle der Mönchsaristokratie trat im Calvinismus die Aristokratie der Auserwählten. Und hier sind nun noch zwei andre Dienste zu erwähnen, die der Arbeiteifer dem Calvinisten leistete. Was ihn am meisten quälte, war der Zweifel, ob er erwählt sei. Seine Kirchengemeinschaft umfaßte ja auch Verworfne. Diese sollten nicht ausgestoßen, sondern zur Ehre Gottes unter das von den Auserwählten ihnen auferlegte Joch der christlichen Lebensordnung gezwungen werden; äußerlich also unterschied sich beider Wandel nicht. Nun war es nicht bloß Bedürfnis für ihn, sondern es galt als Pflicht, sich für erwählt zu halten. Wie sollte er diese Überzeugung erlangen? Ein Mittel war rastlose Berufsarbeit: daß er freiwillig tat, was die Verdammten nur gezwungen taten, daran war die Erwählung zu erkennen. Außerdem aber war rastlose Berufsarbeit, Verkürzung des Schlafes und der Erholung, neben Mäßigkeit und Enthaltung von allem, was die Sinnlichkeit reizt, ein Mittel, sich vor Sünden zu

bewahren, besonders vor der Sünde, die der Puritaner am meisten fürchtete. Auch in dieser Empfehlung der Arbeit als eines Mittels, sich vor fleischlichen Anfechtungen zu bewahren, stimmt die puritanische mit der katholischen Askese überein. „Die sexuelle Askese ist ja im Puritanismus nur dem Grade, nicht dem Prinzip nach von der mönchischen verschieden, und infolge der Erfassung auch des ehelichen Lebens weiterreichend als jene. Denn der Geschlechtsverkehr ist auch in der Ehe nur als das von Gott gewollte Mittel zur Mehrung seines Ruhmes, entsprechend dem Gebot: Seid fruchtbar und mehret euch, zulässig."

Die rationale Selbsterziehung führt nun auch zur Rationalisierung der Berufsarbeit, also, da die Puritaner weder Beamte noch Gelehrte zu sein pflegten, sondern meistens Landwirte und Gewerbetreibende oder Kaufleute waren, der Produktion und des Handels. Vor allem wird ein bestimmter Beruf gefordert. Der angesehenste puritanische Theologe, Baxter, lehrt: „Außerhalb eines festen Berufs sind die Arbeitsleistungen eines Menschen nur unstete Gelegenheitsarbeit, und er verbringt mehr Zeit in Faulheit als in der Arbeit. Der Berufsarbeiter wird seine Arbeit in Ordnung vollbringen, während ein andrer in ewiger Verwirrung steckt; darum ist ein fester Beruf für jedermann das beste." „Dem Leben des Berufslosen, bemerkt Weber hierzu, fehlt eben der systematisch-methodische Charakter, den die innerweltliche Askese verlangt. Auch nach der Quäkerethik soll das Berufsleben des Menschen eine konsequente asketische Tugendübung, eine Bewährung seines Gnadenstandes an seiner Gewissenhaftigkeit sein, die in der Sorgfalt und Methode, mit der er seinem Beruf nachgeht, sich auswirkt. Nicht Arbeit an sich, sondern rationale Berufsarbeit ist eben das von Gott verlangte. Auf diesem methodischen Charakter der Berufsaskese liegt bei der puritanischen Berufsidee immer der Nachdruck, nicht, wie bei Luther, auf dem Sichbescheiden mit dem einmal von Gott zugemessenen Lohn. Darum wird nicht nur die Frage, ob jemand mehrere callings kombinieren dürfe, unbedingt bejaht — wenn es für das allgemeine Wohl oder das eigne zuträglich und niemand sonst abträglich ist, und wenn es auch nicht dazu führt, daß man in einem der kombinierten Berufe ungewissenhaft wird. Sondern es wird auch der Wechsel des Berufs keineswegs als an sich verwerflich angesehen, wenn er nicht leichtfertig, sondern um einen Gott wohlgefälligern und das heißt dem puritanischen Prinzip entsprechend nützlichern Beruf zu ergreifen erfolgt. Und vor allem: die Nützlichkeit eines Berufs und seine Gottwohlgefälligkeit richtet sich zwar in erster Linie nach sittlichen und demnächst nach Maßstäben der Wichtigkeit der darin zu produzierenden Güter für die Gesamtheit, aber alsdann folgt als dritter und natürlich praktisch wichtigster Punkt: die privatwirtschaftliche Profitlichkeit. Denn wenn jener Gott, den der Puritaner in allen Fügungen des Lebens wirksam sieht, einem der Seinigen eine Gewinnchance zeigt, so hat er seine Absichten dabei; mithin hat der gläubige Christ diesem Rufe zu folgen, indem er sie sich zunutze macht." Dabei muß aber mit strengster Rechtschaffenheit verfahren werden, teils aus Gewissenhaftigkeit,

teils, wie der rationale Geschäftsbetrieb bald erkennen läßt, weil honesty the best policy ist.

So hätten wir nun auch ein drittes Element des kapitalistischen Geistes: Profitmachen ist Pflicht; und nehmen wir noch das vierte hinzu, so haben wir alles Wesentliche beisammen. Der Reichtum ist bedenklich — doch nicht an sich, sondern nur als Verlockung zum Genuß. Sport als Erholung zur Wiederherstellung und rationeller Pflege der Kräfte wird gestattet. Dagegen „der triebhafte Lebensgenuß, der von der Berufsarbeit wie von der Frömmigkeit gleichermaßen abzieht, war eben als solcher der Feind der rationalen Askese, mochte er sich als kavaliermäßiger Sport oder als Tanzboden- und Kneipenbesuch des gemeinen Mannes darstellen. Mißtrauisch und feindlich ist demgemäß auch die Stellung zu den nicht direkt religiös zu wertenden Kulturgütern. Nicht als ob ein düsteres, kulturverachtendes Banausentum im Lebensideal des Puritanismus enthalten gewesen wäre. Das gerade Gegenteil ist wenigstens für die Wissenschaft richtig." Aber in allen Gebieten der nicht wissenschaftlichen Literatur und der „Sinnenkunst" legte sich ein Reif auf das Leben des alten fröhlichen Englands. Die Romanleserei, das Theater, der Schmuck der Person wurden verpönt, die Lebensführung und Kleidung uniformiert, die bildenden Künste gering geachtet. „Daß in Holland für die Entwicklung einer großen, oft derb realistischen Kunst Raum blieb, beweist nur, wie wenig exklusiv die dortige autoritär gehandhabte Sittenreglementierung nach diesen Richtungen gegenüber dem Einfluß des Hofes und des Regentenstandes, aber auch der Lebenslust reich gewordner Kleinbürger zu wirken vermochte, nachdem sich die kurze Herrschaft der calvinistischen Theokratie in ein nüchternes Staatskirchentum aufgelöst und damit der Calvinismus seine asketische Werbekraft verloren hatte." Zur puritanischen Askese gehörte auch noch der Grundsatz, daß erlaubte Genüsse nichts kosten dürfen. Geld darf nur auf Notwendiges und Nützliches, nicht auf Überflüssiges ausgegeben werden. Das führt unter anderm zur Ausbildung der Kunst des Komforts, der zu den Gesundheit fördernden und darum nützlichen Genüssen gerechnet wird. Die innerweltliche protestantische Askese, so faßt Weber das Ergebnis seiner Untersuchung zusammen, „wirkt mit voller Wucht gegen den unbefangnen Genuß des Besitzes; sie schnürt den Verbrauch, speziell die Luxuskonsumtion ein. Dagegen entlastet sie den Gütererwerb von den Hemmungen der traditionalistischen Ethik, sie sprengt die Fesseln des Erwerbsstrebens, indem sie dieses nicht nur legalisiert, sondern direkt als von Gott gewollt ansieht. Der Kampf gegen die Fleischeslust und gegen das Hängen an äußern Gütern ist kein Kampf gegen Reichtum und Erwerb, sondern gegen die damit verbundnen Versuchungen. Diese aber liegen vor allem in der Wertschätzung der als Kreaturvergötterung verdammlichen ostensiblen Formen des Luxus, wie sie dem feudalen Empfinden so nahe liegen, anstatt der von Gott gewollten rationalen und utilitarischen Verwendung für die Lebenszwecke des Einzelnen und der Gesamtheit. Dem Flitter und Schein

chevaleresken Prunkes, der, auf unsolider ökonomischer Basis ruhend, die schäbige Eleganz der nüchternen Einfachheit vorzieht, setzen die Quäker die saubere und solide Bequemlichkeit des bürgerlichen home als Ideal entgegen.... Halten wir nun noch die Einschränkung der Konsumtion mit der Entfesselung des Erwerbsstrebens zusammen, so finden wir als Ergebnis: Kapitalbildung durch asketischen Sparzwang „und asketischen Arbeiteifer". Im Mittelalter galt es wie im klassischen Altertum für erlaubt, ohne Arbeit vom Ertrage seines Vermögens zu leben, wenn man solches hatte; ja wer dem städtischen Patriziat angehören wollte, der war verpflichtet, „müßig zu gehn". Bei den Puritanern durfte niemand müßig gehn. Und wie dem Unternehmer, so ist dem Arbeiter der Trieb, mehr zu verdienen, als er braucht, anerzogen worden, obwohl lange Zeit hindurch die Calvinisten gerade so wie die Lutheraner darauf bedacht waren, ihren Arbeitern die Genügsamkeit zu erhalten, also ihnen eine von der eignen verschiedne Moral einzuimpfen. Die religiösen Wurzeln, aus denen der Kapitalismus herausgewachsen ist, sind abgestorben, und an manchen seiner heutigen Formen würde weder Calvin noch Baxter Freude haben. Doch bedarf der Kapitalismus der religiösen Motive nicht mehr. Er ist heute „ein unabänderliches Gehäuse, in das der Einzelne hineingeboren wird, und das diesem die Normen seines wirtschaftlichen Handelns aufzwingt. Der Fabrikant, der diesen Normen dauernd entgegenhandelt, wird ökonomisch ebenso unfehlbar eliminiert, wie der Arbeiter, der sich ihnen nicht anpassen kann oder will, als Arbeitloser auf die Straße gesetzt wird." Doch ist etwas zurückgeblieben, das an den religiösen Ursprung des kapitalistischen Geistes erinnert: die gute bürgerliche Moral, wie man sie besonders in den Häusern solider Kaufleute findet.

Um die beschriebne Leistung des Calvinismus voll zu würdigen, müssen wir noch bedenken, daß wir dem kapitalistischen Geiste, den er erzeugt hat, die moderne Technik verdanken; denn diese würde nicht entstanden sein, wenn nicht die Konkurrenz der Erwerbsgierigen dazu gezwungen hätte, unausgesetzt auf Verbesserung und Beschleunigung des Produktionsprozesses zu sinnen. Der oben genannte Brooks Adams nennt nicht den kapitalistischen Geist, sondern — amerikanisch roh — das Kapital selbst, und zwar das Geldkapital im ursprünglichen Sinne, das Hartgeld, den Erzeuger: dem Golde, das die Engländer in Indien geraubt haben, sei die Maschinenindustrie zu danken gewesen; ohne dieses Gold würde die Dampfmaschine gleich vielen andern früher gemachten Erfindungen ungenutzt geblieben sein. Daß dieses Gold den Engländern große Dienste geleistet hat, soll nicht geleugnet werden, aber die Maschinentechnik hat es nicht erzeugt. Gold haben auch die Römer und die Griechen gehabt, trotzdem sind alle Erfindungen ihrer Physiker (mit der Verwendung der komprimierten Luft im Heronsball waren diese der Entdeckung der Dampfkraft schon sehr nahe gekommen) nur für Spielereien verwandt worden, weil der sie beherrschende Geist das Gegenteil des kapitalistischen gewesen ist, der sich, um das

noch einmal zu sagen, keineswegs im Zusammenrauben von Edelmetall oder in dem Einfordern von Wucherzinsen äußert, und der sich, wie Weber hervorhebt, immer das Geld zu verschaffen weiß, dessen er bedarf. Ist es nicht ganz offenbar, daß die Vorsehung jene religiöse Erregung des sechzehnten Jahrhunderts zu dem Zwecke erweckt und mit ihr ganze Völker ergriffen hat, um dadurch eine großartige wirtschaftliche und technische Umgestaltung zu bewirken, die moderne Welt zu schaffen? Ihre Seelen gedachten die Calvinisten zu retten, Millionen, ja Milliarden Leibern, und damit natürlich auch den zugehörigen Seelen, haben sie das irdische Leben ermöglicht.

Carl Jentsch



Literarische Rundschau



Es ist eine leider nicht zu bestreitende Tatsache, daß die Dichter Deutschlands ein so geringes Interesse an den politischen Ereignissen und Dingen im weitesten Sinne nehmen, wie keine andre Gruppe geistig tätiger Menschen im Vaterland überhaupt. Wenn man von dem einen Ernst von Wildenbruch und etwa von Johannes Trojan, dem Redakteur des Kladderadatsch, absieht, so muß man schon weit suchen, um Dichter zu finden, die selbst den größten Fragen politischer, nationaler Entwicklung ein erkennbares, ihre Tiefen durchleuchtendes Interesse entgegenbringen. Werden dann einmal Versuche, gar Kollektivversuche nach dieser Richtung gemacht, so kommen wunderbare Dinge zutage, wie bei der Bewegung gegen die sogenannte Lex Heinze. Die Tradition ist jäh abgebrochen. Wilhelm Jordan und Gustav Freytag haben keine Nachfolger gehabt, und es ist deshalb heute ein recht wehmütiger Genuß, Dichterstimmen aus frühern Jahren deutscher Entwicklung wieder lebendig zu machen, Dichterstimmen von Männern, die nicht fern dem großen Leben der Nation und fremd ihrer täglichen harten politischen Arbeit, so oder so in Gleichgiltigkeit oder gar in dekadenter Nichtachtung lebten, sondern die mit jedem Atemzug nationaler Erwartung und nationaler Enttäuschung mitjubelten und mitzitterten. Es kommt gar nicht darauf an, einen solchen Dichter, wie das etwa mit Herwegh geschah, auch einmal ordentlich zu überschätzen, wenn man nur einen hat. Ferdinand Freiligrath war so einer, und sich das wieder gegenwärtig halten, ist die schönste Freude, die uns aus der Beschäftigung mit seinen Werken heute erblühen kann. Die wohlgeordnete Ausgabe, die Ludwig Schröder in der bekannten trefflichen Hesseschen Klassikerbibliothek veranstaltet hat (Ferdinand Freiligraths sämtliche Werke in zehn Bänden mit Bildnis usw. Leipzig, Max Hesse), bietet dazu in bequemer Form und in noch nicht erreichter Vollständigkeit Gelegenheit. Gewiß war auch Freiligrath kein Lyriker, der aus der Tiefe

Kleinodien von unvergänglicher Leuchtkraft emporhob. Dazu gelang ihm der Vers zu schnell, ihm fehlte die Straffheit der Selbstbescheidung, und sogar in jenen uns lieb gewordnen Versen: „O lieb, solang du lieben kannst" empfinden wir bereits den Hauch einer Vergänglichkeit, die zu überwinden die Konzentration des Gedichts nicht stark genug ist. Aber wenn Freiligrath ohne jede Pose aus einem, wie seine Geständnisse ergeben, von selbst erwachsnen Herzensdrang heraus mitjubelt in dem Jubel seiner Tage und mitjammert unter ihrem Druck — dann geht auch uns, die wir diesen Kämpfen nun lange entrückt sind, das Herz auf. Wenn wir den großen Erfolg seines ersten Gedichtbandes verstehn wollen, müssen wir uns schon umständlich in die Zeit seines Erscheinens versetzen. Um die Wirkung des „Glaubensbekenntnisses" oder des Ça ira! nachzufühlen, bedarf es dessen nicht. In diesen Versen bebt und lebt zu viel Durchrungnes, von einer starken Seele ganz Durchempfundnes, und ihr Bestes wird und soll noch auf lange hin nicht vergessen sein. Die neue Ausgabe bringt in dem nun schon gewohnten Gewande alles, auch an Übersetzungen, was von dem Dichter überhaupt dem Druck zugänglich war. Die Biographie von Ludwig Schröder ist wohl aus verlagstechnischen Gründen nicht so ausführlich geworden, wie sie Schröder nach verschiednen eingestreuten Bemerkungen gern gegeben hätte. Wir hätten es ihm gedankt, ebenso wenn es möglich gewesen wäre, die Anzahl der prächtigen Briefe des Dichters auch in dieser Ausgabe noch zu vermehren. Hoffentlich findet Freiligrath, dessen Persönlichkeit in ihrer ganzen hellen Lebensfähigkeit, in ihrem mutvollen Idealismus klar hervortritt, von neuem viel Verbreitung.

Wenn Freiligrath und seine Zeitgenossen, auf welcher Seite sie auch standen, den politischen Umschwung der Dinge aufs heißeste mitempfanden, so hat doch kaum einer die große technische Umwälzung im zweiten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts nach ihrer vollen Bedeutung erfaßt. Auch wer nicht, wie Justinus Kerner, grollend die Tür verschloß vor Dampf und Kohlenstaub, wußte doch die eigentümliche Bedeutung, die eigentümliche Schönheit dieser Umwälzung kaum zu fassen. Max Eyth, von dem ich im 22. Heft an dieser Stelle geschrieben habe, hat das oft beklagt und war selbst Poet genug, an seinem Teil die Lücke auszufüllen. Und eine ihm verwandte Gestalt ist Max Maria von Weber, dessen gesammelte Schriften seine Tochter, Frau Maria von Wildenbruch, jetzt unter dem Titel „Aus der Welt der Arbeit" (bei G. Grote in Berlin) neu herausgegeben hat. Auch Weber, der Sohn des großen Komponisten, war Ingenieur, Eisenbahner; auch er empfand zugleich durchaus als Künstler und wußte die Eindrücke, die Beruf und Leben ihm brachten, in einer Form wiederzugeben, die sich der Dichtung zum mindesten nähert. In dem köstlichen, nicht genug zu empfehlenden Buche, zu dem Ernst von Wildenbruch eine tiefernste Einleitung und der verstorbne Max Jähns eine warme Biographie geschrieben haben, finden sich prachtvolle Sachen. Techniker, denen wir viel verdanken, ohne gemeinhin viel von ihnen zu wissen, werden in scharfer Profilierung

dargestellt. Das Leben des Lokomotivführers auf den Schienen, in eisiger Winternacht, bei einer Katastrophe, wird anschaulich und immer aus einer Perspektive dargestellt, die die Erzählung über die Höhe eines Tagesfeuilletons weit hinaushebt. Dazwischen werden noch lehrreiche Vergleiche der verschiedensten Eisenbahnsysteme gezogen, große Brückenbauten und andre schwierige technische Arbeiten liebevoll und ohne eine Spur von Langeweile dargestellt. Max Maria von Weber, das lehrt jede Zeile, muß einer der eigenartigsten Menschen gewesen sein, die Deutschland gekannt hat. Er erscheint als eine glänzende Mischung zwischen dem praktischen Mann des industriellen Aufschwungs unsrer Tage, wie ihn die germanische Rasse zuerst in den angelsächsischen Ländern ausgebildet hat, und dem humanistisch gebildeten und gerichteten Deutschen der Tage seines Vaters und seiner Jugend.

Ich kann noch einmal auf meinen letzten Aufsatz zurückgreifen, worin ich Lulu von Strauß und Torney als Novellistin pries. Sie hat inzwischen einen Roman „Lucifer“ veröffentlicht (bei Egon Fleischel u. Co. in Berlin), der von ihrem Talent eine noch stärkere Vorstellung gibt. Wieder eine historische Erzählung, wieder mit außerordentlicher Lebendigkeit hingestellt in ihre Zeit, und diesmal doch zugleich mit wärmerm Anteil an den dargestellten Menschen. Das Prachtstück unter den vielen Charakteristiken ist der Bischof von Olmütz, ein Schaumburger, der den großen Kreuzzug gegen die Stedinger mit anführt. Ein Mann, den Lulu von Strauß in dem ganzen Buch nicht viel sprechen läßt, und der doch in jedem Zuge so lebendig wird wie kein zweiter, wie selbst der Held kaum. Es ist ein ehrliches Stück Kunst, das hier niedergelegt ist, und zugleich ein höchst spannendes Werk, was man ja auch einmal hervorheben darf.

Auch der neue Roman von Clara Viebig Absolvo te (ebenfalls bei Fleischel u. Co.) beginnt so, als ob er in starker Spannung zu Ende gehn würde. Aber leider läßt dieser Eindruck sehr bald nach. Schon die überreichen Wiederholungen derselben Vorgänge und derselben Empfindungen ermüden auf die Dauer. Wir haben schließlich wirklich kein Interesse mehr daran, ob Herr Tiralla von seiner Frau umgebracht wird oder nicht, und wir verlieren auch jedes Interesse an dieser Frau, die auf die Dauer nichts als unsympathisch, bar jedes menschlich wahren Zuges wirkt. Der Grundfehler liegt freilich da, wo wir ihn leider bei Frau Viebig schon öfters haben suchen müssen. Diese hochbegabte Frau, deren Schaffen in den letzten Jahren ja in diesen Blättern regelmäßig verfolgt worden ist, geht immer wieder Pfade, die gerade sie nicht zum Ziele führen können. Denn die Verquickung katholischer Gläubigkeit mit einer beständigen Sucht zum Verbrechen, wie sie in Frau Tiralla dargestellt sein soll, ist gewiß ein Problem, das einen Dichter reizen kann. Und ich zweifle nicht, daß zum Beispiel eine Enrica von Handel-Mazzetti oder Lulu von Strauß so etwas darstellen könnten. Frau Viebig fehlen hierfür die innern und wohl auch die äußern Maßstäbe. Sie ist in der Eifel zu Hause, kennt

sich dort, am Rhein, und was die Hauptsache ist, in den Seelen der Bürger und kleinen Leute ihrer Jugend aus wie wenige. Ihre Eifelnovellen und ihre „Wacht am Rhein" waren dafür glänzende Zeugnisse. So oft sie sich, von einem falschen Ehrgeiz oder einer schiefen Selbstbeurteilung schlecht beraten, äußerlich oder innerlich auf andre Gebiete gewagt hat, ist ihr die Vollendung eines runden Kunstwerks, ja auch nur (was wir dankbar hinnehmen würden) eines fesselnden Unterhaltungsromans versagt geblieben. Und diesmal fehlen sogar die reizvollen Einzelheiten, die sonst noch jedes ihrer Bücher aufwies. Ich möchte wünschen, daß wir einmal drei Jahre lang gar nichts von Frau Viebig zu lesen bekämen, und glaube, daß sie uns dann wieder etwas geben könnte, was auf der in allzu hastiger Produktion verlassenen Höhe früherer Schöpfungen steht.

Eine dritte Frau, Emma Flügel, die unter dem Namen Ernst Dahlmann schreibt, scheint am Beginn eines Aufstiegs zur Kunst und zum Erfolge zu sein. Freilich fehlt ihrem neuen Buch „Lüttjendörp. Eine niedersächsische Dorfgeschichte" (Leipzig, Alwin Schmidt) die volle Rundung zur Einheit. Über der Wiedergabe vieler Einzelheiten dörflichen Lebens ist der Verfasserin das zusammenhaltende Band ein wenig entglitten, und so bleiben es mehr einzelne Bilder, was wir mitnehmen, als ein ganzes Gemälde. Diese Bilder aber zeigen einen großen Fortschritt gegen den frühern Roman „Imme" (vgl. Grenzboten vom 15. September 1904) in der Echtheit der Zeichnungen. Es „stimmt" eigentlich alles und geht über früheres auch hinaus in einem manchmal bittern, im großen und ganzen aber erquickenden Humor. Emma Flügel, die bisher im Schatten stand, scheint nun ins Licht zu rücken. Ich schließe das besonders aus einem der letzten Hefte des Kunstwarts. Ich freue mich dessen und wünsche ihrem äußern Aufstieg die erfreuliche Folgerichtigkeit ihres innern Wachstums.

Auch Diedrich Speckmann hat in den letzten Jahren mit seinen beiden niedersächsischen Erzählungen „Heidjers Heimkehr" und „Heidehof Lohe" (beide bei Martin Warneck in Berlin) verdientermaßen Erfolg gehabt. Es sind reine, schlichte, stille Bücher, bei denen das Poetische wie von selbst aus den geschilderten Menschen und Dingen hervortritt. Die Menschen der Lüneburger Heide, um die es sich hier handelt, sind gegeben in einfacher Anschaulichkeit. Es wird nicht der Versuch gemacht, durch straffe Führung konzentriertes Leben zu geben, sondern Speckmann erzählt unbesorgt weiter im Flusse seiner Geschichten. Unbesorgt auch betont er die Tendenz seiner Bücher zur Heimat und zum Festhalten am Alten, solange das Neue nur neu und nicht auch erprobt gut ist. So wenig wie sich die Tendenz aufdrängt, so wenig tun es Speckmanns Menschen, mit denen wir gern zusammen sind. Es wird freilich kaum einer von ihnen als starke Einzelerscheinung in uns weiter leben; dazu ist Speckmanns dichterische Gestaltungskraft nicht groß genug, und dazu erhebt er sich auch auf der andern Seite wohl mit Absicht nicht genug über das Typische. Es sind reine Bücher, gute Bücher insbesondre für die deutschen Häuser, in

denen man nicht nur die Zeitung und den neusten Sensationsroman oder das neuste angebliche Bekenntnisbuch liest.

Der Erzähler Hermann Stegemann tritt in diesem Jahre mit einem Band Gedichte vor das Publikum: Vita somnium breve (bei Egon Fleischel u. Co. in Berlin). Die Kunst Stegemanns in diesen Versen bringt nicht den lauten Schrei einer ersten Leidenschaft, sondern den vollen, aber durch die Erfahrung reifer Jahre abgetönten Nachhall.

Die goldne Wage meines Lebens schwebt
Im Gleichgewicht; kaum daß das Zünglein bebt.

Und in den gleichgestellten Schalen ruht
Des Lebens Last und heimgebrachtes Gut.

Die eine trägt, was mir im heißen Drang
Der Kampf des Daseins auf den Nacken zwang.

Trophäen sind darüber angehäuft,
Doch Schweiß und Blut davon herniederträuft.

Und in der andern ruht auf blankem Erz,
Aufwiegend alles, meines Weibes Herz.

Echte Lebenslaute, in deren schönem Fluß fast nirgends Ungeschmack der innern oder äußern Form zu vermerken ist. Nächtliche Phantasien, die nicht schematisch dargeboten werden, sondern aufs klarste immer persönlichen Erlebnissen entwachsen sind. „Auf und nieder in der Nacht" geht der Rhythmus der Verse anders als am hellen Tage. Kurz und gut, ein schönes Buch, aus dem ein männlicher, warmer Geist spricht, nicht unbedingt originell, aber künstlerisch gebändigt und lebenswahr wie wenige unsrer Lyriker.

Von dem Versbuch „Thanatos", das A. K. T. Tielo (bei Axel Juncker in Stuttgart) herausgegeben hat, könnte man fast Satz für Satz das Gegenteil sagen wie von dem Stegemanns. Es ist noch keineswegs reif, der unausgetragnen Phantasien und Gedanken sind viele, überall wird Originalität auf abseitsliegenden Wegen erstrebt und oft genug erreicht. Ein junges Herz gibt sich hier, wo dort ein Mann, der über die erste Höhe schon hinaus ist, Garben sammelt. Dafür ist Tielos Buch freilich ein starkes Versprechen für die Zukunft, ein ungewöhnliches Zeichen dafür, wie unsre junge Kunst heute lebt. Tielo ist ein Ostpreuße aus Litauen, dessen Kunst mir schon auffiel, als wir uns im Musenalmanach Berliner Studenten von 1896 zuerst begegneten. Er hat seitdem unablässig an sich gearbeitet und sich vor allem an Spitteler erzogen, dessen Formenstrenge er anstrebt. Nur fehlt ihm der romanische Einschlag, der bei Spitteler unbedingt herauszufühlen ist, dafür hat er das Erbteil seiner litauischen Heimat, das heißt in diesem Falle gerade das Gegenteil, nämlich eine auf schroff geformtes Wesen nicht gerichtete, dämmerige Naturschilderung. Den Kampf dieser beiden Elemente in Tielo zu beobachten, ist reizvoll, und er ergibt in dem reichen Buch oft genug Meisterwerke. So wenn sich in dem „Kinderspiel" die Mittagsstimmung eines litauischen Dörfchens gebannt sieht

in prächtig aufgebaute Neunzeiler, so wenn umgekehrt der antike Stoff der Penelope in weichfließende Gewänder gekleidet wird. Ich setze dieses Gedicht ganz hierher.

Penelope

„Odysseus kommt", so rann es nächtig raunend
Durch Plutos schwarze, nebelnde Zypressen.
„Odysseus kommt! Auch ihn, den meerumstürmten,
Ruhmvollen Helden mit dem Denkerhaupte
Hinstreckte Thanatos. Schon raucht gen Himmel
Auf Ithaka des Königs Flammengruft."

„Odysseus kommt." Und aus dem Schwarm der Schatten
An des Kokytos fahles Felsenufer
Vordrängten all die fürstlich hohen Frauen,
Die ihn geliebt: die bleichverhärmte Mutter,
Nausikaa, schlank, des Phäakenlandes
Tiefschöne Tochter — lauschend mit Kalypso
Die kluge Kirke, scheu gefolgt von Löwen,
Zuletzt Athene mit gesenktem Speere,
Im schlachtgewohnten Auge feuchten Glanz.

Doch zwischen ihnen glitt gedämpftes Fragen:
„Odysseus kommt — wo weilt Penelope?
Sie, die auf ihn gewartet zwanzig Jahre,
Vom Sumpfe frecher Freier unvergiftet,
Vergaß die Gattin ihn in dem Gefilde
Des immergrünenden Elysiums?"
Und dumpfer schluchzte die umwölkte Welle,
Und Ruderschläge schollen. Charons Nachen
Herwälzte sich durch Dunst und Todesgrauen —
Versonnen hob sich eine greise Schläfe,
Zwei Arme kreuzten sich im Purpurmantel
Auf starrer Brust —
Da traf das graue Schweigen,
Das Klageruf und Gruß sonst unbarmherzig
Erdrückt, ein greller Schrei.
Und jäh vom Abhang
Wie dämmeriges Randgeröll sich löste
Ein Schatten, o, der stillste aller Schatten,
Der unbemerkt seit Monden dort gekauert —
Ums müde Antlitz wogten Witwenschleier —
Sie war es, die Vermißte, Leidverlorene,
Die ewig nur im Herzen Einen trug.
Die schweren Säume raffend, kielentgegen
Ihr Fuß stob in das eisige Gewässer.
Schon aber zog Odysseus die Geliebte
Zum Felsenbord.
Da bebten sie und hielten
Sich fest umschlungen — die versehnten Lippen
Fanden sich neu, die blassen Lippen färbte
Ein Hauch von Blut und Jugend — holde Ahnung
Verlieh den blassen Lippen Morgenschimmer —

So tranken sie sich Lethe. Traumhaft netzte
Kaum ihren Frieden grüßendes Gemurmel,
Als nickten ihnen bange Spiegelbilder
Im Scheine schwankenden Asphodelos!
Doch Pallas streute, herrlich helmbuschflatternd,
Auf ihrem Pfad mattroten Mohnes Zauber
Und silbertauige Narzissenpracht.
Und während Nacht und Schweigen sich vertieften,
Auf Blumen schwebten sie aus Traum und Trauer,
Im Blicke heilige Klarheit, Hand in Hand
Vorüber an den Klüften der Verdammten
Geradeswegs ins leuchtendste Gefilde
Elysiums.

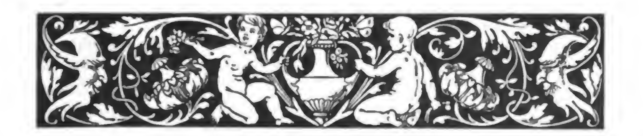
Daneben finden sich Stücke litauischer Natur in das knappste Kleid gepreßt und Balladen von starkem Gehalt, nicht ohne Humor, freilich auch nicht ohne Unausgeglichenheiten. Jedenfalls aber ist Tielo ein Dichter, der in der Gegenwart auf eignen Füßen steht, und von dem wir Bedeutendes zu erwarten haben. Der Band enthält von Anfang bis zu Ende nichts, was bloß klappert, nichts, was nur gereimt worden wäre um des Reimes willen, ohne innern Zwang.

Das Beste habe ich mir heute bis zuletzt aufgehoben. Richard Dehmel läßt seine gesammelten Werke in zehn wohlfeilen Bänden (bei S. Fischer in Berlin) erscheinen. Es liegen bis jetzt drei vor, die die Gedichtsammlungen „Erlösungen", „Aber die Liebe", „Weib und Welt" enthalten. Was zuerst Bewunderung verdient, ist der Bienenfleiß, mit dem Dehmel hier die alten Sammlungen umgearbeitet, in manchen Gedichten Zeile für Zeile geändert und gewandelt hat. Es ist doch wahrlich ein Zeichen hoher künstlerischer Vornehmheit, wenn man sich noch in so schaffensfrohen Jahren nicht mit dem Abdruck alter Auflagen begnügt, sondern immer wieder feilt und bessert, um sein Werk reiner und reiner zu gestalten. So wird es gewiß nötig sein, wenn alle zehn Bände vorliegen, und das ist für das Jahr 1909 versprochen worden, sich die bisherige Lebensarbeit dieses Dichters ganz von neuem zu vergegenwärtigen. Heute genüge ein Hinweis. Die Zeit ist ja vorbei, wo Dehmel ein Besitz ganz enger Kreise war, der von Fernstehenden teils absichtlich gemieden, teils belächelt wurde. Immer weiter ist die Erkenntnis gedrungen, in alle Lager der Literaturgeschichte und der Kritik, soweit beide ernst zu nehmen sind, und zu Kunstfreunden aller Art, an denen das materiell aufsteigende Deutschland doch schließlich auch reicher wird: die Erkenntnis, daß in diesem Dichter so viel von der besondern Art und Größe unsrer Zeit lebt wie in keinem andern. Dehmel ist der stärkste Gestalter (denn auch der Lyriker gestaltet) seiner Generation. Ich glaube, daß aus seinen Werken einmal nicht nur der künftige Literaturhistoriker, sondern insbesondre der Historiker der Psychologie, der künftige Kulturforscher, lernen werden, was an unsrer Zeit das Eigentümliche, das Große war. Es gibt für mich kaum eine komischere

Behauptung, als daß Richard Dehmel Dekadent wäre. Nein im Gegenteil, während unsre lieben Dekadents aus der „dumpfen Sucht“ nie herauskommen, hat er sich längst zu „lichter Glut“ emporgeläutert. Und wie er äußerlich an seinen Werken bessert, so geht seine innere Entwicklung (das lehrt fast jedes neue Gedicht) immer wieder zur Höhe. Bartels hat jüngst Dehmel als wertvollern und kräftigern Ersatz für Heine empfohlen. So sehr ich wünschte, daß Dehmel annähernd soviel gelesen würde wie heute Heine, so sehr erscheint mir doch die darin liegende Parallele falsch. Mir scheint, daß sich Bartels da durch bestimmte ältere Dehmelsche Gedichte und Gedichtkreise und durch Dehmels persönliche Stellung zu Heine hat verführen lassen. Denn Dehmel wächst nicht nur in seiner lyrischen Kunst weit über Heine hinaus, dem ja Bartels selbst mit Recht einen Platz neben unsern Größten (also Goethe, Mörike, Storm, ich rechne auch Liliencron hinzu) nicht einräumen will; Dehmel bedeutet auch seiner ganzen Weltanschauung, seinem ganzen Ernst, seiner ganzen Persönlichkeit nach viel mehr als Heinrich Heine. Er hat einmal sehr geistvoll Goethe den ewig Trächtigen, Schiller den ewig Trachtenden genannt. Danach würde man ohne Zwang ihn gegenüber seinem Freund Liliencron auf die Schillersche Seite als ewig Trachtenden stellen können. Aber in der seltsamen Mischung der Elemente, die dieser Dichter darstellt, findet sich dann wieder ein Zug trotziger Härte des Wollens und der Form, wie sie etwa Hebbels Persönlichkeit und Hebbels großartigsten lyrischen Schöpfungen eigen sind. Kurz und gut, das Problem Dehmel ist nicht so einfach, aber es ist in jedem Falle ein Problem. Dehmel ist eine Größe, um die niemand herum kann, und mit voller Absicht empfehle ich deshalb an dieser Stelle die neue, auch äußerlich sehr schöne Gesamtausgabe. Ich vermute, daß unter den Grenzbotenlesern viele sind, die Dehmel noch völlig fern stehen. Ich weiß auch, daß mancher, der vielleicht auf diese Zeilen hin seine Bücher vornimmt, sie wieder weglegt, ohne von den Versen nahe berührt zu sein. Das ist einmal nicht anders; gibt es doch heute noch sehr viele, denen zum Beispiel Hebbel oder andre Größen aus der Vergangenheit völlig unzugänglich sind. Aber ich weiß auch, daß sehr viele und gerade reife Männer und Frauen, wenn sie sich nur mit Ernst und Liebe Dehmels Dichtungen nahen, daraus Erquickung und Genuß und die Bekanntschaft mit einem seltsam bedeutungsvollen Geiste schöpfen werden. Dann aber wird Dehmel auch auf sie weiter wirken. Wie er gleich allen überragenden Geistern mit einem Schlagwort nicht zu fassen ist, so soll man auch, ungeblendet durch die Schlagworte derer, die ihn nicht kennen, und derer, die in ihrer krampfhaften Modernität ihn für sich reklamieren, an ihn herantreten. Belohnt wird jeder.

Heinrich Spiero





Cadiz

Reiseerinnerungen von Martin Andersen Nexö in Espergaerde, Dänemark



Fern draußen an dem unsäglich reinen Himmelsrande tauchen zwei gelbe Flecken auf. Eine Zeit lang schwimmen sie am Horizont wie zwei Wasserlilien, lösen sich dann und wachsen langsam auf schlanken weißen Stengeln aus dem Meere empor. Sie zittern in der sonnenflimmernden Ferne wie zwei Staubträger, und zwischen ihnen erhebt sich eine große gelbe Blumenkuppel. Man starrt und staunt ob dieses Wachstums, das an das der Gräser erinnert und so langsam vor sich geht wie dieses; man ist erwartungsvoll gespannt und wird doch nicht ungeduldig. Die See dämpft; und das bedächtige Tempo, der nimmer ruhende Stempelschlag des Schiffes, der eintönig fällt wie der Puls des Wiederkäuers, macht ruhig und friedlich. Und dies Wachsen da draußen teilt einem etwas mit von der großen Geduld der Ewigkeit, so unendlich langsam ist es.

Sie ziehen andre mit sich; seltsame Formen und Farben sprossen aus der Tiefe auf und schmelzen zusammen zu einem mächtigen weißen Beet — die See blüht. Es nimmt gebrochne Konturen an: Zinnen, minaretartige Türme, Kuppeln; es zittert eine Weile vage vor dem Auge, fern, unwirklich — ein Silberschloß mit Kuppeln aus Gold, das sich auf einer blendenden Kreidebank aus dem blauen Meere hebt. Bis die weiße Masse vor dem Blicke in unzählige Flächen bricht, und sich die Stadt wie eine Wasserlilie ausbreitet auf dem blauen Ozean, sich auf Blättern und Stielen wiegend — die Kuppel und die beiden schlanken Turmspitzen der Kathedrale als Krone und Staubträger in die purpurgesättigten Lüfte erhebend. Sechs Fahrstunden sind es nun her, seit wir die ersten schwachen Pünktchen entdeckten, so klar ist die Luft.

Während man in der Bucht von Cadiz Anker wirft, und sich der Blick in die herrlich daliegende Stadt versenkt, klopft einem das Blut in den Adern. Diese fremden Linien; dies wunderbar reine Weiß, nun im Dezember mit hellem Frühlingsgrün vermischt; diese ganze blendende Masse, eingefaßt von dem tiefen Indigo des Meeres und der leichten Mischung von Purpur und Gold und Blau, die der Himmel zeigt, unter der schneeweißen Hülle selbst in Farben spielend, die so fein, so leicht angedeutet sind, daß man sie von keiner andern Stadt in der Erinnerung trägt — das muß das Märchen sein, das wir schon als Kinder ungläubig belächelten: das wunderbare Märchen, aus dem Meere selbst geboren und jubelnd hinaufgehoben in Sonnenglanz und Farben, in Goldschimmer und Blau.

In demselben Jahre, wo Methusalem sein Leben beschloß, segelten einige junge kühne Phönizier ein wenig über das Ende der Welt hinaus, das sich dazumal bei Gibraltar befand, und gründeten die Stadt Cadiz. Sie kam auf eine kleine Insel zu liegen, die sich, durch einen langen schmalen Sandstreifen mit Spanien verbunden, wie ein dünner Hals in das Meer vorschob.

Cadiz wurde bald eine für jene Zeiten bedeutende Stapelstadt; sie wurde das Mittelglied für allen Seehandel zwischen dem Orient und England—Ostsee-Nordfrankreich. Gold, Bernstein, Purpur, Erz, kostbare Stein- und Holzsorten: alle Schätze des Altertums überspülten auf ihrem Wege hin und zurück die Stadt. Sie wuchs und erstarkte hieran an Reichtum und Schönheit und einer eignen weiblichen Herrschbegier, die sie bestimmte, sich der Reihe nach den Mächtigsten hinzugeben, zuerst Karthago, dann Rom. Cäsar befestigte die Stadt und machte sie zum Kriegshafen; allmählich wurde sie der Mittelpunkt des Welthandels, die Königin des Meeres. Der wandernde Brennpunkt der Zivilisation flackerte eine Weile suchend über sie hin, ehe er weiterglitt zu Córdova und Sevilla.

Die Mauren wußten aus der Stadt, dicht umschlossen von tiefem Wasser, wie sie war, keinen Gewinn zu ziehen. So versank sie wieder ins Meer, tauchte jedoch ein Jahrtausend später wiederum auf, ein Ausbeutungsobjekt der Neuen Welt. Wieder wurde Cadiz Mittelglied, diesmal zwischen zwei Welten, große Schiffsbauten erhoben sich, und alle Bank- und Handelshäuser der Erde errichteten dort ihre Filialen. Die Stadt wurde bei der Heimkehr der großen Handelsflotten aus Amerika von Kaufleuten überschwemmt: russischen, jüdischen, indischen; Berbern, blonden Nordländern, schlauen Griechen, riesengroßen Sklavenhändlern aus Westafrika. Es waren auch marokkanische Seeräuber darunter; sie erkundigten sich insgeheim, wann dieses oder jenes Schiff mit seiner Ladung Gold daheim erwartet werde. Das Gold klang wieder in den verschiedensten Zungen, sein Glanz brach sich in allen Hautfarben.

Und es gab Gold genug für den, der es einzufangen verstand! Das Gold und Silber allein, das Cadiz in einem einzigen Jahre (1790) aus Amerika erhielt, belief sich auf einen Wert von 100 Millionen Kronen; und zu einer so gewöhnlichen Ware wurde das Gold in der Stadt, daß selbst die Hunde es als Kette verschmäht und der Freiheit den Vorzug gegeben haben sollen. Nur die Menschen blieben dem edeln Metalle weiterhin treu.

Seinen großen Stoß als Stapelplatz der Alten Welt erlitt Cadiz durch den Aufschwung der Dampfschiffahrt vor etwa dreißig Jahren. Kein Hafen konnte sich einer bessern Lage rühmen: just an der Meeresstraße mit ihrer reißenden Strömung und ihren streitbaren Winden, die es zu einer zuweilen gefährlichen und oft ökonomisch zweifelhaften Sache für die Segelschiffe machten, die Reise zu den weitgestreckten reichen Küsten des Mittelmeeres fortzusetzen.

Aber das Dampfschiff ist nicht wie das Segelschiff an einen Bestimmungsort gebunden, der dicht an den großen Meeren mit weitem Wasser und regelmäßigen Winden liegt; es geht gegen den Wind und gegen den Strom, läuft

durch schmale Meerengen und stromaufwärts durch die Flüsse, löscht ein wenig da und ein wenig dort, setzt so weit wie möglich jeden Hafen in direkte Verbindung mit der großen Welt, vermeidet Umladung, Zwischenhändler, Stapelplätze. Und damit war Cadiz als Handelsstadt im Grunde fertig. Ihren letzten Rest erhielt die Stadt, als Spanien 1898 seine Kolonien und sie hierdurch ihre Bedeutung als Ein- und Ausschiffungsplatz zwischen diesen und dem Mutterlande verlor.

Die Stadt ist in den letzten dreißig Jahren von 100000 auf etwa 65000 Einwohner herabgegangen, die nun von einem stillen Wiederkäuen der Erinnerungen vergangner Größe leben. Sie hat keine häufigere Zugverbindung mit der Außenwelt als eine jütländische Landstation von 200 Einwohnern; täglich kommt ein Postzug an, mit einer regelmäßigen Verspätung von zwei Stunden. Die Madrider Morgenblätter sind erst am Abend des nächsten Tages in Cadiz und kommen, soweit sie abonniert sind, infolge der Verspätung des Postzugs den Lesern selten vor dem Morgen des dritten Tages zu Händen.

In Cadiz fließt das Leben still dahin. Die Stadt wirkt wie ein feines altes Lächeln, von weißen Locken eingefaßt, wie eine weiße Haube, die hinter einem altväterischen Blumentopfe hervornickt; es gibt große Partien der Stadt, in denen man wandelt wie auf verschlossenen Villenwegen, wo verabschiedete Priester und Lehrer ihre Zufluchtsstätte haben — solch ein friedlicher Schimmer umwebt die Häuser, solch eine vegetative Ruhe erfüllt alle Lebensäußerungen. Hier gibt es keine klingelnde, brummende, nervenquälende elektrische Straßenbahn, keinen Chor krähender Fabrikpfeifen, keine rasselnden Arbeitskarren. Das ewige Zittern der Luft, das die moderne Stadt kennzeichnet, das unaufhörliche Vibrieren des Bodens und der Mauern, der aufreizende Wespenton von Millionen klirrender Dinge, das Menschengewoge — all dies gibt es nicht in Cadiz, dessen einzelne Laute weit hinaus hörbar sind wie in einem Dorfe auf freiem Lande.

Der Caditaner sitzt innerhalb seiner vier Wände und hält seine Stadt für die lebhafteste in ganz Andalusien, so natürlich erscheint ihm die Stille. Cafés und Plätze — diese natürlichen Sammelstätten des Südländers — stehn leer, die Promenaden mit ihrer entzückenden Vegetation liegen unbenützt. Nur im Volke, das sich überall und unter allen Verhältnissen gleich bleibt, regt sich dasselbe bunte Leben wie allerwärts, gärt und lärmt es wie überall.

Von allen Seiten wird Cadiz vom Meere begrenzt, das die Stadt wie ein Eisenband dicht umklammert und sie gehindert hat, während des Zustroms der Aufschwungsperioden ihre Grenzen zu erweitern. Steil über dem Wasser erhebt sich die hohe Bastion und läuft wie eine gekrümmte Riesenschlange rund um die Stadt; in ihrem Magen rumort die Artillerie, auf ihrem Rücken läuft die herrlichste menschenleere Promenade, breit wie eine Landstraße und mit alten Feldkanonen geschmückt, die mit Ofenschwärze gebürstet werden. Auf der

einen Seite öffnet sich eine weite entzückende Aussicht über die Bucht und das Festland, auf der andern gibt es kleine Ausluge hinab in enge reinliche Gäßchen, wo die Männer gleich drapierten Versteinerungen stehn, und die Weiber wie längliche Gebetbücher dahinschreiten, bleich, schwarzgekleidet, ernsthaft. Nur wenn sie einem Fremden begegnen, kommt Leben in sie; sie bleiben stehn und schlagen ein gellendes Gelächter an. So weit ist die Stadt nun von der ehemaligen Weltstadt entfernt, in deren Straßen alle Volksstämme wogten und feilschten.

So still wie Cadiz ist selten eine Stadt, so reinlich keine. Mit Ausnahme des Volksviertels um Santa Elena, wo mit Ungeziefer bedeckte Weibergruppen, Kehrichthaufen und krätzige, kahle, herrenlose Hunde ein echt südländisches Großstadtbild schaffen, ist die Stadt so peinlich sauber, fast zierlich, wie das Stübchen einer alten Jungfer. Der Asphalt in den schmalen Gäßchen ist rein wie ein Zimmerboden, und die Häuser erheben sich gleich weiß mit grünen Fensterläden oder Glasveranden durch alle Stockwerke. Rein, kühl, still, in Schatten gehüllt — so liegt die Stadt da unten mit ihren Säulenhöfen, in denen die Springbrunnen plätschern und Palmen, Nerien, Platanen jahraus jahrein grünen. Oft sind diese Säulenhöfe glasüberdeckt und mit Teppichen und Diwans zu kühlen Sommerfrischen eingerichtet.

Richtige Höfe zum Waschen, Trocknen und dergleichen wird man dagegen in dieser dichtgebauten Stadt, wo jedes Karree eine einzige kompakte Häusermasse ist, vergebens suchen. Bis man eines Tags eines der fünftausend Türmchen der Stadt ersteigt und über die flachen Dächer hinausschaut. Jedes Haus hat sein flaches Dach mit einer ringsum laufenden Brustwehr und in der einen Ecke als Abschluß der Wendeltreppe ein Türmchen. Hier ist der Hof, der Waschplatz, die Trockenstelle, vielleicht nebstbei ein wenig Garten oder Werkstätte — eine ganze Stadt in schonungsloser Sonne und stechend weißem Lichte; fünftausend Würfel, ein wenig höher oder niedriger, aber zusammenhängend. Von hier aus gesehen gleicht es einer großen durchschnittenen Bienenwabe, die auf dem klaren Wasser schwimmt, verziert mit kleinen Elfenbeintürmen, weißer Wäsche und brennend roten Pelargonien. Man möchte das alles durchwandern, über die schmalen Spalten springen, die die Gassen bilden, und weiter ziehen, hinüber zu der andern Küste — wenn nur nicht die Sonne so brennend wäre und einen längern Aufenthalt hier oben unmöglich machte. Am Abend ist es hier wunderbar, wenn der Himmel flammt und das Meer von allen Seiten wie geschmolznes Gold herbeikommt, um noch einmal die weiße Stadt zu bereichern.

Ein Sandstreifen von einer Meile Länge und einem Steinwurf Breite verbindet wie ein Nabelstrang die Stadt mit dem Festlande. Zur Linken leckt das Wasser der Bucht träge über einen glatten Strand von bläulichem Kleisand; zur Rechten wälzen sich vor einer Reihe schöner Dünen die Wogen des Atlantischen Ozeans daher wie ein gelbgrüner Brei aus Sand und Wasser; sie kentern am Gestade und fallen dröhnend auf die weiße Küste nieder.

Zwischen den Dünen liegt eine Zigeunerhütte, aufgeführt aus alten Lumpen, Aloeblättern und rostigen Blechplatten. Ein zehnjähriger kleiner Bursche in bloßem Hemde kommt auf uns zu und bettelt, während er mit den Nägeln lange weiße Striemen in die schwarzbraune Haut der Lende kratzt, die von zahlreichen Insektenbissen in Form kleiner aufgeworfner Krater mit einem roten Funken in der Mitte besät ist. So oft er uns aufgeben will, spornt ihn ein altes Weib unten aus dem Dorf in einer sonderbar gellenden Sprache von neuem an.

Die Straße, die wir gehn, bestätigt ausnahmsweise das bekannte Sprichwort und führt wahrhaftig bis nach Rom. Sie läuft über Sevilla – Salamanca – Südfrankreich und ist in ihrer ganzen Länge von Römern angelegt. Noch zeugt ihr seither teilweise ergänztes Mauerwerk von römischer Geschicklichkeit. Allmählich erweitert sich die Sandzunge und wird zu einer flachen nackten Marschgegend mit Kanälen, die an Zahl und Breite zunehmen, bis sie zuletzt den größten Teil des Terrains bilden. Zwischen den Kanälen ist die schwarze Erde von vielen Hufen und Füßen zu einem einzigen ausgetretnen Geleise zusammengeknetet; man folgt ihm wie dem Ariadnefaden und gerät tiefer und tiefer in das Labyrinth magerer Inselchen, auf denen das Vieh weidet, und da und dort eine weiße Pyramide aufragt. Zu allen Seiten, soweit das Auge reicht, erstreckt sich dieses Land, das mit seinen Kanälen, seinem Vieh und den seltsamen Pyramiden einem sauern Marschboden gleicht, in dem ein Nomadenvolk gehaust und, plötzlich verjagt, seine Hunderte von Zelten zurückgelassen hat. Näher besehen erinnern die Pyramiden an schmutzigen Schnee, und kostet man von ihnen, so erweist es sich, daß sie aus Salz bestehen.

Diese anscheinend unfruchtbare Gegend ist eine von Spaniens großen unerschöpflichen Quellen des Reichtums — es sind die Salzgärten von San Fernando. Dies ganze Wirrwarr von Kanalstücken, das mehrere Quadratmeilen bedeckt, ist durch schmale Schleusen mit den langen Hauptkanälen verbunden, die ihrerseits mit dem Meere in Verbindung stehn, sodaß bei Eintritt des Hochwassers jeder Deich gefüllt werden kann. Nun zur Winterszeit ruht die Arbeit, und die Salzdeiche füllen und leeren sich viermal des Tages von selbst, je nach Ebbe und Flut. Im Mai aber, wenn die Sonne heiß bäckt und mehrere Monate lang kein Regen fällt, beginnt die Salzbereitung; das Seewasser wird eingeschlossen und steht 4 bis 5 Viertelellen hoch in den Deichen. Im Laufe von zehn Tagen verdampft es vollständig und hinterläßt am Grunde der Deiche eine zwei Zoll dicke Salzschicht, die an Wieseneis erinnert, unter dem das Wasser teilweise versickert ist.

Ist die Kristallisierung zu Ende, so wird das Salz zusammengeschaufelt, auf Esel geladen und bei den großen Kanälen pyramidenförmig aufgestapelt, von wo flache Prahmen es hinausführen zu den Schiffen in der Bucht. Die Arbeit erinnert den Nordländer auffallend an das Schneeschippen auf einer Eisbahn und bildet einen eigentümlichen Kontrast zu der tropischen Sonne.

Sobald das Salz entfernt ist, werden die Kanäle von neuem gefüllt, und unter normalen Verhältnissen kann dies vier- bis sechsmal in einem Sommer wiederholt werden. Fällt aber Regen während des Verdampfungsprozesses, so scheidet sich das Salz nicht ab, und die Ernte ist zerstört.

Die starke Sonne, die sommerliche Trockenheit und die Salzhaltigkeit des Meeres schaffen hier so günstige Bedingungen wie selten anderwärts. Aber nur wenige der Salzgärten werden noch benützt; der Rest des ungeheuern ausgegrabnen Gebiets liegt da als Tummelplatz für Garnelenfischer und Seevögel, erstickt unter der toten Hand des Staates.

Man wundert sich nicht, daß das Salz hier am Erzeugungsorte die Konsumenten viermal soviel kostet wie in Dänemark, da ja der Staat 12 Millionen Franken jährliche Steuer auf dieses unentbehrliche Nahrungsmittel setzt, man ist es hier gewohnt, jede Quelle des Reichtums von dieser Seite getrübt zu sehen. So lächerlich es scheint, so ist es hier mitten in den Salzgärten ein einträgliches Geschäft, einige Pott Salz zu stehlen; und um den Salzdiebstahl zu verhindern, wird ein kostspieliges Bewachungssystem unterhalten und die Oberfläche der Pyramiden verhärtet, sodaß es oft der Anwendung von Dynamit bedarf, um sie anzubohren.

Und die Stadt Cadiz muß ja auch leben trotz ihrer Weiße. Sie bietet den Schiffen nicht einmal einen Hafen, sucht sie aber statt dessen auf jede Art zu brandschatzen, durch Abgaben und schwindelnde Proviantpreise. Die Frachten verteuern sich hierdurch, und die Schiffe ziehen es vor, in das Mittelmeer einzulaufen, zu den neu aufgetauchten Salzgärten in Sizilien und an der nordafrikanischen Küste, während diese hier zuwachsen und bald nicht einmal mehr mit trocknem Brot all die Menschenarbeit verzinsen, die in ihren Ausgrabungen niedergelegt ist.



Der Antiquar

Von Julius R. Haarhaus

(Schluß)



Es ist eine häufig beobachtete Tatsache, daß das Maß der Entfernung für viele Dinge der eigentliche Wertmesser ist. Wie oft hatte der Freiersmann in Reichenbachs Hof den Augenblick herbeigesehnt, wo eine der beiden Kandidatinnen freiwillig den Kampfplatz räumen und ihm dadurch den Entschluß, der andern einen Heiratsantrag zu machen, erleichtern würde! Jetzt war der Augenblick eingetreten, es bedurfte nur eines einzigen Wortes, die leicht angewelkte Rosalie in eine neuaufblühende Rose zu verwandeln. Sie wäre bereit gewesen, errötend an seine Brust zu sinken, schon zitterte in ihren schlanken, überschlanken Armen das Verlangen, sich um seinen Nacken zu schlingen — aber das Wort blieb ungesprochen. Und weshalb? Weil ihm Frau Minna, jetzt, wo sie seinen Blicken unerreichbar war, wo er ihr

Lachen nicht mehr hörte und keinen Ärger über ihre ketzerischen Marginalien zum unvergänglichen Texte der großen Dichter und Redner des Altertums mehr empfand, als die Perle aller Frauen erschien. Sie war das Urbild des Lebens und der gesunden Sinnlichkeit im Sinne Catulls, sie war eine plastische Illustration zu der Ars amandi des Ovid, sie war für ihn die majestätische Hera, die schalkhaft-schmeichlerische Aphrodite und — daran waren hauptsächlich die grünen Bohnen schuld — die Hestia der Griechen oder die Vesta der Römer in einer Person!

Was half es, daß sich Fräulein Rosalie, die ganz genau wußte, daß sie in der jungen Witwe eine Rivalin losgeworden war, jetzt von ihrer vorteilhaftesten Seite zu zeigen suchte, daß sie ihre Verben durch alle Tempora herunterschnurrte und aus freien Stücken in den gallischen Krieg des großen Julius Cäsar zog! Sie war nun doch einmal nicht Frau Minna! Wenn sie ausharrte, so tat sie es, weil der Name Polykarp mit glühenden Lettern in ihr jungfräuliches Herz geschrieben stand, während Frau Minna — leider, leider! — nur durch die geheimnisvolle Kraft der Wundersalbe an das Lädchen gefesselt worden war. Aber dem Manne, der so lange wie Buridans Esel zwischen den beiden Heubündeln hin und her geschwankt hatte, erschien jetzt plötzlich die wenn auch erzwungne Liebe der rundlichen jungen Witwe tausendmal süßer und begehrenswerter als die freiwillige, immer deutlicher erkennbare Zuneigung der magern Jungfrau.

Fräulein Rosalie konnte dies auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Aus der Tatsache, daß er ihre Übersetzungen deutscher Sätze ins Lateinische nur noch flüchtig ansah und grobe Fehler ungerügt ließ, schloß die ehemalige Lehrerin auf ein Erkalten seiner Gefühle. Und da er immer wieder die entschwundne Witwe erwähnte, wurde ihr klar, daß nur die unfreiwillige Trennung von der Treulosen die unerwünschte Wirkung auf sein Herz ausgeübt hatte. Was blieb Fräulein Rosalie also anders übrig, als zu demselben Mittel ihre Zuflucht zu nehmen? Sie setzte sich eines Tages hin und schrieb, so schwer es ihr auch wurde, an unsern Freund ein nach einem unbestimmbaren Parfüm duftendes Briefchen, worin sie ihm mitteilte, sie fühle sich in der letzten Zeit nicht ganz wohl und wolle ein paar Tage das Bett hüten. Er möge entschuldigen, daß sie gezwungen sei, die lateinischen Stunden für eine Weile zu unterbrechen.

Nun hätte es sich gehört, daß Herr Polykarp Seyler diese Botschaft mit einigen Zeilen der Teilnahme beantwortet und sich von Zeit zu Zeit nach dem Befinden der Patientin erkundigt hätte. Das tat er jedoch nicht, sei es aus purer Vergeßlichkeit, sei es, daß er dem Leiden Fräulein Rosaliens keine besondre Bedeutung beimaß. Er wartete ruhig auf ihre Wiederkehr, wartete, als sich diese immer weiter hinauszog, sogar mit einer Art von Ungeduld, nicht gerade wie ein Liebender auf die Geliebte, sondern wie ein Lehrer auf die Schülerin wartet, von der er Pünktlichkeit gewohnt ist, und die nun plötzlich den ihr erteilten Urlaub unberechtigterweise und ohne ein Wort der Entschuldigung über Gebühr ausdehnt. Und währenddessen wartete sie auf einen Brief von ihm, wartete zuerst mit einer Art von süßen Aufregung, dann mit nervöser Gereiztheit, endlich mit der ganzen Bitterkeit eines in seinen heiligsten Gefühlen gekränkten Herzens. Sie begann an ihre Krankheit selbst zu glauben und empfand es als eine unerhörte Rücksichtslosigkeit seinerseits, daß er sich nicht im geringsten um sie bekümmerte. Am liebsten wäre sie gestorben, bloß um ihn dadurch von der Schwere ihres Leidens und der Größe seiner Schuld zu überzeugen. Sie wollte ihm schreiben, ihm Vorwürfe über Vorwürfe machen, aber da legte sich ihr Stolz ins Mittel, und sie beschloß, schweigend zu leiden und ihren Schmerz und ihren Zorn mit in das kühle Grab zu nehmen.

Inzwischen war Seyler nicht in der besten Stimmung gewesen. Käthchen sprach immer häufiger von ihrer bevorstehenden Abreise, die Kunden blieben nach und nach weg, und die lateinische Schulgrammatik, die noch immer auf seinem Pulte lag, mahnte ihn fortwährend an die glücklichen Stunden und die heitre, aber dennoch auf ernste Ziele gerichtete Geselligkeit, deren Schauplatz das enge, dämmrige Lädchen so lange gewesen war. Noch hatte der Antiquar die Hoffnung nicht aufgegeben, seine Schülerinnen — oder doch zum wenigsten eine von beiden, und dann womöglich die junge Witwe — möchten reuigen Sinnes zurückkehren, da traf wie ein Blitz aus heiterm Himmel ein Blatt imitierten Büttenpapiers ein, auf dem in einer sehr modernen Schrift gedruckt stand, daß sich Frau Minna verw. Krause, geborne Rühlemann mit Herrn Konstantin Voigt, Wolle engros, verlobt habe.

Daß sie für ihn nun unwiederbringlich verloren war, darüber gab sich Polykarp Seyler keiner Täuschung hin. Und da er zu den glücklichen Naturen gehörte, die sich mit dem Unabänderlichen schnell abfinden, so entließ er die Trinität von Hera, Aphrodite und Hestia kurzerhand aus seinem Olymp und beschloß endgiltig, sein Herz bedingungslos auf den Altar der strengen Athene zu legen. Wenn diese nur ein Lebenszeichen von sich gegeben hätte! War sie wirklich ernstlich krank? Wollte sie vielleicht nur seine Ausdauer auf die Probe stellen? Oder wandelte sie etwa gar auf den Pfaden der treulosen Frau Minna? Bei dieser Erwägung packte ihn eine sonderbare Angst. Wenn Käthchen nun wegzog — auf immer, das wußte er! —, und wenn sich dann auch Fräulein Rosalie Schott von ihm abwandte, so war er ein einsamer Mann. Denn auf ein zweites Heiratsgesuch würde er sich nach den Erfahrungen, die er mit dem ersten gemacht hatte, nicht einlassen. Aber er war nun auch so sehr an den Umgang mit Frauen gewöhnt, daß er nicht mehr darauf verzichten mochte.

Es galt also, sich Fräulein Rosaliens zu versichern, ehe es zu spät war, ehe auch ihr Name mit dem irgendeines Mannes vereint in einer modernen Schrift auf einem Blatte imitierten Büttenpapiers stand. Das einfachste wäre wohl gewesen, er hätte an die Dame geschrieben und ihr reinen Wein eingeschenkt. Sie würde seinen Antrag angenommen haben, auch wenn sie etwa gemerkt hätte, daß er sie nur als einen nicht ganz vollwertigen Ersatz für die ihm entgangne junge Witwe betrachtete. Aber auf diesen naheliegenden Ausweg kam er nicht. Er war durch die mit Frau Minna gemachten Erfahrungen unsicher und zaghaft geworden. Daß das Fräulein, wenn er ihr schrieb, wiederkommen würde, davon war er überzeugt. Was nützte das jedoch, wenn er nicht die Gewißheit hatte, sie festhalten zu können? Und dazu besaß er ja glücklicherweise das rechte Mittel. Er brauchte nur die bewährte Wundersalbe wieder anzufertigen und die Schwelle seiner Tür damit zu bestreichen. Betrat sie dann wieder das Lädchen — und dazu wollte er sie schon durch eine Epistel bringen, die nach Stil und Inhalt ein Meisterstück sein sollte —, so war sie dem alten Banne verfallen.

Als Käthchen nach Tisch in das Gewölbe herunterkam, bemerkte sie, wie der Onkel mit seltsamer Hast in allen Regalen herumsuchte. Sie sah ihm eine Weile dabei zu und fragte dann teilnehmend: Du hast wohl etwas verloren, Onkel?

Hm. Verloren gerade nicht, aber verlegt.

Ein Buch?

Einen einzelnen Band.

Vielleicht kann ich dir helfen. Was war es denn?

Hm. Ein Pappbändchen: Lengrich, Beyträge zur Kenntniß seltener und merkwürdiger Bücher mit Rücksicht auf die Numismatik.

O — das ist längst verkauft. Am letzten Donnerstag, gerade als du auf der Stadtbibliothek warst, hat es ein Herr mitgenommen.

Das ist ja gar nicht möglich, erwiderte Seyler, bleich vor Schrecken, den zweiten Band habe ich ja noch hier.

Waren es zwei Bände? fragte Käthchen kleinlaut. Ich fand nur den einen und glaubte deshalb, wir hätten ein inkomplettes Exemplar gehabt. Ich war deshalb froh, als der Herr ihn mitnahm. Er hat fünf Mark dafür bezahlt, und mehr war das Buch doch auch komplett nicht wert.

Ach Kind, du hast ja keine Ahnung, was das Buch wert ist — mir wert ist! stöhnte der Onkel. Weißt du denn wenigstens, wer der Käufer war?

Es schien einer von auswärts zu sein. Er fragte nach numismatischen Werken und speziell nach einer Dissertation über Quedlinburger Münzen.

Wie sah er denn aus?

Es war ein untersetzter Herr Ende der Dreißiger, mit kurzem blonden Haar und rötlichem Schnurrbart. Er glich ein wenig dem Assessor Seufferth, der neulich die Zöpflsche Ausgabe der Carolina kaufte.

Am Donnerstag ist er hier gewesen?

Donnerstag oder Freitag. Es muß ja aus dem Kassabuch hervorgehn. Sie blätterte in dem Buch und sagte dann: Hier stehts! Donnerstag, den 8. September.

Woraus schließt du, daß er von auswärts war?

Er hatte es eilig und wollte noch zu andern Antiquaren. Er hatte auch den neuesten Münzkatalog von Zschiesche und Köder bei sich, und an dessen Umschlag klebte noch ein Stück von einer Zehnpfennigmarke. Er muß den Katalog also unter Streifband durch die Post erhalten haben.

Käthchen, sagte der Onkel, nachdem er einige Minuten nachgedacht hatte, sei doch so gut und hole mir meinen Hut und meinen Mantel.

Sie verließ den Laden. Als er allein war, nahm er das schwarze Pappbändchen, worin die Hälfte — ach, nur die Hälfte! — des Beireisschen Rezepts stand, rückte den Empireschreibtisch von der Wand, öffnete ein Geheimfach an dessen Rückseite und legte das Buch hinein. So! Der zweite Band war jetzt in Sicherheit gebracht. Hätte er doch rechtzeitig alle beide an diesen Ort geborgen! Als Käthchen dann zurückkehrte, stand der Schreibtisch wieder an seinem Platze.

Ich gehe einmal weg, sagte Seyler, wenn etwa Fräulein Schott kommen sollte, so bitte sie, ein wenig zu warten. Ich werde mich beeilen.

Damit verließ er den Laden und begab sich mit schnellen Schritten von Antiquariat zu Antiquariat. Überall stellte er sehr diplomatisch Nachforschungen nach einem untersetzten blonden Herrn mit rötlichem Schnurrbart an, der am Donnerstag dagewesen wäre und nach numismatischen Werken, speziell nach einer Dissertation über Quedlinburger Münzen gefragt hätte. Die Auskünfte, die er erhielt, waren wenig befriedigend und zum Teil einander widersprechend. Dem einen war der Herr groß und schlank, dem andern klein und dick aber brünett erschienen. Dieser glaubte, es sei ein Gymnasiallehrer aus Goslar gewesen, jener hielt ihn für einen Archivar aus Dessau, aber auf die Frage nach der Dissertation über Quedlinburger Münzen wußten sich alle ganz genau zu besinnen. Zuletzt ging Seyler zu Zschiesche und Köder, und hier erfuhr er, daß der Herr ein Doktor Rothe, Privatdozent aus Jena, gewesen sei.

Unser Freund rannte nach Haus, ließ sich von seiner Nichte die alte verschabte und wurmstichige Reisetasche packen und fuhr noch an demselben Abend nach Jena. Am nächsten Morgen machte er dem Doktor einen Besuch und vernahm, daß er in der Tat den Käufer des Buches vor sich habe, zugleich aber auch, daß dieser den Band nicht mehr besaß, sondern an einen Freund in Braunschweig weitergegeben hatte. Seyler ließ sich die Adresse dieses Herrn geben und reiste unverzüglich nach Braunschweig. Dort erfuhr er zu seinem größten Kummer, daß

das Buch längst nicht mehr in den Händen des Braunschweiger Herrn, sondern im Besitze von dessen Tante, einem alten Fräulein in Mühlhausen war, die als eine Urgroßnichte von Beireis die Traditionen der Familie aufrecht erhielt, mit einer Art Fanatismus das Andenken des großen Uronkels kultivierte und alles, was sich auf diesen bezog, pietätvoll sammelte.

Der Antiquar ahnte, als er im Zuge nach Mühlhausen saß und die Vorberge des Harzes an sich vorüberziehn sah, daß ihm ein heißer Kampf bevorstünde. Und richtig: die alte Dame war nicht zu bewegen, das Buch, das auf dem Titel den Bibliotheksstempel und auf den Vorsatzblättern eigenhändige Aufzeichnungen des Familienheiligen trug, wieder herauszurücken. Nur die unbegrenzte Hochachtung, mit der unser Freund von Beireis redete, und die mit einer verblüffenden Bestimmtheit ausgesprochne Überzeugung, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo man die Verdienste des genialen Forschers nach Gebühr würdigen werde, erwirkten ihm die Erlaubnis, sich die handschriftliche Eintragung abzuschreiben. Was wollte er auch mehr? An dem Buche selbst lag ihm nicht das geringste; das Ziel seiner Wünsche war ja nur die erste Hälfte des kostbaren Rezepts, ohne die die zweite, die er daheim in seinem Empireschreibtisch liegen hatte, wertlos war.

In der heitersten Stimmung trat er die Heimreise an, mit triumphierender Miene begrüßte er zu Hause die Nichte, die er wohlweislich über das Ziel und den Zweck seiner Reise im unklaren gelassen hatte. Da fiel ihm im Lädchen eine kleine Veränderung auf. Das große Stehpult war weiter nach der Wand zu gerückt, und der Tisch, an dem Frau Minna und Fräulein Rosalie einst in Rüdesheimer und klassischer Latinität geschwelgt hatten, stand jetzt da, wo früher der Schreibtisch der hochseligen preußischen Königin seinen Platz gehabt hatte.

Den Heimgekehrten überkam plötzlich eine bange Ahnung.

Wo ist das Empiremöbel? stieß er hervor.

Verkauft, Onkel! Glücklich verkauft! Ein Amerikaner hat achthundert Mark dafür gegeben.

Seyler sank auf einen Stuhl und rang nach Atem.

Aber der Inhalt? schrie er, der Inhalt?

Du meinst die Ladenkasse und die vielen Flaschen und Tüten? Die habe ich natürlich vorher herausgenommen.

Ein Buch hast du nicht darin gefunden?

Ein Buch? Nein. Wie sollte das auch hineingekommen sein?

Das Geheimfach hast du nicht geöffnet?

Ein Geheimfach? Davon habe ich nichts gewußt.

Du konntest auch nichts davon wissen, Käthchen. Aber nun sage mir um alles in der Welt: wo ist der Amerikaner geblieben?

Da fragst du mich zuviel, Onkel. Er kam, wollte Reliquien aus der Völkerschlacht sehen, war schon im Begriff, die beiden Pistolen zu kaufen, entdeckte den Schreibtisch, hörte den Preis, bezahlte bar, ging weg und kam nach einer halben Stunde mit zwei Männern wieder, die das Möbel auf einen Handwagen luden und damit wegfuhren. Ich glaube, er sprach davon, daß er eine große Kiste zimmern und den Schreibtisch darin nach seiner Heimat senden lassen wolle.

Hast du keine Ahnung, in welchem Hotel er wohnte?

Nicht die geringste. Er kam von Dresden und erwähnte nur, daß sein Schiff schon am nächsten Tage führe.

Seyler preßte die Hände gegen den Kopf und stöhnte zum Erbarmen. Es dauerte eine geraume Weile, bis er sich wieder beruhigte, dann aber stand er entschlossen auf, nahm das Blatt Papier mit der Abschrift der ersten Hälfte des Rezepts aus der Brieftasche und zerriß es in lauter winzige Fetzen.

Es war ein Wink des Schicksals, sagte er mit leise zitternder Stimme, und ich habe ihn verstanden. Sieh, eine große Mitgift kann ich dir nicht geben, Käthchen. Ich bin mit dem Gelde schneller fertig geworden, als ichs gedacht hatte. Aber die Wäscheausstattung und die Kleider und die beiden Zimmereinrichtungen in Nußbaum, die hast du ja. Ist es nicht viel, so ist es doch etwas. Die achthundert Mark, die du für den Schreibtisch gelöst hast, sollst du auch noch bekommen. Aber etwas, und zwar das wertvollste, kann ich dir außerdem noch geben: den guten Rat, niemals zu übernatürlichen Mitteln deine Zuflucht zu nehmen. Ich kann ja begreifen, daß du deinen Doktor Waetzold an dich fesseln willst, aber ich bitte dich dringend, nimm weder Kampfer noch Aloe, weder Angelika noch Krebsschalen, weder Cremortartari noch pulverisierte gebrannte Katzenknochen dazu, sondern brauche nichts weiter als deine natürliche Liebenswürdigkeit, und wenn er wirklich einmal dumme Streiche machen sollte, was ich aber gar nicht von ihm glaube, ein wenig Nachsicht. Bei der Kocherei ist kein Segen, das heißt: bei der alchimistischen natürlich. Sonst ist es sogar recht gut, wenn du dich um das Kochen kümmerst, denn dein Doktor sieht gerade nicht aus, als ob er bloß von der Liebe leben könnte. Das halte dir allezeit vor Augen und sei gescheiter als dein Onkel, der es modo hyperphysico versuchen wollte.

Nimm mirs nicht übel, Onkel, aber du sprichst in Rätseln, sagte Käthchen, Seyler mit einem unsichern Blicke musternd.

Das schadet nichts, Kind. Auch das Leben spricht in Rätseln. Ich will mich jedoch deutlicher ausdrücken. Halte dich an das Einfache, ganz besonders beim Kochen. Das Einfache ist jederzeit das Beste, Schmackhafteste und Gesündeste. Du weißt, was Juvenal und Petron über die kulinarischen Ausschweifungen der Römer in der Kaiserzeit berichtet haben. Hüte dich vor solchen Dingen. Wir müssen doch noch ein antiquarisches Exemplar von Allesteins Kochbuch dahaben? Nun ja, das kannst du dir heraussuchen und behalten. Und dann: lies niemals den Lukianos. Es stehen Dinge darin, die du nicht wissen solltest. Er verspottet den Glauben an das Übernatürliche ja mit unvergleichlich feinem Witz, aber man gewinnt diesem Übernatürlichen gar zu bald Geschmack ab, und dann begibt man sich auf Gebiete, wo des Menschen Fuß leicht strauchelt. Wenn du Verlangen nach Lektüre hast, so halte dich an die guten lateinischen Rhetoren und Historiker; die stehn durchaus auf dem sichern Boden der Wirklichkeit.

Käthchen hätte nicht behaupten können, daß sie nun klüger gewesen wäre als zuvor, aber sie empfand, daß diese Rede, die zugleich die Abschiedsrede des treuen Onkels an die ihrem Glück entgegenziehende Nichte sein sollte, gut gemeint war. Noch in derselben Woche reiste sie ab, hinaus in das Licht, die Luft und die Freiheit, die sie fortan nicht wieder losließen.

Über Herrn Polykarp Seyler aber kam nun, wie unsre modernen Dichter sagen würden, eine große Stille. Das Lädchen wurde für ihn wieder zur Bibliothek, die recht vereinzelten Kunden mußten wieder warten, bis seine Schätze zum Verkauf reif waren, und blieben, da dieses Stadium der Reife immer seltner eintrat, schließlich ganz weg. Die goldne Flut in der Ladenkasse hatte sich längst verlaufen, aber der Bäcker und der Fleischer, bei dem unser Freund, wenn ihm wirklich einmal der Hunger zum Bewußtsein kam, seinen geringen Bedarf an Leberwurst oder Mettwurst deckte, borgten ihm noch eine Weile ruhig weiter, denn sie dachten an die schöne Zeit, wo alles bar bezahlt worden war, und wo man hinter dem hohen Stehpult Rüdesheimer getrunken und Kuchen gegessen hatte, und rechneten darauf, daß diese Zeit wiederkehre.

Aber in dem Maße, wie sich der Staub in den Regalen häufte und die Not — die ganz gemeine Not des Lebens – stieg, wuchs auch das Glück des

sonderbaren Mannes, der nach und nach alle Bande abstreifte, die ihn an das Irdische gefesselt hatten, der in den kalten Winternächten, ohne den Frost zu spüren, beim Scheine eines Talglichts über seinen Büchern saß (denn die Gasleitung war ihm längst gesperrt worden!), und der, von geistiger Nahrung gesättigt, immer wieder zu vergessen schien, daß auch sein Körper nach Kost verlangte. In Reichenbachs Hof sprachen die Leute kopfschüttelnd davon, daß der Antiquar, seit er nicht mehr unter der Obhut der Nichte stehe, ganz und gar verkomme, und ein bekannter Buchhändler, der sich schon immer für den gelehrten Kollegen interessiert hatte, und dem die Not des Sonderlings zu Ohren gekommen war, besuchte ihn und händigte ihm eine größere Summe ein, die er als Betriebskapital betrachten und, wenn er es einmal zu einigem Wohlstand gebracht haben werde, zurückerstatten sollte.

Seyler nahm das Geld mit Dank an und verwandte es noch an demselben Tage zum Ankauf eines kompletten Exemplars von Bursians Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft.

Acht Tage darauf blieb eines Morgens das Lädchen geschlossen. Die Nachbarn, denen bekannt war, daß Seyler nie mehr in seine Wohnung hinaufging, sondern Tag und Nacht in dem Gewölbe hauste, verständigten die Polizei. Man erbrach die Ladentür und fand den Bücherfreund, in seinen alten Lodenmantel gehüllt, tot an dem Tische sitzend, auf dessen Platte noch die Spuren eines gänzlich herabgebrannten Lichts zu bemerken waren. Seine Hände umklammerten die Ars amandi des Ovid, das Haupt war auf die Brust gesunken, aber auf dem bleichen Antlitz mit den unter den Brillengläsern halb geschlossenen Augen lag ein Schimmer stiller Seligkeit.

Der Arzt, der die Leiche untersuchte, stellte als Todesursache Entkräftung infolge mangelhafter Ernährung fest. In der Ladenkasse jedoch entdeckte man noch fünfundsiebzig Pfennig — und das ist das Allerwunderbarste an dieser Geschichte!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der „Deutsche Tag“ in Bromberg und die Polenpolitik. Der Katholikentag in Würzburg. Der Kaiser in Hannover und in Westfalen. Die Bewegung für Wahlrechtsänderung in Sachsen und in Preußen. Marokko. Die Lage der amerikanischen Union.)

Von den vielen Kongressen, die in diesen Wochen auf deutschem Boden tagten, wollen wir außer dem Sozialistenkongreß, von dem schon die Rede gewesen ist, noch den „Deutschen Tag“ in Bromberg am 17. August und den Katholikentag in Würzburg hervorheben. Jener war ein erfreulicher Beweis davon, daß das Deutschtum der Ostmarken sich auf sich selbst und seine nationalen Pflichten besinnt und gewillt ist, mit der Regierung zusammenzuarbeiten, aber nicht alles von ihr allein zu erwarten. Ob alle die in Bromberg angenommnen Resolutionen beifallswürdig oder ausführbar sind, wollen wir hier nicht erörtern; die Hauptsache ist, daß die Versammlung im ganzen mit der bisherigen Polenpolitik der Regierung einverstanden ist und keine Umkehr wünscht, wie manche ernste Politiker empfehlen, indem sie die völlige Erfolglosigkeit dieser Politik behaupten. Ob ein solches Urteil auch gegenüber dem ausführlichen Bericht, den jüngst die Ansiedlungskommission über ihre zwanzigjährige Tätigkeit (seit 1886) in Posen und in Westpreußen erstattet hat, aufrechterhalten werden kann, ist doch sehr zweifelhaft.

Jedenfalls ist das Deutschtum in diesen Provinzen wesentlich gestärkt, sein Rückgang zum Stillstand gebracht, der Wohlstand und die Steuerkraft gerade der Ansiedlungskreise wesentlich gesteigert worden. Daß das Polentum diese ganze Politik als eine große Härte empfindet, ist selbstverständlich, daß die Polen durch die deutsche Schulsprache nicht germanisiert werden, ebenso sicher. Aber die, die der Regierung eine Umkehr empfehlen, mögen doch erst sagen, wie sie sich eine solche im gegenwärtigen Augenblicke denken, und wie diese ohne die schwerste Schädigung der Regierungsautorität, und ohne die dortigen Deutschen vor den Kopf zu stoßen, möglich sein soll. Wir befinden uns dort eben in einem Kriegszustande; wir können das materiell und kulturell durch den deutschen Staat außerordentlich gehobne Polentum mit den Mitteln, die dem modernen Rechtsstaate zur Verfügung stehn, ebensowenig bewältigen wie jemals aus diesen längst halbdeutschen Landschaften wieder weichen. Es gibt nur ein Mittel, dem Kriegszustande ein Ende zu machen, nämlich den ehrlichen Verzicht der Polen auf ein Polenreich, das Posen und Westpreußen mit umfaßt, ihre Anerkennung eines historisch gewordnen, mehr als hundertjährigen Zustandes, der zum guten Teil durch die Unfähigkeit und die Selbstsucht des polnischen Adels und den Zwang der geographischen Lage herbeigeführt worden ist, diese Gebiete aber auch der Kultur erst gewonnen hat.

Eine Woche nach dem „Deutschen Tage" in Bromberg trat die vierundfünfzigste Generalversammlung der deutschen Katholiken in der alten Bischofsstadt Würzburg zusammen. Ein solches offnes Bekenntnis Tausender von gebildeten Männern zu einer bestimmten geschlossenen Weltanschauung hat unleugbar etwas Imposantes, man mag zu dieser selbst stehn, wie man will. Jedenfalls brächten die Anhänger keiner andern Weltanschauung eine derartige Kundgebung fertig, am wenigsten die der modernsten naturwissenschaftlichen Dogmatik, und der Politiker hat mit Wirklichkeiten, nicht mit bloßen Möglichkeiten, mit der Stärke und nicht mit der Schwäche zu rechnen. Bezeichnenderweise war von der gerade in Würzburg entstandnen Bewegung für die Revision des Index mit keiner Silbe die Rede, schon weil sich die theologische Fakultät der Universität völlig zurückhielt; alle Wortführer und ihnen folgend die ganze Versammlung bekannten sich zu der päpstlichen Unfehlbarkeit in Sachen des Glaubens und der Lehre und zeigten damit, daß, wie vorauszusehen war, jene Revisionsbewegung, die doch schließlich auf einer schüchternen Betonung des Rechts zu freier Forschung beruht, in den katholischen Massen gar keinen Boden hat. Der monumentale Satz des Präsidenten Fehrenbach im Schlußwort: „Die Forschung ist Sache der Wissenschaft, aber die Entscheidung ist Sache des kirchlichen Lehramts" fand stürmischen Beifall. Dafür forderte der Historiker Martin Spahn aus Straßburg, daß die Universitäten überhaupt eine auf christlicher und deutscher Grundlage beruhende Weltanschauung vermitteln müßten, was vielen der dort lehrenden Herren als eine sonderbare Zumutung erscheinen wird. Daß man sich für die konfessionelle Volksschule aussprach, war selbstverständlich und ist nicht nur eine katholische Forderung; auch dem wieder aufgestellten sozialen Programm kann man im ganzen zustimmen. Eine entschiedne Änderung gegen früher bezeichnete es, daß diesmal die Forderung der „territorialen Unabhängigkeit" des Papsttums nicht wiederholt, sondern nur seine finanzielle Unabhängigkeit als unentbehrlich bezeichnet und demgemäß zur reichlichen Spende des Peterspfennigs ermahnt wurde. Eigentliche Polemik gegen den Protestantismus wurde vermieden, er wurde vielmehr in seinen Leistungen anerkannt, wenngleich natürlich der Katholizismus als die allein richtige Auffassung des Christentums gepriesen und die Los-von-Rom-Bewegung zugleich abfällig kritisiert und als in der Abnahme begriffen bezeichnet wurde; denn treues Festhalten an Rom war der Grundton des ganzen Katholikentages. Sympathisch berührte das unumwundne Bekenntnis zu

deutsch-nationaler Gesinnung, denn man hat kein Recht, an seiner Ehrlichkeit zu zweifeln (obwohl taktische Rücksichten dabei mitgespielt haben mögen), man müßte denn liberal und deutsch-national für identisch halten.

Wie mächtig sind doch die grundsätzlichen Gegensätze im deutschen Leben, die in diesen Wochen wieder zutage getreten sind: Sozialdemokratie und Katholizismus, Deutsche und Polen, von den eigentlich politischen Parteien noch ganz zu schweigen. Kein großes Kulturvolk ist nur entfernt in einer ähnlichen Lage. Und das alles muß zusammengehalten werden, wenn die Nation bestehn soll. Um so wichtiger ist es, wenn ihr lebendiges Zentrum, ihr Oberhaupt, der Kaiser, von Zeit zu Zeit besonders stark hervortritt, wie es in diesen Tagen zuerst in Hannover, dann in Münster geschehn ist, dort in einer neu erworbnen Provinz, wo immer noch das schwindende intransigente Welfentum einer kleinen Gruppe, von der die große Mehrheit der Bevölkerung längst nichts mehr wissen will, ihre vorsintflutlichen Anschauungen zu Markte trägt, hier auf einem altgeistlichen Boden, in einer streng katholischen Bevölkerung, die lange dem preußischen Staate abgeneigt gegenüberstand, weil sie keinen Staat, sondern nur eine Mutter Kirche kannte. Seitdem haben diese tapfern, zähen Niedersachsen, der Stamm, der im zehnten Jahrhundert unter den Ottonen die stärkste Stütze der Reichsgewalt war, im elften Jahrhundert unter Heinrich dem Vierten ihr schlimmster und hartnäckigster Feind wurde, die deutsche Reichseinheit unter preußischer Fahne mit erstreiten helfen.

In der Debatte über die sächsische Wahlrechtsfrage ist die Regierung jetzt aus ihrer Neutralität insofern herausgetreten, als ihr offiziöses Organ, die Leipziger Zeitung, zuerst erklärt hat, sie halte an den Grundlagen des Entwurfs „unentwegt“ fest, ohne eine Erörterung von Einzelheiten abzulehnen. Seitdem hat das Blatt auch einige charakteristische Kundgebungen konservativer Blätter abgedruckt, die allerdings zeigen, daß die ablehnende Haltung der bisherigen konservativen Führer keineswegs von der ganzen Partei geteilt wird. Das alles kommt natürlich bei den bevorstehenden Landtagswahlen einigermaßen den Liberalen zugute, die bis jetzt in der zweiten Kammer zu einer ohnmächtigen Minderheit verurteilt waren. Auch die Mittelstandsvereinigung und der große Verband der sächsischen Industriellen haben sich jüngst grundsätzlich für die Wahlrechtsvorlage ausgesprochen, von der sie eine gerechtere Berücksichtigung ihrer Interessen erhoffen. So wird die Landesversammlung der konservativen Partei, die Mitte September stattfinden soll, vor einer schon wesentlich geklärtern Situation stehn. Soviel steht wohl schon jetzt fest: nur irgendwelcher Partei zuliebe werden sich die sächsischen Wähler nicht in Bewegung setzen, sondern zum Besten des Landes. — In dem Streit um die Demokratisierung des preußischen Landtagswahlrechts erheben sich jetzt auch im Freisinn beachtenswerte Stimmen, die die radikale Forderung des Reichstagsstimmrechts verwerfen und für einen Kompromiß eintreten, weil die Fortsetzung jener Agitation den konservativ-liberalen Block im Reichstage zu sprengen drohe, der doch aus nationalen Gründen unentbehrlich sei, damit nur die Geschäfte der Sozialdemokratie und des Zentrums besorge und den Liberalismus zur Unfruchtbarkeit und Erstarrung verurteile, aus der er eben nach langem Schlafe glücklich erwacht sei. Gewiß, je maßvoller der Liberalismus auftritt, je weniger er die historischen Bedingungen unsers vielgestaltigen, von den mannigfaltigsten Kräften bewegten und erhaltnen Staatslebens verkennt, desto mehr hat er Aussicht, die liberalen Ideale zu verwirklichen, deren es bedarf, um einer neuen Zeit zu genügen.

In Marokko hat sich die Lage nur insofern verändert, als der neu ausgerufne Sultan Muley Hafid in immer weitern Kreisen des Landes Anhang und Anerkennung findet. Ist er wirklich geneigt, mit den Fremden über eine Entschädigung zu verhandeln, und kann er diese Absicht gegenüber der Stimmung seiner Untertanen

wirklich durchführen, so wäre damit eine Aussicht auf eine raschere Beilegung des ganzen Konflikts eröffnet, denn um den „legitimen" Sultan Abdul Asis würden sich dann die Mächte wohl wenig kümmern.

Während in Europa die internationalen Verhältnisse an einem gewissen Ruhepunkte angelangt sind, entwickeln sich auf der andern Hälfte der Erdkugel merkwürdige Dinge, die nicht gerade auf eine friedliche Zukunft hindeuten. Die Beziehungen der Union zu Japan sind und bleiben gespannt, und es ist kein Beweis dagegen, daß die anfangs angekündigte, dann wieder abgeleugnete Entsendung der nordamerikanischen Schlachtflotte nach dem Großen Ozean doch noch stattfindet, und daß von der Befestigung Hawais, der Philippinen und der amerikanischen Ostküste die Rede ist. Die große Bundesrepublik hatte bisher im politisch-militärischen Sinne keine Nachbarn; Kanada wäre ihrem Angriff gegenüber zu Lande wehrlos, und Mexiko ist erst unter Porfirio Diaz zur Konsolidation gelangt, hat aber Mühe, gegen das Übergewicht des nordamerikanischen Kapitals seine wirtschaftliche Selbständigkeit zu behaupten. So hat denn die Union bisher niemals ernsthafte Landkriege zu führen gehabt und ist darauf auch gar nicht eingerichtet. Mit Milizen und Freiwilligen gewinnt man gegen reguläre Heere vielleicht Schlachten, aber keine Feldzüge, und die stehende Armee des Bundes ist dazu viel zu schwach, wenn sie auch stark vermehrt worden ist. Seitdem nun die Union mit der Okkupation der spanischen Antillen und der Philippinen über ihren natürlichen Machtkreis hinausgegriffen hat, zum „Imperialismus" übergegangen ist, hat sie sich in der jungen japanischen Großmacht mit ihrem gewaltigen siegreichen Heere und ihrer starken Flotte, die die größte Seeschlacht seit Trafalgar geschlagen und gewonnen hat, einen höchst gefährlichen und ehrgeizigen Nachbarn selbst geschaffen. Mag sie ihm zur See gewachsen sein — noch fehlen freilich die Proben, da die Siege über die veraltete, schlecht gerüstete spanische Flotte nichts bedeuten —, zu Lande kann sich die Union heute ganz gewiß nicht im entferntesten mit den Japanern messen. Um das zu können, müßte sie eine stehende Armee von ein paarmalhunderttausend Mann aufstellen, da die jetzige kaum ausreicht, um kleine Expeditionen, wie die kubanische, zu unternehmen und die beabsichtigten Küstenbefestigungen angemessen zu besetzen. Daß eine stolze, kräftige, reiche und energische Bevölkerung von 80 Millionen das alles mit Leichtigkeit leisten könnte, wenn ihr die nötige Zeit bleibt, ist unzweifelhaft. Aber eine solche starke Armee, die doch Bundessache sein müßte, würde die Bundesgewalt ungeheuer verstärken (Milizen und Freiwillige sind bekanntlich Sache der Einzelstaaten) und der demokratischen Verfassung und Sitte innerlich widersprechen, weil sie ohne einen straff militärischen Geist der Unterordnung und des Gehorsams undenkbar ist. Zugleich ist diese demokratische Gesellschaft in der dringendsten Gefahr, wirtschaftlich und dadurch auch politisch unter die Oligarchie einer Anzahl von „Milliardären" zu geraten, die gerade aus der absoluten demokratischen Freiheit des wirtschaftlichen Lebens erwachsen sind und mit ihren „Trusts" die Eisenbahnen des ungeheuern Landes und den Handel mit seinen wichtigsten Produkten unbedingt beherrschen. Daß der Präsident Theodor Roosevelt, einer der bedeutendsten, die jemals die Union gelenkt haben, energisch in dem Kampf gegen die korrumpierende Macht der „Trusts" auftritt und schon alle die Eisenbahnen, die das Gebiet mehrerer Staaten berühren, unter eine gewisse Aufsicht der Bundesgewalt gestellt hat, bedeutet offenbar eine Stärkung dieser Gewalt, also der Staatsgewalt überhaupt, die hier denselben Kampf mit dem privaten Großbesitz führt, den die deutschen Monarchien seinerzeit mit den feudalen Großgrundherrschaften zu führen gehabt haben. Unter dem doppelten Drucke dieses Kampfes gegen die Trusts und der veränderten internationalen Lage, die sie zu einer aktiven auswärtigen Politik großen Stils zwingt, geht die Union wahrscheinlich großen innern Veränderungen entgegen. Es kann kommen, wie in den Grenzboten schon vor Jahren

gesagt worden ist, daß sie vor die Wahl gestellt wird, ob sie ihre Demokratie in den alten Formen oder den Imperialismus aufgeben will.

Die Polennot im deutschen Osten. Unter diesem Titel hat W. von Massow die zweite, völlig umgearbeitete Auflage seines vor vier Jahren zum erstenmale erschienenen Buches veröffentlicht (Berlin, Alexander Duncker, 1907, 428 S.). Er kommt damit einem lebhaft empfundnen Bedürfnis entgegen. Denn die Polengefahr in unserm Osten ist eine allgemeine nationale Angelegenheit, nicht nur eine preußische; diese Landschaften sind uns ebenso unentbehrlich wie Elsaß und Lothringen. Von diesem Standpunkte aus, der noch keineswegs allgemeine Anerkennung gefunden hat, am wenigsten im Westen, wo man vom Osten viel zu wenig weiß und ihn selbstgenügsam womöglich als ein halbbarbarisches Land betrachtet, beleuchtet Massow zuerst die Entwicklung der Polenfrage und des polnischen Volkstums unter preußischer Herrschaft, sodann das Verhältnis zwischen Deutschen und Polen in diesen Provinzen, die allgemeinen Grundsätze der preußischen Polenpolitik und die Stellung der verschiednen Elemente des Staats (der Parteien, des Beamtentums, des Heeres) zu ihr, die wirtschaftlichen Maßregeln gegen das Polentum, namentlich die Ansiedlungspolitik und ihre Ergebnisse, endlich die besonders hitzig umkämpfte Sprachenpolitik, alles mit eindringender, aus langen Studien hervorgegangner Sach- und Geschichtskenntnis. Als Resultat ergibt sich ihm die unbedingte Notwendigkeit, in der einmal eingeschlagnen Richtung energisch und ruhig weiter fortzugehn, denn es handelt sich um „ein Gebot der Selbsterhaltung für unser Volk und unsern Staat“. „In der Bereitwilligkeit, an der Erhaltung aller seiner Kräfte zu arbeiten, liegt für ein Volk die wahre Gerechtigkeit und Humanität.“ Das absprechende Urteil des Auslands, auf das sich die Gegner dieser Polenpolitik gelegentlich berufen, darf uns darin nicht irre machen; in solchen Fragen muß jedes Volk selbst am besten wissen, was ihm frommt, mag es den Fernerstehenden human und liberal erscheinen oder nicht. Vollends wir Deutschen in unsrer eingeengten zentralen Lage sind wirklich nicht imstande, in Grenzprovinzen, die wir absolut brauchen, ein fremdes, uns feindseliges Volkstum, das sich von unserm Staatswesen losreißen will, übermächtig werden zu lassen. Die Irländer sollten nur etwas Ähnliches wieder versuchen!

Kunst-Wanderbücher. Gerade in den Tagen, wo in Nr. 24 der Grenzboten Joseph Aug. Lux über den Kunstgenuß auf Reisen schrieb und zutreffend bemerkte, daß keins der üblichen Reisehandbücher den Bedürfnissen einer echten Kunstbetrachtung und Reisebeobachtung entspräche, ist ein Buch*) erschienen, das den von Lux geforderten Ansprüchen zu genügen imstande ist und mit Freuden begrüßt werden darf. Die Bändchen wollen eine Anleitung zu Kunststudien beim Spazierengehn geben und sind deshalb außer mit je 24 eignen Aufnahmen des Verfassers mit 16 leeren Seiten für Bemerkungen und Skizzen versehen.

Der bekannte, in Altona an der Kunstgewerbeschule tätige Verfasser hat dieselbe Empfindung wie Lux über die Reisehandbücher gehabt und sagt deshalb im Vorwort, daß seine Kunst-Wanderbücher zu jenen Seitenstücke sein sollen, die durch die deutsche volkstümliche Kunst Führerdienste leisten und zum eignen Sehen, Verstehn und Liebgewinnen auf Reisen und beim Wandern anregen möchten. Sie wollen dazu beitragen, einen festen, in Heimatsinn und Heimateigenart wurzelnden Untergrund für eine frische, natürliche, bodenständige, volkstümliche Kunst zu schaffen, und weisen uns zu diesem Zwecke, wie Lux es selbst ausdrückt, auf zahllose künstlerische Schönheiten

*) Kunst-Wanderbücher von Oskar Schwindrazheim. 3 Bändchen. Hamburg, Gutenberg-Verlag von Dr. Aug. Schulze, 1907. Preis geh. je 1 Mark 20 Pf., geb. je 1 Mark 80 Pf.

die sich auf dem offnen Lande, in der eignen und in der fremden Stadt, auf denselben Straßen und Wegen, die wir sonst achtlos Tag für Tag gegangen sind, vor den gleichsam magisch gewordnen Blicken auftun.

Schwindrazheim beginnt seine Kunst-Wanderung in unsrer Vaterstadt und gibt danach dem ersten Bändchen den Untertitel Unsre Vaterstadt. Wir müssen uns zunächst nach dem Grundriß unsrer Stadt umsehen, sodann die Gesamtansicht von verschiednen Standorten betrachten und gehn demnächst in die Stadt selbst, wo es alte und neue Stadteingänge, alte Stadttore und Mauern neben neuen Eingängen, alte und moderne Straßen und Plätze sowie alte und neue Stadtteile gibt. Auf alle diese Gegenstände werden wir aufmerksam gemacht; es werden Vergleiche zwischen dem Einst und Jetzt, den Vorzügen der alten und den Nachteilen der neuen Straßen und umgekehrt angestellt und Geschmacklosigkeiten ebenso wie Schönheiten gebührend klargelegt. Und alles ist so handgreiflich und lebendig geschildert, daß man wirklich glauben möchte, es sei die eigne Vaterstadt, die zum Muster genommen worden ist.

Von der Straße geht der Verfasser zu den Bürgerhäusern über und stellt wiederum die alte und die neue Bauweise einander gegenüber: die Grundrisse, die Stilarten bis auf die Türen, Fenster, Läden, die Schilder und Hauszeichen. In ähnlicher Weise werden die öffentlichen Gebäude, die Denkmäler, Brunnen, Gärten, Friedhöfe, die Wagen, Trachten und ähnliche Sachen behandelt und zugleich viele neue Anregungen gegeben, wie unbeschadet der Errungenschaften der Gegenwart so manches Gute aus der Vorzeit erhalten werden kann. Die Abbildungen sollen zur Erläuterung dienen; sie zeigen uns Stadttore, Gäßchen aus alter Zeit, Schindelhäuser, Rokokohäuser, Tore und Türen, Fachwerkgebäude, Wirtshausschilder, Kirchen und Kirchhöfe u. a. Sie sind zumeist Hessen-Nassau und Unterfranken entnommen und sehr deutlich in dem photographischen Plattenformat 6×9 ausgeführt.

Der zweite Band mit dem Untertitel Stadt und Dorf leitet von dem Studium der Vaterstadt zum Studium der Fremde über, und zwar fremder Städte und Dörfer. Auch hier sind es die Eigentümlichkeiten der Straßen und der Plätze sowie der Befestigungen und der Häuser, auf die unser Augenmerk gelenkt wird. Dann aber sind die Hausstudien im Dorfe sehr ausführlich behandelt worden; auf die Frage, ob es im Bauernhause überhaupt einen Stil gibt, antwortet der Verfasser, daß er sich nur in Kleinigkeiten, zum Beispiel in Ornamenten den Forderungen der historischen Stile anbequemt, im großen und ganzen sich aber wenig darum gekümmert habe, ob die französische Gotik oder italienische Renaissance oder das französische Barock in Deutschland Schule machte, daß es aber trotzdem eine ganz überraschende Vielartigkeit der Bauernhäuser auf deutschem Boden gäbe, über die wir noch bei weitem nicht genügend unterrichtet seien. Sehr beachtenswert ist, was über die Dorfkirchen und Friedhöfe gesagt wird. Urwüchsig Eignes vereint sich da oft mit dem von außen herkommenden Vorbilde zu eigenartigen, einmal drolligen, ein andermal fein vornehmen, ein drittesmal zu ehrwürdigen oder zu barocken und andern Gestaltungen von vielfach hohem malerischem Reiz. Allerlei Bauweisen kann man an den Dorfkirchen beobachten; Bauten aus farbigen erratischen Blöcken bis zur Turmspitze, Holzkirchen, Fachwerkbauten mit allerlei Türmen und Hauben, Kirchen mit Befestigungsanlagen, Türme, auf alten Römerbauten errichtet, oder auch ganz kalte, stimmungslose, schablonenhafte rote gotische Backsteinkirchen ohne den leisesten Versuch, an den alten, aus der Gemütsart der Bewohner, dem landesüblichen Baumaterial und den natürlichen Bedingungen hervorgegangnen Kirchentypus der Gegend anzuknüpfen. Die Abbildungen des zweiten Bandes zeigen Stadteingänge, Bauernhäuser, Dorflinden, Kirchen, Glockentürme u. a. in derselben saubern Ausführung wie im ersten Bande. Man könnte meinen, daß damit nun der Stoff erschöpft sei, wenn Stadt und Land hinsichtlich der Volkskunst geschildert worden sind. Dem ist aber

nicht so; es gibt noch ein drittes: das ist die freie Natur, die zwischen Stadt und Dorf liegt. Und deshalb betitelt Schwindrazheim das dritte Bändchen: In der freien Natur. Für die meisten Leser bringt gerade dieser letzte Teil ganz neue Gedanken zur Sprache, die in der Regel nicht beachtet werden und doch von großer Wichtigkeit sind für einen richtigen Genuß der Landschaft. Da sind Studien über die Perspektive, über die Spiegelung, über die Beleuchtung, über Licht und Schatten, Farben, über die Linien der Landschaft zu machen; es ist zu beachten, von welchem Standpunkt aus die Landschaft gesehen, ob sie von Bäumen eingerahmt und von der Sonne beschienen wird, ob sie am Hange eines Berges in voller Beleuchtung liegt oder ein Wolkenschatten den Hintergrund verschleiert: kurz für eine ganze Reihe von Merkmalen, die sonst nur für Maler von Wichtigkeit sind, öffnet das Buch dem einfachen Wandrer die Augen, um die Wanderung möglichst genußreich und gewinnbringend zu machen. In Anknüpfung hieran werden die Maltechniken und die Naturstudien des Plastikers, des Kunstgewerblers und des Laien besprochen und durch Abbildungen erläutert.

Die Kunst-Wanderbücher haben für unsre Bestrebungen auf dem Gebiete der Heimatkunde und Heimatkunst einen ganz besondern Wert, weil sie ohne jede Vorbereitung von jedem einzelnen auf ihre Richtigkeit geprüft werden können. Man braucht nur auf die Straße oder vor die Stadt zu gehen, dies oder jenes Kapitel durchzulesen und dann selbst zu beobachten und die Augen richtig aufzumachen. Auf Schritt und Tritt stoßen wir auf Gegenstände, seien es Bauten oder Naturgebilde, die wir nach den Schwindrazheimschen Bemerkungen ganz anders zu beurteilen vermögen wie vielleicht bisher. Und darin liegt eben der große Gewinn und die Freudigkeit, etwas selbst zu sehen und zu entdecken, was man früher nicht beobachtet hat. R. Krieg

Noch einmal die von Garibaldi erbeutete Fahne. Auf Seite 324 der Nr. 32 heißt es mit Bezug auf „die" Fahne des 61. Regiments: „Tags darauf von den Freischärlern gefunden, wurde sie später von Garibaldi in ritterlicher Weise an das Regiment zurückgesandt, da sie nicht im Kampfe selbst erobert worden sei." Hierzu muß bemerkt werden, daß es sich nicht um „die" Fahne, sondern um eine der drei Fahnen des Regiments, nämlich um die des II. Bataillons handelt. Ferner hat Garibaldi diese Fahne nicht dem Regiment zurückgeschickt, sondern sie ist nach vielen Irrfahrten dem Invalidendom überwiesen worden, wo sie sich zusammen mit der bei Vionville—Mars la Tour genommenen Fahne des II. Bataillons Regiments 16 noch befindet. Also II./16 und II./61, nur die Zahlen umgestellt.

Garibaldi hat übrigens in der Tat ritterlich gehandelt. Er ließ, wie die Geschichte des Regiments 61 schreibt, am 24. Januar, also am Tage nach dem Gefecht, „durch einen zu diesem Zweck abgesandten Parlamentär den General von Kettler benachrichtigen, daß soeben die Fahne des II. Bataillons in der Nähe des Fabrikgebäudes von Arbeitern aufgefunden sei, zerschossen, zerfetzt und von Blut überströmt, unter einem Hügel von Leichen". Durch Allerhöchste Kabinettsorder vom 9. August 1871 wurde dem Bataillon „in Anerkennung der bewiesenen Tapferkeit" eine neue Fahne verliehen. Am Ende des Bandes der Kriegsdenkmünze von 1870/71 befindet sich eine Quaste der Banderole der alten Fahne. Diese Quaste ist während des Aufenthalts des Regiments in Dijon im Besitz von Arbeitern gefunden und von Oberst von Wedell für das Regiment zurückerworben worden.





Die Grenzboten

66. Jahrgang

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

Nr. 37

Ausgegeben am 12. September 1907

Inhalt

50 Pf. das Heft

Fr. Wilh. Grunow Leipzig

6 Mark das Viertelj.



Die Kaiserrede in Münster

Unser Kaiser hat das innere Bedürfnis, zuweilen seinen Gedanken und Empfindungen einen starken, rückhaltlosen Ausdruck zu geben. Er macht damit nur von dem natürlichen Rechte jeder selbständigen Persönlichkeit Gebrauch, das man ihm nicht verkümmern soll. Er verlangt ja auch gar nicht, daß jedes seiner Worte als ein für alle verbindliches Gesetz, jede seiner Empfindungen als etwas für alle Zeit Giltiges aufgefaßt werde. Sie sind, so eigentümlich und beachtenswert sie sind, Ergebnisse der Stimmung, oft des Augenblicks, sie beanspruchen nicht eigentlich politische Bedeutung. Aber die Rede, die der Kaiser am 31. August in Münster beim Festmahle der Provinz Westfalen gehalten hat, geht doch weit über die Bedeutung einer flüchtigen Kundgebung und einer Gelegenheitsrede hinaus. Sie enthält zugleich ein Programm und ein ganz persönliches Bekenntnis. Des Kaisers Blick umfaßt, von seiner unmittelbaren Umgebung ausgehend, zugleich die Vergangenheit und die Gegenwart der Provinz, als eines Teils des preußischen Staats; über diese Zeitgrenze noch weiter rückwärts geht er nicht, auf die mittelalterliche Geschichte dieser Landschaften läßt er sich nicht ein, denn er spricht als Landesherr, als König. Was ihm zunächst in die Augen fällt, das ist die historisch ungewöhnlich bunte Zusammensetzung der Provinz aus ältern und neuern Bestandteilen, aus den althohenzollernschen Gebieten, die der eben im Rathaussaale von Münster geschlossene Westfälische Friede (1648) und die Teilung der jülich-klevischen Erbschaft (1666) an sein Haus gebracht hat, dort das Bistum Minden, hier Mark und Ravensberg, und aus denen, die erst 1815 dauernd erworben worden sind, wie die Bistümer Münster und Paderborn, das altkölnische Herzogtum Westfalen, der Anteil des Erzstifts an der ausgebreiteten Herrschaft Heinrichs des Löwen nach der Ächtung des großen Welfen. „Sie wetteifern aber alle miteinander in der Zugehörigkeit zu unserm Hause." Dieser politischen Zusammensetzung entspricht die Mannigfaltigkeit der konfessionellen Verhältnisse. Nebeneinander stehn heute die alten katholischen Bistumslande

und die protestantischen früher erworbnen, in denen, soweit sie aus der jülich-klevischen Erbschaft stammen, schon seit dem Rezeß von 1672 Lutheraner, Kalvinisten und Katholiken gleichberechtigt nebeneinander wohnen, das erste Beispiel konfessionell gemischter Territorien in Deutschland. Auch der Kaiser macht keinen Unterschied zwischen den Untertanen verschiedner Konfessionen: „stehn sie doch beide auf dem Boden des Christentums, und beide sind bestrebt, treue Bürger und gehorsame Untertanen zu sein". Darauf wendet der Redner den Blick auf das blühende westfälische Erwerbsleben der Gegenwart. Er sieht vor sich den zähen, fleißigen, fest am Überlieferten haltenden Bauern, den ruhigen Bürger, der seine Städte immer vollkommner ausbaut, Bergbau und Industrie, „den Stolz unsrer Nation", zu mächtigem Aufschwunge gebracht hat, und die Arbeitermassen, die in beiden schaffen und „mit nerviger Faust ihr Werk verrichten". Mit dieser Schilderung verflicht sich ein soziales Programm. Auf der einen Seite sieht der Kaiser im Bauernstande „eine feste Grundlage für unser Staatswesen" und fügt hinzu: „Darum wird Mir der Schutz der Landwirtschaft stets besonders am Herzen liegen", auf der andern Seite bezeichnet er die Sorge um Wohlstand und Wohlfahrt der Arbeiter als ein teures Erbe seines Großvaters und als seinen „Wunsch und Willen", „daß wir auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge festhalten an den Grundsätzen, die in der unvergeßlichen Botschaft Kaiser Wilhelms des Großen (17. November 1881) niedergelegt sind". Inwiefern er dabei an eine „Fortsetzung" der Sozialreform denkt, sagt er nicht direkt; genug, daß er sich zur Sozialpolitik bekennt. Das ist weder neu noch überraschend; seine sozialen Anschauungen sind es ja gewesen, wie man jetzt ganz genau weiß, die vor allem Bismarcks Entlassung veranlaßt haben, und er hat immer daran festgehalten; etwaige Zweifel daran sind völlig grundlos gewesen. Trotzdem wird in manchen Kommentaren der Rede auf diesen Punkt allein der Ton gelegt und von dem ebenso nachdrücklich hervorgehobnen Schutz der Landwirtschaft kaum geredet, eine Erklärung, die heute, wo in manchen Kreisen und Parteien alles „Agrarische" fast als etwas Unberechtigtes, den Interessen der Industrie weit nachstehendes behandelt wird (als ob ein gesundes Volk allein von der Industrie leben könnte!), ebenso bedeutsam ist wie die Worte über die Sozialreform. Der Kaiser will von einer Rivalität der einzelnen Erwerbszweige überhaupt nichts wissen; er sieht vielmehr gerade in der Provinz Westfalen den Beweis, „daß die großen Erwerbszweige einander nicht zu schädigen brauchen, und daß die Wohlfahrt des einen auch dem andern zugute kommt". Auch hierin also sieht er gerade auf westfälischem Boden das friedliche Zusammenarbeiten verschiedner Elemente verwirklicht.

Dieses „schöne Bild versöhnlicher Einheit" möchte er auf das gesamte Vaterland übertragen sehen. Worin sieht er nun die Grundlage für eine solche Einigkeit? Nicht etwa in irgendwelchen gesetzgeberischen Maßregeln, sondern in der versöhnlichen Gesinnung aller Teile. Und nun folgt ein merkwürdiges,



ganz persönliches Bekenntnis, das man nicht ohne Bewegung lesen kann. Er beginnt mit einer Klage: die Menschen, mit denen er in den beinahe zwanzig Jahren zu tun gehabt, „haben mir oft unbewußt und leider auch bewußt bitter wehgetan“. Erinnert er sich dabei an Undank und Verkennung, die ihm in der Presse häufig genug aufgefallen sein mögen, oder denkt er an andre Dinge, die nur Eingeweihte wissen können? Da ist wohl der Zorn in ihm aufgestiegen und der Wunsch nach Vergeltung. Er hat solche Regungen niedergekämpft als Christ, indem er sich gesagt hat: „Alle sind Menschen wie Du, und obgleich sie Dir wehe tun, sie sind Träger einer Seele aus den lichten Höhen — zu denen wir alle einst wieder zurückkehren wollen, und durch ihre Seele haben sie ein Stück ihres Schöpfers in sich. Wer so denkt, fügt er hinzu, der wird auch immer milde Beurteilung für seine Mitmenschen haben.“ In dieser Gesinnung, die in Christus, „dieser persönlichsten der Persönlichkeiten“, ihr höchstes Vorbild erkennt, sieht er die Bedingung für eine vollständige Einigkeit, das Mittel, die Gegensätze der Anschauungen und Interessen zu mildern, und er will alle die, die in solchem Geiste mit ihm zusammenwirken wollen, „freudig als Mitarbeiter annehmen, er sei, wer und wes Standes er wolle“.

Mancher Kritiker hat gemeint, das sei ein Hereinziehen der „Religion“ in die Politik und also unstatthaft, denn die Religion dürfe auf das öffentliche Leben nicht übergreifen. Das ist ein plumpes Mißverständnis. Der Kaiser hat nur von der Gesinnung gesprochen, die in der christlichen Religion wurzelt, und diese selbst versteht er nicht „in streng kirchlich dogmatischem Sinne, sondern im weitern, für das Leben praktischern Sinne“. Wie soll man die Wirkung sittlich-religiöser Gesinnung vom öffentlichen Leben ausschließen? Wer das verlangt, der hat vom Wesen der Religion gar keinen Begriff. Wer wirklich die Gesinnung in sich trägt, die der Kaiser meint, der kann gar keine Scheidewand aufrichten zwischen seiner privaten und seiner öffentlichen Tätigkeit. Auf der Gesinnung beruht doch schließlich alles, die besten Gesetze bleiben wirkungslos ohne sie. Gewiß, die wirtschaftlichen und politischen Gegensätze sind durch die Gesinnung nicht aus der Welt zu schaffen; aber wenn jede Partei in ihren Gegnern nicht nur ihre Feinde, die möglichst geschädigt und niedergekämpft werden müßten, sehen wollte, sondern auch die Volksgenossen, mit denen man zusammenleben und sich verständigen muß, um dem Ganzen, dem Vaterlande zu dienen, dann wäre die widerwärtige Wut der Parteikämpfe und die schändliche Verhetzung der Gemüter, wie sie nirgends ärger sind als in Deutschland, unmöglich. Es ist ein Ruf zur Selbstprüfung, zur Einkehr und Umkehr, den der Kaiser zunächst an die Westfalen und dann an sein ganzes Volk richtet, eine Mahnung an jeden, die Reformen mit sich selbst anzufangen, denn „die Menschen sind die Zeiten“.

Mag man aber über die Rede denken, wie man will, eins wird niemand verkennen: ein hochsinniger, geistvoller Mann von starker, ja leidenschaftlicher

Empfindung hat hier gesprochen, und eine schönere, tiefere Auffassung von dem Berufe des Herrschers, alle Teile seines Volkes zu gemeinsamer Arbeit in friedlicher und versöhnlicher Gesinnung gegeneinander zu vereinigen und in dieser Gesinnung allen selbst voranzugehn, konnte der Kaiser nicht kundgeben. Er faßt auch hier seinen monarchischen Beruf ganz persönlich auf, aber dieses Festhalten an der altpreußischen Tradition entspricht dem deutschen Empfinden, das von einem blutlosen Schattenkönigtum niemals etwas hat wissen wollen.



Die deutschen Eisenbahnen in Afrika



Die Studienreise, die den Kolonialsekretär Exzellenz Dernburg zurzeit nach Ostafrika geführt hat, dürfte aller Voraussicht nach großenteils auch dem Studium des kolonialen Eisenbahnwesens dienen, worauf ja insbesondre die in das Reiseprogramm aufgenommene und inzwischen ausgeführte Fahrt auf der britischen Ugandabahn schließen läßt, und wir dürfen davon für die weitere, bis jetzt stark zurückgebliebne Entwicklung unsrer Kolonialbahnen besonders viel erhoffen.

Kurz vor der Abreise des Staatssekretärs hat unter seinem Vorsitz am 6. Juli zu Berlin im Reichskolonialamt eine Besprechung hervorragender Vertreter der deutschen Handelswelt stattgefunden, in der die Frage behandelt wurde, mit welchen Mitteln man allgemein den wirtschaftlichen Aufschwung der Kolonien nach Möglichkeit fördern könne. Bei dieser Gelegenheit ist von verschiednen Seiten hervorgehoben worden, daß an eine wirtschaftliche Erschließung unsrer Kolonien in wirklich großem Maßstabe erst zu denken sei, wenn ein ausreichendes Eisenbahnnetz geschaffen wäre, das eine leichte Ein- und Ausfuhr ermögliche. Auch Dernburg selbst erklärte die Schaffung von kolonialen Eisenbahnen für eine Aufgabe von höchster Wichtigkeit, der er seine volle Aufmerksamkeit zuzuwenden gedenke. Es scheint demnach, als ob wir am Beginn einer neuen Ära in der Entwicklung unsrer kolonialen Schienennetze stehn, und es ist bei dieser Gelegenheit vielleicht angebracht, einen Blick darauf zu werfen, wie es denn bisher mit den Bahnbauten in den deutschafrikanischen Besitzungen aussieht.

Eisenbahnen von nennenswerter Länge gibt es bisher eigentlich nur in Deutschsüdwestafrika. Kamerun entbehrt der Bahnen noch vollkommen, denn eine kleine, private Feldbahn Viktoria—Sopo (43 Kilometer lang) kann nicht ernstlich mitzählen, und die von Duala ins Hinterland geplante, wichtige Stichbahn nach den Manengubabergen wird erst gegenwärtig abgesteckt. In Deutschostafrika ist das bisher Geleistete ebenfalls kaum der Rede wert: von den beiden Bahnen, die von Daressalaam oder von Tanga aus ins Hinterland führen sollen, bis an den Tanganyika- oder den Viktoriasee heran, sind bisher nur

einige Dutzend Kilometer fertiggestellt; der Bahnverkehr ist noch kaum über den Küstengürtel hinausgelangt, und das letzte Ziel, eine Erreichung der großen Seen durch die Schienenwege, steht noch in der weitesten Ferne. Dabei ist es bemerkenswert und für uns Deutsche beschämend zugleich, daß das deutsche Hinterland am Viktoriasee und insbesondre der deutsche Haupthafen an diesem See, Muanza, in den letzten Jahren trotz des langsamen Fortschreitens der deutschen Bahnbauten schon einen starken Aufschwung ihres Handels, ihres Aus- und Einfuhrverkehrs zu verzeichnen hatten, und zwar infolge der 1903 erfolgten Eröffnung der — englischen Ugandabahn, die Britischostafrika von der Küstenstadt Mombassa bis nach Viktoriastation am Viktoriasee durchzieht, und die in einer fast beispiellosen Weise das Handels- und Verkehrsleben der gesamten Länder um den Viktoriasee, der englischen wie der deutschen, befruchtet und gefördert hat, wobei sie selbst vorzügliche Einnahmen zu verzeichnen hat. Zum erstenmal hat hier ein tiefbinnenländisches Gebiet der deutschostafrikanischen Besitzungen einen rapiden Verkehrsaufschwung zu verzeichnen, nämlich eine Vermehrung des Handels um das Neunfache binnen zehn Jahren, und dies erfreuliche Resultat verdanken wir einer englischen Bahn! Daß die pekuniären Vorteile dieses Aufschwungs bei der Lage der Dinge natürlich auch zumeist in englische Taschen fließen, sei nur nebenbei erwähnt.

In Togo, das ja von unsern Schutzgebieten überhaupt bisher relativ am günstigsten dasteht, sieht es mit den Bahnbauten besser aus. Es gibt hier zwei zwar nur kurze, aber wichtige Bahnlinien, die am 18. Juli 1905 eröffnete Küstenbahn Lome—Anecho und die am 27. Januar 1907 dem Verkehr übergebne Binnenlandstrecke Lome—Palime. Die Kosten des Baues der zuletzt genannten Bahn wurden dem Schutzgebiet in Gestalt eines Darlehns vorgestreckt. Die Bahn kostet deshalb dem Reich voraussichtlich nichts, denn daß es der ertragfähigen Kolonie Togo gelingen wird, aus eigner Kraft das Darlehn in der vorgeschriebnen Zeit zurückzuerstatten, kann kaum zweifelhaft sein. Der offenbar sehr glückliche Ausweg, die Kosten eines Bahnbaues in den Kolonien nur als Darlehn vorzustrecken und nach und nach von dem Schutzgebiet zurückzahlen zu lassen, wird bekanntlich auch bei der neuen südwestafrikanischen Bahnlinie Kubub—Keetmanshoop Anwendung finden und dürfte künftighin bei unsern kolonialen Eisenbahnbauten wohl die Regel werden.

In Deutschsüdwestafrika verfügen wir zurzeit über drei Bahnlinien, von denen eine nicht staatlicher, sondern privater Besitz ist. Es ist dies die 578 Kilometer lange, sogenannte Otavibahn, die zwischen Swakopmund und Tsumeb gebaut und am 25. August 1906 fertiggestellt worden ist, und die hauptsächlich dazu dient, die Kupferminen der vielgenannten Otavi-Gesellschaft zu erschließen.

Diese der Otavi-Gesellschaft gehörende Bahn, die unter sehr großen Schwierigkeiten während des großen Aufstandes gebaut und vollendet worden ist, hat trotz ihres privaten Charakters unsre militärischen Operationen im Aufstandsgebiet

sehr wesentlich gefördert und würde eine erfolgreiche Kriegführung noch viel mehr ermöglicht haben, wenn sie schon bei Beginn der Unruhen im ganzen Umfang fertiggestellt gewesen wäre. Sie ist die weitaus längste von allen deutschen Kolonialbahnen und wird in kurzer Zeit eine Abzweigung von Otavi nach Grootfontein erhalten. Später dürfte sie voraussichtlich einmal Anschluß an die im Entstehen begriffnen Eisenbahnlinien im südlichen Teil der benachbarten portugiesischen Kolonie Angola finden.

Weiter gibt es in Deutschsüdwest die wichtige Regierungsbahn Swakopmund—Windhuk, die zweitlängste unsrer Kolonialbahnen, die sich bei der Niederwerfung des großen Aufstands von ganz unschätzbarem Werte erwiesen hat. Die Verlängerung dieser Bahn bis Rehoboth steht unmittelbar bevor; in spätrer Zeit soll sie noch viel weiter, nach dem Süden des Schutzgebiets, nach Keetmanshoop und sogar bis nach Warmbad verlängert werden. Die dritte und letzte unsrer südwestafrikanischen Bahnen ist die sogenannte „Südbahn". Es ist dies die vielgenannte, im Reichstag so heiß umstrittne Bahn, die von Lüderitzbucht aus ins Hinterland des südlichen Schutzgebiets verläuft, und deretwegen sich Oberst von Deimling in der berühmten Reichstagssitzung vom 26. Mai 1906 so energisch ins Zeug gelegt hat. Damals war die Bahn bis in die Gegend von Kubub und Aus gebaut; der Reichstag verweigerte die Mittel zum geplanten Weiterbau bis Keetmanshoop und wollte die Bahn, um Oberst Deimlings drastischen Ausdruck zu rekapitulieren, „bei Kubub im Dreck stecken lassen". Die Verhältnisse haben sich seither gründlich geändert: am 12. März 1907 hat der neue Reichstag die Weiterführung der Bahn bis Keetmanshoop gutgeheißen, die denn auch sogleich energisch in Angriff genommen worden ist, sodaß vor ein paar Wochen schon eine etwa achtzig Kilometer lange, weitre Strecke von Aus bis Schakalskuppe, zunächst für Militärtransporte, eröffnet werden konnte, womit die Bahn die schlimmsten „Durststrecken" überwunden hat, sodaß sie speziell in den neu bevorstehenden Kämpfen gegen Morenga von sehr hohem Werte sein wird. Auf diese „Südbahn" darf aber auch die Handelswelt besonders große Hoffnungen setzen, denn wenn sie dereinst voll ausgebaut sein und nicht nur bis Keetmanshoop, sondern etwa bis Rietfontein an der Grenze des britischen Betschuanalandes verlängert sein wird, so kann sie unter Umständen einen sehr bedeutenden Teil des südafrikanischen Handels auf sich lenken, und Lüderitzbucht kann, wenn das Glück uns geneigt ist, zum wichtigsten Handelshafen von ganz Südafrika werden und, wegen der bedeutend kürzern Verkehrswege, dem britischen Kapstadt eine sehr fühlbare Konkurrenz machen. Die Engländer erkennen diese Sachlage auch sehr deutlich und plädieren schon lebhaft für eine sich von Port Nolloth (im nordwestlichsten Kapland) nahe an der deutschen Grenze hinziehende Bahn, die der deutschen „Südbahn" den Rang abzulaufen und den Handelsverkehr der dem Verkehr neuzuerschließenden englischen und deutschen Gebiete über englisches Gebiet lenken soll, in ähnlicher Weise, wie sie es in Ostafrika bei der schon genannten Ugandabahn mit so großem Erfolg schon getan haben.

In den ganzen riesigen Ländermassen, die in Afrika deutscher Besitz sind, sind bisher, einschließlich der soeben eröffneten Strecke Aus–Schakalskuppe, nur 1542 Kilometer Eisenbahnlinien vorhanden, von denen obendrein noch weit mehr als ein Drittel Privatbesitz der Otavi-Gesellschaft ist.

Im einzelnen setzt sich diese Zahl zusammen aus folgenden, schon im Betrieb befindlichen Linien:

Deutschsüdwestafrika

Swakopmund–Tsumeb (Otavibahn, Privatbesitz)	578	Kilometer
Swakopmund–Windhuk	382	„
Lüderitzbucht–Schakalskuppe	217	„
Summa	1177	Kilometer

Kamerun

Viktoria–Sopo (Feldbahn, Privatbesitz)	43	Kilometer
Summa	43	Kilometer

Togo

Lome–Palime	122	Kilometer
Lome–Anecho	45	„
Summa	167	Kilometer

Deutschostafrika

Tanga–Wilhelmstal (Usambarabahn)	133	Kilometer
Daressalaam–Pugu (Mrogorobahn)	22	„
Summa	155	Kilometer

Diese 1542 Kilometer, von denen überdies nur 921 Kilometer dem Deutschen Reiche oder seinen Schutzgebieten gehören, sind der gesamte Besitz an kolonialen Bahnen in unsern vier großen afrikanischen Kolonien. Wie rückständig wir in dieser Beziehung noch sind, zeigt am besten ein Vergleich mit einigen Zahlen aus den französischen und den englischen Besitzungen in Afrika. Allein in Algier gab es Ende 1906 2917 Kilometer Schienenwege, in Rhodesia, also im innersten Afrika, 2101 Kilometer, in der Kapkolonie sogar 4934 Kilometer usw. Schon 1879, also lange vor der Aufteilung Afrikas, existierten in der einen Kapkolonie genau ebensoviel Kilometer Bahnlinie, wie im Jahre 1907 alle vier deutschen Kolonialgebiete in Afrika zusammen aufweisen! England hat allein in den sechs Jahren von 1900 bis 1906 in Afrika 7500 Kilometer neue Bahnlinien geschaffen, also mehr als das Fünffache der Anzahl, über die Deutschland bisher überhaupt insgesamt verfügt, und die Gesamtlänge der englischen Bahnen in Afrika belief sich Ende 1906 sogar auf nahezu das Zehnfache des deutschen Besitzes, nämlich 14677 Kilometer. Auch Frankreichs Schienennetz in Afrika umfaßt 6090 Kilometer, sodaß die Rückständigkeit der deutschen Kolonien allerdings als eine sehr merkliche bezeichnet werden muß. Sogar ein, was die Kultur anlangt, so weit ins Hintertreffen geratner Staat wie Portugal hat seine beiden großen afrikanischen Kolonialbesitzungen, vom Gelde englischer Unternehmer unterstützt,

in einer recht ausgiebigen Weise mit Eisenbahnen erschlossen und ist Deutschland in dieser Beziehung ganz bedeutend überlegen.

Dabei wäre es grundfalsch, die afrikanischen Kolonialbahnen der europäischen Staaten, wie es bis zum vorigen Jahre in Deutschland vielfach geschehen ist, als überflüssigen Luxus zu bezeichnen, als Anlagen, die nur große Anlagekosten und dauernde Zuschüsse verschlingen würden, ohne sich jemals rentieren zu können. Vielmehr lehrt die Erfahrung das genaue Gegenteil: von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, repräsentieren die afrikanischen Bahnen durchweg ein sehr gut angelegtes Kapital; viele von ihnen pflegen sogar schon in den ersten Jahren des Bestehens ansehnliche Überschüsse abzuwerfen. Dabei ist der wirtschaftliche Aufschwung der von den Bahnen durchschnittnen Landgebiete in einigen Fällen ein nahezu verblüffender. Von der rapiden Entwicklung, die das deutsche Muanza und die umliegenden deutschen Gebiete am Viktoriasee infolge der Eröffnung der britischen Ugandabahn zu verzeichnen hatten, war schon die Rede. Anderswo sind ebenso erstaunliche Erfolge zu verzeichnen. So ist z. B. in der englischen Goldküstenkolonie der Wert des Handelsverkehrs durch die 1903 erfolgte Eröffnung der 270 Kilometer langen Bahn Sekondi–Kumassi binnen zwei Jahren von 5 auf 11 Millionen Pfund gestiegen, in Sierra Leone aus gleichem Anlaß (Eisenbahn Freetown–Baima) von 300000 Pfund im Jahre 1902 auf 560000 Pfund im Jahre 1906. Ebenso hat sich in Senegambien durch die Eröffnung der Bahn St. Louis–Dakar der Handel mit Erdnüssen in kurzer Zeit verzehnfacht usw.

Auf Grund solcher Erfahrungen, die die ältern Kolonialstaaten in Afrika mit ihren Eisenbahnbauten gemacht haben, ist das hohe Interesse verständlich, das die deutschen Handels- und Kolonialkreise, wie schon erwähnt worden ist, in fortwährend steigendem Maße der Schaffung eines großen Netzes von deutsch-afrikanischen Eisenbahnen entgegenbringen, ein Interesse, das natürlich, wie kaum noch besonders betont zu werden braucht, von den militärischen Sachverständigen vollauf geteilt wird. Daß auch der deutsche Reichstag von seiner frühern Abneigung gegen koloniale Eisenbahnen immer mehr zurückkommt, ist bekannt. Die entschieden freundlichern Gefühle, die der gegenwärtige Reichstag allen solchen Bestrebungen entgegenbringt, dürften weiterhin wesentlich verstärkt werden durch die amtliche Denkschrift: „Die Eisenbahnen Afrikas", die vor kurzem dem Reichstage zugegangen ist und auf 370 Textseiten an der Hand eines umfangreichen statistischen Materials eine Reihe von bedeutsamen Nachweisen führt. Folgendes sind die wichtigsten Ergebnisse aus den zahlenmäßigen Darlegungen dieser Denkschrift (gekürzt):

„Nahezu alle afrikanischen Eisenbahnen mit sehr verschwindenden Ausnahmen haben bereits von der Eröffnung an oder innerhalb sehr kurzer Frist nachher mindestens ihre eignen Betriebsausgaben einschließlich der Unterhaltungskosten zu decken vermocht; eine größere Anzahl brachte von vornherein eine Rente. Die Wirkungen von Eisenbahnen sind überall gewesen: a) erhebliche

Erhöhung des Einfuhr- und Ausfuhrhandels ... b) Erhöhung der Steuerkraft ... Die Steigerung dieser beiden Einnahmequellen hat fast in allen Fällen dazu hingereicht, die finanzielle Last für Verzinsung und Tilgung der für den Eisenbahnbau aufgewendeten Summen mehr als auszugleichen ... c) friedliche Ausdehnung der zivilen Gewalt, Eindämmung von Aufstandsbewegungen, Ersparnis in den Ausgaben für Expeditionen; d) gesundheitliche Hebung der Eingebornen durch Vermeidung von Seuchen und ihre Erhaltung durch Vermeidung von Hungersnöten."



Politische Briefe aus Sachsen

4

..., 10. August 1907.

Verehrter Freund!



Die politischen Verhältnisse in Sachsen sind, wie Sie in Ihrem Schreiben vom 27. Juli richtig bemerken, allerdings sehr zugespitzt, und die sommerliche Stille, die durch die Abwesenheit aller politischen Persönlichkeiten bedingt ist, dürfte nur die Ruhe vor dem Sturme sein. Die Zustände in der konservativen Partei aber beurteilen Sie von Ihrem — sit venia verbo — einseitigen Standpunkt aus unrichtig und knüpfen daran für Ihre eignen liberalen Auffassungen durchaus ungerechtfertigte Hoffnungen. Die in der Versammlung des Dresdner konservativen Vereins vom 5. April nach dem Vortrage des Oberbürgermeisters Beutler angenommnen Leitsätze sind von den eignen Parteigenossen im Lande teils über-, teils unterschätzt und nur selten richtig gewürdigt worden. Nach meiner Ansicht sollten sie nur eine Neuorientierung der Parteileitung in der Richtung einleiten, daß den Wünschen der nicht agrarischen Wähler eine größere Beachtung zuteil werde. Wenn man es von agrarischer Seite vor allem getadelt hat, daß die Börsenreform als erwünscht bezeichnet, und daß die Festhaltung am allgemeinen, direkten Reichstagswahlrecht empfohlen wurde, so ist das ebenso erklärlich wie für den Erfolg der Dresdner Bestrebungen einflußlos. Denn niemand wird in Sachsen offen gegen die Wünsche von Handel und Industrie auftreten, und niemand wird es in bezug auf das Reichstagswahlrecht mehr wagen, öffentlich für eine Einschränkung der Wahlrechte des Volkes einzutreten. Wenn andre Kreise aber die Leitsätze für selbstverständlich und darum überflüssig bezeichnet haben, so kann man auch damit recht zufrieden sein. Denn bisher galt es nicht als selbstverständlich, daß die konservative Partei für eine kräftige Ausgestaltung der Selbstverwaltung und für eine lebendige Fortentwicklung unsrer Volksbildung einzutreten bereit sei. Wird dies jetzt als selbstverständlich betrachtet, um so besser. Auch hier hat, wie so oft schon, die öffentliche Verhandlung eines

Gegenstandes reinigend und klärend gewirkt. Ich glaube aber nicht nur das, sondern sie wird auch verbindend wirken; die Gegensätze werden ausgeglichen, und die konservative Partei wird in neuer Kraft aus dem Streite der Meinungen erstehn. Sie bezweifeln das mit Rücksicht ganz besonders auf die Aussprache des Legationsrates von Nostitz in der Verhandlung des Dresdner konservativen Vereins am 10. Juli. Auch diese Befürchtung kann ich nicht teilen. Was ist natürlicher, als daß einer Partei, die jahrzehntelang die absolute Mehrheit im Landtage hat, übermäßiger Einfluß auf die Staatsgeschäfte nachgeredet wird! Ja, daß sich einzelne von deren Führern vielleicht hie und da zu Äußerungen von Wünschen und zur Geltendmachung von Bestrebungen außerhalb des Parlaments verleiten lassen, die der parlamentarischen Mitwirkung an sich entzogen sind! Das ist menschlich erklärlich, und dann um so mehr, wenn die Regierung zeitweilig nicht stark genug ist, um ihre Anschauungen immer lediglich auf sachliche Erwägungen zu stützen, sondern auch freundwilliger persönlicher Beziehungen bedarf, um sich im Parlament durchzusetzen. Die Schuld an dem Aufkommen einer Nebenregierung wird immer ebenso sehr die Regierung wie die Partei treffen, die sich Übergriffe in die Sphären der Regierung gestattet. Es kann deshalb auch ruhig abgewartet werden, wer mit reinem Gewissen den Beweis der Nostitzschen Behauptungen fordern wird. Die konservative Partei als solche hat meines Erachtens keinerlei Veranlassung, sich mit jenen Vorwürfen, die sich, um das Kind beim richtigen Namen zu nennen, vor allem gegen den Präsidenten der zweiten Kammer richteten und ebensosehr sein angeblich autokratisches Auftreten in der Partei selbst bekämpften, zu beschäftigen, sie hat vielmehr ein reines Gewissen für ihre Vergangenheit und hat überdies alle Veranlassung dazu, ihre Aufmerksamkeit auf andre, sachliche Fragen zu lenken, und dazu gehört natürlich in erster Linie der Entwurf der Staatsregierung über die Wahlrechtsvorlage.

Wenn Sie, mein verehrter Freund, diese Vorlage — wahrscheinlich auf Grund der ersten Äußerungen in der Presse — als ein totgebornes Kind bezeichnen, so, glaube ich, sind Sie im Irrtum. Die ersten, allerdings meist ablehnenden Äußerungen von Journalisten und Parlamentariern waren offenbar nur auf Grund der Rede Hohenthals in Bautzen erfolgt, die natürlich nur eine Skizze der wesentlichen Bestimmungen, nicht aber das ganze Wahlgesetz, und vor allen Dingen deren Begründung enthalten konnte. Spätere Erklärungen lauten schon wesentlich anders. Und wenn die Kreuzzeitung eine Zuschrift aus Sachsen gebracht hat, daß auch die Konservativen nicht gewillt sind, ihre Mitwirkung an einer gedeihlichen Ausgestaltung des Wahlrechts zu versagen, so ist das eigentlich vorläufig hinreichend, um darauf die Hoffnung zu setzen, daß in der nächsten Session wirklich ein Wahlgesetz zwischen Staatsregierung und Ständen vereinbart wird.

Meine Ansichten im einzelnen hoffe ich Ihnen bald einmal darlegen zu können. Ihr Germanikus.

..., 25. August 1907.

Verehrter Freund!

Sie schelten mich einen Optimisten, wenn ich annehme, daß sich die beiden Flügel der konservativen Partei verständigen, und daß die Nostitzsche Rede keinerlei ernste Folgen haben werde. Ich bleibe aber dabei, daß die einzige Folge wahrscheinlich die sein wird, daß die Leute, die künftig von der Staatsregierung etwas wünschen und den leitenden Kreisen der konservativen Partei nahestehn, in bezug auf ihre Wünsche und Bestrebungen vielleicht etwas vorsichtiger und zurückhaltender sein werden als früher, und daß an Stelle des „autokratischen" Regiments in der Partei die wirklich kollegiale Entschließung der zuständigen Organe treten wird. Das aber scheint mir beides recht nützlich und gut.

Wenn Sie einwerfen, daß sich der Vorwurf, eine Nebenregierung versucht oder gebildet zu haben, nicht nur gegen den Präsidenten der zweiten Kammer, sondern auch gegen deren einen Vizepräsidenten und gegen den Oberbürgermeister von Dresden gerichtet habe, nun so ist wohl der von dem konservativen Vizepräsidenten der zweiten Kammer geübte Einfluß kaum anders zu beurteilen als der des Präsidenten; was aber die Hereinbeziehung des Dresdner Oberbürgermeisters anlangt, so wird diesen sicher niemand, der die Verhältnisse kennt, mit Mehnert und Opitz politisch identifizieren.

Ein „autokratisches" Regiment in der Partei aber ist nur dann und nur so lange möglich, wenn und insoweit man einer einzelnen Person die Arbeit und damit den Einfluß allein überläßt. Wirklich tätige und arbeitende Politiker werden sich von andern niemals auf die Dauer ins Schlepptau nehmen lassen. Die konservative Partei hat es also völlig in der Hand, daß sich die Verhältnisse in der Führung ändern. Diejenigen aber, die bisher beiseite gestanden haben, sind nicht befugt, den Leitern der Partei, die die ganze politische Arbeit und Verantwortung auf sich genommen haben, den Vorwurf eines autokratischen Regiments zu machen. Wohl aber hat die Partei alle Veranlassung, ihren Führern ein reiches Maß von Dankbarkeit für die in ihrem Dienste geleistete Arbeit zu bewahren.

Was die Wahlrechtsvorlage betrifft, so glaube auch ich nicht, daß sie so, wie sie veröffentlicht worden ist, ohne weiteres und ohne jede wesentliche Änderung angenommen werden wird. Das dürfte auch die Staatsregierung, die ja doch auch das parlamentarische Leben kennt, nicht erwarten.

Zwei Grundsätze aber sind es vor allem, über die man sich schlüssig machen muß, und mit denen das Ganze steht und fällt. Dazu rechne ich zunächst nicht, wie Sie annehmen, die Wahlen durch die Kommunalverbände. Diese sind vielmehr erst eine Folge der Verhältniswahl. Diese Verhältniswahl und das Pluralwahlrecht sind nach meiner Ansicht die vornehmsten Grundlagen des ganzen Gesetzes.

Sie wissen, daß ich kein Freund der unerprobten Neuerung der Verhältniswahl bin, daß ich aber das Pluralwahlrecht in etwas weitrer Aus-

gestaltung, als die Vorlage es will, empfohlen habe, weil es die einzige praktisch mögliche Form bietet, den meist sozialdemokratisch gesinnten Massen der Wähler die Erlangung der Mehrheit im Landtage zu versperren. Wenn sich die Vorlage mit einer absoluten Einkommengrenze (1600 Mark) und einer Pluralstimme begnügt, so kann sie das, weil sie in den Vertretern der kommunalen Körperschaften einen weitern Damm gegen eine sozialdemokratische Mehrheit errichtet. Ich hatte es, wie Sie sich entsinnen werden, versucht, ohne solche komplizierte Gestaltung des Wahlrechts auszukommen, indem ich empfahl, einem bestimmten Prozentsatz der obersten Steuerzahler jedes Wahlkreises eine dritte Stimme einzuräumen. Werden die Steuerzahler nach der Höhe ihrer Leistungen an den Staat, selbstverständlich einschließlich Grundsteuer und Vermögenssteuer, in der Wählerliste geordnet, und wird den obersten Zweizehnteln der Wähler drei, den nächsten Dreizehnteln der Wähler zwei und den letzten Fünfzehnteln eine Stimme eingeräumt, so werden nicht nur die Erwerbsverhältnisse jedes Wahlkreises und der in jedem ganz verschiedne Wert des Einkommens richtig zur Geltung gebracht, sondern man braucht vor allem keine weitern Aushilfsmittel, um einer sozialdemokratischen Überflutung des Landtags vorzubeugen. Sie haben mir schon vorgeworfen, daß das Plutokratismus wäre; ich bestreite es aber nach wie vor, sondern nenne es nur Einräumung eines den Leistungen an den Staat entsprechenden Einflusses an die Wähler. Nun, wir brauchen ja aber diesen meinen Gedanken nicht weiter zu verfolgen. Denn wenn, wie es den Anschein hat, die Verhältniswahl schließlich allgemeine Zustimmung erfährt, dann brauchen wir ein andres Mittel, um eine richtige Zusammensetzung der Kammer zu gewährleisten, als die dritte Pluralstimme. Diese Verhältniswahl ist theoretisch in dem Entwurf der Staatsregierung sehr gut begründet. Man will alle Meinungen im Lande, die vertretungsbedürftig sind, tatsächlich auch zu einer Vertretung im Landtage gelangen lassen und macht deshalb mit einem Schlage das ganze Land zu einem einzigen Wahlkreise, dessen sämtliche Stimmen zusammengerechnet werden und für die Stärke der Parteien in der zweiten Kammer maßgebend sein sollen. Die Befürchtung, daß damit die besondern Verhältnisse der einzelnen Landesteile nicht genügend berücksichtigt und vertreten werden, läßt sich allerdings nicht von der Hand weisen, und es dürfte wohl ernstlich zu erwägen sein, ob man nicht wenigstens jeden Regierungsbezirk (Kreishauptmannschaft) zu einem gesonderten Wahlbezirk für die Verhältniswahl macht, sodaß also hierauf die Mandate entsprechend den Minoritäten und Majoritäten sachgemäß zu verteilen wären. Es will dem einfachen Manne nicht so leicht in den Kopf, daß die Stimmen der Lausitzer Freisinnigen den freisinnigen Kandidaten aus dem Vogtlande zugerechnet werden und umgekehrt, oder daß die konservativen Stimmen aus den Oschatzer und Döbelner Landbezirken vielleicht nicht hinreichend sind, zwei dort aufgestellten Kandidaten zum Siege zu verhelfen, weil die Wahlkreise dünn bevölkert sind, und die in den dicht bevölkerten oder großstädtischen Bezirken aufgestellten konservativen Männer wesentlich mehr Stimmen auf sich vereinigen und deshalb

mit bessern Aussichten für die Wahl aufgestellt werden. Auch wohl in technischer Beziehung würden die Proportionalwahlen vereinfacht werden, wenn die Berechnung und Feststellung jedesmal durch die Kreishauptmannschaften für ihren Kreis erfolgte, als wenn dies alles in der Zentralinstanz gemacht werden müßte.

Werden damit auch die Proportionalwahlen einen etwas mehr örtlich gefärbten, sozusagen räumlich gebundnen Charakter erhalten, so würde dies doch noch immer nicht genügen, sie als einzige Wahlart einzurichten. Vielmehr auch dann noch würde ich es für wünschenswert halten, sie durch ein rein lokales System von Wahlen zu ergänzen.

Um zu diesem Ziele zu gelangen, könnte man verschiedne Wege beschreiten. Die Vorlage der Staatsregierung entscheidet sich für die „Kommunalwahlen“ und lehnt in ausführlicher Begründung das Berufswahlsystem als für das Land zu kompliziert, wohl nicht mit Unrecht, ab. Alle andern Möglichkeiten werden unerörtert gelassen; zu diesen Möglichkeiten hätte aber zweifellos auch gehört, etwa fünfzig Abgeordnete nach dem jetzigen System und aus Wahlkreisen, die nach Städten und ländlichen Ortschaften getrennt neu zu ordnen wären, wählen zu lassen. Ich glaube, daß dies zahlreiche Einwendungen gegen die Vorlage unmöglich gemacht haben würde, wenn auch damit die von der Vorlage in helles Licht gestellten Vorzüge der sogenannten Kommunalwahlen verloren gegangen wären. Die Unterscheidung von Stadt und Land für die Wahlen gänzlich und ohne entsprechenden Ersatz aber fallen zu lassen, dazu werden sich nicht nur die agrarisch gerichteten Mitglieder der zweiten Kammer, sondern auch zahlreiche andre Politiker nur sehr schwer entschließen, weil diese Unterscheidung wenigstens in etwas eine sachgemäße berufliche Gliederung der Volksvertretung gesichert hatte. Also mit einem Worte, ich erachte nicht die Kommunalwahlen, sondern ganz allgemein auf Grund örtlich abgegrenzter, und wenn irgend möglich, nach Land- und Stadtgemeinden unterschiedener Wahlkreise vorgenommne Wahlen für eine notwendige Ergänzung des Proportionalwahlsystems, und ich hoffe, daß auf diesem Boden vielleicht eine Verständigung zwischen der Regierung und der konservativen Partei möglich ist.

Verharrt die Regierung aber unbedingt bei den vorgeschlagnen indirekten Kommunalwahlen, so sollte die konservative Partei die Vorlage dennoch nicht scheitern lassen. Denn noch auf Jahrzehnte hinaus ist völlige Gewähr dafür geboten, daß hierbei auf Grund der in den Großstädten bestehenden Wahlrechte und auf Grund des Wahlrechts zu den Bezirksversammlungen wirklich nur staatserhaltende und überdies im öffentlichen Leben schon geschulte Männer als Abgeordnete gewählt werden. Allerdings ist es unverständlich, warum man die Mitglieder der Ratskollegien in den Großstädten nicht als wählbar betrachtet hat. Die Befürchtung, daß sie die Wahl irgendwie beeinflussen könnten, wie dies wohl für die Nichtwählbarkeit des Amtshauptmanns in den Wahlen der Bezirksversammlung ausschlaggebend gewesen ist, kommt hier, wie alle Leute, die den einschlagenden Verhältnissen irgend näher stehn, gewiß bestätigen werden,

nicht in Betracht. Wenn man aber erwägt, daß in die Ratskollegien namentlich zu unbesoldeten Mitgliedern meist nur solche Männer gewählt werden, die sich schon eine längere Reihe von Jahren in der städtischen Verwaltung und damit im öffentlichen Leben bewährt haben, so ist es unbegreiflich, daß man gerade diese Personen von der Möglichkeit, ihre Vaterstadt auch im Landtage zu vertreten, ausschließen will.

Sie begründen Ihre Abneigung gegen die vorgeschlagenen Kommunalwahlen hauptsächlich mit der Befürchtung, daß damit in diese kommunalen Körperschaften die Politik gewissermaßen offiziell eingeführt werden würde. Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben und habe diese Befürchtung selbst schon ausgesprochen. Andrerseits bescheide ich mich aber, daß schon jetzt, in den Großstädten wenigstens, die Wahlen zu den Stadtverordneten vielfach von den politischen Parteien geleitet und nach politischen Grundsätzen entschieden werden, und daß dies, je lebhafter sich unser gesamtes öffentliches Leben gestaltet, wahrscheinlich immer mehr der Fall sein wird, ob man es nun wünschen mag oder nicht.

Aber Sie sowohl, mein verehrter Freund, als auch die Führer der konservativen Fraktion haben wohl noch einen andern Grund zu Ihrer Abneigung gegen das Kommunalwahlsystem, den nämlich, daß Sie auf diese Wahlen von der politischen Zentralstelle aus sehr viel weniger Einfluß werden ausüben können, als dies bei jedem andern System der Fall sein würde, und daß die so gewählten Abgeordneten wahrscheinlich meist recht unabhängige und gegenüber der Parteileitung nicht sehr gefügige Männer sein würden. Das wäre vom Standpunkt einer strammen Parteileitung aus gewiß zu bedauern, ob aber auch die politischen Interessen des Landes darunter leiden würden, erscheint doch sicher mehr als zweifelhaft.

Sie haben zwar Recht, daß die Einkommensgrenze von 1600 Mark, von der an die zweite Stimme verliehen werden soll, im allgemeinen Zustimmung erfahren hat. Ich kann mir aber nicht verhehlen, daß sie für die großstädtische Industrie mit ihren hohen Löhnen sehr niedrig bemessen ist. Dennoch gebe ich Ihnen Recht, daß es kaum möglich sein wird, im Wege parlamentarischer Verhandlungen diese Grenze hinaufzurücken. Den Ausnahmen, die das Gesetz für die kleinen Grundstückbesitzer und für die Personen, die die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst erlangt haben, einräumen will, ist meiner Ansicht nach eine viel zu große Bedeutung beigelegt worden. Das ergeben schon die im Entwurf angegebnen Zahlen, die, auf das ganze Land verteilt, sicherlich keine ausschlaggebende Bedeutung erlangen werden. Das sind Schmuckstücke, die das ganze Bauwerk des Gesetzes nicht wesentlich berühren, und von deren Annahme oder Ablehnung sicher kein praktischer Politiker die Zustimmung zur Vorlage abhängig machen wird. Dasselbe gilt von der Frage, ob man zu diesen Privilegierten noch die zur Gewerbekammer Beitragspflichtigen hinzunehmen soll oder nicht. Die Zahl der dort Wahlberechtigten, die nicht einmal ein Einkommen von 1600 Mark zu versteuern haben, wird jedenfalls von noch geringerm Belang

sein, und die Bejahung der Frage ist darum nur ein Akt der Gerechtigkeit, nicht aber eine politisch wesentliche Angelegenheit.

Sie meinen nun, die konservative Fraktion werde mit nicht wenig Aussicht auf Gewinnung einer Mehrheit in der Kammer die Wiedereinführung des alten Wahlgesetzes von 1869 mit Erhöhung des Wahlzensus vorschlagen und empfehlen, denen, die zunächst von der Wahl nach diesem Gesetze ausgeschlossen sein würden, ein Wahlrecht in dem Sinne einzuräumen, daß sie im ganzen Lande eine Zahl von etwa fünfzehn Abgeordneten zu wählen haben. „Wenn mans so hört, möchts leidlich scheinen“, und ich glaube, daß auch ein größerer oder kleinerer Teil Ihrer Fraktionsgenossen dafür zu gewinnen sein würde. Und dennoch möchte ich davor warnen. Das Volk wird dadurch in zwei Teile gespalten, und die vaterländisch gesinnten Elemente in diesen großen Kreisen der minder bemittelten Bewohner unsers Landes würden selbst dann zu einer bedeutungslosen Minderheit und zu einem Mangel an entsprechender Vertretung verurteilt werden, wenn man für sie das Verhältniswahlrecht einführen wollte. Jedenfalls würde die Absicht des Gesetzes, in den minder bemittelten Kreisen beruhigend und versöhnend zu wirken, in ihr Gegenteil verkehrt werden, und es würde allen denen, die eine solche Versöhnung wünschen, auch dann unmöglich sein, für einen solchen Gesetzentwurf einzutreten, wenn ihnen vorgerechnet würde, daß auf lange Zeit hinaus dann eine vaterländisch gesinnte Mehrheit für die zweite Kammer gesichert sei. Ich wenigstens könnte mich für ein solches Gesetz nicht entschließen und würde dann die unveränderte Annahme der Regierungsvorlage trotz mancher Bedenken noch immer vorziehn.

Sie berühren zum Schlusse Ihres Briefes noch die Frage, warum Graf Hohenthal nicht zugleich mit dem neuen Wahlgesetz einen Entwurf über eine Ergänzung der ersten Kammer vorgelegt hat, und geben Ihrer Genugtuung darüber Ausdruck, daß dies nicht geschehn ist, und daß die Entscheidung über eine veränderte Zusammensetzung der ersten Kammer dem nach dem neuen Wahlgesetz wesentlich veränderten Landtag überlassen bleibt. Ich bin der gegenteiligen Meinung, das heißt nach meiner Ansicht hätte man die Revision der ersten Kammer noch von der zweiten Kammer in ihrer jetzigen Zusammensetzung sanktionieren lassen und sie auf die angemessene Vermehrung der von der Krone frei zu wählenden Mitglieder und die Berufung eines Mitglieds der technischen Hochschule beschränken müssen. Es hätte das auch noch manche andre Vorzüge. Ganz abgesehn von der Frage der Kompensation würde die Änderung der Verfassung endlich zum Abschluß gebracht und nicht ein wesentliches Stück davon einer ungewissen Zukunft überlassen.

Doch genug für heute. Vierzehn Tage nach den Wahlen schreibe ich Ihnen wieder.

Germanikus.





Franziskus von Assisi

Von Georg Bornkamm in Görlitz

1

ranz von Assisi*) und Luther, wann wird der dritte kommen? ... Die Menschheit bedarf von neuem eines Franziskus, eines Luther! Mit diesen Worten schließt Henry Thode, der bekannte Kunsthistoriker in Heidelberg, sein großes Werk über Franz von Assisi und die Anfänge der Renaissance in Italien. Die Nebeneinanderstellung von Franziskus und Luther — wirkt sie nicht auf manchen von uns frappierend? Ich meine sogar, sie könnte hier und da ein gewisses peinliches Gefühl in uns lebendig machen. Daß man von Luther etwas weiß, verlangen wir Evangelischen von jedem Gebildeten, auch wenn er der römischen Kirche angehört. Und wenn das Bild, das sich dort drüben jemand von Luther macht, ein Zerrbild ist, in dem Luthers Größe nicht entfernt gewürdigt wird, so klagen wir — und zwar mit Recht! — über Ungerechtigkeit und geflissentliches Sich-verschließen. Wir Evangelischen aber — was wissen die meisten von uns von diesem Franziskus, den jener Kenner der Geschichte wert erachtet, daß er in einem Atem genannt wird mit einem der größten Männer, die unser deutsches Volk hervorgebracht hat!

Franz von Assisi und Luther! Wenn nun auch wirklich der Name jenes Heiligen vielen unter uns nicht unbekannt geblieben ist — es werden doch wenige sein, die die Berechtigung dieser Verbindung von vornherein zugestehen. Luther hätte sich wohl vor allen Dingen selber gegen sie mit Händen und Füßen gesträubt. Franz war ein Heiliger, ja ein gar vornehmer Heiliger der römischen Kirche — und die Heiligen standen bei Luther nicht hoch in Ehren. Heiligendienst ist Götzendienst in seinen Augen, und Gottes Wort ist ihm wertvoller als alle Heiligen. Franz war ihm der Erneurer des mönchischen Lebens, der Erneurer einer weltabgewandten, kulturfeindlichen Frömmigkeit. Er aber in seiner gesunden Freude an den höchsten Gütern der Kultur, in seiner gesunden

*) Berger, Biographische Blätter, herausgegeben von A. Bettelheim, 1896, S. 260 ff. Buchwald, So spricht Dr. M. Luther. A. Harnack, Das Mönchtum, seine Ideale und seine Geschichte (6. Aufl.). K. v. Hase, Kirchengeschichte. Du Moulin-Eckart, Deutschland und Rom. K. Müller, Kirchengeschichte. P. Sabatier, Das Leben des heiligen Franz von Assisi. Deutsch von Marg. Lisco. (9. Aufl.) Henry Thode, Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien (2. Aufl.).

Lebensbejahung sieht in der Möncherei eine „eitle Traumlehre wider Christum, ein nichtiges und närrisches Werk, welches jeglicher böse Bube wohl tun kann“. Ja, er sieht darin den Inbegriff aller Verkehrung des echten religiösen Lebens, das für ihn ganz allein auf der Gnade Gottes ruht, während die Mönche mit ihrem Tun vorgeben, sie könnten einen Stand besondrer Vollkommenheit erreichen. Luther hat das Joch der römischen Kirche von den Schultern des deutschen Volkes heruntergerissen, Franz aber war ein gehorsamer Sohn der römischen Kirche, für die er mit seiner Schöpfung neue, feste Stützen im Volksleben geschaffen hat. Luther war ein Mann, der in heiligem Zorn die Geißel in die Hand genommen und mit mehr als scharfen Schlägen versucht hat, das zur Mördergrube gemachte Gebäude der Kirche zu einem Bethause zu machen; er war eine im höchsten Sinne tatenfrohe Mannesnatur. Franz aber war wohl des tiefsten Schmerzes fähig, nicht aber eines männlichen, starken Zornes und einer reformatorischen Kraft. So stehen sich die beiden in unsern Gedanken gegenüber, wie wir meinen, als vollendete Gegensätze. Und selbstverständlich will es uns dünken, daß sich Luther in seiner Art der Frömmigkeit und mit seinem derben deutschen Mannesmute von diesem welschen, weltabgewandten, empfindsamen Heiligen abgestoßen fühlte. Das aber ist nun eben die Frage, ob Luther, mit dessen Augen wir versucht sind, jenes Heiligenleben zu betrachten, uns ein Lehrer auch in geschichtlicher Gerechtigkeit sein kann; ob nicht eben Luthers Blick für diesen Mann getrübt war. Ich meine: nicht nur Toleranz zu üben soll evangelische Tugend sein, sondern eng damit zusammenhängend soll gerade der Evangelische fähig sein, wahre Menschengröße zu würdigen, wo immer er sie findet. Und in Franz von Assisi begegnet uns ein Mensch von wahrhafter Größe!

In längst vergangne Zeiten kehren wir zurück. Etwa im Jahre 1182 ist Franziskus geboren. Seine Heimat im Herzen von Italien schildert uns die Feder seines begeistertsten Biographen: „Fast spurlos sind die Jahrhunderte an Assisi vorübergerauscht. Zwar liegt die alte Burg in Trümmern, aber die langen öden Straßen mit ihren hundertjährigen Häusern machen noch heute den gleichen Eindruck wie vor sechs- oder siebenhundert Jahren. Terrassenförmig auf einem Hügel erbaut, der stolz vom Monte Subasio überragt wird, übersieht die Stadt zu ihren Füßen die ganze umbrische Ebene von Perugia bis Spoleto. Wie Kinder, die sich drücken und drängen und auf die Fußspitzen stellen, um möglichst alles zu sehen, klettern die Häuser an den Felsen empor. Und in der Tat ist ihre Lage so günstig, daß man aus jedem Fenster die ganze Landschaft überblicken kann, bis hin zu den Wellenlinien der fernen Berge, auf deren Gipfel sich Schlösser und Dörfer deutlich von dem wunderbar klaren Himmel abheben.“ Franzens Vater Bernardone war selten daheim. Sein Kaufmannsberuf führte ihn weit durch das Land, oft auch hinüber bis über die Alpen in die Provence, das südliche Frankreich. Man sagt, daß die Kaufleute in jener Zeit auch die Kolporteure der Ideen gewesen seien. Franzens Vater

war nach allem, was wir von ihm hören, ein durchaus praktischer Mann, oder, daß ich es deutlicher sage, ein Mann, dessen Gedanken vor allem auf das Erwerben von Geld und Gut gerichtet waren — neue Ideen haben ihn schwerlich allzusehr bewegt. Was Franz davon aufgenommen hat, wurde ihm von seiner Mutter zugeführt, einer vornehmen Frau aus französischem Geschlecht. Von ihr erbte er wohl die warme Herzensempfindung und den frohen Sinn, die sorglose Heiterkeit, die angeborne Offenheit, dazu aber auch die Vorliebe für die französische Sprache, die er oft anwandte, wenn ihm der Mund überging von dem, des das Herz voll war. Im Elternhause hat Franz eine sonnige Jugend verlebt. Not und Sorge hatten dessen Schwelle niemals überschritten. Er ist dort erzogen worden nach der Sitte der Zeit und des Landes, nach der man nicht nur die Kinder in den nötigsten Fächern unterrichtete, sondern wo man auch zum mindesten nichts dagegen hatte, daß sie auch die Versuchungen des Lebens kennen lernten. Neben allerlei Übungen in ritterlicher Kurzweil war seine Jugend durchzogen von allerlei fröhlichen Gelagen, Ausgelassenheit bis tief in die Nacht war an der Tagesordnung. Die Notwendigkeit, den eignen Beruf zu wählen, führte ihn in den Tuchladen seines Vaters, und wiewohl dem jungen Franz das Geld reichlich locker in der Tasche saß, glaubte Pietro Bernardone doch, an ihm einen Sohn zu haben, dem er einst mit gutem Gewissen und ruhigem Herzen das blühende Geschäft übergeben könnte. Merkwürdig ists, wie schon in jenen Tagen Ahnung und Tatendrang ihm allerlei Bilder vor die Seele riefen, von denen er seinen Freunden zuweilen mit den Worten Kunde gab: „Ihr werdet es erleben, daß mir noch einmal die Welt zu Füßen liegt!"

In sein dreiundzwanzigstes Jahr fällt schwere Krankheit, verursacht durch übertriebnen Genuß, der seine Tage füllte. In den Tagen seiner Genesung atmet er dann in vollen Zügen den Duft des Frühlings ein; aber der Lebensmut der frühern Zeiten war gebrochen, und in den Tagen der Selbstbesinnung dünkte ihn sein früheres Leben unsäglich leer. Dennoch aber nimmt er es wieder auf. Anspruchsvoll rüstet er sich darauf zur Teilnahme an einer ritterlichen Fehdefahrt. Den Pagenschild am Arme zog er hinaus aus den Toren auf stolzem Rosse. Nach wenigen Tagen kehrt er zurück, und daheim in seiner Vaterstadt wird er ein andrer. In heißen Fiebertagen mußte er es von neuem erfahren, daß jene Art des Lebensgenusses nur dazu dienen kann, die Seele freud- und friedlos zu machen. Und es begann nun für ihn in einsamen Stunden bei Tag und Nacht ein heißes Ringen. Als dann die Gefährten seiner Jugend wieder trachteten, ihn für das alte Leben zurückzugewinnen, lud er sie freilich noch einmal zu einem prunkvollen Mahle. Aber wiewohl er das Zepter des Narrenkönigs in seinen Händen hielt, war er still und in sich gekehrt. Spöttelnd ließ einer die Bemerkung fallen: Seht ihr denn nicht, er will sich vermählen! Franziskus aber nahm diese Worte auf: „Jawohl, ihr sprecht die Wahrheit, ich sinne darauf, eine Braut zu nehmen, schöner, reiner

und reicher, als ihr es denkt!" Rätselhaft klangen diese Worte; was sie bedeuteten, zeigt seine Geschichte.

Von religiösen Einflüssen zeigt bisher sein Leben nicht eine Spur. Vermuten könnte man vielleicht, daß durch seine Mutter ihm etwas zugetragen sei von jener waldensischen Frömmigkeit, die in ihrer Heimat so viele Bekenner gefunden hatte. Etwas sicheres wissen wir darüber nicht. Nur daß es tief in seinem Innern gewaltig gewühlt hatte, ist auf uns gekommen. In jenen Wochen nun führte ihn der Weg nach Rom. Dort sah er die Gaben der Frommen für die Armen und die Kranken und verwunderte sich über ihr geringes Maß. Flugs gibt er alles, was er bei sich hat, und vor allem, er gibt in einer so herzgewinnenden, freundlichen Art wie niemand sonst. Ja er läßt sich nieder, wo die Bettler saßen, und bittet für sie! Armenpflege dünkt ihn zu wenig. Bei den Aussätzigen kehrt er ein und läßt aus seinem sonnigen Herzen heraus Sonnenschein fallen in ihr armseliges Leben. Und diese Hingebung bleibt auch für ihn selber nicht ohne Lohn. Er macht die Erfahrung, von der einst Jesus gesagt haben soll: „Geben ist seliger denn nehmen" und freut sich mit kindlich-fröhlichem Herzen der Dankbarkeit, die man ihm zollt. Daheim in Assisi treibt er es nicht anders. Aber freilich, das Tuch verschenken, das im väterlichen Laden des Verkaufs harrte, die Kasse leeren, statt sie zu füllen, das mußte ihn in Konflikte mit seinem Vater bringen. Der sah mit Schrecken, daß sich die Hoffnungen, die er auf seinen Sohn gesetzt hatte, zerschlugen. Keine Liebe und keine Strenge fruchtete. Heftige Szenen, unerträglich heftige Szenen wurden immer häufiger; und schließlich zog Franz seine eigne Straße, für seinen Vater ein verlornes Kind!

Bald weist ihn nun sein mächtig erwachtes religiöses Leben auf neue Wege. In den Kapellen in der Nähe seiner Heimatstadt lauscht er mit zitternder Seele den Worten der Priester. Er sieht hinein in das Leben Jesu von Nazareth, in dieses Leben so reich an Opfern wie keines sonst. Je länger desto inniger gibt er seine Seele diesem Jesus gefangen und vernimmt laut und immer lauter den Heilandsruf: „Folge mir nach!" Da gewann er dann jene stillen Stätten frommer Andacht lieb, eine zumal, die Kapelle von St. Damian. Dort bleibt er nun wohnen bei Nacht und Tag. Träumerisch, in sich gekehrt, mit seinen Gedanken in einer andern Welt, so kommt er einst nach Assisi zurück. Spottend rufen die Kinder dem wunderlichen Träumer nach: Ein Narr! Ein Narr! Die Leute kommen aus ihren Häusern hervor, auch Bernardone, Franzens Vater. Als der nun seinen Sohn erkannte, kennt sein Zorn keine Grenzen. Halbtot schlug er ihn und überhäufte ihn mit Vorwürfen bitterster Art. Schließlich reißt Franziskus sein Gewand ab und bietet das wenige Geld, das er noch besitzt, dem Vater an. Schimpfend und fluchend reißt der an sich, was Franz ihm bietet, und eilt davon. Franziskus aber spricht mit verklärtem Gesicht: „Bisher habe ich Bernardone meinen Vater genannt, nun aber sage ich: Unser Vater im Himmel." Das Verhältnis zu seinem Vater ist und bleibt für unser

Empfinden in jenen Lebensjahren des Heiligen wie ein wunder Punkt. Ist denn nicht aber gerade dieser Kampf bis aufs Messer gegen die eignen Eltern etwas, was gar vielen Großen nicht erspart geblieben ist? Und etwas läßt uns doch ohne weiteres für den jugendlichen Träumer und Stürmer Partei ergreifen, das ist die mehr als häßliche Art, in der Bernardone noch rettet, was es zu retten gibt. Und diese Art veranlaßte auch die Zeugen jener Szene, sich auf des Franziskus Seite zu schlagen, und das herbeigeströmte Volk jauchzte seinem Bischof zu, der ebenfalls herbeigeeilt war und um den Entblößten den eignen Mantel schlang! Und nun kehrt Franz nach St. Damian zurück. Baufällig steht dort die alte Kapelle. Er will nun diese Stätte seines Glückes würdiger gestalten. Steine bettelt er und trägt sie zusammen, um sie zu bauen. Als er sie vollendet hatte, kam eine andre an die Reihe — Maria de la Angeli, die Portiunkulakapelle. Das wird nun sein eigentliches, weltabgeschiednes Bethel. Hier dringen ihm mit zwingender Gewalt die Worte zu Herzen: „Gehet aber und predigt und sprecht: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Machet die Kranken gesund, reinigt die Aussätzigen, wecket die Toten auf und treibet die Teufel aus. Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebet es auch. Ihr sollt nicht Gold noch Silber noch Erz in euern Gürteln haben, auch keine Tasche zur Wegfahrt, auch nicht zween Röcke, keine Schuhe und auch keinen Stecken, denn ein Arbeiter ist seiner Speise wert.“ Und unter diesen Worten erfolgt nun seine eigentliche Berufung. Hier geht er das Verlöbnis ein mit jener Braut, deren Bild er schon lange im Herzen trug, jenes Verlöbnis, das ihm in seinem persönlichen Leben eine unerschöpfliche Quelle seligster Freude gewesen ist — das Verlöbnis mit der Armut. Unscheinbar mag uns zunächst dieses Ereignis dünken. Aber der Lauf der Geschichte hat gelehrt, was es bedeutete. Es bedeutete die Entstehung einer neuen, weltgeschichtlichen Macht, einer Macht, die in den folgenden Jahrzehnten das stolze Gebäude der Kirche vielleicht vor dem Zusammenbruch gerettet hat; einer Macht, deren Einfluß aber auch wieder nicht an den Mauern der Kirche ihre Grenze finden sollte. Mit diesem Augenblicke hört nun Franziskus auf, Privatperson zu bleiben. Von jetzt etwa an gehört er der Kirche, gehört er dem Orden, den er ins Leben rief, und in diesen Zusammenhängen wollen wir nun weiter sein Leben betrachten.

* * *

Höher als je zuvor stand in jenen Jahren die Kirche im Leben der Völker. Auf dem Stuhle Petri saß Innozenz der Dritte, der Geisteserbe Gregors des Siebenten, aus allen Zeiten der königlichsten Gestalten eine auf dem päpstlichen Throne. Ausgerüstet mit einem scharfen, umfassenden Geiste und mit eisernem Willen, hatte er als Siebenunddreißigjähriger die Würde des Statthalters Christi übernommen, und sein Ziel war die Beugung der Völker unter die römische Gewalt. Erfolg reihte sich ihm an Erfolg, und durch ihn schien das Ideal

Gregors des Siebenten der Verwirklichung nahe. In Spanien hatte Peter der Zweite von Aragonien aus der Hand des Apostelfürsten seine Krone wieder empfangen, nachdem er sie zuvor auf dem Grabe der Apostel hatte niederlegen müssen. Philipp der Zweite August von Frankreich hatte sich von seiner ersten Gemahlin scheiden lassen. Innozenz zwang ihn, seine zweite Ehe zu trennen und die erste Gattin wieder an seine Seite zu nehmen. Johann ohne Land von England empfing sein Königtum aus der Hand des päpstlichen Legaten, nachdem er dem Heiligen Stuhle Unterwerfung, Lehnstreue und jährlichen Tribut gelobt hatte. Und nur an dem nationalen Sinne der englischen Großen scheiterten die Ansprüche Innozenz des Dritten. In die Thronstreitigkeiten der deutschen Nation hat wiederum er bestimmend eingegriffen. So war er gewohnt, Königreiche zu vergeben und den Mächtigsten der Erde den Fuß auf den Nacken zu setzen. Dabei war er persönlich ein schlichter, frommer Mann, ein gläubiges Gemüt, wenn er auch mehr ein Moses sein wollte, ein Gesetzgeber der Völker, als ein echter Nachfolger Christi, ein Hirte der Seelen.

Aber diesem stolzen Bilde der Kirche nach außen entsprach das Innere nicht. Im Leben der Geistlichen lag vieles im argen. Schamlos waren die Bestechungen, mit denen sie nach Pfründen jagten. Von den Beamten der Kurie hatte man gesagt, sie seien wie Stein so hart, wenn es zu begreifen, wie Holz so biegsam, wenn es zu urteilen, wie Feuer so grausam, wenn es zu wüten, wie Eisen so unbeugsam, wenn es zu verzeihen gälte, falsch wie die Füchse und aufgeblasen wie die Stiere. Klagen über Völlerei, Ehebruch und Mord füllen die Berichte. Wo wäre jemals neues Leben dem Schoße der Kirche entstiegen, ohne daß die Schandtaten der Priester die Folie gewesen wären! Gegen diese innere Verkommenheit der Kirche hatte sich nun mächtig das religiöse Bewußtsein, die religiöse Sehnsucht der Laienwelt gewandt. Man achtete, ja man liebte vielfach die Kirche, aber ihre Diener verfluchte man. Aus der Sehnsucht nach einer neuen Frömmigkeit, aus dem Wunsche, daß die Geistlichen aus dem üppigen Leben der Gegenwart dem Volke zum Vorbilde zu apostolischer Einfachheit zurückkehren sollten, aus dem heißen Verlangen nach einer Verkündigung des göttlichen Wortes an die Laienwelt waren gewaltige Mächte geboren worden, die die Kirche — es ist nicht zuviel gesagt — in ihrem Lebensbestande gefährdeten. Immer neue Sekten erhoben ihre Häupter, unter denen die Waldenser, die Armen von Lyon am ernstesten einen Reformversuch unternommen haben. Daneben aber war namentlich im südlichen Frankreich in den Katharern eine Gefahr entstanden, deren sich die Kirche nur durch Feuer und Schwert und durch einen Greuel der Verwüstung, wie ihn noch keine Zeit gesehen hatte, erwehren konnte.

So etwa sah es in der Kirche aus, als im Jahre 1209 Franz von Assisi mit seinen ersten Jüngern in Rom anklopfte, um von Innozenz die Bestätigung seiner Ordensregel zu erlangen. Verdammen konnte der Papst sie nicht, bestand sie doch eben in jenem Worte Christi, das ich vorhin erwähnte, das in der Kapelle Maria

de la Angeli dem Franziskus mit unwiderstehlicher Gewalt in das Gewissen gedrungen war. Aber freilich, vieles, was Franziskus wollte, war nichts andres als eine Übernahme der waldensischen Frömmigkeit. Den Waldensern aber war schon 1184 das Verdammungsurteil gesprochen worden, und Innozenz dachte über sie nicht anders als seine Vorgänger. Etwas aber — und wir können nicht umhin, den Scharfblick des Papstes zu bewundern — lag bei diesen Männern vor der Tür des Vatikans gänzlich anders. Die Waldenser hatten eine Reform der Kirche gesucht, hatten sich also gegen die Kirche gewandt. Franziskus hingegen war samt seinen Jüngern der Kirche ein gehorsamer Sohn. Kirchenpolitische Erwägungen lagen ihm gänzlich fern. Er hatte nichts einzusetzen als ein glaubensstarkes, liebeglühendes Herz. Seine Frömmigkeit war nichts andres als eben die Frömmigkeit eines Herzens, das in heißer Liebe dem Herrn, der ihn zuerst geliebt hatte, seine Liebe vergelten wollte. Innozenz hat darum zwar von der unerbittlichen Strenge der Ordensregel abgemahnt, damit die Bewegung am übergroßen Ernst nicht scheitern möchte. Aber doch gewährt er ihnen, bewogen durch Franzens schlichte, glühende Begeisterung und durch sein unablässiges Drängen, das Recht der freien Predigt. Er verheißt ihnen auch noch mehr — aber eine förmliche Bestätigung hat er nicht gegeben. Und eines war durch jene Audienz beim Papste anders geworden: mit der Tonsur gezeichnet verließen sie Rom! So hatte die Kirche von ihnen Besitz genommen, so war die ursprünglich auf freien Glauben, auf die freie, hingebende Liebe gegründete, unabhängige Bewegung unvermerkt in rein kirchliche Bahnen geleitet worden, so war der Weg beschritten, auf dem sie je länger desto mehr zu einer rein priesterlichen Institution herabsinken mußte! Wir können das im einzelnen dann noch verfolgen. Die erste Regel wird im kirchlichen Sinne ausgebaut; namentlich tritt die Forderung des Gehorsams immer mehr in den Vordergrund. Franz ist es gewesen, der das Wort gesprochen hat, auf das sich dann später die Jesuiten stützten: „Nimm einen leblosen Körper und setze ihn, wohin du willst, du wirst sehen, daß er der Bewegung nicht widerstrebt; wenn du ihn auf den Lehrstuhl setzest, wird er nicht nach oben, sondern nach unten blicken, in Purpur gekleidet, nur um so bleicher erscheinen. Das ist der wahrhaft Gehorsame!" So sind die spätern Regeln Marksteine in der Verkirchlichung jener einst so unabhängigen Bewegung. Franz hat die Glieder seines Ordens in dieser Richtung wandern sehen müssen, und oft mit schwerem Herzen. Auch jenes obengenannte Wort hat er im Gegensatz zu seinem eigentlichen Selbst gesprochen. Dabei hat er sich aber doch wieder selber vom Papste später einen Beschützer seines Ordens erbeten und ihn in dem Kardinal Ugolino erhalten, in diesem Manne, der ganz und gar in kirchlichen Bahnen ging, der damit Franzens Werk immer nachhaltiger in ein ihm ursprünglich fremdes Geleise zwang, und mit dem doch wiederum Franz — merkwürdig genug! — durch ein überaus zartes Freundschaftsband verbunden blieb. Franz beugte sich vor den Ansprüchen der Macht, sein Herz will nichts andres als Liebe geben, sein Herz sehnt sich nach nichts

anderm als Frieden. Darum ist er ein gehorsamer Sohn der Kirche geblieben bis an sein Ende.

Mit diesem Ausblick auf die zunehmende Verkirchlichung des neuen Ordens haben wir schon ein bedeutendes Stück von der Entwicklung, namentlich der innern Entwicklung vom Werke des Franziskus vorweg genommen. Ich will nun einiges über die äußere Entwicklung nachholen und über die innere hinzufügen, was nötig ist. Von einem Orden haben wir geredet — einer Gemeinschaft von Brüdern, die durch ein festes Statut, eine feste Ordensregel verbunden waren. Wir hatten Franz verlassen an der Portiunkulakapelle vor Assisi. Noch war er allein, aber er sollte so nicht bleiben. „Leise, so etwa sagt sein Biograph Paul Sabatier, leise ist der Schlummer, der in der Menschenseele den Trieb zum Göttlichen umfängt. Dem Rufe zur Heiligkeit antwortet der göttliche Zeuge in uns mit freudigem Widerhall, und um die Prediger, die aus innerstem Drange reden, sammeln sich in langen Reihen die Seelen, die nach einem Ideale dürsten. Aber das Herz kennt nur eine ungeteilte, rückhaltlose Hingabe." Im Bewußtsein seines eignen Opfers begehrte Franz dasselbe auch von seinen Anhängern. Bernhard von Quintavalle, ein reicher und angesehener Bürger, hatte dem neuen Apostel oft Obdach gewährt. Im Schweigen der Mitternacht hatte er unter vier Augen der begeisterten Rede immer wieder gelauscht. Da wurde er dann eine Beute des Heiligen und errang den Sieg über sich selbst, alles zu verkaufen, den Erlös den Armen zu geben und das arme Leben Jesu mit Franz zu teilen. Andre gesellten sich hinzu, und ihre Regel war nun nicht eigentlich das Neue Testament, sondern das opferfreudige Leben des Franziskus selbst. Wo Feuer ist, da pflegen Funken zu sprühen, und wo sich der Zunder gehäuft hat, da pflegen sich unter den sprühenden Funken neue Feuerherde zu entzünden. Kaum je aber hat das Feuer der dankbaren Liebe gegen Jesus in einem Herzen heller geloht als bei Franziskus, und kaum je ist diese Lohe zündender in andre Herzen übergesprungen als bei seinen Gefährten. „Machet Kranke gesund, prediget das Evangelium" — so sendet er sie hinaus ohne Gold, ohne Silber, ohne Tasche, ohne Schuhe, und sie gehen hinaus. Heftig mögen ihre Angehörigen über ihre Narrheit schelten, bitter mag sich über ihr sonderbares Beginnen der Spott der Menge ergießen: in der Kraft des Glaubens und der Liebe, in der heitern Freudigkeit des Meisters halten sie stand, und mancher, auch mancher Spötter beugt sich schließlich, überwunden durch die Gewalt ihrer Worte und ihres Geistes.

Der fruchtbarste unter diesen „predigend Reisenden" war Franziskus selbst. Die Städte Italiens durchzog er, und überall, wohin er kam, drängten sich die Menschen um ihn. Daß ein Zündstoff auf das von ihm ausgehende Feuer allerorten wartete, davon haben wir schon gehört. Was für Früchte die religiöse Sehnsucht jener Tage zu zeitigen vermochte — beweist es nicht, um eines nur zu nennen, der Kinderkreuzzug, bei dem Tausende, Knaben und Mädchen, voll überschwenglicher Hoffnung hinausgezogen sind, das Heilige Land zu befreien,

Tausende, deren Spur sich in unbekannter Ferne verloren hat? Und nun trat in Franziskus ein Prediger auf in apostolischer Armut, der kein Ansehen der Person kannte, mit hinreißender Kraft der Beredsamkeit zugleich eine herzgewinnende, hilfreiche Persönlichkeit. Auch von ihm gilt es, er predigte nicht wie die Schriftgelehrten seiner Zeit, hochtrabend, gelehrt, spitzfindig, sondern er griff hinein ins volle Menschenleben, redete in der Sprache des Volkes unter freiem Himmel, in den Straßen, auf den Feldern. Das Feld war reif zur Ernte, und Franz legte die Sichel an und brachte die Garben ein.



Luftreisen

Von Johannes Poeschel

7. Von Bitterfeld nach Pomerellen



Eine lange und weite Fahrt war geplant, deshalb wählten wir den größten Ballon des Berliner Vereins, den 1380 Kubikmeter umfassenden Bezold und ließen ihn in Bitterfeld mit Wasserstoff füllen. Ein flotter Nordwest hatte den Tag über geweht und uns auf einen Flug über Böhmen weit nach Ungarn hinein hoffen lassen. Alle sonstigen Bedingungen dafür waren ja vorhanden: 951 Kilogramm Auftrieb gegen 537 Kilogramm bei Leuchtgasfüllung und reichliche Lebensmittel für zwei Tage. Auch die meteorologische Abteilung des Physikalischen Vereins in Frankfurt am Main, die neuerdings die Fahrten des Berliner Vereins wissenschaftlich bearbeitet und uns ihre Auffassung von der Wetterlage telegraphisch mitteilte, rechnete mit dieser Möglichkeit: zunächst nach Südost etwa 40 Kilometer die Stunde, dann mehr Südsüdost und abnehmende Geschwindigkeit. Und doch sollte sich auch diesmal wieder die alte Luftschiffererfahrung bestätigen: es kommt meist ganz anders, als man gedacht hat. Hätte die Abfahrt zur anfänglich festgesetzten Zeit, nach Eintritt der abendlichen Luftabkühlung, erfolgen können, so wären wir vom Nordwest rasch über Sachsen und das Erzgebirge in Gebiete geführt worden, in denen nach Ausweis der Wetterkarte des folgenden Tages, des 18. Mai, die Winde südöstliche Richtung beibehielten. Aber die Füllung des großen Ballons nahm zuviel Zeit in Anspruch. Als wir nachts 10 Uhr 40 Minuten aufstiegen, war der Wind träger geworden und trieb uns nach Osten, zum sechstenmal Richtung Spreewald, voraussichtlich wieder über unser altes, gutes Kottbus!

Unter klarem Sternenhimmel und im Scheine des ersten Mondviertels gings bei 4 Grad Celsius über die Mulde, die Dübener Heide, die Elbe bei Pretzsch, über Löben auf einer Insel der vielgewundnen Schwarzen Elster, 12 Uhr 50 Minuten über Schloß Bollensdorf, das Besitztum eines Meißners

des Majors Freiherrn von Bischoffshausen, am Rande der zum Fläming gehörenden Dahmer Heide — in dem großen, waldumgebnen Körbaer Teiche südlich davon spiegelten sich die Sterne und beleuchteten ein Inselchen nahe am Ufer —, über Luckau, dessen innere Stadt mit Wall und Graben noch heute den Eindruck einer kleinen Feste macht, bei Lübbenau über die Spree und die Berlin—Görlitzer Bahn, östlich davon über die bekannten beiden Spreewalddörfer Lehde und Leipe. In der Ferne zur Rechten zeigt sich der Lichtschein einer größern Stadt, richtig Kottbus! Die Wasserfläche der zu einem großen Ganzen vereinigten vier Peitzer Seen, die bei der nächtlichen Fahrt im vorigen Sommer im Scheine des Vollmonds glänzten, schimmert nur matt wie blind gewordnes Spiegelglas, denn der Himmel hat sich bewölkt, aber die erste Morgendämmerung läßt sie uns doch deutlich wahrnehmen. Nördlich und östlich davon die dunkeln Riesenwaldungen von Tauer, Lieberose und Jänsch. Ein Kuckuck ist erwacht, und sein Rufen weckt die übrigen, sodaß die Wälder überall von ihren iambischen Terzen widerhallen. Bei Groß-Gastrose südwestlich vom hellerleuchteten Guben kreuzen wir die wasser- und inselreiche Neiße.

Bald nach 3 Uhr schon wird es hell. Dichte Forste und üppige Fluren wechseln unter uns. Über den Wellmitzer See mit einer Insel mitten drin nähern wir uns dem Jähnsdorfer See und den nach Norden vorgelagerten Ortschaften Jähnsdorf und Seedorf. Die Lage der beiden Orte und ihre Umgebung, die Biegung und Verzweigung der Straßen ist so ausgeprägt, daß wir ohne Schwierigkeit die Stelle auf der Karte finden. Gegen 5 Uhr ist bei Kunow und Tornow zwischen Wald und Luch der Bober erreicht.

Bis hierher hatten wir, meist nur wenige Kilometer nördlicher, genau dieselbe Strecke zurückgelegt wie auf unserm Fluge nach Rußland. Anfangs hatte die Wärmeausstrahlung des Gases die ruhige Bewegung unsers Ballons verhindert und uns während der ersten zwei Stunden zur Ausgabe von drei Sack Ballast genötigt, dann aber zeigte die sogenannte Fahrtkurve bis Sonnenaufgang (4 Uhr) eine fast schnurgerade wagerechte Linie, ohne daß wir ein Körnchen Sand verbrauchten, und 31 Sack hatten wir mitbekommen! Noch war also Aussicht auf eine außergewöhnliche weite Fahrt etwa über Warschau vorhanden. Barometer und Barograph erwiesen sich beide als unzuverlässig und mußten erst durch lange Bemühungen einigermaßen instand gesetzt werden. Dagegen arbeitete das in seiner Konstruktion wieder verbesserte Windrädchen (Vertikalanemoskop), auf das wir inzwischen allein angewiesen waren, ganz tadellos. Zum Schutz gegen jede Beeinflussung durch wagerechte Strömungen war es mit einem Zylinder umgeben worden. Auch die leiseste Bewegung nach oben oder unten wurde von ihm angezeigt und konnte sofort ausgeglichen werden. Vor allem aber ist damit noch ein weiterer Vorteil verbunden.

Wie die Strömungen des Wassers, so haben auch die der Luft ihre Wellenbewegung, ja es sind sogar sehr hohe Wellen hier oft zu bemerken, nur sind

sie fürs Auge nicht wahrnehmbar. Befindet sich nun der Ballon auf der absteigenden Seite einer solchen Welle, so zeigen zwar Barometer und Barograph ein Sinken an, das Windrädchen aber rührt sich nicht. In diesem Falle wäre es zwecklose Ballastverschwendung, das Fahrzeug zu erleichtern. Wie die fallende Welle den mit ihr schwimmenden Ballon mit hinabgerissen hat, so wird ihn die nächste steigende Welle wieder emporbringen. Dasselbe, nur weniger zuverlässig, erreicht man auch durch Beobachtung einer feinen Flaumfeder, die man mittelst eines dünnen Seidenfadens an einem Stock befestigt zum Korbe heraushängt. Wenn sich der Ballon mit der umgebenden Luft im Gleichgewicht befindet, so bleibt die Feder, gleichviel ob die Strömung steigt oder fällt, ganz unbeweglich. Flattert sie dagegen nach oben, so ist das ein Beweis, daß der Ballon sein Gleichgewicht verloren hat und von der Strömung unabhängig sinkt. Auch ausgeworfne Papierschnitzel lassen eine Gleichgewichtslage erkennen, wenn sich der Korb mit ihnen in derselben Höhe hält.

Während der Nacht hatten wir mehr als sonst unter Müdigkeit zu leiden gehabt, einer wie der andre fiel für längere oder kürzere Zeit diesem Ruhebedürfnis zum Opfer, es mußte wohl der Einfluß der Frühlingsluft sein. Auch der Führer durfte sich gelegentlich ein Ausruhen gönnen, für seinen bewährten Reisegefährten und Führeraspiranten Justizrat Dr. Reichel war dies ja die Prüfungsfahrt, ihm konnte er also getrost die Führung des Ballons wiederholt überlassen. Dabei bereitete ein Gedanke uns viel Vergnügen. In Zeitungsberichten über Ballonfahrten pflegt die Bezeichnung „die kühnen Luftschiffer" nie zu fehlen, und mancher, der es liest, denkt wohl mit geheimem Grausen an die Aufregung und Lebensgefahr, in der sie beständig schweben, und vergegenwärtigt sich ihre schreckensbleichen, angstverzerrten Gesichter. War nun wieder mal einer der Mitreisenden — oder auch gleich zwei auf einmal —, die Beine über Sandsäcke lang ausgestreckt, auf seinem Eckſitzchen in sanften Schlummer versunken und unterbrach die Stille der Nacht durch behagliche Töne, die man sonst wohl von bequemern Lagerstätten her zu vernehmen gewöhnt ist, dann machten wir andern uns lachend gegenseitig auf den „kühnen Luftschiffer" aufmerksam. Übrigens hatten wir, obwohl zu vieren, diesmal doch etwas mehr Platz. Es war der neuste und geräumigste Korb des Vereins, den wir mitgenommen hatten, innen sogar mit Plüsch ausgeschlagen, freilich auch etwas schwerer, doch kam es bei so reichlichem Auftrieb des Ballons auf ein paar Säcke Ballast weniger nicht an.

Tornow am Bober war sowohl auf der Fahrt nach Rußland als bei der heutigen der Punkt, bis zu dem wir fast in gerader Linie nach Ostnordost getrieben wurden. Von hier bogen wir im August 1906 nach rechts ab an der Oder aufwärts nach dem Oberlauf der Warta, wie der Fluß in Rußland genannt wird, heute umgekehrt nach links in das Gebiet der untern deutschen Warthe und darüber hinaus. Der Wind war immer schwächer geworden:

anfangs 36 Kilometer, dann 30, 25, jetzt nur noch 20 in der Stunde. Wir schweben über waldbedecktes Hügelland, meist dichte Laubwaldungen, unterbrochen von Rodungen mit kleinen freundlichen Ortschaften und ansehnlichen Bauerngütern, Liebtal mit Mühle, Treppeln am Fuße der nach ihm benannten „Berge“, Plothow, Lansitz und Krampe. Südlich von uns erhebt sich das Gelände bis zu 200 Metern, das sind die Rebenhügel und Obstgärten von Grünberg, vor ihnen baut sich die alte Kreisstadt selbst auf als Mittelpunkt von acht radienförmig verlaufenden Straßen. Die Karte belehrt uns, daß dort die unbebaute Fläche östlich vom Bahnhof „Säure“ heißt, in einer durch ihren Weinbau berühmt gewordnen Gegend ein etwas unvorsichtig gewählter Name!

Jetzt weitet sich der Blick. Eine Landschaft, die an Großzügigkeit der Rheinebene bei Worms nur wenig nachsteht, bietet sich unsern Blicken dar, von den mächtigen Windungen der Oder durchzogen. Wo ihr Lauf von Osten nach Westen mehr gestreckt ist, setzen sich nach Süden zu, ganz wie dort beim Rhein, halbmondförmige Reste ihres verlassenen alten Flußbettes an, Werder und Weiher auch hier, nur lugen sie schimmernd aus Wäldern hervor. Auf die beinahe rechtwinklige Biegung des Flusses bei Gipstal fliegen wir zu. Dort endet die früher weiter aufwärts von uns beobachtete Oderregulierung mit ihren von beiden Seiten in den Fluß vorspringenden Buhnen. Am nördlichen Ufer zieht sich eine lange Kette von Weinbergen hin, die uns lebhaft an die Meißner Heimat erinnern. Dahinter auf dem flachen Plateau liegt eine Stadt, Züllichau.

Bei Tschicherzig westlich von dem erwähnten Knie erreichen wir früh 6 Uhr 15 Minuten in 400 Meter Höhe den breiten Strom, etwa 30 Kilometer nördlich von unsrer frühern Übergangsstelle bei Neusalz. Es ist eine geographisch höchst merkwürdige Stelle. Die rechtwinklige Biegung ist nur scheinbar, vielmehr mündete hier der obere Lauf der Oder als Nebenfluß in den mittlern Parallelzug des großen ostwestlichen norddeutschen Urstroms. Was der Scharfsinn des Gelehrten in zeitraubenden Studien mühsam ergründet hat, das liegt für das Auge des Luftschiffers sonnenklar zutage. Die steilabfallende nördliche Böschung mit ihren Weinbergen biegt nicht etwa, dem Laufe der Oder entsprechend, ebenfalls rechtwinklig nach Süden um, sondern setzt sich geradlinig nach Osten fort, das Bett des Urstroms aufwärts begleitend, das durch den schmalen Obrakanal und, etwa von Pabligar an, durch die Faule Obra noch jetzt angedeutet wird. Es ist der Teil des Urstroms, der, im Osten mit der Warthe beginnend, bei Schrimm sich westwärts durch den Oderbruch zur Oder wandte, dann durch deren Flußtal bis oberhalb Frankfurt und den Friedrich-Wilhelm-Kanal, endlich durch die Spree über Berlin und die Havel bezeichnet wird, bis er sich bei deren Einmündung in die Elbe mit dem nördlichen Arme des Urstroms vereinigt.

Der Wind, der sich mehr und mehr verlangsamt, treibt uns gerade über dem Bette dieses Urstroms die Weinhügel entlang ostwärts und bietet uns so

Gelegenheit, uns diese für die deutsche Heimatkunde so wichtige Stelle für immer einzuprägen. Das Auge wird hier überdies durch die auffallend schöne Färbung des Ackerbodens gefesselt: große schwarze Streifen schieben sich zwischen die verschieden abschattierten graubraunen Flächen ein. Der Himmel hat sich mit Stratokumuli bedeckt, bisweilen bricht die Sonne wärmend durch, dampfende Haufenwolken begrenzen rings in mäßiger Entfernung unsern Gesichtskreis und nehmen uns zeitweise in ihren feuchten Schoß auf, sodaß sich unsre Fahrtlinie recht unregelmäßig gestaltet.

Drei preußische Provinzen greifen hier ineinander. Bei Liebtal und Treppeln waren wir noch über brandenburgischem Gebiete, bei Grünberg über schlesischem, bei Tschicherzig und Züllichau wieder über Brandenburg. Der Obrakanal führt uns nach der Provinz Posen, und es scheint zunächst, als sollten wir auf ihre Hauptstadt zutreiben. Aber auch darin täuschen wir uns. Es ist die Vorderseite eines Tiefdruckgebietes, auf der wir uns entlang bewegen, und da hier die Winde als Zyklone in umgekehrter Richtung des Uhrzeigers wehen, drehen wir uns allmählich immer weiter nach links, das heißt die östliche Richtung wird mehr und mehr zu einer nordöstlichen.

Eine Reihe von Seen beginnt, sofort jenseits der Provinzengrenze, zunächst der Woynowoer und der Tuchalasee. Wir könnten glauben, der so oft überflogne Stern der Dahmeseen bei Schmöckwitz südöstlich von Berlin läge unter uns, auch die Waldumgebung stimmt dazu, nur sind die Verhältnisse hier viel zierlicher. Der Liehner und der Wonchabnoer See nördlich von Unruhstadt leiten dann über zu einer langen, sich von Süden nach Norden erstreckenden Kette großer Wasserbecken, die von der Obra gebildet werden, mit reicher Ufergliederung und mehreren Inseln, die Seen von Großdorf, Köbnitz, Groitzig, Neudorf und endlich der stattliche Bentschener See, der nach Norden zu in den Wolken verschwimmend wieder einmal den Anblick einer Meeresbucht vortäuscht.

Die Sonne zieht uns auf 1000 Meter empor, die unter uns gelassenen Wolken verwirren und verschönen zugleich das Bild, sie haben nur geringe Vorwärtsbewegung, ziehn sich aber von allen Seiten duftig und durcheinander wogend zusammen; wo sie den Blick freigeben, bestrahlt die Sonne glitzernde Gewässer und blaugrün schimmernde Wälder. Da plötzlich ein seltsames Flimmern vor den Augen, wir fahren in 1200 Meter Höhe durch eine Wolke, die aus den feinsten Schneekristallen besteht.

Der Bentschener See ist längst südwestlich hinter uns geblieben, aber sein Spiegel bleibt uns lange Zeit noch sichtbar. Mächtige Wälder westlich von Neutomischel, viele Schlösser und Rittergüter mit schmucken Herrenhäusern werden von uns überflogen, die Orientierung im einzelnen aber ist erschwert, zumal da wir immer aufs neue durch Wolken und leichtes Schneegestöber (bei 3 Grad Celsius) hindurchkommen. Erst Pinne mit seinem Schloß und der Pinner See inmitten saftig grüner Matten südlich von der Bahnlinie Birnbaum–Posen können wir wieder mit Sicherheit bestimmen.

Punkt 10 Uhr haben wir das Schlepptau ausgelegt, gerade zur rechten Zeit. Die Abkühlung des Gases in den kalten Wolken und ein stark absteigender Luftstrom bringen uns der Erde nahe. Eine Fahrt am Schlepptau hat ihren großen Reiz, da man so nahe dem Boden alle Einzelheiten der Landschaft genau betrachten kann. Auch einen großen Vorteil bietet sie: man könnte stundenlang so fahren, ohne Ballast zu geben. Der Ballon gleicht ja in diesem Falle selbsttätig die Schwankungen seines Gewichtes aus. Je schwerer er wird, und je tiefer er infolgedessen sinkt, um so länger wird das auf der Erde schleppende Ende des Taues, dadurch aber entlastet er sich selbst; sobald er dann, etwa durch Erwärmung und Ausdehnung des Gases, wieder leichter wird und sich hebt, verkürzt sich das schleppende Ende, und der Ballon belastet sich durch den größern freischwebenden Teil des Taues. Übrigens sollte man, um die Entfernung des Ballons über dem Boden sicherer abschätzen zu können, mindestens in der Mitte des 100 Meter langen Taues einen auffallenden Knoten anbringen. Leider ist nun aber aus andern Gründen eine längere Schlepptaufahrt selten ausführbar, schon wegen der Gefahr, in bewohnten Gegenden Schäden anzurichten, und weil das Tauende, zumal wenn es nicht durch einen Lederschuh geschützt ist, sich bald aufdrieselt und dann an einem Baume oder an andern Gegenständen hängen bleibt, bei schwachem Winde auch ohnedies leicht festgehalten wird. Deshalb schleppt man in der Regel nur kurz vor der Landung eine Strecke, um diese aus geringer Höhe zu bewerkstelligen.

Rasch hat das Tau aufgesetzt und sich der Ballon eine Gleichgewichtslage geschafft. Wir schleppen also über einen bewaldeten, nach der Karte 130 Meter hohen Hügel hinweg, gleich darauf freilich auch über eine Telegraphenleitung, was nach der Führerinstruktion nicht zulässig, bisweilen aber nicht zu vermeiden ist. Auf der Straße von Pinne nach Chelmno trabt eine Reiterin, von einem großen Hunde begleitet, das Pferd stutzt, als es in einiger Entfernung von sich unser Tau rauschen hört, und fällt in Galopp, wird aber von seiner Herrin gewandt gezügelt. Harmloser ist der Schreck, den wir einem Feldhasen einjagen. Das Schlepptau scheint ihn gestreift und aus dem Schlafe aufgescheucht zu haben, er ist ratlos, wohin er sich wenden soll, doch übt das Tau offenbar eine unheimliche Anziehungskraft auf ihn aus, er kehrt immer wieder zu ihm zurück und begleitet es in drolligen Sprüngen. Dennoch erscheint es uns ratsam, wieder hoch zu gehen. Eine Moorfläche, zart hellbraun getönt, liegt unter uns mit seltsamen grünen Figuren darin. Als wir eben wieder einmal aus einem undurchsichtigen Wolkenkessel glücklich heraus sind, fällt unser Blick auf zwei Seen, den Lubosiner und den Buszewoer See, aber nur flüchtig, denn aufs neue umgeben uns graue Wolkenwände, die aber, je höher wir steigen, um so leichter werden, während es unter uns schneit.

Entzückend ist die Lage von Scharfenort am gleichnamigen See, auf das wir aus 1000 Meter Höhe hinab sehen. Südlich davon schauen kleine Laubwäldchen aus dunkeln Nadelwaldungen hervor. Die Wolken bieten jetzt einen

ganz wundersamen Anblick, sie hängen rings um uns wie ein dunkelgrauer Vorhang herab, ohne jedoch den Boden zu berühren, hinter ihnen scheint die Sonne und sendet ihre Strahlen unter den Fransen dieses Vorhangs hervor, wie wohl die Beleuchtung einer Bühne bei nicht ganz herabgelassenem Vorhang unten sichtbar wird und uns die noch verhüllte Dekoration ahnen läßt. Dann wieder bewirkt ein ganz dünner, aber von oben hell beleuchteter Wolkenschleier über der Gegend, daß die Farben viel kräftiger hervortreten, die Ziegeldächer erscheinen viel greller rot als sonst, die Schieferdächer in sattem Blau, wohlgepflegte Gärten in prächtigem buntem Farbengemisch und Parkanlagen tiefgrün, künstlich verschlungne Wege bilden scharfe Umrisse wie auf einem modernen Reklamebilde.

Die Bahn von Wronke nach Posen, der wir uns nähern, durchschneidet eine fruchtbare Landschaft mit regelmäßig angelegten langgestreckten Feldern und Wiesen, musterhafte Ordnung und Sauberkeit kennzeichnet die Wohnhäuser, jedes am schmalen Ende der Felder fast in gleichen Abständen voneinander gelegen, bei jedem ein baumreicher, hübscher Garten, es sind deutsche Ansiedlungen in vormals polnischen Landen. Soweit das Auge reicht, dehnen sich die grünen Fruchtgefilde, von schwarzen Streifen guten Brachlandes durchsetzt.

Bald nach 12 Uhr mittags zeigt sich auch der nördliche Arm des ostwestlichen Urstroms, die Warthe in ihrem Laufe zwischen Posen und Küstrin, an ihr zwei Orte, Obersitzko diesseits, Grünberg jenseits des Flusses, durch eine Brücke miteinander verbunden. Aber erst fünf Kilometer östlich davon überfliegen wir sie 12 Uhr 50 Minuten. Die Geschwindigkeit hatte am spätern Vormittag nur noch 10, dann 6 Kilometer in der Stunde betragen, jetzt flaut der Wind völlig ab. Dabei ist der Himmel dicht bewölkt, die Luft von Schneeflocken belebt, für unsern Photographen, der gerade auf die Mittagszeit seine Hoffnung gesetzt hatte, eine schmerzliche Enttäuschung.

Eine Stunde schon schweben wir fast genau auf demselben Flecke über dem riesigen Obersitzkoer Forste, die Gegend darüber hinaus in unsrer bisherigen Fahrtrichtung, das Land zwischen Warthe und Netze, erscheint reizlos: eintönige Heide und spärliche Besiedlung. Wir nehmen die Übersichtskarte zur Hand und beraten über die Möglichkeiten, die sich uns bieten. Obwohl wir bei dem Bemühen, endlich einmal wieder eine Gleichgewichtslage zu erlangen, viel Ballast haben opfern müssen, verfügen wir doch noch über achtzehn Sack, mit denen bei halbwegs günstiger Witterung die Fahrt über eine zweite Nacht bis weit in den folgenden Tag auszudehnen wäre, haben wir uns doch schon mit fünf Sack im ganzen bei einer Tagfahrt über acht Stunden gehalten. Aber die Witterung ist eben nicht günstig, aus dem Schneegestöber sind Regenschauer geworden, und die schweren dunkeln Wolken über uns lassen noch Schlimmeres befürchten. Und wohin würden wir kommen?

Für eine Fahrt über die Ostsee, an die überhaupt nur bei plötzlich eintretender flotter Luftbewegung zu denken wäre, ist unsre Windrichtung die aller-

ungeeignetste. Etwa bei Danzig würden wir die See erreichen, dann aber uns ziemlich in der Mitte zwischen Gotland und Kurland halten, und die erste Gelegenheit zur Landung würde sich vielleicht auf einer der Ålandsinseln finden, wahrscheinlich aber würden wir, vorausgesetzt, daß Mangel an Ballast nicht früher schon eine Katastrophe herbeiführte, über den Bottnischen Meerbusen nordwärts getrieben werden. Träte eine Steigerung der in der Wetterlage begründeten Linksdrehung ein, die uns allmählich auf die Rückseite des Tiefdruckgebietes brächte, so könnte allenfalls eine Landung in Schweden erfolgen. Der Gedanke an einen Flug über die See ist also unter diesen Verhältnissen völlig ausgeschlossen. Was aber nun? Die Fahrt bis Danzig fortsetzen? Bei der herrschenden Windstille und den drohenden Regenwolken? Für die 230 Kilometer bis Danzig würden wir bei der durchschnittlichen Geschwindigkeit der letzten drei Stunden etwa einen ganzen Tag brauchen. Das lohnt sich nicht. Aber mit achtzehn Sack Ballast landen? Das wäre unerhört.

So beschließen wir denn 1 Uhr 45 Minuten, zur Ausnützung des Ballasts eine kleine Hochfahrt in den Sonnenschein anzuschließen. Wir nehmen einen Sack nach dem andern zur Hand und lassen seinen Inhalt ausfließen. Mit 1500 Meter haben wir den untern Rand der Wolken erreicht und dringen nun in diese selbst ein. Die Erde entschwindet unsern Blicken, über uns, unter uns, rings um uns dieselben trüben, grauen Massen, nicht wogend, sondern wie erstarrt, kalt und feucht, bei 2000 Meter zeigt das Thermometer minus 2 Grad Celsius an. Die Nässe beschwert den Ballon und zwingt uns zu größern Sandopfern. Jetzt aber ändert sich die Farbe unsrer luftigen Umgebung mit jedem Augenblick, je höher wir steigen. Immer lichter wird das Grau, schon könnten wir glauben, in einem Märchenbau aus Milchglas zu verweilen, bis es schließlich in ein blendendes Weiß übergeht, sodaß die Augen uns schmerzen, und wir sie durch dunkle Gläser schützen. Das ist ein gutes Zeichen, daß wir unserm Ziele näher kommen. Auch von den wärmenden Sonnenstrahlen spüren wir schon etwas, trotz der noch über uns lastenden Decke, und obwohl das Thermometer nicht steigt.

Es ist eine Schicht von großer Mächtigkeit, und doch haben wir Glück, wir durchstoßen sie an einer verhältnismäßig schwachen Stelle. Bei 2500 Meter fängt sie an sich zu lockern, das so oft schon von uns geschaute und doch immer aufs neue wieder entzückende Spielen und Treiben beginnt, und durch wirbelnde Schneeflocken wird es noch reizvoller. Wir selbst sind in einem Talkessel, um uns aber auf allen Seiten türmen sich Haufenwolken zu riesigen Gebilden auf. Auch über uns ist der Himmel noch lange nicht frei, wir ahnen wohl den Stand der Sonne, und auf den Inhalt unsers Ballons übt sie auch schon ihre Wirkung aus, wir steigen einige Minuten, ohne Ballast auszugeben, aber sie selbst sehen wir noch nicht. Freilich währt diese Freude nicht lange, eine Schneewolke hüllt uns wieder ein und bewirkt sofortiges Fallen. Das darf nicht sein, also weiter empor! 2 Uhr 30 Minuten, in 3150 Meter Höhe,

haben wir sie unter uns, ein zartes Blaßblau wird über uns sichtbar, etwa wie an hellen Wintertagen, einige kühngezogne feine Cirrusstreifen entziehn uns noch immer den ersehnten Anblick der Sonne.

Wir sind bis 3600 Meter gestiegen, das Blau des Himmels vertieft sich immer mehr, und jetzt bietet sich uns ein Schauspiel, wie es wohl nur wenige Augen je gesehen haben: die Sonne tritt frei hervor und spiegelt sich in einem Schneetreiben unter uns. Wieder sind es dieselben ganz feinen Kristalle, wie sie uns heute in 1200 Meter Höhe schon einmal begegnet sind, aber die Wirkung im Glanze der unverhüllten Sonne ist jetzt eine ganz andre, zauberhafte. Es ist ein Flimmern und Glitzern, ähnlich wohl wie das einer leicht bewegten Wasserfläche, aber es übertrifft diese an Zartheit wie frische Spinnweb ein grobes Hanfgewand.

So ist unsre Sehnsucht nun erfüllt, wir sind heraus aus der trüben irdischen Atmosphäre, in der kein Frohsinn aufkommen konnte. Morgen ist Pfingstsonntag, aber das liebliche Fest mit sonniger Frühlingsstimmung in der Natur, auf das wir Erdenbewohner uns gefreut haben, wird es nicht sein. Begehen wir es darum heute schon! Das ist eine Feierstunde, die uns für vieles im voraus zu entschädigen vermag. In heiterm Sonnenschein, behaglich durchwärmt, erheben wir uns langsam bis zu 3800 Meter und erhalten uns in dieser Höhe durch einige Spenden aus unserm nun allerdings stark zusammengeschmolznen Ballastvorrat.

Über die Kumulusschicht sind wir jetzt völlig erhaben, das ist uns nichts Neues mehr, aber so wie heute sahen wir die Wolken unter uns noch nie. Worte freilich vermögen diese Pracht nicht zu schildern. Keine Spur einer geschlossenen Masse, wie uns sonst wohl die Wolkenmeere erscheinen, und doch haben wir es beim Aufsteigen selbst ermessen, daß ihre Tiefe fast 2000 Meter beträgt. Da strebt alles locker und luftig auseinander, unter den gebirgsartigen Bildungen ist die Belchenform, wie wir sie aus Schwarzwald und Vogesen kennen, vorherrschend, daneben beobachten wir zahllose andre Gestalten, und an den Rändern setzen sich Cirrusstreifen an, die sich wie Riesenfächer mehrere tausend Meter über uns emporstrecken. Wer solchen Anblick doch auf die Platte bannen könnte, um andern nachträglich an dem Genusse Anteil zu geben, aber für diese Lichtfülle und eine Wiedergabe, die an Zartheit den wirklichen Farben annähernd entspräche, wären Apparate nötig, wie wir sie noch nicht besitzen. Auch liegt das Überwältigende gerade in der unendlichen Ausdehnung der Naturerscheinungen, von der wir nur winzige Ausschnitte zu bieten vermöchten, nur Zerrbilder der unvergleichlichen Schönheit.

Die Nachmittagssonne wendet langsam ihr Antlitz von uns und verbirgt es, erst hinter die Cirrusstreifen, dann auch hinter die Köpfe der Altokumuli, die uns in der Ferne umgeben. Damit beginnt die Abkühlung des Gases. Wir sinken, und nun wäre jedes weitere Ballastopfer unnütz. Wir müssen Abschied nehmen von der himmlischen Klarheit und dahin zurückkehren, wohin wir

gehören, in die irdische Trübseligkeit. So lassen wir uns denn fallen, und in umgekehrter, aber hastiger Folge gleiten alle die Bilder, wenn auch mannigfach verändert, wieder an uns vorüber, die wir beim Steigen geschaut haben. Fröstelnd durchschlagen wir die immer dunkler sich zusammenschließende graue Schicht, Schneeflocken umtanzen uns, Regentropfen umsprühen uns. Die Schnelligkeit, etwa 5 bis 6 Meter in der Sekunde, ist zwar im Verhältnis zu der gewöhnlichen Geschwindigkeit der wagerechten Fortbewegung, 10 bis 15 Meter in der Sekunde, an sich nicht bedeutend, aber doch sehr empfindlich für den Körper, der sich dem so rasch zunehmenden Luftdruck nicht gleich anpaßt. Daher starkes Drängen im Ohr nach dem Trommelfell, das sich bei unserm jüngsten Reisegefährten zu heftigen, noch lange über die Landung hinausdauernden Schmerzen steigert.

Wo mögen wir jetzt schweben? Immer noch über dem langweiligen Gelände zwischen Warthe und Netze? Wir haben ja keine Ahnung davon, ob wir während der ganzen Zeit unsrer Hochfahrt stillgestanden oder ob und wie schnell wir uns vorwärts bewegt haben. Die Wolken hängen noch tiefer herab als am frühen Nachmittag. Erst als wir in ununterbrochnem Fall bei 500 Meter angelangt sind, tritt die Erde in Sicht, und was liegt gerade unter uns? Ein See mitten in einem größern Walde. Das gäbe einen garstigen Spritzer. Darum schnell gebremst! Vier Sack sind dazu nötig, neun hatte die Hochfahrt gekostet, fünf bleiben uns noch übrig.

Wir schwimmen eine Weile in 750 Meter Höhe, doch zeigt der Ballon eine so starke Neigung zum Sinken, daß wir an Beendigung der Fahrt denken müssen. Noch immer sind wir über dem See; er ist zwar schmal, und wir hoffen, nach links oder rechts über seine Ufer hinauszukommen, unser Pech aber will es, daß wir, wieder bei trägem Winde, langsam über seine ganze Länge hin nach Nordosten zu treiben. Eine menschliche Ansiedlung ist weder am See noch im Walde zu sehen. Die Möglichkeit, ins Wasser zu fallen, besteht weiter, wir müssen nochmals steigen und verschwinden in den Regenwolken. Als wir uns wieder herablassen, ist die Bahn frei, der See liegt hinter uns, vor uns zunächst noch ein kleines Stück Wald, dann Felder und Wiesen. Wir gehen ans Schlepptau, gleiten an einigen armseligen, strohgedeckten Lehmhütten mit kleinen, trüben Fenstern vorüber und landen Nachmittag 4 Uhr 20 Minuten unter strömendem Regen, aber sehr glatt bei Ossowo, nächste Bahnstation Linde, Kreis Flatow, Regierungsbezirk Marienwerder, Provinz Westpreußen, südwestlich von Konitz. Der See, den wir zuletzt überflogen hatten, war der Borownosee in der Kujaner Heide.

Das war allerdings eine große Überraschung. Wir messen auf der Karte nach und entdecken, daß wir über den Wolken, westlich an Kolmar, und nach Kreuzung der Netze östlich an Schneidemühl und Flatow vorüber, in reichlich 2 Stunden 86 Kilometer zurückgelegt haben, während unten, in Posen wie in Westpreußen, fast Windstille herrschte. Wären wir also bei anhaltendem Sonnen-

schein und geringerm Ballastverbrauch etwa noch 2 bis 3 Stunden über den Wolken geblieben, so hätten wir beim Niedergehn die Ostsee unter uns gehabt! Die Fahrtlinie Bitterfeld—Ossowo betrug 470 Kilometer bei 27,65 Kilometer mittlerer Geschwindigkeit, die Zeitdauer 17 Stunden und 40 Minuten.

So waren wir also statt zu den Magyaren nach Ungarn zu den Kassuben in Pomerellen gekommen. Ebensoviel Lechisch als Deutsch hörten wir sprechen, als sich die übliche Volksmenge um uns scharte. Recht niedlich war, was der Bauer, auf dessen Felde wir landeten, von seinem dreijährigen, geweckten Söhnchen uns erzählte. Der Kleine hatte beim Spielen im Freien unsern gelben Ballon entdeckt und eilte nun in die Stube: „Vater, komm schnell heraus! Es kommt eine Leuchte vom Himmel.“ Gleich darauf aber kehrte er zurück: „Die Leuchte ist weg, sie ist wieder in den Himmel gegangen“; waren wir doch über dem See in den Wolken verschwunden. Endlich kam er zum drittenmal: „Vater, die Leuchte ist wieder da, sie kommt gerade auf uns zu!“



Bei den Glasbläsern von Lauscha

Von Marthe Renate Fischer

Als mich der Bahnzug in schwerer Steigung hinauf nach Lauscha führte, das für einige Herbstwochen mein Domizil bilden sollte, wußte ich von dem großen Glasbläserdorf nicht viel mehr, als daß es etwa 720 Meter über dem Meer liegt und um das Jahr 1597 „unter Johann Casimir Hertzogk in Sachsen, Landgraff in Düringen“ durch die Glasmacher Hans Greiner (Schwabenhans) und Christoph Müller, die beide zur Sekte der Wiedertäufer gehörten und aus Süddeutschland stammten, aber aus Böhmen zugewandert waren, gegründet worden ist, um eine Zeit, wo der Naturwald schon dem forstwirtschaftlichen Betriebe hatte weichen müssen, wo das Schwarzholz das Weißholz verdrängt, Eiche, Buche, Ulme usw. im Bewaldungsplan der Fichte und der Tanne Platz gemacht hatten. In der den Glasmachern über bedeutende Gerechtsame — betreffend Rodeland, Wiesen- und Bauland, Fischerei in der Lauscha, Hütefreiheit — ausgestellten Urkunde ist von Tannenholz zum Geschäftsbetrieb der Glasmacher die Rede, das mit vier Groschen für die Klafter bezahlt werden sollte. Die Glasmacher hatten für die ihnen gemachten sehr großen Zugeständnisse jährlich einen schmalen Erbzins zu zahlen und ein Schock Trinkgläser, ebenfalls jährlich, an die Hofhaltung zu liefern. Außerdem sollten sie angehalten sein, alles, was von Glaswerk zur Hofhaltung gebraucht wurde, dieser um einen Pfennig für das Stück billiger als Fremden abzulassen.

„Geschehen vnd gegeben zue Coburgk am zehenden January Nach Christi vnsers Erlösers vnd Seligmachers Geburtt im fünffzehen Hunderten vnd Sieben vndt Neuntzigsten Jhare. Johann Casimir H. z. Sachssen.“

Der junge Ort Lauscha ist schnell und kräftig angewachsen, die Glasindustrie hat stetig zugenommen an Umfang und Ansehen. Heute zählt das große, zu



Sachsen-Meiningen gehörende Dorf etwa 5500 Einwohner, drei Glashütten sind im Betrieb, die eine, Elias Greiner Vetters Sohn, mit einer Farbenmühle verbunden, deren Erzeugnisse sich auf dem Arbeitsmarkt hohen Rufes erfreuen.

Die ersten Produkte der Lauschaer Glasindustrie sind Butzenscheiben gewesen, Medizinfläschchen, in denen die Olitätenhändler ihre wundertätigen und heilkräftigen Balsame und Mixturen in die Welt trugen, und Trinkgläser, die bald mit Sprüchen und Malereien versehen wurden. Stengelgläser folgten, Glasspielzeug, Tiere usw. Diese zuletzt genannten Artikel etwa seit 1800. Etwa fünfzig Jahre später begann dann die Fabrikation der Glasmärbel. Blumen, Früchte werden in Lauscha gearbeitet, Glashaar, Perlen, Ziergläser nach venezianischer Art. Der Leineweber Geißler trug im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts die Fabrikation von physikalischen Instrumenten hierher. Im Jahre 1835 machte der 1888 verstorbne Müller Uri die ersten Menschenaugen. Vor einer verhältnismäßig kurzen Spanne von Jahren tauchte der Christbaumschmuck auf, der sich im Umsehen den Weltmarkt eroberte.

Der Versand, den früher die Glashändler besorgten, Männer mit Bürden, die sie auf dem Rücken trugen, wird jetzt von Post und Bahnverwaltung ausgeführt, die Verpackung, ehemals ein Erwerbszweig der Schachtelmacher, geschieht gegenwärtig in kleinen meist abgefächerten Pappkartons, die in Holzkisten verladen werden. Das Rüböl, Paraffin, Petroleum der Arbeitslampe des Glasbläsers ist durch die Gasflamme verdrängt worden. Ebenso haben die Schmelzöfen statt der Holzfeuerung die Gasfeuerung angenommen. Lauschaer Glasmacher und Glasbläser sind in aller Herren Länder gezogen, als Gründer von Glashütten und als ausübende Künstler in ihren Spezialfächern. Ein Sohn des Müller Uri verfertigt seine künstlichen Menschenaugen in Leipzig, ein entfernterer Verwandter in Wiesbaden. Die Nachkommen des Igelshieber Leinewebers Geißler haben persönlich den Ruf ihres Namens nach Bonn und nach Berlin verpflanzt.

Es sei mir vergönnt, ein wenig über die Glasindustrie „in der Lausche", wie ich sie gesehen habe, zu erzählen. Bei dem Glasmacher muß ich den Anfang machen. Denn bevor der Glasbläser seine Arbeit beginnen kann, muß der Glasmacher in Aktion getreten sein und muß den Stab oder die Röhre von Glas gezogen haben.

Ich wohnte dem Röhrenziehen in der Schlotfegerhütte bei (Greiner und Co.), in deren Schmelzofen zehn Töpfe in zwei Reihen stehn. Der Vorgang spielte sich wie folgt ab. Der Glasmacher hob mit der Pfeife, einem langen Eisenrohr, das flüssige Glas aus dem Glastopf heraus, drehte die entnommne Masse auf der Walzplatte fest und wiederholte, unter gelegentlichem Lufteinblasen, diese Prozedur — das Hineinstecken des Rohrs in die rotglühende Masse, und das Binden des frischen Glasansatzes mit dem schon vorhandnen durch Drehen auf der kleinen amboßartigen Platte —, bis der anhaftende Glasklumpen die gewünschte Größe erreicht hatte, die sich nach dem größern oder dem geringern Durchmesser der zu ziehenden Röhren richtet. Der zweite Glasmacher, der indessen ebenfalls Glas aus dem Topf entnommen und es zu einer flachen festen Scheibe an seinem Stab geformt hatte, nahm auf dieser Scheibe den entstandnen zäh flüssigen Glaskolben in Empfang, worauf beide Glasmacher, Läufer und Bläser, dieser indem er beständig Luft in die Glasmasse einblies, rückwärtsschreitend die Röhren zogen, die um so dünner werden, je schneller sich die beiden Männer voneinander entfernen. Der fortschreitenden Verkühlung der Glasmasse hat sich Lauf und Blasen anzupassen, wenn gleichmäßig weite Röhren hergestellt werden sollen. Sind die Röhren, die während des Ziehens auf die Erde niedergelegt worden sind, erkaltet, so

werden sie nach Maß in Stücke von etwa anderthalb Meter Länge zerschnitten und zum Verkauf in Pakete zusammengebunden.

In der Schlotfegerhütte sah ich auch der Fabrikation der Glasmärbel zu, die mit der Märbelschere aus einem wurstartigen Glasstrang geschnitten werden, einem Instrument, das aus einer halbkugligen Form und einem Messer besteht. Es gibt Märbel aus den herrlichsten bunten Glaswindungen und ganz weiße mit einer kleinen Figur aus gebranntem Ton als Einlage, die nach der Fertigstellung größer erscheint und einen silbernen Schimmer angenommen hat. Die Märbelschere ist eine Erfindung vom alten Vetterle, einem Vorfahren derer von der Seppenhütte, der Elias Greiner Vetters Sohn. Bekommt ein Topf oder Hafen im Schmelzofen einen Riß, so wird vorerst das Glas durch Ausschöpfen geborgen, sodann der gesprungne Topf entfernt und der neue, schon angewärmte Topf eingeführt, nachdem die Stelle, auf der der alte Topf gestanden hat, ausgebessert worden ist. Dieser Prozedur zuzusehen ist außerordentlich interessant. Der Topf wird dazu auf einen Hebebaum, der durch einen Querbalken gestützt wird, gewissermaßen aufgespießt und zum Standort hintransportiert. Das schreibt sich ganz leicht und liest sich ganz leicht, ist jedoch in der Praxis so einfach nicht. Man sieht in der unruhigen Weißlohe des geöffneten Ofens die beiden Reihen der Töpfe stehn, man sieht die schweißüberlaufnen Gestalten der Arbeiter in Hemd und Hose den neuen Tontopf, der rund und von grauweißer Farbe ist, auf den Ofen zudirigieren. Er schwebt auf dem Hebebaum. Der Druck nach unten auf den Querbalken ist sehr stark und zwingt die Träger zu großer Kraftentfaltung. Wundervoll lebendig ist das Bild, die starke Arbeit, das Aufmerken, das Konzentrieren auf den einen Punkt, dazu der aufgerissene Drachenschlund des Ofens, dem höllenheißer Atem entströmt, und aus dem das Feuer weißlohend herausglotzt und unbarmherzig die Augen blendet.

Ist der Topf glücklich im Ofen gelandet, so muß er auf seinen Platz gerückt werden, wozu von der Seite aus mit eisernen Haken nachgeholfen wird. Vor jedem Topfstand befinden sich übereinander zwei Öffnungen, von denen die untere nach erfolgter Postierung zugeklebt wird, während man die obere, durch die nachher die Entleerung des Topfes erfolgt, nur durch eine Türplatte verstellt. Zuletzt brennt alles, die Stangen, der Hebebaum, Geruch vom schwelenden Holz zieht durch die Hütte.

Auf dem Gang durch Lauscha begleitet den Wandersmann eine eintönige Musik, das sanfte Sausen der Gasflammen. Die Glasbläser arbeiten in ihren Betrieben. Nur in Hemd und Hose, die Augen auf das Arbeitsobjekt in der Gasflamme gerichtet, den Fuß am Blasebalg, so sitzen sie, wenn sie nicht gerade fröhlich das Blaumachen üben, vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht an ihrer Arbeitsstätte. Freilich gibt es auch Betriebe, bei denen nicht geblasen wird, zum Beispiel beim Glasspinnen, das ich bei Ludwig Greiner Adam mit angesehen habe. Es handelte sich hier um Glaslocken zum Christbaumschmuck. Arbeitsmaterial waren weiße Glasstäbchen verschiedner Härtegrade, von denen immer je zwei dieser ungleich harten Stäbchen der bequemern Hantierung wegen oben durch Siegellack verbunden waren.

Der Spinner an der Lampe, der drei bis fünf dieser Doppelstäbchen in der Hand über der Flamme hält, zieht von jeder Gruppe einen Faden, den er auf das ein, auch anderthalb Meter Durchmesser haltende Rad wirft. Ein andrer Arbeiter, Mann oder Weib, Kind oder erwachsne Person, vermittelt die Umdrehung. Ist das gehörige Quantum abgesponnen, so wird der Glashaarstrang durchschnitten, der sich sofort — eine Folge des verschieden harten Materials, das in denselben

Faden versponnen wurde — in tiefe Zacken wellt. Auseinandergezogen und ein wenig geschüttelt gibt es ein gleißendes Gelock von weißer, märchenhafter Schönheit. Man denkt an die Eiskönigin, der der Schmuck ihres Hauptes geraubt worden ist. Allerlei weiche, liebe Traumgedanken kommen einem. Und sie werden wiederkehren, wenn die weiße Glaslocke den Weihnachtsbaum schmückt, an der Spitze befestigt, ihn einspinnt mit tausend lockern schimmernden Fäden, die im Schein der Lichter in ihrem geheimnisvollen blendenden Weiß aufblitzen in Millionen und aber Millionen gleißender Strahlen und Punkte. Das zu stärkerm Faden und glatt gesponnene, nur aus Stäbchen gleicher Härtegrade gezogne Glashaar wird mannigfaltig verarbeitet. Der Lauschaer Gesangverein Frohsinn besitzt eine Fahne aus Glasgespinst, Krawatten werden davon angefertigt, bescheidne Schmucksachen, Pinsel zum Polieren für die Goldarbeiter. Der Chemiker schätzt den Glasfaden als vorzügliches Filtriermaterial.

Seine Verarbeitung zu Christbaumschmuck, zu Flügeln an Engeln, Vögeln und Schmetterlingen sah ich in den Arbeitsräumen von Albrecht Kob. Das glatt gesponnene Glashaar hing in verschiedenfarbigen, straffen, harten, glänzenden Strähnen an der Wand, bar alles Reizes. Aber es sah bald anders aus, als es in die gehörige Länge geschnitten, fächerförmig entfaltet und zu Flügelform ausgestanzt vor mir lag. Pinsel und Farben taten das übrige. Am reizvollsten und farbenfreudigsten gestalten sich natürlich die Schmetterlingsflügel. Vorzüglich bei dieser Produktion, die entzückende kleine Gebilde schaffen könnte, habe ich den Druck des Marktpreises mit Bedauern empfunden. Alles ist auf einen bestimmten niedrigen Satz festgelegt, und so ist schließlich beinahe jeder Pinselstrich auch berechnet — sehr zum Schaden der Erzeugnisse, wie ich an der gebräuchlichen Lieferungsware im Gegensatz zu einzelnen entworfnen Mustern, die aber des höhern Preises wegen keine Besteller fanden, mit Bedauern sah. Die farbigen Flügel werden schließlich mit ihren Objekten, mögen dies nun Engel-, Vögel- oder Schmetterlingsleiber sein, durch Klebung verbunden. Und nun mögen sie ebenfalls in den Weihnachtsbaum gehängt werden als anmutig sich wiegender Schmuck. Denn sie sind mannigfaltig in der Anordnung, wie sie es in der Farbe sind. Es gibt Vögel auf dem Nest und Vögel im Flug und kleine Hocker in schwermütiger Grüblerstellung, die an verschneite Triften und die Qual eines hungrigen Magens erinnert.

Das Blasen von Blumen, Kugeln, Nüssen, allerlei Christbaumschmuck habe ich in dem Betrieb von Eduard Greiner Vetter gesehen. Von seinem Material, der Glasröhre, dreht der Bläser, wenn er seine Arbeit beginnt, indem er die Röhre an der Gasflamme rotglühend macht, das erforderliche Stück ab, schließt es an der Flamme an dem einen Ende, während er das andre stark verdünnte Ende als Handhabe und Blasröhre benutzt. Darauf bläst er beispielsweise seine Glaskugel und buchtet sie seitlich, nachdem sie an der betreffenden Stelle der Flamme abermals ausgesetzt worden ist, durch Atemeinziehen ein. Über die so entstandne Mulde spielt die Gasflamme und macht sie kraus. Wenn die Kugel in ihrem Umfang drei oder vier dieser Einbuchtungen erfahren hat, so ist die Arbeit des Glasbläsers an ihr getan, und sie wandert nun in die Hände der Frauen, die sie verspiegeln, sie durch Einspritzung mit einer Silberlösung innen belegen, sie bemalen, mit blitzendem farbigem Puder oder mit Perlpuder bestäuben und mit Anhängern versehen. Besonders gebuckelte Behänge, wie Nüsse und blumenartige Gebilde, werden in eine zweiteilige Holzform geblasen. Blumen zu Zierzwecken, zur Füllung von Vasen usw., werden aber aus freier Hand gemacht. Werkzeuge dazu sind die Schere, mit der die geblasne heiße, weiche Kugel zu Blättern aufgeschlitzt wird,

und mit der die Blättchen an den Rändern umgebogen werden, ferner ein Glasstab für die völlige Teilung der Blätter, der nachher wieder die Zusammensetzung über der Flamme folgt. So viel Atem der Röhrenzieher zu seiner Arbeit verbraucht, so wenig bedarf dessen der Glasbläser. Er hilft zugleich auch mit den Händen durch Drehen, Dehnen, Biegen und Zusammendrücken. Blüten wie Vergißmeinnicht werden aus dem Stab gemacht, unter Zuhilfenahme der Zange, mit der die kleinen, angeschmolznen Glasballen zu Blättchen breit gedrückt werden.

Und nun bin ich beim finstern Mai angelangt, bei dem ich das Figurenblasen sehen wollte. Ich hatte viel schon von ihm gehört. Der Lauschaer Kirchenchor hat seine Berühmtheit seit langer Zeit. Zu seinen besten Sängern hat ehedem der „finstre Mai" gehört. Die Lauschaer haben den Ruf des Schelmenbluts, der Übermuts- und Neckgelüste. Dem finstern Mai hat außerdem das Duckmäuserige angehaftet. Er ist einer von denen gewesen, die ein ehrbares Gesicht machen, wenn sie ihre Schelmenstücke aushecken.

Die Lauschaer sind ihrem Herzog gute Landeskinder. Sind es auch um Anno 1848 gewesen. Aber doch war die Freiheitsluft ihnen damals ein wenig zu Kopf gestiegen, sodaß sie ihren Schießprügel zu sich nahmen und wildern gingen. Damals ist viel Rehwildbret „in der Lausche" gegessen worden. Den ungeheuer gelichteten Wildbestand sollen die Lauschaer Glasbläser jener Zeit auf dem Gewissen haben. Katastrophen haben sich, soviel ich hörte, nicht ereignet. Der Lauschaer hat vielmehr immer mit Witz, Heiterkeit und flinken Beinen gewußt, sich aus der Schlinge zu ziehen.

Ich trottete gemach die steil aufsteigende Straße des Oberlands hinauf und stellte wieder einmal meine lustige Signatur Lauschas fest: schwarze Schieferhäuser — spähend herausgebeugte Köpfe — hier und da ein Pack prächtiger Betten in der Zugluft der offnen Fenster — und Vogelbauer, eins oder deren mehrere, außen an den Häusern ... dazu die sanfte surrende, an eine eifrige Spinnerin gemahnende Musik der Gasflammen. Nun sah ich einen alten Mann daher kommen. Fünfundachtzigjährig, wie ich später erfahren habe. Haupthaar und Bartwuchs grauweiß und von unerhörter Fülle. Er trug einen Packen Glasröhren im Arm und ging unmittelbar vor einem Wagen dahin, der, mit unruhigen Pferden bespannt, vom Oberland herabdrängte. Das war „der alt Mai". Stocktaub.

Und richtig sah ich am andern Tage bei ihm das Tierblasen. Er blies einen Hirsch. Wer hat das nicht schon gelegentlich bei einem umherziehenden Glaskünstler mit angesehen und ist mit Interesse dem durch Blasen bewirkten Modellieren des Körpers gefolgt, der Biegung des Halses und des Kopfes, dem Ansetzen der Läufe und des Geweihs! Aber wie ganz anders noch gestaltete sich mir das Interesse dem Greise gegenüber, der mit den jungen, festen, glatten Händen eines kaum Vierzigjährigen seine Milchglasröhre in der Flamme drehte und mit stillen Greisenaugen den Fortgang seiner Arbeit begutachtend verfolgte! In der Hose und dem bunten Barchenthemd saß er da, der Bart hing ihm bis auf die halbe Brust hinab, aus dem dicken, weißgrauen Haupthaar sah ein schmaler Streifen des Ohrs heraus. Der Mund war eingezogen. Unter dichten Brauenbüschen lagen seine stillen Augen. Ja, der finstre Mai ist ein alt Männle geworden, aber seine Händ sind jung geblieben! Ich sah noch allerlei Getier seiner Kunstfertigkeit, Schwäne, Störche, Schafe, Hunde. Auch menschliche Gestalten, Bürschle und Mädle. Von früh sieben Uhr bis nachts um elf sitzt er vor seiner Gasflamme mit dem Fuß am Blasebalg. Vielleicht tauchen dabei die Neckstreiche seiner jungen Jahre wie blasse, schon ein wenig fremde Bilder in seiner Erinnerung auf, ergötzen und erstaunen ihn — und ziehen vorüber.



Nach dem „finstern Mai" suchte ich „die Sens auf." „Ja, das is a Freud und a Leid mit der Sens. A Freud ihm zuzusehen, und a Leid, daß mer dabei muß denk, was ra ölls könnt gemach und därfs nit, dem Brotkorb wegen!"

Christian Eichhorn Sens ist ein Künstler. Und der Künstler sitzt da und bläst Christbaumbehang. Freilich hat der Behang, der sich dem Marktpreis aber anpassen muß, eine feinere Note, etwas Geschmackvolles in der Art und Färbung. Es fliegt ihm von der Hand. Er bläst ein wenig, klappt in die Form, brennt riesenhafte Kelche, hilft mit irgendeinem Instrument nach durch feine Rippung und Biegung an den Rändern. Und nachher bei der Tönung: Husch! sind die Schreifarben hingehaucht. Und sie verzichten auf die aufdringliche Wirkung und werden pikant. Früher hat „die Sens" Gläser und Blumen gemacht, die Blumen in natürlichen Farben und mit ganz natürlicher Art des Wuchses. Man sieht, wo die kommende Knospe den Stiel bedrängte, ihn weitete, ihm entsproß. So sah ich Hyazinthen und Glockenblumen bei ihm, Reste eines ehemaligen Bestandes seiner künstlerischer Arbeiten. Ein paar Väschen nach Art der Venezianer. Und dann kam er mit einem ganz besondern Gläschen, der Fuß durchsichtig grün, der Kelch opalartig, eine Milchglasmischung mit einem Schuß gelb und grün und bis auf Fingerbreite hinauf von innen mit einem verwischten Himbeerrot durchzogen.

Und die Sens sprach also: „Hiervon hab ich sechs Stück zu ra Hochzeit gemacht. Dös hier is a bißle mißrot, das will ich Ihne schenk." Es steht vor mir auf dem Tisch neben dem Hirsch vom finstern Mai.

Und nun saß die Sens vor der Flamme, nahm eine lange Nadel, schmolz vom grünen Glasstab ein Kügelchen daran und begann aus diesem Kügelchen ein Getier zu entwickeln, mit langem nach unten gespaltnen Schwanz, gierig gestrecktem Leib, wundervoll kampflustig gebognem Hälschen und sperrendem, geierschnabelartigen Rachen. Flügel. Auf dem Rücken entlang bis zur Schwanzspitze eine Folge kleiner rötlicher Höcker. Auf dem Kopf ein ebensolches Horn. Die Augen grell. Ein kleiner Drache in entzückend lebendiger Haltung des Zuspringens, mit dem Ausdruck der Beutesicherheit.

Die Sens trat gelegentlich den Blasbalg, um die Stichflamme herauszujagen, drehte ein wenig mit der Nadel und dem abfließenden Glasstab. Im übrigen sah es aus, als entstehe das kleine Scheusal mit dem um die Nadel geringelten Schwanz ganz von selbst. „A Hutnadel", sagte die Sens. Und ich kaufte sie. Er hat einmal in Leipzig im Schaufenster ein von ihm gearbeitetes Gläschen wiedergesehen, für das er vom Händler eine Mark erhalten hatte. Jetzt stand es für den sechsfachen Preis zum Verkauf vor ihm.

Neben dem Geräusch der Gasflammen hört man gelegentlich noch ein andres charakteristisches Geräusch aus Lauschas Häusern herausdringen, es rollt wie von geschüttelten Erbsen. Die Perlenmacher sind bei der Arbeit. Fischperlen werden gemacht, die einen großen Handels- besonders Exportartikel Lauschas bilden. Die Perlen selbst werden geblasen. Eine Hauptstätte dafür ist unter andern auch die Hausindustrie des nahen Igelshieb. Der Farbstoff wird den Perlen, die durch Siebe nach ihrer Größe sortiert worden sind, durch Einblasen mitgeteilt. Darauf kommen sie in wiegenartige Schüttertabletts, die hin und her geschaukelt werden, damit sich die ziemlich dicke Farbschicht gleichmäßig der ganzen Perle innen anlegt. Später werden sie auf Mulltablette zum Völligtrocknen gelegt. Gereinigt von dem nach außen gekommnen Farbstoff werden sie über der Spiritusflamme in leinenen Säckchen durch leises Schütteln und Erhitzen. Zum Schluß gelangen sie in die Hände der Aufreiherinnen, von wo sie, zum Handel fertig, in zwölfreihigen Maschen hervorgehn. Sie sehen wunderhübsch aus und ähneln — wir wollen einmal optimistisch

sein — in besonders schön geratnen Exemplaren ein wenig, ein ganz klein wenig der echten Perle.

Ich sah die Herstellung bei Adolf Rupp. Hier wurde mir auch der gallertartige irisierende Farbstoff gezeigt, der aus den Schuppen des Ukelei gewonnen wird, eines kleinen Fisches der Ostsee und der Süßwasserseen, ich glaube vorzüglich Pommerns. Und zwar ist der Ukelei aus Anklam der gesuchteste.

Von den freundlichen Perlenmacherinnen führte mich mein Weg zu dem Verfertiger physikalischer Instrumente, Reinhold Müller sen. Sein Verzeichnis physikalischer Apparate für den naturwissenschaftlichen Unterricht in Schulen, das vor mir liegt, umfaßt zweiundvierzig Nummern. Eine ganze Anzahl davon hat mir Herr Reinhold Müller in liebenswürdiger Weise vorgeführt. Er hat aus dem Heronsball das Fontänchen aufsteigen lassen, hat mir Hohlspiegel und erhabnen Spiegel gezeigt, hat mir den Pulshammer in die Hand gegeben, dessen eingeschlossene Flüssigkeit sehr rasch zum Sieden kam, hat die Saugpumpe in Aktion gesetzt, ich glaube, es war auch was mit dem Saugheber und Stechheber los, aber ich kann nicht darauf schwören; hat mir die Wasserschraube demonstriert, die lange, sehr kunstvolle gewundne Glasröhre, die an einem Ende einschöpfte und am andern Ende auslud. Dann einen komplizierten hübschen Apparat, der den Kreislauf des Blutes erläutern sollte, ferner Barometer und Thermometer. Meine eingeschlafnen Schulkenntnisse wurden gefährlich rege und belästigten mich in der Nacht im Traum in Gestalt von Zentrifugalapparaten, Bologneser Fläschchen, Feuerspritzen, Glastränen, Retorten und ähnlichem.

Aber am Morgen setzte ich mich hinter ein Schriftchen, das vom alten Ludwig Müller Uri erzählte, der, ein sehr geschickter Glasbläser, hauptsächlich Verfertiger von Tier- und Puppenaugen, durch Professor Adelmann in Würzburg auf die Fabrikation von Menschenaugen aufmerksam gemacht worden ist. Das war um das Jahr 1835, wo die Flamme des Lampenbläsers, noch mit Talg oder Rüböl gespeist, keine besonders starke Hitze entwickelte, wo das Glasmaterial, seither durch Christian Müller Patle vervollkommnet, oft im letzten Augenblick durch Zerspringen alle Mühe des Augenmachers zunichte machte. Der Markt der Augenfabrikation lag damals noch in den Händen der Franzosen. Und an Pariser Vorlagen hat auch Müller Uri unter Beratung von Professor Adelmann in Würzburg und Doktor Buhner in Meiningen gelernt. Hauptsächlich aber doch an seinen eignen Mißerfolgen. Und eben so sehr, wie ihn die Fingerzeige der beiden Gelehrten antrieben, seine Versuche fortzusetzen, hat dies sein eigner reger Eifer getan, der unermüdlich war, und den keine Enttäuschung zum Erlahmen brachte.

Nach wenigen Jahren schon hat Ludwig Müller Uri denn auch die Franzosen durch die größere Schönheit und Naturtreue der von ihm gefertigten Augen gründlich überflügelt. Ehren und Auszeichnungen sind ihm in reichem Maße zuteil geworden. Im Jahre 1849 ging er, ohne der Sprache des Landes mächtig zu sein, nach Paris, um womöglich sich hier in seiner Kunst noch zu vervollkommnen. Er ist bald wieder nach Lauscha zurückgekehrt und hat es sich zeit seines Lebens nicht ausreden lassen, daß man ihm drüben in Frankreichs Hauptstadt nach dem Leben getrachtet habe, weil er von seinem eignen Kunstgeheimnis nichts preisgeben wollte.

Das steht aber nicht alles in dem Büchlein, worin ich gelesen habe, Menschenmund hat über den alten Müller Uri zu mir gesprochen. Denn ob der berühmte Augenmacher gleich um 1888 gestorben ist, so lebt er doch in seiner Vaterstadt von Mund zu Munde weiter.

Ich habe auch sein Bild gesehen, ein liebes, kluges, altväterisches Tüftlergesicht. Und ich hörte einen Ausspruch von ihm, der Zeugnis von seiner großen Menschen-



kenntnis ablegt. Der „alt Müller Uri“ hatte also gesprochen: „Wenn die Frauen herrschen und besitzen wollen, müssen sie mit Anstand zu kränken wissen.“ Und dann ist mir sein Enkelkind, die Trut, manches liebemal gegenüber gesessen oder zur Seite gelaufen. Sie saß „halt an der Wand“ und hörte zu, wenn wir Erwachsnen plauderten und erzählten, oder sie sprang beim Spaziergang mit ihren schlanken Backfischgliedern zur Seite an den Bergsteilen „an Reckele nauf, an Reckele nunter“ ohne Gleiten.

Die Fabrikation der künstlichen Augen, wie sie von Ludwig Müller Uri auf seine nächsten Angehörigen vererbt worden ist, sah ich bei einem Nachkommen des alten Meisters, einem Enkel, Ludwig Müller Uri Felix. Von einer Glasröhre, die unter der Verarbeitung milchig anlief, löste er über der Stichflamme das gehörige Stück ab und blies unter Drehen und mehrmaligem Erhitzen seine Kugel. Als alles so weit reif und in Ordnung war, wurde inmitten mit farbigem Glasstab die Grundfarbe der Iris aufgesetzt, gehörig verschmolzen und eingeblasen. Die Pupille folgte. Alles unter oftmaligem Erhitzen und Aufblasen der milchweißen Glaskugel. Die Zeichnung in der Iris stellte der Augenmacher im haardünnen Fluß mit mehrfarbigen Glasstäbchen her, schnell, mit sichrer Hand, unter scharfer Wahrung der beiden Grenzen, der Pupille und des Augapfels. Und dann bildete er die vordere Augenkammer und die Hornhaut durch eine Auflage von Kristallglas und zog die feinen roten Äderchen im Augapfel mit rotem Glasstäbchen. Alles wurde fest verschmolzen. Zuletzt folgte durch Erhitzen der Seitenwände und durch Lufteinblasen die Dehnung zum Oval und mittelst eines Glasstabs, nachdem seitlich ein Loch eingeblasen worden war, der Zuschnitt, das heißt die Abtrennung des künstlichen Auges von dem Rest der milchweißen Kugel und der Blashandhabe. Das Auge wurde mit der Zange gefaßt und der Rand ganz glatt geschmolzen. Schön und strahlend lag es vor mir in sprechender Natürlichkeit.

Der letzte lebende Sohn des Meisters, Albin Müller Uri in Leipzig, weicht in der Herstellung seiner Augen von der hier beschriebnen Art insoweit ab, als er die Zeichnung der Iris nicht mit heißflüssigem Glasstab bewerkstelligt, sondern sie mit Schmelzfarben durch Malen herstellt, was ihm ein intimeres Eingehen auf die Art der Iriszeichnung in bezug auf Pigmentflecke ermöglicht usw. Diese Methode speziell ist eine Erfindung des alten Müller Uri. Die so hergestellten Augen sollen, abgesehen von ihrer größern Schönheit, haltbarer sein, weil sie der Spannung ermangeln, die, erzeugt durch die Verarbeitung von verschieden harten Glasstäben, leicht zum Zerspringen der künstlichen Augen führt.

Das künstliche Auge wird aus Schönheitsgründen getragen, um dem Antlitz das harmonische Aussehen zu bewahren, dann aber auch aus dem Doppelgrund der Schönheit und der Gesundheit, in Fällen, wo der Augapfel entfernt worden ist. Vorzüglich in den Kinderjahren liegt die Gefahr vor, daß ohne das Tragen eines Ersatzauges eine Verkürzung der einen Gesichtshälfte und eine Verkleinerung der Lider eintreten würden. Die ersten Augen, die gemacht worden sind, und die jedenfalls berufen waren, sehr grobe Schönheitsdefekte zu verdecken, da sie selber kaum Anspruch auf Schönheit erheben konnten, sind die Vorlegeaugen gewesen. Sie wurden auf Kupfer, Gold, Silber — wie die spätern Einlegeaugen — gemalt, in Leder gefaßt und vor dem Auge durch eine Feder festgehalten, die ihren Platz am Hinterhaupt hatte. Das Glasauge ist zuerst zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts aufgetaucht.

Zu Lehrzwecken findet auch eine Fabrikation von Augen statt in allen möglichen Krankheitsstadien, von denen die bekanntesten die des grauen, des grünen und des schwarzen Stars und der Hautüberwucherung sein mögen.

Eine sehr niedliche kleine Geschichte muß ich noch berichten. Kam jüngst nach Lauscha als Gast ein schönes Mädchen, blind seit seiner Geburt, mit strahlenden blauen Augen, künstlichen Ersatzdecken, die die unglücklichen Augäpfel zudeckten. Das Mädchen hatte einen fröhlichen aber nichtsdestoweniger hartnäckigen Herzenswunsch. Es ersehnte nicht etwa das Licht seiner Augen — ganz gewiß nicht. Es hatte sich seine eigne Welt inwendigen Schauens gebildet, in der es getrost sein Leben zu Ende spinnen wollte. Es wollte nicht vor Bildern, die ihm fremd waren, erschrecken und von den eignen Bildern seines bisherigen Besitzes als von Täuschungen Abschied nehmen. Aber es hatte nun achtzehn oder neunzehn Jahre blaue Augen getragen und wollte, wenn die jetzigen Ersatzaugen verbraucht wären, dafür braune haben. Ja ganz gewiß. Das wünschte sich das schöne Mädchen.

Ich weiß nicht, was mich an der kleinen Episode so sehr gerührt hat. War es die heitere, naive Herzlichkeit — war es der impulsive Änderungstrieb — war es die stille seelische Kraft? Nichts sonst von großen Unwünschen, nur einmal statt der blauen Augen braune Augen, die die Besitzerin ihrer Blindheit wegen nicht einmal selber bewundern konnte!



Einquartierung

Von Georg Stellanus



ie von der Mochwitzer Einwohnerschaft seit Vormittag zehn Uhr sehnlichst erwartete Einquartierung war endlich in der Mittagsstunde eingetroffen: eine Schwadron kornblumenblauer, goldgelb geschnürter Husaren mit mohnrotem Kalpak. Von der begeisterten männlichen Jugend mit atemlosem Staunen empfangen, waren sie abgesessen und „paketelweise“ oder einzeln von den Wirten oder deren Abgesandten im Triumph nach den Quartieren geleitet worden. Mochwitz hatte seit Menschengedenken keine Kavallerieeinquartierung gehabt: es lag in einer teichreichen Gegend abseits von der Heerstraße, und der soeben angelangten Schwadron würde auch diesesmal eine der mehr zur Hand gelegnen Ortschaften angewiesen worden sein, wenn nicht die Rücksicht auf die wünschenswerte weitläufige Unterbringung eines zahlreichen höhern Kommandostabes eine Veränderung des Dislokationstableaus veranlaßt hätte. Eine Veränderung, die ganz im Sinne der Mochwitzer war, denn die Gemeinde war wohlhabend, und wo es galt, sich sehn zu lassen und rechtschaffne Gastfreundschaft zu üben, tat man mit Freuden ein übriges.

Der Quartiermacher hatte sich nach Verteilung der Zettel entfernt, um die Offiziere und den Wachtmeister nach deren Gehöften zu begleiten, und als schließlich von der Mannschaft nur noch vier übrig waren, trat ein hübscher strammer Bauerbengel, auf der Grenzscheide des Übergangs vom Jungen zum Jüngling, auf sie zu: Un Sie, sagte er, Sie wern wohl vors Rote Vorwerk sin.

Jawohl, Anton, sagte der, der den Quartierzettel hatte, alle viere willn mer hin, un du, du werscht wohl den Roten Vorwerk sei Schtift sin.

Ja, das war er, und sein Vater hatte ihn geschickt, um ihnen den nächsten Weg zu „weisen“, der durch den Busch ging. Ich heeße Friedrich August, und se rufen mich August.



August is ooch e scheener Name, sagte der, der ihn Anton genannt hatte und selbst Wilhelm Vogel hieß. In der Schwadron nannten sie ihn Spatz, weil er flink, laut und frech wie ein Sperling war, und von seiner Gesprächigkeit behaupteten sie, sein Maul gehe wie eine Dreckschleuder. Das war nicht fein, aber für sein Mundwerk war es ganz die richtige Bezeichnung. Wer nicht sehr behende war, konnte, wenn Spatz sprach, kein Sterbenswörtchen anbringen. Ob es weit sei bis zum Roten Vorwerk, wollte er wissen. Ob sie wieder aufsitzen sollten? Wenn es nicht gar zu weit sei und sich das Wiederaufsitzen nicht lohne, so wollten sie lieber führen.

Nein, aufzusitzen brauchten sie nicht. Es sei ein gemächlicher kleiner Spaziergang von zehn Minuten, im Schatten, und der weiche feuchte Waldboden werde nach dem Marsch auf der harten heißen Chaussee den Hufen der Gäule gut tun.

Weeßt du ooch schon was von Hufen, kleenes Vorwerk? sagte Spatz, ich dachte, mit den Viechern würde eenem nur bei uns 's Leben sauer gemacht.

Vater hat ooch gedient. Bei den dritten Reitern in Borne. Er sieht sehre druf, daß bei unsern Fährn die Hufe in Ordnung sein. Schlechter Huf, schlechtes Fährd, hats damals in Borne geheeßen.

So is es ooch, sagte der schönste von den vieren. Im Gegensatz zu Spatz hielt er nichts von vielem Reden, aber bei den Frauenzimmern konnte es, wenn er auch nicht viel sagte, so leicht keiner mit ihm aufnehmen. Sein Familienname war Herzog, in der Schwadron, wo er wegen seiner Bärenkräfte in Ansehn stand, nannten sie ihn mit seinem Taufnamen Robert. Er hatte kurzes, krauses, rabenschwarzes Haar, Augen wie Kohlen, ein pikfeines schwarzes Schnurrbärtchen und winzige Ohren. Er war braungebrannt wie ein gut angerauchtes Meerschaumpfeifchen, und wie man zu sagen pflegt, reif zum Schlachten, breit, feist, voller Säfte und animalischen Feuers. Seiner Erfolge rühmte er sich nie, auch das wußten die Frauenzimmer neben allem übrigen an ihm zu schätzen. Der Junge gefiel ihm, er mochte ähnlich aussehende Schwestern wittern. Er überwand deshalb sein Schweigsamkeitsbedürfnis und fragte August, wieviel Pferde sie hätten.

Zwölf Fähre, sechs Ochsen und sechzig Kiehe.

Ein Wiesengut? fragte Emil Wolf, der Husar, der neben ihm hergehend sein Pferd mit besondrer Sorgfalt führte, damit es in kein Loch trat und an keine Wurzel stieß.

Ja, 's sein mehrschtens Wiesen. Mier schaffen de Milch zweemal am Tage an de Bahne, un von da geht se nach Bautzen.

So, nach Bautzen geht se, sagte Spatz. Die Art Milch lob' ich mir, die de selber geht un sich abliefern tut. Da melken sich bei Eich ooch wohl de Kiehe selber und waschen nachends de Milcheimer uf?

Nee, sagte August, davor sein de Mägde da, alle fufzigjährig un brandderre. Aber die eene Kuh, die mer ham, un die ich Sie weisen were, die läßt de Milch ganz von alleene, wie Sie de Witze, wenn Sie eenen ufziehn wolln.

Siehste, Schpatz, sagte Robert, was kee Verschtand der Verschtändigen sieht...

Hast denn du was gesat, Gottlieb? fragte Spatz übers Pferd weg den neben ihm führenden Kameraden, der ein hübscher Kerl gewesen wäre, wenn er nicht ein bißchen schlafmützig ausgesehn hätte. Ich habe doch gar nischt geheert.

Ich habe ooch nischt gesagt.

Ach so, ich dachte, weil Robert uf de Eefalt anschpielen tate.

Gottlieb war ein vorzüglicher Pferdewärter, dafür langten seine geistigen Fähigkeiten gerade aus, und da er ein braver Kerl war und seinen Braunen wie einen Bruder liebte, so hätte es der bei keinem andern besser haben können. Aber mit Meldungen, Rekognoszierungen und Wachposten, wo es auf Fixigkeit und

Findigkeit ankam, wurde er grundsätzlich verschont, weil ihm dazu der „Kribs" fehlte. Er war die beständige Zielscheibe harmlosen und meist ziemlich öden Witzes. Spatz konnte deshalb nicht gut ohne ihn leben, und Gottlieb war so gutartig und harmlos, daß er Spatzens Hänseleien für Beweise von Freundschaft ansah. Es ging ihm mit Spatz, wie diesem mit ihm, es fehlte ihm etwas, wenn er nicht da war.

Also fufzigjährig un brandderre, das sein ja scheene Aussichten, sagte Spatz, der über diesen Punkt, für ihn bei der Quartierfrage eine große Hauptsache, gern etwas Näheres erfahren hätte.

De scheenen jungen sein heite frieh fortgemacht, wie 's hieß, 's kämen Husaren.

Unsetwegen hätten se dableiben können, mier tun ener keenen nischt.

August mochte hierüber trotz seiner jugendlichen Unerfahrenheit seine eignen Gedanken haben, denn er stieß einen tiefen hohlen Pfiff aus, der wie ein indianischer Kriegs- und Warnungsruf klang, und fragte Emil, ob er vielleicht dessen Pferd führen solle. Er tue es gern, und auf den Weg zu achten sei er auch gewohnt, denn in diesem einen Punkte verstehe sein „Alter" keinen Spaß. In Borne mußten se satteltragen, wenn se den Gaul schtolpern ließen.

Dem kleinen Vorwerk gefiel von den vieren Emil am besten. Solche halbwüchsige Jungen haben ihren eignen Geschmack und treffen damit meist das Rechte. Obwohl Emil wie die drei andern ein Bauernsohn war, sah er mehr wie ein Städter aus, etwa wie der junge Vormann einer Bauhütte. Nach seiner Entlassung aus der Ortsschule hatte er in der benachbarten Stadt noch einen einjährigen Kursus durchgemacht, dessen Erfolg man im Verkehr mit ihm unwillkürlich wahrnahm. Er war geschliffner als die andern, und da er auch von inwendig fein war, so war, was seine Bildung als Mensch anlangte, nichts Halbes, sondern etwas sehr Erfreuliches und Wohltuendes fertig geworden. Er war Gefreiter, aber außer Dienst dachte er nie an die ihn auszeichnenden Wappenknöpfe und überließ Spatz bei jeder Gelegenheit das große Maul und die Führung. Die Art und Weise, wie er Augusts Anerbieten, sein Pferd zu führen, dankend ablehnte, war ganz und gar nicht die eines Bauern. Sein Pferd führen, sagte er, sei ja nichts, was ein Reiter nicht gern tue, und was man selber tun könne, solle man nicht ohne Not andern überlassen. August sah das ein, und die beiden waren bald, als wären sie alte Bekannte, in lebhaftem Gespräch. Das Gefühl, einen Fremden vor sich zu haben, verliert man Leuten von Emils Schlag gegenüber sehr rasch.

Der Weg, auf dem August die vier Reiter führte, lief in einer dicht mit Bäumen und Buschwerk besetzten Mulde hin, die im Volksmunde unter dem Namen Muckzer Tellsje, einer Verballhornung von Mochwitzer Telle, bekannt war. Er war nicht chaussiert und mochte bei Tauwetter und an Regentagen zu wünschen übrig lassen, jetzt war er leidlich trocken und täuschte dem ein wenig einsinkenden Fuße das elastische Nachgeben eines Smyrnaer Teppichs vor. Da in dem weichen Erdreich weder menschlicher Tritt noch Rosseshuf hallte, so zog die kleine Karawane fast geräuschlos dahin. Nur ab und zu vernahm man den kurzen Schüttelwirbel eines von den Fliegen behelligten Pferdekopfs oder den leisen metallischen Klang einer von ungefähr gegen einen harten Gegenstand anschlagenden Säbelscheide. Sonst unterbrach kein Ruf, kein Laut die Stille des vertraulichen Waldesschweigens. Die Mittagsstunde, die feuchte Schwüle der Luft, das Gaukeln der nur verstohlen zwischen üppigen grünen Laubmassen eindringenden, bald hier, bald da ein helles Lichtchen aufsetzenden Sonnenstrahlen hatte die Elfen und Pans Gefolge in tiefen Schlaf gewiegt. Emils und des kleinen Vorwerks Gespräch verstummte, auch Spatzens Dreckschleuder hörte nach einigen matter und matter ausfallenden Würfen zu funktionieren auf.



Wenn Menschen schweigen, wenn ihnen tiefe Waldesstille ausnahmsweise ein An- und Abspinnen eigner Gedanken nahelegt, wer da in ihrem Innern lesen, wer es gewahr werden könnte, wo an dem groben Garne des nächsten Behagens, wo an den zarten Fäden luftigerer Gespinste gearbeitet wird! Unsre vier Husaren, was mochten die denken? Gingen doch vielleicht Gottliebs Wünsche über die reichliche Streu für seinen Braunen und ein solides Mittagsessen für dessen Reiter hinaus? Spiegelte Roberts und Spatzens Phantasie ihnen wirklich nur stramme gesunde Landpomeranzen vor, die ihrem Geschmacke besser zusagten als die vom kleinen Vorwerk scherzweise in Aussicht gestellten fufzigjährigen brandbdrren? Und Emil, der eher noch nach einer verfeinerten, weniger materiellen Gedankenwelt aussah, womit mochten sich dessen Träumen beschäftigen?

Da wurde die Stille des Waldes plötzlich durch lautes Hundegebell unterbrochen. Ein zottiges, durch seinen Enthusiasmus doppelt possierliches Ungetüm stürzte sich, aus dem Busch vorbrechend, mit allen Zeichen ausgelassenster Hundefreude auf das kleine Vorwerk, und seine Zärtlichkeit konnte es sich in den verzweifeltsten Sprüngen auch dann noch nicht genug tun, als es August, um seinen Freudenausbruch zu beschwichtigen, trotz seiner Größe und Häßlichkeit einen Augenblick auf den Arm genommen hatte und sich gutmütig von ihm über Mund und Nase hatte lecken lassen.

Der Ami sei wohl von malaiischer Rasse, schlug in komisch fragendem Tone Spatz vor, dessen Sprachwerkzeuge, wie ein frisch aufgezognes Uhrwerk, sofort wieder in Gang gekommen waren.

August verschmähte es, diese perfide Vermutung zurückzuweisen, und sagte bloß: Nu wer mer glei da sin, wenns um de Ecke geht, hat mer de Hitsche vor sich.

Ja, da lag sie, die Hitsche, breit und behaglich hingestreckt, von Garten- und Wiesenland, von Buschwerk, Obst- und andern Bäumen umgeben. Lange niedrige ziegelgedeckte Gebäude, die einen viereckigen Hof umschlossen, und über die ein altersgrauer hölzerner Taubenschlag mit seinem sechseckigen Dache hinausragte. Da sich auf der Seite des Vierecks, das nach der Tellsje zu lag, kein Tor befand, durch das man die Pferde in den Hof hätte ziehn können, sondern nur ein Ausfallspförtchen mit ein paar Stufen davor, so führte August seine vier Husaren nach der Vorderseite des Gutes, wo an dem von zwei mächtigen Linden beschatteten Eingange der Bauer die ankommenden erwartete. Na da sid er ja, sagte er, un scheenes Wetter bringt er ooch mit. Kommt nur rinner in'n Hof un macht 's eich un den Fähren gemietlich. August werd eich den Schtall weisen un sehn, daß es an nischt fehlt. Einen Versuch des vorlauten Herrn Spatz, seiner Gewohnheit getreu die erste Geige zu spielen, erstickte er im Keim. Er gab Emil, dessen Gefreitenknöpfe sein altes Soldatenauge sofort erspäht hatte, die Hand und sagte: Se sein willkommen, Gefreiter. Se wern ja e bissel mit druf sehn, daß nischt vorkimmt. Wenn Se nachends fertig sein mit ihren Fähren, in der Kiche werd, denke ich, ooch alles soweit sin.

So ein Quartier wie 's Rote Vorwerk fand man nicht alle Tage, darüber waren sich unsre Freunde einig. Alles in Hülle und Fülle, und von Herzen gern gegeben. Wenn es an etwas fehlte, gleich schleppte August das Benötigte herbei. Er war es auch, der sie, als die Pferde versorgt waren, hinüber führte in eine große mächtige Küche, wo sie seine Mutter und seine beiden Schwestern am Herde fanden und auf dem Tische mehr, als sie mit dem besten Willen vertilgen konnten. Kaum war das Essen vorbei, gab es noch Kaffee und Kuchen.

Das Gesinde hatte um elf Mittag gemacht und war schon wieder draußen bei der Arbeit. Aber um fünf, erfuhr Spatz vom Milchkutscher, der auf dem Hofe geblieben war, weil er da zu tun hatte, kämen sie alle vom Felde und von den Wiesen

herein, denn am Sonnabend würde noch bis in die späte Nacht „gescharwergt“, geputzt und gescheuert, damit es am Sonntag nur noch das allernötigste zu tun gäbe.

Da sein mer ja grade zu passe gekommen, um e bissel zu helfen, sagte Spatz. Ufs Putzen und ufs Scheiern tut sich unsereens ooch verstehn. Ne wahr, Gottlieb, du suchst dir de scheenste raus un tust er an de Hand gehn?

Der werd zum an de Hand gehn keene große Zeit ham, sagte der Milchkutscher, der fährt um Achte mit mir an de Bahne.

Was willst denn du an der Bahne? De werscht doch nich am Ende gar deine Hulda erwarten! Zuzutrauen wär dersch.

Nee, sagte gelassen der Milchkutscher, er kimmt nur mir zu Gefalle mit, daß ich nich alleene zu fahren brauche.

Nehmen Se sich nur in acht, daß er Sie kee Loch in'n Bauch reden tut.

I wenn ooch. 's is doch scheener, als wenn daß mer ganz alleene is.

Der Milchkutscher war auch kein Schwalbenfänger, er versorgte seine beiden Pferde gut, und wenn er nicht ausnahmsweise ein paar über den Durst getrunken hatte, war er nüchtern. Wer hätte zu ihm besser als Begleiter passen können als der stille gutmütige Gottlieb! Reden war ja Nebensache, wenn man einander nur Gesellschaft leistete.

Als nun bald nach fünfen von allen Seiten die Gespanne hereinkamen und mit ihnen die Knechte und die Mägde, da waren Spatz und Robert erst in ihrem richtigen Fahrwasser. Wie vor dem Schaugerüste einer Gauklerbude standen die Hofejungen vor ihnen und starrten sie geöffneten Mundes an. Die Mägde suchten zwar den lebhaften Wunsch nach näherer Bekanntschaft hinter einer nicht recht farbenechten Zurückhaltung zu verbergen, aber Verstellung war ihnen zu fremd, als daß sie den ihre Haltung mit eifersüchtigen Blicken beobachtenden Knechten ein X für ein U hätten machen können. Daß der „Soldaten“ halber in spätern Abendstunden weiblicher Flatterhaftigkeit und Gefallsucht leidenschaftliche Vorwürfe gemacht wurden, denen zärtliche Versöhnungsszenen folgten, versteht sich von selbst. Einige Knechte „tückschten“, andre machten ihrem eifersüchtigen Unmut dadurch Luft, daß sie das Benehmen des Frauenzimmers, mit dem sie sich führten, und das sich ihrem Dafürhalten nach in zu entgegenkommender Weise mit einem der „Soldaten“ eingelassen hatte, in unverblümter Weise durch häßliche der weiblichen Tierwelt entnommene Vergleiche brandmarkten. Für die Mägde sowohl wie für die Hofejungen war es eine Enttäuschung, daß die Husaren ihr buntes Gefieder abgelegt hatten und in Drellsachen herumstanden; den Knechten dagegen war dieser Umstand ein Trost, denn sie wußten, daß die Uniform wirklich die eine Hälfte der Gefahr ausmachte.

Von alle dem wäre der harmlose Städter schwerlich etwas gewahr geworden. Das „Scharwergen“, Putzen und Scheuern ging auch heute nach der gewohnten Schablone vor sich, nur war, wenn weder der Bauer noch die Bäuerin in Sicht war, unbändiges Lachen und ausgelassenes Gekreisch immer da zu hören, wo es Spatz gelang, für einen kurzen Augenblick ein dankbares Publikum um sich zu versammeln, während Robert es vorzuziehn schien, abseits der Menge beschäftigte weibliche Individuen unter Zuflüsterung spärlicher halblauter Brocken zu hypnotisieren. Den aus seinem gewohnten Tran auch hier nicht herauskommenden Gottlieb ließ der Milchkutscher nicht locker, und den Gefreiten hatte August mit Beschlag belegt. Er hatte mit dem der Jugend eignen überschäumenden Enthusiasmus seinen Eltern und seinen Schwestern das Lob seines neuen Freundes gesungen, und seine Worte waren nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Ganz abgesehn davon, daß er als Stammhalter nach seinem Vater die wichtigste Person des Haushalts war, und daß deshalb, er mochte Recht haben oder nicht, sein Urteil in allen Dingen weit größeres Ansehn

genoß, als man ihm einzuräumen schien, hatten des Gefreiten Aussehn und Wesen auch ohne diesen feurigen Herold seiner Vorzüge die Familie für ihn eingenommen. Dem Vater hatte die Gewissenhaftigkeit gefallen, mit der er für seinen Gaul gesorgt hatte, der Mutter der freundschaftliche Verkehr mit ihrem Sohn, den Töchtern dies und so manches andre, von dem es heißt, junge Mädchen dürften kein Auge dafür haben, das sie aber eher und besser sehn als die Sorgfalt fürs Pferd und die nette Behandlung des Bruders. Vielleicht haben die Mädchen Recht, daß sie das sehn, und die es ihnen verwehren wollen, sind deshalb höchst wahrscheinlich im Irrtum. Suschen und Hannchen hatten sich nicht verabredet, und doch waren sie beide auf denselben Gedanken gekommen, daß ihr Ehemann, wenn ihnen einer zugedacht war, am besten so sein und so aussehn würde wie der nette Gefreite, und daß es das kürzeste und zweckmäßigste wäre, wenn sie gleich das Probeexemplar behielten, statt sich auf einem Umwege nach einem andern umzusehn, der dem Probeexemplar gleiche. Bei jungen Mädchen auf dem Lande, die in heiratsfähigem Alter sind, und die, wenn die elterliche Hitsche etwas abgelegen zwischen Wiesen, Wäldern und Teichen vergraben ist, nur selten Gelegenheit zur Umschau haben, um sich den auszusuchen, der ihnen gefällt, haben solche Gedanken Siebenmeilenstiefel an: es ist erstaunlich, wie rasch Mädchengedanken mit solchen Siebenmeilenstiefeln beim Altar und bei dem festen Entschlusse ankommen: der oder keiner! Suschen und Hannchen hätten besser getan, sich über diesen Punkt zu besprechen. Auf den gemeinsamen Gedanken, den Gefreiten bei lebendigem Leibe zu halbieren, wie die falsche Mutter zur Beilegung des strittigen Rechtsfalls einst in Vorschlag gebracht hatte, wäre ja doch keine von beiden gekommen, denn dazu gefiel jeder der ganze Emil zu gut, und sie hätten sich mit den Siebenmeilenstiefeln ihrer Wünsche nicht in eine Sackgasse verrannt, aus der es, wie dies ja im Wesen jeder Sackgasse liegt, keinen andern Ausweg gab als den, den man findet, wenn man kurz entschlossen kehrt macht und an den Eingang zurückgeht. Bekanntlich ein für das Herz sehr peinliches Manöver, das meistens viele Tränen und schlaflose Nächte kostet. Freilich brauchte ja streng genommen nur eine von ihnen umzukehren, aber welcher von beiden lag diese selbstverleugnende Umkehr ob? Jung waren sie beide: Suschen war nur ein Jahr älter als Hannchen, und hübsch waren sie auch beide, das hatten ihnen junge Leute ihres Alters wiederholt unbefugterweise zu verstehn gegeben, und das sagte ihnen zum Überfluß täglich der stumme und doch beredte, als wahrheitsliebend bekannte Berater, der zwischen den beiden Fenstern ihres Schlafzimmers hing. Suschen war brünett, Hannchen blond wie ihr Bruder. Was mochte wohl Emils Geschmack sein? Natürlich fragten sie sich das nicht, denn eine jede von ihnen war der Überzeugung, Emil sei ihrer Schwester gleichgiltig und könne also — es hatte nie ein verwegneres „also“ gegeben — nur sie lieben.

Emil hätte diesen Zweifel lösen können. Obwohl Suschen vielleicht die hübschere von beiden war, gefiel ihm Hannchen doch besser. Besser drückt die Art, wie ihm Hannchen gefiel, nur sehr unvollkommen aus, denn sie gefiel ihm ganz außerordentlich gut. Daß sie ihm besser gefiel als Suschen hatte allerhand Gründe, von denen er sich so rasch kaum recht deutliche Rechenschaft hatte geben können, die aber dem Leser nicht vorenthalten werden sollen, damit er sich überzeuge, wie gewichtig und zwingend sie waren. Emil hatte von jeher an jungen Mädchen blonde Haare lieber gemocht als braune, und solche entzückende blonde Haare, wie sie Hannchen hatte, waren ihm sein Lebtag noch nicht vorgekommen. Haare waren es eigentlich gar nicht, sondern den Kopf umflatternde goldne Sonnenstäubchen, die keine Gewalt der Erde je zu Herstellung dessen hätte einfangen und zähmen können, was man unter einem glatten Scheitel versteht. Hiernächst war Hannchen ein bißchen kleiner

und ein bißchen „plumpsiger“ als Suschen. Das traf sich wieder gut, denn Emil hatte von jeher für die kleinen plumpsigen eine Vorliebe gehabt. Und dann hatte Hannchen nicht ganz in der Mitte vom Kinn, sondern etwas mehr nach links, nach der Herzseite zu ein liebliches Grübchen, das nur sichtbar war, wenn sie lächelte, und das ihrer Schwester fehlte. Auch hatte Hannchen blaue Augen, Suschen keine, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß das arme Mädchen gar keine Augen gehabt hätte: sie hatte nur keine blauen, sondern andersfarbige. Und endlich, um eine Menge Dinge unerwähnt zu lassen, die von entscheidendem Einfluß waren: während Suschen etwas stiller und zurückhaltender war, war Hannchen, wie sich der Herr Papa ohne viel Umstände auszudrücken pflegte, eine freche Rudel. Übermütig lustig, sang und trällerte sie den ganzen Tag. Mit einem so fidelen Vogel konnte es ja gar keine trüben Stunden geben. Emils Wahl wäre also ganz sicher getroffen gewesen, wenn er überhaupt an eine Wahl gedacht hätte. Von dem tragischen Konflikt, den er zu veranlassen im Begriff stand, hatte er keine Ahnung. Für den Augenblick saß er mit lang ausgestreckten und breitgespreizten Beinen, deren Unbeweglichkeit und Steifheit an die der Schenkel eines geöffneten Zirkels erinnerten, auf den Steinfliesen vor der Küchentür, eifrig bemüht, auf einigen großen Milchlasen von Eisenblech mit Pinsel und Farbe je zwei breite feuerrote Reifen zu erneuern, die August durch einen dritten weißen vervollständigte. Diese drei Reifen waren das Zeichen, an dem der Milchkutscher, wenn die leeren Gefäße zweimal des Tags von Bautzen zurückkamen, die dem Roten Vorwerk gehörenden erkannte. Nahezu ein Dutzend Güter und Meiereien schickten die Milch an dieselbe kleine Station: auf den ersten Blick erkennbare Zeichnung war deshalb äußerst wünschenswert.

Da nach dem Abendessen das allgemeine Putzen und Scheuern mit erneutem Eifer in Angriff genommen worden war, so wurde Emil zu allerlei leichten Arbeiten und Hilfsleistungen in der Küche angestellt. Es war, als wenn er schon halb und halb zur Familie gehörte, und als doppelter Bräutigam in petto, was er freilich nicht wußte, konnte er sich über das herzliche Entgegenkommen, das ihm namentlich von seiten der jungen Mädchen zuteil wurde, nicht beklagen. Als ziemlich spät in der Nacht — für ländliche Verhältnisse heißt das — alles blank und in Ordnung war, brachte ihn August, der keinem das Recht für ihn zu sorgen abgetreten hätte, in das für ihn und seine drei Kameraden bestimmte Gelaß zu ebner Erde, das weißgetüncht und mit vier Betten, vier Stühlen, einem großen viereckigen Tisch, einem von August gezimmerten gewaltigen Kleiderrechen und einem winzigen Waschtisch mit einem noch winzigern Waschbecken ausgestattet war. Unmittelbar davor befanden sich im Hofe eine Pumpe für „hartes“ und ein Röhrtrog für „weiches“ Wasser: das Vogelnäpfchen auf dem winzigen Tischchen war also wohl nur als Zierat gemeint und hätte als Paradewaschbecken bezeichnet werden können. Von den drei andern war noch keiner da. Emil blies das Inseltlicht aus, das in einem mit einer Schiebevorrichtung versehenen Messingleuchter stak, schlüpfte ins erste beste Bett und lag im nächsten Augenblick im tiefsten Schlummer.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Die Kaisermanöver in Westfalen und in der Nordsee. Orientalische Gesandtschaften. Deutsche Beziehungen zum Morgenlande. Englische Einbildungen.)

Deutschland steht im Zeichen der Herbstmanöver, überall wird „Krieg im Frieden" geführt. Das ist längst kein Exerzieren im Feuer mehr, wie wohl früher, wo man ungefähr voraus wußte, wie es gehn würde, und wo es mehr auf Taktik als auf Strategie ankam, sondern es geht mit Platzpatronen und Manöverkartuschen recht ernsthaft zu. So besonders bei den diesmaligen Kaisermanövern in Westfalen. Die beiden Parteien wissen nur das Allgemeinste voneinander, sie wissen nicht, wo und wie sie aufeinander stoßen werden, den Feind zu erspähen ist die Aufgabe der vorauseilenden Kavallerie, und alle modernen Mittel, Telegraphen, Luftballons, Automobile und Radfahrer, werden in angespannter Tätigkeit sein. Nicht weniger als 100000 Mann marschieren gegeneinander, zwei verstärkte Armeekorps mit zwei besonders gebildeten Kavalleriedivisionen, das siebente (westfälische) und das zehnte (hannöversche), alles Niedersachsen, gleichgiltig, ob sich diese Truppen in den beiden preußischen Provinzen rekrutieren oder in den diesen eingesprengten Kleinstaaten, in Lippe, Oldenburg, Braunschweig usw., und das sind nicht mehr selbständige „Kontingente", wie in den Zeiten des unseligen Bundestages, der es fertig brachte, das wunderbare neunte Armeekorps aus Sachsen, Kurhessen, Nassauern und Luxemburgern zu bilden, aus selbständigen, weit auseinanderliegenden Truppenkörpern mit verschiedner Uniformierung, Ausrüstung, Exerzitium und Kommando, die niemals auch nur zu einem Manöver vereinigt wurden, es sind vielmehr allesamt Teile preußischer Verbände mit den Landesfarben in der Kokarde neben der schwarz-weiß-roten deutschen Kokarde und in den Feldbinden der Offiziere; ihren Landesherren schwören sie zwar den Fahneneid, aber ebenso dem Kaiser den Eid des Gehorsams, und jene haben längst auf ihre tatsächlich immer wertlose Kriegshoheit freiwillig verzichtet und begnügen sich mit Ehrenvorrechten. Einen „Armeepartikularismus" gibt es in Deutschland nicht, wie einmal ein bayrischer Offizier im Reichstage sagte, als ein Abgeordneter den unverzeihlichen Versuch machte, an ihn zu appellieren; der einzige Partikularismus, der noch ein Recht hat, ist der Wetteifer zwischen den einzelnen Truppenteilen unter den Augen des Kaisers und ihrer Landesherren. Danken wir Gott, daß wir so weit sind.

Während Blau und Rot der Weser nördlich und südlich von Höxter und Corvey zustreben, hat der Kaiser bei Berlin am 2. September die Parade über das Gardekorps abgenommen, ist dann nach Wilhelmshaven gefahren, hat am 3. September bei stürmischer See die Manöverflotte besichtigt, die in zwei Linien von je 6 Kilometer Länge unter Flaggengala lag, und hat dann mit ihr manövriert. Dabei griffen auch die schweren Geschütze der Insel Helgoland, die wie Drachen auf dem hohen grünen Oberlande liegen, in den Kampf ein und bewiesen dadurch, daß sie einer hier manövrierenden feindlichen Flotte sehr unangenehm werden könnten. Die gesamte Seestreitmacht des Reichs, mit Ausnahme der Auslandschiffe, sah der Kaiser schlagfertig vor sich, 16 Linienschiffe, 12 Kreuzer und 70 Torpedoboote, freilich manches veraltete Material noch darunter, das hoffentlich bald verschwunden sein wird, in Summa 333000 Tonnen Deplacement, 650000 Pferdekraft, 963 Geschütze mit 133000 Schuß Gefechtsladung, 250 Torpedoausstoßrohre mit 570 Torpedos und mit 36000 Tonnen Kohlenvorrat und mit etwa 20000 Mann an Bord. Angesichts dieser stolzen Machtentfaltung, wie sie Deutschland niemals besessen hat, durfte er sich sagen, das alles sei doch wesentlich sein Werk, und er durfte

mit Sicherheit auf weitere Ausbildung hoffen. Daß er auch hier von den Leistungen befriedigt war, zeigten am 7. September seine warmen Worte auf seine Marine und ihren Chef, seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, „den Stolz des Vaterlandes".

Der Parade des Gardekorps wohnten außer dem üblichen glänzenden Schwarme fremder Offiziere, unter denen sich diesmal auch Japaner, Nordamerikaner und Brasilianer befanden, zwei etwas exotische Gesandtschaften bei, die Abgeordneten des Schahs von Persien und die des Negus Negesti Menelik von Abessinien. Von dergleichen Erscheinungen macht man jetzt nicht mehr viel Aufhebens, am wenigsten in Berlin; man betrachtet sie als die selbstverständliche Anerkennung für die Weltstellung des Reichs. Gibt es doch jetzt in Teheran eine deutsche Bank, die hier dem deutschen Kaufmann Raum schafft neben dem englischen und russischen, und bei dem bevorstehenden Bau von Eisenbahnen im abessinischen Hochlande handelt es sich wohl auch um die Beteiligung deutschen Kapitals. Inzwischen schreitet die Bagdadbahn rüstig fort, und von der Bahn nach Mekka, die zunächst dem Pilgerverkehr dienen soll, ist am Jahrestage der Thronbesteigung des Sultans die erste Strecke eröffnet worden. Die „friedliche Durchdringung" des türkischen Reichs auch in Asien mit europäischer Zivilisation ist eine Garantie für seinen Fortbestand, und der regierende Sultan darf sich rühmen, daß er das begriffen hat und danach handelt, von keiner Seite besser unterstützt als von der deutschen. Die gegenwärtige friedliche Weltlage begünstigt die deutsche Kulturarbeit in der Türkei.

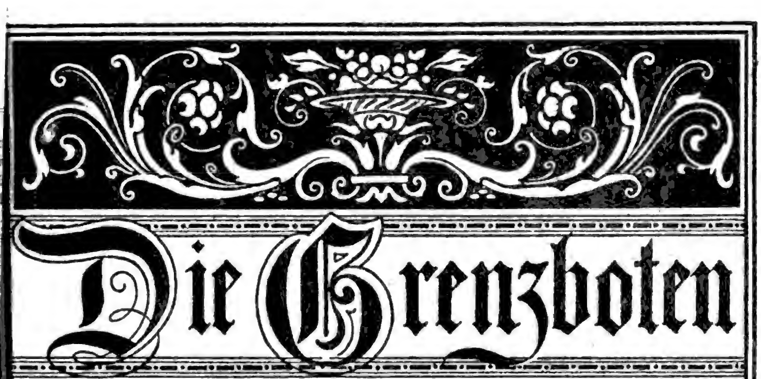
Erloschen ist freilich diese Eifersucht noch keineswegs; sie bringt es fertig, im deutschen Südwestafrika unter Umständen eine Gefahr für das britische Südafrika zu sehen, was ein recht schlechtes Gewissen und einen sehr geringen Glauben an die Festigkeit dieser Herrschaft verrät; sie sieht in der Erhaltung einer starken Truppenzahl (wir haben jetzt etwa 6000 Mann dort) eine Maßregel, die gegen England, nicht gegen die Hottentotten gerichtet sei, von deren unmittelbar bevorstehender Unterwerfung die Reichsregierung schon gewußt habe, als sie am 13. Dezember v. J. den Reichstag auflöste, um von der neuen Mehrheit die Bewilligung einer großen Besatzung zu erlangen, und sie glaubt, daß die deutschen Wähler nur deshalb, also im Sinne des deutschen „Imperialismus" eine regierungsfreundliche Mehrheit nach Berlin geschickt hätten. Ja, vom Teufel des Imperialismus sind wir überhaupt ganz und gar besessen, unsre Zukunft liegt nicht in humanitärer Politik, sondern im Willen zur Macht; wir denken an gar nichts andres als an „Kolonien und Seemacht und an Antagonismus gegen das britische Reich". Nur unsern Sozialdemokraten wird das Zeugnis ausgestellt, daß sie in diesem Sinne nicht zu den Deutschen gehören, eine Bescheinigung unpatriotischer Gesinnung, die den Parteihäuptern jedenfalls ungemischte Freude bereiten wird (National Review, German South West Africa as an international Factor, im Septemberheft). Wenn wir nur die Hälfte von dem täten oder tun könnten oder auch nur dächten, was man uns ziemlich allgemein zutraut, wir wären vielleicht weiter. Inzwischen haben die Engländer die Freude, unsern Feind Morenga wieder auf ihrem eignen Gebiete zu sehen, und wir zweifeln nicht im geringsten, daß die Kapregierung ehrlich ihre Pflicht tun wird. Denn zum Glück verfährt auch die englische Reichsregierung nicht nach Stimmungen und Vorurteilen einzelner Kreise, sondern nach sachlichen Erwägungen. Hoffentlich wird nun dem ganzen Spuk bald ein Ende gemacht. •

Der alte Leipziger Johannisfriedhof. Einst lag er „draußen vor dem Grimmischen Tore", und vor vierhundert Jahren kam es zu Verhandlungen zwischen dem Rat und den Klöstern der Stadt, und dann zu landesherrlichen Verordnungen, wonach daselbst alle die beerdigt werden sollten, die nicht ein besondres Recht hätten

auf Bestattung in den vier Kirchen oder auf den fünf Kirchhöfen der innern Stadt. Infolge allmählicher Erweiterungen bestand schließlich der Johannisfriedhof aus fünf Abteilungen. Die erste wurde schon 1846 für Beerdigungen geschlossen; jetzt ist auch die letzte säkularisiert. Mehr als eine Viertelmillion Menschen haben hier die letzte Ruhe gefunden, darunter viele von berühmtem Namen, Dichter, Künstler, Schriftsteller, Gründer weltbekannter Firmen und Stifter bedeutender Vermächtnisse: Bach, Gellert, Öser, Christian Felix Weiße, Pölitz, Härtel, Seyfferth, Limburger, Tauchnitz, Harkort, Grassi usw. Von diesem wichtigen Denkmal der Stadt liegt eine mustergiltige und geschmackvoll hergestellte Publikation aus dem Verlage von Georg Merseburger in Leipzig vor: „Der alte Leipziger Johannisfriedhof und die Rats- oder Hospitalgruft, ein Beitrag zur Stadtgeschichte, von Paul Benndorf. Mit siebzig Abbildungen in Lichtdruck nach photographischen Aufnahmen des Verfassers und zwei Plänen des Friedhofes." Die Aufnahmen sind sehr schön. Der Text, auf 95 Seiten, enthält fünf Kapitel: Die Johanniskirche, der alte Friedhof, die Ratsgruft, die 1883 eingezognen Friedhofsabteilungen und die noch bestehenden Abteilungen 3, 4, 5. Alle sind mit reichlichen Namensverzeichnissen versehen. Soviel von den Äußerlichkeiten, damit sich unsre Leser ungefähr einen Begriff machen können, was und wieviel sie für nur acht Mark, das ist der Preis des stilvoll in Leinen gebundnen Werkes, bekommen können. Nun noch einige Worte über seinen innern Wert zur Begründung unsers Lobes. Wie uns die Grabmäler in ihrer äußern Erscheinung den Wandel der Stilformen wiedergeben, von der Gotik und der Renaissance bis zum Barock und zum Empire, so spiegeln sich in den Grabschriften und Totenregistern die Wendungen der Geschichte, die Reformation, der Dreißigjährige, der Siebenjährige Krieg, die Franzosenzeit und die Romantik. Alle diese stillen Schläfer nahmen einst teil am Leben ihrer Zeit, und jeder Grabstein spricht seine eigne Sprache. Auf den Einzelnen kommen nur wenige Zeilen dieser durch Jahrhunderte geführten Chronik. Der Verfasser macht sie uns durch kurze Notizen der Erinnerung lebendig. Da liegt zum Beispiel Käthchen Schönkopf Goethischen Andenkens. Dort Herloßsohn, der Herausgeber des „Kometen", dessen Lieder „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn" und „Ob ich dich liebe" wohl noch nicht ganz verklungen sind. Dort der Leipziger Handelsherr Wilhelm Gerhard, der Dichter des einst ebenfalls vielgesungnen „Auf Matrosen, die Anker gelichtet". Da ruhen Roderich Benedix, Mahlmann, Rochlitz. Höchst interessant ist die Behandlung der „Ratsgruft", die 1783 an Stelle der Grüfte in der Paulinerkirche, namentlich für die Honoratioren der Universität, errichtet wurde. Sie hat bis 1851, wo sie geschlossen wurde, 107 Leichen aufgenommen, die alle aufgeführt werden. Für jeden Platz mußten fünfzig Taler entrichtet werden. Wieviel ließ man sich damals eine Beisetzung kosten! Diese Gruft ist noch gut erhalten, und die Ruhe der Toten ungestört geblieben. Aber ihre Zeit war ja auch noch nicht lang, und im übrigen ist auch dieser Friedhof durch die Ansprüche der Lebenden zu einer Stätte des Unfriedens geworden. Benndorfs Geschichte des Johannisfriedhofs verzeichnet getreulich zu jedem Abschnitt die Ausgrabungen und Umbettungen. Es kann ja nicht anders sein, aber in jedem neuen Beispiel berührt doch der Gedanke eigentümlich: mit sorgender Mühe sichert eine Generation ihren Toten ein enges Ruhebett, und der nächsten oder der folgenden dünkt auch das noch zuviel, sie muß den Raum für ihre Zwecke gebrauchen. Die Kirche nimmt den Entschlafnen — gegen reichliches Entgelt — in ihren Schutz und verheißt ihm die ewige Ruhe, und dieselbe Kirche gräbt ihn wieder aus und verschachert den Totenacker als Baugrund, wenn die Konjunktur dafür gekommen ist. Dieser Gedanke hat etwas so Widerwärtiges, daß man schon um deswillen die Feuerbestattung als

eine neue und bessere Ordnung dieser Dinge herbeiwünschen muß. Doch davon ein andermal. — Benndorfs schönes Werk gehört zu denen, die ohne eine öffentliche Unterstützung nicht verlegt zu werden pflegen, für die aber auch in der Regel Gönner und Wohltäter gefunden werden. Der Rat von Leipzig, an dem die Reihe zunächst gewesen wäre, hat die Gelegenheit an sich vorübergehn lassen. Da der Verfasser auf Honorar verzichtet hat, so hat der Verleger das Werk auf sich genommen. Beiden gebührt unser aufrichtiger Dank. A. P.

Wörterbuch der Volkswirtschaft in zwei Bänden, herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Elster. (Jena, Gustav Fischer, 1907.) Von der zweiten, völlig umgearbeiteten Auflage dieses vortrefflichen Nachschlagewerkes, die wir wiederholt angezeigt haben, sind jetzt die letzten drei Lieferungen erschienen. Auch in ihnen ist den in raschem Wechsel aufeinanderfolgenden Veränderungen unsrer schnell lebenden Zeit durch bedeutende Zusätze und Verbesserungen Rechnung getragen worden, wie man unter anderm an dem Artikel „Sozialdemokratie“ bemerkt, der die neusten Wandlungen und Schicksale der Partei in den verschiedensten Ländern erzählt und in einem Nachtrage auch noch über ihre Niederlage bei der letzten deutschen Reichstagswahl berichtet. Mehrere wichtige Artikel sind neu hinzugekommen, so: See- und Binnenfischerei, Spiel, Städtische Sozialpolitik, Streikversicherung, Sturmschädenversicherung, Süßstoffgesetzgebung, Warenhaussteuer. Die drei Lieferungen kosten 6 Mark 50 Pf.; der Preis des ganzen Werkes ist broschiert 35, gebunden 40 Mark; Einbanddecken liefert der Verleger zu 1 Mark 80 Pf. für den Band. Was dem Werke fehlt, das ist ein alphabetisches Register. Die Zahl der in der Volkswirtschaft vorkommenden technischen Ausdrücke ist so groß, daß nicht jedem einzelnen ein besondrer Artikel gewidmet werden kann, der Lernbegierige will doch aber auch über die fehlenden Aufschluß haben, und er erhält ihn auch, wenn er das Glück hat, die richtige Stelle zu finden. So zum Beispiel fehlt ein Artikel „Devisen“. Der Geschäftskundige weiß natürlich, daß er unter „Wechsel“ zu suchen hat; andern Leuten aber würde langes, vielleicht vergebliches Suchen erspart, wenn sie ein Register auf die erste Spalte der Seite 1298 des zweiten Bandes verwiese. Ein gutes Register würde die Brauchbarkeit des vortrefflichen Werkes bedeutend erhöhen. C. J.



Die Grenzboten

66. Jahrgang

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

Nr. 38

Ausgegeben am 19. September 1907



Inhalt

50 Pf. das Heft

Fr. Wilh. Grunow Leipzig

6 Mark das Viertelj.





Bernard Stadler

Werkstätten für die gesamte Wohnungs-Ausstattung

Paderborn

Zimmer-Einrichtungen von gutem Geschmack, deren einzelnen Teile gediegen, bequem, von durchdachter Zweckmäßigkeit u. billig sind, durch Zusammenarbeiten von Künstler, Handwerker und Kaufmann. Verarbeitung bestgepflegter Hölzer, nur allerbeste Polsterzutaten. Maschinenbetrieb zur Ausarbeitung des Holzes; sorgfältiger, handwerksmäßiger Zusammenbau auch der ganz schlichten Stücke. Reichhaltige Auswahl fertiger Einrichtungen jeder Art, Fenster- und Tür-Vorhänge, Teppiche, Zierstücke. Einzelanfertigung in verständnisvoll. Eingehen auf besondre Wünsche. Ausführliche Vorschläge für jede Preislage, Zeichnungen und Entwürfe kostenlos. Kein Preisbuch, deshalb bitte Gewünschtes nach Art u. Preislage angeben.








NEU!

Adler Kleinauto

Erstklassiges Fabrikat.

Billiger, leistungsfähiger, leichtlaufender, stabiler, betriebssicherer

Personenwagen



und

Lieferungswagen



2 Cylinder 4/8 PS. — Äußerst ruhiger Gang. — Sparsamer Betrieb. — Man verlange —

2 Zündungen (Magnet u. Batterie). — Geräuschloseste Umschaltung. — Prospekt Kl. 16. —

Adlerwerke vorm. Heinrich Kleyer A. G.

Gegr. 1880. **Frankfurt a. M.** Ca. 3000 Arbeiter.

Automobile, Motorräder, Fahrräder u. Schreibmaschinen.

Viele höchste Auszeichnungen im In- u. Auslande; Staatsmedaille, etc.

Mailand **GRAND PRIX** 1906.





Irland als Dorn unter dem Panzer Englands

1



Wenn wir Deutschen seufzen über die Schwierigkeiten, die uns die drei Millionen Polen innerhalb unsrer Grenzen bereiten, so können wir das Dichterwort vom Trost über Unglücksgenossen auf uns anwenden. England hat mit seinen Iren ein ähnliches, nur noch viel schwierigeres Problem zu lösen. Seit Jahrhunderten wälzt es den Sisyphusstein der irischen Frage den Berg hinauf, und wenn es meint, ihn oben zu haben, so heißt es wieder: „Hurtig mit Donnergepolter entrollt ihm der tückische Marmor." Ein solcher verhängnisvoller Augenblick ist eben jetzt wieder eingetreten. Die liberale Partei Englands hat in den Parlamentswahlen vom Januar 1906 gesiegt und dabei die Unterstützung der Iren genossen. Sie hat dabei Versprechungen gemacht; wenn sie auch viel vorsichtiger gewesen ist als Gladstone 1893, der mit seiner unseligen Homerulebill die Ansprüche der Iren womöglich noch gesteigert, tatsächlich für diese nichts erreicht, seine Partei aber in den Abgrund gestürzt hat, so kann sie sich doch von dieser verhängnisvollen Hinterlassenschaft nicht gänzlich frei machen. Sie hat, seitdem sie wieder ans Ruder gekommen ist, schon zwei Entwürfe für die irische Frage vorgelegt: eine Skizze durch Mr. Bryce, der, sobald die Iren seine Gedanken als unzulänglich zurückgewiesen hatten, schleunigst das Staatssekretariat für Irland mit dem Botschafterposten in Washington vertauschte; und ein fertiges Gesetz durch den jetzigen Staatssekretär Mr. Birrell. Auch dieses ist von der irischen Nationalkonvention sofort mit dem größten Hohn verworfen worden. Im englischen Parlament ist die Entscheidung darüber weit hinausgeschoben worden. Die Konservativen sind ihre geschwornen Gegner, aber auch die Liberalen werden sie nicht genehmigen, wenn ihr einziger Zweck, die Zufriedenheit Irlands, nicht wenigstens ernstlich dadurch gefördert wird.

Daran ist schon nicht mehr zu denken, denn das organisierte Irentum, die United Irish League, hat den Birrellschen Entwurf geradezu mit einer

Kriegserklärung beantwortet. Am 20. Juni hielt sie zu Dublin unter dem Vorsitz Mr. Redmonds Gericht über ihn. Ihr Führer ließ einen „mächtigen Ruf zu den Waffen“ ertönen; er befürwortete einen neuen Feldzug heftigster Agitation. Das Volk solle „ohne Verzug eine große und wahrhaft männliche Bewegung ins Leben rufen“. Alle Zweigvereine — solche bedecken nämlich das ganze Land — sollen „eine ganze Reihenfolge großer öffentlicher Demonstrationen“ veranstalten. Alle Parteimitglieder werden gebeten, „sich kraftvoll dem Zusammenwirken mit dem Vorstande zu widmen, um die Liga zu einer stets bereiten Macht für alle politischen und sozialen Zwecke zu machen“. Man weiß, was das zu bedeuten hat. Wer die Geschichte Irlands im letzten Jahrhundert überschauen kann, sieht einen Gespensterzug an sich vorüberziehen: den Anschluß der Iren an die französische Revolution, O'Connell und die Repealbewegung (die die Vereinigung Irlands mit England aufheben sollte), die jungirische Bewegung, die Fenier mit ihren Bluttaten, ihrem Terrorismus, die irische Verschwörung gegen Kanada, die zahllosen ungesühnten Mordtaten der Mondscheinbanden, die Landliga, die Boykottierung der gesetzestreuen Untertanen. Die Bewegung setzt schon jetzt wieder unheildrohend ein.

Um das heutige Irland zu verstehn, muß man jedoch über das neunzehnte Jahrhundert zurückgehn. Schon daß Kleinbritannien im Gegensatz zur mächtigen Nachbarinsel niemals teutonisiert worden ist, schafft einen Abgrund zwischen beiden. Auch in den Adern des englischen Volkes rollt keltisches, gälisches Blut; in Wales und Nordschottland hat sich die Rasse ziemlich rein erhalten, und erst jetzt verschwindet das Gälische dort als Volkssprache. Doch wenn auch dort erst die Angelsachsen, dann in kleinerm Maße die Dänen und zuletzt wieder die Normannen als Eroberer auftraten, die sich auch große Teile des privaten Eigentums an Grund und Boden aneigneten, jedesmal unter einfacher Vertreibung der frühern Besitzer, so verschmolzen sie sich doch alle miteinander zu einer Rasse. Sie wurden Engländer, sie sprachen englisch. Und dann hat die ganze Bevölkerung die Reformation mitgemacht. Die Spannung zwischen den einzelnen protestantischen Bekenntnissen hat fast vollständig aufgehört. In Irland war im Mittelalter die teutonische Einwanderung so spärlich, daß die Urbevölkerung sie aufsaugen und Iren aus ihr machen konnte. Die Reformation verschärfte den Unterschied aufs tiefste. Die Iren blieben der römischen Kirche treu und gerieten staatsrechtlich in eine Art Pariastellung, während die protestantischen Engländer ein Herrenvolk sind.

Der Ire ist noch heute ein ausgesprochner Gallier, ein Mann, der nur zu oft an den von Cäsar geschilderten Bewohner Frankreichs erinnert. Paddy ist ein wunderlicher Heiliger; rasche Auffassungsgabe, Scharfsinn, Gastfreiheit und rasch sich entfaltende Aufopferungsfähigkeit kennzeichnen ihn. Ein Strohfeuer der Begeisterung bei ihm zu erregen, ist eben so leicht, wie es schwer

ist, ihn zur beharrlichen wirtschaftlichen Arbeit, zur Selbstbeherrschung und Wahrheitsliebe zu erziehen. In zwei Punkten hat er jedoch eine bewunderns-werte Ausdauer bewiesen: in der Anhänglichkeit an seine Nationalität und an die römische Kirche. Beides hat die Sprache Erins überdauert. Diese ist jetzt in raschem Rückgang. 1851 bedienten sich ihrer noch 1204000 Menschen, 1891 nur noch 680000; von dieser Abnahme ist jedoch ein großer Teil auf die Auswanderung zurückzuführen, die die Volkszahl von 8,3 Millionen im Jahre 1845 auf 4,5 Millionen im Jahre 1901 hat zusammenschmelzen lassen. Von dieser Zahl gehörten 3,3 Millionen der römischen Kirche an, der Rest verteilt sich auf die verschiednen protestantischen Bekenntnisse. Alle Katholiken sind von Partei wegen National-Iren, außerdem aber manche Protestanten; so war zum Beispiel der frühere Führer Parnell ein Protestant. Der irische Nationalismus ist also heute weit verbreiteter als die irische Sprache und selbst als das katholische Bekenntnis.

Dem Iren sitzt der Fremdenhaß von jeher im Blute, denn wer vom Auslande kam, war immer ein Eroberer. Hatten seine Nachkommen Wurzel geschlagen, so sahen auch sie sich wieder heimgesucht von erobernden Gästen, denn auch sie wurden jetzt ihrer Äcker und Häuser beraubt und hatten das Los der Urbewohner zu teilen. Im Jahre 1168 wandten die englischen Könige zuerst ihre Waffen gegen Irland; drei Jahre später gelang Heinrich dem Zweiten die Eroberung der Insel. Doch die Unterwerfung war weder vollständig noch dauernd. Erst die Tudors erreichten bleibende Erfolge, wesentlich unterstützt durch umfassende Güterkonfiskationen. Heinrich der Achte führte die Reformation oberflächlich ein; unter Maria rückgängig gemacht, sollte die Neuerung unter Elisabeth abermals eintreten. Das gelang nur bei den Engländern, denn diese gewannen dadurch neue Rechte und einen Halt an der Königsmacht. Elisabeth hatte mit steigendem Widerstande zu kämpfen, auch Jakob der Erste, der wieder vielen Grundbesitz konfiszieren ließ. Unter Karl dem Ersten brachte Strafford dem Lande großen Wohlstand, aber gegen seine andauernden Güter-einziehungen erhob sich das Volk. In Cromwell fand dieses seinen gewaltigen Bezwinger. Der Protektor nahm abermals Massen von Grundeigentum, die noch in irischem, katholischem Besitz geblieben waren, und belohnte seine alten Soldaten damit. Die nördlichste Grafschaft, Ulster, ist auf diese Weise über-wiegend protestantisch geworden. Die beiden letzten Stuarts bewirkten für kurze Zeit wieder einen Umschwung zugunsten der Katholiken. Nachdem Jakob der Zweite die Herrschaft in England verloren hatte, versuchte er nochmals, sie mit französischer Hilfe von Irland aus wieder zu gewinnen. Die Schlacht am Boyne machte dem letzten Königsregiment im Schlosse zu Dublin ein Ende, nachdem ein furchtbares Wüten der Iren gegen ihre englischen Bezwinger voraufgegangen war.

Von 1691 bis 1798 hat es nur örtliche Aufstände, aber keine Erhebung der Insel gegeben. Von neuem traf die englische Herrschaft das Irentum

mit voller Wucht. Wilhelm der Dritte zog die Güter der Anhänger Jakobs des Zweiten ein. Er gab, was schon Elisabeth getan hatte, alles Kirchengut aufs neue der anglikanischen bischöflichen Kirche, obgleich diese fast gar keine Gemeinden hatte. Die ohnehin zur Armut verurteilten Katholiken mußten ihre Kirchen und Geistlichen aus dürftigen freiwilligen Beiträgen unterhalten. Sitze im englischen Parlament konnten die Iren schon als Katholiken nicht einnehmen, selbst wenn sie in England gewählt waren, die Universitäten wurden ihnen versagt, nicht einmal Grundeigentum konnten sie erwerben. Wenn im Mittelalter eine Verschmelzung der Nationalitäten eingetreten wäre, hätte alles vergessen werden können; konfessionelle Gemeinschaft hätte vielleicht den Abgrund überbrückt. In Irland blieb alles offen. Jedes Jahrhundert wälzte den Zwiespalt ungelöst seinem Nachfolger zu.

Die Humanitätsperiode im achtzehnten Jahrhundert versuchte sich vergeblich an diesem Problem. Erfüllt von den Ideen Diderots und Rousseaus gewährten die Engländer 1782 den Iren sogar ein eignes Parlament — allerdings konnte man sich noch nicht dazu aufschwingen, die Wählbarkeit auf Katholiken auszudehnen. Schon damals zeigte sich sogar unter den protestantischen Iren im Parlament zu Dublin ein auffallender Nationalismus gegen die Engländer. Man stellte wachsende, ja unerfüllbare Forderungen auf, und als in Frankreich die Revolution ausbrach, ließ man in Irland der Neigung zur Verbrüderung mit den Freiheitsmännern die Zügel schießen, sodaß sich die englische Regierung genötigt sah, die Habeaskorpusakte außer Kraft zu setzen. Das brachte die Iren vollends zum Bündnis mit dem unter Leitung des Direktoriums stehenden revolutionären Frankreich. Ein offner Aufstand brach aus; er wurde mit raschen Schlägen bewältigt, ehe das zur Unterstützung ausgesandte französische Landungskorps eingetroffen war; auch dieses wurde im August 1789 geschlagen.

Irland war bisher ein unterworfnes Land. Es hatte keinen Anteil an englischen Freiheiten, ins englische Parlament zu Westminster durfte es keine Abgeordneten entsenden. Die parlamentarischen Einrichtungen bezogen sich nur auf das gelegentlich eingesetzte eigne irische Parlament zu Dublin. William Pitt der Jüngere machte endlich 1800 den Versuch, das schwächere Land mit dem mächtigern zu verschmelzen, indem er ihm volle Gleichberechtigung in bezug auf das Parlament gab. Irland erhielt in beiden Häusern eine entsprechende Anzahl Sitze, jedoch immer noch mit der auch für England geltenden Einschränkung, daß nur Protestanten eintreten konnten. Pitt selber war für die Katholikenemanzipation, konnte sie aber gegen den König nicht durchsetzen.

Sofort begannen neue Kämpfe. Das katholische Irentum fand seinen Führer ein halbes Jahrhundert in O'Connell. Dieser tätige Agitator begann mit der Forderung einer Gleichberechtigung der Katholiken. Und als seine Popularität dadurch überwältigend wurde, ging er weiter; er verlangte die

Auflösung der Union zwischen den beiden Inseln, die Gewährung voller Selbstverwaltung an Irland, allerdings unter dem englischen Könige, aber nicht unter dem englischen Ministerium und dem englischen Parlament. Das ist also schon ganz ausgesprochen das, was die Iren noch heute verlangen: Homerule, Irland für die Iren. Die Gleichberechtigung der Katholiken setzte 1829 das liberale, nur dem Namen nach die Torypartei vertretende Ministerium Peel durch. O'Connell trat nun ins Unterhaus ein, verlangte die Abschaffung der anglikanischen Staatskirche und die Auslieferung des Kirchenguts an die katholische Kirche; alsdann den Widerruf der Union (Repeal, woher er und seine Partei die Repealers genannt wurden). Darum drehte sich die irische Geschichte die nächsten Jahrzehnte. Erfolge wurden jedoch nicht erreicht. Häufig entstanden Straßenunruhen in den Städten und sonstige Gewalttaten auf dem Lande. Die Führer verloren die Herrschaft über die leicht entzündlichen Massen. Die Regierungen, auch die liberalen, sahen sich genötigt, die Bewegung gewaltsam niederzuwerfen, wozu eine Armee von 42000 Mann nötig war. Als die Ruhe hergestellt war, gelang es dem liberalen Lord Mulgrave, nach und nach die drückende Kirchenbausteuer und die Zehntenbill abzuschaffen und dadurch die Gegensätze etwas zu beschwichtigen.

Für längere Zeit standen nun die Iren meist auf seiten der Whigpartei, von der sie Reformen zu erwarten hatten, während die Tories Paddy und seine Landsleute als völlig unverbesserlich ansahen. Die Tories wollten von keiner Einschränkung der Eigentumsrechte der Grundbesitzer zugunsten der Pächter etwas wissen. Unbeugsam verteidigten sie die anglikanische Kirche, die von jeher mit ihnen im Bunde gewesen und geblieben ist. Alle die anglikanischen Bischöfe, Dekane und Pfarrer, die in England ihre irischen Pfründen ohne Gemeinden verzehren konnten, sowie der ganze Nachwuchs solcher Geistlichen, der auf ähnliche Pfründen hoffte, war leidenschaftlich gegen irgendwelchen Verzicht zugunsten der Katholiken und protestantischen Nonkonformisten. Als 1841 ein neues Toryministerium gebildet wurde, flammte die Repealbewegung von neuem so heftig auf, daß gewaltsame Maßregeln getroffen werden mußten. O'Connell wurde der Prozeß gemacht; nur ein Formfehler rettete ihn vor Strafe. Kurz vor seinem 1847 eintretenden Tode suchte er sein Programm der vollständigen Aufhebung der Union durch Föderation abzuschwächen. Das raubte ihm viel von seiner Volkstümlichkeit.

Doch ein andrer, nicht in Menschendienst stehender Agitator hatte es übernommen, das Irentum aufzuregen: die Kartoffelkrankheit und in ihrem Gefolge die Hungersnot. Irland war damals stark übervölkert. Große Massen lebten nur von Kartoffeln. Als nun 1845 und 1846 Krankheiten die Knollenfrucht heimsuchten und zwei Jahre die Ernten fehlschlugen, wurde die Bevölkerung wieder ernstlich unruhig. Gewalttaten mußten mit Gewaltmitteln niedergeschlagen werden. Es kam eine Massenauswanderung nach Amerika in Gang, und die Regierung beförderte sie mit allen Mitteln. In

sechs Jahren verließen fast zwei Millionen Menschen die Heimat. Doch stellte sich damit noch keine ausreichende Erleichterung für die Zurückbleibenden ein. Vielmehr steckte die französische Februarrevolution auch die Iren von neuem an. Es bildete sich die jungirische Bewegung, die mit französischer Hilfe das verhaßte englische Joch abschütteln zu können hoffte. Aber ehe die Verschwörung reif war, griff die Regierung durch, sodaß die Häupter nach einem vergeblichen Aufstandsversuch in ihren Händen waren. Sie wurden zum Tode verurteilt; die Gnade ermäßigte diese Strafe in Deportation. Die Insel lag wehrlos zu den Füßen Englands.

Von einem wirklichen Frieden war man weit entfernt. Die Cholera sorgte für neue Verbitterung. Neue Hoffnungen erwuchsen den Iren, als jenseits des Ozeans die Massen zu einer Macht geworden waren, um die jede amerikanische Partei buhlte. England war damals bei den Amerikanern noch erzverhaßt, sodaß diese den Wühlereien nichts in den Weg legten. Da im amerikanischen Bürgerkriege Englands Sympathien den Südstaaten gehört hatten, so sah man im Norden den Iren durch die Finger. Schon 1858 entstand in den Vereinigten Staaten der Bund der Fenier (aus dem irischen Fionna Eirinn), der die Unabhängigkeit Irlands mit gewaltsamen Mitteln erstrebte. In Chicago hielt man 1863, in Philadelphia 1865 ganz offen große fenische Kongresse ab. Im Jahre 1863 tauchte der Bund auch in Irland auf, wo vergeblich die Regierung ihn zu unterdrücken bemüht war. Wieder hatte sich eine förmliche Verschwörung gebildet, die 1865 zur Ausrufung der Republik führen sollte. Sie wurde verraten, sodaß die Regierung das ganze Nest aufheben konnte. Wieder wurde die Habeaskorpusakte suspendiert und ein Teil der westlichen Grafschaften in Belagerungszustand versetzt. Die Gereiztheit zwischen den Regierungen zu Washington und London veranlaßte die amerikanischen Fenier zu einem förmlichen bewaffneten Einfall nach Kanada. Dort war man ihnen allerdings nicht wohlgeneigt, und da die kanadische Regierung auf ihrer Hut war, so blitzte der Versuch ab, worauf sich dann auch die amerikanische Regierung genötigt sah, der Wiederkehr ähnlicher Vorfälle vorzubeugen. Daheim bildete sich nun immer mehr der Terrorismus aus, der sich von Irland aus über einen großen Teil Europas verbreitet hat und jetzt in Rußland an der Tagesordnung ist. Im Dezember 1867 versuchten Fenier, ein Gefängnis in die Luft zu sprengen; auf den Herzog von Edinburg wurde ein Attentat gemacht; 1872 bedrohte man sogar die Königin mit dem Revolver, um sie zur Freilassung gefangner Fenier zu zwingen. Allein starke Maßregeln der englischen Regierung bewirkten doch das allmähliche Hinsiechen des Fenianismus.

Eine so ernste Erscheinung konnte doch nicht verfehlen, auch in England selbst den tiefsten Eindruck zu machen. Aus politischen wie aus philosophischen Gründen kam man immer wieder darauf zurück, daß die Verhältnisse der Insel von Grund aus geändert werden müßten, schon um England zur Ruhe

kommen zu lassen. An Opferwilligkeit fehlte es nicht. Und zwar verkörperte sich diese vorzugsweise in der Whigpartei unter Gladstones Führung. Zuerst ging man an die Aufhebung der anglikanischen Staatskirche. Das Gesetz von 1869 verteilte alle Kirchengüter unter die Konfessionen nach Maßgabe der ihnen zugetanen Bevölkerung. Im nächsten Jahre kam die irische Landbill. In Irland wie auch in England gibt es wenige Bauern und wenige selbstwirtschaftende Großgrundbesitzer. Typisch ist, daß der Grund und Boden unter die Landlords verteilt ist, und daß diese ihn in kleinen Farmen verpachten. Das alte Gesetz war nachteilig für die Pächter, weil es ihnen keine Entschädigung für durchgeführte Meliorationen gewährte; das neue sprach ihnen solche zu. Ein drittes Gesetz, die Universitätsbill, die das höhere Unterrichtswesen zugunsten der Katholiken regeln sollte, wurde vom Parlament abgelehnt.

Das war der Anlaß zum Rücktritt des liberalen Ministeriums im Jahre 1874. Auch die Iren selber hatten bereits das ihrige getan, um die Reformpolitik zu diskreditieren. Sie begnügten sich nicht einmal vorübergehend mit dem Erreichten. Vielmehr riefen die Advokaten Butt und Sullivan 1872 eine neue Organisation ins Leben, bestimmt, die Trennung der Insel von England durchzuführen. Die Geschicke Irlands und manchmal auch die innere Politik Englands wurden nun durch die Wühlereien der Homerulepartei bestimmt. Bald brachte die „irische Brigade“ im Parlament zu Westminster die Verhandlungen ins Stocken, bald durchzogen Banden Vermummter, die berüchtigten Mondscheinbanden, nachts die ländlichen Gegenden, um die ihnen verhaßten Grundbesitzer, Pächter, Beamten zu ermorden oder ihre Häuser und Wirtschaftsgebäude anzuzünden. Die Übeltäter wurden kaum jemals ermittelt, da jeder Zeuge die Rache der Partei zu fürchten gehabt hätte. Seit 1880 kam ein neues Verfahren auf. Ein Kapitän namens Boykott wurde in Verruf erklärt, sodaß kein Ire für ihn arbeitete, von ihm kaufte oder an ihn verkaufte. Er konnte kein Brot kaufen, kein Pferd beschlagen lassen, seine Ernte nicht einbringen. Von daher kommt das Wort boykottieren. Die Regierung war an die Tories übergegangen, die sie von 1874 bis 1880 behaupteten. Beaconsfield vertrat den Gedanken, daß, da die Reformen nichts genützt hätten, mit weitern Zugeständnissen inne zu halten sei. Er hielt ein strenges Regiment. Noch vor dessen Ende hatte sich eine neue irische Organisation gebildet, die Landliga, an deren Spitze ein Protestant, Parnell, trat. Sie zielte weniger auf die Trennung der Insel von England, als, wenigstens vorläufig, auf durchgreifende agrarische Reformen und Selbstverwaltung. In ihrem Verfahren war sie womöglich noch schärfer als die Homerulepartei.

Dagegen nahm Gladstone, der aufs neue Ministerpräsident geworden war, die Reformpolitik wieder auf. Er strebte in einem neuen Landgesetz die Schaffung von Bauernstellen an; er gewährte den Pächtern das Recht, ihre Pachtungen zu verkaufen, und das viel eigenartigere Recht, mit einem fest abgeschlossenen

Pachtkontrakt zum Gericht zu gehn und Herabsetzung des Pachtschillings zu verlangen (fair rent). Wieder zeigte sich, daß mit den Iren keine politischen Geschäfte zu machen sind. Die Liga wies alles als ungenügend zurück; sie wollte nicht fair rent, sondern no rent, also entschädigungslose Aufhebung des Eigentumsrechts und Auslieferung des Grundbesitzes an die irische Landbevölkerung, die sich noch heute als die Rechtsnachfolgerin der von den Tudors und Cromwell vertriebnen Besitzer ansieht. Nichts macht es ihr aus, daß das in keinem Einzelfall mehr nachzuweisen ist, und daß die heutigen Besitzer ohne Ausnahme durch loyalen Kauf oder Erbgang das Eigentum erworben haben. Das konnte Gladstone ihr natürlich nicht zugestehn, keine englische Regierung wird das jemals können. Wenn nun Parnell und die offizielle Leitung der Liga auch bemüht waren, offne Ungesetzlichkeit zu verhüten, so geschah diese doch massenweise. In Amerika bildete sich unter O'Donnovan Rossa eine Gesellschaft zur Unterstützung des Terrorismus und des Dynamitardentums in irischen Angelegenheiten. Nicht nur Geld wurde herüber gesandt, sondern auch mancher entschlossene Mordgeselle. Man tat alles, um den Eifer der Heimischen anzuspornen. In Irland hatte sich im November 1881 die Mördergesellschaft der „Irischen Unüberwindlichen" gebildet, die an Terrorismus alles übertraf, was sogar Irland bisher aufzuweisen gehabt hatte. Dabei konnte Gladstone nicht untätig bleiben. Er löste die Landliga polizeilich auf. Parnell, 1880 schon einmal wegen Organisierung des Boykotts angeklagt, jedoch freigesprochen, wurde 1881 von neuem verhaftet.

Nun folgten sensationelle Ereignisse rasch aufeinander. Gladstone ließ Parnell, den Gefangnen, zu sich kommen und hatte eine geheime Unterredung mit ihm, deren Inhalt, der sogenannte „Pakt von Kilmainham", niemals authentisch bekannt geworden ist. Das war im April 1882, und schon am 6. Mai setzte ein neuer irischer Mord, wohl der sensationellste von allen, die Welt in Aufregung. Angesichts des vizeköniglichen Schlosses zu Dublin, im Phönixpark, ging Lord Frederic Cavendish, Bruder des Ministers Lord Hartington (des jetzigen Herzogs von Devonshire) und Staatssekretär für Irland, mit seinem Unterstaatssekretär spazieren. Es war am hellen Tage. Plötzlich stießen einige ihnen entgegenkommende Männer ihnen Messer in die Brust, worauf sie tot zu Boden stürzten. Die Mörder entkamen und wurden niemals erwischt. Vom Schlosse aus hatte man die Szene beobachtet, ohne zu ahnen, um welche beiden Herren es sich handelte; man hatte geglaubt, es spiele sich eine der dort nicht seltenen Schlägereien ab. Niemand vermutete, daß Parnell irgendetwas mit der Schandtat zu tun habe, doch stieg die Erbitterung gegen Gladstones irenfreundliche Politik immer mehr. Parnell war eine Macht im Parlament zu Westminster; seine Partei war 68 Mann stark und wie schon so häufig das Zünglein der Wage zwischen Whigs und Tories. Gladstone war noch der Führer der liberalen Wählerschaft, er brachte 1884 eine Wahlgesetzreform durch, aus der sich eine Verdoppelung der Zahl der Wähler ergab. Aber sein Ansehn

hatte durch allerlei Dinge ernstlich gelitten: das Bombardement von Alexandrien, das Zurückweichen vor Rußland in Afghanistan, die Eroberung Khartums durch den Mahdi und seine Anhänger, wobei namentlich der Tod Gordons die Nation empörte. Er und seine Ministerkollegen benutzten einen ganz nebensächlichen Anlaß — die Herabsetzung eines kleinen Budgetpostens durch das Unterhaus im Budget Campbell-Bannermans, des damaligen Kriegsministers und jetzigen Premiers —, um zurückzutreten. Lord Salisbury mußte die Regierung übernehmen, und da die feindliche Unterhausmehrheit noch vorhanden war, im Herbst 1885 das Parlament auflösen. Das hatte Gladstone gewollt, denn die Tories haben bei eignen Parlamentsauflösungen herkömmliches Wahlunglück. Sie erlitten es auch diesesmal. Aus dem neuen Parlament, das neben 251 Tories und 333 Liberalen 86 Iren enthielt, ging wieder ein Whigministerium hervor, das letzte, das mit diesem Namen bezeichnet werden kann. Es umfaßte die alten freihändlerischen Whigs, wie den spätern Herzog von Devonshire und Goschen; Radikale, die die alsbald aufs Tapet kommenden Zugeständnisse an Irland nicht mitmachen wollten: Chamberlain und den alten John Bright; endlich Gladstone und seine nächsten Freunde, Campbell-Bannerman, Harcourt, Asquith, Morley. Gladstones Politik sollte diesen Bund bald sprengen.



Soziale und wirtschaftliche Kämpfe

Von Carl Negenborn



Die zweite Hälfte des vergangnen Jahrhunderts hat uns eine wirtschaftliche und politische Umwälzung gebracht, wie sie kein andres Land in so kurzem Zeitraum erlebt hat. Von einer Wirtschaftsstufe, die noch etwas kleinbürgerliches an sich hatte, sind wir überraschend schnell zur Großunternehmung, zum Kapitalismus vorgeschritten. Unzählige einstmals selbständige Existenzen wurden vernichtet und in die Klasse der unfreien Arbeiter hinabgedrückt, unzählige andre wurden von der heimatlichen Scholle losgelöst. Eine Binnenwanderung sondergleichen hatte zur Folge, daß das platte Land und besonders die kinderreichen östlichen Provinzen entvölkert, daß im Westen auf Kosten des Ostens, in den Städten auf Kosten des Lands große Mengen von Menschen angehäuft wurden, und daß gerade die aus dem Osten kommenden, in der Kultur zurückgebliebnen Elemente in übergroßer Zahl mit dem entnervenden und entsittlichenden Leben der Großstädte in Berührung kamen. Gefördert wurde diese Bewegung durch die nationale Einigung, und die Begeisterung einer großen Zeit scheuchte auch die Kleinmütigen und Schwachen, die Kurzsichtigen und Wankelmütigen auf

und hob sie über ihre eigentliche Bedeutung hinaus, ließ sie größer erscheinen, als sie waren.

Aber eine so hochgespannte Stimmung konnte nicht anhalten. Der Übergang vom Kleinbetrieb zur Weltwirtschaft, von dem doch engen politischen Leben eines im wesentlichen binnenstaatlichen Volks zur Weltmacht war zu schnell, zu unvermittelt gewesen. Das deutsche Volk war nicht organisch hineingewachsen in die neuen, großen Verhältnisse, es war unter der Führung großer Männer und unter der Gunst der Umstände Hals über Kopf in sie hineingestürzt. Es war äußerlich und innerlich völlig umgestaltet, aber es war noch nicht in einer langen Schule der Erfahrung in sich gefestigt, noch nicht politisch reif geworden für die neuen Aufgaben, die nun zu erfüllen waren. Norden und Süden waren noch nicht zusammengewachsen. Und diesem von Grund aus aufgewühlten, in sich noch nicht gefestigten Volke gaben wir nach dem siegreichen Kriege, der nicht den Abschluß einer langen Entwicklung, sondern den Beginn unsers nationalen und politischen Lebens bezeichnet, das demokratischste aller Wahlrechte, das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht.

Es ist lehrreich, zu betrachten, wie vorsichtig die Engländer bei dem Ausbau ihres Wahlrechts verfahren sind. Bis zum Jahre 1832 beherrschte der englische Adel nicht nur das Oberhaus, sondern auch das Unterhaus, weil er über die verrotteten Burgflecken verfügte, in denen ein großer Teil der Abgeordneten gewählt wurde. Der Einfluß in diesen rotten boroughs wurde wie Eigentum veräußert und vererbt und mit interest bezeichnet. Man sprach von einem Bedford-interest, einem Newcastle-interest, je nachdem der Herzog von Bedford oder der von Newcastle bei der Parlamentswahl über den Ort verfügte. Bei der Reform von 1832 wurde der Kreis der Wahlberechtigten nur wenig erweitert, dagegen das Vorrecht dieser Wahlflecken beseitigt und eine gerechtere Verteilung der in Stadt und Land zu wählenden Abgeordneten herbeigeführt. Ein im Jahre 1867 von dem konservativen Ministerium Derby-Disraeli eingebrachtes Gesetz führte dann folgende Erweiterungen des Wahlrechts ein:

1. In den Grafschaften wurde für die auf Eigentum beruhende Wahlberechtigung die Forderung eines Reinertrags von zehn Pfund Sterling auf fünf Pfund Sterling herabgesetzt und die bisher nur in den Städten geltende Occupation-franchise eingeführt. Doch mußte der Wähler seit zwölf Monaten vor der Wahl ansässig sein und das liegende Gut, das ihn zur Wahl berechtigte, einen Reinertrag von zehn Pfund Sterling abwerfen.

2. In den Städten wurden zwei Berechtigungen neu eingeführt. Es erhielten das Wahlrecht die Mieter, die einen jährlichen Mietzins von zehn Pfund Sterling zahlten und zwölf Monate vorher eingetragen waren, und außerdem die Inhaber eines selbständigen Haushalts, die ein Haus oder den Teil eines Hauses bewohnten, zwölf Monate vor dem 15. Juli des Wahljahres zur Armensteuer eingeschätzt waren und diese Steuer auch bezahlt hatten.

Gladstones Reform von 1884 übertrug dann die in den Städten eingeführten Wahlrechtserweiterungen auch auf das platte Land. Von allgemeinem Wahlrecht war keine Rede. Schon die äußere Entwicklungsgeschichte des aktiven Wahlrechts zum Unterhause, sagt Hatschek*), zeigt den innigen Zusammenhang dieses Rechts mit der realen Grundlage, Grund und Boden. Das aktive Wahlrecht ist schon seit früher Zeit als eine Pertinenz und ein Annex des Grundbesitzes, als ein im Grundbesitz steckender Besitz aufgefaßt worden und wird auch heute noch so aufgefaßt. Als das radikal gesinnte Haus Cromwells die Einführung des allgemeinen Wahlrechts verlangte, wurde die Forderung vom Parlament zurückgewiesen mit der Bemerkung, das Wahlrecht sei Property, sei Eigentum oder eine aus dem Eigentum fließende Befugnis. Eigentum in diesem Sinne ist aber für den Engländer Grundeigentum, nur daß der Begriff des Grundeigentums in den Reformgesetzen eine weitere Auslegung erfahren hat. Wahlberechtigungen auf der Grundlage von beweglichem Vermögen nennen die Engländer spöttisch fancy-franchises, Phantasiewahlrechte, und als Disraeli versuchte, ein solches Wahlrecht einzuführen, scheiterte dieser Versuch.

In Deutschland ist jeder fünfundzwanzigjährige Mann wahlberechtigt, der nicht unter Vormundschaft steht, sich nicht im Konkurse befindet, der keine Armenunterstützung empfängt und den Genuß der staatsbürgerlichen Rechte nicht durch richterliches Erkenntnis verloren hat; andre Schutzwehren gegen Mißbrauch des Wahlrechts aufzurichten fand man nicht für nötig. In England sind alle vom Wahlrechte ausgeschlossen, die besitzlos sind und kein Interesse an der Erhaltung des Staats haben, die also bei einer Umwälzung nur gewinnen können; in Deutschland geben die besitzlosen Massen den Ausschlag. Die doktrinären Liberalen Deutschlands, die es lieben, immer mehr Rechte und Freiheiten zu fordern, haben sich von jeher auf England und das freiheitliche englische Verfassungsleben berufen. Sie haben es wohl übersehen, die Entwicklung des englischen Wahlrechts zu studieren, als sie Bismarck zwangen, bei Einführung des Reichstagswahlrechts noch mehr zu gewähren, als er schon zu gewähren bereit war, und sie sind ihrem englischen Vorbilde auch jetzt wohl nicht getreu, wenn sie sich bemühen, das Reichstagswahlrecht auch noch in den Bundesstaaten einzuführen.

Daß das allgemeine gleiche Wahlrecht das ungleichste aller Wahlrechte ist, darüber kann doch kein Zweifel bestehn. Es geht zurück auf Rousseaus Fiktion von der Gleichheit der Menschen, während doch jeder Tag lehrt, wie ungleich die Menschen sind. Nicht die zur Herrschaft berufne gebildete Minderheit gibt den Ausschlag, sondern die Massen tun es, und es fordert dieses Wahlrecht geradezu heraus, die Massen demagogisch zu umschmeicheln. Es liegt aber auf der Hand, daß Demagogen um so leichtere Arbeit haben mußten bei einem Volke, das bis vor kurzem in einem Zustande binnenstaatlicher Klein-

*) Dr. Julius Hatschek, Handbuch des öffentlichen Rechtes, IV, I. S. 250 ff.

wirtschaft gelebt hatte, das dann von Grund aus aufgewühlt und umgeschichtet worden war, das aber zugleich politisch noch nicht geschult und gereift war für die großen Aufgaben einer neuen Zeit.

Die Wirkungen konnten nicht ausbleiben. Schon im Jahre 1863 hatte Lassalle den Allgemeinen deutschen Arbeiterverein gegründet, dessen Programm sich aber noch nicht wesentlich von dem des liberalen Radikalismus unterschied. Der Verband deutscher Arbeitervereine nahm dann 1868 unter dem Vorsitze von Bebel das internationale und revolutionäre Programm von Marx an, und 1869 konstituierte sich in Eisenach die sozialdemokratische Arbeiterpartei. Im Norddeutschen Bunde war ja das allgemeine Wahlrecht schon im Jahre 1867 eingeführt worden, und so konnten dem ersten gesetzgebenden Reichstage des Norddeutschen Bundes schon sieben Sozialdemokraten angehören. Bei den Wahlen des Jahres 1870 wurden bereits 3,3 Prozent aller Stimmen für Sozialdemokraten abgegeben, und nun ging es reißend schnell vorwärts. Für die revolutionäre Partei wurden Stimmen abgegeben 1877: 493258, 1884: 549990, 1887: 763128, 1890: 1427298, 1898: über zwei Millionen, 1903 drei Millionen, 1907 dreieinviertel Millionen Stimmen. Wir haben zu unsrer Genugtuung erlebt, daß trotz dieses abermaligen Zuwachses an Stimmen die revolutionäre Partei bei den Wahlen im Januar und Februar 1907 nicht weniger als 38 Sitze verloren hat, weil das Bürgertum endlich die Kraft gefunden hat, sich zusammen zu schließen und einen bedeutenden Teil der „Partei der Nichtwähler“ mobil zu machen. Aber die Tatsache, daß die Sozialdemokratie auch jetzt wieder eine große Zahl neuer Anhänger gewonnen hat, bleibt doch bestehn, ein Stillstand in der Entwicklung der Partei ist bisher nicht eingetreten, und man wird also damit rechnen müssen, daß künftige Wahlen, die vielleicht in einer weniger glücklichen Stunde stattfinden, wieder ein ungünstigeres Bild zeigen. Auch jetzt und gerade jetzt ist also die Frage berechtigt, wie dieses ständige Wachstum der Sozialdemokratie zu erklären ist, was getan worden ist, es zu hindern, und was etwa noch hätte geschehen müssen, welche Fehler also gemacht worden sind, und was in Zukunft zu geschehen hat, um diese Krankheit unsers Volkstums zu heilen.

Es kann nicht genügen, den zunehmenden Materialismus aller Kreise des Volks zu beklagen und in ihm die Wurzel alles Übels zu suchen zu einer Zeit, wo das Bürgertum eben die Kraft bewiesen hat, den Einfluß der Sozialdemokratie so stark einzuschränken, wie es geschehen ist. Durch die letzten Reichstagswahlen ist unsre ganze politische Lage geändert worden. Jedem politisch einsichtigen ist es längst klar gewesen, daß es ein Verbrechen wäre, an dem Reichstagswahlrecht zu rütteln, daß schon der Versuch dazu unübersehbare Erschütterungen nach sich ziehen müßte. Der Ausfall der letzten Wahl wird hoffentlich die wohltätige Folge haben, daß alle unfruchtbaren und schädlichen Erörterungen über die Änderung des Wahlrechts endgiltig verschwinden, weil der Nachweis geliefert worden ist, daß dieses Wahlrecht, so viele unerfreuliche Nebenwirkungen es

auch haben möge, uns doch nicht hindern kann, zu einem erträglichen innerpolitischen Zustande zu kommen, wenn nur die führenden Schichten des Volks wissen, was sie wollen, und die Kraft finden, die als richtig erkannten Bahnen zu wandeln. Gerade jetzt bei der veränderten politischen Lage ist es deshalb angebracht, die Frage zu stellen: Was haben wir getan, die schädlichen Wirkungen des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts nach Möglichkeit aufzuheben, die Massen der Wähler immun zu machen gegen das Gift der demagogischen Verhetzung, sie reif zu machen für einen vernünftigen Gebrauch der Rechte, die sie empfangen haben, und ihr Verständnis dafür zu wecken, daß den Rechten Pflichten gegenüberstehn, ohne deren Erfüllung ein Staatswesen nicht gesund bleiben kann. Den sozialen Frieden haben wir zu erreichen gesucht durch das Riesenwerk unsrer sozialpolitischen Gesetzgebung. Auf die Bedeutung und die Leistungen dieses einzig in der Welt dastehenden Unternehmens einzugehn ist nicht der Zweck dieses Aufsatzes. Hier muß genügen, darauf hinzuweisen, daß die deutschen Arbeiter die Wohltaten dieser Gesetzgebung hingenommen haben, daß aber der Dank dafür ausgeblieben ist. Nicht zum sozialen Frieden sind wir gelangt, sondern der Klassenhaß ist ständig gewachsen. Die Sozialdemokratie hat die zugunsten der Arbeiter gemachten Gesetze, besonders das Gesetz über die Krankenversicherung, im Interesse ihrer Organisation so auszunutzen verstanden, daß die Gegensätze vielfach nicht ausgeglichen, sondern verschärft worden sind. Dazu kommt, daß unsre sozialpolitische Gesetzgebung neben dem vielen Segen, den sie geschaffen hat, als unerfreuliche Begleiterscheinung eine neue Krankheit gebracht hat, die Rentensucht. Die weitesten Kreise unsers Volks hat diese Krankheit befallen. Wer Invalidenmarken klebt, wer der Unfallversicherung angehört oder Krankenkassenbeiträge zahlt, glaubt auch Anspruch auf eine Rente oder auf Leistungen der Krankenkasse zu haben, und wer einen wirklich begründeten Anspruch nicht nachweisen kann, sucht sein Ziel auf Umwegen zu erreichen. Heuchelei, Lug und Trug sind geradezu großgezogen worden, und was das Schlimmste ist, das Pflichtgefühl, selbst für die eigne Zukunft und für die der Familie zu sorgen, ist zurückgedrängt, das Verantwortlichkeitsgefühl geschwächt worden. Rechte, aber keine Pflichten, vom Staate alles verlangen, das ist die Parole. Wenn dem neuen Reichstage in der Thronrede und vom Reichskanzler die Fortführung der sozialpolitischen Gesetzgebung angekündigt worden ist, so ist das gewiß mit Freude zu begrüßen, daß wir aber auf diesem Wege allein zu gesunden politischen Verhältnissen kommen werden, das darf man nach den bisher gemachten Erfahrungen doch kaum erwarten. Es wird andrer Mittel und Wege bedürfen, und diese werden wir nur finden können, wenn wir ausgehn von den Ursachen der Übelstände, an denen wir kranken.

Wir haben in frühern Artikeln versucht, nachzuweisen, daß die krankhaften Zustände unsers Volkslebens zurückzuführen sind auf die soziale und räumliche Umschichtung der Bevölkerung, die ihrerseits eine Folge der überstürzten

industriellen Entwicklung ist; und wir haben ferner darauf hingewiesen, daß die politische Einigung, der Übergang vom binnenstaatlichen und zum Teil kleinstaatlichen Leben zur Weltpolitik und Weltwirtschaft für unser Volk zu unvermittelt kam, daß die Vorbereitung und Schulung fehlte, und damit auch das Verständnis für die Aufgaben einer neuen Zeit. Auf der Grundlage der Umschichtung des größten Teils unsers Volks und der kapitalistischen Entwicklung ist der Klassenhaß entstanden; der Mangel an politischer Schulung hatte zur Folge, daß sich die Massen Führern anvertrauten, deren Ziel es nicht ist, die Lage der handarbeitenden Klassen innerhalb der Gesellschaftsordnung möglichst glücklich und gesund zu gestalten, die vielmehr danach streben, diese Gesellschaftsordnung zu zerbrechen, ohne daß sie anzugeben vermögen, was sie an deren Stelle setzen wollen, und obgleich die Entwicklung der letzten Jahrzehnte gerade den Arbeitern eine solche Besserung ihrer materiellen Lage gebracht hat, daß selbst die Utopisten der roten Partei Lassalles Lehre vom ehernen Lohngesetz als unhaltbar haben fallen lassen müssen. Sollten die Ursachen unsrer Krankheit im wesentlichen richtig angegeben sein, so ergeben sich daraus auch von selbst die Mittel zur Heilung der Krankheit, dann muß die Losung für die Zukunft heißen: Bevölkerungspolitik und nationale politische Erziehung.

Wir haben uns daran gewöhnt, vom vierten Stande zu sprechen. So wie in der französischen Revolution der dritte Stand, das Bürgertum auftrat und politische Rechte für sich forderte neben Adel und Klerus, so sind im neunzehnten Jahrhundert die breiten Massen auf den Plan getreten und haben den Ruf nach politischer Gleichberechtigung erhoben. In Deutschland haben wir ihren Forderungen so weit nachgegeben, wie nur möglich war, indem wir uns die Fiktion von der Gleichheit der Menschen zu eigen machten und dem Arbeiter dieselben politischen Rechte gewährten wie dem geistig Gebildeten, dem Besitzlosen dieselben Rechte wie dem durch Besitz an der Erhaltung des Staates Interessierten. Und nun haben wir uns daran gewöhnt, alle, die sozial unter dem Bürgertum stehn, als eine einheitliche Masse zu betrachten und sie zusammenzufassen unter dem Begriffe des vierten Standes. Bestärkt worden sind wir darin durch die Tatsache, daß der größte Teil der Leute, die dieser untersten Klasse angehören, zur Fahne der Sozialdemokratie schwört, sodaß der Anschein erweckt wird, als ob diese Massen tatsächlich in ihren Interessen solidarisch seien. Wenn man näher zusieht, erkennt man, daß hier ein Irrtum vorliegt. Masse im eigentlichen Sinn, Proletariat, ist nur die unterste Schicht, sind nur die Menschen, die keine regelmäßige Arbeit haben, vielfach nur deshalb, weil sie sie gar nicht suchen. Diese Schicht umfaßt die unruhigen und unzuverlässigen Elemente, denen man nicht beikommen kann, die zu heben und zu fördern niemals gelingen wird, weil ihnen Arbeitsamkeit und Streben fehlt. Darüber steht die große Zahl der arbeitsamen, ungelernten Arbeiter, die, im wesentlichen auf ihre Muskelkraft angewiesen, von der wechselnden Konjunktur abhängig sind. Sie haben hohe Löhne, aber bei den teuern Lebensverhältnissen in den

Industriegebieten auch hohe Ausgaben für ihre Lebenshaltung, meist auch schlechte und enge Wohnungen. Dieser Klasse der ungelernten Arbeiter gehören die vielen vom Lande und besonders aus dem Osten zugezognen landwirtschaftlichen Arbeiter an, die von den hohen Löhnen und den städtischen Vergnügungen angelockt die gesunde Arbeit des Landmannes mit der Arbeit an der Maschine oder im Schacht der Bergwerke vertauschen, die von der Scholle losgelöst eine Heimat verloren, aber keine neue Heimat gewonnen haben. Diese Klasse der industriellen Arbeiter stellt hauptsächlich die Rekruten für die Arbeiterbataillone der Sozialdemokratie. Hier finden sich in großer Zahl die unzufriednen Elemente, weil die dieser Klasse angehörenden Arbeiter meist kein Eigentum haben, weil die ständige Steigerung der Wohnungsmieten und der Preise für Lebensmittel den Mehrverdienst aufzehren, und weil eigne Unwirtschaftlichkeit und die der meist ebenfalls in der Industrie aufgewachsnen Frauen jeden Fortschritt hindern.

Weit über dieser Klasse stehen die gelernten Arbeiter, die zum Teil sehr hoch bezahlt werden und bei einem Umschlag der Konjunktur nicht Spreu vor dem Winde sind. Und endlich kommen in Betracht die vielen aus dem Arbeiterstande hervorgegangnen Angestellten der Industrie, Werkmeister und ähnliche in einer Art Beamtenstellung stehende Personen, die man als die Elite der Arbeiterschaft bezeichnen kann. Will man sich an den vierten Stand wenden und den Versuch machen, möglichst viele der ihm Angehörenden auf die Seite der staatserhaltenden Parteien herüberzuziehn, so wird man sich, da es nicht möglich sein wird, die in langer Zeit versäumte Arbeit schnell nachzuholen, zunächst an die obersten Schichten des vierten Standes wenden und schrittweise weitergehn müssen. Man wird versuchen müssen, zunächst die Schichten, die dem Mittelstande am nächsten stehn, dann aber auch möglichst viele von der großen Zahl der ungelernten Arbeiter mit den Interessen des Staats zu verbinden, und das kann nur geschehen, indem man ihren Sparsinn anregt und ihnen zu Eigentum verhilft. Wer etwas zu verlieren hat, wird in der Stunde der Gefahr auf der Seite der Besitzenden stehn. Daß das richtig ist, hat in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 27. Februar 1907 der Abgeordnete Prietze bestätigt, indem er sagte: „Ich wollte weiter ausführen, wie sich die Besitzverhältnisse der Bergleute an der Saar im Jahre 1905 ergeben haben. Es hat sich herausgestellt, daß von 46489 Bergleuten 18223, also ungefähr 40 Prozent Hausbesitzer waren. Nun kann man doch annehmen, daß die ledigen Leute überhaupt noch nicht Hausbesitzer waren, und da 60 Prozent aller Leute verheiratet sind, so sind im Durchschnitt 65 Prozent der Verheirateten Hausbesitzer und daneben etwa 37 Prozent Besitzer von Wiesen, Gärten und Ländereien. Damit kann sich der Ruhrbergmann nicht vergleichen. Der Saarbergmann spart in jungen Jahren, um sich, wenn er es noch nicht von seinen Eltern ererbt hat, ein Haus zu erwerben, und dieses Bestreben geht durch die ganze Bevölkerung. Wenn eine Frau das Unglück gehabt hat, ihren Mann zu verlieren, ist sie bestrebt, sich das Haus zu erhalten, und wir haben es beim Redener

Unglück zu unsrer Freude erlebt, daß die erste Sorge der Witwen war, es möchte ihnen ihr Häuschen erhalten werden."

Derselbe Abgeordnete faßte dann sein Urteil über die Folgen dieser günstigen Eigentumsverhältnisse und über die Folgerungen, die für eine praktische Politik daraus zu ziehn sind, in folgenden Worten zusammen:

„Man muß die günstigen sozialen und politischen Verhältnisse an der Saar in erster Linie den günstigen Besitzverhältnissen zuschreiben. Wir haben infolgedessen bei der letzten Reichstagswahl im Bezirk Saarbrücken nicht ganz 3000 sozialdemokratische Stimmen und im Kreise Ottweiler sogar nur 500 gehabt. Die Leute kommen gar nicht dazu, den sozialdemokratischen Utopien nachzujagen. Deshalb bitte ich unsre Staatsverwaltung dringend, in der bisherigen Ansiedlungspolitik fortzufahren. Ich halte es nicht für richtig, daß man in letzter Zeit mehr Mietwohnungen gebaut hat. Es finden die Saarbergleute kein besondres Vergnügen an diesen Mietwohnungen, wenn sie sie auch vorläufig gern annehmen. Es ist in der Presse schon ausgesprochen worden, man möchte allmählich diese jetzt erbauten Mietwohnungen den Bergleuten als Eigentum zuweisen. Diesen Wunsch möchte ich befürworten. Ich bitte deshalb dringend, Hausbauprämien zu bewilligen, billige Baugrundstücke bereit zu stellen, wie es die Forstverwaltung hier und da schon getan hat, und mit sonstigen Unterstützungen an die Bergleute zum Bau von Häusern mit billigen Hypotheken aus der Knappschaftskasse vorzugehn."

Eine solche Feststellung, wie sie hier von sachkundiger Seite erfolgt ist, hat mehr Wert als langatmige sozialpolitische Untersuchungen. Man wird ruhig annehmen können, daß man in jedem Arbeiter, dem man zu einem kleinen Hause verhilft, einen Staatsbürger gewonnen hat, auf den man zählen kann. Eine Wohnungspolitik, die dieses Ziel verfolgte, müßte unbedingt günstige Wirkungen haben. Nun ist allerdings auf diesem Gebiete manches erreicht worden, besonders in Rheinland und Westfalen sind durch die gemeinnützigen Bauvereine hübsche und gesunde Arbeiterhäuser in großer Zahl errichtet worden, aber daß das Geschaffne für die große und immer wachsende Zahl der gerade in diesem Industriebezirk vorhandnen Arbeiter nicht ausreicht, kann keinem Zweifel unterliegen. An einer Staatspolitik, die bewußt darauf hinarbeitet, möglichst vielen Arbeitern zu einem eignen Hause zu verhelfen, hat es in Preußen wenigstens bisher gefehlt. Das preußische Baufluchtliniengesetz von 2. Juli 1875 kennt nur polizeiliche Rücksichten, jeder soziale Gedanke ist ihm fremd. In welcher Weise das künftige Gesetz, an dessen Vorbereitung seit langer Zeit gearbeitet wird, die Bebauung regeln wird, ist nicht bekannt, aber das scheint doch klar zu sein, daß es den Aufgaben unsrer Zeit nur gerecht werden wird, wenn die im Saarrevier und an vielen andern Stellen gemachten Erfahrungen berücksichtigt werden, wenn also mit diesem Gesetze planmäßig darauf hingearbeitet wird, aus besitzlosen Arbeitern Eigentümer zu schaffen. Wird zugleich von der Erbpacht Gebrauch gemacht, so ist die Gefahr ausgeschlossen, daß eine



solche Förderung des Arbeiterwohnungswesens zu Spekulationszwecken ausgebeutet wird. Die politischen und sozialen Wirkungen einer solchen Wohnungspolitik würden nicht ausbleiben. Wenn die englischen Arbeiter anerkanntermaßen politischen Utopien weniger zugänglich sind als die deutschen, so liegt das doch gewiß zum Teil auch daran, daß so viele von ihnen nach guter englischer Art ihr eignes kleines Haus haben. Etwas muß jeder haben, woran er sich aufrichten, eine Stelle, an der er sich wohlfühlen kann. Menschen, die in engen Gassen drei oder vier Treppen hoch in eine schlechte, oft ungesunde Wohnung eingesperrt sind, ohne Luft und ohne Licht, die können zu keiner Freude am Leben kommen. Das Wirtshaus ist ihre Erholung, und die Sozialdemokratie, die ihnen Besserung ihrer Lage verspricht, ihre Zuflucht. Die Kinder aber, die in diesen Verhältnissen aufwachsen, die können kein Geschlecht werden, dem der Staat unbesorgt seine Zukunft anvertrauen kann. Es muß auch in Deutschland dahin kommen, daß die Menschen nach Möglichkeit wieder nebeneinander, statt übereinander wohnen, daß recht viele Arbeiter wieder ein Heim bekommen und damit eine Heimat. Nur so wird es gelingen, ein Geschlecht heranzuziehn, das geistig und körperlich gesund ist.

Da es nun aber selbstverständlich nicht möglich ist, den Arbeitern die Häuser zu schenken, was übrigens, selbst wenn es möglich wäre, auch ganz verkehrt wäre, so muß zugleich der Sparsinn der Arbeiter geweckt und gefördert werden. Unser kommunales Sparkassenwesen reicht dafür bei weitem nicht aus. Wenn große Industriestädte nur an zwei oder drei Stellen ihres Stadtgebiets Filialen der Sparkasse haben, so ist es klar, daß das nicht genügen kann, die Arbeiter zur Sparsamkeit zu erziehn. Man ist immer geneigt, über alle möglichen Schäden und Mängel zu klagen, so auch darüber, daß der deutsche Arbeiter zu wenig bestrebt ist, selbst für die Zukunft seiner Familie zu sorgen. Sicherlich ist die Klage an sich berechtigt, aber ebenso sicher ist es, daß die Organisation unsers Sparkassenwesens wenig geeignet ist, den kleinen Mann zum Sparen zu erziehn. Mag man über Scherls Sparsystem denken, wie man will, der ihm zugrunde liegende Gedanke, daß der Sparer aufgesucht werden müsse, ist unfehlbar richtig. Kürzlich ist in Düsseldorf auf Betreiben des Regierungsrats Lipschitz unter der Mitwirkung der ersten Industriellen Deutschlands eine große Volksversicherung ins Leben gerufen worden mit dem Ziele, die wirtschaftlich Abhängigen, insbesondre die Arbeiter dahin zu bringen, daß sie aus eigner Kraft ihre und ihrer Familien Zukunft sicherstellen. Der Anfang ist damit gemacht, wenn eine zeitgemäße Reform des Sparkassenwesens folgt und planmäßig dafür gearbeitet wird, daß möglichst viele Besitzlose zu Besitzenden werden, so würde das einen großen Fortschritt bedeuten. Hinzukommen muß die Fürsorge für die Erziehung der Mädchen aus dem Arbeiterstande in Hauswirtschaftsschulen, denn von der Wirtschaftlichkeit der Frau ist die Existenz des Arbeiters abhängig. In den Industriebezirken gehn die Mädchen nach Beendigung der Schulzeit in die Fabrik, und aus der Fabrik heiraten sie; von

Wirtschaftsführung, von Kochen und Nähen haben sie meist keine Ahnung. Wer aber gesehn hat, mit welchem Eifer die Mädchen aus Arbeiterkreisen an dem Unterricht in Hauswirtschaftsschulen teilnehmen, wo solche eingerichtet sind, der wird sich auch darüber klar geworden sein, wie viel auf diesem Gebiete zu erreichen ist. Es gibt kaum ein besseres Mittel, die materielle Lage der arbeitenden Klassen zu heben, als die Erziehung der weiblichen Jugend zur Wirtschaftlichkeit, damit die Mädchen, wenn sie Frauen und Mütter werden, ihrer Aufgabe gewachsen sind. In Süddeutschland ist man auf diesem Gebiete weit voraus, besonders in Baden, wo dank der unermüdlichen Tätigkeit der edeln Großherzogin überall in Stadt und Land Frauenarbeitsschulen bestehn.



Neues von Seillière und über Gobineau



Von den Kunstgriffen, die geschäftsmäßige Schläue unter dem Stachel der Konkurrenz erfunden hat, ist die Bezeichnung altbekannter Waren mit neuen schönen Namen einer der wirksamsten. Tauft ein Fabrikant sein mehr oder weniger harmloses Fruchtwasser „Sinalco“, dann nimmt der Absatz so reißend zu, daß er nach wenigen Wochen schon Pferd und Wagen anschaffen muß oder kann, die gleich den Bierwagen den Allheiltrank den Kunden täglich vors Haus bringen. In der Literatur ists nun nicht viel anders. So z. B.: was man früher Herrschsucht oder Expansionsdrang nannte, das nennt man heute Imperialismus, und die Leser bilden sich ein, es werde ihnen damit eine neue Offenbarung zuteil. Den ersten Anstoß zu der neuen Benennung hat Disraeli gegeben, indem er die Königin Viktoria als Kaisar-i-Hind ausrufen ließ. Die Titulatur war berechtigt, denn die Herrschaft der Engländer über Indien hat wirklich, wie im 23. Heft der Grenzboten richtig bemerkt worden ist, große Ähnlichkeit mit der Herrschaft Roms über seinen orbis terrarum, und das Wort Imperium, das in dem seitdem aufgekommnen Ausdruck Imperialismus steckt, bezeichnet die Sache noch treffender als die Wörter Kaiser und Kaisertum, in denen der Sieg des Alleinherrschers über die Rivalen innerhalb des eignen Staates zu stark vorschmeckt. Versteht man unter Imperialismus das Streben der Engländer, zu den schon erworbnen exotischen Kolonien noch weitere zu erobern, so paßt das Wort, dagegen paßt es ganz und gar nicht auf die Versuche, von denen soeben wieder einer gescheitert ist, die Ansiedlerkolonien enger an das Mutterland anzuschließen, denn diese zu beherrschen, darauf haben die englischen Staatsmänner schon längst weise verzichtet. Viel eher wären die französischen Expansionsbestrebungen so zu benennen, und auch das kleine Holland hat sein Imperium, wenn es auch an dessen Vergrößerung, also an Imperialismus nicht mehr denken kann. Wird aber vom

Imperialismus der Vereinigten Staaten gesprochen, weil sie ihrem ungeheuern Gebiet noch ein paar Inselchen angegliedert haben, so ist das lächerlich; berechtigt wäre die Redeweise, wenn sie sich im Ernste an das sinn- und aussichtslose Unternehmen wagen wollten, ganz Südamerika zu beherrschen. Vielleicht denkt man bei der Phrase mehr an die imperatorische oder cäsarische Haltung, die der gegenwärtige Präsident angenommen hat. Alles Maß aber in der Anwendung des neumodischen Ausdrucks überschreitet Ernest Seillière. Wenn er im ersten Teil seiner „Philosophie des Imperialismus" Gobineau als den Vertreter des Kastenimperialismus darstellt (37. und 38. Heft des Jahrgangs 1903 der Grenzboten), so läßt man sich das gefallen, denn den Germanen wird ja von Gobineau der Herrscherberuf zuerkannt. Wenn dagegen im zweiten Teile Friedrich Nietzsche als der Repräsentant des individualistischen Imperialismus behandelt wird, so sehen wir, bei aller Anerkennung der vortrefflichen Charakteristik Nietzsches (14. Heft 1906), in dieser Einzwängung des Gegenstandes in das Imperialismusschema schon eine Künstelei. Im dritten Teile vollends (Der demokratische Imperialismus; autorisierte Übersetzung von Theodor Schmidt; Berlin, H. Barsdorf, 1907) erscheint mir schon der Titel und dann die verschwenderische Anwendung des Modeworts einfach als eine Geschmacklosigkeit. Statt Demokratie liest man regelmäßig demokratischer Imperialismus, statt Romantik romantischer Imperialismus, statt Militarismus militärischer Imperialismus oder auch imperialistischer Militarismus und so fort. Auch noch in einer andern Beziehung fällt das Buch gegen die ersten beiden Teile bedeutend ab. In diesen hat Seillière seine glänzenden Gaben entfaltet: fesselnde Darstellung, scharfe Kritik, Witz und Humor. Er hatte zwei Männer kritisch zu vernichten, die in ihren Werken der Kritik einen äußerst dankbaren Stoff geliefert haben, und er hat sich seiner Aufgabe in einer Weise erledigt, die ihm den heitern Beifall eines großen Publikums sichert. Für den vorliegenden dritten Teil hat er sich eine doppelt undankbare Aufgabe gewählt, die noch dazu viel schwieriger ist und weit mehr Studium und sonstige Mühe gekostet hat als die erste. Er zergliedert die Werke von sechs Autoren, von denen drei (Hobbes, Boulainvilliers und Mandeville) dem heutigen Publikum gleichgiltig und die drei andern (Rousseau, Proudhon, Karl Marx) schon bis zum Überdruß breitgetreten sind. Und er preßt die sechs samt allen, die nebenbei gelegentlich erwähnt werden, wie Kant und Hegel, in das Prokrustesbett des Imperialismus. Zudem wird durch die mühsame Zerfaserung der sechs Autoren und ihrer Schriften das, was Seillière beweisen will, nicht klarer, sondern verdunkelt.

Was will er beweisen? Wenn ich ihn richtig verstehe, dieses. Mandeville irrt, wenn er das Machtstreben und den Kulturfortschritt für unsittlich hält. Rousseau irrt, wenn er den Naturmenschen als Tugendideal verherrlicht und die Zivilisation für alle Laster und Verbrechen verantwortlich macht. Marx irrt mit seiner Verherrlichung des Proletariats und der Verdammung der

Bourgeoisie. Das Herrschaftsstreben der starken Persönlichkeiten und Völker ist sittlich berechtigt, ist gesund, dient zu ihrem eignen Wohle wie zu dem der Unterworfnen. Herrschaftsverhältnisse und Kulturerzeugnisse sind biologische Notwendigkeiten und auf das innigste mit Moral, Sitte und Recht verflochten, die ihrerseits biologische Notwendigkeiten sind, der Erhaltung, Erhöhung und Vervollkommnung des Individuums wie der Gattung dienen. Das Ideal, dem die Entwicklung des Menschengeschlechts zustrebt, ist allerdings nicht eine Abstufung von Abhängigkeits- und Herrschaftsverhältnissen — diese sind nur Mittel —, sondern der „stoische Anarchismus", womit ein Zustand gemeint ist, in dem ein jeder sich nach den Geboten des kategorischen Imperativs selbst beherrscht und aus solchem Leben aller nach derselben Richtschnur die vollkommenste Harmonie hervorgeht. Den Weg zu diesem Ziele, die Herrschaft der Besten zur Erziehung der übrigen, verwerfen, nennt er ungesunde Romantik oder romantischen Imperialismus. Das vermeintliche Ziel beleuchtet er nicht näher (in heller Beleuchtung würde es zerfließen; einmal scheint er es selbst eine Utopie zu nennen; es ist nichts andres als das vollendete Reich Gottes, das die Kirche weislich ins Jenseits verlegt hat). Er erwähnt es nur flüchtig ein paarmal. Von Rousseaus Gesellschaftsvertrag schreibt er, man müsse diesen „romantischen Sozialismus zwar abweisen, aber mit Kant die stoische Anarchie [warum nicht lieber das neutestamentliche Ideal, wie es besonders im achten Kapitel des Römerbriefes und im vierten des Galaterbriefes gezeichnet wird?] als letzten Zweck der Menschheit auf Erden anerkennen". Nicht als letzten Zweck, sondern als Endzustand, wofern, was sehr unwahrscheinlich ist, ein vollkommner Endzustand auf dieser Erde möglich und von Gott der Entwicklung als Ziel gesetzt sein sollte. Und von Proudhons Anarchie heißt es, sie sei „eine Anarchie im stoischen und kantischen Sinne des Wortes, d. h. das vornehmste ethische Ideal des Menschen". Auf die Ethik nämlich hat es Seillière in diesem Bande abgesehen. In einer Anmerkung schreibt er: „Der Sinn des Wortes Imperialismus ist so weit geworden, daß Dr. W. Borgius kürzlich eine Broschüre »Imperialismus« veröffentlicht hat, in der er ihn, so gut es geht, zu definieren sucht. Zu diesem Zweck hat er sich an einige englische, amerikanische, französische und deutsche Soziologen gewandt, ohne übrigens sehr tröstliche Auskunft zu erlangen. Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich diese Verwirrung noch vermehre, indem ich das Wort auch auf das Gebiet der Moralphilosophie übertrage."

Die Verwirrung, die so schon groß genug ist, noch zu vermehren, war wirklich recht überflüssig. Ich meine nicht die Verwirrung in der Begriffsbestimmung von Imperialismus, sondern in den Ansichten über die Gegenstände, die hier in das Imperialismusschema hineingezwängt werden. Es sind alte und oft genug, auch in den Grenzboten, behandelte Gegenstände, die aber doch, da eben die Ansichten darüber vorläufig noch weit auseinandergehn, von Zeit zu Zeit immer wieder einmal vorgenommen werden müssen. Es handelt sich

um die alten Fragen: Ist der Mensch von Natur gut? Wird er durch den Kulturfortschritt besser oder schlechter? Ist das Streben der Individuen und der Völker nach Herrschaft unsittlich? Legen wir unsre Ansicht darüber kurz dar, ohne uns um Seillière und seine sechs Denker viel zu kümmern, und ohne das überflüssige und durch den beschriebnen Mißbrauch zur läppischen Phrase gewordne Wort Imperialismus zu gebrauchen. Jedem Lebewesen ist der Trieb eingepflanzt, sich zu erhalten, neben Konkurrenten zu behaupten und zu wachsen — auch wohl auf Kosten seiner Mitgeschöpfe; dem Vernunftwesen Mensch sind für diesen Zweck körperliche und geistige Mittel und Werkzeuge verliehen, die ihn zum Herrn seiner vernunftlosen Mitgeschöpfe machen, und die im Konkurrenzkampfe auch ein Mensch gegen den andern anwendet. Außerdem sind ihm aber noch andre Triebe eingepflanzt, die wir sittliche zu nennen pflegen, und die das Walten des Selbstbehauptungstriebes teils regeln, teils einschränken. Bekannte Biologen behaupten, die Triebe zweiter Art seien nichts andres als Wirkungen des Selbsterhaltungstriebes, indem dieser von der Einsicht geleitet werde, daß die Anerkennung und Erfüllung gewisser Pflichten gegen den Nächsten zu den Bedingungen der Selbsterhaltung gehöre. Wir weisen diese Ansicht zurück, weil es ja Tatsache ist, daß jede der sittlichen Ideen: Gerechtigkeit, Liebe, Selbstvervollkommnung, sittliche Freiheit unter Umständen den Menschen zwingt, sein leibliches Leben zu opfern. Es ist das allerdings auch eine Art Selbsterhaltung: der höhere, der geistige Mensch behauptet sich auf Kosten des leiblichen; aber man kann diese Selbstbehauptung schlechterdings nicht biologisch, aus animalischen Trieben, erklären. Dagegen muß zugegeben werden, daß sich die sittlichen Triebe nur im Konkurrenzkampfe der Menschen entfalten, indem dieser zu Verträgen, zu Einrichtungen, zu Gesetzen führt, in deren Schaffung und Abschaffung, Beobachtung und Verletzung der Einzelne sich über seine sittliche Natur klar wird und als sittliches Wesen bewährt. Zu den Grundverschiedenheiten der Menschen untereinander gehört die in den Graden der Energie. Die einen fühlen den Trieb zur Selbstbehauptung stärker als andre. Die einen sind aktive, die andern passive Naturen. Jene empfinden den Drang, zu herrschen, diese den, sich beherrschen zu lassen. Kinder sind bei aller sonstigen Aktivität leitungsbedürftig und empfinden es als eine Wohltat, wenn eine feste Hand sie stützt und leitet. Früher glaubte man ziemlich allgemein, das Weib bleibe in dieser Beziehung dem Kinde zeitlebens einigermaßen ähnlich, heute würden wir bei den Vertreterinnen des schönen Geschlechts schön ankommen, wenn wir uns zu diesem „von den herrschsüchtigen Männern erfundnen Vorurteil“ bekennen wollten, auf dessen Prüfung wir uns hier nicht weiter einlassen. Unzählige Menschen endlich, ja ganze Völker bleiben im angegebnen Sinne zeitlebens Kinder, und es ist klar, daß ihnen durch die Unterwerfung unter den Willen eines Einsichtigen und zur Leitung Befähigten kein Unrecht zugefügt, sondern eine Wohltat erwiesen wird, wofern die Herrschenden ihre Macht gewissenhaft anwenden, was freilich nicht ausschließt, daß sie das in selbstsüchtiger Absicht

tun: um die Zuneigung der Unterworfnen zu gewinnen und sie ohne Gefahr „ausbeuten“ zu können. Augustin faßt diesen Fall ins Auge, wenn er die Tugenden der Heiden verhüllte Laster nennt, weil sie ja nicht aus Liebe zu Gott, sondern aus Selbstsucht, aus Ruhm- oder Herrschbegier und zur Befriedigung der Habsucht, geübt würden. Trotzdem erscheinen ihm die Römertugenden — es sind die vier, die die christlichen Theologen der aristotelischen Ethik als „Kardinaltugenden“ entnommen haben: Klugheit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Stärke — nicht ohne Wert. Ihre Übung schließe die den Menschen entwürdigenden Laster des Sinnengenusses aus, und sie verdienten darum wenigstens einen irdischen Lohn; dieser sei den Römern in der Beherrschung des Erdkreises zuteil geworden. Darin liegt schon zugleich die Antwort auf die Frage, in welchem Verhältnis das Streben nach Herrschaft zur Moralität steht. Die spezifisch christlichen Tugenden: Demut, Sanftmut, Geduld, Barmherzigkeit treiben natürlich nicht zu kriegerischen Eroberungen und würden in Eroberungskriegen mehr hinderlich als nützlich sein; dagegen sind für solche von den oben genannten vier Tugenden drei nicht zu entbehren. Der Nutzen der Gerechtigkeit hängt von Umständen ab. Die Unterjochten gerecht zu regieren ist gewöhnlich klug; aber die Eroberungskriege an sich sind meist ungerecht; nicht immer. Zum Beispiel nicht in dem Falle, daß ohne die Eroberung eines Grenzlandes der eigne Staat vor Angriffen eines unruhigen Nachbars nicht geschützt werden kann, und das wird immer der Fall sein, wenn dieser ein räuberischer Barbar ist. Damit sind wir bei dem Konflikt zwischen gleich Energischen angelangt, einem Konflikt, der natürlich nicht bloß zwischen Völkern und Staaten entsteht, die ihn durch Krieg lösen, sondern auch zwischen Ständen im Staate, die sich als feindliche Parteien organisieren, und zwischen Privatpersonen, die wirtschaftliche und Beförderungskämpfe miteinander auszufechten haben; im Staatsdienst ringen die Streber und die Kleber miteinander; meist so geräuschlos, daß kein Uneingeweihter etwas merkt; manchmal jedoch macht sich die verhaltne Leidenschaft Luft, und es kommt zu einem öffentlichen Skandal. Daran schließen sich Wettkämpfe der verschiedensten Art wie Schönheitskonkurrenzen, Regatten und mörderische Automobilrennen. Endlich die Kämpfe in den kleinsten Kreisen bis in die Familien hinein. Und in alledem kann ebensogut die edelste Ritterlichkeit wie die gemeinste, betrügerische Selbstsucht geübt werden. Die Kämpfe machen eben den Menschen weder gut noch schlecht oder böse, sondern sie geben nur Gelegenheit, das Gute, Schlechte oder Böse, das in ihm steckt, zu offenbaren und zu stärken. Ein Gutes erwirken sie auf jeden Fall: sie erhöhen die Energie, die an sich, auch wenn sie zum Bösen angewandt wird, eine virtus im ursprünglichen Sinne dieses Wortes ist.

Die Güte des Naturmenschen, falls es einen solchen gibt oder jemals gegeben hat, kann natürlich nur negativ gedacht werden. Hat sich der Mensch aus einem Tiere entwickelt, dann ist er nach Erlangung der Menschengestalt wahrscheinlich noch lange Zeit Tier geblieben. Das Gewissen hat sich erst aus

den gesellschaftlichen Beziehungen, Konflikten, Einrichtungen und Sitten entwickelt, und solange er es nicht hatte, konnte er auch nichts Böses tun, erfreute sich also der Schuldlosigkeit des Tieres. Ist der Mensch, wie die Kirche lehrt, von Gott gerecht und heilig erschaffen worden, so war doch diese Gerechtigkeit und Heiligkeit nur in der Anlage vorhanden und konnte erst im Verkehr mit seinesgleichen entwickelt werden. Der Unterschied zwischen dem biblischen Adam und dem hypothetischen Tiermenschen kann so gedacht werden, daß schon beim ersten Handeln sich das Gewissen in ihm geregt habe, und die Allegorie vom Sündenfall wird darin Recht haben, daß gleich die ersten Schritte auf dem Lebenswege zu Konflikten zwischen Vernunft und Begier führten, in denen jene manchmal unterlag. Aber ohne diese Konflikte und Niederlagen würde es auch keine Siege, keine Tugenden und überhaupt keine Moralität gegeben haben. Es gilt auch von der Kulturentwicklung, was wir soeben vom Machtstreben gesagt haben, sie macht den Menschen nicht gut oder böse, sondern sie ermöglicht es ihm, ja sie zwingt ihn, seine Güte oder Bosheit auf das mannigfaltigste zu betätigen oder seine Schlechtigkeit, seine Unbrauchbarkeit zu offenbaren. Die verschiednen Kulturstufen und Kulturarten entwickeln nun verschiedne gute und schlimme Eigenschaften. Der Bauer sündigt selbstverständlich nicht durch Üppigkeit und raffinierten Sinnengenuß — den groben und einfachen verschmäht er keineswegs, wenn er ihn ohne Geldkosten und ohne Störung seiner Wirtschaft haben kann —; er ist ein gefälliger Nachbar, fleißig und sparsam; doch zeigt sein Charakter auch Schattenseiten, die ja jedermann kennt. Rousseau hatte nur die Lichtseiten ins Auge gefaßt, die ja als Kontrast zum Leben der damaligen vornehmen Pariser sehr stark auf ihn wirken mußten, und wie immer die „Wilden", die er nicht aus eigner Anschauung kannte, beschaffen sein mochten, in der Annahme irrte er ja gewiß nicht, daß sie weder durch übermäßigen Theaterbesuch noch durch literarische Intrigen sündigten, also insofern bessere Menschen waren. Arme Lohnarbeiter wissen, wie der Hunger tut, und eine Fabrikarbeiterin kennt die Sorge um die zu Hause allein gelassenen Kinder; darum werden großstädtische Fabrikarbeiter gewöhnlich mit andern Armen Mitleid haben und sich der Kinder ihrer abwesenden Nachbarn und Nachbarinnen annehmen, auch sonst einander in Nöten hilfreich beispringen. Aus solchen Wahrnehmungen haben Marx und seine Gläubigen gefolgert, daß der „Proletarier" der moralische Mensch par excellence, der eigentliche Seelenaristokrat sei, und haben den Bourgeois, dem sich keine Gelegenheit darbietet, sich in solcher Weise zu betätigen (die Philanthropen unter den Bourgeois suchen jedoch die Gelegenheit auf), als die Verkörperung des bösen Prinzips verschrien. Daß mancher Bourgeois mit andern Vorzügen glänzt, die dem Lohnarbeiter fehlen, und daß er nicht selten auch dieselben Tugenden hat, nur sie anders übt, wird übersehen. Das läßt sich nun verallgemeinern: Berufsstand, Kulturstufe, Wohnort, Zeitumstände schaffen die Form, in der sich die guten wie die minder guten Eigenschaften und Anlagen der Einzelnen betätigen.

Wenn endlich Mandeville in seiner Bienenfabel die private vices made public benefits darstellt, so übertreibt er zwar ein wenig, aber er malt nicht falsch. Man braucht es ja nicht gleich Laster zu nennen, daß die Männer Wein trinken und die Frauen Reifröcke tragen. Überhaupt sollte man mit den der Ethik entnommnen Bezeichnungen sparsamer umgehn. Die theologischen Zeitalter haben alle Erscheinungen in göttliche und teuflische eingeteilt; das moralisch-pädagogische achtzehnte Jahrhundert fragte bei allem, was passierte oder unternommen werden sollte, ob es moralisch oder unmoralisch sei; hat doch Robespierre nur aus lauter Tugendeifer soviel Köpfe abschlagen lassen. Seitdem ist die Welt viel reicher geworden, und dieser Reichtum läßt sich weder in zwei theologische noch in zwei moralische Kategorien zwängen. Wir übersehn natürlich den Einfluß nicht, den Kunst, Wissenschaft, Technik, Handel, Gewerbe, Politik auch auf den Glauben und die Sitten sowie die Sittlichkeit üben können, aber wir fragen bei einem Kunstwerk, bei einer wissenschaftlichen Entdeckung, bei einem gewerblichen Unternehmen, bei einer politischen Aktion nicht zu allererst, ob die neue Erscheinung fromm oder gottlos, gut oder böse sei, sondern welchen Kulturwert sie hat, und ob sie dem Gemeinwesen und dem Einzelnen nützt oder schadet. Und daß es nun nicht gerade lauter edle Eigenschaften oder gar Tugenden sind, die die Gewerbe in Nahrung setzen und den Steuersäckel füllen, das kann freilich nicht geleugnet werden. Jetzt eben erklären die südfranzösischen Rebbauern, sie müßten nach Paris ziehn und alles kurz und klein schlagen, wenn die Regierung nicht dafür sorge, daß mehr Wein getrunken werde, und allerorten jammern bei uns die Brauer und die Bierwirte über die abscheuliche und verderbliche Antialkoholbewegung. Kürzlich ist wieder in Dänemark ein Prophet aufgestanden, der verkündigt, der Mensch brauche nicht mehr als zehn Pfennige täglich zur Ernährung. Wenn man sich auf eine knappe Portion Brot und Wasser nebst wenigen Kartoffeln und ganz wenig Fett beschränke, so erhalte das nicht allein gesund, sondern verleihe auch dem Körper das höchste Maß von Kraft, Leistungsfähigkeit und Wohlgefühl. Der Mann soll schon viele Anhänger gewonnen haben. Ein mir bekannter Schwärmer für naturgemäße Lebensweise, der schon einige vergebliche Bekehrungsversuche mit mir angestellt hat, erachtet auch die Kleidung für einen überflüssigen und lästigen Luxus. Er steigt natürlich viel auf den Bergen herum. Im Winter nun, wo er sicher ist, niemand zu begegnen — sein Gebirge hat glücklicherweise noch kein Davos —, entledigt er sich seiner sämtlichen Gewandung, steckt sie in seinen Rucksack und wandert so stundenlang. Will er sich ausruhn, so legt er sich, mit nichts als seiner Haut bekleidet, auf den Schnee. Wer würde sich nicht einen so unverwüstlichen Körper wünschen? Aber was würde aus Kultur, Gesellschaft, Staat, wenn alle ihn hätten und allgemein und immer die praktischen Konsequenzen daraus zögen, die jener Sonderling nur ein paarmal im Jahre wagen kann? Das wäre noch ein ganz andrer Kladderadatsch als der vom falschen Propheten Bebel in Aussicht gestellte. Einen wie großen Anteil an unsrer heutigen Produktion der Luxus und die

Eitelkeit haben, braucht nicht im einzelnen ausgeführt zu werden, und auch zur Herstellung von Kanonen und Kriegsschiffen treiben Beweggründe, die mehr ans Raubtierleben als an die Gemeinschaft der Heiligen erinnern. Doch wäre es Übertreibung, wenn man behaupten wollte, daß diese Produktion ausschließlich auf „Laster" angewiesen sei. Der größere Teil der Produktion dient immer noch der Befriedigung von Bedürfnissen, die wirkliche Bedürfnisse sind; freilich Bedürfnisse nicht von Wilden, sondern von Kulturmenschen. Für einen solchen ist es wirkliches Bedürfnis, sich anständig zu kleiden, behaglich zu wohnen, hie und da eine Reise auf der Eisenbahn zu machen, Bücher und Zeitungen zu lesen, Kunstwerke zu genießen. Will man solche Bedürfnisse künstliche nennen, so muß dazu bemerkt werden, daß eben der Mensch als reines Naturprodukt noch gar kein Mensch ist; sich selbst und seine Umgebung kunstvoll zu gestalten, ist dem Menschen natürlich. Von künstlichen Bedürfnissen sollte man im tadelnden Sinne nur bei solchen sprechen, die den Menschen schädigen, sodaß die Natur im Recht ist, wenn sie sich dagegen sträubt, daß sie ihr aufgezwungen werden. Freilich ist die Grenze zwischen berechtigten und unberechtigten künstlichen Bedürfnissen schwer anzugeben. Auch darf und muß bei Prüfung der Volkswirtschaft auf ihre Gesundheit die Moral gehört werden. Wo ein unverhältnismäßig großer Teil der Produktion der Befriedigung von Bedürfnissen dient, die nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, nicht nach dem der Zeloten und der Schwärmer, unsittlich genannt werden, da ist die Volkswirtschaft nicht gesund, und ihr Beharren in der eingeschlagnen Bahn gefährdet Volk und Staat. Man denke an die Luxusproduktion bei notleidender Bevölkerung im Frankreich des ancien régime und an die Basierung der Finanzen auf die Trunksucht der Massen im heutigen Rußland.

Um das Ergebnis dieser Betrachtung kurz zusammenzufassen: jeder Einzelne, jede Genossenschaft, jedes Volk sucht sich zu erhalten, zu behaupten, zu wachsen. Wachstum muß sehr häufig schon als Mittel der Selbstbehauptung erstrebt werden; Einzelne wie Staaten müssen, was Seillière mit Recht hervorhebt, ihren Machtbereich erweitern, wenn sie ihre Zukunft sichern wollen. Diese Bestrebungen und die sich daraus ergebenden Kämpfe schaffen Abhängigkeits- und Herrschaftsverhältnisse, in denen sich, wie überhaupt im Kulturleben, von dem sie eine Seite darstellen, gleich allen andern Anlagen auch die sittlichen entfalten und in den mannigfaltigsten Formen, im Guten wie im Schlimmen, betätigen. Für diesen allgemein bekannten Entwicklungsprozeß die Bezeichnung Imperialismus einführen, ist überflüssig und stiftet Verwirrung; der Name ist nur für politische Erscheinungen der eingangs bezeichneten Art berechtigt. Ganz unsinnig ist es, von individualistischem und demokratischem Imperialismus zu sprechen. Solange der Individualist wirklich als Individualist lebt, demnach allein bleibt, herrscht er nicht, und was die Demokratie betrifft, so gibt es zwar demokratische Miniaturstaaten, aber keine demokratischen Imperia. Was man im heutigen Großstaat Demokratie nennt, das ist nur die Organisation des Demos zur Abwehr der von

oben drohenden Unterdrückung. Die „Herrschaft des Proletariats“ mögen einige ehrliche Schwärmer wirklich als Ziel im Auge haben, daß sie es erreichen werden, glaubt kein Verständiger. Die sehr ausführliche Marxkritik in Seillières Buche ist gut ausgefallen, kommt aber um einige Jahre zu spät. An theoretischer Marxkritik haben wir in Deutschland keinen Mangel, und der Verlauf der wirtschaftlichen Entwicklung hat den im „Kapital“ aufgerichteten dialektischen Kunstbau so vollständig zertrümmert, daß von dem Zusammenbruch auch unsre sozialdemokratische Partei getroffen worden ist. Ihre Niederlage im letzten Wahlkampfe ist zu einem großen Teil dem Umstande zuzuschreiben, daß die marxischen Schlagwörter, an die außer einigen unbelehrbaren Doktrinären kein Mensch mehr glaubt, nicht mehr ziehn. Die deutschen Arbeiter werden sich bald vor die Wahl gestellt sehen, ob sie die Taktik annehmen wollen, die ihren englischen Genossen die entscheidenden Erfolge gebracht hat: jedesmal die von den bürgerlichen Parteien zu unterstützen, die ihnen das meiste verspricht, oder sich als reine Arbeiterpartei ohne marxistische und Umsturzphrasen zu organisieren.

Gobineau, von dem Seillières schriftstellerische Tätigkeit ausgegangen ist, fährt fort, in Deutschland eine Wirkung auszuüben, die sein französischer Kritiker mit — natürlich ganz unbegründeter — Besorgnis verfolgt. Das Haupt der stetig noch wachsenden „Gobineau-Vereinigung“, Ludwig Schemann, der Übersetzer seines Rassenwerkes, hat die Verwaltung der Straßburger Universitätsbibliothek bewogen, dem literarischen und künstlerischen Nachlaß und einigen Möbeln des verstorbnen Grafen ein Zimmer einzuräumen, und berichtet darüber in einer Broschüre. (Die Gobineau-Sammlung der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg. Mit drei Tafeln in Lichtdruck. Straßburg, Karl J. Trübner, 1907.) Vorher schon hatte Fritz Friedrich den Werken Gobineaus ein Buch gewidmet: Studien über Gobineau. Kritik seiner Bedeutung für die Wissenschaft. (Leipzig, Eduard Avenarius, 1906.) Der Verfasser schätzt Gobineaus Bedeutung sehr hoch, ist aber weder ein schwärmerischer Jünger noch ein kritikloser Bewundrer des genialen Forschers und Dichters, sondern unterwirft seine Leistungen einer strengen und sorgfältigen Kritik und scheut sich nicht, ihm auch „Tertianerschnitzer“ nachzuweisen. Seine Ergebnisse stimmen im allgemeinen, und stellenweise beinahe wörtlich, mit denen meiner eignen Kritik überein, die allerdings bei weitem nicht so umfangreich und gründlich ausfallen konnte, da ich ja niemals beabsichtigte, ein ganzes Buch über Gobineau zu schreiben, sondern nur in den Grenzboten über sein Rassenwerk berichtet habe (im dritten Bande des Jahrgangs 1898 Seite 442, im ersten Bande des Jahrgangs 1899 Seite 523 und 586 und im vierten Bande des Jahrgangs 1900 Seite 118). Hätte Friedrich diese Aufsätze gekannt, so würde er weniger unwirsch über einige Äußerungen in der „Sozialauslese“ urteilen, die auf ihn den Eindruck gemacht zu haben scheinen, daß ich Gobineau unbedingt und vollständig ablehne. Er findet unhaltbaren Doktrinarismus darin, wenn ich behaupte, im Laufe der Jahrtausende könnten durch klimatische Einflüsse aus Kaukasiern Neger,

aus Negern Kaukasier werden, scheint aber meine Meinung gründlich mißverstanden zu haben, da er sie neben die von Leuten stellt, die behaupten, „jede beliebige ethnographische Gruppe, ob Mitteleuropäer oder Papua, könne Kultur entwickeln: womöglich dieselbe Kultur". Einen solchen Unsinn habe ich niemals behauptet. Das heißt, nur in dem Wort „dieselbe" steckt Unsinn; Kultur, wenn auch eine sehr niedrige, hat ja der Papua, und Ratzel überzeugt uns, daß die Kultur der fälschlich so genannten Naturvölker gar nicht so niedrig ist, wie wir sie uns vorzustellen pflegen. (Ratzel wird von Friedrich meist zustimmend zitiert, nur will dieser den Lebensbedingungen nicht so viel Einfluß auf die Kulturentwicklung zugestehn wie jener. Was Schiele in den Grenzboten über die Neger schreibt, wird lobend als richtig anerkannt.) Es handelt sich um folgendes. Ich halte den Rassencharakter, namentlich den Charakter der Urrassen, für so beharrlich, daß er, wie ja die Erfahrung lehrt, auch starken klimatischen Einflüssen jahrhundertelang standhalten kann, aber ich halte ihn nicht für unveränderlich und vermag mir die Entstehung der Menschenrassen auf andre Weise als durch klimatische Einflüsse nicht zu erklären. Warum diese Entstehungsweise undenkbar sein soll, kann ich nicht verstehn. Man muß doch den Menschen entweder nach der materialistischen oder nach der idealistischen Hypothese entstanden denken. Im ersten Falle ist nicht einzusehen, warum nicht, wenn sich die Monere zum Molch, der Molch (wissenschaftlich gesprochen der Lurch) zum Menschen entwickelt, der Schwarze sich zum Weißen soll entwickeln können, und zwar auf dem darwinischen Wege, durch Anpassung an veränderte Lebensbedingungen, unter denen die klimatischen und sonstigen geographischen doch wohl die wirksamsten sind. Will man lieber die drei Grundrassen aus einer Urrasse hervorgehn lassen, die mit keiner der vorhandnen zusammenfällt, so wird dadurch an der Tatsache nichts geändert, daß die Rassen durch klimatische Einflüsse entstanden sind. Huldigt man der idealistischen Hypothese, die noch nicht sofort die christliche zu sein braucht, so nimmt man an, daß, wie bei der Entstehung der Pflanzen- und Tierarten, die mechanischen Einflüsse der Umwelt nicht hingereicht haben, diese Differenzierung zustande zu bringen, daß vielmehr von Gott oder dem Unbewußten oder der Weltseele oder der absoluten Idee ein Antrieb dazu ausgehn mußte. Nun wird man sich doch diesen Antrieb heutzutage nicht gern als ein momentan wirkendes Schöpfungswunder vorstellen, sondern lieber annehmen, der Demiurg habe die Einflüsse, die sonst für sich allein kleinere Änderungen hervorbringen, so geleitet, daß eine ungewöhnlich starke Abweichung herauskam, und habe dann, nachdem diese fertig war, den Art oder Rasse bildenden Motor wieder außer Tätigkeit gesetzt. Der Idealist wird dabei vielleicht, wie es der Christ tatsächlich tut, nicht den Schwarzen sich zum Weißen „emporentwickeln", sondern den Weißen zum Schwarzen degenerieren lassen. Ohne eine solche Annahme bleibt doch zur Erklärung der Entstehung der Menschenrassen nur das Wunder sans phrase übrig, für das unsre Rassentheoretiker, die viel auf strenge Wissenschaft halten, sonst nicht

schwärmen. Daß bei den Völkern niederer Rassen weder die höhere Kultur überhaupt, noch eine einzelne Erscheinung dieser höhern Kultur entstehn kann, daß z. B. unter den Botokuden oder den Buschmännern kein Raffael denkbar ist, habe ich unzähligemale gesagt. Wenn ein Nachkomme eines Negers Kulturmensch in unserm Sinne wird, so ist dieser Nachkomme eben kein Neger mehr, sondern etwas andres als sein Ahn. In einer Anmerkung auf Seite 138 schreibt Friedrich: „Jentsch leugnet jede Beziehung zwischen Germanentum und Protestantismus, überzeugt aber ganz und gar nicht." Die Polemik gegen Ammon, die hier gemeint ist, richtet sich nicht gegen die innere Verwandtschaft des Germanentums mit dem Protestantismus, sondern gegen die Verkoppelung des Protestantismus mit der Langschädligkeit. Die zuerst genannte Beziehung betone ich sogar bei andern Gelegenheiten so stark, daß ich die Wiedervereinigung der Konfessionen für unmöglich halte, weil ich eben die Trennung auf den Rassenunterschied zurückführe; wobei ich freilich wiederum die geographischen Unterschiede sehr stark betone und den Unterschied nicht im Gewissen suche. Der Ansicht bin ich nicht, daß die Katholiken kein Gewissen oder ein schwächeres Gewissen hätten. Wenn Ketteler den Papst fußfällig beschwört, die Unfehlbarkeit nicht zu proklamieren, dann aber sich löblich unterwirft, so hat ihn zu beiden Handlungen sein Gewissen getrieben. Das erstemal trieb es ihn, seine Überzeugung von der Falschheit oder wenigstens der Inopportunität der geplanten Dogmatisierung kundzugeben, das zweitemal sagte er sich: ich bin nicht berechtigt, durch Geltendmachung meiner persönlichen Überzeugung die Einheit der Kirche zu gefährden, die nach meinem Glauben das höchste Gut der katholischen Christenheit ist. Ähnlich unterwerfen die Mitglieder der politischen Parteien sehr oft ihre Privatansicht der Parteidisziplin. Der erwähnte Glaube, daß die Einheit der Kirche ein sehr hohes, wo nicht das höchste Gut sei, ist freilich der Entwicklung selbständiger Überzeugungen, wenigstens auf dem religiösen Gebiete, nicht günstig. Nur muß man sich nicht einbilden, nach Beseitigung dieses Hemmnisses seien alle Germanen selbständig denkende und urteilende Männer geworden. Wie rührend ist heute der Glaube des durchschnittlichen Staatsbürgers an die Unfehlbarkeit der Parteizeitung, des Parteiboß, in den angelsächsischen Ländern des Sektenhauptes, gar nicht zu reden von den Berliner Spiritisten und Gesundbetern, und von dem allgemeinen Glauben an Kurpfuscher und Geheimmittel.

Carl Jentsch





Volksbildung und Heimatkunde



Die Gesellschaft für Verbreitung der Volksbildung will in diesem Jahre ihre Hauptversammlung vom 28. bis 30. September in Hannover abhalten und als einzigen Gegenstand die Beziehungen der Volksbildung zur Heimatkunde behandeln. Es sind Einzelvorträge über die Heimatliteratur und die Volksbibliotheken, über niedersächsische Heimatliteratur, über heimatliche Stoffe für die Volksunterhaltungsabende, über rheinisches Leben auf rheinischen Volksunterhaltungsabenden sowie über die Pflege der Heimatgeschichte durch die Volksbildungsvereine in Aussicht genommen worden, und außerdem soll über die Naturschönheiten der Heimat, über Tiere und Pflanzen in der Heimat, über den heimatlichen Boden und über Naturbeobachtungen und Naturstudien in der Heimat, kurz über die Naturdenkmalpflege in den Volksbildungsvereinen gesprochen werden.

Die Tagesordnung ist also sehr reichhaltig und erschöpft alles, was über die Beziehungen der Volksbildung zur Heimatkunde gesagt werden kann. Man darf sich deshalb freuen, daß die Gesellschaft, deren Leiter der Prinz Heinrich Schönaich-Carolath ist, die mit einem Haushalt von 214050 Mark rechnet und unter anderm allein für Bibliothekbegründungen im letzten Jahre 13000 Mark, für öffentliche Vorträge 18000 Mark, für die Zeitschrift Volksbildung 14150 Mark, für Beschaffung von Lichtbildern 3000 Mark und für örtliche Bildungszwecke 22000 Mark ausgegeben hat, die Frage der Heimatkunde gründlich erörtern will. Wenn man unter Volksbildung die Erwerbung und Verbreitung von Kenntnissen allgemein wissenschaftlicher Art versteht, die den Schichten des Volkes zugeführt werden sollen, die in der Schule nur das notwendigste Wissen gelernt und im täglichen Berufsleben keine Zeit, Gelegenheit und Mittel zur eignen Weiterbildung haben, so liegt es nahe, daß diese an die Heimat anknüpft, die in bezug auf Natur, Kunst und Geschichte das bietet, was für diese Kreise des Volkes wissenswert ist, was am meisten fesselt und begeistert, am leichtesten zu erreichen und am schnellsten zu sehen ist. Die Schule lehrt jetzt zwar auch Heimatkunde, aber wegen der vielen andern Fächer kann diese doch nur nebenher betrieben werden, und den Kindern fehlt mehr oder weniger das richtige Verständnis dafür; es werden immer nur einzelne sein, die sich von diesem Stoffe angezogen fühlen und auch außerhalb der Schule damit befassen. Die Mehrzahl der Kinder kann sich bei der Heimatkunde nichts andres denken wie bei den sonstigen Fächern, und es ist ja im letzten Grunde ihr

gutes Recht, sich die Köpfe nicht übermäßig vollpfropfen zu lassen von Sachen, die für die Zukunft nur einen idealen Wert haben. Solche Werte zu wecken und zu pflegen ist die Aufgabe der Volksbildungsvereine, da die meisten Menschen der untern Volksschichten von ihrer täglichen Berufsarbeit so in Anspruch genommen werden, daß sie sich nicht auch noch geistig beschäftigen können, wenigstens nicht mit der Muße und dem Genuß, den die Gebildeten von geistiger Beschäftigung haben. Deshalb ist es empfehlenswert und zweckmäßig, die Heimatkunde in dem weitverzweigten Vereinsleben unsrer Tage weiter auszubauen, namentlich durch Schriften, Vorträge und Sammlungen.

Man kann immer wieder beobachten, daß die Landleute für ihr Dorf und dessen Geschichte ebenso großes Interesse haben wie die Bürger für ihre Stadtgeschichte. Wer jenen von ihren Fluren, den alten Flurnamen, den Ausgrabungen auf ihren Feldern oder auch von den einstigen Sitten, Festen und Gebräuchen erzählt, wer es versteht, ihnen über die großen Kriege der frühern Jahrhunderte mit Beziehung auf ihr Dorf zu berichten oder ihnen die alten Bauarten der Höfe vorzuführen, wird stets dankbare Zuhörer haben, die dann wohl auch nachher aus ihren eignen Beobachtungen erzählen und das Vernommene mit den gegenwärtigen Zuständen vergleichen. Und ebenso liegen die Verhältnisse in kleinern Städten, wenn man über die ehemaligen Innungseinrichtungen, über die kirchlichen und städtischen Verhältnisse, über die Kirchen und sonstigen ältern Bauwerke spricht. Oft genug sind die Leute ganz erstaunt über die Fülle von Altertümern und Sehenswürdigkeiten ihrer Vaterstadt, von denen sie bisher keine Ahnung gehabt haben. Nun liegt es freilich in der Natur der Sache, daß sich der Stoff mit der Zeit erschöpft, und man weiter greifen muß zu Vorträgen, die nur mittelbar mit der Heimat zusammenhängen. Dahin gehört, um nur ein Beispiel aus der Geschichte anzuführen, ein Vortrag über die Geschichte der Vertreibung der Salzburger im Jahre 1732. Diese armen Auswandrer sind damals durch Mitteldeutschland nach dem Norden, namentlich nach Ostpreußen gezogen, und fast in jedem Kirchenbuche finden sich Aufzeichnungen über die Durchzüge, über die Aufnahme und Bewirtung in den Ortschaften, die sie berührt haben. Diese Berichte können recht passend in den Vortrag hineingeflochten werden und machen einen tiefen Eindruck. Ein weiteres Thema ist der Heimatschutz und die Pflege der Naturdenkmäler, die gerade jetzt wieder die ihnen zukommende Beachtung finden. Die wenigsten Menschen kennen ihre heimische Flora, gehen jahrelang an seltnen Bäumen und Pflanzen vorüber, die sie niemals näher betrachtet haben. Wenn sie aber durch Vorträge erst einmal darauf hingewiesen werden, kommt auch der Sinn und das Verständnis dafür von selbst, falls überhaupt die Anregung auf einigermaßen fruchtbaren Boden fällt. Auch Vorträge über das Volkslied passen noch in den Rahmen der Heimatkunde hinein, denn mehr als je sind die alten Lieder wieder hervorgesucht worden und werden an den Vereinsabenden gesungen. Das Volkslied wird noch mehr geschätzt werden, wenn erst die neue, kürzlich

erschienene Bearbeitung der 610 Volkslieder noch bekannter geworden ist. Die Anregung des Kaisers zu diesem großen Werke wird sicherlich gute Früchte tragen.

Doch schließlich werden sich die Heimatstoffe erschöpfen, und dann erst sollte man mit Vorträgen allgemeinen Inhalts kommen. Seitdem sich in den großen Städten Institute gebildet haben, wie das Laubesche Institut Kosmos in Leipzig, ist an Vorträgen und Vortragenden kein Mangel. Richard Laube allein bietet in seiner Jubiläumsanzeige 1500 Vorträge aus allen Gebieten der Naturwissenschaften an und verfügt über 5000 Lichtbilder. Er hat in den letzten zehn Jahren diese 1500 Vorträge mit Lichtbildern gehalten und ist bestrebt, neue Vorträge auszuarbeiten. Gegen diese Art Volksbildung ist gewiß nichts zu sagen; die Kleinstädter erhalten dadurch Gelegenheit, ihren Bildungskreis zu erweitern und Land und Leute fremder Gegenden und Erdteile anschaulich kennen zu lernen und tiefere Blicke in die Werkstätten der Wissenschaft zu tun. Bei alledem aber hat diese Vortragsart etwas gewerbsmäßiges an sich; man geht gewissermaßen mit der Wissenschaft hausieren und hinterläßt doch meist nur flüchtige Eindrücke bei den Zuhörern, die sich bestenfalls ein paar Stunden ganz nett mit den Lichtbildern unterhalten haben. Wenn vollends die Vereinsvorstände der kleinern Städte Anerbietungen im echten Kaufmannsdeutsch bekommen: Offeriere Ihnen Herrn Hauptmann N. N. zu einem Vortrage über . . . zum Preise von . . . — so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es dem Vortragenden ebenso sehr auf das Honorar wie auf die Hebung der Volksbildung ankommt. Um solche Vorträge zu hören, müssen die Vereine immerhin siebzig bis hundert Mark und mehr anwenden. In manchen Beziehungen mögen die Vorträge recht wirksam sein, wenn zum Beispiel über unsre Kolonien oder über die Flotte oder die Ostmarkenverhältnisse gesprochen wird, aber größer ist der Erfolg, wenn Männer der engern oder weitern Heimat, die bekannt sind, Vorträge über heimatliche Stoffe halten und aus ihren eignen Studien, Wanderungen und Anschauungen Mitteilungen machen.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei der Begründung von kleinern Volksbibliotheken, um die sich die Gesellschaft für Volksbildung große Verdienste erworben hat. Auch hier sollte man zunächst auf die Zusammenstellung der Heimatliteratur bedacht sein und solche schaffen, wo sie noch nicht vorhanden sind. Bücher, wie die herrlichen, den Grenzbotenlesern bekannten Kursächsischen Streifzüge von Otto Eduard Schmidt, sollten für alle deutschen Landschaften geschrieben werden. Es ist freilich nicht jedermanns Sache, solche Wanderungen in derselben anziehenden, poetischen und doch gründlichen und wissenschaftlichen Weise, wie es Schmidt versteht, zu schildern; aber gerade an dem Schmidtschen Stoffe kann man ersehen, was aus Gegenden zu machen ist, die weder landschaftlich noch geschichtlich besonders hervortreten, vielmehr allgemein recht unbekannt und unbeachtet waren. Es sind Musterleistungen, wie ehedem die Fontaneschen Wanderungen in der Provinz Brandenburg, und in bescheidnerem Maße lassen

sie sich wohl in allen deutschen Landschaften durchführen, wenn auch nicht immer ein Fontane, Schmidt oder Trinius, der Thüringer Wandersmann, die Feder führt. Unter allen Umständen werden solche Wanderbücher mehr gelesen als die trocknen Chroniken der kleinen Städte, wenn sie ohne innern Zusammenhang die geschichtlichen Tatsachen lose aneinanderreihen und mit Jahreszahlen und Statistiken überladen sind, ohne die landschaftlichen und naturwissenschaftlichen Eigentümlichkeiten der Umgegend zu berücksichtigen. Daß die besondern Werke über die heimische Flora und andre Gebiete in die Volksbibliotheken gehören, braucht nicht weiter betont zu werden; erfahrungsmäßig gibt es auch unter den Laien oft genug Leute, die für dieses oder jenes Sonderfach eine Vorliebe haben und mit Erfolg Studien treiben. Ich kenne einen Tischlermeister in Sangerhausen, der die lateinischen und deutschen Namen sämtlicher Pflanzen in der Umgebung der Stadt und der Vorharzberge kennt und die Standorte seltener Orchideen weiß, der außerdem eine reichhaltige Sammlung von allerlei Merkwürdigkeiten besitzt, die aus der Urväter Hausrat stammen.

Hiermit ist das dritte Volksbildungsmittel berührt, über das in neuerer Zeit soviel geschrieben und gestritten worden ist: die Museen und Sammlungen in kleinen Städten. Es gibt Leute, die alles in großen staatlichen Sammlungen aufhäufen wollen und der Ansicht sind, daß ein Studium solcher Sachen nur möglich und fruchtbringend sei, wenn sie vollständig und lückenlos in einem Zentralmuseum zu finden sind. Diese Anschauung hat gewiß für manche Gegenstände, wie vorgeschichtliche Funde, ihre Berechtigung, wenigstens insoweit es sich um selten vorkommende Wertgegenstände handelt, die der reinen vorgeschichtlichen Wissenschaft dienen und nur durch Vergleichung zu wissenschaftlichen Ergebnissen führen; aber neben diesen Gegenständen gibt es sehr viele, die in ihrer Umgebung, wo sie gefunden worden sind, bleiben müssen und dort allein ihren Zweck erfüllen. Man denke nur an Spinnräder, die der heutigen Jugend fast unbekannt sind, an Hausgeräte aller Art, die außer Gebrauch gekommen sind, an Trachten und Handwerkszeuge früherer Zeiten. Das aufblühende Kunsthandwerk findet reiche Gelegenheit, an alte Formen anzuknüpfen, die geschmackvoller sind als die neue Fabrikware und den Vorzug der Eigenart haben. Für alle diese Gegenstände sind städtische Sammlungen am Platze, die zeitweilig zugänglich sind und in derselben Weise verwaltet werden müssen wie die Büchereien und öffentlichen Lesehallen, die einen beachtenswerten Aufschwung nehmen und dafür zeugen, daß in der Bevölkerung der Drang nach Bildung vorhanden ist. Einstweilen gehen die großen Provinzialstädte und die Mittelstädte mit gutem Beispiel in der Begründung von städtischen Sammlungen voran; für die kleinern Städte fällt der Geldpunkt noch zu sehr ins Gewicht, und es sind zu viel nötigere Bedürfnisse materieller Art zu befriedigen, ehe an solche Aufgaben gedacht werden kann. Aber die Keime für die Sammlungen sind schon vielfach auch da zu spüren, einige bescheidne Räume im Rathause

oder in einer Schule sollten überall zur Verfügung stehn. Wer die einschlagenden Berichte verfolgt, wird mit Genugtuung festgestellt haben, daß in Thüringen und im Königreich Sachsen fast jede kleine Stadt ihre Sammlung hat, und daß in den letzten Jahren sogar schon einige Dörfer angefangen haben, den Hausrat der Vorfahren zu beachten und in der Schule oder einem sonstigen passenden Raum aufzubewahren. Es ist zu wünschen, daß die Versammlung in Hannover die Frage der Heimatkunde und Volksbildung einen Schritt vorwärts bringt.

R. Krieg

Sevilla

Reiseerinnerungen von Martin Andersen Nexö in Espergaerde, Dänemark



Größere Städte haben zumeist irgend etwas an sich, das die Erinnerung an sie unabweisbar begleitet und jedem noch so geringen Andenken Farbe und Stimmung, vielleicht mitunter auch einen leise abstoßenden Beigeschmack verleiht. Es kann dies das Bier sein, wie es klebrig und malzduftend in Münchens Rinnsteinen fließt, oder das durchdringende Gebrüll menschlicher Stimmen, das Tag und Nacht Neapel durchdröhnt. In Rom ist es das leise Wassergemurmel hinter allen Mauern, und wer kann im Geiste Venedig vor sich sehen, ohne daß der Campanile das Tragende an dem Bilde wird? Über jeder Erinnerung, sogar der allerblässesten, ragt er empor, auch wenn man ihn mit eignen Augen in Trümmern liegen gesehen hat.

Es liegt etwas Ansprechendes darin, daß ein Turm eine ganze Stadt trägt, wie ein Aufgesang über ihren Hunderttausenden steht und selbst dann noch steht, nachdem er gefallen ist. Und alle Städte haben ja Türme, die eine solche Stelle einnehmen könnten. Aber nicht alle offenbaren trotz ihrer architektonischen Schönheit in ihren Steinblöcken Leben und Sinn, nicht alle begegnen einem aus der Ferne schon als der kluge, weitschauende Blick ihrer Stadt, bilden den hohen Hintergrund für jeden Platz, jedes kleinste Gäßchen.

Sevilla hat La Giralda!

Sechs Meilen hinaus ins flache Land, das die Stadt umgibt, ist La Giralda zu sehen, und die Bauern, die da draußen in der blutroten Erde ackern, weisen hin und sagen mit leuchtenden Augen: „Seht, dort liegt Sevilla!“ Der Turm spielt im Sonnenlicht mit seinen farbenprächtigen Azulejosfliesen, und unter ihm, hinter dem Horizont versteckt, liegt die Stadt und feiert. Und eines Tages, wenn sie Geld genug gesammelt hat, dann — hallo, es lebe die Freude! es lebe das frohe Sevilla!

Durch den schmalen Lauf des Guadalquivirs winden sich skandinavische, deutsche und englische Dampfschiffe, kriechen mit dem Flußwasser über die Sand-

bänke und zwängen sich zwischen flachen fetten Wiesen durch. Auf diesen Wiesen weidete einst Geryon seine göttlichen Herden, aber er mußte sie nach Verlauf weniger Tage in die himmlischen Gefilde hinaufbefördern, weil sie bei längerm Verweilen hienieden vor Fett zu bersten drohten. Nun sind diese Wiesen Eigentum der großen Viehzüchtereien, die Spaniens zahlreiche Arenen versorgen; und auf ihnen grasen Tausende wilder Stiere mit mächtigen Hörnern. Alle Reisenden gehn hier in weitem Bogen herum, und die einzige Kenntnis, die die Stiere von den Menschen haben, besteht darin, daß dann und wann ein Reiter mit langer spitzer Lanze mitten zwischen sie hineinfährt, um ihren Blutdurst zu erproben. Er jagt ebenso rasch fort, wie er gekommen ist, und die Tiere stoßen in ohnmächtigem Zorn die Hörner in den Wiesengrund. Und so oft ein Schiff passiert, laufen sie zum Ufer hinunter und stehn und brüllen ihm herausfordernd nach. Die lachlustigen Seeleute finden gegen ihre Gewohnheit hierin keinen Anlaß zur Heiterkeit. Sie gehn jeder abseits, überzählen in Gedanken ihre Löhnung und spähen hinein nach La Giralda und nach der fröhlichen Stadt.

Und die Tausende von Ausländern, die im April von allen Enden der Welt zuströmen, um La Feria, den Ostermarkt, und die großen Auferstehungsfeste zu sehn, die als die vornehmsten Stiergefechte der Welt gelten, sie beugen sich weit aus dem Coupéfenster hinaus und ergehn sich in begeisterten Ausrufen, wenn sie die leuchtende Spitze des Turmes in der Ferne unterscheiden. La Giralda ist 350 Fuß hoch. Ein strahlender Leuchtturm der Freude, winkt er weit hinaus, den Reisenden zur Botschaft: an seinem Fuße liege eine Klippe, an der zu stranden herrlich sei. La Giralda bedeutet die Windfahne, der Wetterhahn; und zuoberst auf dem Turme steht eine Bronzefigur — ein Weib. Es ist vierzehn Fuß hoch, wiegt etwa dreitausend Pfund und stellt den Glauben vor — und es dreht sich bei dem leisesten Winde.

Welch ein Symbol der Stadt da unten!

Sevilla hat eine glänzende Geschichte, die — wie fast die aller südeuropäischen Städte — weit in das Altertum zurückreicht.

Soweit wir zurückschauen können, glitzert die Stadt in Sonnenfreude, stets festlich gekleidet, stets feiernd und gefeiert, unter dem Schutze des mächtigen Sonnengottes und der schönen Liebesgöttin. Jedes Jahr, wenn die Sonne am höchsten auf ihrer Bahn stand, wurde das Bild der Liebesgöttin von den vornehmsten Schönheiten im Triumph durch die Stadt getragen. Die jungen Mädchen, die ihr nicht rückhaltlos opferten, wurden zum Tode verurteilt, aber die Sage kennt durch all die Zeiten nur zwei solche Widerspenstige, die Schwestern Justa und Rufina. Das fröhliche Volk machte hinterher die beiden keuschen Schwestern zu Heiligen; und noch heutigentags sind sie Sevillas Schutzpatroninnen und werden mit jener kalten Ehrfurcht verehrt, die die Menschen dem Unerreichbaren weihen. Nun hat die Mutter Gottes zu all ihren übrigen Obliegenheiten auch die des Sonnengottes übernommen, und von allen ihren etwa dreißig Verkörperungen steht dem Herzen des Sevillaners keine näher als

La Virgen de la Aurora, die Madonna der Morgenröte. Er geht ungern zu Bett, ehe ihre Messe den Tagesanbruch eingeläutet hat.

Von seiner römischen Periode her bewahrt Sevilla nur wenig Gedenkzeichen: einige Reste von Stadtmauern und Bädern, eine Wasserleitung, die wieder in Verwendung gekommen ist, alte Münzen, die sich, wie überall, wo die Römer gewohnt haben, mit vollen Händen in jeder Pflugfurche sammeln lassen. Dann das herrliche Amphitheater Italica, eine echt italienische Ruine mit verstreuten mächtigen Marmorblöcken, zitterndem Venushaar in den unterirdischen Räumen und behenden Eidechsen in jeder Mauerspalte. Die Feststimmung von damals aber ist geblieben, jener ewige Frohsinn, der die Stadt zu einem so hinreißenden Aufenthalt für Roms verwöhnte Sommerausflügler machte.

Und diese Freude starb während der beiden nächsten Perioden, in denen die Stadt den Vandalen und sodann den Goten als Hoflager diente, keines Hungertodes.

Mit der Herrschaft der Mauren aber begann eine neue Zeit für Andalusien, in der Ackerbau und Industrie, Kunst und Wissenschaft aufblühten. Man durchzog das Ackerland mit einem Bewässerungsnetze, so fein und wirksam wie das Adernetz im menschlichen Körper, man öffnete die Berge und entnahm ihnen ihre kostbaren Steinsorten und Metalle, Seidenzucht wurde betrieben, vorzügliche Universitäten wurden errichtet, und die üppige Phantasie des Morgenländers schoß in wundervollen Märchenschlössern aus dem Boden: Alhambra, Alcazar, die Moscheen in Cordova und Sevilla.

Und in einem plötzlichen Anfall von Fleiß hub auch das fröhliche Sevilla an zu arbeiten, in Gold und Spitzen und Seide; die Seidenindustrie allein soll hundertfünfzigtausend Menschen beschäftigt haben. Vom Guadalquivir strömten die Handelsschiffe hinaus und brachten dem dunkeln Europa Botschaft von dem Lichtlande Andalusien, wo Fleiß, Aufklärung und Freisinn herrschten; wo Juden, Christen und Mauren Seite an Seite in bestem Einverständnis lebten. Aber die Herrschaft der Mauren schwand aus Europa, spurlos wie ein schöner Traum schwinden kann. Und Sevilla schüttelte seinen Fleiß von sich ab wie ein Alpdrücken, streifte behend die Einwirkung von sechseinhalb Jahrhunderten von sich ab und begann wiederum Feste zu feiern.

Noch steht Alcazar, La Giralda und ein Teil der maurischen Mauern, die damals die Stadt umgaben. Die Straßen sind morgenländisch eng mit ihrer dem Gang der Sonne entgegenlaufenden Hauptrichtung; die Häuser sind weiß gekalkt, geschlossen und haben kühle Höfe, die sich nach oben zu verengen, um die Sonne auszuschließen.

Der Sevillaner selbst aber erinnert in nichts an den Mauren, weder an den tätigen, hochkultivierten des Mittelalters noch an seinen jetzt lebenden unfähigen Nachkommen, der mit gekreuzten Beinen in den marokkanischen Rinnsteinen sitzt und versonnen vor sich hinstarrt.

Es sei denn, daß die Frauen der höhern Gesellschaftsstufen in ihrem Hang daheimzusitzen, in vage Stimmungen zu versinken und Fett anzusetzen, einen Haremszug bewahrt hätten. Die ganze Woche kann verstreichen, ohne daß man eine einzige bessergestellte Sevillanerin auf der Straße trifft, und die Stadt scheint einem zuletzt, trotz ihres Rufes schöner Frauen, eine der schönheitsverlassensten auf Erden. Sonntag Nachmittags dagegen öffnet die Schönheit all ihre Schleusen, und jedes Herrschaftstor wird zu einem kleinen Born üppiger weiblicher Reize. Um fünf Uhr wimmelt die Promenade längs des Guadalquivir von eleganten Glaskutschen auf Gummirädern, und in jeder Kutsche ruht eine üppige Sevillanerin, großäugig und wuchtig, in Seide und Spitzen gehüllt — eine tüchtig geschnürte Haremsschönheit.

Diese etwas fetten aber übrigens stilvollen Schönen sind dieselben, die die sechs andern Tage der Woche von früh bis abend daheim herumsitzen, ungekämmt und in einer kattunenen Nachtjacke, und deren einziger Ausflug von der Wohnstube auf den Balkon geht. Die sonntägliche Exkursion erinnert an die wöchentlichen des Serails, nur daß hier das Volk nicht mehr verjagt wird, sondern vollzählig in allen Abstufungen zur Stelle ist. Sevillas Promenade ist vielleicht die einzige der Welt, die für alle Klassen da ist; hier promeniert Pracht und Einfachheit und Armut so natürlich Seite an Seite, als hätten sie einander ein Stelldichein gegeben. Hier sind wandernde Lumpenbündel so stolz, als verbärgen sie einen spanischen Granden. Sie schleudern der vornehmsten Schönen in dreisten Ausdrücken ihre Bewunderung ins Gesicht, die keineswegs übel aufgenommen wird; und sie saugen den Glanz des Reichtums mit einer Unverstelltheit in sich ein, die noch nichts von Proletarierhaß kennt. Aber sie kriechen vor ihm nicht im Staub, er hat keine Macht über sie. Vielleicht ist dies die Ursache, weshalb sie ihn nicht hassen.

Der Sevillaner ist unfähig, aber nur dem Nützlichen gegenüber. Er hat einen weitoffnen Sinn für alles, was ablenken und zerstreuen kann, und der Menschenstrom auf Straßen und Plätzen erzeugt den doppelten Eindruck von lässigem Müßiggang und rastlosem Jagen. Tausende von Fremden kommen jährlich nach Sevilla, aber dennoch kann sich die Stadt das billige Vergnügen nicht versagen, jeden Neuen auszulachen. Sie bilden Spalier, wo der Ausländer geht, Reiche so gut wie Arme, rufen einander unschuldige Witze zu, schleudern ihm englische und deutsche Brocken nach, puffen sich wohl auch hinter seinem Rücken und unterhalten sich königlich. Niemand ist zu gering und selten einer zu vornehm, um nicht an dem Amüsement teilzunehmen. Wendet man sich mit einer Frage an einen, so antwortet er höflich — sofern er es vor Lachen kann — und ist im nächsten Augenblick der interessante Mittelpunkt von hundert Wißbegierigen.

Geht man in einen Laden, so füllt er sich mit Neugierigen, und die, die keinen Platz darin finden, stehen scharenweise draußen auf der Straße. Der Geschäftsmann — wenn man einem sevillanischen Handelsbeflissenen diesen

Namen geben kann — fängt sogleich an, im Interesse der Zuschauer seine Informationen einzuziehen: über Nationalität, Vermögensverhältnisse und Reisezweck, und erst nach wiederholten Mahnungen wird man bedient. „Das erinnert ja fast an einen Haufen Wilder“, sagte ich einmal unter diesen Umständen zu einem Buchhändler und wies auf die Menge. „Somos así — so sind wir nun einmal“, antwortete er etwas spitzig. Er fand meine Kritik übel angebracht.

Und was soll auch hier die Kritik? Sie drängen sich ja nicht, um den Fremden zu ärgern, sondern um sich selbst zu unterhalten. Er war ja bloß der kleine Zündstoff, an dem die Freude fing; sie begreifen nicht, wie ihn das verdrießen kann, da ja in ihrem eignen Kreis niemand fröhlicher dreinsieht, als der, der die Zielscheibe der allgemeinen Lustigkeit ist.

Und er mag auch getrost wegbleiben. Mit dem Lachen hat es keine Not, solange man über ein Nichts lachen kann, und das kann der Sevillaner. Der Humor bricht aus ihm hervor, selbst wenn er allein auf der Straße geht, als Lächeln, als klingendes Gelächter, als zwei, drei Tanzschritte.

Viele Variétés in einer Stadt sind ein Zeichen von Melancholikern. Sevillas nahezu zweihunderttausend Einwohner haben keines, brauchen keines; ihr Humor ist so leicht entzündbar, daß er von selbst fängt. Eine Selbsteinkehr kennen sie nicht; die kleinen Torheiten — wie Anwandlungen von Fleiß, bürgerlicher Tugend oder Fortschrittsbestrebungen, zu denen man sich im Laufe des Jahres etwa verleiten ließ — werden abgespült in dem befreienden Lachen über ein modernes Verantwortlichkeitsdrama. Ibsen und Björnson wirken hier einfach als Komiker, die mit trefflich durchgeführtem Ernst mit der nordeuropäischen Kopfhängerei ihren Spott treiben.

Sevilla ist das Heim der Stiere, der Stierfechter und der Stiergefechte; die Stadt des Tanzes, der Fächer und der Kastagnetten. Hier kann man sich eines späten Abends durch enge Gassen winden, gelockt von der lustigsten Musik, und nicht in einer Tanzkneipe, sondern in einer Kirche landen, wo der Priester vor dem Altar steht und die Messe hält, unterstützt von einem feierlichen Männerchor. Und so oft der Chor ein paar Strophen in sein düsteres Miserere hineingeraten ist, sprudeln Kastagnetten, Tamburin, Becken und Triangel in einem so verführerisch wilden Tanz dazwischen, daß die Andacht weichen muß und alle frommen Madonnenaugen Funken sprühen. Bis daß wiederum die Andacht mit Hilfe der düsteren Strophen von der heiligen Stätte Besitz ergreift und abermals weichen muß. Es ist wie ein abwechselndes Überrieseln von Fleisch und Geist.

Lange hatten wir nach einer Gelegenheit gespäht, sizilianischen Tanz zu sehen; endlich kam sie — in der Kathedrale selbst. Dort sahen wir eine ganze Woche hindurch jeden Abend zehn Knaben vor dem Hochaltar tanzen, zum Preise der unbefleckten Empfängnis. Sie waren in Pagenkostüme aus dem siebzehnten Jahrhundert gekleidet und sangen und schlugen Kastagnetten zum Tanz. Schön war es, und es ist begreiflich, daß das tanzliebende Sevilla an

diesem einzigstehenden Kirchenfest Los Seises festhält, das keine andre Kirche in der katholischen Christenheit abzuhalten Erlaubnis hat, und das mehrere Päpste vergebens abzuschaffen versuchten.

Denn dem fröhlichen Sevillaner ist nur eines heilig: die Freude selbst. Alles, was diese dämpfen will, reizt ihn zu Spott; die Frömmigkeit im eignen Gemüt füllt ihn mit blasphemischem Verlangen, das mit der Stärke seiner Gottesfurcht zu wachsen scheint. Nirgends in dem blasphemischen Andalusien vereint sich Gottesfurcht und Gottesverhöhnung so leicht und natürlich in derselben Person wie hier. Ich könnte dies mit zahlreichen Exempeln beleuchten, begnüge mich aber nur mit einem der anständigsten.

Während unsers Aufenthalts in Sevilla wohnten wir bei zwei ältern Damen, Schwestern, die sehr fromm waren und uns bei jedem Schritte der Obhut irgend eines Heiligen anbefahlen. Aber einen guten Humor hatten sie dennoch. Eines Tages rieten sie uns eindringlich, zu Zwecken unsers heutigen Vorhabens zuerst in die Kathedrale zu gehn und die Madonna der Könige, die diese Art Angelegenheiten unter sich habe, um ihre Gewogenheit anzuflehen, denn sie könne große Wunder verrichten. So habe einmal ein Priester ihr Kleid aufgehoben, um zu sehen, „woraus sie gemacht sei; und sie schlug ihn mit Blindheit. Denn sie war ja nur aus Holz“, fügten sie erklärend hinzu und lachten.

Es war Sevilla, das auf den Gedanken verfiel, ein eingezognes Kapuzinerkloster entferne sich gar nicht von seiner Idee, wenn man eine Aktien-Schweinezüchterei dort errichte. Der Sprung scheint auch nicht groß zu sein, man riecht den Kapuziner auf größere Entfernung als ein Schwein, und mit Rücksicht auf die Farbe sind sie so ziemlich gleich. Außerdem war es jedenfalls — was der Seltenheit wegen hervorgehoben werden muß — ein ökonomischer Fortschritt. Und jeden Sonntag wandert nun der Sevillaner hinaus und betrachtet die Hunderte von Schweinen, die sich nun in Zellen und Klostergängen tummeln, und deren Schinken, in Wein gelegt und in Kräutern geräuchert, das Pfund einen Dollar kostet.

Als der germanische Gebrauch, auf den Friedhof zu gehn und seine Toten zu besuchen, vor einigen Jahren auch Sevilla erreichte, faßte man ihn ganz einfach als Belustigung auf, und alle ehrbaren Familien, ob sie nun draußen Tote hatten oder nicht, packten Sonntags Speisen und Wein in ihren Korb und wanderten auf den Kirchhof hinaus, wo sie — so weit als möglich von dem Grabe ihrer Lieben — ein kleines Freudenfest feierten. Später verbot es jedoch die hohe Obrigkeit, und seitdem gehn die Leute wieder weit um den Kirchhof herum.

Sevilla hat trotz seines herrlichen Klimas den höchsten Sterblichkeitsprozentsatz aller spanischen Großstädte. Aber wo andre Städte dieser Fatalität mit Kloakensystem und andern sanitären Vorkehrungen begegnen würden, da setzt Sevilla ihr bloß ihre unverwüstliche Lebensfreude entgegen; die Stadt hat auch

die höchste Geburtsziffer und weiß nichts von Selbstmord. Aber diese drei Dinge sind nach Aussage der Nationalökonomen ein untrügliches Zeichen des Rückschritts in der Kultur. Wenig Todesfälle, wenig Geburten und viele Selbstmorde, dann erst wird Sevilla der europäischen Kultur teilhaftig sein.

Am höchsten steht die Stadt auch in der Anzahl der Unehelichgebornen, 17,4 Prozent gegen Barcelona 2,6. Das deutet auf verderbte Sitten, sagen die Priester. Nur nicht Sevillas eigne Priester; sie behaupten energisch, die Stadt sei die erste Spaniens. Sind die Frauen etwa nicht die anerkannt schönsten des Landes? Hat die Stadt nicht eine Domkirche, die an machtvoller Pracht mit den ersten Kirchen der Welt wetteifert und von manchen Sachkundigen sogar über die Peterskirche in Rom gestellt wird? Gibt es eine Bevölkerung, die so vertrauensvoll wie die sevillanische das Himmlische ganz und gar in die Hand der Priester legt? Oder eine, die ehrlicher die Kirchenfeiertage hält? Und das alles ist wahr. Sevilla hat dreißig Feiertage im Jahre, und die übrigen sind nicht allzusehr Arbeitstage. Dennoch reichen sie nicht hin, der Freude Ausdruck zu geben, und die ganze Nacht widerhallen die Straßen von Gesang und Geklimper und heißblütigen Rufen.

Die Nacht in Sevilla ist aber auch unbeschreiblich schön.



Einquartierung

Von Georg Stellanus

(Fortsetzung)

Die Bauersfrau hatte ihren Mann geweckt. Siech nur emal runger in'n Hof, sagte sie, wenn nur nich gar etwan eens von den Kälbern ins Jauchenloch geschterzt is: se schtiehn alle mit brennenden Laternen drum rum.

Das Ding sah in der Tat bedenklich aus. Es gibt zwar auf so einem Bauerngute bis in die frühen Morgenstunden immer ein gewisses hin und her, aber ein hin und her, bei dem Laternen grundsätzlich vermieden werden, und um das sich ein Bauer, der in gewissen Punkten fünf gerade sein läßt, grundsätzlich nicht kümmert: wenn aber die Knechte mit Laternen hin und her laufen, ist es eine andre Sache. Da ist etwas los, wonach man sehen muß, um sich vor weiterm Schaden zu bewahren und bei rechter Zeit Abhilfe zu schaffen.

Der Bauer hatte sich kaum Zeit genommen, mit den Beinen in eine Hose, mit den Füßen in ein Paar Pantoffeln zu fahren und war hinunter in den Hof geeilt. Sie umstanden die Grube mit Laternen, schrien und gestikulierten wild durcheinander, und in dem dunkeln Element der geöffneten Grube schürfte der Großknecht mit einer langstieligen Schöpfkelle herum, einem unheimlichen Suppenlöffel, der im Nu alle achtzehnhundertundsechzig Zimmer des Eskorials samt dessen

zweiundzwanzig Höfen mit seinem Duft zu sättigen vermocht hätte. Der dicke Soldat, den Karl mit nach der Bahn genommen hatte, war, so erfuhr der Bauer, des Lebens überdrüssig gewesen und hatte in der an sich nicht gerade einladenden Flüssigkeit ein vorzeitiges Ende und Vergessenheit seiner Leiden gesucht. Sie hattens ihm gleich angemerkt, daß er das Leben satt hatte, denn es war mit ihm nichts zu reden gewesen, und er hatte alles stillschweigend über sich ergehn lassen wie einer, dem im Vorgefühl seines nahen Endes alles gleich ist. Daß er zu Mittag und zu Abend trotz seines Lebensüberdrusses für zweie gegessen und getrunken hatte, schien keiner von ihnen bemerkt zu haben: der dicke Soldat war eben ihrer Überzeugung nach lebensmüde gewesen, und daß er mit Karl nach der Station nur gefahren war, um sich von einem Zuge überfahren zu lassen, war sehr wahrscheinlich. Der Großknecht fischte vergebens. August, das kleine Vorwerk, hatte sich auch eingefunden und mit ihm Peterle, das zottige Hundeungetüm, das der Grube keine Beachtung schenkte und Augusts Aufmerksamkeit vielmehr auf eine dunkle Fährte zu lenken bemüht war, die, ihre Herkunft durch ihren Duft verratend, quer über den Hof weg nach einem nicht, wie es die Hofordnung wollte, geschlossenen, sondern trotz der späten Stunde offnen Gattertor zu führen schien. Peterles Vorschlag fand Anklang. Sämtliche Laternen, Nasen und Urteile stimmten dahin überein, daß der dicke Soldat von seinem verzweifelten Entschluß, seinem jungen Leben in der Jauchengrube ein Ende zu machen, zurückgekommen sein müsse und sich, nachdem er wieder herausgeklettert, in weiterer selbstmörderischer Absicht nach der Schwemme begeben haben werde, einem kleinen Teiche, zu dem man durch das ebenerwähnte Gattertor gelangte, und der außer zum Schwemmen der Pferde auch zum Waschen der Wagen diente. Zu diesem Zwecke befand sich von alters her an der nach dem Hofe zu gelegnen Seite eine gepflasterte Rampe, auf der die Wagen ins Wasser geschoben wurden, und obgleich weiter hin auch Erwachsene keinen Grund mehr hatten, so diente doch das vom Ufer aus in sanfter Senkung aus dem seichten allmählich ins tiefere führende Pflaster den Kindern als Bade-, den Mägden als Waschplatz. Inzwischen hatten sich auch diese und auch Robert eingefunden. Wenn man einander im Eifer des Suchens auch ab und zu gehörig mit der Laterne gegen den Schädel stieß, so tat das der unter dem jungen Volke herrschenden Kirmesstimmung keinen Eintrag: man würde kaum geglaubt haben, daß Christenmenschen mit solchem Hallo und mit so ausgelassener Fröhlichkeit nach einem Ertrunknen suchen könnten. Freilich fanden sie auch keinen, denn der dicke Soldat schien sich abermals eines bessern besonnen und kehrt gemacht zu haben, als ihm das Wasser an der Kehle stand. Eine mit Hilfe von Peterle sehr bald ermittelte Spur führte zurück nach dem Hofe, und zwar in gerader Linie nach dem vor dem Quartiere der Soldaten behaglich plätschernden Röhrwasser, in dessen Trog zwar kein ertrunkner Soldat, wohl aber ein von den Miasmen der Grube noch immer nicht befreiter Kommißdrellanzug entdeckt wurde.

Als man nun in hellen Haufen in das Zimmer der Einquartierung stürmte, fand man da nicht, wie man erwartet hatte, Gottlieb den dicken Soldaten, sondern zu männiglichem Erstaunen in eine wollne Decke wie in eine Toga drapiert den Spatz, der sofort alle Schleusen seiner Beredsamkeit öffnete. Was war das für eine Art, das Jauchenloch über Nacht offen zu lassen, daß jeder, der keine Laterne bei sich hatte, hineinfallen mußte? Sollte er sich vielleicht bei denen, die es nicht der Mühe wert gefunden hatten, die paar Bohlen wieder an Ort und Stelle zu legen, auch noch dafür bedanken, daß er bei seinem Sturz nicht Hals und Beine gebrochen habe? Wie kam er dazu, für den Rest seiner Tage wie ein Wiedehopf

zu stinken? Gab es auf dem Hof keine Aufsicht? Für zehn Uhr Vormittags war eine Aufstellung in Drellsachen befohlen. Wie sollte er die seinigen bis dahin einweichen, waschen, brühen und wieder trocken kriegen? War es seine Schuld, wenn er wegen des Gestanks, den er verbreitete, Strafstalldienst aufgebrummt bekam? Der Schwall seiner Rede war so gewaltig, daß man allgemein einsah, es sei ihm Unrecht geschehen, und man dürfe ihn nicht im Stiche lassen. Statt ihn zu fragen, was er eigentlich bei nachtschlafender Zeit in einem Teile des Hofes gewollt habe, in dem er nichts zu suchen hatte, bemühte sich der Bauer gutmütigerweise, den anscheinend wirklich entrüsteten nach Möglichkeit zu beruhigen, und nachdem sich alle, die je mit der schrecklichen Grube in geschäftliche Berührung gekommen waren, hoch und teuer verschworen hatten, sie hätten sie nie aufgelassen, sondern immer so schnell wie möglich wieder zugemacht, was ja durchaus begreiflich war, erklärte sich eine der Mägde bereit, sofort den kleinen Waschkessel zu heizen und alle Hantierungen, die zur Reinigung, Desodorisierung, Trocknung und Manglung der mit dem Spatz in die Grube gefallnen Kleidungsstücke nötig waren, so rasch und so energisch vorzunehmen, daß er in ihnen bei der Aufstellung mit Ehren werde erscheinen können.

Aber der dicke Soldat, wo konnte der stecken? Weder der Gefreite, der sofort aufgestanden war, noch die beiden andern hatten ihn gesehen, seit er mit dem Milchkutscher zur Bahn gefahren war, und aus dem war nichts herauszubringen, denn er lag in unzurechnungsfähigem Zustande auf einem der Soldatenbetten und jammerte: nun sein bester Freund ihm in den Tod vorangegangen sei, habe auch er auf dieser Welt nichts mehr zu suchen. Er hatte, als er von der Station spät in der Nacht mit den von Bautzen zurückgesandten leeren Milchgefäßen hatte heimfahren wollen, Gottlieb nicht finden können und war ohne ihn, dafür aber in Begleitung eines ganz gehörigen Affen auf dem Vorwerk angekommen. Hier war er selbst über eine der herumliegenden Verschlußbohlen gefallen und hatte bei dieser Gelegenheit eine Husarenmütze aufgelesen, die Spatz verloren hatte, von der er sich aber einbildete, sie müsse Gottlieb gehören. Er hatte deshalb, in der Hoffnung, daß rasches Handeln noch Hilfe bringen könne, Lärm geschlagen. Die von ihm geweckten Knechte hatten seine Schreckensnachricht für bare Münze genommen, und wenn ihnen nicht Peterle mit seinem gesunden Hundeverstand zu Hilfe gekommen wäre, stünden sie vielleicht noch da und suchten. Daß Gottlieb nicht in der Grube und nicht im Teiche als trauriger Überrest eines einstigen Husaren herumschwamm, war ja nun klar, aber wo war er? Ebenso wie sich der Milchkutscher einen gekauft hatte, so konnte das auch Gottlieb, der ja in dessen Gesellschaft gewesen war, fertig gebracht haben. Und leicht konnte ihm in einem solchen Zustande, und da er mit der Örtlichkeit nicht vertraut war, etwas Ernstliches zugestoßen sein: in finsterer Nacht ist auf einer Eisenbahnstation ein Unglück so leicht geschehen. Wenn man der Sache auf den Grund gehn wollte — und das wollte der Bauer, denn es sollte nicht gesagt sein, er habe sich nicht, wie es sich gehöre, um seine Einquartierung gekümmert —, mußte man irgend welchen Anhalt aus dem Milchkutscher herauszubringen suchen. Von vier kräftigen Armen aufgenommen, lag er im nächsten Augenblick mit dem Kopfe unter der Dusche der Pumpe. Sobald sich infolge des belebenden Strahls seine Vorstellungen etwas geklärt hatten, und er wieder einigermaßen Atem holen und stehn konnte, schoß er los. Unweit der Station befand sich eine Giftbude: Zeidler hieß der Wirt. Die Milchkutscher, die Abends zu dem um neun Uhr in Bautzen eintreffenden Zuge die Milch von den Gütern brachten, mußten bis nach zehn warten, wenn sie die am Morgen voll abgesandten, am Abend leer zurückkommenden Gefäße mit nach Haus nehmen

wollten, natürlich verbrachten sie die dazwischen liegende anderthalb Stunde bei „Zeidlersch“, wo es außer Bier auch Schnaps gab, und wo ihnen in zahlreicher fideler Gesellschaft die Zeit nie lang wurde.

Mer waren doch bei Zeidlersch gegangen, ich un Gottlieb, so leitete der Milchkutscher seine Aussage ein. Des Wörtchens doch bediente er sich grundsätzlich, wenn er etwas berichtete, was entweder ungehörig war, oder wovon niemand außer ihm etwas wissen konnte. Es diente seiner Überzeugung nach dazu, jeden unbequemen oder vorwurfsvollen Einwand im Keime zu vernichten und gewisse Tatsachen, auf die er als entlastende Momente rechnete, als notorisch hinzustellen.

Ich tat en freihalten, weil doch mei Bruder ooch bei den Husaren gedient hat. Un was die andern waren, die taten uns ooch freihalten, weil se sich doch nich willten lumpen lassen. Wie mer den Zug kommen heerten, machten mer alle nan uf de Schtation, un wie ich meine fufzehn Kannen beisammen un ufgeladen hatte, sate ich ieber Gottlieben: Nu wollen mer heeme fahren. Ich dachte doch, er mißte hinter mir schtehn. Wie ich mich aber umsehn tate, weg war er. Ernst, sat ich ieber Lockes ihren, hast du meinen Soldaten nich gesehn? Nee, sate der, er war doch eben noch da, wie daß mer de Kannen sortieren taten. Nu ehm, sat ich und tate Kendlersch ihren frahn: aber der hatt 'n ooch nich gesehn un die andern ooch nich. Er werd e Schticke vorneweg gegangen sin, wenn de fix fährscht, holst 'n noch vorn Dorfe ein. Aber ich tat en nich einholen, und zwee Soldaten, denen ich im Dorfe mit ihren Mädels begegnete, die hatten 'n ooch nich gesehn.

Da kanns nischt helfn, sagte der Bauer, da missen mer anschpannen un nuf fahren un uf der Schtation fragen, ob s 'n da nich gesehn ham. Wenn nur da nich etwan was passiert is. Auf der Bahn konnten sie auch keine Auskunft geben. Die Morgendämmerung war inzwischen schon hereingebrochen, und zu des Bauern Beruhigung war auf der Bahnstrecke, soweit man sie übersehen konnte, alles klar und in Ordnung. Während man im Stationszimmer noch die Möglichkeiten, wie sich die Sache aufklären könne, besprach, wurde am Apparat angeläutet, und Bischofswerda meldete: Kollo schlafender Husar aus Güterwagen 2357 A ausgeladen. Wird mit Frühzug retourniert.

Das is Gottlieb, sagte der Milchkutscher durchdrungen, als ihnen der Stationsvorstand das Telegramm vorlas. Weil mer doch von den echten Königsberger getrunken hatten, wo 's Glas siem Fenge kost.

Der Bauer bat den Stationsvorstand, sich des Husaren bei dessen Eintreffen anzunehmen: wenn der Kutscher die Verladung der Frühmilch besorgt habe, könne er ihn dann gleich mit zurückbringen.

* * *

Die Sonne war klar und golden, eine echte Sonntagssonne, an dem wie ein Opal strahlenden Himmel aufgegangen. Auf einem Gehöfte wie dem Roten Vorwerk spürt man in den ersten Morgenstunden den allgemeinen Rast- und Ruhetag weit mehr als in der Stadt. Die Wagen, Eggen und Pflüge stehn, wie zu einer Besichtigung, in Reih und Glied, der Hof ist gekehrt, das Vieh, das es sehr wohl merkt, daß heute eine Stunde später aufgestanden wird, blökt hungrig und durstig in den Ställen, und die Pferde geben ihre Ungeduld durch Kettenrasseln und unruhiges Stampfen kund. Nur was mit dem Melken und mit dem Fortschaffen der Milch nach der Bahn zusammenhängt, will auch am Sonntag in der frühsten Stunde getan sein, aber sobald der Wagen mit den Kannen weg ist, tritt die Sonntagsruhe wieder in ihr behäbiges Recht.

Allmählich kam jedoch Leben in die Sache: der Bauer, die Knechte, die Mägde erschienen, die Bauersfrau ging über den Hof, um die Hühner herauszulassen, Suschen kam bald hinterher, um ihnen Futter zu streuen, August begleitete die drei Soldaten, die auch Gottliebs Braunen mitzuversorgen hatten, in den Stall, und als Gottlieb mit dem Milchwagen ankam, saß man schon beim Frühstück, bei dem es heute weniger eilig herging als in der Woche. Es war nicht viel aus ihm herauszubringen: er war zunächst in den Stall gegangen, um nach dem Braunen zu sehen und den über seine Abwesenheit zu beruhigen, und da er ihn versorgt und wohlaufgehoben gefunden hatte, war ihm nun mehr am Frühstücken als am Erzählen gelegen. Er hatte immer einen gesegneten Appetit, der sich auch heute trotz der genossenen vielen Königsberger nicht verleugnete. Er war nicht in den Güterwagen gestiegen, weil er ihn für ein Himmelbett angesehen hatte, wie dies Spatz zu glauben vorgab, sondern um sich nützlich zu machen und darin nach einer der Kannen des Roten Vorwerks zu suchen, die der Kutscher anfänglich nicht hatte finden können, weil sie ein andrer aufgeladen hatte. Als die Tür mit einemmale zugeschoben worden war, und er sich eingesperrt gefunden hatte, hatte er sich, wie das seine Art war, ruhig in sein Schicksal ergeben und schlafen gelegt: er war in Bischofswerda erst entdeckt worden, als man den Wagen irgendwo anders hatte einrangieren wollen und deshalb nachgesehen hatte, ob er leer sei.

Wie man es dem ganzen Hofe ansah, daß er aus alter Zeit stammte, so auch dem Garten. Der fette Boden, der Blumen und Sträucher in erstaunlicher Üppigkeit und Fülle hervorbrachte, war erst durch vieljährige Düngungen zu einem solchen Reichtum gelangt, und so wenig von einer künstlerischen Anlage die Rede sein konnte, da nur ein schmaler Weg in schnurgerader Richtung von der Eingangstür nach der Laube führte, so bot der Garten doch einen so gedeihlichen Anblick dar, und der ihn erfüllende Duft war so süß und gewürzig, daß dem, der ihn betrat, die besondre Schönheit, der besondre Reiz des altmodischen Bauern- und Pfarrgartens wieder recht gefangen nahm. Dem modernen Ästheten sind ja solche von der Natur mit überschwenglicher, man möchte sagen barbarischer Pracht und Buntheit überladne Beete ein Greuel, und zwar, was das Prinzip anlangt, vielleicht mit Recht, aber das Gefühl reichen Gedeihens, das uns in eine so behagliche genußreiche Stimmung versetzt, der auf den schweren, beinahe zu dicht sprossenden Blütendolden so warm und so ungestört ruhende Sonnenschein, der Duft von Hunderten von Blüten, die wir in der Stadt nur wegen ihrer Farbe schätzen können, sind doch etwas ganz andres als das, was uns nach den Regeln der Kunst alljährlich neu angeordnete und gestutzte Anlagen zu bieten vermögen.

Emil, dem dieses von Menschenhänden nicht gemodelte, von der Natur mit ihrem reichsten Überfluß überschüttete Gedeihen recht zu Sinne war, stromerte eben, Duft und Schimmer durch alle Poren in sich aufnehmend, zum dritten oder vierten male den schmalen Weg vor und zurück — selbst die Pfauenaugen und die roten Admirale kamen ihm hier größer, farbenprächtiger, furchtloser, üppig lässiger vor —, als er hinter sich das Geräusch der kleinen Schellen vernahm, die, in eine Drahttrommel eingeschlossen, ihr Geklirr hören ließen, so oft die durch ein angehängtes Gewicht zum Selbstschließen eingerichtete Tür geöffnet wurde. Hannchen kam, um ein paar Blumen und Blätter zu pflücken, möglichst stark riechende, wie Reseda, Salbei, Pfefferminze, von denen jedes, sie, ihre Mutter und ihre Schwester ein Sträußchen mit in die Kirche zu nehmen gewohnt war. Wenn man vom sonnabendlichen „Scharwergen“ noch ein wenig ermüdet war, wenn die Predigt ohne Donner und Blitz, ohne daß der Pfarrer mit den Fäusten den Staub aus dem Kissen des Kanzelbretts klopfte, in zu gleichmäßigem Rinnsal dahinfloß, als daß sich einem

die Müdigkeit nicht wie ein bleierner Mantel aufs Haupt hätte senken sollen, so sog man verstohlen den belebenden Duft ein, und die Gefahr des Einnickens war für ein Weilchen beseitigt.

Natürlich half Emil Hannchen pflücken, und zwischen den beiden kam sofort stillschweigend eine Arbeitsteilung zustande, die man in solchen Fällen als Symptom nicht übersehen sollte. Hannchen wies mit ihrem niedlichen rosenfarbnen, wie ihre ganze Person etwas plumpsigen Zeigefinger auf die Blume, nach der sie Verlangen trug, und Emil pflückte sie, was natürlich im nächsten Augenblick die Folge hatte, daß die kleinen plumpsigen Finger bei Entgegennahme des Gepflückten mit den um ein gutes Stück derbern Reiterfingern in notwendige Berührung kamen, ohne das als etwas Lästiges zu empfinden. Emil, der ein praktischer junger Mensch war, riet auch den Asparagus nicht zu verschmähen, da man damit im Augenblick der Gefahr die Nasenlöcher kitzeln könne, ein Vorschlag, der ein so silberhelles Lachen hervorrief, daß sich eine der in der Trommel über der Tür eingeschlossenen Schellen zu ihren Gespielinnen über die unausstehliche Schneegans beklagte, die sich auch noch etwas auf ihre „gäkige" Stimme einzubilden scheine.

Mit dem Pflücken wäre es noch wer weiß wie lange weiter gegangen, wenn sich Hannchen, die längst mehr Blumen beisammen hatte, als sie brauchte, nicht erinnert hätte, daß sie außer um der Blumen willen noch wegen etwas andern in den Garten gekommen war. Sie zog ein Paketchen aus der Tasche, das Emil für eine eingewickelte Frühstückssemmel hielt, und überreichte es ihm mit holdem Erröten. Da er morgen weggehe, sagte sie, so wolle sie ihm etwas, das sie selbst gearbeitet habe, mitgeben, damit er manchmal an sie denke. Es konnte also doch kaum eine Frühstückssemmel sein: dazu paßte das „selbst gearbeitet" nicht, und Frühstückssemmeln sind ja doch auch weniger zum Aufheben als zum baldigen Verzehren da. Es gibt, wenn einem eine solche Bescherung zuteil wird, allerhand Arten, sich zu bedanken. Wenn die Geberin jung und hübsch ist, wenn sie bei der Überreichung des Andenkens ein sanftes Erröten nicht hat unterdrücken können, und wenn man sich obendrein mit ihr in einem von üppigem Duft erfüllten, von Farbenpracht und Sonnenglanz strotzenden Bauerngarten allein befindet, so dürfte für einen Husarengefreiten reden kaum am Platze sein, sondern handeln. Emil hatte eben das Paketchen und Hannchens Hände erfaßt, um zu handeln, als die neidischen, in ihre Drahttrommel wie in ein Kloster eingesperrten Schellen, die so etwas nicht mit ansehen konnten, einen Heidenspektakel anfingen. Emil hatte kaum Zeit, das Tableau wieder bürgerlich banal zu gestalten, indem er rasch einen Schritt zurücktrat und die vermeintliche Frühstückssemmel mit Gewalt in seine Tasche pfropfte, als in der geöffneten Tür ein, was gesundes Aussehen anlangte, ganz zum Garten passender Hofejunge erschien, um Hannchen abzurufen, da „die Frau" das Gewürzkästchen nicht finden könne. Vorwurfsvolle Blicke töten nicht: der pausbäckige Hofejunge wäre sonst sofort eine Leiche gewesen. Hannchen hatte, seitdem man gestern mit „Scharwergen" aufgehört hatte, den Weg zum Altar in ihren Siebenmeilenstiefeln so oft allein zurückgelegt, daß es nach ihrer Meinung nun Zeit war, auch dem für die eigentliche Fahrt auserséhenen Partner ihre Absichten wenigstens andeutungsweise nahe zu legen. Ein zartes Geschenk, dachte sie, würde ihm die Augen über ihre Gefühle öffnen und ihn veranlassen, die Einladung zur gemeinschaftlichen Reise, die ja, wie sie sehr wohl einsah, von ihm und nicht von ihr ausgehn mußte, in deutlichen Worten auszusprechen. Sie hatte für ihren Bruder, dessen Geburtstag wie der ihres Vaters im Spätherbste war, ein Paar prächtige Hosenträger mit bunten Nelken gestickt, die der Bautzner Beutler mit weißem Waschleder aufs herrlichste und in einer für lange Jahre allen Strapazen gewachsnen Weise fertig gemacht

hatte: auf der Rechnung stand: mongbiert. Die wollte sie dem netten Gefreiten zum Andenken und als einen leichten Wink mit dem Scheuntor verehren. Wenn ihm das die Augen nicht öffnete, so war er blind. Ihrem Bruder konnte sie ja, wenn sie das nächstemal nach Bautzen fuhren, etwas andres dafür kaufen. Ganz so deutlich, wie sie es gehofft hatte, war freilich infolge der Dazwischenkunft des Hofejungen der Dank nicht ausgefallen, aber der erste Anlauf war doch ziemlich vielversprechend gewesen, und der heutige Tag war noch lang: vielleicht fand sich noch eine Gelegenheit, da wieder anzuknüpfen, wo man unterbrochen worden war.

Auch Emil hoffte auf eine solche. Er hatte das Paketchen verstohlnerweise, und ohne den andern etwas davon zu sagen, geöffnet. Vom ersten Orte aus, wo sich ein Postamt befand, wollte er die Hosenträger, die ihm viel zu schön vorkamen, als daß er sie im Dienste hätte tragen mögen, nach Hause schicken und sie erst an seinem Hochzeitstage zum erstenmal anlegen. Man sieht, auch seine Wünsche und Hoffnungen waren mit Siebenmeilenstiefeln gereist: Husarensiebenmeilenstiefel sind zwar weniger zart und zierlich, als was höhern Ortes für Damengebrauch geliefert wird, aber auch sie bringen ihren Träger — bisweilen mit einigen Kurven — zu dem von der Gesellschaft aller zivilisierten Länder erwünschten Ziele.

Als Emil mit den drei andern und den vier Pferden bei guter Zeit zur Aufstellung auf dem Dorfplatze eintraf — die blendende Frische von Spatzens Leinwandanzug stellte alle übrigen in den Schatten —, wurde er von dem Wachtmeister empfangen, der ihm befahl, seinen Fuchs einstweilen Gottlieb zu übergeben und, wie er war, in Drellsachen zum Rittmeister zu gehn und sich Instruktion zu holen: er solle um eins nach Katzenstein hinüberreiten, um da mit den übrigen Quartiermachern des Regiments zusammenzutreffen. Der Gefreite, der gestern mit dem Quartiermachen für die Schwadron beauftragt gewesen war, war überraschend in den Kommandostab kommandiert worden, und nun sollte er an dessen Stelle treten. Eine Auszeichnung ohne Zweifel, die er noch vor wenig Stunden mit ungeteilter Freude begrüßt hätte. Nun lagen zwischen ihm und einer solchen ungemischten Freude die verheißungsvollen Hosenträger, deren Locken er fürs erste wenigstens nicht folgen konnte. Wie singt doch Agathe? Denn Liebe pflegt mit Kummer stets Hand in Hand zu gehn!

Auf dem Roten Vorwerk tat es allen leid, als sie bei der Heimkehr aus der Kirche erfuhren, daß der nette Gefreite schon um eins reiten mußte. Der Bauer erzählte, wie sie im Feldzuge das fix und fertig auf dem Tisch stehende Mittagessen hatten im Stich lassen müssen, die Bauersfrau nahm sich vor, dem „gätlichen" jungen Menschen ein gehöriges Paket Kuchen mit auf den Weg zu geben — das Gewürzkästchen mit dem Safran hatte sich natürlich gefunden —, das kleine Vorwerk versprach seinen neuen Freund ein Stück durch den Busch zu begleiten, damit er die Stelle, wo er rechts abbiegen mußte, nicht verfehlte, nur Suschen und Hannchen sagten nichts: sie waren bei Tisch bloß ein bißchen weniger lustig; das Barometer ihrer Stimmung war auf trübe gesunken.

Beim Wegreiten gab Emil allen die Hand, Hannchen sogar zweimal, indem er ganz zu allerletzt vorgab, ihr noch nicht „Adje gesagt" zu haben, und als August mit seinem Schutzbefohlnen und dessen Pferde das Gehöft verlassen hatte, sagte der sofort wieder obenauf gekommne Spatz: Quartiermacher möcht ich ooch sin: die schöppen de Sahne ab.

Emil, ich habe ooch noch was für Sie, sagte August, nachdem die Unterhaltung ein wenig gestockt hatte, und er eine Weile schweigend neben dem sein Pferd am Zügel führenden hergegangen war. E Andenken von Susen, und dabei

händigte er ihm ein Paketchen ein, das wie ein Zwillingsbruder des heute Morgen empfangnen aussah. Se hat se vor Vatern gestickt, aber nu sollen Sie se ham. Se wern uns ja uf de Kermse besuchen, wie S' es dem Alten versprochen ham. Wenn Sie meine Schwester ooch gefällt, da können Se ja mit er reden.

Es ist erstaunlich, wie feinfühlig Erfahrung den von ihr belehrten bis in die äußersten Fingerspitzen macht! Emil hatte sofort „durch das Papier durch" die für die Ewigkeit berechneten Schnallen und die zur Aufnahme von Knopflöchern dienenden, birnenförmigen, mit dickem Waschleder geränderten und gefütterten Lederflecke des Bautzner Beutlers erkannt. Ein zweites Paar Hosenträger und mit ihnen ein zweites weibliches Herz! Er fühlte sich sofort als unheilstiftendes Mikrob, als Erreger eines schon im Reifen begriffnen Konflikts. Beide Schwestern konnte er doch hier in diesem christlichen Lande nicht heiraten, und er hatte es ja auch nur auf die eine, die im Augenblick die andre war, abgesehen.

August, sagte er, kannst du's Maul halten?

Ja, das konnte August.

Un willst ooch keenen nich wieder sagen, was ich dir sagen were?

Keenen, ganz wahrhaftig keenen.

Un ooch ener keenen?

Mädels sa ich erscht recht nischt.

Hannchen hat mir heite frieh ooch e Paar geschenkt, un wenn der dumme Junge nich derzwischen gelatscht gekommen wäre mit seiner Gewerzbichse, wern mer, gloob ich, eenig geworden. Ich kann doch keene zwee Paar Hosenträger nich brauchen, und wenn ich die hier annehmen täte, mißte doch deine Schwester glooben, ich wäre willens.

August hatte das Paketchen wieder an sich genommen. Nach einigem Nachdenken sagte er: Ich geb s' er wieder un sag er, Sie hätten se nich nehmen können, Sie hätten schon eene.

Emil fiel ein, was Robert auf dem Hinwege gesagt hatte: was kein Verstand der Verständigen sieht. Sicher war das, was August vorschlug, das einzig Richtige, und wer die war, die er schon hatte, das würde ja Suschen seinerzeit auch „weise wern".

Se sein ja alle beede meine Schwestern — hiermit schloß das kleine Vorwerk die Besprechung des Gegenstandes —, aber wenn ich eene von beeden heiraten mißte, macht ichs ooch wie Sie.

Sie waren an die Stelle gekommen, wo für Emil der Weg rechts abbog. Er stieg auf und drückte August die Hand. Ne wahr, waren seine letzten Worte, ooch von dem andern Paare sagste niemanden nischt niche? Und damit setzte er seinen Fuchs in Trab und war bald um die Ecke verschwunden.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Marokko und die deutsche Antwortnote. Morengas Unterwerfung. Der Parteitag der freisinnigen Volkspartei.)

Die Lage in Marokko ist noch immer unberechenbar. Die Wirren haben noch zu keiner Entscheidung geführt, und die Berichte lauten widersprechend. Während die europäischen Bewohner der marokkanischen Küstenstädte sehr trübe in die Zukunft sehen, urteilen die Meldungen des Generals Drude, des französischen Befehlshabers, sehr optimistisch, und beide Seiten mögen von ihrem besondern Standpunkt aus Recht haben. Denn daß bei allen militärischen Aktionen der örtliche Erfolg des Augenblicks auf seiten der Europäer ist, unterliegt wohl keinem Zweifel, so wenig auch die wilde Tapferkeit und der kriegerische Sinn der Marokkaner unterschätzt werden darf. Aber die europäischen Ansiedler wissen, daß mit solchen Einzelerfolgen gegenüber der fanatisierten marokkanischen Bevölkerung wenig anzufangen ist, und deshalb fürchten sie die Rückwirkungen eines lange währenden Kriegszustandes zwischen europäischen Mächten und Marokkanern, eines Kriegszustandes noch dazu, der nicht einmal ein wirklicher Krieg ist und ihnen nicht einmal Garantien für einen genügenden Schutz durch ihre eignen Freunde bietet.

Um in dieser unerquicklichen Lage endlich einen Schritt weiter zu kommen, hat sich Frankreich mit Spanien dahin verständigt, daß beide Mächte eine provisorische Polizei in Marokko organisieren wollen, diese natürlich aus europäischen Mannschaften, Spaniern und Franzosen. Die Kosten wollen die beiden Mächte einstweilen ebenfalls übernehmen. Sie haben von dieser Absicht den andern Mächten in einer diplomatischen Note Mitteilung gemacht. Unter den Antworten, die darauf eingegangen sind, ist nach der Lage der Sache die deutsche von besondrer Bedeutung. Nachdem vor zwei Jahren der Einspruch Deutschlands gegen die französische Marokkopolitik der ganzen Frage eine neue Wendung gegeben hatte, ist die öffentliche Meinung in Frankreich in diesem Punkte nervös geworden. Wurden ja doch geflissentlich die eigentlichen Beweggründe des deutschen Vorgehens in der französischen Presse möglichst verdunkelt. Damals hatte die deutsche Regierung nicht die geringste Gewähr, daß die französische Politik die deutschen Interessen respektieren werde. Ja sie hatte allen Grund, das Gegenteil anzunehmen, da Herr Delcassé in fast herausfordernder Weise Deutschland auszuschalten suchte. Wenn damals Deutschland bei der Wahrnehmung seiner berechtigten Interessen nahe an einen Konflikt mit Frankreich geriet, so war es doch nur die Art der Behandlung der Sache von französischer Seite, die es dahin gebracht hatte. Sobald darin eine Änderung eintrat, hörte auch die marokkanische Frage auf, einen Konfliktstoff zwischen Deutschland und Frankreich zu liefern. In Frankreich aber scheint man immer noch daran zu denken, daß es uns Vergnügen macht, die Marokkofrage als eine Handhabe zu betrachten, wodurch wir Frankreich Schwierigkeiten und Verdruß bereiten. An diesem Vorurteil ist freilich die jetzige französische Regierung gänzlich unbeteiligt. Sie hat bei Eintritt des Zwischenfalls von Casablanca Deutschland gegenüber den Weg vertrauensvoller Verständigung betreten und ist von dieser Haltung seitdem nicht abgewichen. So ist auch die Antwort, die Deutschland auf die letzte Pariser Note wegen der Organisation einer provisorischen französisch-spanischen Polizei in den bedrohten marokkanischen Hafenstädten erteilt hat, an den offiziellen Stellen in Frankreich mit Befriedigung aufgenommen und ganz richtig gedeutet worden, während sich im übrigen ein Teil der Presse den Anschein gibt, als sei diese Antwort ein neuer Beweis des Übelwollens gegen Frankreich. Die deutsche Regierung konnte nämlich ein ganz vorbehaltloses Einverständnis mit den Mitteilungen der französischen und spanischen Regierung *nicht* aussprechen. Sie *mußte*, wenn auch in der höflichsten

und maßvollsten Form, immerhin feststellen, daß die Einrichtung der geplanten Polizei mit der Algecirasakte nicht im Einklang stehe. Denn eine Polizei von Marokkanern mit französischen und spanischen Instrukteuren, wie sie die Algecirasakte fordert, ist doch recht wesentlich verschieden von einer Polizeimannschaft, die überhaupt aus Franzosen und Spaniern besteht und von den beiden europäischen Mächten unterhalten wird. Das mußte die deutsche Regierung in ihrer Antwortnote deutlich hervorheben und die Versicherung der französischen und spanischen Regierung, daß es sich nur um eine vorläufige Maßregel handle, gewissermaßen unterstreichen, damit nicht der Anschein erweckt werde, als ob die freundliche und loyale Behandlung der Sache durch die französische Regierung etwa der Anlaß sein könnte, daß Deutschland den seinen berechtigten Interessen entsprechenden Standpunkt verläßt. So weit können wir natürlich nicht gehn. Darum hat die Regierung auch den Befürchtungen, die sie an ein wenn auch nur vorübergehendes Hinausgehn über die Algecirasakte knüpft, offnen Ausdruck gegeben. Es ist nämlich zu besorgen, daß die auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtigen Marokkaner in solchen Maßregeln, deren provisorischer Charakter ihr Mißtrauen nicht beseitigen kann, einen Angriff der Fremden auf ihre Rechte sehen, und daß dadurch der Fanatismus der leidenschaftlichen Bevölkerung gegen die Europäer erregt wird. Dann kommt es erst recht zu neuen Ausschreitungen. Die europäischen Ansiedler werden schwer geschädigt, und die ganze Lage wird schwieriger als zuvor. Deshalb erscheint die Mahnung der deutschen Regierung, die sie ihrer Antwortnote in geschickter Form einfügt, sehr am Platze, daß nämlich solche Experimente, die auf den Fanatismus der eingebornen Bevölkerung von Marokko in ganz unberechenbarer Weise wirken können, nur unternommen werden sollten, wenn man eine ausreichende Truppenmacht zum Schutze der Europäer an Ort und Stelle hat. Dieser Hinweis ist besonders berechtigt, weil der erste Angriff der Franzosen auf Casablanca und das Bombardement der Stadt offenbar übereilt ausgeführt worden sind, wodurch der Schaden, den die Europäer in der Stadt erlitten haben, sehr vergrößert wurde. Daß die deutsche Antwortnote mit der Hervorhebung ihrer Bedenken keine unfreundlichen oder mißgünstigen Absichten gegen Frankreich verfolgt, sondern nur die wirklichen Interessen der in Marokko lebenden Deutschen und damit auch der andern europäischen Ansiedler im Auge hat, wird dadurch bewiesen, daß das Recht der Franzosen, Genugtuung für die Ermordung ihrer Landsleute in Casablanca zu fordern, wiederum, wie immer von Anbeginn der Wirren an, unbedingt anerkannt wird. Aber wir wollen das weitere Vorgehn der Franzosen in der Polizeifrage davon getrennt wissen. Bemerkenswert ist übrigens, daß auch von spanischer Seite hervorgehoben wird, die beiden Sachen müßten getrennt werden. Genugtuung für Casablanca sei Frankreichs Sache allein, nur in der Polizeifrage hätten Frankreich und Spanien gemeinsam zu handeln.

Bedauerlich ist, daß durch Ausschreitungen in Casablanca, an denen auch französische Truppen beteiligt sind, Deutsche schwer an ihrem Eigentum geschädigt worden sind. Daß unsre Regierung entschlossen ihre Entschädigungsforderungen geltend macht und daran festhalten wird, zeigt sich darin, daß sie diese Entschädigungen schon vorläufig aus der Reichskasse hat zahlen lassen. Wir dürfen dabei auch auf die Bereitwilligkeit der französischen Regierung rechnen.

Aus Deutschsüdwestafrika kommt die erfreuliche Kunde, daß Morenga seine Unterwerfung angeboten hat. Zwar sind die Verhandlungen noch nicht abgeschlossen, und man muß bei diesen Führern der aufständischen Hottentotten immer noch auf Zwischenfälle gefaßt sein. Aber die Lage hat sich jetzt dadurch wesentlich verändert, daß die geheime Unterstützung der Aufständischen durch die kapländischen Behörden aufgehört hat. Diesen Behörden mochte wohl schon seit längerer Zeit zum Bewußt-

sein gekommen sein, daß sie mit der Nichtachtung der Interessensolidarität der weißen Rasse in Afrika zu ihrem eignen Schaden arbeiten. Es war eine kurzsichtige und törichte Politik, die nur dahin führen konnte, die Autorität der Weißen gegenüber den Eingebornen überhaupt zu erschüttern. Die Kapregierung konnte schon verschiedne Anzeichen beobachten, daß ihr früher kundgetaner Grundsatz, die Anerkennung der Aufständischen im deutschen Schutzgebiet als kriegführende Partei müsse das Vertrauen ihrer eignen eingebornen Bevölkerung zur britischen Herrschaft befestigen, falsch und unhaltbar sei. Aber trotzdem ließ sie sich durch das eigne Mißtrauen gegen die deutsche Kolonialherrschaft im Nachbarlande und durch die Hetzereien englischer Jingoblätter immer wieder bewegen, an der alten fehlerhaften Politik festzuhalten, bis von London aus infolge der verbesserten Stimmung in der europäischen Politik andre Einflüsse geltend gemacht wurden, die den skandalösen Handreichungen an rebellische Eingeborne ein Ende machten. Der schlaue Räuber Morenga hatte wohl gehofft, öfter von englischem auf deutsches Gebiet und umgekehrt hinüberwechseln zu können. Aber er hatte für das letzte Überschreiten der Grenze des deutschen Schutzgebiets einen unglücklichen Augenblick gewählt, als gerade die Kapregierung von London aus verständigt wurde, der Regierung des deutschen Schutzgebiets die Hand zu bieten. Nun konnte er nicht mehr darauf rechnen, sich mit derselben Leichtigkeit wie früher der deutschen Verfolgung zu entziehn, da ihm bei wiederholtem Übertritt auf englisches Gebiet das Schicksal der Auslieferung oder, was auf dasselbe hinauslief, der Nichtaufnahme drohte. Das scheint ihm, als er aufs neue Zuflucht jenseits der Grenze suchte, klar geworden zu sein. Vielleicht hat ihn das bewogen, seinen Frieden mit der deutschen Landesregierung zu machen. Aber man darf sich bei dem wetterwendischen Sinn dieser Leute vorläufig noch nicht zuviel davon versprechen. Immerhin ist damit eine erfreuliche Wendung eingetreten, und wir rücken nun der Zeit näher, wo wir an den stetigen, friedlichen Ausbau auch dieses Schutzgebiets denken können. Inzwischen schreitet ja auch der Bau der Eisenbahn im Süden des Schutzgebiets immer weiter vor, sodaß eine Wiederholung der peinlichen Lage, in die die deutschen Truppen bei der Unterdrückung des Aufstandes — dank der Kurzsichtigkeit und dem Unverstande des frühern Reichstags — gerieten, nicht mehr zu befürchten ist. Der Aufstand hat, so bedauerlich die Opfer sind, die er uns namentlich an deutschem Blut gekostet hat, wenigstens das Gute gehabt, daß er die Aufmerksamkeit in mehr als gewöhnlichem Maße auf Südwestafrika gelenkt hat, und daß es jetzt fast überall im Reich Leute gibt, die mit den Eigenheiten dieses Landes aus eigner Anschauung vertraut sind. Das wird sicher einen wohltätigen Einfluß auf das allgemeine Urteil ausüben.

In der innern Politik nähern wir uns der Zeit, in der man sich lebhafter den Vorbereitungen auf den parlamentarischen Winterfeldzug zu widmen beginnt. Der Monat September ist die Zeit der Parteitage und Kongresse. Jetzt hat der Parteitag der deutschen Sozialdemokraten begonnen, nachdem die freisinnige Volkspartei soeben in Berlin getagt hat. Die Stellungnahme der Linksliberalen zu den gegenwärtig im Vordergrunde stehenden politischen Fragen ist gerade jetzt von besonderm Interesse. Nicht etwa als ob der freisinnigen Volkspartei eine besondre Bedeutung und ein besondres Gewicht beizulegen wäre. Im Gegenteil, die Partei hat sich von ihrem tiefen Daniederliegen noch nicht wieder so weit erhoben, daß sie auf größre parlamentarische Bedeutung Anspruch erheben könnte. Auch die selbstbewußten und hoffnungsfreudigen Reden der Parteiführer und Delegierten können diese Tatsache nicht widerlegen. In einer durch und durch realpolitisch gerichteten Zeit hat der sogenannte „entschiedne" Liberalismus bei uns die Rolle einer „unentwegten", in Wahrheit unfruchtbaren und philisterhaften Opposition durchzuführen versucht, ohne doch die Kraft der vollkommen rücksichtslosen Verneinung zu haben,

und seine beständig zur Schau getragne Prinzipientreue, die vielmehr in Prinzipienreiterei ausartete, kontrastierte seltsam mit der Inkonsequenz und Schwächlichkeit seiner Taktik. Daher glückte es dem extremen Sozialismus, das große Heer der Urteilslosen, die auf freiheitlich klingende Schlagworte eingeschworen sind und hinter jeder nörgelnden besserwissenden Kritik überlegne Weisheit sehen, dem Liberalismus zu entfremden. Die unruhig hastende, schwer arbeitende Zeit war dem Typus des räsonierenden Stammtischpolitikers alter Art, woraus sich der alte Freisinn in seiner Blütezeit rekrutierte, nicht günstig. Nun wird aber ein objektives Urteil trotzdem zugestehn müssen, daß der Liberalismus auch in seinen radikalen Formen immerhin ein Einschlag ist, den wir in dem Gewebe der Parteimeinungen nicht ganz entbehren möchten. Der Schwäche und Unfruchtbarkeit dieses Liberalismus, seiner praktischen Unbrauchbarkeit verdanken wir einen bedeutenden Teil der sozialistischen Verirrungen, die uns jetzt das Leben schwer machen. Es ist aber nicht nötig, daß der „entschiedne" Liberalismus immer so unzeitgemäß, so schemenhaft doktrinär, so philisterhaft unverständig bleibt, wie er es bisher gewesen ist. Man kann im Gegenteil manche Erscheinung in dem bisherigen freisinnigen Parteileben als geradezu unvereinbar mit einer wirklich liberalen Anschauung bezeichnen. Eine kommende Zeit wird es z. B. nicht verstehn, wie eine liberale Partei dazu kommen konnte, sich den Anfängen unsrer kolonialen Entwicklung zu versagen und sogar zu widersetzen, statt an der Spitze zu marschieren, wie es echter Liberalismus gefordert hätte und der alte Liberalismus auch tatsächlich forderte. Jetzt tagt es nun wirklich auch in der freisinnigen Volkspartei. Die junge Generation verlangt danach, die Grundsätze einer wirklich liberalen Weltanschauung mit den praktischen Forderungen der Zeit in Einklang zu bringen. Noch sind freilich manche Kinderkrankheiten nicht überwunden — Parteien retten gewisse Kindereien unter Umständen selbst in das Schwabenalter hinüber. Aber bei diesem letzten Parteitage war das Bestreben deutlich zu erkennen, eine realpolitische Richtung gegen den alten, stumpfsinnigen Parteischlendrian zur Geltung zu bringen. Und so hat man sich denn, wenn auch mit offenbarem Widerwillen und unter tausend Bedenken, zu der Blockpolitik des Fürsten Bülow bekannt, eine Tatsache, die sich auch durch die allgemeine Fassung der angenommenen Resolutionen und durch viele Vorbehalte und prinzipielle Verwahrungen nicht verdecken läßt. Es ist eben doch endlich die Einsicht gekommen, daß die politische Lage, wenn man nicht direkt zur Zentrumsherrschaft zurückkehren will, die Blockpolitik gebieterisch fordert, daß eine Absage der Freisinnigen nur einen noch größern Schaden für den Liberalismus bedeuten würde, und daß von einem Aufgeben der Parteiprinzipien und Parteiziele bei der Mitwirkung an der Blockpolitik gar nicht die Rede zu sein braucht. Mit dem Siege dieser Erkenntnis kann man zufrieden sein.

Stendhal-Henry Beyle. Der 1842 verstorbne Henry Beyle, der seine Bücher unter dem Pseudonym Stendhal veröffentlicht hat, gehört zu den Glücklichen, die ein paar Jahrzehnte nach ihrem Tode berühmt werden. Das Wiederaufleben seines Andenkens in Deutschland mag Nietzsche zu verdanken sein, der ihn als Geistesverwandten liebte. Übrigens ist Stendhal von Goethe geschätzt worden, und er hat seinerseits Deutschland gekannt. In den Jahren 1806 bis 1808 war er Kriegskommissar des Okerdepartements, eines Teils des Königreichs Westfalen, und wohnte in dem Schlosse Richmond bei Braunschweig. Hier verkehrte der Abteirat von Gandersheim, Friedrich von Strombeck, viel mit ihm, ein universell gebildeter Mann, der den zwölf Jahre jüngern Franzosen lieb gewann. Er sagt von diesem: „er war wissenschaftlich gebildet, bei echt französischer Lebhaftigkeit von einer Gutmütigkeit, die nicht übertroffen werden konnte. Fast täglich besuchte er mich, verweilte mit mir bisweilen ein paar Tage auf meinem Landgut; und selbst auf meinen Harz-

und Brockenexkursionen, die ich auch in jener Zeit nicht einstellte, war er mein Gefährte." (Frankfurter Zeitung Nummer 96, erstes Morgenblatt.) Einen seiner Romane: Die Kartause von Parma, hat Arthur Schurig (bei Eugen Diederichs in Jena 1906) deutsch herausgegeben. Die Geschichte spielt am Hof eines fingierten Fürsten von Parma. Schurig bemerkt jedoch in der Einleitung, nicht die Jammergestalten der kleinen italienischen Höfe des neunzehnten Jahrhunderts seien die Modelle von Stendhals Romanfiguren, sondern die großen Menschen der Renaissance. „Dem Fabrizzio del Dongo [so heißt der junge Held des Romans], diesem wunderlichen Enthusiasten, schaut Alexander Farnese aus den Augen, den wir als Papst Paul den Dritten kennen. Seine Tante war die berüchtigte Vanozza, die Maitresse des nachmaligen Papstes Alexanders des Sechsten, den Stendhal in sein Herz geschlossen hat, wiewohl ihn die Tradition als Ungeheuer zu schildern pflegt. Eben dieser Vanozza ähnelt die Duchezza Sanseverina, die daneben eine Schwester der Mona Lisa Lionardos sein mag. Vanozza war die Mutter der Lucrezia Borgia, die der Kardinal Bembo in feinsinniger Liebe angebetet und die den Lord Byron in der Ambrosiana zu einem kleinen, selbstgefällig eingestandnen Diebstahl verführt hat. Mosca endlich [der Geliebte der Duchezza, der zärtlichen Tante des Helden] hat seinen genialen Ahnherrn zweifellos in Machiavell, und die liebliche Clelia Conti [die Geliebte Fabrizzios] ist dem Rahmen eines Bildes von Correggio oder Guido Reni entstiegen." Gut charakterisiert wird der lebenweckende Einfluß der unter Napoleon einmarschierenden Franzosen auf die von Despoten und Priestern eingeschläferten Italiener und die Beichtväter- und Maitressenwirtschaft, in die Italien unter der Restauration zurücksank. Was jedoch die Personen des zweibändigen Romans betrifft — ihre Modelle mögen aus dem sechzehnten oder aus dem neunzehnten Jahrhundert stammen —, so lassen sie, seelenlos wie sie trotz aller Leidenschaft sind, das deutsche Gemüt kalt. Ihre drei- und mehreckigen Verhältnisse, ihre Intriguen, die verrückten Abenteuer des jungen Fabrizzio erscheinen als ein nur mäßig amüsantes Puppenspiel, und es ist einem ziemlich gleichgiltig, ob man die Puppen zuletzt am Galgen baumeln oder auf dem Paradebett liegen sieht. Erst gegen das Ende gewinnt der Held einigermaßen unsre Sympathie. Er kehrt, ungezwungen, aus dem Palast seiner Tante in seine Kerkerzelle zurück, wo man ihn vergiften will, nur weil er dort seine Clelia verstohlen sehen kann, deren Vater der Festungskommandant ist. Das sieht beinahe groß aus. Fabrizzio entwickelt sich mehr und mehr zu einem Romeo, der aber widerlich anmutet, weil er Koadjutor des Erzbischofs von Parma mit dem Anspruch auf Nachfolge ist und wirklicher Erzbischof wird, ehe er seine Romeorolle ausgespielt hat. Er entsagt übrigens seinem Amte und stirbt jung als Mönch in der Kartause. Die Personen sind naiv gläubig und völlig gewissenlos, ausgenommen Clelia, die eine Heilige ist, was sie jedoch nicht abhält, dem Fabrizzio ein Kind zu schenken. Vielleicht darf man in dem Roman einen Beitrag zur Psychologie des jesuitischen Katholizismus sehen.

Mehr Zusammenfassung der historischen Disziplinen! Wir haben häufig Gelegenheit, beim Lesen historischer Arbeiten zu bedauern, daß ihre Verfasser, oft ausgezeichnet in einer Teildisziplin, etwa der Wirtschafts- oder der Rechtsgeschichte unterrichtet, dabei aller Kenntnisse in benachbarten Disziplinen bar zu sein scheinen. Besonders drängt sich diese Beobachtung angesichts der landesgeschichtlichen Literatur auf. Sucht da zum Beispiel jemand*) die seelische Art des Tiroler Volkes nach seinen Weistümern zu zeichnen und bemerkt gelegentlich: „Es ist freilich kaum möglich, auf

*) Wir meinen die tüchtige Arbeit von Arens „Das Tiroler Volk in seinen Weistümern". Gotha, Perthes, 1904.

Grund der Weistümer etwas sicheres über das innerliche Verhältnis des Volkes zu den höhern Ständen auszusagen. Aber auch kaum auf Grund einer andern Quelle. Wir müßten da wissen, wie die Bauern im Wirtshause von der Herrschaft sprachen, wie sie sich zu den Bewegungen der großen Welt verhielten. Wir werden über diese Dinge wohl nie etwas erfahren." Und dabei liegen in mehreren neuen Ausgaben die Gedichte des tirolischen Ritters Oswalds von Wolkenstein vor, deren frischeste — aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts — eben Szenen zwischen Adel und Bauern mit naturalistischer Treue wiedergeben, die Teilnahme der Bauern an der Landespolitik gerade mit den erwünschten Lichtern grell streifen. Als erste Nebenbemühung für den Territorialhistoriker wird immer das Studium der Sprache des betreffenden Landes in Frage kommen. Dann werden in Zukunft auch die wiederholten Reproduktionen einer und derselben Urkunde in sprachlich sinnlos entstellter Form unmöglich werden, wie man ihnen ebensogut etwa in dem sonst wissenschaftlich trefflichen Trierischen Archiv*), von dem uns die neusten Hefte zugegangen sind, wie anderswo begegnen muß. Schließlich werden dann auch solche teildisziplinarisch beschränkten Wünsche wegfallen, wie der, daß der Begriff Mittelalter bis an die französische Revolution heran auszudehnen sei (Trierisches Archiv, Ergänzungsheft VIII, S. IV), und statt dessen sich Einsicht für eine bessere, auf allerlei Gebiete begründete, in der Tat immer notwendiger werdende Neuperiodisierung unsrer Geschichte anbahnen.

Bunte Gemäldereproduktionen. Die Kunstgeschichte hat so lange überwiegend mit Photographien gearbeitet, daß nur die Entwicklung der Formen einigermaßen aufgehellt worden ist. Welche große Entwicklung Raffael zwischen 1504 und 1507 im Sehen der farbigen Welt durchgemacht hat, hat noch kein Kunsthistoriker ausgesprochen. In einem der letzterschienenen Hefte von Seemanns „Galerien Europas", die durch immer herrlichere bunte Reproduktionen der alten Meister erfreuen, findet man das Sposalizio und die Grablegung nacheinander und mag danach jene Entwicklung ermessen. Die Hauptsache ist: 1504 dunkelbunte Figuren vor einem hellen Gesamtton des Bildes, 1507 dunkelbrauner Grundton, aus dem die bloßen Gesichter, Arme und Knie vorn herausleuchten. Damit geht freilich Hand in Hand eine ungeheuer rasche Zunahme der Raumbeherrschung beim Malen, und — neben dem Studium Lionardos und Michelangelos — kommen als weitrer Einschlag Elemente der Begeisterung über neu ausgegrabne Antiken hinzu: der Joseph von Arimathia der Grablegung ist, was noch nirgends ausgesprochen worden zu sein scheint, nach dem damals soeben aufgefundnen Laokoon der berühmten Gruppe gemacht.

Die beiden Tiziane dieser Hefte, die Münchner Dornenkrönung und Venus und Cupido aus der Galerie Borghese, beides Alterswerke des Malerkönigs, sind vielleicht das allerbeste, was bisher an farbigen Nachbildungen alter Meister geboten worden ist. Die Schwarzweißreproduktionen des trefflichen Spemannschen „Museums", die wir noch vor wenigen Jahren empfehlen durften, sehen daneben wie Totenköpfe aus. Besondern Dank wissen wir dem Verlag, daß er auch solche Meister des siebzehnten Jahrhunderts, die jetzt gewöhnlich beiseite gestellt werden, wie Moreelse, Salvator Rosa, Luca Giordano, dieses große Malergenie, Maratta in ausgezeichneten Reproduktionen vorführt. Viele, die mit den zahlreichen Publikationen der modernen Kunstgeschichte einigermaßen vertraut zu sein glauben dürfen, werden durch diese schöne Sammlung ihre Vorstellungen bereichert und ihre Gesamtanschauung berichtigt finden.
R. W.

*) Ergänzungsheft VIII, S. 93: Hexenwesen.



Die Grenzboten

66. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 39

Ausgegeben am 26. September 1907

Inhalt

50 Pf. das Heft

Fr. Wilh. Grunow Leipzig

6 Mark das Viertelj.



Russische Briefe

Von George Cleinow

9. Der Adel nach der Bauernbefreiung

ährend sich die Zaren bemühten, aus der dworjanstwo einen Adel von westeuropäischem Wert zu schaffen, reifte die Bauernfrage zu immer größerer Bedeutung für den russischen Staat heran. Gerade in der Zeit, wo der Adel juristisch die höchste Stufe seiner Stellung im russischen Staate zugewiesen erhalten hatte,*) die Einführung einiger staatlicher Kreditinstitute**) auch die wirtschaftliche Seite seiner Lage möglichst günstig zu gestalten suchte, befanden sich die Bauern auf dem tiefsten Punkt in rechtlicher, wirtschaftlicher und sozialer Beziehung. Die gutsherrliche Fabrik***) mag das schlimmste gewesen sein, was je einer Menschenklasse nach dem Mittelalter zugemutet wurde. Wie jede Ungerechtigkeit, die gegen ganze Teile der Bevölkerung begangen wird, vor allem die Stärke des Ungerechten untergräbt, so ging es auch in unserm Falle mit den adlichen Fabrikanten. Die Gutsfabriken mit ihren Schrecken sind die Geburtsstätte der russischen Revolution. Sie waren der Punkt, an dem sich bei den unbemittelten Adlichen der Neid gegen den reichen Standesgenossen und das Mitleid mit den gequälten Fabrikarbeitern entwickelte. Sie stellten das Mittel sozialer und wirtschaftlicher Differenzierung dar, das den bureaukratisch zusammengefügten „Adelsstand" zunächst in zwei einander feindliche Lager

---

*) Baron S. A. Korff, Die dworjanstwo. St. Petersburg, 1906. S. 181.

**) Vormundschaftsrat, Vorschußbank und Institut (prikas) der öffentlichen Wohltätigkeit; sie wurden 1861 aufgehoben.

***) Sogenannte Erbgutsfabriken; sie wurden besonders in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gegründet; in ihnen wurde die Zwangsarbeit angewandt. M. Tugan-Baronowski, Geschichte der russischen Fabrik. Deutsche Ausgabe S. 120 ff. Berlin, Emil Felber, 1900.

teilte. Die Ereignisse in Westeuropa und Rußlands Eingreifen in die Folgeerscheinungen jener Ereignisse brachten die Gegensätze zum Bewußtsein der kämpfenden Teile. Während sich der Adel zerfleischte, erstarkte die Bureaukratie. Aus der Mitte der leibeignen Bauern aber wuchs ein neuer wirtschaftlich tüchtigerer Unternehmer- und Kapitalistenstand hervor, als es die dworjanstwo sein konnte. Als der Adel, der sich um die Bewirtschaftung seiner Besitztümer meist nicht kümmerte, die ihm von seinen leibeignen Vertrauensmännern drohende wirtschaftliche Gefahr erkannte, da war es für ihn zu spät. Die Entwicklung war ohne sein Zutun schon zu weit gegangen, als daß sie noch hätte ohne Anwendung von Gewaltmitteln rückgängig gemacht werden können. Denn auch des Staates Augenmerk war auf diese stärkern, also ihm nützlichern Elemente gerichtet. Nach der Reaktion unter dem ersten Paul erließ Alexander der Erste am 20. Februar 1803 das Gesetz über die „freien Landwirte", Nikolaus der Erste 1842 das von den „verpflichteten Ansiedlern". Beide Gesetze verfolgten den Zweck, den Großgrundbesitzern zu gestatten, einzelne Bauern oder ganze Dörfer auf Grund besondrer Verträge freizugeben,*) das heißt den wirtschaftlich starken Leibeignen die Möglichkeit zu geben, sich auszukaufen. Gab es doch Leibeigne, die über Millionen Vermögen verfügten und Handel mit China und Indien trieben. Ferner gestattete Nikolaus unfreien Bauern, Land und Häuser zu erwerben, Fabriken und Handelshäuser zu errichten, öffentliche Arbeiten zu übernehmen usw., aber — nur mit Genehmigung ihrer Besitzer. Durch diese Klausel wurde mit Hilfe der wirtschaftlichen Maßregel die Bedeutung des Adels als Organ der zarischen Staatsgewalt anerkannt und hervorgehoben, der Adel aber in seinem empfindlichsten Gefühl nicht beunruhigt. Diese letzte dem Adel gebotne Gelegenheit, seine Autorität im Staat auf etwas anderm aufzubauen als auf der Gnade des Zaren, hat er nicht benutzt. Die ihm reichlicher zuströmenden Geldmittel hat er größtenteils zu fröhlichem Lebensgenuß im Auslande verwandt und dort am Spieltisch zu Baden-Baden, in den Pariser Chantants und in den böhmischen Bädern die Operettenfigur des „reichen Russen" geschaffen. Die Geschäfte des Staates aber besorgten der Tschinownik und verarmte und heruntergekommne Verwandte, die kaum ein Bauernhaus ihr eigen nannten.

Da brach der Krimkrieg herein, und vor aller Welt wurde die ganze innere Haltlosigkeit der herrschenden Kreise offenbar. Nikolaus bekannte seinem Nachfolger, es sei ihm nicht gelungen, ein wohlgeordnetes Reich zu hinterlassen — und starb. Alexander der Zweite wandte sich an den „wohlgebornen" Stand um Unterstützung bei seiner Reform zur Besserung der Lage der Bauern, nicht der Bauern wegen, sondern um den Staat, das russische Reich zu retten. Er berief sich dabei auf ihre eigne Auffassung, wonach der

*) Diese Maßregel hatte bis 1861 zur Befreiung von 164000 männlichen Seelen geführt.

Adel dazu da sei, dem Zaren zu helfen, die Bauern zu regieren.*) Wie bekannt, hat sich die dworjanstwo unfähig erwiesen, die ihr zugedachte Aufgabe zu lösen. Teils aus bösem Willen,**) teils aus Unbildung***) leisteten die Adlichen den Wünschen des Zaren Widerstand, und dieser sah sich schließlich genötigt, die Reformfrage in das „geheime Komitee" aus hohen Würdenträgern zu geben.†) Die Absichten des Zaren und die Stellung des Adels dazu blieben der Gesellschaft nicht verborgen, und die Trägerin der öffentlichen Meinung, die Presse, die damals nicht wagen durfte, über die Straßenreinigung zu klagen, bemächtigte sich der Frage im Sinne des Zaren. Die Presse aber wurde größtenteils von dem Teile des Adels geschrieben, den der Sozialrevolutionär Michailowski später den „bereuenden" nannte. Doch ich kann hier keine Darstellung der großen Reform geben. Ihr Ergebnis für den Adel als Stand war dessen Auflösung.††) Den positiven Teil der Reformen

---

*) Bei seiner Ernennung zum Minister des Innern richtete S. S. Lanskoj am 28. August 1855 ein Rundschreiben an die Gouvernementsadelsmarschälle, in dem es unter anderm hieß: „Unser allergnädigster Herr hat mir befohlen, die dem Adel seitens seiner gekrönten Vorfahren geschenkten Rechte zu bewahren." Ferner führte der Zar in seiner an den Adel von Moskau gerichteten Rede aus, er habe nicht die Absicht, die Leibeigenschaft sofort aufzuheben, doch könne der bisherige Zustand nicht fortbestehn. Darum sei es „besser, von oben" die nötigen Schritte zu tun, als die Zerstörung der vorhandnen Zustände „von unten" zuzulassen. (Rußkaja Starina, Bd. 27 von 1881, S. 228 ff.)

**) Immediatbericht des Ministers des Innern vom 26. Dezember 1856.

***) Der Adelsmarschall A. M. Unkowski erklärte dem Journalisten T. Dshanschejew, im Gouvernementskomitee zu Twer seien von dreizehn Adlichen nur er und noch einer befähigt gewesen, die schriftlichen Arbeiten des Komitees auszuführen, während Chomjakow schrieb: „Der Adel hat den Kopf verloren, weiß nicht, wo er anfangen soll. Es gibt zu denken, und wir sind aller Denkarbeit so entwöhnt, daß bei dem ersten Versuch, es zu tun, der Kopf zu schmerzen beginnt." (Dshanschejew, Epoche der großen Reform, zehnte Auflage, St. Petersburg, B. M. Wolf, 1907, S. 135, Anmerkung 2.)

†) Bei S. S. Tatischtschew, Kaiser Alexander der Zweite, Verlag A. S. Ssuworin, St. Petersburg, 1903, näher dargestellt im zweiten Bande S. 299 bis 385. Das Buch, das eine ganz gute Übersicht über die Reformen gibt, wurde seinerzeit geschrieben, um den Nachweis zu bringen, daß Fürst Bismarck an dem Kriege von 1877/78 und vor allen Dingen am Berliner Kongreß schuldig sei. Es ist einer der vielen Beweise, wie „großzügig" die russische Diplomatie alle Mittel anwendet, um politische Erfolge zu erreichen. Allerdings gehört zu solcher „Großzügigkeit" auch eine „Wissenschaft", die sich dazu hergibt, Arbeiten wie die Tatischtschews zu liefern.

††) Baron S. A. Korff, Prawo 1906, Nr. 43, S. 3288 ff. Siehe auch Paltow, a. a. O. S. 173/74, „Die Ergebnisse der großen Reform": „Für den Adelsstand brachten die Reformen in ihrer Folge: 1. wirtschaftliches Elend a) dadurch, daß von den Adlichen allein das Land ausgekauft wurde, ohne daß ihnen für die Bauernarbeit, die in der Gutswirtschaft das Betriebskapital darstellte, ein gleicher Wert ausgezahlt wurde, b) infolge der falschen Durchführung der Operation selbst, c) infolge des plötzlichen wirtschaftlichen Bruches, des Übergangs vom System der obligatorischen Arbeit der Bauern zum System von gemieteten Arbeitskräften in der Landwirtschaft, und d) infolge des Mangels irgendeiner Agrarkreditinstitution von 1861 bis 1866, an die man sich hätte um Darlehn wenden können, umgekehrt aber durch die Einführung einer

hat die Bureaukratie und die Intelligenz geleistet, während sich der landbesitzende Teil des Adels mit dem ihm ausgezahlten Gelde erst recht Ausschweifungen aller Art hingab, oder soweit er Verbindung zum Hofe hatte, zu retten suchte, was zu retten war. Seit Aufhebung der Leibeigenschaft war die Adelsfrage ein Teil der Agrarfrage geworden. Wenn seitens des Adels ständische Interessen in den Vordergrund geschoben wurden, oder wenn der Adel als Stand den Zaren an der Regierung über die Bauern helfen sollte, sind ganz nüchterne materielle Erwägungen einzelner am Hofe Mächtiger bestimmend gewesen. Hinter dem Wort Adel verbirgt sich seit 1861 in Rußland der Begriff Clique. Denn durch die Reform wurde nach Lage der Dinge nicht ein ganzer geschlossener Stand geschädigt, sondern nur der kleine Teil daraus, der Landwirtschaft mit Hilfe leibeigner Bauern betrieb. Für diesen Teil des Adels — Nichtadliche hatten keine Leibeignen — brachte die gewählte Form der Bauernemanzipation eine schwere wirtschaftliche Krisis, die um so schärfer war, als abgesehen von dem Verlust der Arbeitshände auch die damit zusammenhängenden Kreditinstitute geschlossen wurden.*) In politischer Beziehung aber wurde die landbesitzende dworjanstwo als solche fast völlig ausgeschaltet. Die Einführung der Sjemstwo, deren Wahlrecht nicht Erbstände, sondern Berufsstände berücksichtigte, das Gerichtsstatut, die Bauern- und Friedensgerichte sowie schließlich die Einführung eines Bildungszensus für den Eintritt in den Staatsdienst nahm dem Adel die wichtigsten Vorrechte, deren er sich bis dahin gegenüber den andern Ständen erfreut hatte. Der Adel hatte somit in den sechziger Jahren nach seiner Meinung die Mitwirkung an der Regierung verloren, die er immer als seine Domäne betrachtet hatte.

Was ihm blieb, das war die äußerliche, durch Katharina verliehene ständische Organisation, einige Vorrechte beim Besuch militärischer Bildungsanstalten und als größtes Recht das Petitionsrecht beim Zaren durch Vermittlung der Gouvernementsadelsmarschälle.**) Aber — und das scheint mir das Unglück der

allzu großen Anzahl von privaten Agrarbanken 1866; 2. die Vernichtung der staatlichen Bedeutung des Standes, dadurch, daß ihnen das Recht genommen wurde, für die Verwaltung der Bauern, für deren sittliches und wirtschaftliches Wohlergehen und für die genaue Ausführung der auf ihnen liegenden Verpflichtungen verantwortliche Staatsbeamten zu sein; 3. den Verlust ihrer Ehrenstellung auf dem platten Lande, durch Herabsetzung auf die Stufe von gewöhnlichen Grundbesitzern, d. i. durch ihre Verwandlung aus Vertretern eines Standes in Vertreter einer Klasse, und 4. die Notwendigkeit der Übersiedlung vom Lande, um sich Existenzmittel zu schaffen, die Emigration des Adels, die in den Städten eine Vermischung des Adels mit dem »intelligenten« Proletariat . . ."

*) „Tätigkeit des Finanzministeriums von 1881 bis 1894", amtliche Ausgabe, St. Petersburg, W. Kirschbaum, 1902, S. 29.

**) Dieses Recht wurde der dworjanstwo schon am 21. April 1785 durch Katharina die Zweite geschenkt (gramota). Dann im Jahre 1831 wurden entsprechende Bestimmungen verändert und ergänzt in die Paragraphen 7 und 62 der Vorschriften über die Adelsversammlungen, die Wahlen und den Dienst des Adels hinüber genommen; sie bildeten die Grundlage für

gesamten Reformgesetzgebung der sechziger Jahre zu sein — den adlichen Ambitionen blieben zwei große Einfalltore offen, durch die sie in die neue Ordnung Bresche legen konnten. Das war die Sjemstwoordnung vom 1. Januar 1864 und das Reglement für die bäuerliche Selbstverwaltung.

* * *

Die Sjemstwoordnung vom 1. Januar 1864 enthielt folgende für unsre Betrachtung wesentliche Bestimmungen:

Die Institution der Sjemstwo wurde in 33 russischen Gouvernements eingeführt. Sie setzte sich zusammen aus Gouvernements- und Kreissjemstwo, von denen jede ihre eigne Behörde, die Uprawa, und ihren eignen Wahlkörper, die Ssobranije, hatte. Die Versammlungen (ssobraniji) hatten in den der Sjemstwo überlassenen Fragen die Initiative, während der Uprawa die Exekutive oblag. Die Kreissjemstwoversammlung setzte sich zusammen aus Abgeordneten,*) die gewählt wurden von den nicht zu Dorfgemeinden gehörenden Grundbesitzern des Kreises ohne Unterschied der Zugehörigkeit zu irgendeinem Stande, von den Städtern ohne Unterschied des Standes, von der Versammlung der Wolostältesten sowie den Ältesten aller Dorfgemeinden. Die gutsherrlichen und die städtischen Wähler übten ihr Wahlrecht entsprechend Umfang und Wert ihres Immobilienbesitzes unter Zugrundelegung eines ziemlich niedrigen Zensus aus, die Bauern wählten ihre Abgeordneten entsprechend der Größe des Landesbesitzes der in einer Wolost liegenden Dorfgemeinden. Das Kreisamt bestand aus sechs von den Kreisversammlungen ernannten Beigeordneten. Die Gouvernementssjemstwoversammlung bestand aus Abgeordneten der Kreisversammlungen, und zwar je zwei bis fünf von jedem Kreise entsprechend der Zahl von dessen Bevölkerung. Das Gouvernementsamt setzte

Artikel 112 und 135 des neunten Bandes der Gesetzsammlung von 1857. Als im Jahre 1865 (11. Januar) die Adelsversammlung von Moskau mit 270 gegen 36 Stimmen (s. Tatischtschew, Alexander der Zweite, Bd. I, S. 525) um Einberufung einer Volksvertretung und einer allrussischen Adelsversammlung bat, schritt der Senat hiergegen ein, und der Zar erklärte in einem an den Minister des Innern Grafen Walujew gerichteten Reskript vom 29. Januar 1865, daß kein Stand das Recht habe, im Namen eines andern zu sprechen, und daß niemand berufen sei, dem Kaiser über Nutzen und Nöte des Reiches ungefragt Vortrag zu halten. Entsprechend diesem Bescheid wurden die Artikel 112 und 135 im Jahre 1868 abgeändert und fanden auch in der Gesetzausgabe von 1876 Ausdruck, d. h. der Adel ging des Petitionsrechts verlustig. Erst im Jahre 1888 gab Alexander der Dritte dem Adel das Petitionsrecht in erweiterter Form zurück, was seinen Ausdruck in Artikel 152 und 169 des neunten Bandes der Gesetzsammlung Ausgabe 1899 bis 1902 findet. (S. Rechenschaftsbericht des Reichsrats über seine Geschäftsführung im Jahre 1901/02, S. 159, St. Petersburg, Reichsdruckerei, 1903.)

*) In dem zum mittlern Schwarzerdegebiet gehörenden Kreise Jeletz bestand die Kreissjemstwoversammlung zum Beispiel aus 33 Vertretern der Großgrundbesitzer, 10 Stadtvertretern, 28 Vertretern der Bauern. Unter den letztern waren auch Großgrundbesitzer. W. D. Spassowitsch, Gesammelte Schriften, Bd. VI, S. 285, in seiner Verteidigungsrede im Prozeß gegen einige Gemeindeälteste, die die Wahl liberaler Gutsbesitzer zugelassen hatten (21. [2.] März 1879).

sich aus sechs von der Gouvernementsversammlung ernannten Beigeordneten zusammen. Den Vorsitz in der Kreisversammlung führte der Kreisadelsmarschall, in der Gouvernementsversammlung eine durch besondern Ukas zu ernennende Person — meist der Gouvernementsadelsmarschall. Die Sitzungen waren öffentlich und fanden einmal jährlich statt, wobei die der Gouvernementsversammlungen nicht länger als zwanzig, die der Kreisversammlungen nicht länger als sieben Tage währen durften.

Wie aus der kurzen Darstellung der Sjemstwoordnung hervorgeht, hat der Adel lediglich als Besitzer einer gewissen Anzahl Deßjatinen Land, die je nach dem Bodenwert in den verschiednen Kreisen verschieden ist, Zutritt zu der Sjemstwo, und zwar mit allen Gutbesitzern zusammen. An Stelle des Erbstandes war der Erwerbsstand getreten und damit durch die Gesetzgebung einer Entwicklung Rechnung getragen, die sich in der Praxis trotz der Leibeigenschaft längst vollzogen hatte. Daß in diesen Vorschriften von dem bis dahin über Gebühr verwöhnten Adel eine Zurücksetzung gefunden werden konnte, mögen folgende Zahlen zeigen. Im Jahre 1878 gab es im ganzen 114716 adliche Besitzungen. Davon waren 24381 über 500 Deßjatinen groß, 33784 von 100 bis 500, 42754 von 10 bis 100 und 13797 nicht einmal 10 Deßjatinen.*) Das will sagen: von 114716 adlichen Gütern waren höchstens 58165 in den Sjemstwoversammlungen vertreten, das heißt, wenn nicht eine ganze Anzahl von Mandaten an die bürgerlichen Vertreter gefallen waren. Also mindestens die Hälfte des Adels, die bis 1864 als Beamte des Staates und adlicher Institutionen in der Provinz schaltete, wurde durch das Sjemstwostatut an die zweite Stelle gerückt. Es läßt sich denken, daß allein schon dieser Umstand eine Menge Reibungen hervorgerufen hat, die vom ersten Tage an zwischen den Selbstverwaltungskörpern und der Bureaukratie herrschten, um so mehr als die meisten alten Beamten doch in ihren Stellungen blieben, wenn auch unter andrer Benennung. Dieser psychologische Punkt, dem ich im Einverständnis mit Herrn Goremykin und im Gegensatz zu Herrn Witte**) eine

*) Die Tatsache, daß schon 1878 fast ein Achtel des Adels weniger als 40 Morgen besitzt, deutet darauf hin, welche gewaltigen sozialen und wirtschaftlichen Gegensätze innerhalb dieses „Standes" herrschen. Diese Gegensätze treten noch mehr hervor, sobald wir uns daran erinnern, wie viele Adliche über 40000 Morgen verfügen, und daß es einzelne unter ihnen gibt, die drei bis vier Millionen Morgen Land zu eigen nennen. Unter den Fabrikarbeitern sind Inhaber von Adelspässen gegenwärtig keine Seltenheit.

**) Siehe dessen Denkschrift über die Sjemstwo an den Zaren vom Jahre 1899, herausgegeben von Peter Struve, Stuttgart, bei J. H. W. Dietz Nachfolger (G. m. b. H.), 1903. Die Schrift wurde durch E. von der Brüggen in seinem Werk „Das heutige Rußland", Leipzig, Veit & Co., 1902, eingehend gewürdigt. Besonders charakteristisch für die Stellung eines Ministers im alten Rußland ist die Tatsache, daß sich der Finanzminister Witte für seine Ausführungen keines amtlichen Materials bedienen konnte. So war er gezwungen, seine Anschauung durch die tatsächlichen Angaben von Leroy-Beaulieu, Kennan, Wallace, Dragomanow, Dshanschejew zu belegen.

große Bedeutung beilege, fand im Laufe der Jahre stetige Kräftigung aus zwei voneinander unabhängigen Quellen: aus dem Rückgang des adlichen Besitzes und aus dem berechtigten Wunsche der Sjemstwo, auch die bäuerliche Selbstverwaltung in den Rahmen ihrer exekutiven Kompetenzen zu ziehen.

* * *

Wie bekannt, wurde die bäuerliche Selbstverwaltung nach dem Jahre 1861 derart eingerichtet, daß weder die Großgrundbesitzer, noch die neuen Provinzialselbstverwaltungskörper, nämlich die Sjemstwo, die Möglichkeit hatten, irgendeinen Einfluß auf bäuerliche Angelegenheiten zu gewinnen. Diese waren vielmehr von der Zentralgewalt abhängig. Anscheinend sollte diese Unabhängigkeit der bäuerlichen Gemeinden von allen übrigen Organisationen der Gesellschaft, in denen die Gutsbesitzer nach Lage der Dinge eine verhältnismäßig große Rolle spielen mußten, gerade im Gegensatz zu den vor 1861 herrschenden Verhältnissen der Illusion der Freiheit besonders starken Ausdruck geben. Der russische Bauer sollte sich entsprechend dem Wunsche der Slawjanophilen im Rahmen der kommunistischen Mirgemeinde in slawischer und rechtgläubiger Sonderart entwickeln und darin nicht durch äußere Einflüsse gestört werden. In dem Lande, wo sich der Adel als unfähig erwiesen hatte, Kulturträger zu sein, setzte ein Teil der Gesellschaft alle seine Hoffnungen auf den Bauernstand, in dem angeblich alle die nationalen Kräfte aufgespeichert sein sollten, die später einmal das russische Volk groß machen würden, und die stark genug sein könnten, alle westeuropäischen Einflüsse aus dem Volksstaat auszustoßen. So sagten wenigstens die Slawjanophilen, und nach ihren Weisungen handelte die Regierung. Die vermeintliche Freiheit wurde für die Bauern zu strengster Abschließung gegen alles das, was wir in Europa schlechthin Kultur nennen. Sie wurde besorgt durch die Bureaukratie, mit den Organen des Ministers des Innern (Gouverneure, Kreishauptleute, Kreisausschuß für bäuerliche Angelegenheiten) und mit denen des Heiligen Synods (Geistlichkeit). Bald stellte es sich aber heraus, daß in der neuen Organisation irgend etwas nicht in Ordnung sein könne. Der Adel, das heißt hier einige dem Hofe nahe stehende adliche Großgrundbesitzer, wies nach, die Schuld an allen Unzuträglichkeiten in der Provinz trage die Preisgabe des Adels als Stand. Ihr Ideal war die Adelsoligarchie, nach der alten Formel: Zar und Adel regieren den Bauern gemeinsam, alle übrigen Stände haben sich lediglich um privatwirtschaftliche Fragen zu kümmern! Die Kirche wurde Helferin dieser Kreise. Denn wenn der Mangel eines Einflusses seitens des Adels bemerkbar wurde, so geschah das, allerdings im negativen Sinne, in Fragen des Sektenwesens. Während der Herrschaft Nikolaus des Ersten kamen infolge der Duldsamkeit der Gutsbesitzer nicht soviel Klagen über Sektierer vor den Synod wie später, als Pope und Isprawnik allein mächtig im Dorfe wurden. Mit der religiösen Bewegung Hand in Hand ging die sozialistische Propaganda der Narodniki.

Das gab den Stimmen größeres Gewicht, die auf den Adel als auf die beste Stütze des Thrones hinwiesen. Aus dem slawjanophilen Lager vertrat Katkow solche konservative Anschauungen mit steigendem Erfolge. Alexander der Zweite beschränkte infolgedessen seine eignen Reformen dort, wo er sie hätte erweitern sollen.*) Statt der Sjemstwoorganisation den Boden freizugeben, in dem sie hätte Wurzel schlagen können, durch Verbindung der Wolost mit der Kreis- und Gouvernementssjemstwo, wurden die Funktionen aller Selbstverwaltungskörper beschnitten. Die Besteuerung kaufmännischer und technischer Betriebe wurde ihr beschränkt,**) ihre materielle Leistungsfähigkeit infolgedessen herabgesetzt.

Die Sjemstwo verlor an Bedeutung in dem Maße, wie Adel und Bureaukratie — immer mehr durchaus identische Begriffe — an Stärke gewannen. Leider muß ich es mir heute versagen, diesen unterirdischen Kampf, der von 1864 bis 1877 ausgefochten wurde, näher darzustellen. Das würde eine ganze Reihe von Briefen in Anspruch nehmen. Auch müßten Materialien herangezogen werden, die heute noch nicht ohne weiteres zugänglich sind, so über die Vorgänge, die zur Ernennung Tolstojs zum Unterrichtsminister führten, über die Beziehungen Pobjedonostzews sowie schließlich über die Stellung einzelner einflußreicher Familien zum Zaren und zum Thronfolger. Ich kann mich nur an die äußern Tatsachen halten, und die lassen die Zeit von 1864 bis zum Ausbruch des Krieges gegen die Türkei, ja bis zur Thronbesteigung Alexanders des Dritten für unsern Zweck unwesentlich erscheinen. Sie wird kurz gekennzeichnet: der Adel verlor immer mehr an wirtschaftlicher Kraft, und der Erwerbsstand der Großgrundbesitzer teilte sich in eine Partei, die für die weitere Ausbildung der demokratischen Selbstverwaltung eintrat, und in eine, die die Rückkehr zu den Verhältnissen der Zeit vor 1861 wünschte. Diese zweite wurde trotz ihrem innern Unwert als Kulturfaktor die stärkere, und zwar ganz abgesehen von den erwähnten politischen Gründen auch deshalb, weil der Staat durch die vielfachen politischen und großen wirtschaftlichen Unternehmungen darauf angewiesen war, die Zahl seiner Beamten zu vermehren. Hierher gehörten vor allem die tief einschneidenden Neuerungen im Zartum Polen, dessen Justiz- und Unterrichtsbehörden bis Mitte der 1870er Jahre vollständig in russische Hände übergingen.***) Die Eroberungen in Zentralasien schritten mächtig voran. Eine große Anzahl von Eisenbahnen waren gebaut worden. Sie gehörten zwar Privatgesellschaften, aber zogen dennoch wegen ihrer bessern Bezahlung viele Elemente in ihren Dienst, die sich sonst dem Staatsdienst zugewandt hätten. Ich glaube nicht, daß der eintretende Beamtenmangel direkt

*) Er wünschte, wie er selbst gesagt hat, die Selbstverwaltung einzurichten, um die Gesellschaft für spätere parlamentarische Tätigkeit vorzubereiten.

**) 21. November 1866.

***) Allerhöchst bestätigtes Gutachten des Komitees für das Zartum Polen vom 20. September 1876.

auf die Entschließungen der Regierung gewirkt hat. Aber ich meine, alle die angedeuteten Verhältnisse müssen bei einer Regierung, die in den Selbstverwaltungskörpern nicht mehr die wichtigste Schule für die politische Reifung der Gesellschaft sah, den Gedanken angeregt haben, sich nach einer Klasse in der Gesellschaft umzusehen, die nach ihrer Meinung geeignet war, die Cadres der Behörden zu füllen. Diese Klasse aber war der Teil des Adels, der in altrussischer Auffassung seinen innern Wert aus dem Maße der ihm durch den Zaren zugewandten Gnade herleitete — der Dienstadel. Diesen Dienstadel wiederhergestellt und mit Machtbefugnissen ausgerüstet zu haben, war eine der wesentlichsten Leistungen der Regierung Alexanders des Dritten.



Irland als Dorn unter dem Panzer Englands

2



Der Versuch, Irland zufrieden zu stellen, ist natürlich des Schweißes der Edeln wert. Nur hat die Geschichte längst das Urteil formuliert, daß der Versuch, den Gladstone nun unternahm, scheitern mußte, nicht nur wegen der Abneigung des englischen Volks, sondern auch an seiner innern Unmöglichkeit. Durch den Rückgang der Bevölkerung Irlands auf die Hälfte des frühern Standes war die Zahl seiner Parlamentsabgeordneten relativ viel zu groß geworden. Gladstone wollte sie entsprechend verringern, was natürlich in der Sachlage ganz begründet ist und auch in England keinen Widerspruch fand. Aber für diese Einbuße sollten die Iren überreich entschädigt werden. Sie sollten endlich Homerule erhalten: ein eignes Parlament in Dublin, das die irischen Angelegenheiten erledigen sollte. Ein zweites Gesetz sollte Farmerstellen aus Großgrundbesitz bilden. Gladstone verwies auf Österreich-Ungarn; Irland werde nicht so viel Selbständigkeit erhalten wie Ungarn; sein Verhältnis zu England werde eher dem jetzigen Bayerns zu Preußen zu vergleichen sein. Das war denn doch den Engländern zu viel, nicht nur den alten Whigs, sondern auch vielen Radikalen. Der Herzog von Devonshire, Goschen, Forster, ferner Bright und Chamberlain trennten sich von den Gladstonianern, die nunmehr offiziell den Namen Liberale annahmen, und verbanden sich mit den Konservativen zu der neuen „unionistischen" Partei; sie wollte die Union Irlands mit England aufrecht erhalten. Das Unterhaus lehnte das Homerulegesetz ab. Gladstone ordnete Neuwahl des Parlaments an, erlitt aber eine schwere Niederlage.

Die Folge war, daß im Januar 1887 ein neues konservatives Ministerium Salisbury gebildet wurde, in das alsbald auch Goschen und Devonshire eintraten. Die neue Regierungspartei wurde vor allem durch den gemeinsamen

Abscheu gegen Homerule zusammengehalten. Arthur Balfour, der spätere Premierminister, wurde Vizekönig von Irland und hielt mit der nötigen Entschlossenheit die Bewegung in Irland nieder. Er scheute vor Ausnahmegesetzen nicht zurück. Auch die konservative Regierung entschloß sich nun, wohl unter dem Einfluß der liberalen Unionisten, zu Reformen. 1887 und 1891 schuf sie Gesetze, die mit Staatshilfe die Umwandlung von Großgrundbesitzungen in freie Bauern beförderte. Für Verkehr, für Entwässerung, für Schulwesen wurden ansehnliche Summen zur Verfügung gestellt.

Eine Episode dieser Zeit bildet eine Anklage der Times gegen Parnell, daß er Mondscheinbanden organisiert habe und an dem Morde im Phönixpark mindestens indirekt mitschuldig sei. In einem Prozeß erwies sich das Material, auf das die Anschuldigung in gutem Glauben gegründet war, als gefälscht. Schlimme Einbuße erlitt Parnells Ansehn 1890 durch einen Ehescheidungsprozeß, in dem er verurteilt wurde. Die irische Partei spaltete sich in Parnelliten und Antiparnelliten, wodurch wenigstens ihre Aktionsfähigkeit gelähmt wurde. Auch als Parnell 1891 starb, und der jetzige Hauptführer John Redmond an die Spitze der Parnelliten trat, blieb die Spaltung bestehn; erst 1900 verschwand sie.

Während der unionistischen Regierung erreichten die Ruhestörungen in Irland keinen sehr hohen Grad. Ihr Sturz 1892 nach Parlamentsneuwahlen hatte wenig mit irischen Angelegenheiten zu tun. Die Liberalen erlangten wieder eine Mehrheit, in der jedoch die Iren nicht zu entbehren waren und folglich eine entscheidende Gewalt ausübten. Gladstone bildete eine neue Regierung, diesesmal unter Ausschluß der liberalen und radikalen Unionisten. Auch Lord Rosebery, der kein sehr hitziger Gesinnungsgenosse war und nicht mehr lange in dem Zirkel der leitenden Liberalen blieb, war Mitglied des Ministeriums. Die Regierung führte sofort einige Milderungen in der strammen Verwaltung Irlands ein und kam dann mit einer neuen Homerulebill, die die erste noch erweiterte. Ähnlich wie in Österreich-Ungarn sollten die auswärtigen Angelegenheiten, Heer, Marine und Zollwesen Reichsangelegenheit bleiben, also in letzter Linie vom Parlament in Westminster abhängig bleiben, wo die Iren eine stark verringerte Vertretung hatten. Im übrigen sollte Irland durch einen Vizekönig und ein dem zu bildenden irischen Parlament verantwortliches Ministerium selbständig regiert werden. Die Stimmung in England erhitzte sich sehr dagegen. Im Unterhause wurde die Bill zwar angenommen, doch verließ sich das Oberhaus auf die Unpopularität der Maßregel und wagte — wozu es sich wohlweislich nur selten aufrafft — die Ablehnung gegen eine verschwindende Minderheit. Es wollte eine Neuwahl herbeiführen. Dazu hatte Gladstone nicht den Mut. Er fürchtete mit Recht eine entscheidende Niederlage bei der Wählerschaft und ließ sich daher den Affront des Oberhauses gefallen. Er selber trat am 3. März 1894 zurück und ließ die Regierung in den Händen Roseberys und seiner Freunde.

In Irland machte dieser Gang der Dinge, auch der Mangel an Mut bei den Liberalen in bezug auf Neuwahlen, einen recht übeln Eindruck. Die irische Reformgesetzgebung blieb stecken, teilweise im Oberhause, das seine Macht zeigen wollte, da es die Neuwahl des Unterhauses nicht fürchtete. Mit einer neuen Homerulevorlage wagte man nicht einmal vor das Unterhaus zu treten. Ein Gesetz zugunsten der exmittierten Pächter wurde vom Oberhause verworfen. Schließlich gab eine Zufallsabstimmung den Ausschlag. Die Regierungspartei war nicht genügend zur Stelle, sodaß die Opposition ein Mißtrauensvotum gegen den Kriegsminister Sir Henry Campbell-Bannerman, den jetzigen Premier, durchbrachte. Die liberale Regierung trat im Juni 1895 ab. Die Konservativen bildeten das Ministerium Balfour-Chamberlain, das bis zum Januar 1906 dauern sollte. Wieder waren die liberalen und konservativen Unionisten verbunden. Vereint erreichten sie eine Mehrheit von über 150 Stimmen gegen Liberale und Iren. Es war das Ministerium des Transvaalkrieges, der größerbritannischen Zolleinigung und der Politik der Bündnisse und Ententen.

Im Parlament hatte es keinerlei Schwierigkeiten. Dagegen erwuchsen ihm solche aus dem alten irischen Hexenkessel in Menge. Gleichwohl blieb es bei der Reformpolitik und brachte alsbald ein Gesetz zustande, das abermals neue Begünstigungen für die Schaffung freier Bauernstellen einführte. Es ging sogar zur Einführung lokaler Selbstverwaltung in Irland über, wie man sie kurz zuvor im übrigen Großbritannien mit Erfolg geschaffen hatte. Die Sache wurde in großem Stil unternommen. Eine mit $2^3/_4$ vom Hundert zu verzinsende Anleihe, die mit 5 Millionen Pfund Sterling (100 Millionen Mark) jährlich für die ersten drei Jahre festgesetzt wurde, sollte die notwendigen Mittel liefern. Die Gesamtsumme der Aufwendungen wurde auf 100 Millionen Pfund Sterling begrenzt. Das Geld sollte den Pächtern, die ihre bisherigen Pachtungen in freies Eigentum verwandeln wollten, zu dem gleichen niedrigen Zinsfuß geliehen werden. Die Rückzahlung sollte erst in einem Zeitraum von $68^1/_2$ Jahren, und zwar ganz allmählich, erfolgen. Gegen den Ankauf von Grundbesitz durch Bodenwucherer oder Geldverleiher waren besondre Vorkehrungen getroffen. Außerdem wurde ein Fonds von 12 Millionen Pfund Sterling ausgesetzt, um diese Übertragung des Eigentums dadurch zu fördern, daß der Staat Verluste auf sich übernähme. Diese Maßregel eines konservativen Ministeriums muß als großherzig bezeichnet werden. Auch die Liberalen und die Iren konnten nicht leugnen, daß das Gesetz einen großartigen Fortschritt in der Lösung der Landfrage bedeute. Das Unterhaus nahm es am 21. Juli 1903 mit 317 gegen 20 Stimmen an. Auch das Oberhaus billigte es, und es trat unter günstigen Aussichten in Kraft. Irische Pächter fanden sich anfänglich in genügender Zahl, um auf diese Weise Eigentümer zu werden.

Allein der große Gegensatz konnte nur zeitweilig überwunden werden. 1898 hatte O'Brien die United Irish League gegründet, die von da an anstatt

der aufgelösten Landliga die Agitation übernahm. Sie suchte alles zu verhindern, was zu einer friedlichen Gestaltung der Dinge führen konnte. Die $2^3/_4$ Prozent Hypothekenzinsen waren doch immer noch eine Rente, sie aber wollte keine Rente. Der Burenkrieg gab dem Irentum Gelegenheit, seinen Haß gegen die Engländer stürmisch zu entfalten, sogar im Parlament wurden Demonstrationen zugunsten der Buren gemacht. Dagegen konnten den irischen Regimentern in Südafrika keine Vorwürfe gemacht werden; das veranlaßte die greise Königin, die fast niemals in ihrem Leben Irland besucht hatte, eine Reise dorthin zu machen.

Doch was können solche Mittel gegen einen so tiefeingewurzelten Volkshaß verschlagen! Schon ein halbes Jahr nach dem Erlaß des Landankaufgesetzes von 1903 trat John Redmond wieder mit vollster Unversöhnlichkeit hervor. Die Homerulebewegung sollte wieder belebt werden. Kein Zugeständnis Englands könne die Iren zufriedenstellen als allein die Einräumung vollständiger Selbständigkeit. Das Ministerium Balfour gab neue Zeichen seiner Versöhnlichkeit. Ein irischer Oberst, Lynch, hatte im Burenkriege offen gegen die Engländer gefochten und war dafür zum Tode verurteilt worden. Die Regierung veranlaßte die Umwandlung in lebenslängliche Zuchthausstrafe und würde auch zu weiterm bereit gewesen sein. Die wachsende Macht der United Irish League verhinderte jegliche friedfertige Annäherung. In der Regierung fanden sich Wortführer weiterer Zugeständnisse. Es hatte sich in Irland eine Irish Reform Association gebildet, die den radikalen Widerstand der Nationalisten verschmähte. Sie betonte mit Recht, daß sich das Reichsparlament zu Westminster viel zu wenig um die laufende Verwaltung der Insel bekümmere. Es müsse ein unter dem Vizekönig stehender Rat eingesetzt werden, der mit einem ebenfalls zu schaffenden irischen Parlament die rein irischen Angelegenheiten zu ordnen habe, jedoch auf der Grundlage des englischen Rechts, nicht irischer Willkür. Das wäre also ein gemäßigtes Local Government gewesen im Gegensatz zu Homerule. Der Staatssekretär für Irland im Ministerium Balfour, Mr. Wyndham, wollte derartige Bahnen beschreiten. In seinem eignen Lager war die Mehrheit dagegen, sodaß er im März 1905 zurücktreten mußte. Sein Nachfolger wurde Walter Long, ein Mann, der von vielen als der künftige leitende konservative Staatsmann Englands angesehn wird.

Im Januar des folgenden Jahres kam es zur Neuwahl des Parlaments. Gegen Balfour und Chamberlain hatte sich viel Abneigung angesammelt. Die eigentlichen Liberalen entschlossen sich, nicht nur mit der auf dem Boden der bisherigen Gesellschaftsordnung stehenden Arbeiterpartei zusammenzuwirken, sondern auch mit den Sozialdemokraten und mit den Iren. Die verbündeten Parteien erlangten einen großartigen Sieg und eine Parlamentsmehrheit von beispielloser Stärke. Die Liberalen und die Arbeiterpartei waren sogar für sich allein stark genug, eine Mehrheit zu bilden, auch wenn die Iren zu den Konservativen gingen. Sie waren also von den Iren unabhängig. Das alte

Ministerium trat zurück, Campbell-Bannerman wurde Premierminister, Bryce wurde Staatssekretär für Irland.

Natürlich hatten sich die Liberalen damit auch Verpflichtungen auferlegt, wiewohl sie Gladstones Plan von sich gewiesen hatten. Sie bemühten sich redlich, den Wechsel einzulösen. Es kam zu den beiden Reformentwürfen, die schon im Eingang dieser Zeilen erwähnt worden sind, dem von Bryce und dem von seinem Nachfolger Birrell, die beide von den Iren als ungenügend rundweg verschmäht wurden.

Inzwischen hatten sich die Verhältnisse in Irland wieder ganz trübe gestaltet. Mehr und mehr gehorchten die Pächter dem von der United Irish League ausgehenden Befehl, keine Käufe vorzunehmen. Dem irischen Volke solle das ihm einst geraubte Land unentgeltlich zurückgegeben werden. Auf der lustig im Winde flatternden Agitationsfahne stand das vielsagende Wort: no rent. Der Boykott wurde in umfassendstem Maße gegen alle Grundbesitzer geübt, einerlei ob Engländer oder nicht; auch gegen Pächter, die dem Gebot der Liga zuwider überhaupt Pacht zahlten. Auch unter diesen waren manche redliche Leute; es kam vor, daß sie heimlich ihre Pachtgelder zahlten und sich eine Quittung verbaten, damit nicht etwa die Revisoren der Liga (den Camorristas in Neapel vergleichbar) ein sie belastendes Aktenstück bei ihnen fänden. Die Äcker blieben unbestellt, die Landleute saßen in den Branntweinkneipen und politisierten. Auch die Mondscheinbanden trieben wieder ihr Unwesen, selbst in den Straßen von Dublin. Die Polizei fühlte sich nicht stark genug, um sich an sie heranzuwagen. „Wie können wir auch, so lautete eine sehr bezeichnende Darstellung von beteiligter Seite, mit den wenigen uns zur Verfügung stehenden Polizisten Tausende von Häusern und Pächtern überwachen? Als es noch Zeit war(?), das Übel mit der Wurzel auszurotten, verhielt sich die Regierung aus befremdlichen Ursachen untätig und ließ die beste Gelegenheit vorübergehn. Ich verstehe die Regierung im Schlosse zu Dublin nicht. Augenscheinlich wachsen ihr die Dinge über den Kopf, und es wird schwere Zeiten geben, wenn es einmal heißt, gründlich aufzuräumen. Tausende von Pächtern sind gezwungen worden, der Liga beizutreten, sie gewinnt von Tag zu Tag an Macht. Ein Glück ist es, daß die Geistlichkeit, oder der überwiegende Teil derselben, bisher die Dinge nur aus der Ferne betrachtet und nicht Partei für die Rebellen genommen hat."

Die größte Macht der Liga liegt im Süden und im Westen. In ganz Irland hat sie 1200 Zweigvereine, die nicht unähnlich den örtlichen Jakobinerklubs in Frankreich oder den Femgerichten in Deutschland sind. Heimlich wird beschlossen, einen unbeliebten Mann zu ermorden oder mit einer Anzahl Vermummter zu überfallen und zu töten oder ihm sein Haus, seine Viehställe und Scheunen über dem Kopfe anzuzünden. In einigen Grafschaften stehen beständig Dutzende von Personen unter polizeilicher Schutzbewachung. In vier Grafschaften standen 120 Pächterhäuser leer, weil die Berechtigten für ihr

Leben fürchteten. Die nächsten Opfer der Gewalttat waren die „Graziers“. Grazier (zu deutsch Gräser) sind Leute, die von den Großgrundbesitzern Weideländereien pachten, diese im Frühjahr mit jungen Ochsen beschicken, die den ganzen Sommer durch auf der Weide bleiben und im Herbst nach England verkauft werden. Da das Irentum nicht will, daß Pacht bezahlt wird, so muß es auch die Gräser stören. Es kommt also nachts zu den Weiden, bricht die Umzäunungen nieder und verjagt das Vieh. Da die Übeltäter nicht stehlen, so sind sie schwer zu überführen. Sie rühmen sich, das Vieh in einer einzigen Nacht auf weite Entfernungen verjagen zu können. Möchten sich doch die Eigentümer ihre Ochsen an der Ost- oder an der Westküste oder in den Getreidefeldern der innern Grafschaften wiedersuchen! Oder man bricht in die Ställe ein und läßt das Vieh laufen; das geringe Aufsichtspersonal wagt gegen die in gehöriger Anzahl erscheinenden „Mondscheiner“ nicht vorzugehn. Das Zeugenverfahren versagt vollständig. Die jetzige konservative Opposition verlangt von der Regierung stürmisch ein kraftvolles Einschreiten gegen die Übeltäter. Aber die Minister, die Polizei sind in einer schlimmen Lage. Hat doch auch die frühere Regierung dem Unfug keinen Einhalt gebieten können! Die liberale aber hat die Iren in gewissem Sinne zu ihrem politischen und parlamentarischen Anhang zu rechnen.

Gleich bei Beginn der neuen Regierung hatten die Iren sie gewarnt, sie möge nicht glauben, mit einer bloßen Ausdehnung der Selbstverwaltung, auch wenn sie über Wyndhams Plan hinausgehn wolle, auszukommen. Die Iren würden im Parlament zu Westminster Obstruktion treiben, auf der Insel aber jede ordentliche Verwaltung unmöglich machen. Sie seien entschlossen und hätten die Gewalt. Schon im Oktober 1906 richtete das Parlamentsmitglied Mr. Ginnell einen flammenden Appell an das Volk, die Vertreibung des Dämons des Gräsertums zu vollenden. Kein Mann von gesundem Menschenverstande werde glauben, daß die liberalen englischen Minister ihnen helfen würden, dieses Ziel zu erreichen. Im Juni dieses Jahres forderte Mr. Kelly, ein Ortsvorsteher oder ähnlicher Beamter, eine Versammlung in Galway auf, den dortigen Großgrundbesitzer Lord Ashtown zu behandeln, wie 1883 John Blake behandelt worden sei. John Blake war einfach totgeschossen worden. Das konnte sich doch auch die nachsichtigste Regierung nicht bieten lassen. Sie setzte Mr. Kelly unter Anklage. Mittlerweile fährt dieser in seinen Amtsfunktionen fort. Neuerlich soll diese eigentümliche Magistratsperson ihren Amtsbefohlnen gesagt haben, es gebe eine Parlamentsakte, kraft deren alles Weideland unter das Volk verteilt werden solle; dieses habe ein anerkanntes Recht darauf. Wenn sich sogar Angehörige der Obrigkeit so äußern, so kann man sich nicht wundern, daß kaum ein Tag vergeht, an dem nicht die Zeitungen von Viehverjagung zu erzählen haben. „Es kann niemand wundernehmen, so sagen die Times vom 20. Juni dieses Jahres, daß die schmerzlichen Eindrücke unter den irischen Unionisten über die vertuschende Sprache des Lord

Denman, des Sprechers der Regierungspartei in der betreffenden Parlamentsverhandlung, beständig stärker geworden sind, und die Äußerung Lord Denmans, daß nach Meinung der Regierung das Verjagen von Vieh an und für sich kein Verbrechen von sehr ernster Natur sei, wurde in Irland von den Leitern der Liga und den Organisatoren des Kampfes gegen die Weidewirtschaften willkommen geheißen." Man verbreitet ein angebliches Wort des Staatssekretärs Mr. Birrell, daß er für seine Person entzückt sein würde, wenn das Volk aus eigner Kraft, sei es auch durch rohe Mittel, Abhilfe von dem Übel der „Gräser" fände.

Durch den schon eingangs erwähnten Ruf der United Irish League zu den Waffen (vom 20. Juni) hat der Kampf noch einen umfassendern Charakter angenommen, wiewohl von neuen sensationellen Verbrechen für die letzten Wochen noch nicht gerade zu berichten ist. Vielleicht hat man solche für den Herbst und Winter zu erwarten, denn auf diese verweist die Kundgebung des Vorstandes mit aller Offenheit. Inzwischen geht die Regierung mit einem neuen Beruhigungsversuch vor. Die evicted tenants bill soll den Pächtern, die, weil sie keine Pacht bezahlt haben, von den Eigentümern an die Luft gesetzt worden sind, Pachtungen verschaffen. Es waren deren Anfang Juli 8400. Um diesen Pachtungen von 40 Acres (16 Hektar) zu verschaffen, wären 336000 Acres nötig. Es sind aber nur 80000 Acres unverpachtetes Land käuflich. Die Kommissare der Regierung sollen nun durch das neue Gesetz das Recht erhalten, die Eigentümer von Land zu enteignen und ihnen einen Preis nach Gutdünken dafür zu zahlen, auch wenn sie nicht verkaufen wollen. Sollen denn, so fragen aufgeregt die Gegner, die Pächter, die ehrlich ihre Pacht bezahlt haben, durch solchen Zwangskauf an die Luft gesetzt werden zugunsten von Pächtern, die ihren Verpflichtungen nicht nachkommen? Die irische Verwicklung bringt England auf abenteuerliche Heilungsversuche.

Zu allem Überfluß kommt auch noch eine neue jungirische Bewegung auf; sie nennt sich Sinn Feinn, zu deutsch: „wir selbst". Ihr Ziel ist ebenfalls die Loslösung Irlands aus dem englischen Regiment; jedoch soll sie im Gegensatz zu der United Irish League, die England zu der Freigebung der Insel zwingen will, direkt durch irische Kräfte geschehen. Der äußerste Radikalismus kommt hier zum Worte. Sinn Feinn sagt: „Ihr verweigert uns Homerule? Wohlan, wir werden es uns schaffen." Die Kinder Irlands sollen in eignen irischen Schulen und Universitäten erzogen werden. Landwirtschaft, Industrie, Schiffahrt, Handel, Börsenwesen, alles soll auf eigner nationaler Grundlage unter Zurückstoßung alles Englischen geschaffen werden. Natürlich ein eignes irisches Parlament mit eigner irischer Regierung. Eigne Konsulate im Auslande. „Wir fordern das Volk auf, die Gerichtshöfe zu boykottieren und ihre Streitigkeiten freiwillig nationalen irischen Schiedsgerichten zu unterbreiten." Börsen und Banken sollen ausschließlich irisch sein. „Wir empfehlen die Boykottierung englischer Waren und die Verweigerung des Eintritts in den englischen Zivil-

und Militärdienst. Mit der Zeit wollen wir alle englischen Steuern verweigern und in unsrer eignen Hauptstadt eine mit moralischer Autorität ausgestattete nationale Körperschaft errichten, einen Rat der Dreihundert, der sich aus Mitgliedern des Generalrats, der Grafschaftsräte, der Gemeinderäte usw. zusammensetzt und tatsächlich ein irisches Parlament bilden wird, das die Vollmacht hat, Beschlüsse zu fassen, die das irische Volk als Gesetze ehren wird."

Das erscheint einem kühlen Beobachter als ein abenteuerliches Programm. Der irische Kelte ist aber nicht kühl, er ist ein Hitzkopf. Einen gewissen Erfolg hat Sinn Feinn schon errungen, insofern er die United Irish League zu großem Eifer angespornt hat. Von einer Beruhigung Irlands, einer Verständigung der beiden großen Nationen, ist man anscheinend weiter entfernt als je.



Aufgaben der innern Politik

Von Carl Negenborn



Die Hebung der wirtschaftlichen Lage der Arbeiter ist sehr wichtig, aber alles ist damit noch nicht getan. Zum Kampfe mit der Sozialdemokratie bedarf es auch geistiger Waffen, und wir sind in der glücklichen Lage, daß die Massen der Industriearbeiter der Mehrzahl nach nicht geistig stumpf sind, sondern nach Vermehrung ihrer Kenntnisse verlangen. Die schnelle wirtschaftliche Entwicklung, die damit zusammenhängende Verbesserung der materiellen Lage des Arbeiterstandes und die angestrengte und fruchtbare geistige Arbeit der führenden Stände haben es in Deutschland mit sich gebracht, daß sich auch der untern Volksschichten ein wahrer Bildungshunger bemächtigt hat. Die Volksschule hat sie so weit gefördert, daß sie jetzt mehr verlangen. Man will sich nach der einförmigen Tagesarbeit beschäftigen, will teilnehmen an den die Welt bewegenden Tagesfragen, sich in seinem Spezialarbeitsfache bessere Kenntnisse aneignen. Das Streben, geistig vorwärts zu kommen, wird bestimmt weiter zunehmen, und ihm entgegenzukommen ist eine der wichtigsten sozialen Fragen. Das Bildungsbedürfnis der Massen gibt das Mittel, ihnen nahe zu kommen, ihnen an Stelle der schädlichen, die niedrigsten Instinkte weckenden Schundliteratur, die jetzt in Millionen von Exemplaren durch das ganze Land verbreitet wird, gute Bildungsmittel in die Hand zu geben, sie auch politisch zu belehren, ohne daß der Verdacht staatlicher Bevormundung entsteht. Die Förderung der Volksbibliotheken ist also ein vorzügliches Mittel gegen die Sozialdemokratie, und von diesem Mittel Gebrauch zu machen ist um so dringender, als gerade die Sozialdemokratie das Bildungsbedürfnis der Massen längst erkannt hat und eifrig bemüht ist, es durch Gewährung von Büchern, Schriften und Zeitungen auszunützen. In sehr geschickter

Weise gründet die sozialdemokratische Partei Volksbibliotheken überall da, wo keine öffentliche Bibliothek vorhanden ist, und wenn dann die Gemeinde oder ein Verein mit der Schaffung einer Bibliothek nachhinkt, so ist es oft zu spät, den Schaden wieder gut zu machen. In den großen Städten hat man die Bedeutung der Angelegenheit erkannt und vielfach vortreffliches geleistet. Um nur einige Beispiele aus den Industriestädten zu geben, sei hier erwähnt, daß Essen, wo doch schon die große Kruppsche Bibliothek besteht, im Jahre 1907 nicht weniger als 36000 Mark für seine Bibliothek aufwendet, Elberfeld 26000 Mark, Barmen etwa ebensoviel, Krefeld 11000 Mark. Um auch eine Vorstellung davon zu geben, wie sehr diese Bibliotheken benutzt werden, sei hier nur hervorgehoben, daß in Barmen im Jahre 1906 nicht weniger als 270000 Bände entliehen wurden, und daß ein Drittel der Leser Arbeiter waren. In Essen sind sogar zwei Drittel der die Bibliothek benutzenden Leser Arbeiter. Solche große Städte sind in der Lage, das Bildungsbedürfnis der Arbeiterschaft zu befriedigen, und es ist erfreulich, daß sie es tun. Die kleinen Städte und die Kreise haben aber diese Mittel nicht, was sie leisten, kann nur Stückwerk sein, und hier müßte unbedingt der Staat eintreten, wie kürzlich erst in diesen Blättern nachgewiesen worden ist.*) Der preußische Staat hat aber im Jahre 1907 zur Förderung der Volksbibliotheken nur 100000 Mark in den Etat eingestellt. Daß mit dieser Summe nichts geleistet werden kann, liegt auf der Hand. Da es an Mitteln in Preußen nicht fehlt, muß leider der Schluß gezogen werden, daß die Bedeutung der Aufgabe, die hier zu lösen ist, noch nicht voll gewürdigt wird. Je früher man sich entschließt, reichliche Mittel für die Förderung der Volksbibliotheken und Lesehallen zur Verfügung zu stellen, desto besser; das Geld, das für diesen Zweck ausgegeben wird, ist nicht unnütz aufgewandt.

Eine gesunde staatliche und kommunale Förderung des Arbeiterwohnungswesens, Anregung des Sparsinns, Erziehung der Mädchen und Frauen zur Wirtschaftlichkeit und Befriedigung des Bildungsbedürfnisses des Volkes, das dürften hiernach die wesentlichsten Aufgaben einer Politik sein, die sich das Ziel setzt, in den Großstädten und in den überwiegend industriellen Bezirken die schädlichen Wirkungen auszugleichen, die von der räumlichen und sozialen Umschichtung der Nation ausgegangen sind. Andre Aufgaben werden auf dem platten Lande und besonders im Osten der preußischen Monarchie zu erfüllen sein, also in den Gebieten, die seit langer Zeit nicht nur ihren Menschenüberschuß an die Großstädte und an die Industrie abgeben, sondern teilweise, wie gezeigt worden ist, sogar in der Bevölkerungszahl zurückgehen und an einer Blutleere leiden, die jeden, der es gut meint mit unserm Vaterlande, mit ernster Sorge erfüllen muß. Hier besteht die Aufgabe, wenigstens einen Teil des Geburtenüberschusses dem platten Lande und dem Osten zu erhalten. Die Losung kann also hier nur lauten: Ansiedlungspolitik großen Stils. Es ist bekannt, daß der Kampf

*) Das Volksbibliothekswesen in Preußen von Kurt Kamlah, 1906, Heft 26.

gegen das Polentum in den von diesem besonders bedrohten Provinzen Posen und Westpreußen den preußischen Staat gezwungen hat, die Ansiedlung von deutschen Bauern nach Möglichkeit zu fördern, und wieviel in diesen Provinzen schon geleistet worden ist.

Aber diese aus nationalen Gründen begonnene Arbeit ist eben auf einen Teil des Ostens beschränkt, für die andern östlichen Provinzen, für Schlesien, die Mark, für Pommern und für das unter der Entvölkerung in besonderm Maße leidende Ostpreußen ist bisher wenig geschehen. Und doch muß hier eingegriffen werden. Wer die Verhältnisse in Ostpreußen kennt, der weiß, daß es höchste Zeit ist. Die Pflicht des Staates gegenüber den östlichen Provinzen ist um so größer, als die ungünstigen Agrarverhältnisse, der Rückgang des Bauernstandes im Osten zum guten Teile auf die Hardenbergische Gesetzgebung zurückzuführen sind. Es ist unmöglich, hier auf die Einzelheiten einzugehn, erwähnt sei nur, daß infolge dieser Gesetzgebung, die in dem Streben nach Befreiung des Verkehrs und des Besitzes durchaus nicht nur gutes geschaffen, sondern auch viele schwere Fehler gemacht hat, in den östlichen Provinzen im Wege der Abtretung an den Großgrundbesitz fast 800000 Morgen und im freien Verkehr über 400000 Morgen Land dem bäuerlichen Besitz verloren gegangen, daß über 5000 selbständige Bauernwirtschaften eingegangen sind. Solche Verluste machen sich fühlbar und sind nur durch angestrengte systematische Arbeit wieder auszugleichen. Es muß also kolonisiert werden im Sinne Friedrich Wilhelms des Ersten und Friedrichs des Großen. Das hat kürzlich auch der neue preußische Landwirtschaftsminister Herr von Arnim anerkannt, indem er am 6. März 1907 vor dem Landesökonomiekollegium sagte: „Wir müssen uns darüber klar werden, daß, wenn wir nicht der Abnahme der landwirtschaftlichen Bevölkerung steuern, keine Besserung der Arbeiterverhältnisse möglich ist. Ein Mittel hierfür ist die Schaffung einer dichtern Bevölkerung. Ich gebe zu, daß auf diesem Wege keine schnelle Abhilfe der Notlage zu erwarten ist, andrerseits aber steht fest, daß tatsächlich ohne ein konsequentes Vorgehen mit den Arbeiteransiedlungen kein Erfolg zu erreichen ist. Ich mache Sie auf die Gegenden aufmerksam, in denen schon früher Ansiedlungen gegründet worden sind, abgesehen von den Erfolgen in England, Dänemark und Schweden. So ist der Warthebruch, der damals eine Wüste war, unter Friedrich dem Großen mit einer dichten Bevölkerung besetzt worden, und das hat sich noch bis auf den heutigen Tag bewährt. Ähnliche Wirkungen haben wir mit den Ansiedlungen in Westpreußen gemacht. Diese Beispiele zeigen, daß auf diesem Wege etwas zu machen ist. Wenn wir jahrzehntelang konsequent vorgehn, kleine Stellen auf dem Lande zu schaffen und mit Arbeitern zu besetzen, dann müssen wir einen Erfolg haben. Ein andres Mittel, die ländliche Bevölkerung zu vermehren, gibt es nicht, wenigstens kein Mittel von so grundlegender Bedeutung.“ Leider hat man in den Kreisen der östlichen Großgrundbesitzer bisher nur wenig Verständnis dafür, daß nur durch eine konsequente Ansiedlungspolitik zugleich dem

Arbeitermangel abgeholfen werden kann, unter dem die östliche Landwirtschaft in einem solchen Maße leidet, daß die schwersten Gefahren daraus entstehn können. Alle nur erdenklichen Einwendungen werden gemacht, die sämtlich in dem Satze gipfeln: es geht nicht. Und es geht doch, denn es muß gehn. Der Beweis dafür ist in einzelnen Fällen auch schon erbracht worden, und von besonderm Interesse ist es, daß sich unter denen, die auf ihren Besitzungen durchaus gelungne Ansiedlungsversuche gemacht haben, auch der frühere preußische Landwirtschaftsminister von Podbielski befindet.*) Ähnliche Versuche haben, um nur einige Beispiele zu nennen, mit Erfolg gemacht ein Herr von Klitzing auf Kolzig im Kreise Grünberg und besonders der Kreisausschuß des Kreises Briesen. Aber das sind eben nur Versuche Einzelner. Wirkliche Erfolge hat man auf diesem Gebiete in dem viel geschmähten Lande Mecklenburg-Schwerin aufzuweisen, wo man auf den Domanialgütern des Großherzogs seit dem Jahre 1846 10500 Häuslerstellen neu gegründet hat. Was das bedeutet, wird klar, wenn man bedenkt, daß man in den sechs östlichen Provinzen 400000 Häuslerstellen schaffen müßte, um dem Größenverhältnis entsprechend ähnliches zu leisten, wie in Mecklenburg-Schwerin geschehen ist. Was auf diesem Gebiete geleistet werden kann, wenn der Wille vorhanden ist, das hat auch Dänemark bewiesen. In vier Jahren hat man dort 1592 ländliche Arbeiterstellen gegründet, und der Staat stellt jährlich für diesen Zweck drei Millionen Kronen zur Verfügung, was für den Osten Preußens umgerechnet etwa 25 Millionen Mark jährlich bedeuten würde. Was Mecklenburg und Dänemark können, muß Preußen auch können.

Nach der Rede des preußischen Landwirtschaftsministers kann man hoffen, daß eine Ansiedlungspolitik auch für die bisher vernachlässigten Provinzen endlich eingeleitet werden wird. Geld wird diese Kolonisation kosten, aber das darf davon nicht abschrecken. Man ist geneigt, anzunehmen, daß Friedrich Wilhelm den Ersten und Friedrich den Großen ihre kolonisatorische Tätigkeit wenig oder nichts gekostet habe, weil damals die Ansprüche auf allen Gebieten geringer waren. Nach Beheim-Schwarzbachs Angaben (Kolonisationswerk in Litauen) kostete Friedrich Wilhelm den Ersten, als er die vertriebnen Salzburger nach Ostpreußen zog, die Ansetzung jeder Kolonistenfamilie 400 Taler, eine für jene Zeit und den armen Staat gewiß sehr bedeutende Summe, und diesen Betrag behielt Friedrich der Große als Norm bei. Die Ausgabe hat reiche Zinsen getragen, wie heute jedermann anerkennt, und so wird sich jede Ausgabe lohnen, die auf die Besiedlung des Landes und besonders des Ostens verwandt wird. Man muß diese Dinge im Zusammenhange betrachten. Eine große Tageszeitung schrieb kürzlich in ihrem Börsenberichte: Wir sehen ein Land, das in der Entwicklung seiner wirtschaftlichen Kräfte in einem Maße fortschreitet, mit dem die Bereitstellung seiner Kapitalmengen nicht mehr gleichen

*) Dr. E. Stumpfe, Die Seßhaftmachung der Landarbeiter. Berlin, Paul Parey, 1906.

Schritt hält.*) Das heißt mit andern Worten: unsre industrielle Entwicklung ist überstürzt, und das ist tatsächlich der Fall. Unsre Industrie arbeitet gerade so wie vor der letzten Wirtschaftskrisis zum guten Teile nicht für den Konsum, sondern für die Vergrößerung und Ausdehnung der Industrie, also für die Vermehrung der Produktion, und damit steuern wir nicht nur auf eine neue Krisis zu, sondern es ergeben sich daraus zugleich die schwersten Übelstände für das Leben des Volkes. Worauf es hier ankommt, ist, daß diese überstürzte industrielle Entwicklung nicht nur mehr Kapital beansprucht, als zur Verfügung steht, sondern auch mehr Menschen, als die doch fruchtbare deutsche Bevölkerung zu stellen vermag, und daß daher die Arbeitskräfte allen andern Berufsständen und hauptsächlich der Landwirtschaft entzogen werden.

Das wird auch nicht besser werden, denn der Konzentrationsprozeß, der sich fortschreitend in der Industrie und im Bankwesen vollzogen hat und weiter vollziehen wird, hat natürlich nicht den Zweck, die industrielle Entwicklung zu hemmen, sondern sie weiter zu fördern, und so wird auch die künftige Entwicklung dahin gehn, daß in den Großstädten und in den Industriebezirken die Anhäufung von Menschen fortschreitet, und daß das Land und besonders der Osten weiter entvölkert wird. Beides ist gleich schädlich, und das Ziel unsrer Politik muß es deshalb sein, dort, wo große Volksmengen in ungesunder Weise angehäuft werden, dafür zu sorgen, daß die Menschen soweit wie möglich davor bewahrt werden, körperlich und geistig zu entarten, in den Gebieten aber, denen die Arbeitskräfte im Übermaße entzogen werden, durch innere Kolonisation ein Gegengewicht zu schaffen. Und zwar liegt das nicht nur im Interesse der Landwirtschaft und des Ostens, sondern ebensosehr in dem der Industrie. Denn die Lande östlich von der Elbe sind nicht nur die Wiege der Monarchie; hier kamen nicht nur die zähen, harten Männer her, die unsre Heere von Sieg zu Sieg geführt und schließlich das langersehnte Deutsche Reich gegründet haben, diese Provinzen sind zugleich das große Menschenreservoir, aus dem auch der Westen gespeist wird. Ein großer Teil derer, die im Westen die Maschinen bedienen, stammt aus dem Osten, die Industrie könnte diese Zuwanderung aus dem Osten gar nicht entbehren, und wenn der Westen mehr Geld aufbringt, so gibt es doch etwas Kostbareres als Geld, nämlich Menschen, und indem diese dem Osten entzogen werden, lebt der Westen zum Teil auf dessen Kosten. Wenn es so weitergeht, dann müssen diese Provinzen veröden, was sich schwer rächen würde, nicht nur für die Allgemeinheit, weil kein Staat ungestraft die Grundlagen seiner Macht verläßt, sondern auch für den Westen im besondern, weil der Menschenzufluß aus dem Osten aufhören müßte. *Hier beginnt also die Solidarität der Interessen von Industrie und Landwirtschaft.* Für den Staat liegt aber noch der besondre dringende Grund vor, die ländliche Bevölkerung zu stärken und zu vermehren, weil die von der Scholle losgelöste

*) Kölnische Zeitung vom 21. Dezember 1906, Nr. 1361.

städtische und industrielle Arbeiterschaft immer mehr oder weniger geneigt sein wird, sich den auf Umsturz gerichteten Bestrebungen anzuschließen, weil sie national niemals so zuverlässig sein wird und sein kann wie der Teil unsers Volkes, der von dem Ertrage der Scholle lebt und durch sie unlösbar mit der Erhaltung der Staatsordnung verknüpft ist.

Wenn man prüfen will, wie das übermäßige Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen in Deutschland zu erklären sei, so wird man den letzten Grund darin finden, daß die städtische und industrielle Bevölkerung zu schnell und zu stark vermehrt, die ländliche Bevölkerung zu sehr geschwächt worden ist. Will man also die Mächte des Umsturzes nachdrücklich bekämpfen, so wird das beste Mittel immer sein, den Teil des Volkes zu kräftigen und der Zahl nach zu vermehren, der, wie die Dinge auch kommen mögen, der sozialdemokratischen Verführung und Verhetzung den stärksten Widerstand entgegenzusetzen imstande sein wird.

So etwa müßte eine Bevölkerungspolitik aussehen, die es sich zum Ziele setzt, das deutsche Volk von den Krankheitserscheinungen zu heilen, an denen es leidet. Eine gesunde Verteilung der Bevölkerung auf Land und Stadt, auf Osten und Westen und eine planvolle Arbeit, um die von den Hetzern und Verführern noch nicht vergifteten Teile des Volkes gesund zu erhalten, die andern aber, soweit es noch möglich ist, für die Staatsordnung zurückzugewinnen, das ist, was uns fehlt. Natürlich bleiben noch viele andre Aufgaben übrig. Hier handelt es sich nur um die sozialdemokratische Gefahr und um die Klassen, die der sozialdemokratischen Verführung am leichtesten verfallen; will man den auf Umsturz gerichteten Bestrebungen ernstlich entgegentreten, so wird man eine Politik befolgen müssen, die ungefähr der gleicht, die hier kurz empfohlen worden ist.



Eine Philosophie des Krieges

Was sich für und wider den Krieg sagen läßt, das ist in den letzten Jahrzehnten laut genug erörtert worden. Doch hatte es, so viel ich weiß, nur die Friedenspartei zu großen zusammenhängenden Darstellungen ihrer Ansicht gebracht. Jetzt hat uns nun auch ein begeisterter Freund des Krieges mit einer systematischen und gründlichen Verteidigung seines Standpunktes beschenkt: Die Philosophie des Krieges von Dr. S. Rudolf Steinmetz im Haag. (Leipzig, Johann Ambrosius Barth, 1907.) Er weist sowohl die sentimentale wie die doktrinär ethische Beurteilung des Krieges als ganz ungenügend zurück und findet in dem um das Rassenideal bereicherten evolutionistischen Utilitarismus die wahre und tiefe Ethik, von der aus allein der Krieg gewürdigt werden könne. Er geht aus

von der Natur des Urmenschen, die glücklicherweise nicht die des Hasen gewesen sei. Wäre dieses der Fall gewesen, so würde er entweder ausgerottet worden oder ein stumpfsinniger Egoist ohne Kultur geblieben sein. Indem er sich gegen die Tiere wie gegen seinesgleichen zur Wehr setzte, entwickelte er zunächst die Eigenschaften der Angriffslust, der Grausamkeit und der Begehrlichkeit und dann später, in Gruppen lebend und den Verteidigungskampf als Glied der Gruppe führend, alle sittlichen Tugenden, da nur der gemeinsame Kampf gegen gemeinsame Gegner tiefe, leidenschaftliche Sympathie, Opfermut, begeisterte Hingabe an ein großes Ziel zu wecken vermag. Diese Wirkungen erhöhen und erweitern sich in dem Maße, als aus der Horde, dem Stamm, der Stadtgemeinde der Großstaat hervorgeht, der selbst eine Schöpfung des Krieges ist, sodaß also der Krieg die höchste Form des menschlichen Gemeinschaftslebens erzeugt. Und diese Form zu erhalten und alle in ihr liegenden Keime zu entfalten, bleibt der Krieg immer notwendig. Er wirkt als Verbreiter der Kultur, wie die Kriege Alexanders des Großen und die der Römer beweisen, er räumt veraltete, unlebensfähige Staatengebilde weg, wie die napoleonischen Kriege getan haben, er ist die größte Gesamtleistung, in der alle Kräfte der Nation betätigt und aufs höchste angespannt werden, und er beglückt hierdurch, denn höchste Kraftleistung ist höchstes Glück (zur Veranschaulichung der psychischen Wirkungen des Krieges wird öfters herangezogen, was Ratzel in „Glücksinseln und Träume" von seinen Kriegserfahrungen erzählt). Und bereitet der Krieg tiefstes Leid, so liegt auch darin eine Steigerung des Glücks, da wahres Glück ohne tiefe seelische Erschütterungen nicht erlangt werden kann. Endlich ist der Krieg das Weltgericht, das einer jeden Nation ihr eignes Innere enthüllt, an den Tag bringt, was sie wert ist, wie sie die Friedenszeit angewandt hat, was sie an Leistungen oder an Nachlässigkeiten und Verschuldungen angehäuft hat. Diese großartige und notwendige Entwicklungserscheinung aus der Welt schaffen, ihre Wirkungen durch ausgeklügelte Einrichtungen wie Schiedsgerichte ersetzen zu wollen, ist Torheit. Menschenklugheit erscheint als Dummheit neben der Weisheit der Natur. Auch kann der kriegerische Konkurrenzkampf der Staaten nicht etwa durch den wirtschaftlichen Konkurrenzkampf ersetzt werden, denn dieser ist von ganz andrer Natur: er ist rein egoistischer Art, während der Krieg, in dem sich jeder Einzelne für sein Volk und für die Enkel dieses Volk opfert, Bewährung des edelsten und reinsten Altruismus ist. Inwiefern der Krieg selektionistisch wirkt, wird untersucht und nicht in Abrede gestellt, daß er in einem gewissen Grade auch antiselektionistische Wirkungen habe. Die schlimmen Wirkungen und Folgen des Krieges werden vollauf gewürdigt, jedoch durch Berechnung auf ihr richtiges Maß zurückgeführt. Selbstverständlich wird jede einzelne Behauptung des Verfassers von den Friedensfreunden nicht bloß bestritten sondern als falsch erwiesen werden, wie das denn auch vielfach schon im voraus geschehen ist, am scharfsinnigsten wohl von dem französierten Russen Novicow, gegen den Steinmetz oft polemisiert.

Zufällig hat auch Novicow gerade wieder ein neues Buch herausgegeben (Die Gerechtigkeit und die Entfaltung des Lebens), von dem mehrere Kapitel der Bekämpfung des Krieges und des Militarismus gewidmet sind. Anstatt mich auf die Kontroverse der beiden feindlichen Parteien einzulassen, die vor dem Weltende nicht zu Ende gehen wird, will ich lieber bei zwei Kapiteln des Buches von Steinmetz ein wenig verweilen, die eine teils direkte teils indirekte Kritik preußischer Zustände enthalten.

Zu den schlimmsten Wirkungen des Krieges gehört, daß er die Menschen verroht. Die moderne Art der Kriegführung hat viele Quellen der Verrohung verstopft, aber manche fließen noch. „Wir haben vom Kriege bei den direkt beteiligten Soldaten und Offizieren eine Zunahme von Roheit, Grausamkeit, Mißachtung fremden Eigentums und Lebens, Selbstüberhebung, Mißachtung fremder, besonders weiblicher Ehre und Persönlichkeit zu erwarten." Glücklicherweise erfüllt sich diese Erwartung nicht in dem zu fürchtenden Umfange. Die Kriminalstatistik bekundet keine wesentliche Zunahme der Roheitsverbrechen nach den Kriegen des neunzehnten Jahrhunderts. Bedenklicher erscheint der Umstand, daß auch das Soldatenleben im Frieden, das Kasernenleben, nicht mit Unrecht beschuldigt wird, es verrohe die Menschen. „Die häusliche Zucht hört auf einmal auf, sie wird durch die militärische nur sehr unvollkommen ersetzt, da diese sich auf ganz andre Handlungen des jungen Menschen bezieht und ihren Mitteln nach mehr äußerlich bleiben muß. Gute weibliche Einflüsse, ohne die jedes Leben, weil einseitig(?), zur Unsittlichkeit hinneigen muß, fehlen ganz. Aus dem engen Kreise des gewohnten Lebens treten die jungen Leute auf einmal, ohne Übergang, im sehr empfänglichen Alter in ganz andre Verhältnisse; oft wird der Bauer in die Großstadt verpflanzt. Als die eigentlichen Erzieher jeder Stunde treten die jungen Genossen in Wirksamkeit, die dazu am wenigsten geeignet sind, und die keineswegs erhebende Psychologie der Menge übt ihren Einfluß mittels der falschen Scham. Dazu geben die Unteroffiziere, die soldatische Roheit manchmal mit dem Größenwahn der Offiziere paaren, ihr wohl selten gutes Beispiel. Wer viele von diesen in ihrem Verhältnis zu Mädchen beobachten konnte, wird von ihrer Einwirkung auf das Gemüt der jungen Soldaten nur das Schlimmste erwarten. Obwohl der Verfasser, dessen Vater Oberst war, den wertvollen Einfluß nicht unterschätzt, den manche Offiziere auf das intimere Leben der Untergebnen ausüben, so fürchtet er doch, dieser Einfluß möge manchmal fehlen, manchmal ins Ungünstige entarten. Der dumme Standesstolz, die lächerliche Einbildung, die Anmaßung den Untergebnen gegenüber, das Kriechen vor den Vorgesetzten, das alles muß unvermeidlich einen verderblichen Einfluß auf die jungen Seelen ausüben. Das Schlimmste dabei ist vielleicht die Aufhebung des Glaubens an die Vorgesetzten: wer sie so täglich in ihrer kleinlichen Anmaßung nicht nur wahrnehmen, sondern ertragen muß und dennoch ihnen zu gehorchen gezwungen ist, leidet entweder seelisch furchtbar oder wird in seinem Charakter geschädigt. Jeder Vorgesetzte,

der nicht mit allen Kräften und unausgesetzt danach strebt, auf jedem Gebiet, vor allem aber in seinem Verhalten zu den Untergebnen, in ihren Augen musterhaft zu sein, ist eine soziale Gefahr. Jedesmal, wo ein Soldat ein erlittenes Unrecht im Angesichte des frechen Vorgesetzten schweigend hinunterwürgen muß, entsteht dem Heere und dem Kriege ein weit schlimmerer Feind als durch das beste neue Buch über den Weltfrieden.... Die Disziplin ist ein zweischneidiges Schwert, mächtig im Guten wie im Bösen, im Heere aber absolut unentbehrlich. Gerade deshalb ist es unbegreiflich und empörend, daß die höchsten und allerhöchsten Vorgesetzten in der Regel die gefährlichsten Verbrechen gegen die Disziplin, die schwersten, die es gibt, weil nur sie die Disziplin prinzipiell untergraben, am gelindesten, ja überhaupt kaum ahnden, nämlich die von den Befehlenden gegen die Untergebnen verübten, die Mißbräuche der Befehlsgewalt. Die ungenügende Bestrafung der Soldatenmißhandlungen möchte ich als eine schwere Versündigung an der Armee brandmarken. Wer sich deren schuldig macht, vergißt, daß sie in unsrer Zeit der Verbreitung des Bewußtseins der Menschenwürde und gerade in einer hochintellektualisierten Armee nicht mehr vorkommen können, ohne furchtbaren Schaden anzurichten. Wo so hohe Anforderungen an den Charakter und an die Intelligenz der Offiziere nicht bloß sondern auch der Soldaten gestellt werden, muß alles vermieden werden, was die Soldaten zu Maschinen und die Offiziere zu Maschinenführern erniedrigen könnte. Bei zölibatären Priestern sowie bei Söldnerheeren kann geraume Zeit eine von der Volksmoral losgetrennte Standesmoral bestehen, bei verheirateten Geistlichen und im Volksheere ist das auf die Dauer unmöglich. Wenn nicht allein die schlechten sondern auch die guten und sogar die besten Elemente des Volkes in die Reihen der Armee aufgenommen werden, da darf diese moralisch nicht länger hinter dem besten Teile des Volkes zurückbleiben." Und deren Zustand darf überhaupt nicht im Widerspruch stehn mit den Anforderungen, die an den heutigen Staatsbürger gestellt werden. Das moderne Wirtschaftsleben fordert „einen aufgeweckten Geist, ein selbständiges Urteil, resoluten Unternehmungssinn. Ob diese Eigenschaften durch das Kasernenleben und durch eine nörgelnde Disziplin gefördert werden?" Zur Hebung des zahlreichsten Teils der heutigen Bevölkerung, der Lohnarbeiterschaft, gehöre besonders zweierlei: die Arbeiter müssen zunehmen an Selbstachtung (womit natürlich nicht Selbstüberhebung gemeint ist), „und sie müssen lebhaft und tapfer am Vereinsleben teilnehmen. Mit dem zweiten erfüllen sie nicht bloß eine Pflicht der Selbsterhaltung, sondern auch eine öffentliche Pflicht. An das ganze Publikum, besonders an den höher gestellten und begabten Teil, ergeht in stetig steigendem Maße die Aufforderung, sich an den allgemeinen Angelegenheiten tätig und zwar kritisch zu beteiligen. Unter den vielen Übeln der Vergangenheit, die das Elend der Gegenwart verschuldet haben, sind die Mißbräuche der öffentlichen Gewalt vielleicht die schlimmsten gewesen. Diese Gewalt, die schon anfing zurückgedrängt zu werden,

breitet sich jetzt aufs neue über alle Gebiete des Lebens aus. Darum gilt es acht zu geben, daß die Mißbräuche nicht wieder die Oberhand gewinnen. Die stetig zunehmende Einmischung des Staates fordert von allen Bürgern eine nie erschlaffende Kontrolle über die Gesetzgebung und Verwaltung. Sonst droht der Staat, den sie jetzt in allen Nöten anrufen, den sie für ihre Privatzwecke nicht mehr entbehren können, ihr gefährlichster Feind zu werden, schlimmer noch, als er es früher gewesen ist, weil sich sein Wirkungskreis so gewaltig erweitert hat. Das gilt besonders von den Arbeitern, die, vereinzelt zu schwach, nur in Vereinen organisiert an der Kontrolle teilnehmen können. Daß die Arbeiter tüchtige Mitglieder ihrer Vereine werden, ist demnach das Interesse der Gesellschaft, also auch des Staates. Von allen Bürgern werden heute, mehr als früher, vor allem zwei Tugenden verlangt: die Liebe zum eignen Volke und der moralische Mut." Die Kaserne, wie sie heute ist, sei aber wenig geeignet, diese Tugenden zu pflegen und die politische Tätigkeit der Bürger zu fördern. Dieser Zustand müsse aufhören; „das Volk in Waffen hat kein von dem sonstigen Volke getrenntes oder verschiednes Interesse".

Wie man sieht, fordert der Verfasser die vollständige Demokratisierung des Heeres, und es wird sich eben fragen, ob eine solche möglich ist. Was die Unsittlichkeit betrifft, so erinnert er an vier andre Klassen von Menschen, die durch Entfernung aus dem einschränkenden und beaufsichtigenden Familienkreise und durch den ausschließlichen Verkehr mit großen Massen Gleichaltriger ähnlichen sittlichen Gefahren ausgesetzt sind wie die jungen Soldaten: Fabrikarbeiter, Dienstmädchen, Studenten und — mit einigen Modifikationen: die in exotischen Kolonien Lebenden. Von diesen fünf Personenkreisen ist nach Ansicht des Verfassers gerade das Heer am leichtesten zu reformieren wegen der großen Gewalt, die der militärische Vorgesetzte über seine Untergebnen hat. Die Demokratisierung des Heeres erstrebt Steinmetz noch in einem ganz besondern Sinne: er verlangt die Abschaffung des zwar nicht mehr gesetzlichen aber tatsächlichen Privilegs, das der Adel immer noch genieße, obwohl er keine der Funktionen mehr ausübe, durch die er sich in ältern Zeiten seine Privilegien verdient habe. „Warum bleibt der Adel, der die Führergaben nicht mehr besitzt, die Führerpflichten nicht mehr erfüllt, warum bleibt er dennoch in fast allen Kulturstaaten im Besitz der Führervorrechte, die zwar gemindert, aber doch noch sehr erheblich sind; wären sie das nicht, wären sie wertlos, dann würden sie freiwillig aufgegeben werden. Die Erklärung liegt wohl hauptsächlich darin, daß der Adel aus dem größten Widersacher des Monarchen seine Stütze und sein Liebling geworden ist." Gewiß hätten die Junker bis in die heutige Zeit militärische Verdienste aufzuweisen, aber daß es auch ohne sie gehe, hätten schon die napoleonischen Kriege bewiesen. Der moderne Krieg werde vor allem ein Wettstreit zwischen militärischen und technischen Talenten sein; Geburt aber verbürge nicht die Begabung. Der Krieg werde, nötigenfalls durch Niederlagen, mit allen alten Vorurteilen und Privilegien

aufräumen. „Das Talent zum Kommandieren erwirbt sich der wahrhaft Befähigte leicht, und man bedenke nur: die Soldaten der Zukunft werden in immer geringerer Zahl kritiklose Bauernjungen und unwissende Proletarier sein. Wer künftig siegen will, der braucht Soldaten, die denken können, und Offiziere, die diesen Soldaten überlegen sind. Anschnauzen genügt nicht mehr; auch würde es der gebildete Soldat der Zukunft nicht länger ertragen.... Wir müssen uns an den Gedanken gewöhnen, daß der Krieg und seine Vorbereitung keineswegs unzertrennlich mit dem preußischen Typ von Staat und Gesellschaft verbunden sind — im Gegenteil! Dieser Typus hat nicht bloß sein Königgrätz und Sedan aufzuweisen, sondern auch sein Jena und Tilsit." In Preußen erlauben sich Offiziere Übergriffe — fordern zum Beispiel unter Drohungen von einem Theaterdirektor, daß er ein ihnen nicht genehmes Stück vom Spielplan absetze —, die der Natur des konstitutionellen Staates widersprechen. Darin ist Deutschland rückständig. Das Volk in Waffen darf keine Privilegien vor dem übrigen Volke beanspruchen. Es wird sich von dem unberechtigten Einflusse des Adels befreien, und es wird sich nie dazu hergeben, etwaigen Ausschreitungen der königlichen Gewalt zur Stütze zu dienen. In England hat man lange Zeit das stehende Heer als eine Gefahr für die Freiheit gefürchtet. Das Volk in Waffen bedeutet keine solche Gefahr mehr. Dieses Riesenheer gehört dem Volke, der Gesellschaft, die die Männer, das Talent und das Geld hergibt; nur aus Courtoisie — oder zäher Gewohnheit — wird es hier und da noch des Königs Heer genannt. Im Volksheere ist für Byzantinismus kein Raum. Die Redensart „mein Heer" ist in jedem Munde unpassend und höchstens als poetische Floskel zulässig. „In einem modernen Volke, das seine politische Verfassung seiner Kultur anzupassen verstanden hat, kann das Heer weder die veraltete Macht des Adels verstärken noch im Fürsten den Zug zum Absolutismus unterstützen. Und je schwerer der Druck des bewaffneten Friedens lasten wird, je kolossaler die Opfer und die Schäden eines Krieges werden, um so mehr wird ein selbstbewußtes Volk danach streben, seine Zukunft in der eignen Hand zu haben, um so widersinniger wird jede andre als die freieste Selbstregierung. Kleine improvisierte Söldnerkriege können für lange Zeit die Macht des Fürsten zum Despotismus steigern, wenn aber das ganze Volk sein Geld und sein Leben beisteuern, alle die Friedensjahre hindurch sich unter den größten Opfern auf den Krieg vorbereiten soll, da verliert das Kriegswesen jede reaktionäre Tendenz." Für diesen Teil seiner Ausführungen wird Steinmetz mehr Beifall finden in Bebels Lager als bei den Offizieren und in den Kreisen unsrer hohen Staatsbeamten.

Carl Jentsch





Franziskus von Assisi

Von Georg Bornkamm in Görlitz

2



Zu dem eigentlichen Orden der Franziskaner, oder, daß ich nicht einen Namen gebrauche, den sie zwar später erhalten, den sie aber selber nicht verwandt haben, zu dem Orden der Minoriten oder Minderbrüder, gesellte sich nun bald ein zweiter und dritter Orden auf derselben Grundlage. Im Jahre 1212 entriß sich Klara Scivi dem elterlichen Reichtum. Wie eine Ausgießung des Heiligen Geistes war es ihr unter den Worten des Armen von Assisi gewesen. Nun eilte sie hinaus zur Portiunkula. Allen ihren Schmuck tat sie von sich. Unter den Jubelgesängen der Brüder über das neue Verlöbnis mit der Armut empfing Franziskus ihr Gelübde. Unerschütterlich blieb sie gegen die Bitten ihres Vaters. Bald gesellte sich Agnes zu ihr, ihre Schwester, und Ortolane, ihre Mutter, und der Orden der Klarissinnen mit derselben franziskanischen Regel war begründet. Nun war die Portiunkula die Heimat der Brüder; die Schwestern aber empfingen von der Kommune von Assisi fortan die Damianskapelle zum weitern Ausbau zu einem Schwesternhause und zum bleibenden Wohnsitz. Klara war die verständnisvolle Freundin des heiligen Franz. Die römischen Biographen haben ihr Verhältnis nur mit Rücksicht auf die mönchische Vollkommenheit und die Ordensinteressen betrachtet. Deshalb ist es ihnen natürlich nicht möglich gewesen, seine unberührte Schönheit zu erfassen. „Rein und unbeschwert vom Erdenstaube waren ihre Seelen hineingetragen in das Allerheiligste. Der Gedanke an eine andre Gemeinschaft hätte ihnen nicht nur einen Fall, sondern eine Unmöglichkeit bedeutet." Zu ihr flüchtete Franz immer wieder, und niemals empfing er von ihr mehr als in den Septembertagen im Jahre vor seinem Tode. Da hatte sie ihm selber im Klostergarten von St. Damian in echt franziskanischer Art die Zelle aus Schilf zu seiner Wohnstatt bereitet. Viel Schweres hatte er im Laufe der Zeit erfahren. Dort aber fand er sich selber wieder, und oft hörten die Schwestern, wie sich leise in das Rauschen der Oliven und der Fichten der Klang unbekannter Lieder mischte, die aus der Schilfhütte ihren Weg zum Himmel suchten.

Und immer weiter griff die siegende Geistesgewalt des Heiligen. Nicht alle konnten sich mit dem Strick der Franziskaner umgürten, deren Herz durch ihre Predigt und durch ihr Beispiel überwunden war. Auch das praktische Leben stellte Forderungen, die manchem unabweislich erschienen — aber ein

Band der Gemeinschaft mußte geschlossen werden. So entstand der sogenannte Dritte Orden, eine Gemeinschaft von Menschen, die nicht das berufliche Leben mit mönchischer Art vertauschen konnten, die sich aber doch als Geisteskinder des heiligen Franz fühlten und bewährten. Freilich ist die Entstehung dieser Brüderschaft „ein Beweis dafür, daß sich dies Evangelium nicht ohne Kompromisse in der menschlichen Gesellschaft durchführen läßt, andrerseits aber doch ein leuchtendes Zeichen der tiefen Wirkung der franziskanischen Predigt". So war für das stehende Heer der neuen Ordensmönche ein Heer im Volke der Rückenhalt, und franziskanischer Geist zog werbend, den Ernst der religiösen Pflicht betonend, apostolische Einfachheit predigend und fordernd durch das Leben der menschlichen Gesellschaft und fand willigen Einlaß bis hinauf zu den Häusern der Fürsten und der Könige.

Wenn wir eben von einem stehenden Heere franziskanischer Mönche geredet haben — ist dieser Ausdruck nun aber nicht doch vielleicht zu weit gegriffen? Wir versetzen uns in das Jahr 1221. Wie alljährlich wurde vor der Portiunkula in den Pfingsttagen das Generalkapitel gehalten, wobei ein Lager von dreitausend franziskanischen Mönchen den Boden weithin bedeckte. Mönche waren das, die hinausgezogen waren, wie auch Franziskus selbst, bis in die Länder des Orients, um zu evangelisieren und zu missionieren, die predigend Italien durchwanderten, die ihre Mission an Ungarn, an Deutschland usw. erfüllt hatten oder erfüllen sollten, wie etwa, um einen nur zu nennen, jener Cäsarius von Speier, der in der unglaublich kurzen Frist von kaum zwei Jahren das ganze südliche Deutschland für die franziskanischen Ideale begeistert hat. Und zweiundvierzig Jahre nach Franzens Tode, im Jahre 1268, so wird uns berichtet, sandten achttausend Klöster zweihunderttausend Mönche in die Welt hinaus. Welchen zündenden Eindruck hat die von den Waldensern geweckte, von den Franziskanern eifrig gepflegte Volkspredigt gemacht! Berthold von Regensburg, etwa 1260 auf der Höhe seiner Kraft, soll bis zu sechzigtausend Menschen bei seinen Predigten um sich gesammelt haben! Selbstverständlich bedurfte dieses Heer der Mönche einer festen Organisation. Nach Provinzen wurde es geordnet und hatte seine Ordensgewaltigen bis hinauf zum Generalvikar, der über dem Ganzen stand, eine Würde, die natürlich zunächst von Franziskus selber bekleidet wurde.

So hatte die Botschaft der Armut unermeßlichen Erfolg gezeitigt. Und doch, Franziskus selbst hat an den Anfängen zu dem allen keine reine Freude mehr empfunden. Seine Hoffnung war gewesen, erneuernd im Sinne des Evangeliums zu wirken, die Menschen unter dem Banner der reinsten Bruderliebe, des hingebendsten Opfersinnes, in unbedingtester Lauterkeit der Herzen zu vereinigen. „Er wollte die Welt umwandeln; ein schöner Garten sollte sie sein, besiedelt von gottinnigen, bedürfnislosen, Christus nachahmenden Menschen. Aber er hat die Menschen falsch beurteilt, weil er sich selbst, den Ausnahmemenschen, zum Maßstab genommen hat." Er mußte es sehen, wie sich allerlei neue Ideen in den Vordergrund drängten, daß das Heer der Dienenden, wie er es plante, nicht im Dienst der leidenden Menschheit verharren konnte, sondern

von der Kirche in Sold genommen wurde, ihre Herrschaft zu stützen. Er erlebte es, daß die schmalen Pforten erweitert wurden und allerhand Elemente Eingang, ja schließlich das Übergewicht fanden, denen die Lauterkeit des Herzens fremd war, die den Orden zu einer imposanten Bruderschaft ausgestalten und auch in ihm die eigne Ehre suchen wollten. In jenen Zeiten war es, wo Franziskus von einem Vogel träumte, der die eigne Brut nicht mehr mit seinen Flügeln decken konnte. Und war das Geschlecht seiner Kinder dem Fittich seiner Liebe nicht auch entwachsen? In jenen Jahren suchte er dem Orden einen neuen Meister. Er selbst trat in die Reihen der Brüder ein, um Gehorsam zu üben, Gehorsam, während er oft mit wehem Herzen sehen mußte, wie auch sein Werk nicht unberührt bleiben konnte vom Staub der Erde, wie es seine Reinheit verlor, wie auch sein Ideal zu zerbrechen drohte!

* * *

Dort sah man einer Sonne Glut entbrennen,
Gleich der am Ganges, klar in heilgem Licht —

Diese Worte aus Dantes Göttlicher Komödie vergleichen den Heiligen von Assisi mit dem Tagesgestirn, das fern im Osten emporsteigt. Henry Thode läßt sie sich zum Anlaß dienen, seinen Helden mit einem andern Gestirn zu vergleichen, das ebenfalls aus den Fluten des Ganges emporgestiegen ist, mit Buddha, dem Stifter der buddhistischen Religion. Und in der Tat, der Vergleichungspunkte bieten sich mancherlei, auch abgesehen von den Übereinstimmungen in ihrem äußern Lebensgange, daß beide durch Todesahnung und beide aus dem Sinnenglück eines skrupellosen Lebensgenusses herausgerissen wurden.

Wenn ich jetzt in wenigen Strichen eine zusammenhängende Charakteristik des heiligen Franz zu geben versuchen will, so möchte ich beginnen mit zwei Dingen, die beiden gemeinsam sind. Franziskus und Buddha wollten frei werden von allem Irdischen, und beiden erscheint die Armut als ein Befreiungsmittel, wirksamer als alle andern! Welche Rolle gerade sie im Leben des Franziskus spielte, haben wir schon gesehen. Sie war die holde Braut, die er heimgeführt hatte, die Dame seiner Minne, der sein Herz gehörte und seine Lieder. Man sagt, es liege über dem Leben des heiligen Franz ein unverkennbarer Abglanz jener Ritterlichkeit, die soviel Poesie über seine Zeit gebreitet hat. Man sagt das nicht mit Unrecht. Die Armut aber war die Braut, der er die reine Liebe seines Herzens schenkte, der er als Troubadour und Sänger seine Lieder weihte. Von den Tagen, wo er sich in Assisi für alle Zeiten mit ihr verlobte, hat er ihr die Treue unverrückt gehalten zwanzig Jahre hindurch, bis er, kaum vierundvierzigjährig, gebettet auf die nackte Erde in der Portiunkula sein armes Leben von sich gab! Und wie er, der Poverello von Assisi, so haben seine ersten Jünger mit einer uns unbegreiflichen Glut in tiefer, stiller Zartheit um das Herz dieser dem Himmel entstiegnen Braut geworben.

Und noch ein andres gibt es, was Franziskus mit jenem Gestirn aus den Fluten des Ganges vergleichbar macht. Wie Buddha, so hat auch er eine un-

umschränkte Herrschaft des Geistes über den Körper, fast könnte man sagen eine Verneinung des Körpers zu erreichen vermocht. Obdachlos, oft nur kümmerlich genährt, hat er den „Bruder Leib", wie er den Körper zu nennen pflegte, durch ein schmerzensreiches Dasein hingeschleppt. Was er gelitten und wie er gelitten — in keiner Zeit tritt es uns deutlicher entgegen, als in den Monaten vor seinem Ende. Zu immer neuem Dienste an Armen und Kranken wollte er den Körper zwingen, aber die Kraft versagte. Rasender Kopfschmerz, der ihm zuzeiten fast ganz die Sehkraft raubte, dazu oft schüttelndes Fieber waren sein Teil geworden. Er aber wollte nichts wissen von einer Milderung seines Leidens. Da endlich fragte ihn einer von denen, die ihn liebten: „Kannst du deinem Körper, o Vater, das Zeugnis geben, daß er sich immer gehorsam erwiesen im Dienste des Herrn?" Als da Franziskus mit fröhlicher Stimme bejahende Antwort gegeben hatte, da fuhr der andre fort: „Wo bleibt dann, Vater, dein frommer Dank? Ist es nicht recht, daß du solchem Freunde, der sich so oft für dich dem Tode ausgesetzt hat, in seiner großen Not auch hilfst?" Fortan war Franz geneigt, dem Körper wie einem Fremden zuliebe die Kunst der Ärzte zu versuchen. Mit glühenden Eisen mußte man ihn brennen. Aber als ihn nur zu begreiflich ein Angstgefühl beschleichen wollte, machte er über das Feuer das Zeichen des Kreuzes: „Nun, Bruder Feuer, du weißt, wie ich dich immer geliebt habe, nun sei mir gewogen!" Als seine Gefährten, die seine Pein nicht glaubten ertragen zu können, wieder zu ihm kamen, lächelte er sie an mit verklärtem Gesicht: „O ihr Kleinmütigen, warum seid ihr geflohen, ich habe keinen Schmerz gefühlt." Das ist in der Tat eine uns schier unbegreifliche Überwindung des körperlichen Daseins, eine Befreiung des Geistes von der Last der Erde! Und diese Überwindung des körperlichen Daseins zeigte er bis zuletzt. Als man ihn durch Olivenhaine nach der Portiunkula hinüberbrachte, nahm er unter namenlosen Schmerzen, aber doch mit Segensworten auf seinen Lippen von seiner heimatlichen Erde Abschied. Während sich die Bewohner von Assisi wie Wahnsinnige gebärden — nicht etwa vor Trauer, sondern vor Freude, daß der große Heilige in ihren Mauern sterben, und daß seine wunderverheißenden Gebeine in ihrem Besitze verbleiben sollten —, „liegt über seinen letzten Tagen eine strahlende Schönheit". Singend rüstete sich Franz, den Tod, seinen Bruder, zu empfangen!

Man pflegt die Franziskaner einen Bettelorden zu nennen. Aber einen Bettelorden zu gründen lag nicht in Franzens Sinn. „Ein Arbeiter ist seiner Speise wert" stand in der Regel nach Matthäus 10, und durch Arbeit sich das Recht auf das Dasein zu erwerben, schärfte er immer aufs neue den Gefährten ein. Sehnsucht nach klösterlicher Einsamkeit hat auch Franz gekannt; aber es war auch ein Stück seiner Eigenart — und seiner Größe, daß er sie überwand. Über die Arbeit der Franziskaner hat Berthold von Regensburg gesagt: „ich han ouch min amt, predigen ist min amt". Aber daran ließen sie sich doch nicht genügen. Der Dienst an Armen und Kranken, an den Aussätzigen zumal

war ihre Freude. So hatten sie in der Nähe der Portiunkula ein Hospital errichtet, und es ist aus den Herzen der ersten Jünger des Franz ein Strom barmherziger Liebe in die Welt hinausgeflossen. Daneben aber wechselte man die Arbeit nach Bedarf. Da hören wir etwa von Egidius, der treuesten einem, heut ist er Wasserträger in den Straßen der Stadt, auf deren Steinen die Sonne brütet, und morgen verschafft er sich Binsen, um Körbe zu flechten; hier trägt er den Fremden ihre Lasten, dann hilft er bei der Ernte der Oliven und Trauben. Nirgends aber nehmen sie mehr zur Bezahlung, als nötig ist, um das Dasein kümmerlich zu fristen; nur daß sie auch etwas haben wollen, den Dürftigen zu geben. Für die Wissenschaft haben sie erst später ihre Kräfte genützt. Franziskus selber ist aufgegangen in helfender Liebe. Bald aber strahlen dann aus ihren Reihen Namen hervor wie Thomas von Aquino, Bonaventura, Albertus Magnus, Namen, die die Wissenschaft des dreizehnten Jahrhunderts zu ihren besten zählte. Treue, hingebende Arbeit, wo immer es sei — das ist der echte, unverfälschte Geist des Meisters: wie schnell, wie unglaublich schnell ist er in so weiten Kreisen des Ordens doch geschwunden.

Noch aber haben wir mit dem allen nicht hineingeschaut in die innersten Tiefen, in die Geheimnisse des innersten Lebens des heiligen Franz. Während bei Buddha schließlich das Gefäß des körperlichen Daseins entschwinden mußte vor der aus seiner Seele heraufsteigenden Welt grübelnder Gedanken, wuchs aus Franziskus eine andre Welt heraus, und er ging in ihr auf, je länger je mehr: die Welt des Gefühls. Seine Gebete, die er hinaufsandte zu seinem Gott, tragen allezeit den Charakter heißer Bemühung, durch die er sich hineinleben und hineinfühlen wollte in den Zusammenhang mit seinem himmlischen Vater. In seinem Gebet wie in seinem ganzen Leben ist ein stürmisches Vorwärts- und Aufwärtsdrängen. Man denke nur etwa an jene Regel von 1221, wo alles hinausläuft auf das hohepriesterliche Gebet: „Du Vater in mir und ich in dir"; wo sich alles schließlich zurückführen läßt auf das liebeglühende, gottinnige Bekenntnis: „Ich bin dein!" Wie dieser Gott zu denken sei, ob transzendent, ob immanent, ob als persönlicher Schöpfer oder als ewiges Prinzip — diese Fragen haben ihn nicht bewegt. Es liegt über seiner Frömmigkeit etwas von jener Art des Faust:

Der Allumfasser, der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht dort droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Schau ich nicht Aug in Auge dir?
Drängt nicht alles nach Haupt und Herzen dir
Und webt in ewigem Geheimnis
Unsichtbar, sichtbar neben dir?
Erfüll davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie du willst,
Nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott — Gefühl ist alles!

Aber einen Namen für dieses Gefühl für das Unnennbare hat er doch gehabt: Liebe zu Christus hat er es genannt. Und dieses stürmische, glutvolle Vorwärtsdringen — ist es ein Wunder, daß ihm das Unsichtbare sichtbar, das Geistige körperlich zu werden scheint? Da denke ich an seine Weihnachtsfeier zu Greccio. In einem Kirchlein mitten im Walde wollte er sie begehen. Ochse, Esel und Krippe hat er dafür gerüstet, und will sich nun hingeben dem süßen Namen, den er kaum auf seine Lippen zu nehmen wagt. Aber siehe, so berichtet über ihn die Legende, da er vor der Krippe kniet, trägt er auf seinen Armen das Jesuskindlein, das für ihn aufs neue Fleisch und Blut angenommen hat. Und dann denke ich vor allen Dingen an jene Tage auf dem Berg Alverno, da er in glühender Liebe der Passion seines Herrn gedachte, im Gebete verharrend Tag und Nacht, die Seele erfüllt von unaussprechlicher Sehnsucht nach der ewigen Heimat. Wie dann dort oben die Strahlen der aufgehenden Sonne dem halberstarrten Körper neues Leben bringen, unterscheidet er plötzlich im Lichtgefunkel eine seltsame Gestalt, einen Seraph, der am Kreuze hängt. Als die Vision entschwindet, fühlt er, wie sich in das Entzücken des Augenblicks durchbohrende Schmerzen mischen. Er sucht nach dem Grunde — und siehe, da zeigen Hände und Füße die Nägelmale des Gekreuzigten. Mag das Zeugnis von diesen Nägelmalen allein zurückgehen auf Elias von Cortona, den listigen Ordensmeister, mag sich alles auflösen in eine Legende — sind diese Legenden nicht Zeugnis von dem, was man als das Charakteristische an ihm empfunden hatte, ein Zeugnis von der vorwärtsstürmenden, gottinnigen, weltentrückten, mystischen Liebe, von der man wußte, sie füllte das ganze Herz des Heiligen? Und diese unaussprechliche Liebesglut erbt sich weiter. Da möchte ich nur erinnern an die Dichtergestalt, die später aus den Reihen der Franziskaner erstanden ist, an Jacopo da Todi:

O Liebe, Liebe, Jesus mein Verlangen;
O Liebe, dich umfassend will ich sterben!
O Liebe, Liebe, die ich halt umfangen;
O Liebe, Liebe, Tod möcht ich erwerben!
O Liebe, Lieb' in dich ganz aufgegangen,
Umfaß ich dich und darf dich ganz ererben!

„Da löst sich alles Denken, alles Fühlen, alles Dichten in einen einzigen Schrei der Liebe auf. Man sagt und glaubt, so berichtet über diesen Dichter ein Manuskript, daß er vor Liebe zu Christus gestorben, und daß aus allzu großer Liebe sein Herz zersprungen sei.“ Er aber war ein echter Geisteserbe des heiligen Franz!

Wir haben den Heiligen im Geiste auf den Berg Alverno begleitet. Etliche Meilen nordwestlich von Assisi erhebt dieser einsam aus den Höhenlinien der Apenninen sein ehrwürdiges Haupt. Steil fällt er ab nach allen Seiten. Der Mensch nur und das Saumtier vermögen auf felsigem Pfade zu seiner Höhe emporzuklimmen. Von dort grüßen Fichten und Buchen in die Lande zu seinen Füßen weit hinaus. In ihren Zweigen nisten die Vögel und singen ihre Lieder,

und in ihrem Schatten blühen zahllose Alpenveilchen. Das war das letzte, eigentliche Heiligtum des Franziskus. Dorthin flüchtete er sich immer wieder, um allein zu sein mit sich selber und um dem Geheimnis, das auf dem Grunde seiner Seele wohnte, zu lauschen. Da schaute er im Glanz der Abendsonne die Dörfer und Städte in der Tiefe, in denen er die Herzen der Menschen umworben hatte. Und dort oben hat er den keuschen, zarten Liebesbund mit der hehren, heiligen Natur wenn nicht geschlossen, so doch befestigt. Dort oben, so erzählt die Sage, kamen die Vögel herbei, um ihren vertrauten Freund mit ihren schönsten Liedern zu begrüßen. Und dort oben war Franziskus niemals allein. Mit der Sonne und mit den Blumen, mit den Vögeln und mit den Lüften redete er, und sie mit ihm. Brüder und Schwestern waren sie ihm allezeit, Kinder wie er der einen großen Allmutter Erde. Was er dort oben und auch sonst erlebte, wenn er mit seinen Brüdern und Schwestern in Gottes großer Einsamkeit die Gedanken tauschte, das hat er zusammengefaßt in seinem Sonnengesange:

Höchster, Allmächtiger, gütiger Herr!
Dein ist der Preis, der Ruhm, die Ehre und jegliche Segnung!
Dir, o Höchster, gebühren sie,
Und kein Mensch ist würdig, daß er dich nenne!

Das ist aus diesem Sonnen- und Sterbeliede die erste Strophe, und es schließt:

Lobet und preiset den Herrn und danket ihm,
Und dienet dem Herrn in großer Demut!

Sind diese letzten Worte nicht wie ein Spiegel seines Lebens? Ein Loben und Preisen war es ohne Ende und ein Dienst seines Gottes in großer Demut!

Stellen wir nun zum Schlusse die Frage nach der weltgeschichtlichen Bedeutung dieses wundersamen Mannes, so haben wir, abgesehen von der Stütze, die er der wankenden Kirche geschaffen hat, zwei Punkte ins Auge zu fassen, die freilich auch eng miteinander zusammenhängen.

Erstens: „In Franz von Assisi gipfelt eine große Bewegung der abendländischen christlichen Welt, eine Bewegung, die nicht auf das religiöse Gebiet beschränkt, sondern universell im eigentlichsten Sinne die vorbereitende und treibende Kraft der modernen Kultur geworden ist: die Bewegung der Humanität. Ihr Inhalt ist die Befreiung des Individuums von den Fesseln geistiger Knechtschaft." Gewiß, Franz war und blieb ein gehorsamer Sohn der römischen Kirche! Gewiß, Franz ist der vornehmsten einer unter ihren Heiligen! Dennoch aber: es fehlt so vieles an ihm, was spezifisch katholisch ist! Vor allem weist die gebieterische Art, mit der sich in ihm die Persönlichkeit in der Herrschaft des individuellen Gefühls auf sich selber stellte, im letzten Grunde über die Schranken des katholischen Glaubens, der katholischen Geistes- und Gewissensknechtung hinaus. Sie weist vielmehr in evangelische Bahnen hinein, auf denen

erst ganz die Zertrümmerung jener Ketten und die Befreiung der Persönlichkeit erfolgen konnte und erfolgen kann. So hat es sich auch an ihm erfüllt, wie an all den Großen, die die Träger neuer Ideen gewesen sind: „Ihr seid es nicht, die da reden, sondern meines Vaters Geist ist es, der durch euch redet!"

Und das andre, das wohl auf keinem Gebiete so deutlich zur Anschauung kommt, wie auf dem Gebiete der Kunst. Bei den künstlerischen Vorstellungen aus dem Leben des heiligen Franz in den Freskogemälden der imposanten Franziskanerkirche in Assisi kommt zum erstenmal die Landschaft, die Natur zu ihrem Rechte. Bis dahin galt die Natur als etwas, was dieser im Banne der Sünde gefangnen Welt angehört, und was darum der gottgeweihte Künstler scheuen muß. Franziskus hat die Natur aus ihrem Bann erlöst. Von ihm erst haben die Menschen wieder gelernt, daß die Blumen blühten und die Vögel sangen, daß die Sonne strahlte und der Himmel blaute. Er hat den Tag heraufgeführt, an dem „ein Versöhnungsfest gefeiert wurde, wie es nicht ergreifender und nicht freudiger sich denken läßt", das Friedensfest zwischen der Natur und dem Menschen!

Franziskus und Luther haben vieles gemein! Welteroberer sind sie beide gewesen, Persönlichkeiten von klarer Prägung und von hinreißender Kraft. Beide haben sie ihrem Volke und ihrer Zeit im Herzen gelesen und haben dann beide das lösende Wort gesprochen. Gebunden waren sie beide mit Herz und Gewissen an den einen Meister, und beide waren sie Kinder des einen Gottes!

Und dennoch waren sie wieder so grundverschieden! Gab der eine, Franziskus, dem Menschen die Natur zurück, die weite herrliche Gotteswelt, so hat der andre den Menschen auf der eingeschlagnen Bahn höher hinaufgeführt, hat ihn frei gemacht von der römisch-mönchischen Beurteilung der höchsten Kulturgüter, hat ihn gelehrt, um nur zweierlei zu nennen, in Beruf und Haus Gaben Gottes und Aufgaben für die Menschen zu sehen.

Aus welschem Blute der heilige Franz — Luther aber ein deutscher Mann; Franziskus ein Kind des Friedens — Luther aber ein Held mit gepanzerter Faust; Franziskus sich selbst verzehrend im Gefühl — Luther aber bei aller Tiefe des Gemüts ein Mann des Willens und der Tat; Franziskus gehorsam, sich beugend unter menschliche Autorität, und sei es auch unter dem Opfer seines Herzens — Luther aber ein aufrechter Mann, ein Herold und Bringer der Freiheit, die allein gebunden ist in Gott.

Franziskus und Luther: mögen die Römischen uns unsern Luther schmähen, wir wollen handeln nach dem Gebote der Gerechtigkeit. Römisch mag es sein, allein zu entscheiden nach der kirchlichen Etikette; evangelisch aber ist es, zu fragen, wo immer wir sie finden, nach der in Gott gegründeten Menschengröße!





Aus dem dunkeln Kapitel der chinesischen Kultur

Von Emil Schulz in Hamburg



Hippolyte Taine sagt in seinen geistvollen und von der feinsten Beobachtungsgabe zeugenden „Aufzeichnungen über England“ (S. 119): „Der Graben, der hier Tugend und Laster voneinander trennt, ist tief und steil und hat nicht, wie in Frankreich, Treppen.“ Hätte dieser große Kulturhistoriker und Verfasser des „Modernen Frankreich“ China kennen gelernt, so würde er über dieses Land das gleiche Urteil gefällt haben, soweit die Stellung des Weibes zur Familie und zur Gesellschaft in Frage kommt. Trotz der nahen Rassenverwandtschaft zwischen Japan und China kann man sich, was die Stellung des Weibes zum Manne betrifft, kaum einen größern Gegensatz denken als den zwischen diesen Ländern auf diesem Gebiete. Der Grund hierfür ist ohne Zweifel in der Morallehre des großen chinesischen Reformators Kong-futse zu suchen. Hat Mohammed auch befohlen: „Kein Mann darf das Gesicht eines Weibes sehen, das nicht seine Mutter, Gattin oder Schwester ist“, so verbietet er doch nicht, ein Weib bei Lebensgefahr durch körperliche Berührung zu retten. Anders urteilt Kong-futse (700 v. Chr.). Von einem Jünger gefragt, ob es einem fremden Manne wenigstens erlaubt sei, ein Weib in Todesnot durch körperliche Berührung, zum Beispiel Darreichung der Hand vor dem Ertrinken zu retten, antwortete er kurz: „Vielleicht!“ ohne auf die ihm offenbar sehr peinliche Frage weiter einzugehen. Bei einem solchen Stande der Moral ist es kein Wunder, daß den chinesischen Prostituierten der Stempel der tiefsten sozialen Erniedrigung und untilgbaren Schmach aufgedrückt ist.

Man sollte nun annehmen, daß es keine oder doch nur geringfügige Unterschiede zwischen Prostituierten geben könne. Aber auch in China erwies sich das Bedürfnis der sozial hochstehenden Kreise nach einer bessern Halbwelt stärker als Gesetz und Sitte. Freilich zu der gesellschaftlich sogar feststehenden Stellung, die hervorragende Courtisanen zum Beispiel in Frankreich einnahmen und noch einnehmen, kann es in China auch die gebildetste und schönste Halbweltlerin niemals bringen. Von dieser höherstehenden Prostitution will ich im folgenden meine Beobachtungen und Eindrücke schildern, denn meines Wissens findet man darüber in den Reisewerken und Schriften über dieses merkwürdige Land und seine jahrtausendealte Kultur sehr wenig oder gar nichts. Gewiß, Cantons Blumenboote, Schanghais und Tientsins landläufige Bordelle werden häufiger kurz erwähnt, wofern die Schriftsteller es nicht vorziehen, dieses überaus interessante Kapitel zur Beurteilung eines Volkes entweder totzuschweigen oder mit einigen Ausbrüchen ihres moralischen Gemüts kurz zu erwähnen. Aber das intime Leben der chinesischen Demimonde, ihr Werdegang, ihre Stellung in der Lebewelt und Gesellschaft ist für die Europäer durchweg eine terra incognita geblieben. Auch ich verdanke

meine Kenntnisse auf diesem Gebiete, das die fremdenfeindlichen, reichen Stockchinesen ängstlich vor den fremden Teufeln verschließen, nur dem Zufall, daß ich während eines längern Aufenthalts im „Himmlischen Reiche der Mitte" einen Chinesen zum Lehrer seiner Muttersprache hatte, der der erklärte Liebhaber der ersten Brettldiva und anerkannten berühmtesten Schönheit von Tientsin war. Wegen seiner Abstammung aus einer sehr alten, vornehmen mohammedanischen Familie Tientsins (wo allein etwa 150000 chinesische Mohammedaner wohnen) und wegen seiner Rolle als erklärter Liebhaber der ersten Sängerin der Stadt war Liu in der ziemlich zahlreichen Jeunesse dorée eine Hauptperson. Durch ihn wurde ich allmählich mit sehr vielen Mitgliedern dieser chinesischen Gesellschaftsklasse bekannt, und ich bekam so beständig Gelegenheit, zwischen europäischen und chinesischen Verhältnissen auf diesem Gebiete Vergleiche zu ziehen.

Um das Wesen der chinesischen Prostitution kurz zu charakterisieren, so ist sie ein reines Spekulationsgeschäft wie jedes andre, nur daß hier mit weiblicher Ware gehandelt wird, statt mit Zucker, Tee oder Mehl. Kein Wunder, daß die Stellung des Weibes dabei eine Sklaverei der niedrigsten Art ist, die sich wieder aus der fast vollkommnen Rechtlosigkeit und Unmündigkeit des chinesischen Weibes erklärt. Der gewöhnliche Lebenslauf einer chinesischen Prostituierten niederer Klasse ist der, daß das Mädchen in zartem Alter entweder von den Eltern aus Not verkauft wird, oder aber, was auch heute noch vielfach vorkommt, gestohlen oder geraubt und in eine entferntere Provinz verschleppt wird. Aber auch die Fälle kommen vor, wo entmenschte Eltern ihre Kinder zur Prostitution direkt erziehen. Ein großer Teil der so geraubten, gestohlnen oder verkauften Kinder wird im Alter von sieben bis acht Jahren in die Kinderbordelle verkauft, von denen ich persönlich vier gesehen habe. Dort geht das erbarmungswürdige Geschöpf entweder frühzeitig zugrunde oder wird noch vor dem zwanzigsten Jahre zur körperlichen und geistigen Ruine. Selten, daß sich ein Wesen aus diesen Höhlen zu einer höhern sozialen Stufe der Prostitution erhebt.

Anders ist der Lebenslauf der gefeierten Sängerinnen und Tänzerinnen. Sie werden aufs sorgfältigste auf ihren Beruf vorbereitet. Falls sie Stimme und Temperament haben, lernen sie eine Anzahl meist langer Lieder und tanzen, wenn man bei den verkrüppelten Füßen ein menuettartiges Umeinanderschreiten zweier Mädchen — die Chinesin tanzt niemals, auch öffentlich nicht, mit einem Manne zusammen — so nennen kann. Bei diesen Tänzen halten sie ungefähr meterlange, mit Blechplättchen (eine Art Rassel) beschlagne Stäbe in den Händen, die sie rhythmisch durch sanftes Schlagen gegen Schulter und Ellbogengelenke leise zum Klirren bringen. Doch die Hauptsache ist und bleibt für die feinere Demimondäne die Ausbildung des Gesangs. Es ist mir immer ein Rätsel geblieben, worin eigentlich die Kunst und die Schönheit dieser mehr dem Katzengeschrei zur Brunstzeit gleichenden und das Ohr eines Europäers aufs empfindlichste beleidigenden Gaumentöne bestand. Dabei kein Ausdruck des Vortrags, kein Heben und Senken des Tones, nicht die geringste Nüancierung; immer dasselbe harte, fast kreischende Hervorstoßen und Herunterplärren der langatmigen Strophen. Was aber meine Verwunderung noch steigerte, war die Tatsache, daß eine fast stockheisere Sängerin, die in einer Art Hosenrolle auftrat (wenigstens hatte sie als Einzige keine verkrüppelten Füße und trug Knabenkleidung), mit ihren Vorträgen dasselbe lautbewundernde und ekstatische: „Chau! Chau! Tin-chau! Schan-gaudi!" (Gut! Gut! Sehr

gut!) bei gewissen Stellen hervorrief. Dabei war es denn Stil, daß die anwesenden jungen und alten Lebegreise den Daumen der rechten Hand aufrichteten und sich gegenseitig Kennerblicke zuwarfen.

Man wird sich am leichtesten das äußere Ideal einer chinesischen Grande-Cocotte vorstellen, wenn ich die Freundin meines chinesischen Lehrers, die eine anerkannte erste Schönheit und Sängerin war, schildere. Sie war mittelgroß, von gut genährter, sogar etwas üppiger Figur. Ich bemerke nebenbei, daß eine gewisse Üppigkeit und Rundlichkeit sowohl für männliche wie für weibliche chinesische Schönheit eine Hauptbedingung ist. Schlankheit des Wuchses und Magerkeit wird nicht geschätzt. Ihre hohe rundliche und gewölbte Stirn war genau das Gegenteil von unserm klassischen Schönheitsideal einer Frau. Die großen, braunen, leicht geschlitzten Augen glänzten und sprühten von Lebenslust, Heiterkeit und Sinnesfreude; die Nase, die sich leicht nach unten verbreiterte, war etwas fleischig und nichtssagend. Dagegen zeigten die fleischigen, stark sinnlichen Lippen beim Öffnen des Mundes ein so prächtiges und herrlich geformtes Gebiß, wie ich es mit solchen perlenartigen, gleichgeformten Zähnen noch nicht wieder gesehen habe. Leider hatte es, entsprechend dem chinesischen Mangel an Körperpflege, am Rande des Zahnfleisches einen kaffeebraunen Saum, der den Eindruck sofort herabstimmen mußte. Eine auffallende Eigenschaft war bei ihr ferner ein natürliches Inkarnat der Wangen, das zu dem Oliventeint ihres übrigen Gesichts vortrefflich stand. Wenn man sieht, wie in China den kleinen Mädchen von fünf und sechs Jahren schon die Backen mit Schminke knallrot gefärbt werden, so ist es ohne weiteres klar, daß gerade das Naturrot der Wangen eine Hauptursache war, diese „erste Schönheit" in der Lebewelt so berühmt zu machen. Wie fast alle Bevölkerungsschichten Chinas vom schwer arbeitenden Kuli hinauf bis zum krallenbewehrten Literaten (diese ziehen über die oft 3 bis 4 Zentimeter langen Nägel des kleinen Fingers seine Gehäuse aus durchbrochner Silber- oder Goldarbeit) verfügte sie über eine wundervolle, feingeformte, kleine, weiche Hand mit zierlichen Grübchen über den Handknöcheln und Gelenken der Finger. Van Dyck hat solche Hände gemalt, nur daß die der chinesischen Demimondäne im ganzen kleiner waren. Faßte man alles zusammen, so mußte man sagen, daß ihr Gesamteindruck nach unsern Begriffen mehr ein sinnlich fesselnder, weniger ein objektiv schöner war.

Sie war von ihrem Adoptivvater gekauft und zu ihrem Beruf ausgebildet worden, um später ausgebeutet zu werden. Offenbar mußte sie beim Verkauf schon ein älteres Kind gewesen sein, denn sie erinnerte sich des Vorgangs genau und haßte ihren Sklavenhalter tödlich. Dieser, ein Mensch von ungefähr fünfundvierzig Jahren mit einem abscheulichen Blick, hatte noch eine, nach chinesischen Begriffen schöne Adoptivtochter von ungefähr achtzehn Jahren; und als dritte im Bunde verkuppelte er seine eigne, erwachsne Tochter. Es ist dieses ein raffinierter Trick der Kuppler, besonders wertvolle Mädchen als Töchter zu adoptieren und nicht als Sklavinnen zu bezeichnen. Eine Sklavin wird noch einigermaßen durch das Gesetz geschützt, während Töchter und Söhne — wobei Adoption keinen Unterschied macht — der väterlichen Allgewalt vollständig unterworfen sind. Mit diesem Trio von Schönheiten bewohnte er dicht am ersten Teechantant einen sogenannten Yamen, der aus vier aneinanderstoßenden, einstöckigen Gebäuden zu je drei Zimmern bestand, und der so gebaut war, daß er einen viereckigen Binnenhof hatte, auf den die Hauseingänge mündeten. Für das Spiel seiner Töchter erhielten weder

er noch sie einen Pfennig Gage, denn das Auftreten dient ihnen nur dazu, die junge und nicht zuletzt die alte Lebewelt anzulocken, kurz, ist ihre Reklame. Im Gegensatz zu den vornehmen Chinesinnen Tientsins, die sich niemals oder nur in dichtverhängten Sänften öffentlich zeigen, gehn sie zu Fuß über die Straße, falls das Chantant nicht zu weit entfernt liegt. Nicht selten lassen sie dabei vor und hinter sich je einen Diener schreiten, um ihre Vornehmheit und ihre Stellung zu zeigen. Ist das Wetter aber schlecht, und sind die an und für sich so schmutzigen Gassen voll tiefer Pfützen, was bei jedem Regenfall eintritt, so hängen sie sich auf den Rücken eines Kulis, die Unterschenkel um seine Hüften und die Arme um den Hals geschlagen und lassen sich wie Mehlsäcke ins Chantant oder nach Hause tragen. Diesen grotesk-komischen Anblick habe ich häufiger genossen. Sind schon viele ihrer Verehrer im Konzerthaus versammelt, so erheben diese bei ihrem Eintritt ein lautes Beifallsgeschrei, oder sie veranstalten im Laufe des „Konzerts" eine öffentliche Schönheitskonkurrenz, bei der jeder Anwesende seine Stimme abzugeben berechtigt ist. Relative Majorität entscheidet; und mit welchem strahlenden Gesicht erzählte mir mein chinesischer Mentor, wenn seine Angebetete wieder als Siegerin hervorgegangen war! Er wußte dabei ganz genau die Zahlen aus dem Kopfe, die sich auf die zehn Sängerinnen verteilt hatten.

Wie unsre Halbwelt legt auch die chinesische auf schöne Kleidung und kostbaren Schmuck großen Wert. Da nun das dortige Frauengewand in seinem gleichförmigen, konservativen Schnitt nur wenig Abwechslung bietet, und es eine Mode in unserm Sinne nicht gibt, so wählen sie dafür um so kostbarere und schwerere Seidenstoffe zur Verarbeitung bei ihren Kostümen. Einen erlesnen Luxus entfalten sie gern in der Auswahl von wundervoll und zart gestickten Knöchelbändern, mit denen sie ihre unten spitz zulaufenden, schwarzen Atlashosen über dem Fußgelenk binden. Ebenso weisen Hals- und Brustlatz, besonders aber die sehr weiten, um- und aufgeschlagnen Ärmel häufig die herrlichsten Stickereien auf weißer Seide oder Atlas auf.

Da ich meinen Lehrer des Chinesischen fast täglich als Dolmetscher bei Einkäufen in Anspruch nehmen mußte, so kann es nicht wundernehmen, daß ich die Damen des Chantants häufig bei ihrer Toilette überraschte; denn jede freie Stunde brachte er in der Wohnung seiner Herzliebsten zu. Die „Damen" ließen sich nun nicht im geringsten durch meinen Eintritt bei ihrer Toilette stören. Es fiel mir auf, wie wenig die Halbwelt Chinas dabei die einfachsten Grundsätze der Hygiene beobachtete. So wurde zum Waschen und Reinigen des Körpers nur ein großes Becken aus getriebnem Kupfer, mit heißem Wasser gefüllt, hereingetragen, in dem ein alter, ehemals weißer, baumwollner, viereckiger Lappen von doppelter Handflächengröße schwamm. (Im Winter wäscht sich der Nordchinese nur mit heißem Wasser.) Dann zogen die „Damen" ihr Obergewand aus und standen da in ihren schwarzen Atlashosen, die sie auch nachts nicht ablegen, und in ihrem schmutzig-grauen Hemd aus Baumwolle mit sehr kurzen Ärmeln. Mit dem zweifelhaft aussehenden Lappen fuhr man sich über das Gesicht und schüchtern über den Hals, die Hände und Unterarme bis zu den Ellbogen hinauf; damit war der Reinlichkeit Genüge geschehen. Seife kam dabei nicht zur Verwendung. Kein Wunder, daß unter diesen Verhältnissen — selbst die bestsituierte Halbweltdame nimmt in China nie in ihrem Leben ein Bad — sie selber eine Quelle aller möglichen Krankheiten ist. Da man gegen solche Leiden nur von Quacksalbern hergestellte Pillen aus den sonderbarsten Ingredienzien einnimmt, so ist es

klar, daß durch die Prostitution die verderblichsten Krankheiten in manche Familien kommen, was schließlich dazu beigetragen hat, große Volksteile zu verseuchen und zu vergiften.

Ist die „Waschung“ beendet, so kommt ein Hauptteil der Toilette an die Reihe, der Kopfputz, auf den die Sängerinnen den größten Wert legen. Während des Aufbaues der Frisur durch eine alte Dienerin halten sie gewöhnlich einen kleinen Handspiegel in der Hand und verfolgen die einzelnen Phasen der Prozedur sehr genau. Sie geben dabei beständig Anweisungen, und erscheint ihnen eine „Tour“ nicht effekt- und schwungvoll genug, so reißen sie sie mit ärgerlichem Griffe energisch wieder herunter. Das verdrießt indes die geduldige Alte, für die, wie bei allen Chinesen, der Begriff Zeit keine Rolle spielt, nur wenig. Ab und zu hält sie mit ihrer Arbeit inne, zieht eine ihrer langen silbernen Haarnadeln aus ihrem eignen, kümmerlich gewordnen Haarschopf, stochert in den Ruinen ihres Gebisses nach alten Speiseresten umher und steckt dann den Haarpfeil in aller Gemütsruhe wieder ins Haar. Zur Erhöhung des meist tiefschwarzen, glänzenden und üppigen Haares ihrer Herrinnen fährt sie mit einer alten Zahnbürste in einen mit Glyzerin gefüllten Napf, um dann allmählich die Fettflut zu verkämmen und zu verstreichen. Als Schmuck ins Haar werden künstliche Blumen befestigt oder sehr feine Silberfiligranarbeiten in Form von Käfern, Schmetterlingen usw., die als Überzug die schillernden Federn des stahlblauen Eisvogels tragen. Zum Schluß kommt die dick aufgetragne Schminke. So geschmückt empfangen die Priesterinnen der chinesischen Venus Vulgivaga schon morgens ihre Anbeter. Sie tragen, entsprechend dem Sinne ihrer Landsleute für Sparsamkeit, morgens nur alte ausrangierte Kleider, oft auch bis zum Toilettenwechsel vor ihrem Auftreten im Theater oder bei den Gastmählern reicher Kaufleute, von denen sie gegen eine Geldsumme von 30 bis 50 Mark für den Abend nicht selten ausgeliehen werden, um durch „Gesang“ die Ohren der Gäste zu ergötzen. So empfing mich die Freundin meines Lehrers morgens in einem ehemaligen Staatsgewande aus schwerer, kirschroter Damastseide von ehrwürdigem Alter, das vorn auf der Brust und tiefer von Fettflecken, Schmutz und Essensüberresten geradezu starrte. Auch wenn ihr Liebhaber zufällig einmal nicht anwesend war, gab sie auf meinen Ruf „Kai-mé“ dem Türhüter Anweisung, das immer verriegelte Eingangstor zum Hofe zu öffnen.

Waren der Besucher zu viele auf einmal, so wurden sie auf die verschiednen Häuser des Yamens verteilt, und die Sängerinnen begaben sich von einem zum andern, um mit ihnen zu scherzen, zu lachen und zu plaudern, vielleicht auch ein Lied zu singen oder sich zärtlich in die Arme nehmen zu lassen. Für solche platonischen Besuche zahlen die Chinesen gern zwei bis vier mexikanische Dollar, das heißt vier bis neun Mark. Die täglichen Einnahmen aus diesen Besuchen beliefen sich bei meines Lehrers Freundin auf fünfundzwanzig bis fünfunddreißig mexikanische Dollar, das heißt auf sechzig bis achtzig Mark, sodaß der alte Kuppler allein aus dieser Tochter jährlich etwa 25000 Mark zog.

Kein Wunder, daß sich die Schönen wohl ihres Wertes bewußt sind. Wird ihnen ihre Lage unerträglich, so lassen sie sich nicht selten von ihren Liebhabern entführen, brennen bei Nacht und Nebel mit ihnen nach entfernten Provinzen des Innern durch und heiraten sie dort; oder aber sie drohen mit Selbstmord, um ihren Willen in irgendeiner Sache durchzusetzen. Dieses Mittel ist sehr gefürchtet, denn die Ausbeuter wissen sehr wohl, daß in China nicht

nur die Männer, sondern auch die Frauen mit dem Selbstmord sehr rasch bei der Hand sind, denn er wird manchmal schon begangen, nur um den Widersacher zu ärgern. Von den großen Einnahmen erhält das ausgebeutete Mädchen nichts. Sie kann froh sein, wenn ihr die Kuppler die nicht selten kostbaren Schmuckgegenstände lassen, wie Ohrgehänge, Armbänder usw. aus getriebnem Golde mit reicher Verzierung oder die noch höher geschätzten Armringe aus Nephrit, chinesisch Jade genannt.

Eine der Haupttätigkeiten der Mädchen darf ich nicht unerwähnt lassen, nämlich die Zubereitung der Opiumpfeifen für die sie besuchenden Männer. Ich will dabei nur kurz sagen, daß die Alkoholpest bei uns nicht so schlimm ist wie die grassierende Opiumpest der großen chinesischen Städte des Nordens. So lebt sie scheinbar sorgenlos dahin, tändelnd, sich putzend und das Leben genießend. Und das Ende vom Liede? Es gleicht in vielen Stücken dem ihrer europäischen Schwestern. Hat sie das Glück, sich eines reichen, verliebten Anbeters zu erfreuen, so kauft dieser sie vielleicht um schweres Geld dem Besitzer ab und macht sie trotz dem heftigsten Sträuben seiner Hauptfrau zum Nebenweibe. Denn die aus guter Familie stammende erste, rechtmäßige Gattin (auf tadellosen Ruf der ersten Frau und ihrer Familie legt der Chinese den höchsten Wert) sträubt sich natürlich mit Händen und Füßen gegen das Nebeneinanderwohnen mit einem Weibe von der Vergangenheit einer öffentlichen Sängerin. Und diesen tödlichen Haß gibt die zur Nebenfrau erhobne Courtisane reichlich zurück. Ihre Vergangenheit liegt als unüberbrückbare Kluft zwischen ihnen. Eine der Hauptursachen der Todfeindschaft seitens der Hausfrau besteht darin, daß sie die Nebenbuhlerin im Besitze der Liebe ihres Gatten weiß, dem sie einst, ohne gefragt zu werden, nur nach rein äußern Rücksichten, oft aus Geschäftsinteresse, durch die Eltern angetraut wurde. Andrerseits wird der ehemaligen Sängerin das Leben durch den Gedanken verbittert, daß sie den Hauptwunsch jedes verheirateten Weibes nach der Mutterschaft selten erfüllt sehen wird. Sollte aber ausnahmsweise eine ehemalige Angehörige der chinesischen Lebewelt als Nebenfrau doch schwanger werden, nun „so kann sie eben keine Kinder bekommen", wie mir ein junger, vornehmer Chinese auf meine Frage zur Antwort gab mit einem so bezeichnenden Zug um den Mund, der jede weitere Erörterung überflüssig machte. Wer chinesisches Wesen kennt, dem erscheint die Durchführung dieses Grundsatzes als durchaus verständlich.

Für den Chinesen, auch die mohammedanischen Glaubens, spielt bekanntlich die Ahnenverehrung eine Hauptrolle in ihren religiösen Vorstellungen. Will deshalb der Chinese dem andern eine tödliche Beleidigung antun, so beschimpft er dessen Vorfahren, namentlich die Mutter. Nun denke man sich das unglückliche Los von Kindern, denen man mit Recht vorwerfen könne, daß die Mutter eine „Frau mit einer Vergangenheit" gewesen sei. Schon im zartesten Alter würden ihre Nachkommen wie die Pest von andern Kindern gemieden werden; und Kinder sind bekanntlich fast ohne Ausnahme grausam. Der Chinese ist in diesen Sachen so intolerant, daß er nie einen Kuli oder eine Dienerin in sein Hauswesen nehmen wird, die jemals auch nur in einem öffentlichen Hause im Dienst gewesen sind.

Um deshalb die rechtmäßige, erste Frau doch einigermaßen zu schützen, bestimmen Gesetz und Sitte, daß ein junger Ehemann vor Ablauf einer bestimmten Zeit kein Nebenweib ins Haus nehmen darf. Für den Fall aber, daß ihm seine erste Frau einen Sohn geboren hat, darf er überhaupt ohne

ihre Zustimmung kein zweites Weib nehmen. Nur höchst ungern und nach heftigem Sträuben geben sie diese Erlaubnis zu einer zweiten Heirat, wenn es sich um ein Nebenweib aus anständiger Familie handelt. Hört sie aber, daß das Nebenweib eine Sängerin aus einer öffentlichen Singspielhalle sein soll, so kommt es zu einem erbitterten häuslichen Kriege, der nicht selten damit endet, daß der Gatte der Sängerin einen Yamen irgendwo in der Stadt mietet und ganz zu ihr zieht. Sein eheliches Heim betritt er nun nicht mehr, indem er zu dem echt chinesischen Mittel greift, die Sache hinzuziehen und den Gegner zu ermatten. Gewöhnlich kommt es denn auch so, daß die rechtmäßige Frau im Kampfe zuerst erlahmt und nachgibt. Doch kenne ich verschiedne Fälle, wo die Frauen es vorzogen, lieber auf jede fernere eheliche Gemeinschaft zu verzichten, als ihre Einwilligung zu dem Nebeneinanderwohnen mit einer Demimondänen zu geben.

Man wird unter diesen Umständen begreifen, daß das Los, als Nebenfrau ihr Leben zu beschließen, nur eine verhältnismäßig kleine Zahl der Teehaussängerinnen trifft. Gewöhnlich ist der Lebenslauf eines „weiblichen Invaliden der Liebesarmee“ der auch bei uns übliche. Mit zunehmendem Alter und mit dem Verlust ihrer Reize sinkt sie im Marktwerte. Ihr Ausbeuter entledigt sich ihrer wie eines abgetragnen Kleidungsstücks, indem er sie an Freudenhäuser niedriger Gattung weiterverkauft, wo sie entweder ganz verkommt oder als Dienerin oder Haussklavin ihr Leben fristet. Hier erlebt sie dann mit grauen Haaren und zahnlosem Munde jahrein jahraus ihr eignes Schicksal von neuem an den jungen kaum erblühten Mädchen, die wie sie dem unersättlichen Moloch „Prostitution“ in den Rachen geworfen werden. Die chinesische Sängerin kann wirklich von sich sagen: Lasciate ogni speranza.



Einquartierung

Von Georg Stellanus

(Schluß)



August hatte Suschen ihr kleines Paket wieder eingehändigt und dafür den mit Emil verabredeten Grund angegeben. Sie hatte die Siebenmeilenstiefel ohne viel Umstände bis auf weiteres in die Ecke gestellt und sich gesagt: daß ein Soldat schon eine habe, sei ja nicht weiter zu verwundern, und daß er die Hosenträger nicht trotzdem als gute Prise habe mitgehn heißen, sei ein Beweis, wie recht sie gehabt habe, ihn für einen braven Kerl zu halten. Wäre der Mißerfolg ihrer Hosenträger Hannchen bekannt geworden, würde er ihr ungleich peinlicher gewesen sein, und hätte sie gar gewußt, daß Hannchen die eine war, die der nette Gefreite „schon hatte“, so würde die Sache kaum ohne einige Tränen und ohne längeres Schmollen abgegangen sein.

So saßen die drei Frauen einträchtiglich beieinander im Hofe vor der Tür, mit Nähen beschäftigt, und besprachen, was sie nach der Kirche von Bekannten über das und jenes gehört hatten. Der Hof war wie ausgestorben: wer abkommen konnte, war ins Dorf zu Tanze gegangen, wer wegen der Kälber und der Milch

sowie zum Füttern dableiben mußte, lag faulenzend und schwatzend im Grasgarten oder auf der Kammer. Spatz und Robert waren mit in die Schenke gegangen, Gottlieb, der sich nichts aus Tanzvergnügen machte, war auf dem Hofe geblieben, um dem Braunen und dem Milchkutscher Gesellschaft zu leisten. Auch der Bauer war gegen Abend fortgegangen: er wollte einen Spaziergang über die Wiesen machen und dann nach der Schenke gehn, um dafür zu sorgen, daß seine beiden Soldaten hätten, was sie brauchten. Da sie nicht zum Abendessen kommen wollten, so war es seiner Ansicht nach nicht mehr als recht und billig, daß er sie in der Schenke mit einem tüchtigen Abendessen und reichlichem Biere versorgte. Das kleine Vorwerk war oben in seiner Stube und bästelte an einer Wassermühle, die, seitdem er sie mühsam gezimmert und zusammengesetzt hatte, zwischen langen invaliden Wochen und Monden immer nur kurzer gesunder Augenblicke froh geworden war.

Es fing schon stark an zu dämmern, und der Milchkutscher war eben beim Einspannen, als die drei Frauen zu ihrem Erstaunen den Bauer mit langen eiligen Schritten über den Hof auf sich zukommen sahen: sie hatten ihn nicht vor zehn Uhr zurückerwartet, und lange, eilige Schritte machte er überhaupt nicht, geschweige denn am Sonntag, wo er sich für die ganze Woche ausruhte.

E scheenes Tanzvergniegen, brummte er. Nischt als ene große Hauerei is es gewesen. Daß se unsern Soldaten, natierlich nich den Schwadroneur, nee den andern, nich mausetot geschlagen ham, is noch e Wunder. Wenn der Kerl sich nich gewehrt hätte wie e Schtier, un wenn 'n nich schließlich die andern Husaren noch rausgehauen hätten, wäre nischt an en ganz geblieben. Wo ists denn August?

Oben in seiner Stube.

Fix, Hannchen, er sill glei runger kommen un mit mir ins Dorf fahren. Se ham den Stabsarzt von drieben rieber geholt. Der is mit den Doktor in den seinen Wagen rieber gekommen, un se nähen en den Kopp wieder zu. Aber bei Besinnung is er noch nich, das is 's Eklige. Der Stabsarzt sagt, 's is ene Gehirnerschitterung. Dummerweiser is ooch gerade eener von unsern der Attentäter. Wilhelm, das rüde Vieh, hat en enen Bierkrug ufn Koppe entzwee gehaun, un wie mir Brendel sat, is der of Schticke gegangen, als wenn er uf en Amboß ufgeschlagen wäre. 's wäre mer leed um den Kerl, wenn er drufginge: so eenen macht der liebe Gott nich alle Tage. Se meenten, ich sillt en in der Schenke lassen, un de Brendeln werde ja ooch aus 'n greebsten vor 'n gesorgt ham, aber vor so eenen, der so beese zugericht is, is es nischt in so ener Schenke. Da is es in e richtg'n Bauernhause doch was andersch mit der Pflege. Ihr werd ja tun, was der könnt, daß mer'n dorchbringen. Mer können 'n glei in sei altes Bette lehn: die beeden andern machen ja doch morgen frieh fort: da hat er de ganze Schtube vor sich alleene. Der Rittmeister sat, ich sill'n nur behalten mit samstigen Fähre: er wills verantworten. Leg e paar Schitten Schtroh uf den Wagen, August, un e paar Decken. Un nu wolln mer machen, daß mer fortkommen.

Nun kam auch nach und nach das Gesinde zurück, einige von den Knechten arg ramponiert, mit verbundnen Händen und Schädeln, mit verschwollnen Augen und Nasen, und ein wenig kleinlaut. Nicht dessentwegen, was sie selbst davongetragen hatten — eine gesunde Hauerei geht nun einmal nicht ohne Defekte ab —, sondern wegen des Soldaten, von dem es hieß, er habe ein für allemal genug und werde schwerlich wieder aufwachen. Der Stabsarzt ebensowohl wie der Doktor hatten sich sehr bedenklich geäußert. Der Gemeindevorstand und der Gendarm hatten sogar die Musikanten nach Hause geschickt und dem Wirt für heute das weitere Schenken untersagt. Auch die Husaren hatten sich auf Befehl des Rittmeisters in ihre Quartiere begeben müssen. Ganz vom Zaune gebrochen hatte ja

Wilhelm, das rüde Vieh, wie ihn der Bauer genannt hatte, den Streit nicht. Er hatte schon gestern Ursache zur Eifersucht gegen Robert zu haben geglaubt, und er war es auch gewesen, der dem „verfluchten Hund“ durch Öffnen der Grube eine Falle gelegt hatte. Spatz, der statt seiner hineingetumpelt war, war auch nicht ganz unschuldig dazu gekommen, denn er hatte wo anders Werg am Rocken gehabt, und der von ihm verdrängte Knecht hatte ihm die „Taufe“ von Herzen gegönnt. Auf dem Tanzsaale war natürlich der schwelende Zündstoff sofort in helle Flammen ausgebrochen, als sich Robert wieder, ohne sich um des andern giftige Blicke und Drohungen zu kümmern, an das Frauenzimmer herangemacht hatte, das leichtsinnig und treulos genug gewesen war, den altberechtigten Schatz für den ihr besser gefallenden Husaren im Stich zu lassen. Die Knechte hatten für Wilhelm, die Husaren für Robert Partei ergriffen, und dem hin und her wogenden Getümmel, bei dem kein Stuhl und kein Tisch ganz geblieben war — die Musikanten hatten sich und ihre Instrumente durchs Fenster gerettet —, war erst Einhalt geschehen, als der von Wilhelm mit dem Bierkrug mitten auf den Schädel getroffne bewußtlos zur Erde gesunken und dem Angreifenden vom Kruge nur der Henkel in der Hand geblieben war. Eine dergleichen Katastrophe war zwar der gewöhnliche Höhepunkt jeder einigermaßen ernsten Hauerei, und sobald einer „lag“ und sich nicht mehr rührte, sprang dann immer ein halbes Dutzend berufner und unberufner Friedenswächter ein, aber heute hatte der Soldat zu feste dagelegen, ohne sich zu rühren, und es war deshalb jedem, den eine Verantwortung traf, um die Folgen ernstlich bange geworden. Der Unteroffizier vom Schenkhausdienst hatte den Wachtmeister, der Wachtmeister den Rittmeister herbeigeholt, und dieser hatte sofort seinen Burschen auf einer äußerst flüchtigen Stute ins Regimentsstabsquartier geschickt, um den Stabsarzt zu holen. Es hatte sich gut getroffen, daß der beim Doktor in Quartier lag, der sofort hatte anspannen lassen und mitgekommen war.

Mit dem Gesinde kam auch Spatz an, der einzige, seiner Überzeugung nach, der die Sache wirklich gesehen hatte und richtig beschreiben konnte. Lädiert war er nicht, und daß sich das Drama in einem sächsischen Dorfe und nicht in einem korsischen Felsenneste abgespielt hatte, konnte man außer an den fehlenden Dolchgürteln, Gamaschen und Donnerbüchsen auch daran erkennen, daß die beiden feindlichen Parteien, sobald die Sache allzu brenzlig geworden war, sofort die Streitaxt begraben hatten und nun als gute Freunde, die einander das Geschehene nicht nachtrugen, nebeneinander hergingen.

Als August allein mit dem leeren Wagen zurückkam, erfuhr man von ihm, daß die Ärzte den Transport zu Wagen nicht für ratsam gehalten hatten. Der noch immer Bewußtlose war deshalb auf eine Bahre gelegt worden, an der sich zwei Nummern von je vier starken Lorenzen ablösten, und die, des kürzern Weges halber durch die Tellsje getragen, jeden Augenblick ankommen konnte. Gleich nach August kam auch der Doktor angefahren, der ein sehr ernstes Gesicht machte und darauf bestand, daß, wenn der Verwundete in sein altes Bett gelegt werden sollte, was sich allerdings wegen des unmittelbar vor der Tür befindlichen Brunnens in Rücksicht auf die kalten Umschläge empfahl, die beiden andern mit ihren Siebensachen ausquartiert werden müßten, denn wenn der Patient nicht völlige Ruhe habe, könne er für nichts stehn; auch so seien die Aussichten, ihn durchzubringen, sehr prekär. Spatzens und Gottliebs Betten und deren „Gelumpe“ wurden im Handumdrehen in die sogenannte Kuchenstube geräumt, und man war damit eben fertig, als der erwartete Zug ankam. Se brengen 'n! Die Anwesenheit des Wachtmeisters und die drohende Nähe des Gerippes mit der geschwungnen Sense bedrückte die Träger. Größte Vorsicht war ihnen zur Pflicht gemacht worden.

Der Zug bewegte sich langsam und lautlos — wie e Leichenzug, flüsterte eine der Mägde schaudernd dem neben ihr stehenden, wie sie den sensationellen Vorgang mit weitaufgerissenen Augen verschlingenden Knechte zu. Zu einem so unheimlichen Aufzuge hatte keine der frühern Hauereien Veranlassung gegeben: was man von ihnen zu erzählen wußte, verblaßte vor dieser wie von Gespenstern getragnen Bahre. Und doch wäre zu einem hoffnungsvollen Ausblick Veranlassung gewesen, denn wie einer der Träger in der Tellsje über eine Wurzel gestolpert und die Trage dabei arg ins Schwanken gekommen war, hatte der Wachtmeister den Verwundeten nicht stöhnen, sondern acht= bis neunsilbig fluchen hören. Beginnendes Delirium, hatte der Stabsarzt gemeint. Der mußte es freilich wissen, sonst würde der Wachtmeister eher geglaubt haben, ein so kerniger Fluch sei ein gutes Zeichen, für das Wiedererwachen gesunder Lebensgeister selbstverständlich, nicht im Punkte der Moral. Delirierende Husaren fluchten ja ausnahmsweise auch, aber was war das im Vergleich mit den gesunden, die, wie er selbst, immer fluchten!

Unbeweglich liegen und in Zwischenräumen von fünf zu fünf Minuten erneuerte Umschläge. Da der Stabsarzt am nächsten Morgen mit dem Regiment abrückte, versprach der Doktor herüberzukommen und nach dem Verwundeten zu sehen. August, zwei der aufgewecktesten Knechte und Gottlieb wollten sich von Stunde zu Stunde ablösen. Der Attentäter hatte sich auch angeboten, aber Spatz, der selber nicht in Frage kam, weil er, wie er sich ausdrückte, kein Vogel aufs Nachtwachen war, und, wie er behauptete, auch vor dem König seiner Tür auf Posten einschlafen würde, war dagegen gewesen: es passe sich eemal nich. Vermutlich hatten sie alle vier in der Hauptsache das Ihre getreulich getan, denn als Gottlieb, um den Schlaf fern zu halten, eben in eine mit Wurst belegte Brotschnitte eine halbmondförmige Bresche gelegt hatte, hörte er neben sich Roberts Stimme: Gib mir ooch e Schticke von der Wurschtbemme, Gottlieb. Mich hungert. Wegen der nötigen Diät hatten die Ärzte nichts gesagt, und mit der Wurstbemme wäre Gottlieb lieber allein fertig geworden, aber er zögerte keinen Augenblick, teilte christlich und sah die halbe Wurstbemme mit einer Schnelligkeit verschwinden, die einem halbtot geglaubten alle Ehre machte. De Zähne tun der wohl nich weh? fragte er. Nee, der Kopp. — Schluß. — Mehr brauchte es nicht, und mehr Worte war auch keiner von beiden dran zu wenden willens. Als die Bauersfrau nachsehen kam und an Gottlieb, der gerade einen frischen Umschlag aufgelegt hatte, die Frage richtete, ob es an nichts fehle, meinte der: Nee, eegentlich nich. Aber uneegentlich? fragte sie. Noch e bissel was zu essen könnten mer alle beede brauchen. So erfuhr sie die Wendung zum Bessern und konnte ihren Mann beruhigen, dem die Sache sehr an die Nieren gegangen war, um des schönen Kerls willen, um den es schade war, und wegen des Vorwurfs, der für immer auf dem Roten Vorwerk gelastet haben würde, daß man einen von der Einquartierung um die Ecke gebracht habe.

Als Spatz und Gottlieb am nächsten Morgen zum Sammeln abgeritten waren, war Robert nicht zu halten gewesen. Er hatte die Dienstmütze über die Kompressen gestülpt und hatte dabei sein müssen. Er hatte Spatz auch eine ihm gehörende Schmierbürste, die dieser hatte mitgehn heißen, glücklich wieder abgenommen. Und nun irrte er, wenn er sich nichts mit seinem Gaule zu tun machen konnte, ruhelos wie eine verlorne Seele umher, immer bestrebt, sich mit kleinen Handreichungen nützlich zu machen, und die Nähe weiblicher Wesen vor der männlicher stark bevorzugend. Der Doktor war wie aus den Wolken gefallen, als er bei seiner Ankunft den für einen kurzen Augenblick unter den Linden vorm Tore zur Ruhe gekommnen gewahr geworden war. Er hätte gern mit Wundfieber, das man zu gewärtigen

habe, gedroht, aber der Befund der Wunde und das Allgemeinbefinden waren so zufriedenstellend, daß er für diesmal die Schwarzseherei lieber aufgab. Donnerstag, sagte er, werde er wiederkommen und die Nadeln herausnehmen: dann könne der Husar reiten. Nur vor Bier und Schnaps müsse er auf seiner Hut sein, bis die Wunde ganz geheilt sei, wenn er nicht wolle, daß ein roter Renommierschmiß daraus werde, eine Verschönerung, für die bekanntlich nur in gelehrten Kreisen eine Vorliebe besteht.

Da man dem Husaren nicht mit Bier und dergleichen beikommen durfte, so unterzog man ihn, um ihm doch etwas zugute zu tun, einer gewaltigen Milchkur, und da die Bauersfrau noch überdies bemüht war, ihn mit dem nahrhaftesten, was Rauchfang und Speisekammer boten, zu nudeln, so fing er schon vom dritten Tage dieser Behandlung an, bedenklich zu schwellen und wie eine Speckschwarte zu glänzen. Der Bauer sah das, was hierbei draufging, als eine Sühne an, die er von Herzen gern zahlte, nun die Sorge wegen eines schlimmen Ausgangs von ihm genommen war. Er war Robert förmlich dankbar dafür, daß er aß und trank, und daß es bei ihm anschlug.

Wilhelm, der Attentäter, war ein paarmal um Robert herumgegangen, wie die Katze um den heißen Brei, bis er sich schließlich doch, als ihm die Gelegenheit günstig erschien, ein Herz faßte. Na, was macht denn dei Kopp? fragte er ihn mit einem gewinnenden Lächeln, das er eigentlich nur für Frauenspersonen auf Lager hielt.

Jucken tut er, sagte Robert im gleichmütigsten Tone, als wenn Wilhelm mit dem „Koppe" nie etwas zu tun gehabt hätte. Wenn nur erscht die dummen Nadeln raus wären, daß es fixer heilen täte.

Ich bin nemlich von Natur sehre hitzig, sagte Wilhelm, der sich vorgenommen hatte, die Sache mit einer entschuldigenden Bemerkung wieder ins Gleiche zu bringen, soweit das seine Manneswürde erlaubte.

Das ha ich gemerkt, sagte Robert. Mer sillte sich eegentlich allemal ieberlegen, womit daß mer zuhauen tut, aber, fügte er voll Nachsicht bei, in der Hitze hat mer daderzu mehrschtens keene Zeit. Wenn ich iebrigens wie du wäre, tät ich das Frauenzimmer kurz halten: die hat e Herze, wo unse beeden Jahrgänge bis uf den letzten Mann neingehn, mit und ohne Sporen.

Das muß wahr sin, sagte Wilhelm durchdrungen: se hat ooch ihre geheerigen Schwumse gekriegt.

Man war über die raschen Fortschritte, die die Heilung machte, allgemein erfreut: nur Suschen ging die Sache für ihre Wünsche zu schnell. Bei genauerer Betrachtung gefiel ihr der etwas derbere Husar womöglich noch besser als der nette Gefreite, und da er immer um sie und ihre Schwester herum war und zugriff, wo er irgend konnte, nicht „tapsig", wie es ein Städter getan hätte, sondern wie einer, der sich auf die Sache verstand — buttern konnte er halbe Stunden lang, ohne daß man ihm Erhitzung oder Müdigkeit ansah —, so hatte sie ganz sachte die Siebenmeilenstiefel aus ihrer Ecke wieder hervorgeholt und war mit deren Hilfe ganz unversehens bei dem Herrn Pfarrer und den nebeneinander gestellten beiden Stühlen zwischen den kugelrunden Myrtenbäumchen wieder angekommen. Ohne daß sich Robert dessen bewußt war, strömte von ihm ein nur für besonders disponierte weibliche Naturen wahrnehmbares Fluidum aus, das Suschen wider ihren Willen hypnotisierte. Hätte sie ihn ein paar Tage in unverwundetem Zustand unter den andern gesehn, würde sie ihn wahrscheinlich etwas zu hahnebüchen und zu unverfroren gefunden haben. Der gewohnten Kommißatmosphäre entrückt und durch den erlittnen Aderlaß ein wenig gedämpft, zeigte er sich von der besten Seite.

Selbst die Bauersfrau konnte nicht umhin, wenn er nicht zugegen war, gesprächsweise zu bemerken, daß er gar nicht so rüde sei, wie er ihr am ersten Tage vorgekommen wäre, und den Bauern hatte er von der ersten Stunde an für sich eingenommen. Für das, was er richtige Kerle nannte, hatte er, wahrscheinlich in erster Reihe als Arbeitgeber, eine Vorliebe, und ein richtiger Kerl war Robert, das mußte ihm der Feind lassen. Aber auf Süßholz raspeln, was doch Suschen erwünscht gewesen wäre, schien er sich nicht zu verstehn, und so kam, auch wenn die beiden allein waren, die Sache nicht einen Schritt vorwärts. Der Husar hatte so etwas „Geradezues“, Kameradschaftliches, wenn er mit ihr und Hannchen verkehrte, daß Suschen immer wieder den Eindruck hatte, der Topf lasse sich nicht, wie sie wünschte, zum Kochen aufs Feuer schieben, denn es fehle am Henkel, um zugreifen und ihn hantieren zu können. Aber es waren ja die für Vaters Geburtstag gestickten Hosenträger da; wenn sie diesmal nicht August mit deren Überreichung beauftragte, sondern die Sache selbst in die Hand nahm, so mußte, dachte sie, dem Topf doch schließlich der fehlende Henkel wachsen. Sie hatte die Sache von Tag zu Tag verschoben. Erst als der Doktor die Nadeln herausgenommen hatte, und der zur höchsten Genugtuung des Bauern ebenso wie sein Gaul prächtig herausgefütterte Husar am nächsten Morgen abreiten sollte, um auf Richtwegen sein Regiment im Manövergelände aufzusuchen, faßte sie sich ein Herz und steckte das Paketchen, von dem sie hoffte, es werde als Talisman wirken, in die Tasche. Der Zufall wollte, daß sie den Soldaten, nachdem sie sich auf dem Hof und in den Ställen vergeblich nach ihm umgesehen hatte, im Blumengarten auf demselben schnurgeraden Wege antraf, auf dem der Hofejunge dem Gefreiten und Hannchen mit seiner höchst unzeitgemäßen Bestellung in die Quere gekommen war. Sie hatte sich überlegt, was sie sagen wollte, und ihre Rede lief denn auch von Stapel wie ein braves Schiff, das erst langsam und dann schneller und schneller in sein Element gleitet. Robert hatte mit einem so gutmütigen und freundlichen Gesicht zugehört, daß Suschen gewonnenes Spiel zu haben glaubte. Sie hatte ihm gesagt, sie wolle ihm als Andenken an die auf dem Roten Vorwerk verbrachten Tage ein Paar Hosenträger schenken, die sie selbst gestickt habe, damit er manchmal an die hier verlebte Zeit zurückdenke. Sie hoffe, er werde es nicht ungern tun und auch sie dabei nicht vergessen.

Nee, Fräulein Suschen, das wer ich gewiß nich: se ham ja allemitenander mehr für mich getan, als ich verlangen konnte, ooch für meinen Braunen.

Das „allemitenander“ und das „ooch für meinen Braunen“ wollten Suschen schon nicht recht gefallen, aber wie wurde ihr erst zumute, als Robert mit der größten Seelenruhe fortfuhr: Aber Ihre scheenen Hosenheben missen se lieber einstweilen behalten un se Ihrem Schatze gehm, wenn der kimmt, was ja bei so e scheenen Mädel, wie Sie sein, nich fehlen kann. Vor mich werde sichs nich passen, wenn ich mir so e was von so en scheenen Frauenzimmer, wie Sie sein, willte schenken lassen. Das wern Se sich wohl denken können, daß ich in meiner Heemde eene habe, mit der ichs richtig gemacht habe. Wenn ich mer erscht bei den Soldaten de Hörner were abgeloosen ham, wolln mer uns ja ooch heiraten, un wenn die die scheenen Hosenträger zu Gesichte kriegte, täte se mir se uf jeden Bissen, den ich äße, zu kosten geben. Denn eifersichtig is se sehre, un in solchen Sachen verschtit se keenen Schpaß.

Er war kaum soweit gekommen, da fingen richtig die naseweisen Schellen in ihrer Trommel wieder an zu klimpern. Diesmal war es kein Hofejunge, der wegen des Gewürzkästchens kam, sondern eine der Mägde, die ein paar Blätter Petersilie für die Küche holen sollte. Herr Gott, sagte Suschen, und ich habe die Sülze

noch nich fertig gemacht — und nachdem es wieder in der Drahttrommel wie toll geklirrt hatte, waren auch schon die „scheenen" Hosenträger samt dem „scheenen" Frauenzimmer verschwunden.

Fast hätte man sagen können, es walte ein Unstern über ihnen. Denn als der Bauer sie einige Wochen später wirklich als Geburtstagsangebinde erhielt, freute er sich zwar darüber und bewunderte sie — Suschen hatte nicht wie Hannchen ein Muster mit Nelken, sondern eins mit Rosen gewählt —, aber er fand sie zum Tragen zu schön und legte sie in die Truhe, in der er auch die Patengeschenke der Kinder verwahrte und seine blaue Militärmütze mit weißem Paspel und schwarzem Streifen. Sie wären da auch wer weiß wie lange liegen geblieben und vielleicht gar den Motten zum Opfer gefallen, wenn der Webstuhl der Zeit stillgestanden hätte, und wenn nicht auch auf dem Roten Vorwerk Tage und Nächte, leichten, unhörbaren Schritts vorübergleitend, so manches gepflanzt und gereift, so manches gebleicht und geebnet und damit das herbeigeführt hätten, was man als eine neue, veränderte Sachlage zu bezeichnen pflegt.

Bei der Kirmes des Jahres hatte es zwar noch nichts Besondres gegeben: nur der Gefreite war dagewesen, und Suschen hatte nicht einmal erfahren, wer die eine war, die er schon hatte. Aber das nächste Jahr zu Pfingsten wurden beide Paare Hosenträger mit freudigen Gefühlen angelegt: ein wohlhabender Bauersohn aus der nächsten Umgebung führte die ältere Tochter des Roten Vorwerks heim, der nette Gefreite die jüngere. Suschen gefiel der, der die Hosenträger mit den Rosen trug, so gut, daß sie sich aufrichtig freuen konnte, als sie erfuhr, wer ihr Schwager werden sollte. Sie lernte auch die kennen, die Robert heiraten wollte, wenn er sich beim Militär die Hörner abgelaufen hätte, denn sie war unter den Hochzeitgästen, und Robert geleitete mit August den netten Gefreiten zwischen die beiden kugelrunden Myrtenbäumchen.

Und Wilhelm? Der hatte schon vorher Ernst gemacht, und die mit dem weiten Herzen ließ schon seit einiger Zeit als seine Frau die ihr verdienter- und unverdientermaßen zuteil werdenden „Schwumse" kaltblütig über sich ergehn, in der Überzeugung, daß sie im Grunde keine Ursache habe, ihrem Manne irgendeinen andern seines Jahrgangs vorzuziehen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der Reichskanzler in Norderney. Die Lage der Parteien. Der sozialdemokratische Parteitag. Morengas Tod. Vorläufiger Abschluß der Hauptverhandlungen der Haager Konferenz.)

In der Politik fängt man an, sich nach und nach auf den Winter einzurichten. Die Minister und Mitglieder des Bundesrats sind zum größten Teil von ihren Urlaubsreisen zurückgekehrt, bald werden die ersten größern Beratungen und Plenarsitzungen wieder aufgenommen werden, und die Vorbereitungen für die Arbeiten der Parlamente werden intensiver betrieben. Wenn der Reichskanzler selbst einstweilen noch in Norderney weilt, so kann man das sicherlich nur in sehr beschränktem Sinne als eine Erholung auffassen, denn auch diese Zeit ist angestrengter politischer Arbeit gewidmet. Gerade in der letzten Zeit hat der Reichskanzler nacheinander alle möglichen parlamentarischen Führer und andre politische Persönlichkeiten von Einfluß empfangen und mit ihnen die Lage besprochen. Wenn Fürst Bülow so die engste

Fühlung mit allen Politikern, auf deren Mitarbeit er rechnet, gewinnt, so wird er damit in der Lage sein, eine sichre Schätzung für die Aussichten seiner Politik zu erhalten. Es ist über die Maßen lächerlich, fast möchte man sagen, kindlich, wenn diese Verhandlungen in übelwollenden Besprechungen als ein Anzeichen der Verlegenheit gedeutet werden. Daß ein deutscher Staatsmann keinen leichten und bequemen Weg geht, wenn er eine „Blockpolitik“ betreiben will, d. h. ein äußeres Zusammengehen von sonst divergierenden Parteien herbeizuführen versucht, das wird Fürst Bülow schon gewußt haben, als er sich zum Bruch mit dem Zentrum entschloß. Aber daß er die Schwierigkeiten der Blockpolitik nicht unterschätzt hat, beweisen die Erfahrungen, die während der ersten Tagungsperiode des neuen Reichstags damit gemacht worden sind. Diese Schwierigkeiten sind doch in Wirklichkeit überwunden worden. Es könnte sich nur fragen, ob nicht ein gewisser Rückschlag eintreten wird, ob sich nicht der eine Zeit lang zurückgedrängte Parteiegoismus wieder stärker geltend machen wird. Das ist eine Meinung, die in einzelnen Organen der Tagespresse und in den Vorzimmern der Parteibureaus gern gepflegt wird, weil sie um die, die sie vertreten und verbreiten, einen angenehmen Schimmer von kritischem Weitblick und „unentwegter“ Grundsatzfestigkeit webt. Und da sich diese Meinung zugleich auf wirklich vorhandne Unterströmungen in den Parteien stützt, so erscheinen ihre Vertreter überdies als tief Eingeweihte. Aber gerade dieser Eindruck ist falsch. Die geringschätzige Beurteilung der Blockpolitik beruht auf einer durchaus oberflächlichen Kenntnis und Beobachtung. Man darf nicht vergessen, daß es gerade die zwingende Logik der Tatsachen ist, die für die Blockpolitik spricht. Wer diese Politik wirklich nur für ein ausgeklügeltes Verlegenheitsexperiment des Fürsten Bülow hält, der sich damit nur für die nächste Zeit über Wasser halten wolle, der stellt unbewußt dem deutschen Volk ein politisches Armutszeugnis aus, wie es schlimmer nicht gedacht werden kann. Jahrelang haben unsre nationalen Kreise darüber gejammert, daß das Zentrum die führende und entscheidende Partei war, und daß sich die Regierung mit dieser Tatsache abfand. Nun lieferte der leitende Staatsmann den Beweis, daß er den antinationalen Charakter des Zentrums kannte, indem er den geeignetsten Augenblick erfaßte, den Reichstag aufzulösen. Ob das — ganz objektiv, das heißt vom Standpunkt des künftigen Historikers betrachtet — ein „Fehler“ war, kann niemand heute schon beurteilen. Erst die Zukunft kann zeigen, ob Fürst Bülow das deutsche Volk nach seiner politischen Reife und seinen Fähigkeiten zu hoch eingeschätzt hat; denn nur in diesem Sinne kann sich vielleicht die Reichstagsauflösung als ein Fehler erweisen. Aber wenn die Geschichte vielleicht einmal später dieses Urteil spricht — die außerhalb des Zentrums und der Sozialdemokratie stehenden heutigen Parteien dürfen es nicht sprechen, ohne sich selbst zu verurteilen und ihre eignen Grundanschauungen und Bestrebungen zu verleugnen. Das Mißlingen würde auf sie selbst zurückfallen und ihre eigne Unfähigkeit sonnenklar dartun. Die Regierung hat einen bestimmten Weg gezeigt und den Willen betätigt, das Zentrum als ausschlaggebende Partei trotz seiner unerschütterten Stärke auszuschalten. Wenn nun die bürgerlichen Parteien mit Ausschluß des Zentrums den einzig möglichen Weg, dies zu erreichen, nicht beschreiten können oder wollen, dann lassen sie nicht die Regierung, sondern sich selbst im Stich. Sie selbst sind es, die dann bedingungslos vor dem Zentrum kapitulieren.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß alle hierbei in Betracht kommenden Führer der Parteien und alle ihre Mitglieder von Urteil und Erfahrung darüber klar sind. Und darum hat die Regierung in dieser Frage nicht eine schwache, sondern im Gegenteil eine ungewöhnlich starke Stellung. Aber freilich gibt es in jeder Partei intransigente Elemente — Unterströmungen, wie wir vorhin gesagt haben —,

und diese dürfen insofern nicht ganz unterschätzt werden, als sie gewöhnlich die lautesten Rufer sind und sich leicht Einfluß auf die — der Masse nach immer überwiegenden — Urteilslosen und Oberflächlichen in der Partei verschaffen. Und diesem Umstande müssen die Führer in ihrer Taktik bis zu einem gewissen Grade Rechnung tragen. Darum sieht die Sache oft schlimmer aus, als sie in Wahrheit ist. Das kann man auch an dem Parteitag der freisinnigen Volkspartei erkennen. Das Ergebnis zeigt, daß die offizielle Vertretung der Partei, sicher in Übereinstimmung mit der Mehrzahl ihrer Wähler, vollkommen begriffen hat, was die gegenwärtige Lage von ihr fordert. Und doch hielten es die Führer für notwendig, zu betonen, daß die Partei im Geiste Eugen Richters weiter wirken werde. Das sollte heißen, daß die alten Parteiziele und Grundsätze festgehalten werden sollten — etwas ganz Selbstverständliches, was aber doch gesagt werden mußte, weil die ältern Doktrinäre der Partei die Wähler ängstlich gemacht hatten, daß die Blockpolitik den Liberalismus lahmlegen und an die „Reaktion" fesseln solle. In Wirklichkeit bezeichnet ja aber der Geist Eugen Richters nicht die freisinnige Parteianschauung an sich, sondern innerhalb dieser Parteianschauung die Richtung und Methode, die durch die engherzige Übertreibung ihres verneinenden Standpunktes schließlich die besten und fruchtbarsten Ideen des Liberalismus selbst aus der Partei hinaustrieb und den Freisinn bei allen praktisch, staatsmännisch denkenden Politikern um allen Kredit brachte. Man könnte also mit vollem Recht sagen: das Ergebnis des Parteitages war eine Abkehr vom Geiste Eugen Richters und eine Rückkehr zu einem gesundern Liberalismus. Aber was lohnte es, deshalb mit den Freisinnigen zu rechten, die mit der Erinnerung an Eugen Richter eine wohlverständliche Pflicht der Pietät erfüllten? Schließlich hat jede Partei ihre besondre Konvenienz oder, wenn man will, ihre fromme Legende. Es soll hier nur daran erinnert sein, daß man die Lage nicht allein nach dem äußern Gebaren der Parteien beurteilen darf. Das wirkliche Handeln kommt in Betracht, und man kann es den Parteien überlassen, wie sie ihre Gedanken am besten in den gewohnten Parteijargon kleiden wollen.

Dasselbe gilt auch von den Konservativen. In ihren Reihen fällt manche unmutige Äußerung über den Block, der ihnen angeblich zumutet, liberale Politik zu machen. Die einsichtigen Führer wissen trotzdem, daß die Sprengung des Blocks von konservativer Seite ein schweres Verhängnis für die Zukunft der konservativen Partei bedeuten würde. Denn nichts könnte der Partei verderblicher werden als ihr Versagen bei einem nationalen Appell der Regierung und die Zurückführung der Zentrumsherrschaft angesichts der Stimmung der nationalen Mehrheit des deutschen Volkes. Diese realen Faktoren des Parteilebens wird man berücksichtigen müssen, wenn man die Aussichten der Blockpolitik beurteilen will, und deshalb darf man erwarten, daß die eingehende persönliche Verständigung des Reichskanzlers mit den Führern der im Block vertretnen Parteien und Richtungen von guter Wirkung sein wird.

In der vergangnen Woche hat sich die öffentliche Aufmerksamkeit besonders auf den Parteitag der deutschen Sozialdemokratie gerichtet, der diesmal in Essen abgehalten wurde. Dieser Parteitag zeigte nicht so bemerkenswerte Erscheinungen wie mancher frühere. Ein Schauspiel wie 1903 in Dresden wird die Sozialdemokratie ihren Gegnern wohl so bald nicht wieder bieten. Dieser Jungbrunnen hat die Genossen etwas „wasserscheu" gemacht. Aber die bürgerlichen Parteien haben alle Ursache, sorgfältige Beobachter dieser charakteristischen Lebensäußerungen der Sozialdemokratie zu bleiben. Es verstand sich von selbst, daß sich der Parteitag eingehend mit den letzten Reichstagswahlen beschäftigte. An kleinen Versuchen,

manche üble Erfahrung und unbequeme Erscheinung des Wahlkampfs zu vertuschen und zu verkleinern, fehlte es natürlich nicht. Im ganzen jedoch kann man nur sagen, daß der Berichterstatter und die ihm folgenden Redner sich in ihren wesentlichen Behauptungen an die Tatsachen hielten. Sie wiesen auf den Stimmenzuwachs hin, den ihnen die allgemeinen Wahlen gebracht hatten, und meinten, daß dieser Tatsache gegenüber die Niederlage, die sie durch den Verlust einer großen Zahl von Mandaten erlitten hätten, nicht in Betracht komme. Die darin enthaltne Warnung sollten die bürgerlichen Parteien nicht in den Wind schlagen. Es ist richtig, daß die Niederlage der Sozialdemokratie bei den letzten Reichstagswahlen keinen Rückgang der Partei bedeutet. Der Wert des Erfolges bestand darin, daß nicht die Schwäche der Sozialdemokratie, sondern die Stärke der bürgerlichen Parteien aufgedeckt wurde. Darauf haben wir schon gleich nach den Wahlen hingewiesen. Man hatte sich daran gewöhnt, aus der Zunahme der sozialdemokratischen Wahlstimmen den Schluß zu ziehen, daß das Bürgertum dieser Bewegung, solange sie nicht direkt zum Stillstand gebracht worden sei, machtlos gegenüberstehe. Bürgerliche Wähler entschuldigten ihre Gleichgiltigkeit und Pflichtvergessenheit bei den Wahlen damit, daß sich an dem Ergebnis ja doch nichts ändern lasse, und mit ähnlichen Erwägungen hat auch mancher Mitläufer der Sozialdemokratie, der durch diese Stellungnahme einer verbissenen und unzufriednen Stimmung Luft machen wollte, sein politisches Gewissen beschwichtigt. Die letzten Reichstagswahlen haben nun gezeigt, daß die bürgerlichen Parteien, wenn sie sich aufraffen und die zahlreichen Nichtwähler veranlassen, ihre Pflicht zu tun, sehr wohl in der Lage sind, die Vertretung der Sozialdemokratie im Reichstage auf die Sitze zu beschränken, die ihnen infolge eines numerischen Übergewichts der Proletariermassen in bestimmten Wahlkreisen zugefallen sind. Die Lehre für das Bürgertum lautet also: „Tut immer so eure Pflicht bei den Wahlen, und künftig womöglich noch mehr, dann seid ihr mächtiger als die Sozialdemokratie!“ Aber sie lautet nicht etwa: „Die Sozialdemokratie ist geschlagen; jetzt könnt ihr weiter schlafen!“ Die Zuversicht der Sozialdemokratie gründet sich darauf, daß die bürgerlichen Parteien bei den nächsten Wahlen wieder in die alte Schlaffheit zurücksinken, und das sollte wohl beherzigt werden.

Nicht vorübergehen sollte man auch an den Erörterungen des Parteitages über „Militarismus“. Wenn sich Bebel auch bemühte, den zuweit gehenden Phrasen und Forderungen eines tollen und überspannten Antimilitarismus entgegenzutreten, so bleibt doch von gemeinschädlichen und staatsfeindlichen Einflüssen immer noch genug übrig, um zu zeigen, daß die gelegentlichen, gemäßigt klingenden Äußerungen einzelner Sozialdemokraten über ihre Bereitwilligkeit, das Vaterland zu verteidigen, vollkommen wertlos sind. Wir gehören nicht zu den Pessimisten, die wirklich glauben, die Sozialdemokratie könne die wehrfähige Mannschaft Deutschlands in absehbarer Zeit dahin bringen, ihre Pflicht zu verweigern, wenn das Vaterland ruft. Die zwingende Macht der Tatsachen, die im entscheidenden Augenblick überhaupt keine Wahl mehr lassen, und das natürliche, gesunde Ehrgefühl des deutschen Mannes sind denn doch stärker als das hirnverbrannte Geschwätz dieser Fanatiker. Aber das ist kein Grund, die systematische Untergrabung des vaterländischen Gefühls und die „Verekelung“ der Dienstpflicht, worauf die Agitatoren eingestandnermaßen hinarbeiten, mit Gleichgiltigkeit zu betrachten. Deshalb enthalten diese Erörterungen des Parteitags eine starke Mahnung an die bürgerlichen Parteien, auf dem Posten zu bleiben und sich durch die Vorstellung eines Rückgangs dieser gefährlichen Bewegung nicht einschläfern zu lassen. Sonst können die nächsten Wahlen allerdings eine schlimme Überraschung bringen.

Alle sachlichen Beschlüsse des Essener Parteitages, soweit sie die Stellung zu bestimmten politischen Fragen betrafen, waren wiederum Dokumente für den Standpunkt völliger Verneinung und Unfähigkeit, auf dem die Partei verharrt. Zu einer so wichtigen Frage wie der Kolonialpolitik erklärte Bebel, er wisse selbst nicht, wie man sich im Zukunftsstaat dazu stellen werde. Auch was über die Frage der Landagitation gesagt wurde, sah einer Bankrotterklärung verzweifelt ähnlich. Die Behandlung der Alkoholfrage verriet eine Leisetreterei, ein Schwanken und Lavieren, das im Vergleich zu den sonstigen wilden Deklamationen dieser Vertreter des äußersten Radikalismus und der Revolution beinahe komisch wirkte. Aber was sollten die Genossen machen, wenn sie glatt und entschieden ihren besten Verbündeten, den Alkohol, verleugneten und den um die Partei verdienten Gastwirten das Geschäft verdürben? Und doch dürfen sie sich die moralische Entrüstung über das durch den Alkohol verursachte Elend als Kampfmittel nicht entgehn lassen. Als Rettung aus diesem Dilemma erscheint das mühsam herbeigeholte Moment des Klassenhasses: der reiche Alkoholiker wird von der kapitalistischen Gesellschaft gegen die zerrüttenden Folgen seiner Leidenschaft geschützt, der arme Arbeiter aber wird dem Elend überlassen. In der Variation dieses Themas gelangte man dann glücklich über die eigentliche Kernfrage hinweg.

Trotz diesen wahrhaft kläglichen Ergebnissen bleibt die Parteiorganisation selbst jedoch immer ein Punkt, in dem die bürgerlichen Parteien leider nur allzuviel noch lernen können. Auf das sozialdemokratische Nachrichtenbureau, das jetzt eingerichtet werden soll, wird man ein besondres Augenmerk richten müssen. Die Zentralisation des Nachrichtendienstes, die eigentliche Zustutzung des ganzen Materials für die Zwecke der Partei kann von sehr ernster Wirkung sein, wenngleich auch bisher an tendenziöser und einseitiger Behandlung der Tatsachen das Menschenmögliche geleistet worden ist. Diese Einseitigkeit wird künftig noch verstärkt erscheinen, und den Mitgliedern der Partei wird es immer schwerer werden, die Wahrheit zu erfahren. Es ist ein neues Stück Terrorismus, das zu dem schon bestehenden hinzutritt.

In unsrer letzten Betrachtung erwähnten wir die Nachricht, daß Morenga, der zähe Gegner der deutschen Herrschaft in Südwestafrika, seine Unterwerfung angeboten habe. Die Verhandlungen führten aber nicht zum Ziele, wahrscheinlich weil der schlaue Räuber nicht ernstlich an das Zusammenwirken der Deutschen und Engländer zur Unterdrückung seines Widerstandes glaubte. Er hat sich jedoch darin getäuscht und seinen Untergang heraufbeschworen. Bei einem Versuch, sich wieder auf deutschem Gebiete bemerklich zu machen, wurde er verfolgt und hoffte nun wieder auf englischem Gebiete Sicherheit zu finden. Aber die englische Polizeitruppe nahm nun auch ihrerseits die Verfolgung auf, und nach einem letzten Kampfe machten englische Kugeln seinem Leben ein Ende. Dieses vertrauensvolle Zusammenwirken der Deutschen und Engländer bezeichnet einen hoffnungsvollen Umschwung in der Lage der Dinge.

Im Haag hat nach einer Tagung von drei Monaten die zweite internationale Konferenz vorläufig ihren Abschluß gefunden. Ziemlich still ist man auseinandergegangen, weil das Gefühl vorherrschte, daß doch allzu viele unerfüllte Erwartungen zurückgeblieben sind. Gerade wir Deutschen aber, die wir der ganzen Veranstaltung nüchtern und skeptisch gegenübergestanden haben, können die erreichten völkerrechtlichen Abmachungen, die doch recht nützlich und wertvoll sind, um so unbefangner anerkennen. Der Hauptfehler war wohl, daß zu viele Fragen vorgebracht wurden, die für eine endgiltige internationale Entscheidung überhaupt noch nicht spruchreif waren. Daher das bei einer solchen großartig inszenierten Konferenz sehr peinlich

wirkende Mißverhältnis zwischen der Dauer der Verhandlungen und ihrem Ergebnis. Man hat auch allgemein eingesehen, daß einer neuen Konferenz, die vorläufig für das Jahr 1915 in Aussicht genommen ist, sorgfältigere Vorbereitungen vorangehn müssen. Im allgemeinen aber hat Deutschland gut abgeschnitten, und das verdanken wir dem geschickten Verhalten der deutschen Delegation und ihres ersten Vertreters, des Freiherrn von Marschall.

Zur Geschichte des deutschen Unterrichts. Das große Unternehmen, das sich „Handbuch des deutschen Unterrichts an höhern Schulen, herausgegeben von Dr. Adolf Matthias" benennt, schreitet rüstig weiter; eingehend haben wir die leitenden Gedanken sowie die ersten Veröffentlichungen über die Behandlung der Lesestücke und Schriftstücke von P. Goldscheider und über den deutschen Aufsatz von P. Geyer an dieser Stelle behandelt; seitdem sind die Deutsche Stilistik von R. M. Meyer und die Deutsche Verslehre von Franz Saran hinzugekommen, Werke, gleich bedeutsam an bahnweisenden Forschungen und neuen Gedanken wie an fruchtbaren Anregungen für einen selbständig gerichteten Lehrer, denn sie erfordern eine gründliche Arbeit und können für den Unterricht selbst nur nutzbar gemacht werden, wenn die Fülle des Neuen auf einen wohlbereiteten und empfänglichen Boden in der Seele des Unterrichtenden fällt.

Was der Herausgeber nun selbst in dem gewichtigen Bande Geschichte des deutschen Unterrichts (446 S., München, Beck, 1907, 9 Mark) bietet, ist auch für weitere Kreise von nicht geringer Bedeutung. Was allen seinen Schriften und Aufsätzen einen so hohen Reiz verleiht, das ist die klare, in sich geschlossene, freimütige Persönlichkeit; auch hier, wo er meint, er lasse nicht seinen Geist, sondern den Geist der Zeiten reden und trete selbst hinter dem historischen Stoffe zurück, verleugnet sich diese schöne Eigenart nicht; überall klingt die persönliche Note mit, d. i. die in einem kernigen Charakter wurzelnde Überzeugung und die Begeisterung für eine gute Sache, an der mitzuarbeiten des Schweißes der Edeln wie in frühern Jahrhunderten so auch jetzt nicht minder würdig ist. Der Stil und die Art des Urteilens haben so gar nichts Papiernes und Aktenmäßiges an sich, daß man allerwege den Reiz einer aus dem Herzen dringenden Rede genießt.

Es ist immer besonders fesselnd, die Entwicklung eines Gedankens oder einer Stimmung, eines Motivs durch die verschiednen Zeiten hin zu verfolgen, wie ich es z. B. mit dem Naturgefühl getan habe, und wie kürzlich Camillo von Klenze in einer sehr hübschen Publikation der Chicagoer Universität den Sinn für die Herrlichkeit Italiens in den beiden letzten Jahrhunderten bei Franzosen, Engländern und Deutschen in seinem allmählichen Werden und in seinen Wandlungen dargestellt hat. So ist es von großem Interesse, aus der Geschichte der Pädagogik gerade die Entwicklung des deutschen Unterrichts herauszugreifen, denn in dieser spiegelt sich zugleich die Entwicklung des Nationalgefühls in ihren Niederungen und in ihren Höhepunkten. Wie lange Jahrhunderte mußte das Deutsche nur Magddienste verrichten in den „Lateinschulen", und das Römische war unumschränkter Beherrscher. Kaum war dieses Joch abgeworfen, so erstand im Französischen ein neuer Tyrann, der besonders die höhern Stände bezauberte, und der unselige Krieg zertrat die Keime, die sich gerade verheißungsvoll hervorwagten. Wie bezeichnend ist die Äußerung des Rektors der sächsischen Fürstenschule St. Afra zu Meißen, Martius, aus dem Jahre 1726: „Zudem wäre billig nachzudenken, ob nicht zur Ehre der teutschen Nation und zum Nutzen der Republique die teutsche Sprache ein bischen mehr in Consideration gezogen und excolirt werden möchte"! Erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts hat das Deutsche als Unterrichtssprache gesiegt,

aber auch da noch dachte man nur vereinzelt daran, deutsche Schriftsteller in öffentlichen Lehrstunden zu lesen. Erzählte mir doch sogar Theodor Storm noch, daß zu seiner Schülerzeit auf der Husumer Gelehrtenschule eines damals noch lebenden deutschen Dichters nimmer gedacht worden sei. Das war ein ganz unbekannter Begriff; und es gibt auch heute noch verstaubte Gelehrtenseelen genug, für die nur Wert und Bedeutung hat, was durch ehrwürdiges Alter allem Zweifel entrückt und geheiligt worden ist, mag es noch so vergilbt und verwittert und leblos sein.

Vortrefflich hat Matthias seinen Stoff gegliedert; an die einzelne Periode wird ein Rückblick angeschlossen, und die Jahrhunderte werden nach den Richtlinien der Grammatik, Orthographie und Stilübungen in Oratorie, Beredsamkeit und Wohlredenheit, Poetik usw. durchmustert. Mit großer Offenheit bekennt er im Vorwort, welche Lücken sein Werk behalten mußte, und was er seinen Vorarbeitern verdankt, die er getreulich bucht; trotz ihrer Menge war ein großes Stück eigner Arbeit zu leisten, und jeder Kenner wird das Geleistete mit Freude und Dankbarkeit begrüßen. Besonders für das neunzehnte Jahrhundert und für die Gegenwart war es schwierig, die leitenden Ideen und die führenden Geister aus der großen Zahl von Reformen und Reformern herauszuheben; er sagt darum auch: „Wir und die Gegenwart treten in gebührender Bescheidenheit zurück." Er weiß aber auch, daß neben den Wortführern wie Hiecke, Wackernagel, Laas, Hildebrand usw. jene zurückgezognen Naturen, die in der Schulstube Bedeutendes geleistet haben, ohne an die Öffentlichkeit zu treten, „nicht selten weit mehr auf der Höhe der Zeiten gestanden haben als andre, welche die publizierende Feder führten und mit ihren Leistungen literarisch prunkten; sie haben die Entwicklung des Unterrichts dadurch, daß ihr Segen auf die Lernenden überging, sicherlich oft mehr gefördert als andre, die an die große Glocke zu schlagen verstanden". Doch auch manches Gedruckte, von der Zeit aber Verdrängte mußte natürlich auch dem fleißigsten Spürsinn entgehen. So liegt für mich die Sohnespflicht nahe, an meinen Vater, den Aristoteliker Franz Biese (1803 bis 1895) zu erinnern, den eigentlichen Organisator des Putbusser Pädagogiums, dessen erster Professor er von 1836 bis 1878 war; schon von Beginn der Anstalt lehrte er philosophische Propädeutik und gab 1845 ein — Johannes Schulze gewidmetes — Handbuch für diese heraus; was er in der Vorrede sagt, hat auch heute, nach sechzig Jahren, noch seine Bedeutung oder erlangt sie erst jetzt aufs neue, wo man sich wieder darauf besinnt, den Unterricht philosophisch zu gestalten. Da heißt es, so bedeutsames Material Mathematik und Naturwissenschaft für die philosophische Propädeutik darböten, so sei doch „der deutsche Unterricht von der Art, daß sich hier die Einwirkung auf das Fühlen und Denken des Schülers und somit auf seine Gesamtbildung vorzüglich geltend machen könne; hierzu kommt, daß der deutsche Aufsatz am meisten Gelegenheit bietet, zu prüfen, wieweit alles das, was durch die einzelnen Unterrichtsgegenstände im Schüler zur geistigen Existenz gekommen ist, frei von ihm reproduziert und dargestellt wird; hier tritt die subjektive Gedankenwelt, wie sie im Schüler Gestalt gewonnen hat, am entschiedensten hervor; daher es nicht bloß als wünschenswert, sondern auch als notwendig erscheint, daß der propädeutische Unterricht von dem Lehrer der deutschen Sprache erteilt werde. Die Wechselwirkung des Lebens und der Wissenschaft, welche für die Propädeutik nie aus den Augen gelassen werden darf, läßt sich hier besonders an den geistigen Produkten unsrer vaterländischen Literatur nachweisen, und es bleibt eine besondre Aufgabe für den Abschluß der Gesamtbildung unsrer Zöglinge, daß sie sich in ein immer mehr bewußtes geistiges Verhältnis zum deutschen Volk hineinleben, indem sie in der Literatur als dem Ausdruck des nationalen Geistes die wahre ideale

Heimat ihres Gemüts finden." Das sind Gedanken, die wohl wert wären, festgehalten zu werden neben denen Robert Hieckes, der, nur durch den schmalen Arm der Ostsee von meinem Vater getrennt, doch freundschaftlich mit ihm verbunden, in Greifswald wirkte. In seiner „Philosophischen Propädeutik" nimmt Franz Biese, in den Anmerkungen, immer Bezug auf die Geschichte der deutschen Dichtung; er gab auch ein „Handbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur" heraus (Erster Teil 1846, Berlin, Reimer; Zweiter Teil ebenda 1848). Doch das Größte wirkte er durch seinen Unterricht (Deutsch neben Griechisch); er eilte damit weit seiner Zeit voraus; wer das Glück hatte, zu seinen Füßen zu sitzen, wird es nimmer vergessen; von seinem Geiste ist denn auch manches in das „Deutsche Lesebuch" meines Bruders Reinhold Biese übergegangen, und ich glaube, seines Geistes Hauch weht auch in meinen Büchern „Pädagogik und Poesie"*); jedenfalls danke ich ihm immer noch im Geiste, wenn mir eine deutsche Stunde in Prima besonders gut gelungen ist.

Doch, um nach dieser wohl verzeihlichen Abschweifung auf das treffliche Buch von Matthias zurückzukommen, will ich nur noch hervorheben, welche Fülle von Winken, Anregungen, Mahnungen, Warnungen und Belehrungen die Schlußbetrachtungen bieten. Das ganze Buch ist von schönster Pietät gegen die Leistungen der großen Vorgänger und Vorbilder erfüllt und trägt an der Stirn wie am Schlusse das Wort:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Alfred Biese

Der Degen Friedrichs des Großen. Am 17. Juni 1807 wurde der von Napoleon in Potsdam mitgenommene Degen Friedrichs des Großen mit besondrer Feierlichkeit dem Hôtel des Invalides übergeben. Über das Schicksal dieser Trophäe ist man lange im Zweifel gewesen. Der Eclair, eine der am besten redigierten französischen Zeitungen, hat schon früher einmal diese Frage behandelt; in der Nummer vom 15. Juli d. J. geht er noch einmal darauf ein und sucht das Schicksal des Degens endgiltig festzustellen. Noch 1871 glaubten die Deutschen, der Degen sei nicht beseitigt worden; denn am 15. Februar verlangte Moltke, daß alle den deutschen Truppen in frühern Kriegen abgenommenen Trophäen, namentlich der Degen, das Ordensband und die Schärpe Friedrichs des Großen, ausgeliefert würden. Diese Gegenstände waren aber nicht mehr vorhanden; sie waren, wie jetzt feststeht, schon 1814 in der Nacht des 30. März mit allen erbeuteten Fahnen zerstört worden. Der damalige Gouverneur des Invalidenhotels war der Marschall Sérurier, der durch den Minister Clarke entsprechende Befehle erhalten hatte. Die jetzt erst bekannt gewordne Antwort Séruriers vom 30. März 1814 lautete: „Ich habe alle Mittel versucht, den Degen Friedrichs und die Fahnen vor der Wegnahme zu sichern. Ich glaube, ich kann nichts besseres tun als sie nach Versailles schicken, falls sie heimlich nach Caen geschafft werden sollen; sie werden abgehn, sobald sie eingepackt sind, wofern nicht ein andrer Befehl von Eurer Exzellenz eintrifft. Sollte ich durch die Zeit zu sehr gedrängt werden, so würde ich alles verbrennen." Aber schon am Abend war die Straße von Paris nach Versailles durch die Verbündeten besetzt, und Sérurier schrieb sogleich an den Minister: „Wir können die Trophäen, die wir besitzen, nicht retten. Ich weiß kein andres Mittel, als sie zu verbrennen, und zwar so, daß nicht eine Spur übrig bleibt." Der Befehl zu dieser

*) Eine Freude und eine Dankespflicht war es mir gewesen, ihm zum achtzigsten Geburtstage „Die Entwicklung des Naturgefühls" und zum neunzigsten „Die Philosophie des Metaphorischen" zu widmen.

Zerstörung wurde dem General Darnaud übergeben. Dieser hatte jedoch Bedenken und schlug vor, man möchte die Hälfte der Fahnen in seiner Wohnung und in den leeren Grabstätten des Doms verbergen und den Rest möglichst ostentativ verbrennen; aber sein Vorschlag wurde nicht angenommen. Die Invaliden selbst mußten bei der Verbrennung Hand anlegen, obgleich sie dagegen protestierten. Pleurez, mon ami, sagte Darnaud zu einem, der selbst eine Fahne erbeutet hatte, mais obéissons! Der Adjutant Vallerand war beauftragt worden, den Degen und die Insignien Friedrichs des Großen zu vernichten. Er zerbrach die Waffe in drei Stücke und warf sie in die lodernden Flammen.

Schon am nächsten Tage rückten die Verbündeten in Paris ein, und ein von Kaiser Alexander geschickter Adjutant kam in das Invalidenhotel und verlangte, die Standarten zu sehen. Darnaud antwortete, daß damit nach Kriegsgesetzen verfahren worden sei. Einige Tage später, am 6. April, verlangte der Gouverneur von Sacken eine genaue Auskunft über den Verbleib der Trophäen, und Darnaud gab unter seinem Eide an, daß sie verbrannt worden seien: L'aide de camp que j'avais envoyé deux fois supplier le Maréchal Sérurier de ma part, revint m'apporter un ordre écrit et impératif, de faire brûler et détruire ces objets si précieux pour la gloire de la Nation française. Cette destruction eut lieu aussitôt, en présence de tous les invalides qui pleuraient sur la perte de ces précieux monuments de leur courage et de leurs victoires.

So verschwanden mit dem Degen Friedrichs des Großen die Trophäen der Siege von Denain, Fontenoy, Jemappes, Fleurus, d'Arcole, Abukir, Zürich, Marengo, Hohenlinden, Austerlitz, Wagram, Tarragona usw. Im Museum von Versailles hängt ein Gemälde, das der Maler Dufrenne 1855 im Salon ausgestellt hatte, und auf dem dieses Autodafé dargestellt ist. Vallerand kniet neben dem Scheiterhaufen und ist im Begriff, den Degen Friedrichs des Großen zu zerbrechen. Nur der Degengurt blieb von dem Feuer verschont. Der General Darnaud schenkte ihn der Frau des Gartenchefs im Invalidenhotel, und diese machte sich daraus eine Art von Gürtel — das hätte der alte Fritz wohl niemals für möglich gehalten. Die Asche und die unverbrennbaren Reste der Trophäen sind in die Seine geworfen worden; dort liegt also noch der Degengriff der Waffe Friedrichs des Großen. E. G.

Bücher der Rose. Unter diesem etwas romantisch anmutenden Gesamttitel beabsichtigt der rührige Verlag von W. Langewiesche-Brand in Düsseldorf eine Serie altbewährter Bücher zum Einheitspreise von 1 Mark und 80 Pfennig herauszugeben, Bücher, die Anspruch darauf erheben, in jedem deutschen Hause als gute Freunde und alte Bekannte die beste Aufnahme zu finden. Die ersten drei Bände der Sammlung liegen uns vor: „Alles um Liebe, Goethes Briefe aus der ersten Hälfte seines Lebens", „Vom tätigen Leben, Goethes Briefe aus der zweiten Hälfte seines Lebens", und die Jugenderinnerungen eines alten Mannes von Wilhelm von Kügelgen. Die beiden Bände Goethischer Briefe können und wollen nicht als eine vollständige Sammlung gelten, sondern als eine neue Fassung von Goethes Lebensroman, zusammengesetzt aus den wertvollsten, menschlich interessantesten seiner Briefe, ergänzt durch Briefe andrer an und über ihn, durch knapp gehaltene, fortlaufende biographische Notizen und sachlich erläuternde Anmerkungen. Nach des Herausgebers Wunsch sollen die beiden Bände nicht nur „den Wenigen eine willkommne Reminiszenz, den Vielen eine beglückende Offenbarung" sein, sondern auch ein Kraftquell für alle, denen heute in unvergleichlich bescheidnerer Leistung „die Kniee zusammenbrechen möchten".

Die „Lebenserinnerungen eines alten Mannes“ bedürfen keiner Empfehlung mehr, sie sind mit ihrer kernhaften deutschen Art, ihrer köstlichen Mischung aus Gemüt und Humor, ihrer Fülle kultur- und kunsthistorischer Einzelheiten längst ein Lieblingsbuch unsers Volks geworden. Die vorliegende Ausgabe bietet jedoch wesentlich mehr als die bisherigen: sie ist um eine große Anzahl vortrefflicher Reproduktionen authentischer Bildnisse, Veduten und Kunstwerke bereichert, von denen manche hier zum erstenmal weitern Kreisen zugänglich gemacht werden. Und was solche Bilderbeigaben bei der Biographie eines Künstlers zu bedeuten haben, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden.

Der Text ist bei allen drei Bänden tadellos, Papier und Druck vorzüglich, und bei der Wahl der Lettern scheint auf schwache Augen besondre Rücksicht genommen worden zu sein. Man fragt sich im stillen, wie der Verlag bei einer solchen Ausstattung auf seine Kosten kommt, denn wenn auch die Autoren hononarfrei sind, so werden Papierlieferant, Drucker und Buchbinder doch schwerlich aus purer Begeisterung für diese literarischen Schätze auf materiellen Gewinn verzichtet haben.

J. R. H.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 4. Vierteljahr ihres 66. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Unsre Leser machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.

Leipzig, im September 1907 **Die Verlagshandlung**


32101 045357702

